

71-1-279/
116

Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,

k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone,
Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Dritte verbesserte Auflage.

Sechzehnter Band.

Der Umsturz des französischen Thrones. Die September-
morde. Der Convent. Der Königsmord und seine Folgen.
Der Krieg mit Europa. Napoleons Jugend.



Graz und Leipzig.

Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung „Styria“

k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

1895.

Alle Rechte vorbehalten.

Koupl od	~
Darem od	Mst. pro mch. hosp.
v	Bme za Kčs -
Inv čis:	37.054
Sign:	

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA	A
PRÁVNICKÉ FAKULTY V	
STARÝ FOND	0692
Č. inv.:	

Vorwort.

Die Zeit, welche der vorliegende Band umspannt, ist kurz, aber reich an schwerwiegenden, lehrreichen, ergreifenden Ereignissen; einige waren das Entsetzen jener Zeit und werden Jahrtausende lang in der Erinnerung der Menschheit fortleben.

Das Morgenroth der Hoffnung von 1789 auf ein goldenes Zeitalter allgemeinen Glückes, sobald Frankreich eine freiheitliche Verfassung habe, hat sich schnell in ein verheerendes Donnerwetter verwandelt. Zwar ward die Verfassung 3. September 1791 vollendet und angenommen, allein sie ertheilte dem König nur ehrenden Schein, aber keine wirkliche Macht, sie band ihm die Hände, er konnte das Gute, das er redlich anstrebte, nicht bewirken. Sie wollte alles bisherige Leben auflösen und die Menschen in den von Rousseau exträumten glücklichen Naturzustand zurückführen, „wo er weder Gemeiner, noch Adelig, weder Arbeiter noch Arbeitgeber, weder Jude noch Christ, noch Atheist, weder Vorgesetzter noch Untergebener ist, wo er von keiner Macht abhängig ist und, wenn er mit anderen ein Bündnis schließt, seine Rechte als Freier voranstellt.“¹⁾ — Der Armensch, wie ihn Rousseau träumt, hat nie existiert. „Ubi homines sunt, modi sunt“, sagt der Engländer Bacon viel richtiger. Alles Mißgeschick der Menschheit leitet der Franzose jener Zeit davon ab, daß der Armensch durch Lüge, Betrug, Gewalt verkümmert, verknechtet worden sei, und will die Armenschheit in seiner Heimat damit herstellen, daß es in Frankreich keine Bretonen, Normannen, Vendéer, keine Flanderer, Auvergnaten, Elsäßer, Burgunder, Provençalen und dergleichen, sondern nur Franzosen geben solle, daß es keine Adelligen, Bürgerlichen, Hörigen, sondern nur Gemeinfreie geben dürfe, daß alle Bekenntnisse geduldet werden müssen, daß jeder Franzose Zutritt zu allen Ehren und Ämtern habe. Wenn nur auch jeder die Befähigung, die nöthigen Erfahrungen und Kenntnisse von der Eigenthümlichkeit dieser verschiedenen Volksstämme besäße, in

¹⁾ Taine, La France contemporaine, III, La Révolution, p. 81—88.

denen viele tüchtige, geistreiche Männer bisher thätig waren und eine große Menge von Erfahrung, Bildung, Hochsinn staken! All das galt nicht, denn die bisher wegen der Verdienste oder der Macht ihrer Vorfahren Bevorzugten verlieren mit einem Gewaltspruche ihre Rechte ohne irgend eine billige Entschädigung: aber sie sind jetzt nicht gleich den bisher Unterworfenen, sondern diese Neulinge im Rechtsleben berauben die bisher Bevorrechteten nicht bloß ihrer Vorrechte, sondern auch ihrer Menschenrechte, treten sie zu Boden, berauben, knebeln sie, verbannen und erschließen oder guillotinierten sie, wenn sie in die Heimat zurückzukehren wagen, sie sind jetzt niedergedrückt ohne Rücksicht auf die Bedingungen, unter denen ihre Vorfahren sich Frankreich anschlossen, ohne Rücksicht auf die Verdienste ihrer Vorfahren. Was bisher oben war, ist jetzt unten, was bisher unten war, ist jetzt oben, aber ohne die Milde und Feinheit der früheren Herren, die Mitleid für das Unglück als ein Zeichen echten Adels ansahen.

War die Behandlung des Adels ungerecht, so nicht minder die des Clerus. An der Civil-Constitution schloß der Bürgerkrieg sein Messer. Ein arger Mißgriff war, daß die National-Versammlung die Güter des Clerus zur Verfügung der Nation stellte, statt das Angebot desselben anzunehmen, die Nationalschuld zu tilgen gegen Wahrung seiner Rechte: er verstand das Finanzwesen und hatte Credit bei den Geldmännern. Die Staatsschuld war damals noch nicht zu groß, aber die Versammlung hielt es für besser, die Güter des Clerus zu confiscieren, zu veräußern und Assignaten darauf hinauszugeben, — anfangs nur für 400 Millionen. Aber diese Art sich zu helfen war so leicht, daß im Februar 1793 schon für 3000 Millionen Assignaten ausgegeben und nur noch 20 Millionen im Rückstande waren. Man mußte jetzt, um sich zu helfen, die Güter des Malteser-Ordens und die der geistlichen Stiftungen veräußern. — Für die liegenden Güter, die ein Fünftel der Äcker, Wiesen und Wälder Frankreichs ausmachten, wurden zwar anständige Besoldungen aus der Staatscasse versprochen, das Versprechen aber nur kurze Zeit gehalten. 75.000 Geistliche waren damit in das Elend hinausstoßen. Das Verfahren war umso grausamer, als der Clerus sehr patriotisch gesinnt war.

Man kann den Druck einen unerhört grausamen nennen. Und doch hatte der Clerus ihn nicht verdient; er ist zuerst bitter verleumdet, dann maßlos mißhandelt worden; er wird noch heute oft in Büchern verleumdet. Umso gerechter ist Tocqueville, der über das vorrevolutionäre Frankreich so gründliche Studien herausgegeben hat. Er sagt: „Ich glaube nicht, daß die Welt jemals einen bemerkenswerteren Clerus aufzuweisen hatte, als den katholischen Frankreichs vor der Revolution, wohl keinen, der so aufgeklärt und patriotisch, so wenig auf bloß persönliche Tugend beschränkt, so sehr durch öffentliche Tugenden ausgezeichnet und dabei so gläubenseifrig war.

Ich bin voll Vorurtheilen an das Studium der vorrevolutionären Gesellschaft geschritten und habe dasselbe voller Hochachtung beendet.“¹⁾ Taine, der kein Katholik, aber gründlich ist, bemerkt zu diesen Worten: „Auch wir sind nach sorgfältigen Forschungen zu denselben Schlußfolgerungen gelangt, wie Tocqueville“,²⁾ und hebt hervor, daß die Geistlichen meist aus guten Familien stammten, daß diese Familien vor der Revolution weit mehr Kinder hatten, als im jetzigen Frankreich, und zwar gelte dies nicht bloß von Bauern, sondern auch vom kleinen Adel und von der guten Bourgeoisie.³⁾ Die Folge war, daß jede Familie sehr gerne einen Sohn für den geistlichen Stand bestimmte. Die Jünglinge widmeten sich demselben umso lieber, weil er mehr Lockungen darbot und mit weniger Unannehmlichkeiten verbunden war, als heutzutage. „Denn der Clerus bildete noch keinen Gegenstand des Mißtrauens und der Feindseligkeit der Demokratie, wie heutzutage, wo mit dem Entschlusse, in diesen Stand einzutreten, die Aussicht auf ein Leben in Verkennung und Armut verknüpft ist.“ Der Geistliche war sicher, auf der Straße von den Arbeitern und Bauern begrüßt zu werden; mit der Bourgeoisie seines Wohnortes stand er auf so gutem Fuße, daß er fast zur Familie gehörte. Er konnte darauf rechnen, lebenslänglich auf seinem Posten zu bleiben, ein friedliches, an Ehre und Beliebtheit reiches Leben zu führen und vom Wohlwollen des Publicums getragen zu sein. Andererseits war er weniger abhängig als seine Standesgenossen in unserer Zeit. Sein Einkommen war nicht groß, aber sicher, es beruhte auf Gütern und Stiftungen; sein Unterhalt hing also nicht von Budgetverlegenheiten oder den Launen eines Großen ab oder vom üblen Willen der Civilgewalten, oder von einem bösen Polizeibericht. War er einmal Pfarrer oder Domherr, so konnte er gegen seinen Willen nur durch das Urtheil des geistlichen Gerichtshofes suspendiert oder abgesetzt werden. Der Priesterweihe gieng ein neunjähriges Studium voraus, aus welchem tüchtige Logiker und namhafte Gelehrte hervorgiengen. Taine meint: „Welcher andere Mensch, der studiert hat und lateinisch weiß, würde sich dazu verstehen, für 300—600 Francs jährlich als Junggeselle einsam und allein inmitten einer armen Bauernbevölkerung in Armut zu leben. Das thaten nur die Priester; das Wesen ihres Berufes söhnte sie mit dem materiellen Elend ihrer Stellung aus. Sie waren Religionslehrer, Sittenrichter, Wohlthäter, geistliche Rathgeber; sie predigten eine zugleich tröstliche und ernste Weltanschauung. — Dem Adel des Berufs entsprach im großen und ganzen der Adel des Charakters; sie litten freiwillig für das, was sie als wahr ansahen.

¹⁾ L'Ancien Régime et la Révolution par Tocqueville, p. 169.

²⁾ Taine, Les origines de la France contemporaine, 1884. La Révolution, t. III, Le gouvernement révolutionnaire, p. 40 f.

³⁾ Les enfants étaient nombreux alors, non seulement chez les paysans, mais encore dans la petite noblesse et dans la bonne bourgeoisie, p. 410. Das gilt für die Zeit, da die Ehegesetze noch streng waren.

Fast alle, ob groß oder klein, haben ihren eigenen Vortheil, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt dem Gedanken an ihre Standeswürde und die Gebote ihres Gewissens untergeordnet. Sie ließen sich berauben, verbannen, einkertern, martern, hinrichten, wie die Christen der Urkirche, und wie bei diesen hatte ihre unbezwingliche Milde zur Folge, daß ihre Henker erlahmten, ihre Peiniger ermatteten und daß auch diejenigen, welche das achthzehnte Jahrhundert überlebten, gestehen mußten, daß sie glaubenstreue, verdiente und beherzte Männer waren.“¹⁾

Trotz aller Mißgriffe blieb doch die constituierende Versammlung, die vom 4. Mai 1789 bis 30. September 1791 tagte, in einem gewissen Ansehen wegen der vielen Männer von hohem Talent, wegen der Größe der Namen und ihres Besitzes. Anders stand es mit der Legislativen, die vom 1. October 1791 bis 20. September 1792 tagte. Unter ihren 750 Mitgliedern waren die meisten nicht über dreißig Jahre alt, ohne Geschäftserfahrung, ohne namhaftes Vermögen. Die Pariser spotteten, daß diese Herren alle zusammen nicht über 300.000 Francs an Einkommen bezögen, und ihr ganzes Reisegepäck aus einem Regenschirm und einem Paar Überschuhen bestehe. Sie waren redselig, 450 Advocaten darunter und 20 Priester, die den Civileid geleistet hatten und von den strengen Katholiken als Abtrünnige betrachtet wurden. Sie hatten zwar die Verfassung beschworen, waren aber geneigt, die Republik hinzunehmen, wenn das Volk den Thron umstürze; sie schwelgten in Erinnerungen an das, was sie am Gymnasium von den Republiken Athen, Sparta und Rom gelernt hatten, und besaßen weder eine genaue Kenntniss des Alterthums, noch Frankreichs. Es fehlte an staatsmännischer Besonnenheit und Ruhe und Würde. Beifall der Gallerie war der süßeste Lohn des Redners; es kam aber auch vor, daß die Gallerie einem Redner Schweigen gebot, wenn ihr seine Rede nicht gefiel. Mit Dringlichkeitsanträgen wurden Beschlüsse erpreßt. Der Mehrzahl war jede Schranke zuwider; man konnte Stellen aus Rousseaus „Neuer Heloise“ als Beweiscitieren hören. Man hat die Versammlung eine Schule der Declamation und der Überspanntheiten genannt. Die Pariser machten sich wenig aus der Legislativen. Die Bourgeoisie war der Revolution, des Dienstes in der Bürgerwehr, des Zeitverlustes bei den Wahlen schon überdrüssig, sie wollte Ruhe, denn die Geschäfte stockten; sie hing am König, nie war Ludwig beliebter, als seitdem er die Verfassung beschworen hatte und sich redlich an sie gehalten hat; er hoffte, daß sich die Gemüther allmählich beruhigen würden und daß man seine guten Absichten anerkennen werde.

Da kam aber der Krieg, den die Versammlung unter Leitung ihres diplomatischen Dilettanten Brissot herausgefordert hatte, und regte den

¹⁾ Taine, l. c. III, p. 415--416.

Stolz und die Wildheit in den Franzosen auf, und der Gewalt bemächtigte sich eine Partei, neben welcher keine Monarchie bestehen konnte, und schlug mit einer Schlaueit und grimmigen Thatkraft Frankreich in ihre Bande, die an die Zeloten in den letzten Zeiten des jüdischen Staates erinnert. Der Thron ward umgestürzt und der Convent trat zusammen, der ein so entsetzliches Andenken hinterlassen hat.

Soeben wurde ein Buch von Frauenhand über die Ereignisse vom 5. October 1789 bis zum 2. September 1792 herausgegeben,¹⁾ das wie eine Zeugin erscheint, die aus dem Grabe aufsteht, um über verschiedenartig erzählte und gedeutete Ereignisse die einfache Wahrheit zu sagen, die sie selber erlebte. Die Verfasserin ist keine geringere, als die Tochter Ludwigs XVI., welche die französische Antigone genannt wird und von der Napoleon rühmte, sie sei der einzige Mann unter den Bourbonen. Chateaubriand sagte von dieser frommen Prinzessin, jedes Herz sei gepreßt beim Gedanken an sie, ihre Leiden hätten eine Höhe erreicht, daß sie eine der Größen Frankreichs wurde. In die Tiefe dieser Seele habe der Himmel einen Schatz von Großmuth und Frömmigkeit niedergelegt, welche das Übermaß des Unglücks nicht habe erschöpfen können. Geboren 1778, wurde sie in Versailles erzogen. Wie in Ahnung der Zukunft sagte ihr Ludwig XVI. zur ersten Communion: „Gedenke immer, daß die Religion die Quelle des Glückes und unsere Stütze in den Leiden ist; glaube nicht, daß du gegen diese sicher bist. Du bist noch sehr jung, hast aber deinen Vater doch schon mehr als einmal betrübt gesehen.“ Was es für Schmerzen gebe, erfuhr Madame Royale, wie sie am Hofe hieß, zuerst, als der König von den Weibern aus Versailles nach Paris abgeholt wurde und man die Köpfe der erschlagenen Gardes-du-Corps vor dem Wagen hertrug, in welchem die königliche Familie fuhr. Sie erlebte dann die Schmach des 20. Juni in den Tuileries und den Umsturz des Thrones am 10. August und war vom 13. August 1792 bis 18. December 1795 Gefangene im düsteren Templethurm; sie verlor Vater, Mutter, Bruder und ihre edle Schützerin Madame Elisabeth und ertrug alle Angst vor Mißshandlung, alle Leiden harter Gefangenschaft, alle Noheiten fanatischer Wärter wie durch ein Wunder sittlicher und physischer Kraft und war im siebzehnten Jahre ein Ideal der Schönheit; ein Porträt aus jener Zeit zeigt feine, edle Züge von seltenem Reiz. Bei Basel wurde sie 1795 gegen Rückstellung der durch Dumouriez überlieferten Conventsmänner an die Österreicher übergeben.

In ihrem Gefängnisse las man von ihr mit einem Nagel eingekratzt die

¹⁾ Journal de Marie Thérèse de France, Duchesse d'Angoulême, 5 Octobre 1789 — 2 Septembre 1792, corrigé et annoté par Louis XVIII. Journal entièrement inédit, publié par les soins de la famille Hue. Introduction par le Baron Imbert de Saint-Amand, Paris, librairie Fermin Didot & Cie. 8°. 167 S.

Worte: „Marie Theresie ist das unglücklichste Wesen der Welt. Sie kann keine Nachrichten bekommen von ihrer Mutter, nicht einmal mit ihr vereinigt werden, obgleich sie tausendmal darum gebeten hat. Möchte doch meine gute Mutter, die ich so sehr liebe, noch leben, könnte ich doch Nachrichten von ihr bekommen. O, mein Vater! wache doch über mich von der Höhe des Himmels! O mein Gott, verzeihe denen, welche meine Eltern umbrachten.“ — In Wien ward Marie Theresie am Hofe wie ein Mitglied der Dynastie gepflegt, geehrt und geliebt, 1797 in Miletan mit dem Sohne Karls X., dem Herzog von Angoulême, vermählt.

In den letzten Tagen ihres Aufenthaltes im Temple schrieb sie, als ihre Gefangenschaft erleichtert wurde, die Erzählung¹⁾ der Ereignisse im Temple vom 13. August 1792 bis zum Tode des Dauphin Ludwigs XVII., welche in der Memoiren-Sammlung von Herville und Barrière erschienen ist. Saint-Beuve, der geniale Kritiker, sagte darüber: „Der Stil ist einfach, fehlerfrei, genau, ohne ein Wort zu viel, ohne eine Phrase, wie er fließt aus einem tiefen Herzen und einem gesunden Geist, der ganz aufrichtig von wahren Schmerzen spricht, von unsäglichen Schmerzen, die alles übertreffen, was man sagen kann. Sie vergißt sich dabei selber ganz vollständig und soviel sie ohne Bitterkeit vermag. Jeder Parteigeist, wenn man dies liest, wird entwaffnet und verliert und macht nur tiefem Mitleid und hoher Bewunderung Platz. Milde, Frömmigkeit und Seelenreinheit beleben diese Blätter der mißshandelten Prinzessin.“

In Miletan dictierte Marie Theresie ihrem Oheim, Ludwig XVIII., den Bericht über die Zeit vom 5. October 1789 bis zum 13. August 1792. Dieser erste Theil hat dieselben Vorzüge wie der zweite und erscheint zum erstenmale hier gedruckt. Jedes Wort ist correct, jeder Satz schwermiegend wie ein Marmorquader. Das von der Hand des Königs geschriebene Manuscript ist noch vorhanden; einzelne Sätze haben unten Anmerkungen von seiner Hand. Die Angoulême schenkte das Manuscript der Gattin des treuen Dieners Hue, dem Ludwig XVI. in seinem Testamente seinen Sohn empfiehlt. Wir kommen in einem nächsten Bande darauf zurück.

Für die Besorgung des Namen- und Sachregisters zu diesem Bande und den beiden vorangehenden sage ich Herrn Professor Wockenhuber den geziemenden Dank.

¹⁾ Recit des événements arrivés au Temple depuis le 13 Août 1792 jusqu'à la mort du Dauphin Louis XVII.

Graz, 23. December 1894.

Dr. I. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der Umsturz des französischen Thrones am 10. August 1792	1—126
Die Föderierten	1
Die Marsseiler und die Marzeillaise	5
Anderer Vorboten des Sturmes	15
Neue Fluchtpläne	21
Bétton fordert die Absetzung des Königs	24
Dictatur und Unfreiheit	29
Rüstung zum Kampfe und Stärke der Parteien	35
Die Nacht vom 9. auf den 10. August. Nochmals der tugendhafte Bétton	38
Entscheidung in den Tuilerien	47
Der König verläßt das Schloß und begibt sich in die National-Versammlung	52
Der Kampf in den Tuilerien	56
Die gesetzgebende Versammlung. Die Enthebung des Königs	64
Ein neues Ministerium. Vernichtung der Schweizer	67
Der Lohn der Sieger	72
Die Commune und die National-Versammlung	85
Was geschieht mit dem König und seiner Familie?	87
Das Tribunal vom 17. August 1792	94
Wie das Land und die Armee den Umsturz des Thrones aufnahmen. Safahette	105
Die Septembermorde	126—242
Die Vorbereitungen. Hausdurchsuchungen in Paris am 29. bis 31. August	126
Neuer Streit zwischen Commune und National-Versammlung	132
Plan und Urheber der Septembermorde	138
Die Commune siegt	147
Die Morde in der Abtei. Abbé Sicard	150
Der Mord der Priester im Kloster der Karmeliter am 2. September	159
Wieder Morde in der Abtei	162
Journier-Saint-Méard	169
Morde in der Conciergerie, im Châtelet, in Dicitre, in der Salpêtrière	173
Die Morde im Gefängnisse La Force	175
Sichtblicke in dunkler Zeit	185
Die Zahl der Opfer der Septembermorde	190
Septembermorde in anderen Städten Frankreichs	192
La Rochefoucauld. Adrian Dupont	197
Mord der Staatsgefangenen von Orleans in Versailles	198
Die Septembermorde, ihr Lohn, ihr Ende	203
Raub in Paris	211
Wie sprachen sich die Zeitungen in Paris über die Septembermorde aus?	214
Das Schicksal der verbannten Priester	218
Die Wahlen für den Convent	223
Das Ende der legislativen Versammlung	229

	Seite
Der Convent	243—281
Die Stellung der Parteien	243
Marat	257
Wieder die Parteien im Convent	261
Die Presse der Jakobiner und Girondisten. Wieder die Commune	264
Eine Wache für den Convent. Ausschluß der Girondisten aus dem Jakobinerclub	270
Brissot und die Jakobiner	277
Die Pressfreiheit der Jakobiner	277
Der Krieg im Spätjahre 1792	282—379
Dumouriez im Argonnerwalde	282
Die Preußen in Verdun	286
Die Kanonade bei Valmy	289
Unterhandlungen	295
Rückzug der Deutschen. Die Emigranten	305
Betrachtungen über den Feldzug in der Champagne	308
Dumouriez in Paris	313
Marat und Dumouriez	318
Custine erobert Mainz und besetzt Frankfurt	322
Montesquieu erobert Savoyen	331
Die Fändel in und mit Genf	335
Savoyen wird mit Frankreich vereinigt	342
Eroberung von Nizza. Pläne gegen Rom	345
Das übrige Italien. Spanien	349
Die Belagerung von Gille	351
Dumouriez Feldzug gegen Belgien. Die Schlacht von Jemappes	353
Neuerungen in Belgien	366
Der Convent in Belgien	369
Die Beschlüsse vom 15. December 1792	376
Der Prozeß des Königs und der Parteikampf während desselben	380—576
Die königliche Familie im Temple	380
Das Parteitreiben in Paris	392
Louvet klagt Robespierre an	398
Folgen der Anklage Louvets. Die Föderierten	403
Wie Robespierre sich vertheidigt	407
Steigendes Ansehen Robespierres	414
Die Föderierten. Die Lebensmittelfrage. Unruhen	419
Anklage des Königs. Der Bericht Balazés und Mailhes	427
Die ersten Verhandlungen	432
Die Papiere des eisernen Wandschrankes	441
Anklage und Verhör des Königs vor dem Convent 11. December	446
Der König wieder im Temple. Die Rechtsbeistände. Commune und Convent	455
Die Commune und Minister Roland und seine Gattin	460
Der Antrag auf Verbannung der Familie Orleans	462
Die Vertheidigung des Königs vor dem Convent am 26. December 1792	467
Das Testament Ludwigs XVI.	477
Der Convent	481
Die Berufung an das Volk über das Schicksal des Königs	485
Die Rede Vergniauds für die Berufung an das Volk	495
Gegenschlag. Anklage der Gironde. Barrères Schlußrede	504
Versuche, den König zu retten	512
Die Stellung der Fragen im Prozeß des Königs	523
Die Abstimmung über die erste Frage	525
Abstimmung über die zweite Frage	526
Abstimmung über die dritte Frage	528
Die Verhandlungen über den Aufschub der Hinrichtung	540
Die letzten Stunden des Königs im Temple	549
Die Erbstung der Religion	559
Der Mord des Königs	564
Urtheile über den Königsmord	573

	Seite
Die Folgen des Königsmordes	577—598
Der Berg bedrängt die Gironde	580
Die Noth an Lebensmitteln in Paris	583
Communistischer Auflauf am 23. Februar 1793. Anklage Marats	586
Streit mit dem Papst. Angriff auf Sardinien	593
Napoleon Bonapartes Jugend und erstes Auftreten (1769—1793). —	—
Corfica fällt von Frankreich ab	599—625
Der Krieg Englands mit Frankreich	626—640
Frankreichs Heer und Finanzen. Der Staatsbankerott wird nothwendig. Berathung mit Dumouriez	626
Bruch zwischen Frankreich und England	632
Register	641—659

Der Umsturz des französischen Thrones am 10. August 1792.

Die Föderierten.

Braunschweigs Manifest wurde 30. Juli im Jakobinerclub in Paris verlesen und erweckte mit seinen Drohungen maßlosen Haß, den Ludwig XVI. zu kosten bekam von den Häuptern der Bewegung.

Der Sturz des Königs war beschlossene Sache. Diejenigen, welche denselben herbeiführten, haben nachher miteinander vor der Öffentlichkeit gestritten, wer am meisten dafür gethan habe. Aufstand
be-
schlossen.

Pétion nahm später den Hauptantheil für sich in Anspruch; er schrieb: ¹⁾ Pétion.
„Den Männern, welche sich den Ruhm des 10. August angeeignet haben, gehört derselbe am wenigsten, sondern denen, welche diesen Tag vorbereiteten; er gehört der unbezwinglichen Natur der Dinge, er gehört den tapferen Föderierten und ihrem Directorium, welches den Plan zum Aufbruch schon längst vorbereitet hatte.“ — Dann schreibt er wieder: „Ich sah die Nothwendigkeit eines Aufstandes ein, nur das machte mir Schwierigkeit, den Zeitpunkt zu bestimmen, denn dieser war entscheidend und erforderte die ernsthafteste Überlegung: man mußte kluge Maßregeln treffen, die unfehlbar wirkten; man mußte einander recht verstehen, um nicht im Kampfe zu erliegen, um nicht die Freiheit und das Schicksal einer ganzen Nation auf eine unvorsichtige Weise in Gefahr zu setzen.“

Das Directorium der Föderierten war bei den Jakobinern gebildet worden, und man muß wohl zwischen Föderierten und Föderierten unterscheiden. Der bessere Theil derselben blieb nur kurze Zeit in Paris, es trieb sie ins Lager, gegen den Feind, ja sie klagten sogar über die Pläne, zu denen man sie verführen wollte. Andere aber blieben in Paris hängen, verführt durch seine Genüsse und die Schmeicheleien, welche ihnen die Jakobiner spendeten. Diese sahen nämlich den raschen Abzug der jungen Krieger ungern: „Wenn unsere Waffenbrüder scheiden, ohne große Dinge vollbracht zu haben, so werden alle Opfer der Revolution das Vaterland doch nur zur Sklaverei

¹⁾ Lettres de Maximilien Robespierre à ses commettans, X, — und Observations de Jérôme Pétion sur la lettre de M. Robespierre.

führen.“ Darum sagte man ihnen, das Schickal Frankreichs, ja der ganzen Menschheit hänge von ihnen ab. Diese Entscheidung zeigte man ihnen jedoch darin, daß der König entthront, daß die Republik errichtet werde. Gegen allfälligen Widerstand der Versammlung sagte man ihnen, diese könne das Vaterland nicht retten, das Volk müsse dieses thun, und die jungen Hitzköpfe waren geneigt, sich als das Volk anzusehen. Eine Antwort auf diese Lehre ist die Rede der Föderierten im Jakobinerclub: „Wir haben den Ruf des bedrängten Vaterlandes gehört und sind zur Hilfe herbeigeflogen. In Paris müssen wir siegen oder sterben und wir haben geschworen, hier zu bleiben; hier ist unser Posten, hier die Stätte unseres Triumphes oder unser Grab!“ Uns Sterben war es ihnen übrigens nicht so sehr zu thun, als um flottes Leben, um Prahlen mit ihrem Thun — sie machten Adressen, lärmten auf den Gallerien der National-Versammlung oder beschimpften auf der Terrasse der Feuillans die Königin und den König und hielten sich zu einem Schläge bereit. Der Ausschuss der Föderierten stellte den Grundsatz auf, diese müßten sich in Menge in Paris vereinigen und unter allen Umständen den Abmarsch nach Soissons verweigern.

Der Ausschuss. Diesen Ausschuss der Föderierten bildeten fünf Mitglieder: Baugois, Großvicar des Bischofs von Blois und Freund Chabots, Debessé aus Drôme, Guillaume, Professor in Caën, Simon, Journalist aus Straßburg, und Gallissot aus Langres. Dazu kamen Fournier der Amerikaner, Lazuski, Westermann, Gerichtschreiber aus Hagenau, Kienlin von Straßburg, der Bierbrauer Santerre, Antoine, ehemals Bürgermeister in Metz, Alexandre, der Anführer des Pöbels in der Vorstadt Saint-Antoine, der Carra. Journalist Gorsas und Jean Louis Carra, der in der Zeitung, welche er im Vereine mit Mercier herausgab,¹⁾ diese Versammlung und ihre Pläne beschrieb hat.

Geboren zu Pont de Vexle in Bresse 1743, der Sohn armer Eltern, welche ihm aber doch eine gute Erziehung zu verschaffen wußten, floh Carra nach Deutschland, um dem Verdachte eines Diebstahls zu entgehen, diente dann dem Hospodar der Moldau und kam von da zurück in die Dienste des Cardinals Rohan und später des Erzbischofs von Brienne, der ihm eine Stelle in der Bibliothek des Königs verschaffte. Mit Enthusiasmus begrüßte er zum Danke dafür die Revolution und wurde ein Hauptredner im Club der Jakobiner und ihr Verteidiger in der Presse. Die Roland meint, man könne nicht glühender für Revolution, Republik und Freiheit schwärmen, aber auch die Menschen und Dinge nicht schlechter beurtheilen, als es Carra that; er sei ein sehr braver Mann mit einem sehr schlechten Kopf. „Ganz seiner Einbildungskraft sich überlassend, seine Berechnungen mehr nach ihr als nach den Thatfachen darstellend, die Interessen der Mächte in seinem Kopfe zurechtlegend, wie es für unsere Erfolge zweckdienlich war, alles in rosenfarbenen Lichte erblickend, träumte er mit unaussprechlichem Wohlgefallen von dem Glücke seines Vaterlandes und der Befreiung von ganz

¹⁾ „Annales patriotiques et littéraires“, redigées par Mercier et Carra, 30 Nov. 1792.

Europa.“¹⁾ — „Er hat zum Sturze der Regierung viel beigetragen, seine Jahrbücher machten unter dem Volke starke Wirkung durch einen gewissen prophetischen Ton, welcher dem großen Haufen immer Achtung einflößt.“²⁾

Die erste Versammlung fand 22. Juli abends in einem Wirtshause der Vorstadt Saint-Antoine unweit der Bastille, in der „Goldenen Sonne“ statt. Man beschloß hier den Angriff auf die Tuilerien. Am Morgen waren die Föderierten aus Brest angekommen und unter Jubel durch die Straßen gezogen. Fournier zeigte als Sammelzeichen eine rothe Fahne, auf der man in schwarzen Buchstaben die Worte las: „Widerstand gegen Unterdrückung, Kriegsgesetz des souveränen Volkes gegen den Aufruhr der vollziehenden Gewalt!“ — und von da an ist die rothe Fahne das Kennzeichen der Empörung und des Mordes, die Farbe der Jakobiner. Westermann sollte aus Versailles die Nationalgarde mit ihren Kanonen herholen. Lazuski versprach, daß die Mannschaft von Saint-Marceau morgens um vier Uhr zum Kampfe bereit sein werde.³⁾ Vom Bastilleplatz wollte man dann in drei Abtheilungen vorrücken, die eine gerade gegen das Schloß, die andere auf das Gemeindehaus losgehen, die dritte sollte den Platz Louis XV. besetzen.

Straßenaufschläge auf blauem Papier besagten: „Wer auf die Colonnen des Volkes schießt, wird sogleich getödtet. Wer sich den Colonnen anschließt, dem steht man gegen jeden Zufall für seine Person und sein Eigenthum gut.“ Im Plane lag, dem König kein Leid zu thun, ihn bloß mitzunehmen und als Gefangenen in den Thurm von Vincennes zu bringen; aber zugleich auf der Stelle das Schloß aufs genaueste zu durchsuchen. Auf der andern Seite verbreitete man die Nachricht, die Dolchritter wollten sich des Königs bemächtigen und ihn zu den Heeren der Feinde ins Ausland bringen. Zugleich erzählte man, um die Aufregung zu steigern, Chabot und Merlin seien von den Dolchrittern meuchlings ermordet worden.

Doch wurde nichts aus dem Plane — entweder weil zu viele Leute ins Geheimnis gezogen, oder weil einige Vertraute nicht besonnen genug waren. Man erfuhr in den Tuilerien das ganze Vorhaben und rüstete sich zum Empfang der Gegner. Mandat, der Commandant der Nationalgarde, stellte 6000 bis 7000 Mann im Schlosse und in den Gärten auf, gieng zu Pétion und sagte ihm ins Gesicht, daß er gerüstet sei; zu gleicher Zeit kam aus Versailles die Nachricht, daß die Leute dort wohl mit den Pariser Brüderschafft trinken, aber weiter nichts thun wollten. Es hatte also vorderhand der Angriff auf das Schloß keine Aussicht, zumal die Nachricht kam, im Gasthause „Zur Sonne“ herrsche keine Einigkeit mehr. Jetzt war der „tugendhafte Pétion“ geneigt, seine Pflicht als Bürgermeister zu erfüllen.

¹⁾ Roland, Mémoires, II, p. 211.

²⁾ Ibid. II, p. 212.

³⁾ So erzählt Pétion selber. Hist. parlem., XVI, p. 188—191.

Pétion.

Er begab sich auf den Bastilleplatz, wo man sang und tanzte, und wo vor kurzem Champion, der Minister des Innern, trotzdem er in einem schlechten Rocke stak, erkannt und mit Ohreigen und Fußritten bedient worden war. Umso besser wurde dagegen Pétion aufgenommen. Er hatte nichts eiliger zu thun, als den Häuptern der Versammlung mitzutheilen, der ganze Plan sei ausgekundschaftet und könne heute nicht gelingen, weil man im Schlosse gerüstet sei, was nicht geringe Bestürzung hervorrief. Von da gieng er in die Vorstadt Saint-Marceau — dort war die Gesellschaft nicht groß und nicht geneigt, etwas zu thun. Der Aufstand ward also verschoben bis zur Ankunft der Marseiller. Um vier Uhr in der Früh kamen auf dem Sammelplatze nur 400 bis 500 Föderierte zusammen, obschon man Sturm läutete und Generalmarsch schlug. Pétion rechnete es sich in seinem eigenen Berichte zum Verdienste, daß er vor dem Schlage gewarnt habe, der nur zum Vortheile des Hofes ausgefallen wäre.

Die
schuldig-
ung des
Hofes.

Der Plan zum Aufstande war also mißlungen, es blieb nur noch übrig, daß man den Gegner anklagte, er habe zum Aufruhr reizen wollen, um das arme Volk niederzuschmettern.

Solches geschah. Carra verkündete, das Bürgerfest auf dem Bastilleplatz sei in größter Ruhe verlaufen, obgleich einige Sendlinge des österreichischen Ausschusses dasselbe hätten stören und unter dem Scheine der Vaterlandsliebe die öffentliche Meinung hätten irreführen wollen. Zugleich wurde gemeldet, die Tuileries seien immer verbarricadirt, Waffen und Pulver häufe man dort an und Kleider für Bürgerwehrmänner. Brissot warnte im „Patriote français“ vor Aufwieglern, welche, im Auftrage der Tuileries, die Brüder zu Unordnungen reizen wollten. Es war kläglich, daß Champion, der Minister des Innern, Pétion aufforderte, sich selber in den Tuileries zu überzeugen, daß dort keine Waffen aufgehäuft seien. Es entsprach der Frechheit Pétions, daß er in der Antwort vom König eine schriftliche Erklärung für die Municipalität verlangte, wie viel Waffen im Schlosse vorhanden seien.¹⁾ Das hieß also, für allfällige Waffen in den Tuileries muß der König wie jeder andere Bürger zuerst den Gemeinderath von Paris um einen Waffenpaß bitten.

Waffen
im
Schlosse?

Das war dem „tugendhaften Pétion“ nicht genug: er erschien 27. Juli vor der National-Versammlung und erklärte, die Feinde der Freiheit hätten das gute Volk zu einem Zuge gegen die Versammlung und das Schloß verleiten wollen; er wisse nicht, was dann geschehen wäre. Aber er sei sogleich auf den Bastilleplatz geeilt und habe die friedlichen Bürger, welche da tanzten und aßen, gebeten, heimzukehren, und zutrauensvoll hätten sie ihm gehorcht. Die Bürger von Saint-Marceau seien durch einen Sendling, der zu Pferde kam, aufgefordert worden, nach dem Gewehre zu greifen und die Kanonen mitzunehmen, aber auch sie hätten ihn sogleich ihrer loyalen Gesinnung versichert. In der Frühe sei Sturm geläutet worden und habe sich viel Volk auf dem Bastilleplatze in Waffen eingefunden, aber auch bei ihm habe eine vernünftige Mahnung mehr bewirkt, als alle Gewalt, was ihn, den Maire, ganz gerührt habe, und es hätte darüber geklagt, daß man eine Trommel entwendet und eine Kirchenthüre aufgesprengt habe, um Sturm zu läuten.²⁾ So sprach derselbe Pétion, welcher zum Aufstande gerathen und den Plan dazu erst aufgegeben hatte, als er sah, daß er nicht

¹⁾ Die beiden Schreiben in der Hist. parlem., XVI, p. 192—193.

²⁾ Ibid. XVI, p. 193—195.

gelingen könne. Begreiflich wurde er für sein Verdienst zur Ehre der Sitzung eingeladen. Sehr wichtig bemerkte Hua: wenn Pétion seine Pflicht gethan, so möge jetzt auch die Versammlung die ihrige thun und durch den Justizminister die eigentlichen Anstifter des Planes zum Aufstande ausfindig machen lassen.

Hua.

Pétion beantragte dann ein Gesetz nach dem Wunsche der Municipalität, wonach 1. die Reise aus dem Reiche jedem Franzosen verboten sei, 2. die Güter der Dawiderhandelnden als Sicherung gegen ihr Thun gelten müßten, 3. solle die Polizei verstärkt und ein Überwachungsausschuß im Schoße der Municipalität errichtet werden. So entstand der berühmte Ausschuss, welcher die Verhaftungen für die Septembermorde vornahm. „So macht es die Demagogie immer“, meint Mortimer-Ternaux,¹⁾ „sie fängt mit Lüge und Verleumdung an und endet mit Verhaftungen und Morden.“ —

Über-
wachung.

Die Marseiller und die Marseillaise.

Man wartete nur auf die Ankunft der Marseiller, um den Sturm auf die Tuileries zu beginnen. 600 Mann, die zu sterben wußten, hatte Barbaroux verlangt, 1200—1500 giengen aus Marseille ab, der Abschaum aller Völker, Genuesen, Corsen, Piemontesen, hitzige Südfrenzozen, Lastträger, Matrosen, Banditen, entflozene Galeerensträflinge. Jeder erhielt einen Dolch und sechs Goldstücke vom Maire, mit der Mahnung: „Geht und schlagt den Tyrannen nieder!“ Diese wilden Barden, diese neuen Catilinarier in den seltsamsten Trachten, zogen nun langsam nach der Hauptstadt, allenthalben von Gleichgesinnten mit Jubel empfangen, mit Beifall begrüßt, mit Festmahlen und Reden und Triumphbögen gefeiert. Sie sangen ein Lied, das, kurz vorher gedichtet, seitdem der Gesang der Revolution geworden ist.

Die
Mar-
seiller.

Dichterisch schön sagt Lamartine²⁾ über die Wirkung dieses Liedes auf die damals erregten Franzosen: „Diese Worte wurden bald in tiefen, bald in durchdringenden Tönen gesungen, welche in der Brust mit dem dumpfen Gebrause des Volkszornes und hernach mit der Freude des Sieges zu erklingen schienen. Sie hatten etwas Feierliches, wie der Tod, aber auch etwas Heiteres, wie das unsterbliche Vertrauen des Patriotismus. — Man hätte sie für ein wiedergesundenes Echo aus den Thermopylen halten können. Es war Heldensinn in Liebertönen. Man hörte darin den taktmäßigen Schritt von Tausenden, welche miteinander zur Vertheidigung der Grenzen auf dem klingenden Boden des Vaterlandes marschierten, die klagenden Stimmen der Frauen, das Gewimmer der Kinder, das Gewieher der Pferde, das Geziße der Feuerbrünste, welche die Paläste und Hütten verzehrten, sodann die dumpfen, sich wiederholenden Racheschläge der Art, mit welcher die Feinde des Volkes und die Entheiligten des Bodens hingeschlachtet werden. Die Noten dieser Melodie rieselten gleich der in noch heißes Blut auf dem Schlacht-

Die
Marseil-
laise.

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. II, p. 186.

²⁾ Lamartine, Girondins, XVI, p. 28.

felde getauchten Fahne. Sie machte erbeben; aber das Beben, welches mit seinen Schwingungen das Herz ergriff, war furchtloser Art, sie gab Schwung, sie verdoppelte die Kräfte, sie verschleierte den Tod. Sie war das Feuerwasser der Revolution, sie goß die Trunkenheit des Kampfes in die Sinne und Seele des Volkes. — Alle Völker hören in Klängen in gewissen Augenblicken auf solche Art ihre nationale Seele in Klängen sich ergießen, welche niemand niedergeschrieben hat und die dennoch jedermann singt. Alle Sinne wollen dem Patriotismus ihren Tribut darbringen und sich gegenseitig ermunthigen. Der Fuß marschirt, die Geberde feuert an, die Stimme berauscht das Ohr, das Ohr regt das Herz auf. Der ganze Mensch wird wie ein Instrument zur Begeisterung gestimmt. Die Kunst wird heilig, der Tanz heroisch, die Musik martialisch, die Poesie volksthümlich.“¹⁾

Der Dichter dieses Liedes ist ein Officier beim Geniecorps, Claude Joseph Rouget de Lisle, geboren 1760 zu Lons-le-Saulnier; verfaßt hat er es in Straßburg im April 1792. Die Anregung gab ihm der Bürgermeister Dietrich, in dessen Hause er ein gern gekehrter Gast war. Der Krieg war erklärt, man war gespannt auf große Ereignisse, in frischer Blut für die Freiheit. Ein Bürgerfest sollte gefeiert werden, der Vorstand der Gemeinde wünschte ein begeisterndes Lied dazu, und die Becher, voll des feurigsten Elsäßer Weines, kreisten an seiner

1) Als ein solches historisches Document, welches die erste Revolution überlebte und in der Revolution von 1830, 1848 und 1871 wieder auftauchte, folgte hier dieser Gesang des französischen Tyrtaus im Texte:

Hymne des Marseillais.

Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé;
Contre nous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé.
Entendez-vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Égorger vos fils et vos compagnes! . . .
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons;
Marchez . . . qu'un sang impur abreuve vos sillons!

Que veut cette horde d'esclaves,
De traîtres, de rois conjurés?
Pour qui ces ignobles entraves,
Ces fers dès longtemps préparés?
Français, pour vous, ah! quel outrage!
Quels transports il doit exciter!
C'est vous qu'on ose méditer
De rendre à l'antique esclavage! . . .
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons;
Marchez . . . qu'un sang impur abreuve vos sillons!

Quoi! des cohortes étrangères
Feraient la loi dans nos foyers!
Quoi! ces phalanges mercenaires,
Terrasseraient nos fiers guerriers!
Grand Dieu! . . . par des mains enchaînées,
Nos fronts sous le joug se ploieraient!
De vils despotes deviendraient
Les maîtres de nos destinées!
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons;
Marchez . . . qu'un sang impur abreuve vos sillons!

Tafel. Die Phantasie des jungen Dichters fieng Feuer und strömte in Versen und in den Tönen seines Lieblingsinstrumentes, der Violine, seine Empfindungen aus und er brachte am andern Morgen Lied und Melodie in das Haus Dietrichs. Eine Verwandte desselben setzte sich an das Clavier und sang und spielte. Die Verse begeisterten wie die Töne, den Zuhörern standen Thränen im Auge. Unter dem Titel „Chant de l'armée du Rhin“ ward das Lied gedruckt und verbreitet. Die Marseiller sangen es bei ihrem Einzuge in Paris, wo es zuerst unter dem Namen „Hymne des Marseillais“, bald darauf kurzweg „la Marseillaise“ bekannt wurde. Der Dichter wurde schnell berühmt, sein eigenes Lied ihm aber auch unter Schüssen nachgesungen, als die Republikaner ihn verfolgten, weil er den Sturz des Königs nicht anerkennen wollte. „Was ist denn das für ein Lied, welches diese Banditen singen und wobei sie Deinen Namen nennen?“ — schrieb ihm betrübt seine Mutter, welche feurig am König hieng. Unter den Klängen dieses Liedes wurde Dietrich zum Schafott geführt. „Wie nennt man denn das Lied?“ fragte der Dichter, als er unter den Klängen desselben verfolgt wurde. „Die Marseillaise“, antwortete ein Bauer. Der Befehl zu seiner Verhaftung ist von Carnot unterzeichnet. Erst der Fall Robespierres befreite den Dichter aus der Haft; er begrüßte ihn dafür mit dem „Chant du 9 Thermidor“. Mit Tallien zog dann Rouget nach dem Westen und ward 1795 auf der Halbinsel Quiberon verwundet. Tallien war ohne Zweifel schuld, daß der Convent über eine Nationalbelohnung für den Dichter der Marseillaise verhandelte. Welcher Art sie war, ist nicht bekannt; gewiß ist, daß Rouget immer in ärmlichen Verhältnissen lebte, daß er seinen Antheil am Familiengute verkaufen mußte. Erst unter Louis

Tremblez, tyrans, et vous perfides,
L'opprobre de tous les partis,
Tremblez! . . . vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix.
Tout est soldat pour vous combattre:
S'ils tombent, nos jeunes héros,
La France en produit de nouveaux
Contre vous tout prêts à se battre.
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons;
Marchez . . . qu'un sang impur abreuve vos sillons!

Français, en guerriers magnanimes,
Portez ou retenez vos coups;
Épargnez ces tristes victimes
A regret s'armant contre vous.
Mais le despote sanguinaire,
Mais les complices de Bouillé,
Tous ces tigres qui, sans pitié,
Déchirent le sein de leur mère!
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons;
Marchez . . . qu'un sang impur abreuve vos sillons!

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!
Sous nos drapeaux que la victoire
Accoure à tes mâles accents;
Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire!
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons;
Marchez . . . qu'un sang impur abreuve vos sillons!

Philipp erhielt er vom Staate einen Gehalt von 3500 Francs angewiesen und den Orden der Ehrenlegion, aber er genoß diesen Gehalt nicht lange, er starb 26. Juni 1836. „Der hübsch gebaute Mann hatte Herz und Geist. Das Kaiserreich mißfiel ihm, die Restauration ärgerte ihn. Weil er niemand den Hof machte, kümmerte sich auch niemand um ihn und kam er in eine ärmliche Lage, ohne daß er jedoch seine Regsamkeit und seine Phantasie verlor. Durch Zufall traf ich ihn in seinen letzten Tagen, er war fast lahm“, erzählt Thiébault.¹⁾ „Wenige Tage darauf erfuhr ich seinen Tod.“

Rouget hat später selber sich bitter über die Revolution ausgesprochen, welche sein Lied, das dem Kampfe gegen die Fremden galt, in einen wilden Gesang umwandelte, unter dem man die Brüder mordete.

So die durch Lamartine in die schönste Form geprägte Überlieferung über Rouget de Lisle, welche aber durch neuere Untersuchungen in wesentlichen Punkten erschüttert worden ist, obschon sie amtlich anerkannt und selbst in der Grabchrift des Dichters bestätigt wurde.²⁾

Man kann von seiner poetischen Begabung nicht sagen, was von der Löwin: „Sie hat nur ein Junges, aber einen Löwen.“ Rouget de Lisle hat viele Gedichte in Musik herausgegeben,³⁾ Text und Musik sind mittelmäßig in allen, so daß die Frage aufgeworfen werden konnte, ob Text und Musik in der Marseillaise echt, oder von anderen entlehnt seien, zumal mehrere behaupteten, sie hätten entweder die Verse, oder sie hätten die Musik dazu erfunden, und auch Fremde des Dichters sich abweichend über die Art der Entstehung und Verbreitung derselben auszusprechen.

Das älteste Zeugnis ist in einem Schreiben der Gattin des Maires Dietrich an ihren Bruder, den Bürgermeister Dohs in Basel: „Seit einigen Tagen schreibe ich nur Musik, was mich zerstreut und ergötzt, namentlich in einer Zeit, in welcher man nur von Politik spricht. Du weißt, wie wir immer große Gesellschaft haben, und wie man da stets auf einen neuen Stoff der Unterhaltung denken muß. Da dachte mein Mann darauf, ein Gelegenheitsgedicht fertigen zu lassen, und gab dem lebenswürdigen Hauptmann vom Geniecorps Rouget de Lisle den Auftrag dazu, der rasch Gedicht und Musik zustande brachte.“⁴⁾ Mein Mann, der ein guter Tenor ist, sang das Lied, welches sehr anziehend und von einer gewissen Originalität ist. Ich muß nun die Musik auf das Clavier und die anderen Instrumente umsetzen. Ich habe darum viel zu thun. Das Lied ist bei uns zu großer Zufriedenheit in unserer Gesellschaft aufgeführt worden. Ich sende Dir eine Abschrift, Du wirst Freude daran haben.“ Rouget de Lisle war also Ge-

¹⁾ Mémoires du général Thiébault, I, p. 297.

²⁾ Seine Grabchrift in Choisy-le-Roy lautet: „Quand la révolution française en 1792 eut à combattre les rois, il lui donna pour vaincre le chant de la Marseillaise.“

³⁾ 1796 erschienen von ihm Essais en vers et en prose — Alles mittelmäßig! Es gibt davon nur noch ein Exemplar auf der Nationalbibliothek zu Paris. Carnot soll unzufrieden mit dem Inhalt eines Gedichtes, die Vernichtung des Buches angeordnet haben.

⁴⁾ So erzählte auch Rouget de Lisle dem Baron Thiébault die Entstehung des Liedes, als er ihm die Sammlung seiner Chants français übergab. Dietrich habe zu ihm gesagt: „Mais toi, jeune patriote, poète et musicien, fais-nous donc un chant qui puisse être répété dans les marches et dans les casernes, dans les villes et dans les campagnes.“ Une telle demande était un ordre. Rouget de Lisle rentra chez lui, prit son violon et chantant et jouant à la fois, composant l'air, les paroles et les accompagnements, il fit la Marseillaise, qu'il voulait appeler „Marche de l'armée de Luckner“. Mémoires, I, p. 297.

legenheitsdichter und hatte mit seinen Arbeiten die Gesellschaft beim Maire zu unterhalten. Er wollte mit seinem Liede und seiner Musik also nicht vor die Öffentlichkeit treten, er hatte durchaus nicht die Absicht, der Tyräns der Revolution damit zu werden, er wollte nur die Gesellschaft beim Maire Dietrich damit ergötzen, er hatte also gar keine Sorge, originell in Lied oder in der Musik zu sein. Text und Melodie sind auch entlehnt. Der Text ist nur die in Reime gebrachte Adresse des Clubs in Straßburg, dessen Mitglied Rouget de Lisle war,¹⁾ über den Satz, den wir bisher in den Reden der Legislative in allen Tonarten vernahmen, das französische Volk wandle an der Spitze der Civilisation und habe sich nur für die Freiheit erhoben, die es allen Völkern bringen werde: seine Feinde seien nur gekrönte Despoten und deren Sklaven, welche in ihrer Roheit alle Greuel zu begehen im Begriffe seien. In Straßburg gab es damals Leute deutscher Abkunft genug, welche noch französischer thaten, als die Franzosen. Der Text der Marseillaise lag also damals in der Luft, Rouget de Lisle brachte nur in Reime, was er hörte, wohin er kam. Er reichte sich also mit seinem Liede so wenig unter die großen Dichter Frankreichs, als Becker 1840 mit seinem Liede: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gierige Raben sich heiser danach schrein.“ Damals gieng von Paris der Ruf aus: „Frankreich bis zum Rhein!“ — Becker brachte nur in einfache Verse, was damals alle Deutschen fühlten und sagten, und darum flog sein Lied durch alle Gauen.

Aber auch die Melodie in der Marseillaise ist nicht originell, nur entlehnt, und auch hier hat Rouget de Lisle nur wiederholt, was er früher gehört hatte. Sich mit Plagiaten zu schmücken, war bei ihm zur Gewohnheit geworden; seine Compositionen sind wahre Potpourris von Arien, die er da oder dort gehört hatte.

Die Frage, von wem die Melodie der Marseillaise entlehnt ist, wurde der Gegenstand eines lebhaften Streites, sogar eines großen Processes in Paris.

¹⁾ Steinguerlet hat sie in seinem Buche „Strassbourg pendant la révolution“ mitgetheilt. Hier zum Vergleich einige Stellen: „Aux armes, citoyens, l'étendard de la guerre est déployé, le signal est donné. Aux armes! il faut combattre ou mourir. — Aux armes, citoyens! si nous persistons à être libres, toutes les puissances de l'Europe verront échouer leur sinistres complots. Qu'ils tremblent donc ces despotes couronnés. L'éclat de la liberté luira pour tous les hommes. Vous vous montrez dignes enfans de la liberté; courez à la victoire, dissipez les armées des despotes; immolez sans remords les traîtres, les rebelles, qui, armés contre la patrie, ne veulent y entrer, que pour faire couler le sang de nos compatriotes! — Marchons, soyons libres jusqu'au dernier soupir et que nos vœux soient constamment pour la félicité de la patrie et le bonheur de tout le genre humain!“ — „Kennen Sie die Rede la Renaudière von 1560 an die verschworrenen Hugonotten?“ fragte nachher Rougets Freund Barbet: „Peuple français, l'heure est venue! L'entreprise est découverte, la conspiration est connue! — Voici les étrangers à notre porte; est-celà l'estime, que l'on fait à la félicité? Le temps est-il venu que les étrangers ravissent d'entre nos bras nos femmes et nos pauvres enfans pour en abuser en toute vilanie?“ — „Ja“, antwortete Rouget de Lisle, „ich habe ihre ganze Kraft in den Versen wiedergegeben:

Entendez-vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Égorger vos fils et vos compagnes!“

Die Marseillaise war ursprünglich ein Lied für das Haus Dietrich — und nichts weiter; mit ihrer Verbreitung gieng es langsam. Ganz anders war es mit der Hymne auf die Freiheit, welche Rouget 1791 auf Einladung Dietrichs für das Fest der Annahme der Verfassung gedichtet hatte. Bleyel machte dazu die Musik und sie wurde unter Begleitung der Militärmusik vom ganzen Volke von Straßburg gesungen:

„Peuple français, peuple des frères!“

und in deutscher Übersetzung auch unter der Bevölkerung am rechten Ufer des Rheines rasch bekannt. Im Drucke erschien dagegen die Marseillaise erst im Mai des Jahres 1792 und wurde Nikolaus Luckner gewidmet, als dem General der Rheinarmee.¹⁾ Der Name des Dichters fehlt auf dem Titel; wahrscheinlich fühlte Rouget de Lisle, daß er dies nicht wagen dürfe, weil er die Melodie entlehnt habe. Durch Handelsreisende kam das Lied nach Marseille, wo ein Bürger, *Mireur*, es abdrucken ließ mit dem Zusätze: „Nach der Oper von *Sargines*“, so hießen damals zwei beliebte Opern, die eine war von Paër, die andere von Dufayrac. Ein Abdruck des Liedes wurde jedem der nach Paris abziehenden Marseiller gegeben: sie sangen es in allen Ortschaften, durch welche sie zogen und bei den Worten: „Zu den Waffen“, zogen sie die Säbel oder schwenkten sie die Klinten; sie sangen es beim Einzuge in Paris, daher wurde es unter dem Titel „Marsch der Marseiller“ rasch verbreitet. Im Palais Royal wurde es viel gesungen und in fast allen Theatern in den Zwischenacten verlangt unter dem Namen „Hymne der Marseiller“. Der Name des Verfassers ward nie genannt, nicht einmal als der Convent am 28. September 1792 verordnete, die Hymne der Marseiller solle zur Ehre der Eroberung Savoyens in allen Dörfern der Republik gesungen werden.

Jetzt regte sich der Ehrgeiz der Straßburger: in ihrer Stadt war das Gedicht entstanden und zuerst gesungen, unter dessen Klängen Siege errungen wurden; sie traten ein für Rouget de Lisle's Autorschaft und die Annahme lag nahe, daß er auch der Urheber der Melodie sei. So wurde der Name des Dichters bekannt, zuletzt amtlich gefeiert. Ein Beschluß des Convents vom 27. Juli 1795 erwähnt ehrenvoll den Urheber der „Hymne der Marseiller“, Rouget de Lisle, und ein Aufruf des Directoriums vom 7. October 1797 besagt: „Zu allen Zeiten verstand das französische Volk zu siegen und seine Siege zu besingen. Unter den Dichtern, welche zur Hier der Volksfeste beitrugen und denen die Nation hiefür zum Danke verpflichtet ist, verdient in erster Stelle genannt zu werden der Volksvertreter *Marie Joseph Chénier*, dann *Lebrun*, *Desjardes* und endlich der Bürger *Rouget de Lisle*, der wahre Tyrtaus Frankreichs durch die Macht seines Liedes der Marseiller, zu dem er die Verse und die Melodie erfunden hat; dieses Lied hat der Nation so viele Siege eingetragen, ist so beliebt bei unseren Kriegern und zwingt sogar unsere Feinde, es zu fürchten und — zu singen.“

Also wurde Rouget de Lisle zum Tyrtaus Frankreichs amtlich gestempelt und mochte zuletzt selber glauben, er habe die Melodie, die er nur in der Erinnerung besaß, selber componiert. So hatte er die Ehre vor aller

¹⁾ *Chant de guerre pour l'armée du Rhin, dédié au maréchal Luckner. A Strassbourg, imprimerie Dambach.*

Welt, während der eigentliche Componist in der Stille ein ärmliches Leben hinbrachte. Das ist so oft der Lauf der Dinge.

Der neue Tyrtaus gab seinem Ruhme selber den Hauptstoß durch Herausgabe seiner „*Cinquante chants français*“ — es war die reinste Mittelmäßigkeit in Poesie und Musik. Die Verehrer der Marseillaise fanden den Gegensatz unbegreiflich. *Saint-Beuve* sagt darum:¹⁾ Der Genius habe ihn nur einmal besucht, seit der Marseillaise sei Rouget nur noch ein ausgebrannter Vulcan, der Hymnus habe seinen Erzeuger getödtet, er sei ein wahrer Bschvogel geworden; alles sei ihm mißlungen; er habe kopflos 1815 in einer Gesellschaft gesagt: „Es geht schlimm, denn man singt wieder die Marseillaise!“ *Theodor de Banville* meint sogar, die Götter hätten ihm einen schlimmen Streich gespielt, als sie ihm die Marseillaise eingaben und ihn nicht sogleich zu sich nahmen, denn seitdem habe er nur Mittelmäßiges geschaffen. Andere meinten gar, alles sei übernatürlich in der Entstehung der Marseillaise.

Solche, die eine übernatürliche Einwirkung weder in der ganzen Revolution, noch in der Marseillaise zu erkennen vermochten, erklärten die Musik für entlehnt. Woher? — *Castille Blaze* behauptete, aus Deutschland durch *Julien*, genannt *Navoigle*, der sie in den Concerten der Frau von *Montesson*, die dem Herzog von Orleans heimlich angetraut war, schon 1782 in Paris eingeführt habe. Ein Volksfänger *Alexandre Voucher*, genannt der *Geigen-Alexander*, behauptete bis zum Ende seines Lebens, die Musik sei von ihm; Rouget soll bei einem Male in Paris zu ihm gesagt haben: „Wissen Sie, die Melodie kommt von einem Marsche, ich weiß nicht woher, den ich während meines Aufenthaltes in Marseille gehört habe.“ Da die „*Chronik von Paris*“ im August 1792 selber sagt, diese Musik stamme von einem *Allemand*, so hat man in neuerer Zeit dieselbe einem deutschen Componisten zugesprochen. Die „*Gartenlaube*“²⁾ nannte den Pfälzer Kapellmeister *Holzmann*, in dessen „*Missa solemnis*“ diese Musik das *Credo* bilde; der Orgelspieler *Gamma* habe den ursprünglichen Text aus dem Jahre 1776 in der Pfarrkirche zu Meersburg gefunden. Das Kirchengesangartige der Marseillaise hat von je befremdet. Neuestens ist *Scherer* in seinem „*Blücher*“³⁾ für diese Entstehung eingetreten: er habe in seiner Jugend in einer Dorfkirche Schwabens in einer solchen Weihnachtsantate selber mitgesungen, und ein alter Soldat, der die Revolution mitgemacht, habe ihm nachher gesagt: „Ihr habt heute Nacht die Marseillaise gesungen; ich habe es gleich bei den ersten Tönen gemerkt.“ — „Nein“, sagte hierüber befragt der Organist, „es ist ein Stück aus einer uralten Messe.“ — So wäre denn die Musik uralte. Eine vornehme, hochbildete französische Dame behauptete, in *Lausanne* bei der Aufführung dieser Musik in einem Concerte 1772 mitgewirkt zu haben. Wenn in Deutschland solche Angaben betont wurden, so war es nicht „*Annexionslust*“, denn die deutsche Nation hat große Componisten und originelle edle Musikstücke, mehr als jede andere, aufzuweisen. — Doch konnte der Text dieser Messe in Deutschland nicht mehr aufgebracht, der Beweis also nicht vollständig geführt werden.

1884 wurde die Frage gerichtlich anhängig. Ein Schriftsteller über Musik, *de Fetis*, bezeichnete Rouget de Lisle als Plagiator. Der Neffe Rougets glaubte

¹⁾ *Nonvelles aux series de lundi*, I, p. 180.

²⁾ Jahrgang 1861, Seite 256.

³⁾ *Blücher*, Band III, Seite 354.

die Ehre seines Oheims wahren zu müssen, und klagte gegen ihn vor der Polizeipräfectur in Paris. De Fetis klagte seine Verlegenheit einem Vervoitte, einem gründlichen Kenner alter Musik. Dieser wies ihm nach, daß in dem vor 1772 aufgeführten Oratorium „Esther“ von Lucien Grisons, Kapellmeister in Saint-Omer, dieselbe Musik sei, nur ursprünglicher und reiner als in der Marsellaise, und daß also dem Lucien Grisons die Ehre gebühre. Der Nefse Rouget de Lisle zog darum die Klage zurück. Lucien Grisons, ein bescheidener und unermüdlicher Mann, hat nicht weniger als 172 originelle Compositionen hinterlassen. Daß Lucien Grisons für Frankreich die Ehre dieser Composition vor Rouget de Lisle gebühre, hat in einer Reihe geistreicher Feuilletons im „Univers“ von 1885 (October bis November), mit ebenso schwerwiegenden Gründen als Feinheit des Geistes, der Franzose Arthur Loth nachgewiesen.

So viel von diesem welthistorisch gewordenen Liebe, mit dem die Marseiller in Paris einzogen.

Am 26. Juli 1792 kamen die Marseiller.¹⁾ Barbaroux und Rebecqui giengen ihnen bis Charenton entgegen. Dort ward die Absetzung des Königs verabredet.

Barbaroux gibt uns Bericht über das, was dort verhandelt wurde:²⁾ „Ich kann nicht sagen, mit welcher Freude wir unsere Brüder umarmten. Wir gaben und empfiengen tausend Bezeugungen der Freundschaft. Wir setzten uns dann mit ihren Führern und einigen anderen zu einem brüderlichen Mahl. Es waren auch einige Jakobiner dabei, Fournier der Amerikaner, auf dessen Ehrenhaftigkeit wir damals ebenso sicher rechneten, als auf seine Tapferkeit; Héron von der Bretagne, freimüthig wie die Männer dieses Landes. Nach dem Essen traten wir in ein anderes Zimmer, um den Plan zu verabreden. Die Pariser versicherten uns, daß am nächsten Tage die Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau in Waffen den Marsellern entgegenkommen würden. Gab es eine schönere Gelegenheit, die Sache des Volkes zum Siege zu führen? Der Hof erwartete diese Begegnung nicht — es war also von seiner Seite kein Widerstand zu fürchten; es war nicht nöthig, Blut zu vergießen! Man konnte Abstellung aller Beschwerden, die Enthebung des Königs für einige Zeit oder seine Absetzung verlangen, je nachdem man es für passend hielt. Man konnte also alle Verchwörungen im In- und Auslande scheitern machen durch eine geschickte Überraschung, nicht durch Feuer und Schwert. Dieser Gedanke ergriff uns und im Augenblick war unser Feldzugsplan festgestellt. Danach sollten die Vorstädte in Waffen den Marsellern entgegenkommen. Santerre hatte es versprochen, wir dürften auf 40.000 Mann rechnen. Dieser Marsch hätte nicht auf einen Aufstand schließen lassen, es wäre nur ein Festzug, eine Ehre gewesen, die man unaufgefordert, durch selbstgeigene Regung, welche man Brüdern, den Nachkommen der Helden, erwiesen hätte. Diese Armee sollte die Marseiller in die Mitte nehmen und durch die Vorstädte nach den Quais ziehen. Im Vorbeigehen hätte man einen Zug Artillerie mitgenommen; in das Stadthaus hätte man 1000 Mann geworfen, um dort Posten zu fassen und die neuen Ausschußmänner der Sectionen zu erwarten, welche einen neuen Gemeinderath bilden sollten. Mit 400 Mann hätte man die Mairie besetzt und dort Pétion (natürlich nur zum

Schein, denn er erwartete ja die Marseiller auch) festgehalten, und mit anderen 400 Mann hätte man das Amtshaus des Departements besetzt, in ähnlicher Weise das Arsenal, die Getreidehalle, das Invalidenhaus, die Ministerien und alle Vorstädte der Seine. Indes wäre der Hauptzug in drei Abtheilungen bei den Tuilerien eingetroffen, hätte die Zugänge des Carrouffels, der Drehbrücke und der Quais besetzt, Kanonen aufgestellt, im Garten Wachtposten aufgestellt, Lebensmittel hingebacht, und wäre nicht mehr weggegangen, bis alle Beschwerden behoben gewesen. Blut wäre dabei keines geflossen. Die Schweizer waren in den Tuilerien nicht zahlreich; in ihren Kasernen wollte man sie nicht angreifen; man hätte ihnen einfach gesagt, sie sollten ruhig den Ausspruch des Willens der Nation abwarten. Auch wäre man nicht in die Zimmer des Schlosses gedrungen und hätte die gesetzgebende Versammlung kurzweg eingeladen, sie solle wohl darauf achten, daß das französische Volk keinen Schaden nehme, und hätte kurzweg erklärt, das Volk von Paris, das bei den Tuilerien lagere, werde die Waffen nicht niederlegen, bis die Freiheit durch große Maßregeln gesichert sei, und bis die Departements sie gutgeheißen hätten. Vor allem ward festgesetzt, daß man Raub, Mißhandlung und Ungehorsam gegen die Oberen mit Tod bestrafe. Dieser Aufstand für die Freiheit sollte majestätisch sein, wie sie selber, heilig, wie die Rechte, welche er sichern wollte, und würdig, allen Völkern als Muster zu dienen, die nur ihren Tyrannen sich zu zeigen brauchen, um ihre Fesseln zu zerbrechen. Hätte man diesen Plan ausgeführt, so wäre das Blut der Franzosen und Schweizer, dieser armen Opfer der Treulosigkeit des Hofes (!), am 10. August nicht geflossen. Ohne Blut, ohne Gemetzel, wäre die Republik begründet worden und wir wären nicht, von Gewissensbissen angeagt, der Schrecken aller Völker geworden. Doch es war Santerre vorbehalten, diesen Zug, der sonst ohne Unfall gewesen, scheitern zu machen. Der böse Genius von Frankreich verhängte über dasselbe die Septembermorde und die Niederlagen der Vendée! Ich schrieb diesen Plan mit Bleistift nieder; wir kamen überein, uns gegenseitig zu überwachen; folglich kam Bourdon mit uns, und Héron und Fournier nahmen jeder einen Marseiller. Auf dem Rückweg trafen wir Santerre, welcher uns von neuem die Versicherung gab, daß er mit 40.000 Mann dem Bataillon entgegenkommen werde.

„Doch Santerre hielt sein Wort nicht. Nur 200 Mann nahmen die Marseiller in Empfang; auch waren dies größtentheils Föderierte aus den Departements mit zwei Duzend Parisern, die Piken und Messer trugen. Wie staunten wir, als sie vor uns aufzogen! Wir wußten noch nicht, daß der Bierbrauer Santerre, der nur berühmt geworden, weil er einen Augenblick Lafayette Widerstand leistete, eigentlich ein äußerst mittelmäßiger Mensch war, schlaff an Leib und Seele und ohne Empfänglichkeit für einen großen Gedanken! Schon am 26. Juli hatte er die Vorstädte in Bewegung gesetzt, aber so ungeschickt, daß der Hof die Patrioten ganz gewiß geschlagen, wenn Pétion nicht die Bewegung aufgehalten hätte. Unsere Hoffnungen waren vereitelt und wir giengen niedergeschlagen hinter den Marsellern her, die sich in der größten Ordnung nach der Mairie begaben.“

Pétion erzählt mit Vergnügen, wie sie ihm ihre Huldigung darbrachten, und wie viele Bürger — Jakobiner — ihre Ankunft bejubelten. Übrigens benahmen sich die Marseiller keck, nicht bloß, daß sie seidene Cocarden, wo sie solche sahen, den Trägern wegriffen, sondern auch in anderer unsäglichlicher Art;¹⁾ wahre

¹⁾ Hist. parlem., XVI, p. 197.

²⁾ Barbaroux, Mémoires, p. 48 ff.

¹⁾ Thiebaut, damals ein junger Mann von der Nationalgarde, schildert den Einmarsch der Marseiller am 30. Juli mit den Worten: „Man kann sich nichts Abscheulicheres

Patrioten, hieß es, dürften nur wollene Cocarden tragen. Was von diesen Fremden zu hoffen sei, verkündeten laut die Jakobiner, nämlich sie würden die Hauptstadt nicht verlassen, ohne den Sieg der Freiheit begründet zu haben, und bezeugte bald ihr Gebaren. Santerre hatte für sie ein Mahl auf den Elyseischen Feldern bestellt. Zufällig hatten dort auch Grenadiere vom Bataillon Filles-Saint-Thomas der Nationalgarde gespeist. Als diese, welche wegen ihres Eifers für Ordnung und für den König den Jakobinern besonders verhaßt waren, ihr Gasthaus verließen, wurden sie vom Pöbel beschimpft, mit Roth und Steinen beworfen. Sie zogen sich rasch in Haufen zurück, einige wehrten sich gegen die Angriffe. Da rief die Menge sogleich: „Zuhilf, ihr Marseiller!“¹⁾ und diese sprangen durch Thüren und Fenster heraus, mit den Säbeln auf die Grenadiere losschauend nach allen Richtungen. Einer, ein Wechselagent Duhamel, schoß in der Bedrängnis sein Pistol ab gegen die Verfolger, fehlte, und wurde in einem Kaffeehause, wohin er sich flüchtete, mit einer Anzahl von Stichen getödtet. Wenn diese Grenadiere, die bei allen Gelegenheiten Muth bewiesen hatten, es auf Feindseligkeiten abgesehen gehabt hätten,²⁾ so wären sie besser mit Waffen versehen gewesen und hätten sich zahlreicher eingefunden. So aber wichen sie meist nur überrascht vor der Uebersahl, oder um keinen Anlaß zu geben zum Blutvergießen. Viele wurden, obgleich wehrlos, mit Säbeln verwundet. Einige flohen über die Drehbrücke, die sie hinter sich schlossen, nach den Tuileries, wo sie als Dulder für die Sache des Königs sorgfältige Pflege fanden. Der Generalmarsch wurde geschlagen und das Bataillon Filles-Saint-Thomas wurde mit Mühe abgehalten, die Kaserne der Marseiller zu erstürmen. — Pétion erschien auf den Elyseischen Feldern, als niemand mehr dort zu sehen war, und er fand alles in Ordnung!

Eine Deputation des Bataillons klagte aber am 30. Juli vor der Nationalversammlung über den Mord und die Verwundung der Kameraden und betheuerte, es werde die Waffen nicht niederlegen, bis die Versammlung dieses wahnsinnige Corps, welches Leben und Eigenthum der Bürger bedrohe, aus der Hauptstadt fortgeschafft habe.³⁾ Die Rechte bezeugte ihre Entrüstung, die Linke hatte schon Zeugen zur Verfügung, welche den Eindruck der Klage abschwächten oder das Gesecht, als vom Hofe veranstaltet, hinstellten. Die Versammlung verwies die Klagen an die ordentlichen Richter und gieng über die Sache zur Tagesordnung über. —

einbilden als diese Bande von 500 Masenden, von denen drei Viertel betrunken waren und alle rotke Mützen und die Arme unverschämt bloß trugen. Die Gese des Pöbels lief ihnen nach und wurde durch den Auswurf der Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau fortwährend verstärkt; bei jeder Aneipe wurde gehalten und Bruderschaft getrunken. Hin und wieder tanzten und sprangen sie wie toll. So gieng es durch die Hauptstraßen und über die Boulevards nach den Elyseischen Feldern, wo satanische Tänze den Degen vorausgiengen, zu denen sie Santerre eingeladen hatte.“ *Mém.*, I, p. 296.

¹⁾ „A nous les Marseillais!“ *Hist. parlem.*, XVI, p. 197—200.

²⁾ Wie Pétion behauptet in seinem Bericht über die Marseiller. — *Hist. parlementaire*, XVI, p. 197—200.

³⁾ So der Wortlaut ihrer Aneipe, der aber in den officiellen Bericht nicht aufgenommen wurde.

Audere Vorböten des Sturmes.

Die Ankunft der Marseiller war wie der Wind, der vor dem Ausbruch des Wetters die Straßen segt und die Blätter vor sich hertreibt. Der Ausbruch des Wetters war nahe, man hörte schon das ferne Rollen des Donners. Die Entscheidung stand bevor. Diesen Augenblick wollten die Girondisten benutzen, um wieder zur Macht zu gelangen und die Revolution in ihrem Sinne zu leiten. Augenscheinlich stieg in ihnen die Sorge auf, daß sie für andere gearbeitet hätten, daß, wenn die Marseiller, welche sie selber gerufen hatten, siegten, sie von der Revolution ebenso beiseite geworfen würden, wie Esprémenil, wie Lafayette ausgestoßen wurden. Sie machten um diese Zeit dem König Versprechungen und Drohungen; Hoffnung und Angst sollte sie in das Ministerium zurückführen. Die Rollen wurden klug vertheilt.

Guadet mußte drohen. Am 26. Juli trat er mit dem Entwurf einer Adresse an den König vor die Versammlung:¹⁾ „Sire! Das französische Volk hat Ihnen die Sorge seiner Vertheidigung übertragen, und unsere Officiere sind zu den Fremden geflohen und vereint mit Ihren Verwandten, Höflingen und Wächtern haben Sie ein Heer gebildet und uns den Krieg erklärt. Die Verfassung hat Sie mit der Sorge für uns gegen das Ausland betraut, und der Verbündete, für den wir unser Blut und unsere Schätze vergendet haben (Österreich), ist unser Feind geworden und hat gegen uns einen Bund von Königen gestiftet, die der Freiheit, welche Sie zu schützen schworen, feind sind, und Beschützer einer Macht, der Sie oft feierlich entsagt haben. Das französische Volk sieht seine Grenzen überzogen, seine Gefilde verheert, sein Blut ist geflossen unter dem Eisen des Despotismus. Von einem Ende des Reiches zum anderen stören Priester, Edelkente, Aufwiegler die Ruhe der Bürger und alle legen sich den Ehrentitel Ihrer Vertheidiger bei. Durch welches Verhängnis, Sire, haben wir nur die Leute zu Feinden, die da behaupten, Ihnen zu dienen? Durch welches Verhängnis sind wir gezwungen zu zweifeln, ob diese Feinde Frankreichs Ihnen dienen oder Sie verrathen?“ — Nun kommen ziemlich deutliche Hinweisungen, die Girondisten wieder in sein Ministerium zu nehmen: „In diesem Augenblick der Gefahr könnten Sie vieles, könnten Sie alles thun für die Sicherheit des Reiches. Ein wachsammer und fester Minister, würdig des Vertrauens des Volkes, gestützt auf das seiner Vertreter, sicher Ihres Vertrauens, hätte bald wieder die Ordnung in den Heeren und Frieden in den Departements hergestellt. Frankreich war erstaunt, als es die Minister, deren Vaterlandsliebe es kannte, plötzlich durch unbekannte und verdächtige Menschen ersetzt sah, denen bald andere folgten, die noch weit weniger bekannt waren. Einige sind ohne Zweifel ihrer Stelle nicht unwürdig; aber dürfen wir heute erwarten, daß sie schon das Vertrauen des Volkes erlangen konnten? Und warum wurden jene, welche es zum voraus verdient hatten, warum wurden alle, deren Name Ruhe und Hoffnung den Bürgern eingeköst hätte, sorgfältig ferngehalten oder vernachlässigt?“

Das hieß sehr deutlich zu verstehen geben, was man wolle. In diesem Sinne gehen die Mahnungen fort und endigen immer mit der Hinweisung, doch

¹⁾ *Buchez et Roux*, I. c. XV, p. 180.

**Wange-
machen** ja die Girondisten in seinen Rath wieder aufzunehmen. „Sie beklagen sich über das Mißtrauen des Volkes, doch was thun Sie, um es zu beheben? Die Verwandten der Rebellen von Koblenz, die Feinde der Verfassung füllen Ihren Palast an und man sucht an Ihrem Hofe vergebens Männer der Freiheit!“ — Eine Menge gute Lehren werden dem König ertheilt. Zuletzt wird gedroht, daß dies die letzte Warnung für den königlichen Bögling sei, daß dann die Ruthe komme. „Sie können noch das Vaterland retten und Ihre Krone mit ihm — wagen Sie endlich, es zu wollen; der Name Ihrer Minister, der Anblick der Männer, welche Sie umgeben, sollen das Vertrauen des Volkes erwecken! — Die Nation wird sich schon zu vertheidigen wissen und ihre Freiheit zu wahren verstehen, aber sie fordert zum letztenmale, Sire, daß Sie sich mit ihr zur Vertheidigung der Verfassung und des Thrones vereinigen.“

gitt nicht. Die Gegner merkten aber wohl, wohin die Adresse ziele, und sie ward nicht angenommen. Die Mehrheit der Kammer wollte die Girondisten nicht mehr im Ministerium sehen; die Jakobiner nicht, weil sie — wie es hieß — an der Befehung des Königs verzweifelten; die Rechte nicht, weil sie eine Befehung im Sinne dieser Leute fürchtete.¹⁾

Brissot. Brissot sprach 26. Juli für die Annahme der Adresse und wollte dabei dem Hofe zeigen, was er für ihn Gutes und Böses zu thun vermöge: die Adresse bereite auf die großen Maßregeln vor, die nöthig seien; sie zeige, daß die Nation alle Mittel der Milde erschöpft habe. Dann kam er auf zwei Maßregeln, die bei der Erregung der Geister nöthig erschienen. Wenn der König schuldig sei am Siege der Feinde, so müsse man ihn richten, ihn verurtheilen, aber nicht in Haft; denn diese Maßregel würde einen großen Theil der Nation aufreizen und die Versammlung könnte sich am Ende selber nicht mehr behaupten. Man müsse also einen außerordentlichen Ausschuss mit der Aufgabe betrauen, alle That- sachen, alle Beweise festzustellen, welche die Absetzung des Königs begründen. — Was folge aber auf die Enthebung des Königs? — Die Diktatur? Die Berufung der Urversammlungen, um eine neue Verfassung zu entwerfen? — Alle diese Maßregeln seien für die Freiheit sehr gefährlich, förderten die Verwirrung und den Fortschritt der Feinde. Man müsse also das Volk vor allzuweit gehenden Meinungen warnen. Man müsse an der Verfassung mit der Mehrzahl der Nation festhalten — sonst vereine sich die Hälfte des Volkes mit den Feinden. „Das wäre sicher unser Schicksal, wenn ihr die Absetzung des Königs ansprächet, ohne daß die Nation diese Frage reif überlegt und sich von ihrer Nothwendigkeit gründlich überzeugt hat.“²⁾

**Robes-
pierre.** Das hieß brennende Fragen berühren, dem Hofe ankündigen: „In meiner Gewalt liegt es, euch zu retten oder zu verderben. Thut, was wir wollen, dann seid ihr gerettet.“ Robespierre sagt darum von den Girondisten:³⁾ „Man sah nur zu deutlich in ihrem Benehmen den Plan, den Hof durch die Furcht vor einem Aufstand zu schrecken und ihn zu zwingen, die Männer ihrer Wahl zu seinen Ministern zu machen.“ — Röderer zeichnet ihre Politik treffend mit den Worten:⁴⁾ „Temporifizieren, Zeit gewinnen, etwas

1) Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 183.

2) Ibid. XVI, p. 183—186.

3) Lettres à ses Commettans, VII, p. 310.

4) Chronique des cinquante jours, p. 295.

von der Noth und der Dankbarkeit des Hofes erwarten, indem sie ihn zu gleicher Zeit unterstützen und bedrohen, ihn durch die Alternative in die Enge treiben, daß er entweder den wildesten Schlägen der Jakobiner unterliegen, oder sich denen in die Arme werfen müsse, welche, wie sie, noch Mäßigung, Geist und Talent beäßen und die Verfassung auch ohne politische Reiheit zur Geltung zu bringen verständen — mit einem Worte: den Hof durch Drohungen einschüchtern und an sich ziehen — das war ihr System, welches in diesem letzteren Punkt mit dem des Herrn von Lafayette übereinstimmte, nur daß es mit weniger Ansprüchen verbunden war. Der Entwurf einer drohenden Adresse an den König entsprach diesem System. Die groben Drohungen in der Adresse sollten ihnen den Credit bei den Jakobinern erhalten.“

Das merkten aber die Jakobiner augenblicklich. Brissot wurde von den Rufen: „Herunter, Schurke wie Barnabe! herunter, Mann mit doppeltem Gesicht!“ begrüßt. Die Rechte stimmte in diese Verwünschungen ein. Als er gegen seinen Platz schritt, wurden von starker Hand zwei Gurken von den Tribünen auf ihn geschleudert, und ertönte der Schrei: „Nieder mit den Schurken! Es sind insgesammt Schurken!“ — Als Brissot den Saal verließ, wurde er ernstlich bedroht — von denselben Leuten, die früher auf sein Anstiften seine Collegen bedroht hatten. Vergebens mahnten die Blätter der Partei die Versammlung, doch ihre Würde zu wahren. Aber, wer hatte denn diese Würde geschändet, wie die Girondisten, als sie am 20. Juni den Böbel in den Saal ließen? Vergebens erinnerte er an das Wort des Generals Montesquieu: „Ihr könnt ganz gut den König für enthoben oder abgesetzt erklären, aber dessen dürft ihr sicher sein, daß ihr am andern Tag keine Generale mehr, noch Officiere, noch Soldaten habt.“

Wie falsch Brissot war, ersieht man aus der Art, wie er 29. October diese Rede zu rechtfertigen suchte: „Diese Parteimänner der Gironde, wie man uns immer schilt, bereiteten die Geister auf die Absetzung des Königs vor. Die Geister waren damals noch weit davon entfernt und deshalb wagte ich 26. Juli die berühmte Rede über die Enthebung des Königs, die den Leuten von gewöhnlichem Verstande allerdings wie ein Umschlagen der Ansicht erschien, die aber nur ein kluger und notwendiger Kunstgriff war. — Die öffentliche Meinung in den Departements war noch nicht reif dafür. Man mußte also lavieren und sich Zeit lassen oder die öffentliche Meinung aufklären und den Aufstand reif werden lassen, denn nur auf die eine oder andere Weise war die Absetzung des Königs zu erreichen. Diese Gründe dictierten mir die Rede vom 26. Juli, welche mir so viele Beschimpfungen eintrug und mich zum Royalisten stempelte, während ich zur selben Zeit im Ausschuss die Absetzung des Königs in Anregung brachte und die Einberufung eines Convents, und mein Blatt¹⁾ nicht aufhörte, die Geister in den Departements auf diese außerordentlichen Maßregeln vorzubereiten.“

Die Adresse gieng also nicht durch; aber etwas blieb von der Rede Brissots. Der Ausschuss der Zwölf bekam den Auftrag von der Kammer, genau die Frage zu untersuchen, welche Dinge die Absetzung des Königs zur Folge haben und ob sich der König deren schuldig gemacht habe. Die Absetzungsfrage war also fortan an der Tagesordnung und hieng wie ein Damoklesschwert über Ludwig XVI.

1) „Le Patriote français.“ Brissot à tous les républicains de France, p. 15. — Granier de Cassagnac, Histoire des Girondins, I, p. 414.

Das war das Drohen der Gironde. Daneben versuchte man aber vertrauliche Unterhandlungen.

Schreiben
an den
König.

Der Maler Bosc, welcher das Portrait des Königs gemalt hatte, übergab dem Kammerdiener Thierry ein Schreiben von Guadet, Bergniaud und Genouillon für den König.¹⁾ Nach einer Einleitung an den Maler, als hätte dieser sich um die Ansicht der drei Girondisten über die Lage Frankreichs und die Mittel, den Leiden abzuhelfen, erkundigt, erklären die drei: das Benehmen der Exekutivgewalt sei die Ursache aller Leiden Frankreichs und der Gefahr des Thrones. Der König möge ja nicht die Symptome der Krankheit als die Ursache derselben ansehen; die Parteiwuth, die Aufregung der Geister werde dauern, solange sein Benehmen großes Mißtrauen erzeuge. Der gegenwärtige Zustand müsse zu einer Krisis führen, deren Folgen sämmtlich gegen den König seien. Man trenne die Interessen des Königs von denen der Nation; man mache aus dem ersten öffentlichen Beamten ein Parteihaupt und häufe daher das Gehässige aller Übel, die auf Frankreich lasten, auf seine Schultern. Darum solle der König durch sein Benehmen jeden Grund des Mißtrauens verschwinden machen: er umgebe sich mit dem Vertrauen des Volkes — das heißt: er wähle uns zu seinen Ministern. Dafs dieser Satz derart erklärt werden müsse, beweist eine andere Stelle des Briefes, worin es geradezu heißt: „Warum wählt der König seine Minister nicht unter den Männern, welche sich am meisten für die Revolution ausgesprochen haben? Warum ist er in den entscheidenden Augenblicken nur von unbekanntem und verdächtigen Männern umgeben? Die Wahl des Ministeriums ist ja zu allen Zeiten eine der wichtigsten Obliegenheiten der Macht gewesen, womit der König bekleidet ist — der Thermometer, wonach die öffentliche Meinung stets die Meinung des Hofes beurtheilt hat! Man begreift daher die Wirkung einer solchen Wahl gerade jetzt. Ein wahrhaft patriotisches Ministerium wäre eines der großen Mittel, welches der König anwenden sollte, um das Vertrauen neu zu gewinnen.“ — Dann kommen noch andere Vorschläge, wie: dafs der König die Flinten und die Pferde seiner Garde zum Kriege anbietet, dafs er selber ein Gesetz über die Verwendung und Verwaltung seiner Civilliste vorschlagen solle, und ein anderes über die Erziehung des Dauphin und Bestellung eines Erziehers, welcher das Vertrauen der Nation genieße;²⁾ dann solle er die Entlassung des Generalstabes der Nationalgarde genehmigen, endlich solle er Lafayette vom Commando der Armee entfernen.³⁾

Antwort
des
Königs.

Das war ein Schreiben voll Eigensucht. Der König war empört darüber, namentlich als man ihn mit der Frage drängte, ob er das Schreiben auch bekommen habe. Thierry mußte antworten: der König sei sehr sorgfältig in der Wahl seiner Minister.⁴⁾ In der Kriegserklärung seien gerade die patriotischen Minister schuld, er habe alles gethan, um den Bund der Mächte zu

¹⁾ Es ist vollständig abgedruckt in Band II, pag. 422—426 der Mémoires de Dumouriez. Es kam schon 3. Januar 1793 im Convent zur Sprache und spielt eine Rolle in der Anklage der Girondisten. Das Original fand sich im eisernen Wandschrank; es trägt kein Datum, ist aber geschrieben zwischen dem 20. und 26. Juli 1792, verfaßt hat es Genouillon, unterschrieben Guadet und Bergniaud.

²⁾ Condorcet war von der Partei hiezu ersehen.

³⁾ Dumouriez, Mémoires, II, p. 422—426.

⁴⁾ Ibid. II, p. 426. — Copie de la lettre écrite à Boze par Thierry.

verhindern. Er habe sich an die Verfassung, seitdem er sie genehmigt, sehr strenge gehalten; es gebe aber viele Leute, welche dieselbe umzustürzen suchen.

Bertrand de Moleville klagt, dafs der König den Brief sogleich zurückgegeben und ihn nicht benutzt habe, um seinen Inhalt der Municipalität und allen Departements mitzutheilen und an allen Straßenecken von Paris anschlagen zu lassen und seine Gegner dadurch bloßzustellen. Dadurch hätte er einen Angriff auf das Schloß zum voraus unmöglich gemacht.¹⁾ Im Briefe sei nämlich dem König gemeldet gewesen, dafs binnen vierzehn Tagen ein neuer Angriff auf das Schloß stattfinden und dafs die mildeste Folge die Absetzung des Königs sein werde. Vielleicht ward dieses beim Übergeben des Briefes gesagt; wie er jetzt vorliegt, steht von dieser Drohung nichts darin. Übrigens schrieb Bertrand de Moleville aus der allerdings frischen Erinnerung als Flüchtling in London, wo ihm die Schriftstücke nicht mehr zu Gebote standen. Bertrand sagt, der König hätte seine Gegner durch Veröffentlichung vernichten können, aber er sei immer zu edel und zu gutmüthig gewesen, um gegen die Schlechten ihre Unflugeit als Waffe zu gebrauchen.

Moleville.

Sedenfalls lag den Girondisten nichts an der Erhaltung des Thrones auf die Dauer: der König wäre nur von ihrer Willkür abhängig geworden, bis sie ihn auf leichte Weise hätten auf die Seite schieben können. Wahrscheinlich kannte der König ihren Plan, der als Fühler für die öffentliche Meinung sogar in eine Zeitung kam,²⁾ wonach, in Anbetracht, dafs Ubelgünstige den König entführen wollten, wodurch ein Bürgerkrieg mit all seinen Folgen über Frankreich käme, ein Oberbefehlshaber der Pariser Nationalgarde ernannt werden müsse, welcher mit seinem Kopfe für die Person des Königs und aller Mitglieder der königlichen Familie zu haften habe. Während der ganzen Dauer des Krieges mit den auswärtigen Feinden sollten Roland, Servan und Pétion als Dictatoren walten, bekleidet mit aller Macht, welche der vollziehenden Gewalt durch die Volksverfassung verliehen ist, und die bestehenden Gesetze zur Ausführung bringen, sonst aber keine andere Richtschnur anerkennen, als das Wohl des Vaterlandes. Die Befugnisse des gesetzgebenden Körpers dagegen sollten bis zum Frieden mit den feindlichen Mächten ruhen. Die National-Verammlung wird also bis dahin vertagt, nachdem sie dem König die Ausübung der vollziehenden Gewalt auf die ganze Dauer des Krieges mit dem Auslande entzogen hat. Bis zum Frieden bezieht der König eine Pension von sechs Millionen Livres und jeder der Dictatoren einen Gehalt von 100.000 Livres jährlich. Sobald der Friede unterzeichnet ist und seine Hauptbedingungen durchgeführt sind, sollen die Dictatoren einen Nationalconvent einberufen, dem sie über ihre Verwaltung Rechenschaft abzulegen haben. In diesem Plane zeigt sich sehr wenig Neigung, die Verfassung aufrecht zu

Plan der
Girondisten.

Dictatur.

¹⁾ Bertrand de Moleville, Mémoires part., II, p. 112.

²⁾ „Journal général de l'Europe“, 24 Juillet. Der volle Text dieses Planes ist wieder abgedruckt in Granier de Cassagnac, Hist. des Girondins, Paris 1860, I, p. 411—413. — Zinckisen, l. c. II, S. 422—424.

erhalten, dagegen viel Eifer, den Girondisten die Macht zu verschaffen und ihren Händen die Cassen offen zu halten.

Welche Wege alle die Girondisten benützten, um zur Macht zu gelangen, zeigt eine andere Nachricht bei Bertrand de Moleville.¹⁾ Der berühmte Malesherbes kam zu ihm und vertraute ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit an — nur dem König dürfe er es mittheilen —, zwei Männer seien bei ihm gewesen, deren Namen er nicht nennen dürfe, und hätten ihn gebeten, dem König mitzutheilen, daß in wenigen Tagen ein großer Aufruhr ausbreche, an dessen Spitze die Marseiller ständen. Es gehe auf die Tuilerien los, das Leben des Königs stehe in der höchsten Gefahr und, wenn er auch dem Eifer der Mörder entrinne, so könne die Versammlung ihn doch nicht anders retten und das Volk beschwichtigen, als indem sie ihn für abgesetzt erkläre. Der König könne diesen schrecklichen Plan nur dadurch vereiteln, daß er auf der Stelle Roland, Clavière und Servan zu Ministern mache. Alle Männer in seiner Umgebung, die es gut mit ihm meinen, sollten ihm dazu rathen. Mit Befremden hörte Malesherbes von dem Briefe an den König und meinte dann, auch er hätte dem König nichts anderes rathen können, als das, was er bereits gethan habe. Ihm scheine bei der ganzen Sache, die er übrigens dem König habe anvertrauen müssen, eine schmutzige Geldfrage mit im Spiele zu sein. Clavière scheine den genannten Herren versprochene Summen nicht liefern zu können. „Ach, der arme König!“ rief Malesherbes aus, „ich fürchte sehr, er entkommt diesen Schurken nicht. Es ist schade um diesen guten und edlen Fürsten. Aber unter Umständen, wie die hiesigen, werden die Tugenden eines Privatmannes, wenn sie zu weit gehen, beinahe Fehler für den Thron: sie können gut sein für die andere Welt, haben aber kein Gewicht in dieser. Es ist dies eine schmerzliche, aber nur allzu richtige Erfahrung. Sie sind glücklich, daß Sie noch jung sind, um dem König nützlich zu sein; ich bin zu alt und kann ihm keine Dienste mehr leisten. Aber ich hänge mit ganzer Seele an ihm, seit ich seine edlen Eigenschaften kenne. Und wenn ich mich auch nicht mehr nach der Ordnung kleiden und den verfluchten Degen tragen mag, der mir immer beim Steigensteigen zwischen die Beine kommt und an dem ich noch eines Tages den Hals brechen werde, so gehe ich doch jeden Sonntag regelmäßig ins Schloß, da ich mich die ganze Woche darauf freue, zu sehen, ob dieser edle Mann sich wohl befindet. Ich spreche nie mit ihm, das ist mir gleichgiltig; ich bin zufrieden, wenn ich ihn gesehen habe, und er sieht mich, glaube ich, auch gerne. Er hat mich immer wunderbar gut während meines Ministeriums behandelt. Über mein Geschwäg mußte er oft lachen. — Sie haben gewiß mit Erstaunen bemerkt, wie sehr er gewinnt, wenn man ihn näher kennen lernt, und wie leicht man ihn falsch beurtheilt, wenn man ihn nicht kennt. Haben Sie nicht bemerkt, daß er sich nie täuscht über einen guten Rath? das ist außerordentlich! Sind Sie nicht auch der Ansicht, daß, wenn er erzogen worden wäre, wie wir erzogen wurden, wenn man ihn gewöhnt hätte, jene Schüchternheit und jenes Mißtrauen in sich selbst zu überwinden, man aus ihm leicht einen großen König hätte machen können? Und auch so, wie er jetzt ist, wäre seine Regierung, nach meiner Überzeugung, mit guten Ministern eine der glücklichsten und schönsten in unserer Monarchie geworden, weil es unmöglich ist, das Gute mehr zu lieben und zu wollen, als er es liebt

Malesherbes

über Ludwig XVI.

¹⁾ Bertrand de Moleville, l. c. II, p. 113—115.

und will.¹⁾ — Ich selber war ein schlechter Minister; ich habe nie ans Ministerium gedacht. Man drängte mich dazu, ich weiß nicht, warum, infolge eines Rufes, den ich den Umständen und nicht meinem Werte verdanke. Ich sagte es Turgot, ich sagte es dem König, ich sei nur noch ein das Gute liebender und ehrlicher Mensch, aber das reiche nicht einmal zum mittelmäßigen Minister aus; sie könnten keine schlechtere Wahl treffen: ich sei zu alt und mein Kopf abgenutzt. Aber ich hatte gut reden, alle Welt wollte es, ich mußte nachgeben. Der glücklichste Tag meines Lebens jedoch war der, an welchem ich aus dem Ministerium schied. In meiner Jugend hätte ich vielleicht eher diese Last aushalten können. Da hatte ich aber einen allzu glühenden Kopf. Ich liebte die Studien, aber nie die Geschäfte, weil diese folgerichtigen Fleiß verlangen. Ich verstand mich auf Bücher, aber nicht auf die Menschen, noch auf den Hof, und ohne dies kann ein Mann, der etwas auf sich hält, nicht im Ministerium bleiben. Das größte Übel bei unserer Regierung ist die Unmöglichkeit für den König, zu wissen, ob er eine gute Wahl getroffen habe, wenn er ein neues Ministerium ernennt. Er muß sich auf das Zeugnis von Leuten verlassen, die in seine Nähe kommen, und mancher, von dem man ihm sagt, er sei sehr talentvoll, hat oft nur die Gabe, Ränke zu spinnen, Stellen zu versprechen oder Pensionen, oder ist bekannt mit einer Dame am Hofe, oder mit der Geliebten eines Prinzen oder eines Ministers, der in Gunst steht. Die Regierung eines solchen Ministers dauert in der Regel nicht lange, und die, welche ihnen nachfolgen, sind meist noch schlechter, und ihnen folgen andere von gleichem Gelichter nach. Und das Gleiche kann man von allen höheren Stellen sagen und dadurch geht die Regierung zum Teufel und kommt die Revolution. Besser war der frühere Gebrauch, daß die Behörden drei Männer für eine leere Stelle vorschlugen. Da war eine schlechte Wahl schwerer. Aber da mußte der König wollen und stark wollen, und hier liegt die Schwierigkeit. Nichts ist seltener als ein fester Wille bei Königen und insbesondere bei unserem Könige.“²⁾ — Diese Äußerungen eines Mannes, der ungerufen herbeieilte, seinen König zu vertheidigen, als dieses gefährlich war, und der für seine Überzeugung sein Leben geopfert hat, sind sehr bedeutsam. —

Malesherbes über sich selbst

über die Minister

Neue Fluchtpläne.

Moleville verhandelte in den letzten Tagen noch über Fluchtpläne, denn es gab damals für den König nur noch zwei Arten sich zu retten, entweder fliehen oder kämpfen.

Clermont-Tonnerre und Montmorin wollten jeder einen Wagen mit vier Sizen und zwei Pferden liefern, Moleville vier gute Pferde in Pierrefite bereit halten, nahe bei Saint-Denis, Montmorin sollte nur noch einen Paß für sich beschaffen. „Ich brauche nur noch einen Paß in die andere Welt“, entgegnete Montmorin. „Ich entkomme den Leuten nicht, die mir ans Leben wollen.“ — „Ich habe auch bittere Feinde“, entgegnete Moleville. — „Sie können sich retten, aber ich bin sicher, daß ich ermordet werde binnen drei Monaten. Ich habe die sichere Vorahnung. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde aber doch bis zum letzten

Letzte Fluchtpläne.

Montmorin.

¹⁾ Bertrand de Moleville, Mémoires part., II, p. 116—118.

²⁾ Ibid. II, p. 118—121.

Augenblicke beim König bleiben und ihn zu retten suchen, solange es möglich ist. Nicht der Muth fehlt mir, ich fürchte weniger den Tod als das Leben.“ So war damals die Stimmung treuer Diener des Königs, wenn sie an ihre Pflicht und an ihre Zukunft dachten und an den Mangel von Thatkraft beim König, der nur den Muth hatte, zu dulden.

Immer enger wurde der Ausweg. Jede Stunde stieg die Gefahr. Es fehlte nie an getreuen Herzen, die alles für den König opfern wollten, ein Beweis, wie beliebt einst Ludwig XVI. gewesen war.

Viancourt. Damals bot der Herzog von Viancourt sein Schloß Gaillon an: es lag in der Normandie, nahe am Meere, das man durch den Wald leicht erreichen konnte; in der Nähe war ein Schiff, um sogleich nach England zu entfliehen. Die Bevölkerung war dem König günstig gesinnt, der Besitzer einer der reichsten Männer des Königreiches und bereit, eine Million zu erlegen, sobald man das Verlangen nur einen Tag früher anmeldete. Moleville. Moleville hatte Wagen bestellt. Der König durfte nur wollen, alles war bereit. Da kam eine Botenschaft von Ludwig, man solle die Vorbereitungen zur Flucht einstellen, der König wolle dies Rettungsmittel sich für die höchste Noth vorbehalten. „Was ist denn — höchste Noth?“ rief Moleville, „und wo sind die Dummköpfe, die dem König solches rathen?“ — Einmal sagte der König zu Bertrand: „Ich wage keine zweite Flucht, denn ich habe auf der ersten zu vieles zu leiden gehabt.“¹⁾

Montmorin. Moleville gab aber seinen Plan noch nicht auf. Er eilte zu Montmorin, er möge doch mit dem König sprechen, um ihn zu einem besseren Entschlusse zu vermögen. „Ich kann nicht gehen,“ sagte dieser, „aber schreiben will ich. Übrigens wird man auf meinen Rath nicht hören. Der König ist verloren, mein Freund, und wir sind es auch. Wir sind auf dem Wege zur Republik, und vom Schicksale des Königs hängt es ab, ob ihre Dauer kurz oder lang ist. Wird er meuchlings ermordet, so hat sie kein lauges Leben; kommt er vor Gericht und wird er zum Tode verurtheilt, so wird es lange dauern, bis die Monarchie wieder zurückkehrt. Reisen Sie ab, sobald Sie können, ich bleibe. Ich werde mein Schicksal nicht von dem des Königs trennen; ich werde ihn nicht verlassen bis zum letzten Augenblicke. Man hat Sie immer für einen Aristokraten gehalten, während ich hier für einen Anhänger der Verfassung oder des Königs gelte, in Koblenz aber als ein Jakobiner würde behandelt werden. Nur der König kennt mein Verhalten, meine Gründe und meine Anhänglichkeit, und hätte ich nicht das Gefühl, daß ich ihm Treue bewahren müsse, so wäre mir das Leben unerträglich. Ich bleibe also in Paris, komme, was da wolle.“²⁾

Bertrand beschwor noch einmal den König, zu fliehen; wenn er aber einem anderen Fluchtplane als dem seinen folge, möge er ihm gestatten, Frankreich zu verlassen. — Der König antwortete: „Man versichert mir, daß der Plan zum Aufstande noch nicht so weit gediehen ist, und daß es noch immer Mittel gibt, ihn zu verzögern. Man muß nur Zeit gewinnen. Ich habe Grund zu glauben, daß es weniger gefährlich ist, zu warten, als zu fliehen. Fahren Sie fort über meine Sicherheit zu wachen und mich genau auf dem Laufenden zu erhalten.“³⁾ Nachträglich ersuhr Moleville, die Königin habe sich an dem Libera-

¹⁾ Bertrand de Moleville, l. c. II, p. 263.

²⁾ Ibid. II, p. 130.

³⁾ Ibid. II, p. 131.

ismus Viancourts gestoßen: „Bertrand hat nicht gedacht, daß er uns in die Hände der Constitutionellen liefern wird.“ — Später versicherte ihm Viancourt: „Der König mußte wissen, daß ich kein Demokrat bin, wohl aber ein freimüthiger und treuer Royalist. Ich habe nie eine Revolution gewollt, wohl aber nützliche Verbesserungen. Allerdings habe ich dem König gerathen, nach dem 14. Juli sich in die Versammlung zu begeben, um sich mit ihr auszuföhnen, aber damit bin ich nicht schuld an all den falschen Schritten, die dann geschahen und zu denen ich nie gerathen habe.“ Man sieht, wie unglücklich die Lage der getreuen Diener war.

Die Nothwendigkeit, daß der König fliehe, wurde damals so allgemein gefühlt, daß von verschiedenen Seiten ein Fluchtplan eingekendet wurde.

Es zeigt vom guten Herzen der Madame Staël, daß auch sie den König fran von Staël. retten wollte. Damals war ein Gut Lamotte in der Normandie ausgebaut. Madame Staël wollte es kaufen und unter dem Vorwande, es zu besichtigen, zwei- oder dreimal in der Woche mit einem großen Wagen dahin fahren, immer begleitet von vier Personen: einem Manne, dem König ähnlich, in grauem Kleide und einer runden Perrücke, einer Dame von der Gestalt der Königin, stets mit einem schwarzen Schleier vor dem Gesichte, mit zwei Kindern und einem Kammerdiener, der dem Wagen zu Pferde vorausreite. Das sollte ihr Marbonne sein. Marbonne. Das öftere Hin- und Herfahren würde die Postmeister lässig machen in Besichtigung des Wagens und so könnte sie den König, die Königin und die Kinder nach der Normandie bringen, auf das Gut, das eine Viertelstunde von der Küste war. In der Nähe sollte ein Fahrzeug halten, auf das man den König ungefährdet bringen könnte. Ueber Bedingung war: der König solle ihren lieben Marbonne wieder zu Gnaden nehmen, und nach dem, was oben über diesen Mann zu berichten war, ist begreiflich, daß der König den Fluchtplan romantisch fand, aber von Marbonne nichts wissen wollte. Auch hätte man Madame Elisabeth zurücklassen müssen.

Selbst einer der Mitbegründer der Republik in der anderen Hemisphäre, Morris Plan. ein Freund Washingtons, Morris, beschäftigte sich mit einem Plane, die Flucht des Königs zu ermöglichen. Der Fluchtplan war so fein angelegt, daß Morris behauptet, ein Mißlingen wäre unmöglich gewesen. Doch am Morgen, da der König die Flucht antreten sollte und die Schweizer, um sie zu decken, schon echelonweise aufgestellt waren, ließ der König abjagen. Wem es an Muth fehlt, kann nicht König sein, meinte der Amerikaner. Der König hatte für den wackeren Morris Hochachtung und hatte ihm einmal 800.000 Franks in Gold zur Ermöglichung der Flucht übergeben. Aus Morris' Berichten ersieht man, wie gering dieser Republikaner von den Freiheitsmännern in Frankreich dachte, und wie hoch von der gerechten Sache des Königs.¹⁾ Diese französischen Republikaner waren in der That erbärmliche Gesellen. Brissot soll nicht weniger als zwölf Millionen verlangt haben, für Rettung des Königs — aber es war nicht mehr so viel Geld in der Civilliste. Danton hatte 50.000 Thaler vom König erhalten und Quit-

¹⁾ Morris, Memorial, I, p. 340 und 345. Von Morris hören wir, daß auch die englische Regierung sich für die Flucht interessierte. Crawford erzählte ihm 1798 in Frankfurt, wie er 1791 bis 1792 jede Woche in Paris die Königin antrieb, mit dem Dauphin zu fliehen, weil die englische Regierung dadurch den König und die Monarchie in Frankreich zu retten hoffte, wie aber auf einmal die Königin einen sicheren Fluchtplan verwarf, da sie ihr Schicksal nie von dem des Königs trennen wolle. Mém., I, p. 350.

tung dafür ausgestellt. Montmorin hat Lafayette diese Quittung gezeigt,¹⁾ und dieser hat darauf den richtigen Rath gegeben: man müsse entweder diese Quittung vor Danton zerreißen und damit an seinen Edelstirn appellieren, wenn er einen habe, oder aber sie veröffentlichen und den Mann dadurch unmöglich machen. Man sah am Hof der Zukunft sogar mit einer gewissen Sicherheit entgegen. Madame Elisabeth sagte: „Wir sind ruhig, wir können auf Danton rechnen.“

Sonntag den 5. August war noch feierlicher Empfang bei Hof und drängten sich die treuen Edelleute um ihren König, manche wohl in der Überzeugung, es sei das letztemal, daß sie ihn sehen könnten.²⁾ — Der König gab soviel Geld her und kam in solche Geldnoth, daß er sogar von der Summe, die er zum Fluchtplan dem amerikanischen Gesandten anvertraut hatte, 8000 Franks zurück erbat. Und so wiegte man sich in eine falsche Sicherheit ein, bis man von den Tönen der Sturmglocke des Aufbruchs überrascht wurde. —

Pétion fordert die Absetzung des Königs.

Die Aufregung in Paris stieg mit jedem Tag, die National-Versammlung wurde überschüttet mit Eingaben um die Absetzung des Königs.

Unter den Beschlüssen, welche sie in diesen Tagen des Sturmes und der Verlegenheit der Anarchie faßte, gehört auch der vom 4. August, welcher die Räumung aller religiösen Häuser befahl und mit Härte und Roheit durchgeführt wurde. Mehr als 50.000 Klosterfrauen wurden aus ihren Häusern vertrieben, die eifrigsten, welche bisher standhaft unter Entbehrungen aller Art, der Ordensregel treugeblieben waren — manche waren alt und schwach, manche fremd und hatten keine Verwandten, zu denen sie fliehen konnten.

Eine Ursulinerin aus Kanada wurde aus ihrem Kloster gestoßen und wußte nicht, wohin sie gehen, von was sie leben sollte — und setzte sich weinend bei einem Brunnen nieder, alles von der Vorsehung erwartend. Da kam eine reiche Dame des Weges, sah die Hilflose, wurde von Mitleid ergriffen und nahm sie als Gesellschafterin in ihr Haus auf. Nicht vielen gieng es so gut, manche waren in verzweifelter Noth: zwar sollte ihnen der Staat einen kleinen Gehalt auszahlen, aber man machte die Erhebung von einem Eide abhängig, den sie nicht schwören konnten.

Das Manifest Braunschweigs wurde am 3. August vom Minister mit einem Schreiben des Königs der Versammlung mitgetheilt.³⁾ Es war sein letztes Schreiben als König an die Vertreter der Nation und schloß mit einem wehmüthigen Rückblick.

¹⁾ Bertrand de Moleville, Mémoires part., II, p. 123—126.

²⁾ Ibid. II, p. 125—126.

³⁾ Tresvoux, l. c. I, p. 395. — Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 311—313.

„Ich habe die Verfassung angenommen, die Mehrheit wünschte sie; ich fühlte, wie sie ihr Glück darin sah, und dieses Glück ist die einzige Arbeit meines Lebens. Seit jenem Augenblick machte ich es mir zum Gesetz, der Verfassung treu anzuhängen, und ich befahl meinen Ministern, sie als einzige Regel ihres Verhaltens anzusehen. Ich beugte meine Ansicht unter die bewährte Erfahrung und meinen Willen unter meinen Eid. Ich mußte arbeiten für das Glück meines Volkes; ich that, was ich konnte, das ist genug für das Herz eines Mannes, der es gut meint. Nie setzte ich den Ruhm oder den Vortheil der Nation hinten, nie will ich mich dem Gesetz der Fremden oder einer Partei beugen — ich gehöre ganz der Nation an, ich bin eins mit ihr, kein Vortheil kann mich von ihr trennen; ich werde bis zum letzten Seufzer ihre Unabhängigkeit wahren. Gegenüber dem Unglück des Ganzen kommt mein eigenes Leid gar nicht in Betracht. Was bedeuten denn Gefahren für einen König, dem man die Liebe seines Volkes entziehen will! Hier ist die wahre Wunde meines Herzens! Vielleicht kommt es einst meinem Volke zum Bewußtsein, wie es immer und meine einzige Sorge und meine erste Liebe war. Welche Schmerzen könnten nur durch das leichteste Zeichen der Rückkehr seiner Liebe zu mir geheilt werden!“

Doch unter Murren und Spott wurden diese rührenden Mahnungen verlesen. Sonst ließ die Kammer die leichtfertigsten Adressen drucken und an die 83 Departements vertheilen — jetzt gieng sie über des Königs Schreiben zur Tagesordnung über — denn sein Thun sei im Widerspruch mit seinem Schreiben — nicht durch Briefe, sondern durch Thaten müsse man dem Feinde entgentreten, der für den König und in seinem Namen heranziehe.

Jénard rief: „Die Sprache des Königs war immer verfassungsgemäß, aber was that er gegen die Contrevolution? — Nichts. Ich weiß nicht, welcher Magnet Sie immer zu diesem Hof hinzieht!“ — „Und Sie sind an die Engländer verkauft!“ schrie ihm Champion entgegen. — „Öffne mein Herz, Unglückseliger, und du wirst finden, daß es französisch ist!“ — Und nun ergoß Jénard eine Flut von Vorwürfen über den König — er habe die Stellen an den Adel verschwendet, er verwende unbeeidigte Geistliche in seiner Kirche, er besetzte die Rebellen, er habe Behörden, welche gegen die Revolution seien, er halte Lafayette beim Commando, er habe die Minister, welche das Volk liebt, entlassen. „Für wen waffnen sich die Höfe? Für ihn! Was verlangen sie von uns? Daß wir ihn wieder als Gewaltherrn einsetzen. In seinem Namen sind alle Feinde thätig. Er hat das Heer vernachlässigt — es war nach der Kriegserklärung ohne Waffen, ohne Pulver und Kugeln, ohne Pferde, ohne Vorräthe. Diese und andere Dinge stehen im Widerspruche mit dem Schreiben des Königs.“

Das war nur Vorbereitung auf einen Theaterstreich, der jetzt kam. Eine Abordnung der Gemeinde von Paris, den Oberceremonienmeister des Aufbruchs, Jérôme Pétion, an der Spitze, trat am 3. August 1792 vor die Schranken und forderte die Absetzung des Königs.

„Gesetzgeber!“ hob er an:¹⁾ „Alle Kinder müssen sich an das Vaterland drängen, wenn es in Gefahr ist, und nie hat eine größere Gefahr das Vaterland

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 315—319.

Schreiben des Königs.

Jénard gegen den König.

Vorwürfe.

Pétion

Verkauf der Frauenhäuser.

Das Manifest Braunschweigs.

bedroht. Wir kommen im Namen der Stadt Paris und sprechen im Heiligthum der Geseze den Wunsch der unermesslichen Stadt aus. In Hochachtung vor den Volksvertretern, voll Vertrauen in ihre muthvolle Vaterlandsliebe, hat sie nie am Wohle des Staates verzweifelt. Aber sie glaubt, daß, wenn man die Leiden Frankreichs heilen will, man sie an ihrer Quelle angreifen muß und keinen Augenblick verlieren darf. Mit Schmerzen erhebt sie durch meinen Mund gegen den ersten vollziehenden Beamten die Anklage. Das Volk ist ohne Zweifel im Recht, gegen den König aufgebracht zu sein. Doch die Sprache des Bornes geziemt nicht für die Starken. Ludwig selber zwingt uns, ihn anzuklagen und wir werden ihn ohne Bitterkeit, wie ohne kleinliche Schonung anklagen. Es ist nicht mehr Zeit, auf diese lange Nachsicht zu horchen, welche edelmüthigen Völkern so wohl ansteht, die jedoch die Könige zum Meineid ermunthigt, und die ehrenwertesten Leidenenschaften müssen schweigen, wenn es sich um die Rettung des Staates handelt.“ — Nun folgen bittere Anklagen gegen Ludwig, gegen seine Blutgier wider die Stadt Paris, gegen seine Vorliebe für Adel und Priester; wider seine Abneigung gegen Volk und die National-Versammlung, wider seinen Meineid. Dann werden ihm die Wohlthaten der Nation vorgehalten, die ihn zum König gemacht habe, während er doch lange vorher König war und erst die National-Versammlung berief, welche die Verfassung entwarf. Endlich wird ihm vorgeworfen, daß ihm die Nation Ehren und eine große Civilliste verlieh. Mit Undant habe er diese Wohlthaten vergolten, und nun wird noch einmal ein Sündenregister hergezählt und am Schlusse heißt es: „Er ist der erste Ring an der Kette der Gegenrevolution. Er hat Antheil an der Verschwörung von Billnig. Er hat sein Interesse von dem der Nation getrennt, wir wollen es jetzt auch trennen. Sein ganzes Verhalten ist ein förmlicher Widerstand gegen die Verfassung. So lange wir einen solchen Mann zum König haben, kann die Freiheit sich nicht befestigen, wir wollen aber frei bleiben. In einem Überreize von Langmuth hätten wir gewünscht, von euch nur eine Enthebung Ludwigs XVI., bis die Gefahr vorüber ist, zu verlangen, aber die Verfassung ist dem entgegen. Ludwig XVI. beruft sich in einemfort auf die Verfassung, wir berufen uns jetzt auch darauf und fordern eine Maßregel, und ist diese große Maßregel einmal gefaßt, so verlangen wir — da es sehr zweifelhaft ist, ob die Nation noch länger Zutrauen zur gegenwärtigen Dynastie hat — daß streng verantwortliche Minister, aber nicht aus Ihrer Mitte, gemäß der Verfassung nach der Abstimmung freier Männer mit lauter Stimme ernannt, provisorisch die vollziehende Gewalt ausüben, bis sich der Wille des Volkes, unseres und eures Souveräns, gesetzmäßig in einem National-Convent ausgesprochen hat, sobald es die Sicherheit des Staates erlauben wird.“

So die Adresse der Municipalität — Marie Joseph Chénier soll sie verfaßt haben. Der Versammlung kam sie im Augenblicke nicht gelegen; denn sie vermied sogleich darüber zu entscheiden und übergab sie dem Zwölfer-Ausschuß zur Begutachtung: die Frage wegen der Absetzung wurde erst in der Abend Sitzung des 3. August auf das Andringen Thuriots und Grange-neuves auf die Tagesordnung gesetzt, als die Mittheilung eintraf, daß auch der Erzbischof von Köln und der Herzog von Württemberg sich den Feinden Frankreichs angeschlossen hätten.¹⁾

1) Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 315—320.

Pétion war stolz auf seine That und bildete sich sogar ein, man werde ihn zum Regenten ernennen, und war unvorsichtig genug, noch im Saale einigen Vertrauten mitzutheilen: „Ich sehe nun wohl, daß die Regentschaft mir zufallen wird, daß ich ihr nicht entgegen kann.“ — Robespierre hat ihn später bitter darüber verhöhnt: „Ihr hattet Euch ja in den Kopf gesetzt, Frankreich hätte Lust, Euch zum König oder mindestens zum Regenten zu machen! Ihr meintet ja, Ihr würdet Euch sehr wehren müssen, um Euch nur davor zu schützen; Ihr thatet ängstlich, daß die Föderierten nur gekommen seien, um Euch auf den Thron zu setzen. Guter Gott! wir würden also einen König Jérôme I. gehabt haben. — Welche Glückseligkeit! Vielleicht fällt Frankreich Euch noch zu Füßen, nur damit Ihr ihm Geseze ertheilet! Sire, ich bitte Eure Majestät, einen Theil der Wahrheiten, die ich für das Glück des Volkes und die Wohlfahrt der Nation Euch vorzulegen so frei war, allernädigst in Betracht zu ziehen.“ — Robespierre haßte Pétion umjomehr, als dieser 3. August, um ihn auszuhorchen, zu ihm kam und ihn bat, die republikanische Sturmbewegung ein wenig zu hemmen, bis die National-Versammlung sich über das Schicksal des Königs entschieden habe. Robespierre hörte ihn kalt an und sagte, er habe gar keinen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge, er lasse ihnen nachher, wie vorher, den freien Lauf. Robespierre hatte in Wahrheit durch seinen Einfluß auf den Jakobinerclub den Faden in der Hand, dahin kam ja der Aufstands-Ausschuß jeden Tages; aber er leugnete, daß er Einfluß habe.²⁾ Ein Vertrauen ist des andern wert, und ein Heuchler durchschaut den andern. Beide waren Nebenbuhler um die Volksgunst, beide gierig nach der höchsten Macht, die keinen Genossen duldet. Beide belauerten darum einander, beide haßten einander.

Die Folgerungen aus dem Sake, daß das Volk in jedem Augenblicke seine Gewalt wieder an sich ziehen und im Vollbesitze seiner Souveränität die von ihm ernannten Beamten entheben könne, zeigen sich in ihrer ganzen Lächerlichkeit, aber auch Gefährlichkeit in der Geschichte der Pariser Section Mauconseil. Dieses Stadtviertel beschloß am 31. Juli,³⁾ daß es den König nicht mehr anerkenne und in der Republik lebe.

Die Section begründet diesen Beschluß mit der Gefahr des Vaterlandes, die sich durch die Treulosigkeit der vollziehenden Gewalt jeden Tag verschlimmere. „In Anbetracht, daß die Nation aus dieser Krisis nur durch eine große Anstrengung herauskommen kann, daß es unmöglich ist, die Freiheit durch die Verfassung zu retten, daß man auch die Verfassung nicht mehr als den Ausdruck des allgemeinen Willens ansehen kann; in Anbetracht, daß Ludwig XVI. das Vertrauen der Nation verloren hat, daß die Behörden nur Kraft haben durch die öffentliche Meinung, und daß die Äußerung dieser Meinung eine strenge und heilige Pflicht aller Bürger ist: — erklärt die Section in feierlichster Weise all ihren Brüdern, daß sie Ludwig XVI. nicht mehr als König der Franzosen anerkennen, und daß sie bei Erneuerung des ihrem Herzen so theuren Eides, frei zu leben oder zu sterben und der Nation treu zu sein, alle früheren anderen Eide zurücknimmt, und beschließt, am 5. August dem gesetzgebenden Körper diese

¹⁾ „Je vois bien, que la régence m'est dévolue, je n'y échapperai pas.“

²⁾ Robespierre, Lettres à ses commettants, N. VII, p. 309

³⁾ Extrait des registres de la section Mauconseil. Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 247—248

Pétion
Regent?Robes-
pierre.Mau-
conseil.

Erklärung zu überbringen und ihn zu fragen, ob er endlich das Vaterland retten wolle, und behält sich vor, je nach der Antwort, weitere geeignete Beschlüsse zu fassen, und gelobt, sich eher unter den Trümmern der Freiheit zu begraben als noch länger dem Despotismus zu huldigen.“ Also die Section Mauconseil, welche viele dafür Bonconseil nannten.

Adresse an die Sectionen. Zu gleicher Zeit beschloß dieses Stadtviertel, ein Rundschreiben an die übrigen Sectionen von Paris zu erlassen, worin es erklärte, daß es Ludwig XVI. nicht mehr als König der Franzosen anerkenne.¹⁾ In diesem Schreiben, welches auch noch mit schlechten Versen gespickt ist, kommen Sätze vor, wie: „Man muß das Gesetz vergessen, um das Vaterland zu retten.“ — „Paris muß noch einmal das Stammen der ganzen Welt und der Schrecken des Despotismus werden.“ — „Wartet nicht länger, um Ludwig zu strafen, erhebt euch und bedenkt, daß ein Tyrann nie vergeht.“²⁾ Rasch gieng die Adresse und das Rundschreiben in die demagogischen Blätter.

Brissot. Die Girondisten, welche damals Gunst beim Hofe suchten, sprachen sich aber gegen Mauconseil aus. Brissot und Condorcet betonten in ihren Blättern, der Aufstand sei das letzte Hilfsmittel unterdrückter Völker; er sei eine heilige Pflicht, wenn es kein anderes Mittel mehr gebe, sich zu retten; aber ein Volk, welches treue Vertreter habe, und das durch ihren Mund jeden Tag die entsprechenden Maßregeln vorschlagen und beschließen könne, gehe seinem Untergange entgegen, wenn es den durch das Gesetz gemäßigten Mitteln der Bewegung unerlaubte Mittel vorziehe, deren Gewaltthätigkeit Frankreich nur um die Frucht der Freiheit bringen könne.

Es ist nicht wahr, daß die anderen Sectionen einmüthig den Antrag annahmen, vielmehr erklärten sie, daß diese Beschlüsse gefährlich und verbrecherisch seien, und daß sie bei der gesetzgebenden Versammlung gegen den gehässigen Antrag Pétions sich verwahren müßten.³⁾ Mehrere Abgeordnete hoben hervor, daß, wenn das so fortgehe, Leute, die keinen Beruf und keine Vollmacht hätten, sich als Volk hinstellen und die Abgeordneten aus dem Saale jagen könnten. Als die Section Gravilliers in ähnlichem Geiste in der Versammlung erklärte: „Wir lassen euch noch die Ehre, das Vaterland zu retten; weigert ihr euch, so werden wir die Sache auf uns nehmen“ — da beantragte Girardin, diese Adresse drucken zu lassen, damit man allgemein erfahre, daß es in Paris eine Section gebe, „welche dem gesetzgebenden Körper erlauben wolle, das Vaterland zu retten.“ Die Versammlung mußte die Hoheit der Nation wahren, wolle sie nicht unter den Streichen der Parteimänner untergehen.

Bergniaud. Bergniaud beantragte am 4. August im Namen des Ausschusses die Verurtheilung dieser Adresse als einer verfassungswidrigen. Die Souveränität liege in dem ganzen Volke, nicht in einem Stadtviertel. Es sei keine Regie-

¹⁾ „La section Mauconseil déclare donc à toutes les parties du Souverain (des Volkes), qu'en présentant le voeu général, elle ne reconnait plus Louis XVI pour roi des Français, qu'elle abjure le serment, qu'elle a fait de lui être fidèle, comme surpris à sa foi.“ Ibid. XVI, p. 249.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 248—249.

³⁾ Peltier, Histoire de la révolution du 10 Août 1792. I. p. 35.

rung, keine Verfassung mehr möglich, man wäre allen Unordnungen, allem Wirrwarr der Anarchie preisgegeben, wenn es jeder Section gestattet wäre, sich bald von diesem, bald von jenem Theile der Verfassung loszusagen oder diesem oder jenem Gesetze den Gehorsam zu verweigern. Die Adresse sei eine Verirrung, die traurige Folgen haben könne, wenn sie auch aus glühender Liebe zur Freiheit hervorgehe.¹⁾ Der Tadel war sehr mild und mit der Warnung verbunden, den Eifer in den Schranken des Gesetzes zu halten und sich vor Ruhestörern in acht zu nehmen. Das Haus nahm Bergniauds Antrag mit großer Majorität an. Man sieht, die Girondisten spielten doppeltes Spiel, Pétion donnerte gegen den König, Bergniaud und Brissot suchten die Bewegung zu mäßigen, welche zu überwallen und ihrer Hand sich zu entwinden und sie zu verschlingen drohte; sie wollten die Bewegung für sich ausbeuten, sie waren geneigt für Orleans, oder den Kronprinzen, oder selbst für Beibehaltung Ludwigs XVI. sich zu entscheiden, vorausgesetzt, daß die Gewalt in ihre Hand gelangte. Darum sagte Bertrand de Moleville: sie hielten Frankreich noch nicht für reif, aber am 10. August hätten Robespierre, Danton und Collot d'Herbois ihnen das Heft aus der Hand genommen.²⁾ —

Doppel-
spiel.

Dictatur und Unfreiheit.

In der Aufregung jener Tage kam der Gedanke einer Dictatur zur Sprache. Marat insbesondere suchte nach dem tugendhaften Mann, welcher der Gewaltträger der Nation sein sollte — sich selber hielt er begreiflich für den geeignetsten Mann.

Barbarouy erzählt:³⁾ „Damals handelte es sich um die Abjegung des Königs. Hätte man einen königlichen Prinzen an seine Stelle gesetzt, so wäre Philipp von Orleans Regent geworden, sein Anhang forderte dieses. Man sah seine Gläubiger, seine Verpflichteten, seine Tischgenossen; man sah Marat und die Cordeliers, alle Gauner und Schuldenmacher, alle ehelosen Gesellen auf den öffentlichen Plätzen sich herumtreiben, die Abjegung des Königs zu fordern; sie wollten Geld und Ämter unter einem Regenten, der eine Puppe in ihrer Hand gewesen wäre, weil er ein Mitschuldiger war. Eifrige Patrioten wünschten es auch, weil sie darin das einzige Mittel sahen, den Hof zugrunde zu richten. Alle Volksgesellschaften und die achtundvierzig Sectionen beriethen damals über diese Frage. Einige erleuchtete Männer sahen die Schlinge und versuchten andere Wege. Ohne sie wäre die höchste Gewalt in die Hände des allerliederlichsten Mannes, auf die Regierung eines schwachen Königs die Mäurerregierung der Freunde des Prinzen gekommen, unter einem Regenten, der nur von gemeinen Gesellen umgeben war. Allerdings ist Frankreich der Anarchie nicht entgangen, aber will man dafür die Männer verantwortlich machen, die mit aufrichtigem Eifer die Freiheit begründeten

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 323.

²⁾ Bertrand de Moleville, Mémoires part., II, p. 455.

³⁾ Mémoires de Charles Barbarouy, p. 43.

wollten? Ist der Baumeister daran schuld, wenn der Blitz ein Gebäude zerstört? Was vermochten wir gegen den Andrang der Raubgesellen, seit die Nation, die uns ringen sah, uns nicht zuhülfe kam? Nicht bloß die Schwäche der Gesetzgeber hat Frankreich zugrunde gerichtet, sondern noch viel mehr die Feigheit des ganzen Volkes.“¹⁾ Dann fährt Barbaroux also fort:²⁾ „Der Hof versuchte insgeheim die Marseiller für sich zu gewinnen, aber auch Robespierre angelte nach mir. Ein verklumpter Geistlicher, den ich später als Richter beim Revolutions-Tribunal gesehen habe, kam zu mir und sagte, Fréron und Panis warteten in der Mairie auf mich. Ich gieng dahin — es handelte sich um die Verlegung der Marseiller aus ihrer Kaserne in der Straße Chaussée d'Antin nach der Straße der Cordeliers; es war vortheilhaft, das Bataillon konnte bei einer allenfälligen Bewegung sich leichter rühren; der Vorschlag wurde also angenommen. Dann kamen geheimnisvolle Andeutungen: das Volk sollte ein Haupt haben. ‚Meint ihr einen Dictator?‘ fragte ich. Fréron merkte gleich, daß ich von einem solchen Ante nichts wissen wollte, und entgegnete: ‚Nein, aber Brissot will es ja werden, wie Sie wissen.‘ Da kam Sergent herein — und man schwieg, weil man wußte, daß er alles Pétion hinterbringe. ‚Das ist ein kleinlicher Kerl, dieser Pétion — er hat keinen eigenen Gedanken, es gienge nie voran mit der Revolution, wenn nicht wir sie für ihn machten.‘ — Man lud mich dann zu einer Besprechung auf den andern Tag zu Robespierre: ich staunte über die Ausschmückung seines Zimmers: sein Bild in allen Arten, gemalt, gestochen, in Marmor, in Basrelief und ein ganzes Duzend kleine Robespierre. Der Geistliche und Panis waren bei ihm, Baille und Rebecqui kamen mit mir. Das Gespräch drehte sich zunächst um die Verlegung der Marseiller, dann rühmte Robespierre seine Verdienste um die Revolution, die aber stille stehen werde, wenn nicht ein volksbeliebter Mann sich an die Spitze stelle und ihr einen neuen Antrieb gebe. Rebecqui antwortete ihm barsch: ‚Ich will ebensowenig von einem Dictator wissen als von einem König‘ — und damit brach die Unterredung ab. Beim Hinausgehen drückte uns Panis die Hand und sagte: ‚Ihr habt die Sache schlecht angegriffen, es handelte sich nur um eine Gewalt für den Augenblick und Robespierre ist wohl der Mann, der sich zu einem Oberhaupte für das Volk eignen würde.‘ — ‚Hören Sie auf damit!‘ entgegnete ich, ‚die Marseiller werden nie vor einem Dictator den Blick senken.‘ Baille versicherte uns nachher, daß ihm Panis bei einer anderen Unterredung ähnliche Vorschläge gemacht habe, die er aber zurückwies. So suchte Robespierre von da an die Gewalt über die Nation sich anzueignen.“³⁾

Dem entspricht ein Ausdruck, den Robespierre damals im Jakobinerclub brauchte: „Die Wurzel des Übels liegt in der vollziehenden Gewalt, aber auch in der gesetzgebenden Versammlung. Die Absetzung des Königs ist nothwendig — doch wer wird regieren, wenn dieses Trugbild von einem König verschwunden ist? Der gesetzgebende Körper? Ich sehe in dieser Vermengung der Gewalten den allerunerträglichsten Despotismus — ob dieser jetzt einen Kopf hat, oder siebenhundert, es ist immer Despotismus. Ich kenne nichts so Entsetzliches als die Idee einer unumschränkten Gewalt, die einer zahlreichen Versammlung überlassen ist, welche über den Gesetzen steht, wäre es auch eine Versammlung von Weisen.“ Also nur ein Dictator kann helfen!

¹⁾ Charles Barbaroux, Mémoires, p. 43—44.

²⁾ Ibid. p. 62.

³⁾ Ibid. p. 64—65.

Eine Versammlung von Weisen war die gesetzgebende Versammlung sicher nicht — sie wußte ihre Würde nicht zu wahren, die Einmischung der Gallerien nicht zurückzuweisen, die Freiheit ihrer Mitglieder nicht zu schützen.¹⁾

Als die Section Thermes-de-Julien gegen Pétions Adresse als Ausdruck der Stimmung der Pariser Verwahrung einlegte, entstand auf den Gallerien ein Höllenlärm und rief zuletzt einer, die Gallerien müßten hinabkommen, um Beschlüsse zu fassen. — Nach der Freisprechung Lafayettes klagten mehrere Abgeordnete, daß sie auf dem Heimwege für ihre Abstimmung mißshandelt worden seien.²⁾ Es gehörte fortan ein großer Muth dazu, eine conservative Ansicht zu hegen oder gar auszusprechen.

So wurde Mezères von einer Frau mit einem Messer verfolgt und, als er es ihr aus der Hand schlug, von einem Nationalgardien, dessen Wuth er sich nur mit Mühe entriß, am Kragen gepackt worden.³⁾ Regnault-Beaucaron sollte gehängt werden; als er sich auf seine Eigenschaft als Abgeordneter berief, erklärte ihm der Hause, gerade deswegen verdiene er an die Laterne zu kommen, und schon zog man ihn in die Höhe, als ihn ein Grenadier mit dem blanken Säbel frei machte.⁴⁾ Er mochte darum nicht länger Mitglied der Versammlung sein. Auch Dumolard wurde wegen seiner Rede für Lafayette mit Roth und Steinen beworfen; ein Föderierter drohte ihm, mit dem Säbel werde er ihm den Kopf herunterzuschlagen, wenn er noch einmal in die National-Versammlung den Fuß zu setzen wage.⁵⁾ Ein Mitglied zeigt der Sitzung am 9. August an, daß in den Gängen des Hauses die Abgeordneten mit Säbeln bedroht werden. Der Präsident erklärt, die Wachmannschaft reiche nicht aus, und Stimmen werden laut, das sei Verleumdung, man solle dafür den Präsidenten selber ins Gefängnis schicken.⁶⁾ Sieben Mitglieder melden, daß sie wegen ihrer Abstimmung verfolgt wurden, in ein Haus in der Nähe der Versammlung flohen und von da aus einem Hinterfenster haben springen müssen, um nicht erstochen zu werden.⁷⁾ Laceretelle erzählt, er habe gesehen, wie Dumolard mißshandelt wurde, und fordert Rache dafür, sonst werde Paris wie Avignon von einer Rote von Mördern tyrannisiert werden. Soret meldet, daß er Dumolard retten half, aber dafür mit Roth, mit Gips beworfen und mit Dolchstichen beehrt worden sei; er sei zwar ein Abgeordneter, der sich bisher nicht habe bemerkbar machen können, habe aber doch das Recht, zu fordern, daß die Versammlung die Freiheit der Meinung und die Sicherheit ihrer Mitglieder schütze, sonst nehme er keinen Antheil mehr an den Sitzungen. Calvet und Quatremère erklären, daß sie trotz ihrer gestrigen Mißhandlung und Bedrohung an der Verfassung festhalten.⁸⁾ Chapron zeigt an, daß er wegen seiner Abstimmung mißshandelt wurde, daß er sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster im Palais Royal vor dem Tode retten konnte, und erklärt, daß er an den Sitzungen fürder keinen Antheil mehr nehme,

¹⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XVI, p. 84—87.

²⁾ Ibid. XVI, p. 376—377.

³⁾ Ibid. XVI, p. 377.

⁴⁾ Ibid. XVI, p. 377.

⁵⁾ Ibid. XVI, p. 378.

⁶⁾ Ibid. XVI, p. 378—379.

⁷⁾ Ibid. XVI, p. 380.

⁸⁾ Ibid. XVI, p. 380.

Die Gallerien.

Mißhandlung der Abgeordneten.

Brissot.

Robespierre.

bis die Versammlung die Gallerien zur Ruhe verhalte, aus den Gängen ihres Hauses das Gesindel fortjasse, und bis die Municipalität bewaffnete Volkshaufen vor dem Hause nicht fürder dulde. — Dejoy berichtet, wie auf der Terrasse der Feuillans selbst der Befehlshaber der Nationalgarde mißhandelte Abgeordnete nicht zu schützen vermochte. — Folivet hat in dem Gange des Hauses mit eigenen Ohren gehört, wie der Plan, die Mehrzahl der Abgeordneten zu ermorden, welche für Lafayette gestimmt hatten, berathen wurde,¹⁾ er habe ein Verzeichniß der zum Tode Bestimmten gesehen. — Girardin erklärt, er habe gestern beim Hinansgehen aus dem Saale einen Schlag bekommen. „Wo!“ ruft ein Mitglied der äußersten Linken. „Hinten,“ entgegnete Girardin, „denn die Menehemörder greifen nie von vorne an.“²⁾ Ohne den Beistand Fnerys wäre ich ermordet worden. Ducoz mag euch erzählen, wie ein Abgeordneter aus dem Elsaß mißhandelt wurde, welche Beschimpfung dem Bischofe von Saone und Comte widerfuhr. Kersaint sagt zwar, man solle sich mit der Abjehung des Königs befassen und bei dieser großen Frage über kleinliche Klagen wegsehen — aber über eine so große Frage kann man nicht berathen, wenn die Mitglieder nicht frei sind — wir stehen unter der Herrschaft einer Partei.“

In diesem Tone gieng es fort. Das war also die Freiheit der Meinung in Frankreich. Deuzy beschwert sich,³⁾ daß er beworfen, verwundet wurde, daß er getödtet worden wäre, hätte nicht ein Unbekannter den über sein Haupt geschwungenen Säbel auf die Seite geschlagen. Desbois ist nicht bloß geschlagen, gestochen, sondern auch seiner Börse beraubt worden. Baublanc ist beschimpft und nur durch eine Warnung gerettet worden: „Die National-Versammlung ist nicht mehr frei, die Frechheit der Partei herrscht, Europa weiß es, Frankreich bezeugt es. Die miserable Ansicht, die man öffentliche Meinung nennt, führt uns zum Abgrunde; wenn ihr die Briefe gelesen hättet, die uns aus allen Theilen Frankreichs zukommen, würdet ihr erfahren, daß die wahre öffentliche Meinung eine ganz andere ist. Ich kann nicht mehr in meine Wohnung gehen, ohne mit Ermordung bedroht zu werden. Nicht nur die Würde der einzelnen Abgeordneten ist bloßgestellt — sondern die Würde der Versammlung, die Ehre von Frankreich. Wenn einer Gesandter an einem fremden Hofe beleidigt wäre, würdet ihr gleich Genugthuung fordern und den Krieg erklären. Hier aber in Paris werden die unmittelbaren Abgeordneten des Volkes mißhandelt und nicht bloß sie, sondern auch ihre Familien mit dem Tode bedroht. Hier ist keine freie Berathung mehr möglich, da gehen wir lieben fort.“ — „Ja, ja!“ rufen viele Mitglieder der Rechten, indem sie sich erheben, „hier können wir nicht länger bleiben.“ — „Ich verlange darum entschiedene Maßregeln, ich fordere, daß der Procurator des Departements vor die Schranken gerufen werde; ich fordere, daß man die Föderierten, die noch hier sind, sogleich ins Lager nach Soissons fortsende.“

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 381—383.

²⁾ „En quel endroit?“ — „J'ai été frappé par derrière, les assassins ne tont jamais autrement.“ Ibid. XVI, p. 384—387.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 384—387.

Lagrevolle fordert die Berufung Pétions vor die Schranken der Versammlung, daß er erkläre, ob er für die Ruhe der Hauptstadt einstehen könne oder nicht.¹⁾

Jasnard verteidigt das Volk,²⁾ es sei in Gährung; seine Freiheit gehe immer zwischen Klippen, auf der einen Seite der Despotismus, der es zu unterjochen suche, auf der andern Seite die Anarchie, die es zu verschlingen drohe. Die Versammlung müsse das Volk vor beiden Gefahren schützen. Die Aufreizung zu Unruhen komme von den Prinzen Artois und Condé. Seit acht Tagen beschäftige sich übrigens die Versammlung damit, den König vor dem Volke zu retten, sie solle dagegen einmal daran denken, das Volk vor dem König zu retten. Die Völker seien von Natur aus langmüthig; wenn sie unruhig werden, so sei das nur die Folge langer Mißhandlung. Man darf nie jene weißwaschen, welche die Ursache seines Unglückes sind. „Wenn der Himmel, welcher die Geheimnisse der Herzen kennt, die Schuldigen strafen wollte, so würde seine Rache zuerst Lafayette treffen, dann das Directorium des Departements von Paris und den Hof.“ — „Sie predigen den Aufruhr!“ rufen viele ihm zu, „wie mögen Sie Lafayette noch einmal angreifen, nachdem ihm die Versammlung für schuldlos erklärt hat!“ — „Ich achte Ihre Beschlüsse und, wenn Sie mich zum Tode verurtheilten und niemand mich zur Hinrichtung führen wollte, würde ich selber hingehen. Aber ich erkläre auch, das einzige Mittel, die Unruhen zu stillen, ist, gemeinsam für die Freiheit und das Wohl des Volkes zu arbeiten.“

Da erscheint Röderer an den Schranken und berichtet, daß am Tage vorher, 8. August, mehrere Mitglieder vom Pöbel mißhandelt wurden, weil sie für Lafayette gestimmt, und daß der Plan bestehe, in der kommenden Nacht die Sturmglocke zu läuten und gegen die Tuilerien zu ziehen. Die Section Quinze-Vingts habe beschlossen, daß, wenn die Versammlung heute, den 9. August, die Absetzung des Königs nicht ausspreche, sie um Mitternacht die Sturmglocke läute und den Generalmarsch schlagen lasse, damit das ganze Volk aufstehe. Dieser Beschluss sei den siebenundvierzig anderen Sectionen, sowie den Föderierten mitgetheilt worden, nur eine Section habe bis jetzt ihre Mißbilligung darüber ausgesprochen. Das Departement habe den Maire davon benachrichtigt und gemahnt, für die Ruhe zu sorgen und sich mit ihm zu vereinbaren. Der Commandant der Nationalgarde habe gleichfalls seine Befürchtungen mitgetheilt. Das Departement sei unablässig besorgt für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung.

Baublanc fordert wiederholt, daß man die Föderierten sogleich nach Soissons abschicke. Lecointre-Buhravaux erklärt dies für eine Beleidigung, sie würden dadurch als die einzigen Ruhestörer hingestellt. Dubayet will Baublancs Antrag unterstützen und es doch nicht mit den Föderierten verderben: sein Vertrauen zu ihnen sei so groß, daß er mit ihnen ziehen wolle, wenn die Ver-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 386—388.

²⁾ Ibid. XVI, p. 388—390.

sammlung ihm Urlaub gebe; aber sie hätten Haus und Hof verlassen, um das Vaterland zu vertheidigen, und darum beantrage er, daß man ihrem Heldennuthe willfahre und sie sogleich nach Soissons schicke.¹⁾

Bergniaud.

Die Föderierten sogleich fortsenden, hieß am besten für Ruhe und Ordnung sorgen, hieß den König retten. Da trat Bergniaud für ihr Bleiben ein — und hier zeigt sich das charakterlose Treiben der Girondisten wieder. Vor kurzem noch hatte er sich dem König zur Rettung angeboten, hatte damals, in Hoffnung auf das Ministerium, die Erklärung der Section Maaconseil öffentlich getadelt, dann hatte er eine Unterredung mit dem König. Jetzt buhlte er wieder um die Gunst der Meuterer. Dies läßt schließen, daß die Unterredung den gewünschten Erfolg nicht hatte.

Subwig XVI.

Dahin deutet auch ein Brief des Königs an den Grafen Artois vom 27. Juli, worin er von einer Unterredung mit Bergniaud spricht,²⁾ aber die Bedingungen nicht nennt, unter welchen er ihm der Girondisten Unterstützung versprach — war darunter die Abdankung zu Gunsten seines Sohnes? — In einem Schreiben vom 1. August an Montmorin sagt der König: „Meine Lage ist umso grausamer, als ich selbst von denen verrathen bin, die sich meine Freunde nennen und mir anhänglich sein sollten und die ich zu öffentlichen Amentern berufen habe. Täglich schwören sie mir, sie wollten sich für mich opfern, und wenn der Augenblick kommt, da sie helfen sollen, ist ihre Blut zu Eis geworden und reihen sie sich unter meine Feinde. — Sie reden mir von den Royalisten, welche mir ihren Arm, ihr Vermögen anbieten. Ein unglücklicher König hat Angst davor, den Untergang seiner Freunde zu veranlassen. Danken Sie diesen treuen Unterthanen für mich. Fassen Sie meine Feinde ins Auge, die durch Geld oder Verheißungen sich gewinnen lassen — handeln Sie, wenn es noch Zeit ist, ich verlasse mich ganz auf Sie.“³⁾

Pétion.

Jetzt änderte also Bergniaud seine Sprache — das Lager in Soissons sei noch nicht fertig und man könne dort die Föderierten noch nicht unterbringen. Lacroix unterstützte ihn. Da erschien Pétion vor den Schranken — er sah nur gutes Wetter, keine Wolken des Sturmes. Die Bevölkerung fürchtet Fluchtpläne des Königs — die Municipalität hat alles gethan, die Geister zu beruhigen. Einzelne Nationalgarden aus allen Theilen der Hauptstadt erscheinen jeden Tag in den Tuilerien, den König zu bewachen. Das Volk ist so gut und hört so willig auf vernünftige Vorstellungen! Gewalt gegen Bürger anwenden, heißt einen Theil des Volkes gegen den andern zum Kampfe führen. Die Municipalität thut, was sie kann — tadeln ist leicht, aber es nenne einmal jemand eine Maßregel, die wirksamer wäre.⁴⁾

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 394—395.

²⁾ Ibid. XVI, p. 273. — In der Correspondance politique et inédite de Louis XVI, welche Mademoiselle William 1800 vom Polizei-Secretär Desmarests kaufte und herausgab.

³⁾ Correspondance politique et inédite, II, p. 125. — Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 275.

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 398—399.

So verging die Sitzung des 9. August mit Zanf, mit Warnungen, mit falschen Bethenerungen der Sicherheit, während allenthalben zum Kampfe gerüstet wurde. —

Rüstungen zum Kampfe. Stärke der Parteien.

Der Parteihaß, die Erwartung außerordentlicher Ereignisse, die Aufregung stieg mit jedem Tage. Die Natur schien die gewaltigen Dinge zu fühlen, die sich unter den Menschen vorbereiteten, und durch einen furchtbaren Sturm anzudeuten. Man denkt dabei unwillkürlich an die Ansicht Herodots,¹⁾ daß jedem Ereignisse in der Menschenwelt ein entsprechendes Ereignis in der äußeren Natur vorangehe.

Sturm vom 3. August

Am 3. August herrschte eine erstickende Schwüle. Die Wolken zeigten am Abend eine drohende Färbung, aus der Ferne vernahm man das dumpfe Rollen des Donners, zahllose Blitze zuckten am nächtlichen Himmel. Dann begann ein Sturm, ein Brausen des Wetters, als ob Odins wildes Heer durch die Luft zöge. „Ich glaube nicht,“ schreibt ein Augenzeuge,²⁾ „daß am jüngsten Tage, wenn die Drommeten der Auferstehung ertönen, ein schrecklicheres und anhaltenderes Krachen sein wird.“ — Ein Wetter brach los, wie seit Menschengedenken keines schrecklicher war. Der Hagel raffelte auf die Dächer, der Regen plakte auf den Boden, der Blitz schlug an mehr denn fünfzig Stellen bloß in Paris ein. Eisene Gitter wurden vom Sturme weit fortgerissen, Schildwachen unter den Schilderhäusern erschlagen, namentlich wurden die Kreuze niedergeworfen, die an den Wegen standen, als ob die Hölle los wäre und das Ende der Zeit der Gnade gekommen. Viele Menschen wurden auf der Straße erschlagen. „Was aber merkwürdig ist,“ sagt der Zeitgenosse, der diese Nacht schilderte, „der Blitz verschonte die Versammlung, in welcher in dieser Nacht endgiltig der Sturm auf das Schloß und der Umsturz des Thrones beschlossen wurde.“

Diese Versammlung fand im „Blauen Zifferblatt“³⁾ statt und von da begaben sie sich in die Wohnung Antoinés in der Straße Saint-Honoré, gerade im Hause, wo Robespierre wohnte, dessen Wirtin, Frau Duplay, um elf Uhr bei Antoine ängstlich nachfragte, ob sie Robespierre erwürgen wollten. „Es handelt sich nicht um ihn, er braucht sich bloß zu verbergen; wenn jemand erwürgt werden soll, sind sicher wir es.“ Barbarouy schrieb den Plan des Aufstandes, bezeichnete den Weg der Haufen gegen das Schloß. Simon nahm Abschriften, von denen je eine an Alexandre und Santerre geschickt wurde. Losgeschlagen werden sollte aber erst am 10. August.

Die Versammlung.

Die letzte Besprechung fand in der Nacht vom 9. auf den 10. August statt, als schon die Sturmlocke tönte, aber an drei verschiedenen Orten. Fournier leitete eine Versammlung in der Vorstadt Saint-Marceau, Westermann und Santerre in der Vorstadt Saint-Antoine, Garin und Barbarouy in der Kaserne der Marseiller und zwar im Zimmer ihres Befehlshabers. Das war also

¹⁾ Herodot, VI, 27.

²⁾ Georges Duval, Souvenirs de la Terreur, II, p. 99.

³⁾ Cadran bleu.

ein Ausschuss der That, an dem Robespierre keinen Antheil nahm, obschon er geistig zu den Auegereu der ganzen Bewegung gehörte.

Gegen-
Aus-
schuss. Ein Ausschuss zur Vertheidigung des Königs tagte in derselben Straße Saint-Honoré. Carra erzählt, wie ein Sendling aus Koblenz sich verirrt und in den Revolutions-Ausschuss gerieth, wie man ihm seine Papiere wegnahm und darüber berieth, ob man ihn nicht ermorden solle, um das Geheimnis zu wahren.¹⁾ So erfuhr ein Ausschuss vom andern und in den Tuileries wußte man sogar die Stunde, wann der Angriff beginnen solle. Man rüstete auf beiden Seiten zum Kampfe auf Leben und Tod.

Da legt sich zuerst die Frage nahe — welche Mittel besaß der König zu seiner Vertheidigung? — und die Antwort lautet: wenige.

Ver-
thei-
digung-
mittel des
Königs. Die Tuileries waren kein Schloß nach alter Weise, keine Festung, in welcher man Monate hindurch jedem Angriffe trogen konnte, sondern ein Prachtbau, für den Frieden mit dem Volke berechnet, zierlich, nicht stark, mit großen Fenstern, ohne Deckung gegen einen Angriff, mit geräumigen Sälen, die mit Kunstwerken angefüllt waren, auf der einen Seite ein großer Hof, den nur ein zierliches Eisengitter schützte, auf der andern ein großer Garten, nirgends aber Wälle mit Kanonen gepickt, den Zugang zu verwehren — nirgends Räume für große Waffenvorräthe. Es war eine Wohnung des Friedens. Ein Heer, welches dieses Haus des Friedens schützen sollte, mußte im Freien lagern.

Kein
Heer. Aber der König hatte auch kein Heer mehr zu seinem Schutze; seine Gegner hatten, was möglich, gethan, ihn zu entwaffnen, und Ludwig XVI. mit seinem steten gutmüthigen Nachgeben eine Waffe nach der andern gestreckt, bis er nahezu wehrlos da stand.

Die
Wache Durch einen Beschluß der Versammlung vom 29. Mai war die Leibwache entlassen worden und hatte der König noch keine neue gebildet.²⁾ Durch Beschluß vom 15. Juli waren die Regimenter, welche dem König günstig schienen, zum Heer an der Grenze geschickt worden. Am Tage nachher war beschloffen worden, die Gendarmrie aus Soldaten zu bilden, welche der Revolution Dienste geleistet hätten, aus Officieren, Unterofficieren, Kanonieren und Gemeinen der berücktigten Garde Française; also war die Gendarmrie ein Corps der Revolution, statt der Sache der Ordnung zu dienen.³⁾ — Es waren also in Paris nur Regimenter der Nationalgarde, aber es war alles gethan worden, um die conservativen Bestandtheile derselben auszuschneiden oder mindestens zu lähmen. Durch Beschluß vom 6. Juli war der Generalstab in allen Städten über 50.000 Seelen entlassen worden, als eine Ansammlung von Aristokraten, welche die öffentliche Meinung nach ihrem Kopfe lenken wollten — ein neuer Generalstab, meist aus Revolutionären, war an die Stelle des alten getreten. In den ersten Tagen des August waren die Ehrencompagnien, Grenadiere und Jäger, meist aus vermöglichen Bürgern bestehend, aufgelöst worden. Eine Menge angesehener Bürger war, angeekelt vom Treiben, oder durch Drohungen ein-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVI, p. 278.

²⁾ Poisson, L'armée et la garde nationale, I, chap. 12.

³⁾ Ibid. I, chap. 13 et 14.

geschüchtert, aus den Reihen aus- und Männer der Bewegung waren dafür neu eingetreten. So war denn auch die Nationalgarde eine bewaffnete Körpererschaft des Umsturzes, namentlich die Artillerie derselben. Endlich war dafür besorgt worden, daß in der Wachmannschaft des Schlosses die Officiere die Soldaten und die Soldaten die Officiere nicht kannten. Auf Bétions Antrag hatte der Gemeinderath verordnet, daß jeden Tag aus allen vierundsechzig Bataillonen einige Mann das Schloß bewachen sollten, damit keine Section über einen Vorzug der andern sich zu beklagen habe oder wegen eines Fluchtversuches des Königs sich beunruhigen könne.¹⁾

Ar-
tillerie. Mit Zuversicht konnte Ludwig XVI. im Augenblicke der Gefahr nur rechnen auf die Edelleute, sie waren die einzigen von jenem glänzenden Adel, der sich einst in Versailles um den König drängte, der, wo er ihn unter Gefahr wußte, es für Ehrensache hielt, für den König zu kämpfen; sie bildeten zwei Compagnien, die eine unter dem alten Marschall Mailly, Pont-à-Abbé und Buységur; die andere unter Biomesnil und Hervilly. Dann konnte Ludwig rechnen auf 900 Schweizer unter Oberst Bachmann, die man laut dem Beschlusse vom 15. Juli gleichfalls aus Paris hatte entfernen wollen, die sich aber auf ihre Capitulation beriefen, welche sie unmittelbar an die Person des Königs fesselte. Ein Bataillon war, unter dem Vorwande, einen Getreidetransport zu begleiten, unter dem Hauptmann Karrer in die Normandie gesendet worden; eigentlich sollte es die Flucht Ludwigs zum Herzog von Biancourt decken. Leider hatte Ludwig diesen Plan wieder aufgegeben. So waren denn nur 900 Mann zur Stelle, darunter 45 Officiere, aber treue Männer, die keine Furcht kannten.²⁾

Edel-
leute. Für die Ruhe in Paris hatte die Nationalgarde zu sorgen. Den Oberbefehl, welcher seit Lasayettes Entfernung zwischen den sechs Legionsanführern wechselte, hatte an diesem Tage Jean Antoine Galot de Mandat, ehemals Mandat. Hauptmann bei den französischen Gardes, ein Edelmann aus der Nähe von Paris, ein Anhänger der Verfassung und treu seinem Eide, ein tapferer Mann, entschlossen, bis zum Tode den König zu vertheidigen. Die Maßregeln, die er traf, werden von Kriegskundigen gelobt — er wollte erst den Aufbruch der Vorstädte abwarten und sie auf zwei entscheidenden Punkten angreifen, wenn sie sich in Bewegung gesetzt hätten, beim Stadthausplage die einen, beim Louvre die andern, die Gendarmrie sollte ihnen dann in den Rücken fallen. Die Mittel, welche ihm zur Verfügung standen, waren allerdings gering: er hatte sechzehn Bataillonen befohlen, sich marschfertig zu halten; von denen, welche er ins Schloß entbot, kamen nur wenige und diese nicht vollzählig. Dennoch hatten die Gegner Angst: Barbarouy trug Gift bei sich und erklärt offen, daß der König gesiegt hätte, wenn er hätte kämpfen wollen. Robespierre, der stets sich in alles mischte, aber jede Gefahr liebte, der alles anordnete, aber keinen Befehl unterzeichnete, hielt sich versteckt.³⁾ Marat, den blutigster und feigster Mann der Revolution, hatte Danton in einem Keller geborgen; Marat hatte solche Angst, daß Danton. er in einem dringenden Schreiben in Barbarouy drang, ihn doch, als Jockey ver-

¹⁾ Bétions Antrag bei Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, I, p. 192—193.

²⁾ Peltier, Hist. de la révolut. du 10 Août 1792, I, p. 43. Das Regiment der Gardes Suisses sollte eigentlich 2200 Mann stark sein, war aber seit drei Jahren nicht mehr recrutiert worden. 100 Mann deckten die Kasernen von Courbevoie und Neuil.

³⁾ Bergniaud hat ihm 10. April 1793 und Tallien am 9. Thermidor sein Sichverstecken vorgeworfen und Robespierre hat es nicht ablegnen können.

kleidet, nach Marseille fortzuschicken. Barbarouy beruft sich auf zehn Männer, die dieses Angstschreiben gelesen haben. Danton erzählte, er sei bei den Cordeliers gewesen und habe Clavière erklärt, daß sie daran seien, die Sturmglocke zu läuten. Nachdem alles geordnet und alle Befehle zum Angriff gegeben waren, habe er sich aufs Bett gelegt wie ein Soldat mit dem Befehle, ihn vom Verlaufe des Kampfes zu unterrichten. Um ein Uhr sei er dann in die neue Commune gegangen und habe da den Befehl gegeben, Mandat niederzumachen; er sei dort geblieben,¹⁾ Pétion aber habe man verhaftet. Santerre sagte den Seinen, die Tuileries seien allzugut gerüstet, und wollte nicht Befehl zum Ausbruch geben, bis ihm Westermann die Spitze des Säbels auf die Brust setzte.

Der Plan also, den einige im Schlosse dem Mandat anriethen, mit dem Angriffe sogleich zu beginnen und die Haufen, während sie sich sammelten, zu zersprengen, statt ihren Angriff abzuwarten, war vielleicht besser, als der Plan, erst das Schloß angreifen zu lassen. Aber Mandat war, wie Lafayette, ein Mann der Geseßlichkeit, und Pétion hatte ihm nur die Erlaubnis ausgestellt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. —

Die Nacht vom 9. auf den 10. August. Nochmals der tugendhafte Pétion.

Wie groß die Angst vor dem Siege des Hofes war, zeigt der „tugendhafte“ Pétion, von dessen Verhalten der Verlauf des Aufstandes abhing. Wenn er Mandat unterstützte, mußte der König siegen; wenn er den Marsseillern keine Patronen verabreichen ließ, so konnten die Marsseiller gar keinen Angriff wagen. Er that es aber doch, am 9. August erhielt jeder Marsseiller hundert Patronen mit Kugeln, gegen das Verbot des Departements; er wies auch für die Verteidiger des Schlosses Patronen an, aber nicht hinlänglich. Wenn diese Zweideutigkeit bekannt wurde, was dann? Wir begreifen seine Verlegenheit zur Stunde der Entscheidung, den Strick von der Seite des Rechtes wie von der Seite der Revolution hatte er wohl verdient.

Er gesteht später selber mit einer Unverschämtheit ohnegleichen seinen Verath ein:²⁾ „Ich wünschte den Aufstand, aber ich zitterte davor, daß er nicht gelingen möchte. Ich befand mich in einer kritischen Lage: ich mußte meine Pflicht als Bürger erfüllen, ohne die zu vernachlässigen, die mir mein Amt auferlegte. Ich mußte wenigstens den äußeren Anstand zu behaupten suchen und mich nicht von den nöthigen Formen entfernen. Es galt einen Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Hofe und der Freiheit, in welchem der eine oder die andere nothwendig unterliegen mußte.“ Barbarouy hatte ihm versprochen, ihn verhaften zu lassen, um ihn gegen alle Vorwürfe zu decken; als Pétions Frau dabei ängstlich wurde, äußerte artig der Marsseiller: „Wir werden ihn mit Ketten von Rosen

fesseln.“ Pétion aber erzählt: „Obgleich man mich in meinem Hause bewachen lassen wollte, so vergaß man doch darauf oder zögerte, es zu thun. Wer, glaubt ihr, sandte mehrmals Boten ab, um diese Verhaftung zu beschleunigen? Ich that es, ich!“¹⁾ — Welche erbärmliche Heuchelei! Nur widerfuhr ihm, daß man ihn länger und ernstlicher bewachte, als er dachte, nämlich drei Tage lang, und daß alles gegen die Gironde entschieden war, als man ihn laufen ließ.

Doch fand die Verhaftung erst gegen Morgen des 10. August statt. Sehen wir zuerst, was Pétion am Abend des 9. that. Wir verließen ihn, wie er die National-Versammlung bernügte über den Zustand von Paris. — Nachher hätte er in den Tuileries sich mit Mandat über ihre Verteidigung verständigen sollen. Er that es nicht. Röderer versprach er wohl in der Amtsstube des Departements, der Stadtrath solle wie das Directorium in unausgesetzter Thätigkeit bleiben. Dann gieng zur Maire, die damals nicht im Gemeindefaule war, sondern da, wo heute die Polizeipräfectur ist. Dort fand er Briefe vor von Mandat mit der Aufforderung, schleunigt in das Schloß zu kommen, die königliche Familie sei bedroht, man wolle in der Nacht die Sturmglocke läuten. Pétion blieb ruhig sitzen. Dringendere Nachrichten kamen und seine Beamten mahnten ihn, er müsse gehen, wolle er nicht Verdacht erregen: sie wollten ihn begleiten. Endlich um elf Uhr setzte Pétion sich in Bewegung, von ihnen gefolgt. Die Tuileries fand er angefüllt mit Besuchern, mit alten Dienern, mit Edelkenten, die dem König in dieser schweren Stunde ihre Ergebenheit mit dem Opfer ihres Lebens bezeigen wollten; manche waren weit hergekommen, aus Compiègne zum Beispiele; manche hatten ihre jungen Söhne mitgebracht, damit sie früh lernten, ihre Treue zu bewahren; manche waren alt, glühten aber noch von jugendlichem Feuer, wie der achtzigjährige Marschall von Mailly. Auch Damen waren da, der Königin furchtlos ihre Ergebenheit zu beweisen. Die Höfe, die Stiegen, die Säle waren gedrängt voll. Die Königin, Madame Elisabeth, der Dauphin, die Minister, waren im Rathszimmer beim König.

Pétion gesteht selber:²⁾ „Es wäre schwer, die wilden und zornigen Mienen zu schildern, die ich zu sehen bekam, sie schienen zu sagen: endlich sollst du uns herhalten für alles, was du uns angethan!“ Der König schien nicht minder aufgebracht — er sprach gerade mit Röderer — er gieng auf Pétion zu und sagte: „Es scheint, die Bewegung ist stark.“ — „Ja,“ antwortete der Maire, „die Gährung ist groß.“ Pétion war es nicht wohl in diesen Räumen — unter dem Vorwande, die Posten unten zu besichtigen, schaut er durchzukommen. Da tritt ihm Mandat entgegen und fragte ihn barsch, woher die Verweigerung von Patronen an seine Mannschaft, während man doch die Marsseiller damit versorgt habe, denen man keine hätte geben sollen. Pétion wird verlegen, verwickelt sich in seinen Antworten, während ihm Mandat offen erklärt: „Ich habe nur vier Schüsse, ein Theil meiner Mannschaft aber gar keine Patronen, dennoch stehe ich für alles, meine Maßregeln sind getroffen.“ — Pétion ist froh, daß Röderer kommt, an den er die Frage richtet: „Gehen Sie nicht mit mir hinab? hier ist es heiß zum Ersticken!“ — „Rein,“ sagt Röderer, „ich muß beim König bleiben.“ — Pétion schleicht sich fort; für die Nationalgarden hat er natürlich kein Wort der Mahnung, in dieser ersten Stunde ihre Pflicht getreu zu erfüllen, wie er hätte thun sollen — er sucht nur in die National-Versammlung zu gelangen, daß diese ihn von der Verpflichtung

¹⁾ Notes manuscrites sur la vie de Danton — im Archiv der Polizeidirection.

²⁾ Pétion, Compte rendu à ses commettants, citiert von Robespierre. Lettres à ses commettants, Nr. X, p. 439.

¹⁾ Pièces intéressantes pour l'histoire.

²⁾ Récit du Août par Pétion. Hist. parlam., XVI, p. 437—446.

enthebe, in dem Schlosse zu bleiben. Aber sie ist nicht beschlußfähig, nur wenige Mitglieder sind da, und anstandshalber muß Pétion wieder in das Schloß zurück, hütet sich aber sehr, in die Nähe des Königs zu kommen, — er bleibt hübsch unten und erwartet die Stunde der Befreiung.

Die Nacht. Es war eine schöne Sommernacht. Milde strahlten die Sterne hernieder, die Boten der Größe des Herrn, die Verkünder der ewigen Harmonie in dieser unharmonischen Welt, in der ein Theil auszieht zur Vernichtung von Recht und Gesetz und zum Morde der Brüder. Da beginnt die Sturmglocke von Saint-Roch zu tönen und bald antwortet es von den andern Thürmen und überall sieht man Lichter in der Stadt und hört den Marsch heranziehender Scharen.

Pétion Die Lage Pétions wird bedenklich. Königlich gesinnte Nationalgarben sagen ihm derbe Dinge ins Gesicht und reden untereinander: „Wir halten ihn fest, er steht uns für alles, was geschieht.“ Andere drängen ihn, auf die Mairie zu eilen. Indes sagen einige Freunde in der Versammlung, welche mittlerweile beschlußfähig geworden ist, der Bürgermeister werde im Schlosse ermordet werden, wenn man ihn nicht vor die Schranken rufe. Ein Abgeordneter verlangt Bericht-erstattung über den Zustand von Paris; beschloffen wird, den Maire zu hören. Zwei Amtsdienner, von Fackelträgern geleitet, bringen ihm den Befehl. Wer war froher, aus der Höhle des Löwen zu entkommen, als Pétion! Er eilt in die Versammlung und sagt da, er sei allerdings im Schlosse nicht gut aufgenommen worden, aber sei nicht darob erschrocken, denn er liebe das Gemeinwohl mehr als sich selber. Alle Maßregeln, die Ruhe zu sichern, seien getroffen — und er glaube, es werde ruhig bleiben. Der Lügner! Der Präsident gewährt ihm die Ehre der Sitzung; aber diese Schildwache der Ordnung dankt, geht gegen zwei Uhr auf die Mairie — und läßt sich verhaften.

Bureau central de correspondance. Da gieng eine andere Mine los, welche Pétion im Vereine mit Manuel gelegt hatte. Ihr Bestreben war es ja immer, den Unruhen einen gefeglichen Charakter zu verschaffen und ihre Kraft dadurch zu verzehnfachen. — Am 17. Juli hatte er ein Centralbureau der Correspondenz zwischen den einzelnen Sectionen von Paris gegründet, „um den Verkehr unter den einzelnen Vierteln der Stadt rascher, lebendiger und sicherer zu machen.“ Achtundvierzig Vertrauensmänner sollten täglich im Stadthause zusammenkommen, die Berichte aus den einzelnen Vierteln in Empfang nehmen und den anderen sogleich davon Mittheilung machen.¹⁾ So entstand eine ganz neue Behörde für die Revolution aus Vertrauensmännern ohne Verantwortlichkeit, formlos gewählt in den einzelnen Vierteln, mit unbestimmten Vollmachten, die sie keck dahin erweitern konnten, daß sie im Namen des Volkes von Paris seine vermeintliche Gesinnung aussprachen, in seinem Namen schrieben und handelten.²⁾ Regte sich irgend eine revolutionäre Gährung in einem Viertel von Paris, so konnte sie den andern schnell in vergrößertem Maßstabe mitgetheilt und konnten die andern zu gleichem Treiben aufgestachelt werden. Bald trat dieser revolutionäre Ausschuss auch mit den anderen Gemeinden

¹⁾ Histoire parlementaire, XVII, p. 4.

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. II, p. 137—140.

Frankreichs in Verkehr und es bildete sich also still und unmerklich neben der durch die Verfassung gesicherten eine andere Regierung, die im Namen des Volkes sprach und nach dem Grundsatz handelte, der Wille des Volkes sei höchstes Gesetz.

So hatte eine Section von Paris eine Adresse an die Armee beschloffen, worin sie ihre brüderliche Gesinnung, aber auch ihren Verdacht gegen die Generale ihr aussprach und also die Soldaten gegen die Anführer aufreizte. Sogleich theilte das Centralbureau den anderen Sectionen die Adresse mit und bewog zweihunddreißig, sich der Adresse anzuschließen. Das Centralbureau war schuld, daß in den Sectionen die Frage der Absetzung des Königs auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Am 25. Juli hatte sich die Versammlung auch noch den Beschluß entreißen lassen, daß die Sectionen permanent seien, da das Vaterland in Gefahr sei.¹⁾ Nun waren die Räume, wo die Sectionen berietthen und beschloffen, Tag und Nacht offen. Meist waren die Sitzungen spät abends. Die Jakobiner verstanden es schon, durch lange Reden, durch Nebenfragen, welche sie in die Verhandlung warfen, die ruhigen Bürger zu entmuthigen, durch Drohungen sie einzuschüchtern; unsicher war es ohnehin bei Nacht in Paris und die Heimkehr oft gefährlich. So kam es, daß die Männer von Vermögen und Anstand entweder aus den Sitzungen ganz wegblieben oder nur kamen, um ihre Theilnahme am Vaterlande zu bezeugen, früh wieder weggiengen und den Saal den Leuten des Umsturzes überließen, die meist spät in der Aufregung die wildesten Beschlüsse faßten, welche die ruhige Mehrzahl sicher verworfen hätte. So hatte unter Dantons und Chaumettes Leitung die Section des Théâtre Français beschloffen, daß sie die Unterscheidung in active und passive Bürger nicht mehr anerkenne, und daß alle Franzosen, die in ihrem Umkreise wohnten, Antheil an all ihren Rechten hätten. Das hieß dem Gesindel die Herrschaft über die Bürger verschaffen, die etwas besaßen. Einige Sectionen sprachen sich bald das Recht zu, ihre Verhandlungen zu veröffentlichen, und übten es auch aus, und so war ein Mittel gegeben, die für Gesetz und Ordnung gestimmten Sectionen einzuschüchtern. Hin und wieder kam es auch vor, daß gewisse Gesellen, wenn ein toller Beschluß in einer Section durchgedrückt war, in eine andere eilten, an der Sitzung theilnahmen, wie wenn sie dazu berechtigt wären, und durch Einschüchterung die Annahme des gleichen Beschlusses erwirkten. Die wildesten Beschlüsse wurden meist nur von wenigen, die anwesend waren, und spät in der Nacht gefaßt.

In der Nacht des 9. August faßte nun die Section Quinze-Vingts den Beschluß:²⁾ „In Anbetracht, daß es gilt, das Vaterland zu retten, ernennet die Section drei Bevollmächtigte, die sich in das Stadthaus begeben und dort mit den Bevollmächtigten der anderen Sectionen sich über die Anwendung der nöthigen Maßregeln für das Wohl des Volkes berathen sollen. Diese Bevollmächtigten stehen unter dem Schutze des Volkes und die Section wird nur noch die Befehle beachten, welche von der Mehrheit dieser Bevollmächtigten

Quinze-Vingts.
¹⁾ Pétion erläßt den Befehl: „Les assemblées des quarante-huit sections sont permanentes.“

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. II, p. 196—201.

im Stadthause erlassen sind.“ Dieser Beschluss wird um Mitternacht den anderen Sectionen mitgetheilt, von mehreren mit Feuer gutgeheißen, die schon darauf vorbereitet waren; in anderen sind nur wenige noch beisammen oder müssen die Leute erst aus den Betten geholt werden. Man sagt ihnen, es gelte das Vaterland zu retten, und sie sollten schnell Vertrauensmänner für die Versammlung im Gemeindehause wählen. Im Viertel des Arsenal's wählen sechs Anwesende drei unter sich zu Bevollmächtigten. In anderen Vierteln weigert man sich zu wählen, oder wählt nur, um zu wählen. Die Gewählten wissen hin und wieder nicht, was sie thun sollen. Sie eilen nach dem Gemeindehause, während die Sturmglocken von den Thürmen hallen, die Trommeln durch die Straßen rasseln; um ein Uhr sind sie dort beisammen. — Huguenin, der die Sturmglocke im Herzen trägt, setzt sich auf den Präsidentenstuhl — und niemand fragt, wer ihm das Recht dazu gab; Tallien, ein Schauspieler, greift als Secretär zur Feder. Sie sprechen im Namen aller Sectionen und doch sind erst von neunzehn die Bevollmächtigten da. Das war alles verabredet von einigen wenigen. Die Häupter sind nicht da, denn es könnte den Kopf kosten, wenn die Sache mißlingt, sondern nur verrufene Leute, abgefallene Priester, wie Audoin und Bernard, ein Verschleißer von Theatermarken, wie Hebert, ein fauler Goldschmied Kossignol, ein Schuhmacher Simon, verlumpfte Schreiber — aber sie fühlen sich als die Vertrauensmänner des in den Urversammlungen vereinten französischen Volkes und kennen keine Obrigkeit mehr an, denn sie seien berufen, das Vaterland zu retten.

Im gleichen Stadthause hält zur selben Zeit der Gemeinderath¹⁾ Sitzung in einem anstoßenden Saale. Pétion, welcher den Vorsitz führen soll, ist nicht da; Cousin, Professor am Collège de France, vertritt ihn. Die fünfzehn Männer, welche den Aufstand leiten,²⁾ haben schon dafür gesorgt, daß die Gallerien im Saale mit den kerksten Revolutionären besetzt sind und daß eine ruhige Verhandlung unmöglich wird.

Bald wird das Geschrei so roh und die Einmischung so drohend, daß ein Beamter der Gemeinde hinaufruft: „Wenn ihr eure Drohungen ausführen wollt, seid ihr allerdings die Stärkeren; kommt denn herunter und opfert eure Oberen, sie stehen auf ihrem Posten; wollt ihr aber kein Verbrechen begehen, so bezeugt ihnen die schuldige Achtung!“ Einige Zeit herrscht Ruhe, dann fängt der Lärm und die Drohung von neuem an und zuletzt wird die Einschüchterung vollständig. Einige Mitglieder werden fortgeschickt, um Pétion zu suchen, der aber nicht

¹⁾ Le conseil général de la commune. Vgl. Hist. parlem., XVI, p. 402 bis 423.

²⁾ Ihre Namen sind oben angegeben worden; es sind jene Männer, die das geheime Directorium der Föderierten bildeten und 26. Juli im Gasthof „zur goldenen Sonne“ beriethen, die rothe Fahne als Zeichen des Aufstands wählten und den Befehl gaben: „Diejenigen, welche auf die Reih'n des Volkes feuern, müssen sogleich getödtet werden“; dieselben, welche sich nachher im „Blauen Zifferblatt“ und darauf in Duplays Haus bei Antoine beriethen.

kommt; andere, um der National-Versammlung von drohenden Unruhen Bericht zu erstatten, die aber darüber zur Tagesordnung übergeht und, als herrschte Meeresstille, Finanzfragen behandelt.

Zunächst gilt es, vom Stadthause aus den Weg ins Schloß frei zu machen und dort die Vertheidigung zu lähmen. Mandat hatte nämlich Posten aufgestellt, welche den Zugang hemmten. Dem Posten auf dem Pont-Neuf erklärt um Mitternacht ein Unbekannter im Namen der Section Mauconseil, er solle die Lärmkanone¹⁾ lösen. Der Officier läßt jedoch den Befehlsüberbringer sogleich verhaften. Nicht lange, so kommen Municipalbeamte und verlangen die Freilassung des Gefangenen — er wird frei, aber beharrlich weigert sich der Officier, die Lärmkanone zu lösen; er macht sich kampffertig, sendet aber zugleich an den Bataillons-Commandanten um weitere Verhaltungsbefehle. Bald kommt aus dem Stadthause dringender Befehl, sich mit den Kanonen zurückzuziehen. Es ist drei Uhr. Die Nationalgarden stehen unter dem Gemeinderathe und ziehen, wenn auch unwillig, mit ihren Kanonen ab. Die Marseiller haben jetzt den Weg frei und im Plane der Vertheidigung des Schlosses ist eine große Lücke.

Sodann gilt es, den Befehlshaber aus den Tuilerien wegzubringen. Ein Befehl nach dem andern ergeht an Mandat, sogleich vor der Gemeindebehörde zu erscheinen, einer dringender als der andere. Soll er gehen, soll er nicht gehen? Er ahnte sein Schicksal. Der Justizminister rieth ihm zu bleiben. Röderer dagegen meinte, vielleicht wolle der Maire die Zusammenrottungen zersprengen, er habe deshalb Pétion zu gehorchen; auch wäre es gut, um den Posten wieder auf dem Pont-Neuf aufzustellen. Mandat überträgt Lacheznaye den Oberbefehl und geht, um vier Uhr, ohne in irgend einer Weise weiter für seine persönliche Sicherheit zu sorgen. Sein Sohn, noch ein Knabe, begleitet ihn.

Er kommt zum Gemeinderath, wird angefahren, warum er habe Generalmarsch schlagen lassen — was nicht er, sondern die Männer des Umsturzes angeordnet hatten — warum er Posten mit Kanonen aufgestellt habe. Mandat beruft sich auf seine Verantwortlichkeit, für die Sicherheit der königlichen Familie zu sorgen, auf die drohenden Unruhen, auf die Erlaubnis, die ihm vor drei Tagen Pétion ausstellte, Gewalt mit Gewalt abzuwehren.²⁾ Darauf wird er von einigen Pikenmännern gepackt und in den Saal geführt, in welchem die sogenannten Vertrauensmänner der Sectionen tagen und von Huguenin angefahren: „Sie sind angeklagt eines Frevels gegen die Sicherheit des Volkes. Wer gab Ihnen Vollmacht, die Wache im Schlosse zu verdoppeln?“ — „Pétion.“ — „Der Bürgermeister hat keinerlei Befehl derart gegeben. Befahlen Sie die Kanonen aufzustellen?“ — „Wenn das Bataillon marschirt, so gehen die Kanonen mit. Das

¹⁾ Le canon d'alarme.

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. II, p. 272 — 273, „de repousser la force par la force“. Pétion hatte aber heuchlerisch schon dafür gesorgt, daß Mandat keine Macht hatte. Von Mandats Soldaten hatte ein Theil nur drei Patronen, viele gar keine.

Aus-
schuß
der
Sectionen.

Hugue-
nin.

Tallien.

Der Ge-
meinde-
rath.

Die
Posten
weg.

Mandat
ab-
berufen.

verhört.

ift Brauch seit lange her." — Jemand wird fortgeschickt, um bei Pétion Erfindungen einzuziehen. Weiter wird Mandat vorgelesen, er habe Pétion im Schlosse zurückgehalten, ihn für jede Unruhe verbindlich gemacht. Sodann wird abgesetzt. beschlossen: „In Anbetracht, daß man den Befehl über die bewaffnete Macht nicht länger den grausamsten Feinden des Volkes überlassen, daß man das Leben des Volkes nur einem Soldaten anvertrauen kann, der das Zutrauen hat, weil er das Volk liebt und wieder von ihm geliebt wird — wird beschlossen: es habe der Bürger Santerre sogleich den Oberbefehl über die Bürgerwehr zu übernehmen.“ Wieder wird Mandat über die Zahl der Verteidiger im Schlosse, der Geschütze, den Plan zur Verteidigung angelesen; er gibt aber, seiner Pflicht getreu und sein Schicksal ahnend, keine oder nur ausweichende Antwort, und dann wird er aufgefordert, eine Schrift zu unterzeichnen, welche der Hälfte der im Schlosse befindlichen Mannschaft befiehlt, sogleich abzugehen. Mandat verweigert kaltblütig seine Unterschrift. Darauf wird ein Befehl verlesen, den er am 9. August an ein Bataillon anstellte, die Menge, welche das Schloß angreife, im Rücken zu fassen. Die Versammlung schreit über „dieses Meisterstück von Treulosigkeit und Feigheit“, erklärt ihn in Anklagezustand und läßt ihn in das Gefängnis im Gemeindehause abführen. Davon hört der Gemeinderath, welcher in Saale daneben tagt, und legt Verwahrung ein: jemand zu verhaften, sei Sache des ordentlichen Gerichtes. Aber der Ausschuss der Sectionen erklärt, das Volk sei im Aufstande, es nehme alle Gewalt wieder an sich, alle Beamten seien machtlos, sie bekommen erst durch das Volk eine Gewalt. Darum wird der Generalstab, darum wird der Gemeinderath vorläufig außer Wirksamkeit gesetzt und treten die Vertrauensmänner an dessen Stelle. In Masse ziehen sie dann in den Rathssaal hinüber und jagen die Gemeinderäthe fort, unbekümmert um jede Einrede.

Mandat ermordet. Kaum hat der neue Gemeinderath seine Sitzungen eröffnet, so beschließt er, Mandat solle zu seiner größeren Sicherheit aus dem Gefängnis im Stadthause in das der Abtei geführt werden. Das war verabredete Form des Todesurtheils. Die schon bestellten Mörder rissen den wackeren Mann aus seinem Gemach zur großen Stiege, welche auf den Grèveplatz führte. Auf der ersten Stufe schmetterte ihn hier Rossignol mit einem Pistolenschusse nieder.¹⁾ Die im Saale berathen, thun, als hörten sie nicht den Schuß und nicht den Todeschrei des Opfers. Mandats junger Sohn wirft sich jammernd auf die Leiche des Vaters, man reißt ihn weg und trägt den Todten zur Seine. Der Fluß verschlingt Mandat und den Befehl Pétions, den er bei sich trug, Gewalt mit Gewalt abzuweisen. Auf die Vernichtung dieses Befehles war es abgesehen.

Pétion verhaftet. Der nächste Beschluß, den die Gewalthaber faßten, war, sechzig Mann zur Verhaftung Pétions abzusenden. Wer war froher darüber als dieser Heuchler! Er schrieb sogleich an die Municipalität, er hätte jeben in ihre Mitte kommen wollen, als eine höhere Gewalt sich seiner bemächtigte: sie möchten mit der National-Versammlung das anordnen, was das Wohl des Vaterlandes im Augenblick erheische.

¹⁾ Récit de Roederer. Histoire parlement., XVI, p. 454. — Beaulieu, Essays, III, p. 454.

Mortimer-Ternaux sagt mit Recht, Pétion habe hier die Rolle des Judas und des Pontius Pilatus zusammengespielt. Wie Judas habe er beim Beginne der Nacht Ludwig XVI. den Friedensfuß gegeben und ihn seiner Hingebung versichert, und wie der römische Statthalter habe er beim Morgenroth, ob der von ihm erbetenen Verhaftung, sich für ohnmächtig erklärt, seine Pflicht zu erfüllen, und sich über seine Mitschuld an dem großen Verbrechen in aller Ruhe die Hände gewaschen.¹⁾

So handelte der Ausschuss der Sectionen. Wer aber war die Seele dieses Ausschusses? — Danton.

Er sagte später in seinem Prozeß: „Nachts um ein Uhr gieng ich aus; ich war in der Commune, die revolutionär geworden war, ich erwirkte den Beschluß, Mandat zu tödten, welcher den Befehl bei sich trug, auf das Volk zu schießen. Ich habe den 10. August gemacht.“ Als Stellvertreter Mannuels war Danton bekant. An der nöthigen Reckheit und Verruchtheit fehlte es ihm nicht. Derselbe Danton, der so oft aus der Casse des Königs Unterstützung und noch vor kurzem 50.000 Thaler erhalten hatte, von dem Madame Elisabeth sagte: „Danton ist für uns, wir brauchen nicht besorgt zu sein“ — derselbe Danton sprach in der Nacht des 9. August im Club der Cordeliers:²⁾ „Hören wir endlich auf, uns auf Geheße und auf Geheßgeber zu berufen! Bei den Geheßen hat man auf so viele Frevel nicht gerechnet; die Geheßgeber jedoch sind größtentheils Mitschuldige, sie haben ja Lafayette freigesprochen. Diesen Verbrecher für unschuldig erklären, ist so viel, als uns ihm, als uns den Feinden Frankreichs, als uns der blutigierigen Rache der Könige preisgeben. Was sage ich! Gerade die heutige Nacht

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. II, p. 281—282.

²⁾ Loubet behauptet (Mémoires, p. 33) Danton sei diese Nacht in einem Versteck gewesen und habe sich erst nach dem Sieg gezeigt, mit einem großen Säbel bewaffnet. So hat Marat gethan, aber nicht Danton. Dieser handelte. Zinkeisen folgt der Angabe Loubets (l. c. S. 476) mit Unrecht. Besser sagt die Histoire de la Révolution, III: „Im Innern leitete Danton alle Bewegungen; an ihn wendeten sich die Aufständischen um Weisungen, die sie ausführten.“ Persönlich nahm Danton keinen Antheil am Angriff aufs Schloß, doch sein Haus war der Mittelpunkt, von wo die Befehle ausgiengen. Vgl. Alfred Bougeart, Danton. Documents authentiques pour servir de documents à l'Histoire de la Révolution Française. Bruxelles 1861. — Einen Beweis für diese Behauptung geben einige Blätter von der armen Lucille, der Gattin Camille Desmoulins (Extrait des oeuvres de Camille Desmoulins, Paris 1838, Ebrard. Vgl. Jules Clarétie, Camille Desmoulins, Paris 1875, p. 197—200); sie schreibt in feberhafter Aufregung Donnerstag den 9. August: „Was wird aus uns werden? Ich kann mich kaum fassen. O Camille, mein armer Camille, was wird aus dir werden? Ich habe kaum noch Kraft zu athmen. O diese Nacht, diese schreckliche Nacht. Mein Gott, wenn es wahr ist, daß du bist, rette doch Männer, die deiner würdig sind! Wir wollen frei werden. O Gott, wie viel kostet das.“ — Arme Lucille! Du zweifelst an Gott, und meinst, Männer wie Camille und Danton seien Gottes würdig! Wie ist dein Geist in dieser Gesellschaft verwirrt geworden! — „Am 8. August kam ich vom Land zurück. Alle Köpfe waren schon in großer Gährung. Am 9. hatte ich Marfeiler zu Tisch und wir waren sehr heiter. Nach dem Essen waren wir bei Danton. Dieser wohnte damals in der Passage du Commerce ober dem Eingangsthor, gegenüber der Straße de l'École de Médecine.) Seine Frau war sehr traurig, sie weinte, über ihr Kind gebeugt. Danton aber war entschlossen. Ich lachte wie eine Närrin. Wie kann man da noch lachen! sagte Dantons Frau. — „Vielleicht bedeutet das Unglück und werde ich heute Nacht noch Thronen vergießen.“ Abends waren wir wieder bei Danton — er war sehr in Aufregung. Wird die Sturmglocke läuten? fragte ich. — Ja, noch heute Nacht! Bald sah ich, wie jeder sich waffnete. Mein lieber Camille kam mit einer Flinte. Ich versteckte mich in Alkov, bedeckte mein

hat der treulose Ludwig XVI. ausgewählt, um diese Hauptstadt, die er noch einmal verlassen will, dem Blutbad, dem Brand auszusetzen. Braunschweig und Bouillé haben gedroht, in Paris keinen Stein auf dem andern zu lassen. Wir dagegen drohen nie. Jetzt aber sagen wir: in den Tuilerien, wo man diese Monarchen zur Niedermeßelung der Patrioten erwartet, lassen wir keinen Stein auf dem andern. Kein Mitleid mehr mit einem meineidigen König, der unsere Geduld so oft ermüdet hat; kein Mitleid mehr mit diesem gehässigen Weib, welches ihm seine Wuth mittheilt; kein Mitleid mehr mit seiner Schwefter und seinen Kindern! Es handelt sich nicht mehr darum, wie am 14. Juli, zu Gunsten Baillys, zu Gunsten Lafayette's und einer feigen Versammlung zu siegen, die alles that — gegen das Volk, während sie sich seines Namens bediente. Unter Mlig und Donner tritt die wahrhafte Volks-Souveränität heute vor die Welt. Das Volk wird die Macht zu behaupten verstehen, die es jetzt zu erlangen sich ansieht. Der Schrecken, den wir verbreiten werden, wird länger als einen Tag dauern; bald werden wir von den Reichen über ihren sündigen Reichthum Rechenschaft verlangen. In Zukunft soll man sagen: am 10. August hat das französische Volk die Knechtschaft und das Elend abzuschütteln verstanden. Also vorwärts, um den Mord unserer Brüder zu verhindern! Vorwärts, um der Schmach zu entgehen, das fremde Joch zu tragen! Man kann an der Grenze keinen so schrecklichen Kampf liefern, als wir jetzt einen beginnen wollen. Alle Siege unserer Soldaten liegen jetzt nur in unserem Sieg. Darum zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen!" — Also läutete der Titan Danton, der Mirabeau der Vorstädte und der Landstraße, die Sturmglöcke. —

Gesicht mit den Händen und sieng an zu weinen. Camille beruhigte mich: er werde immer in der Nähe Dantons bleiben. Fréron schien zum Tod entschlossen: 'Ich bin lebensmüde. Ich will sterben.' — So oft ein Bote kam, glaubte ich sie zum letztenmale zu sehen. Ich schlüpfte in den Salon, um nicht Zeuge dieser Zurüstungen sein zu müssen. Unsere Männer giengen fort, ich setzte mich zu einem Bett, niedergeschlagen, vernichtet, hin und wieder schlummernd, und wenn ich sprechen wollte, redete ich irre. Danton kam, um etwas auszurufen; er that nicht eilig. Mitternacht nahte; man klopfte öfter, um ihn abzuholen; endlich gieng er in das Gemeindehaus. Da ertönte die Sturmglöcke der Cordeliers und läutete lange. Allein, in Thränen gebadet, am Fenster knieend, in ein Tuch versteckt, lauschte ich lang dem Tone dieser verhängnisvollen Glocken. Man suchte mich vergebens zu trösten. Der Tag vor dieser entsetzlichen Nacht schien mir der letzte zu sein. Danton kam wieder. Madame Robert fragte ihn nach ihrem Mann. Er gab unsichere Antwort und warf sich auf sein Bett. Voten kamen und brachten bald gute, bald schlimme Nachrichten. Ich schloß aus denselben, daß es den Tuilerien gelte. Kein Bote vermochte Auskunft zu geben über Robert. 'Wenn mein Mann unkommt,' sagte Madame Robert, 'so will ich ihn nicht überleben. Aber ich bin die Frau danach, den Danton zu erlösen, welcher der Mittelpunkt des ganzen Aufstuhes ist.' Wild wollten ihre Augen. Ich gieng nicht mehr von ihrer Seite weg: mußte ich denn, was nicht alles geschehen konnte? So brachten wir die Nacht in Aufregung und Grauen zu. Camille kam wieder, schlief ein wenig, gieng wieder fort. Von allen Seiten begannen die Sturmglöcke zu heulen. Ich schlief unter diesen Klängen ein. Der Morgen kam. Wir machten das Frühstück. Plötzlich ertönten Kanonenschüsse. Madame Danton wurde bleich und ohnmächtig. Ich that alles, daß sie wieder zu sich kam. In der Straße hörten wir rufen und weinen: man glaubte, ganz Paris schwimme in Blut. Man rief nach Waffen. Gegen Mittag kam die Nachricht vom Sieg und um ein Uhr wußten wir schon alle Vorgänge. Aber diese Botschaften waren grauenhaft. Camille kam zurück und erzählte, der erste Kopf, den er habe fallen sehen, sei der von Suleau gewesen. Robert erzählte, wie die Schweizer niedergemeßelt worden seien. Wir war das Herz wie zusammengeschnürt." In diesem lebensfrischen Berichte der armen Lucille ist vieles enthalten. Dantons Behauptung ist mit diesen Angaben und mit der Verurteilung Dantons vor Gericht auf seine Thätigkeit in der Nacht vom 9. auf den 10. August unvereinbar.

Entscheidung in den Tuilerien.

So gieng es in den Vorstädten zu, so im Gemeindehaus. Wenden wir uns dagegen jetzt wieder zu den Tuilerien, denen dieses Sturmläuten galt. Dort war kein Schlaf, nur bange Sorge um das Ergebnis der nächsten Stunden. Madame Elisabeth öffnete oft das Fenster, und fand, daß die Sturmglöcke nichts ausbehe. ^{Im Schloß.} 1) Sie war immer die fromme Christin, sie zeigte der Campan einen Carneol, auf dem die Worte eingegraben waren: „Vergib Beleidigungen, vergiß das Unrecht.“ — „Ich fürchte," sagte sie, „unsere Feinde werden den Grundsatz wenig befolgen, aber er muß uns deshalb doch theuer sein." ^{Madame Elisabeth.} 2) — Von Zeit zu Zeit kam eine neue Nachricht. Dem Boten eilte alles entgegen, aller Unterschied hörte auf; man saß durcheinander auf den Stühlen und Bänken. Nur der König war längere Zeit mit seinem Beichtvater, mit Franz Hébert, dem General der Congregation der Eudisten, der am 2. September im Karmeliterkloster erschlagen wurde, allein, um sich in Ergebung auf das Schicksal, das er vorausjah, zu stärken; ein Märtyrer hörte den andern Beicht. An den Augen der Königin sah man die Spur von Thränen, geweint in der Sorge um Gatten und Kinder. ^{Die Königin.} Wäre sie König gewesen, die Schlacht wäre angenommen und wäre wahrscheinlich gewonnen worden. Sie hatte den Heldensinn ihrer Mutter. Ihr wäre gegeben gewesen, alle, die sich zur Vertheidigung des Königs herbeidrängten, zum siegreichen Kampf zu begeistern und die Schwankenden mitfortzureißen. Sie schien in den Herzen der Tapferen zu lesen.

Unter der Mannschaft wußte man, daß man dem König zureden wolle, das Schloß zu verlassen und sich in den Schutz der Versammlung zu begeben. Der Oberst Bachmann sagte ganz entschieden: „Wenn der König in die Versammlung geht, ist er verloren.“ Derselben Ansicht war das treue Bataillon Filles Saint-Thomas der Bürgerwehr. ^{Weber.} Weber, der Milchbruder der Königin, gehörte zu denselben. Im Einvernehmen mit ihnen eilte er von seinem Posten weg ins Schloß zur Königin: 3) „Ich traf sie, wie sie den Dauphin im Arm hielt, ihn an ihr Herz drückte und ihn mit ihren Thränen benetzte. 'Weber,' sagte sie, 'was machen Sie da? Sie sind der einzige hier von der Bürgerwehr, gehen Sie auf Ihren Posten zurück!' — 'Madame,' entgegnete ich, 'mein Posten ist immer da, wo Ihre Majestät in Gefahr ist.' — 'Ich kenne Ihre Anhänglichkeit, aber gehen Sie zu Ihren Kameraden; ich verlange es.' — Ich eilte zu meinen Kameraden zurück und erzählte, wie ich das Schloß gefunden: die Säle voll von Edelreuten, die dem König ergeben seien bis zum Tode, aber schlecht bewaffnet und von der Menge ungenügend gesehen; es sei zu fürchten, daß sie selber angegriffen und die Gefahr der königlichen Familie nur vergrößern würden. 'Wäre es nicht eine Schande für uns, wenn wir eine solche Gelegenheit, unsere Treue

1) Jager, l. c. III, p. 345—347. „Le toscin ne rend pas.“

2) Campan, Mémoires, II, p. 240.

3) Peltier, Hist. de la révol. du 10 Août 1792. I, p. 125. — Weber, Mémoires, II, p. 223—225.

und unsern Eifer zu zeigen, nicht benütigen? Wer dieser Ansicht ist, der schließe sich mir an. Kommen mehrere, so wird uns die Königin nicht zurückschicken.' Acht schlossen sich mir sogleich an und ich führte sie in Eile zur Königin hinauf. — 'Madame, hier sind Männer, die fühlen und denken wie ich.' Sie nickte zustimmend mit dem Kopfe. Darauf holte ich andere Kameraden und die Edelleute nahmen uns mit Begeisterung auf und drückten uns die Hand. — 'Es lebe die treue Bürgerwehr, die Grenadiere von Filles Saint-Thomas! Kameraden, bis zum letzten Lebenshauch wollen wir die Majestäten verteidigen!' — 'Tapfere Grenadiere', sagte die Königin mit ebensoviel Anmuth als Hoheit, 'alles, was euch lieb ist, eure Kinder, euer Eigenthum, ist heute mit unserem Dasein verknüpft. Unser Interesse ist dasselbe. Ich hoffe auf euch.' — 'Ja, Grenadiere', fügte der König hinzu, 'die Gefahr ist für alle gleich. Muth! ich rechne auf eure Treue! Und wir legen in die Hand d'Herbillys den Eid ab, eher zu sterben, als einen einzigen Rebellen in das Schloß gelangen zu lassen.'¹⁾

Röderer.

Röderer, der als Mitglied des Departements die ganze Nacht im Schloße zubrachte und nachher seine Erlebnisse schilderte,²⁾ erzählt, wie er gegen fünf Uhr zur Königin eingeladen wurde, nachdem die Nachricht von Mandats Tod eingetroffen war. „Die Königin fragte mich, was unter diesen Umständen zu thun sei. Ich antwortete, es scheine mir nöthig, daß der König und seine Familie sich in die National-Versammlung begeben. Da sagte Dubouchage: 'Sie wollen also den König zu seinen Feinden führen.' — 'Nicht zu den Feinden; denn 400 stimmten ja für Lafayette, nur 200 gegen ihn. Übrigens schlage ich diese Maßregel als die kleinste Gefahr vor.' Da sprach die Königin zu mir mit großer Entschiedenheit: 'Wir haben hier Truppen und man muß einmal wissen, wer siegt, der König und die Verfassung oder die Partei.' — 'Madame, da wollen wir die Mittel des Widerstandes prüfen.' — Man ließ Lachesnaye kommen, der nach Mandats Abgang den Oberbefehl hatte, und fragte ihn, ob Kräfte genug da seien, um das Schloß zu schützen. Er bejahte es, sagte aber dann mit einer gewissen Aufregung zur Königin: 'Madame, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß die Räume voll sind von Leuten aller Art, die den Dienst und den freien Zutritt zum König hemmen, was der Nationalgarde sehr zuwider ist.' — 'Das ist unrecht', entgegnete die Königin, 'ich stehe für diese Männer ein, die da sind. Sie werden vor den Reihen, mitten drinnen und hinter ihnen her marschieren, wie man ihnen befiehlt. Sie sind zuverlässig und bereit zu allem, was die Noth erfordert!' Dieses Wort der Königin zeigte mir, daß man im Schloße ernstlich zum Kampfe entschlossen war, und daß es Leute gab, die der Königin den Sieg verhießen, und ich bemerkte, daß man mit diesem Siege mindestens auf die National-Versammlung Eindruck machen wollte. Eine dunkle Befürchtung stieg in mir auf, daß der Widerstand unnütz und blutig zugleich, und daß etwas gegen den gesetzgebenden Körper im Werke sei, wenn man die Zusammenrottung zerstreue. Und diese Besorgnis lastete drückend auf meiner Verantwortlichkeit. Ich bestand darauf, daß der König an die Versammlung schreibe und sie um ihren Beistand bitte. Dubouchage machte Einwendungen. — 'Wenn der Plan auch nichts wert ist, so sollen doch wenigstens zwei Minister in die Versammlung gehen, über den Stand der Dinge berichten und Bevollmächtigte verlangen.' Dieser letzte Plan ward angenommen und Dejoy und Champion brachen sogleich auf in die Versammlung."

Botschaft an die National-Versammlung.

1) Weber, Mémoires, II, p. 223—225.

2) Récit de Roederer. Hist. parlam., XVI, p. 446—466.

Röderer galt als die personifizierte Gesellichkeit und doch rieth er dem König, die Festung feig zu übergeben. Taine bemerkt sehr gut:¹⁾ „Bei den Regierenden wie bei den Regierten war der Begriff des Staates verschwunden, bei den einen durch die zur Pflicht gemachte Humanität, bei den andern durch die zum Recht erhobene Auflehnung. Man hatte in den höheren und selbst in den mittleren Classen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Abscheu vor Blut. Die Milde der Sitten und der idyllische Wahn hatten den Willen zum Kampfe gebrochen. Allenthalben vergaßen die Behörden, daß die Aufrechthaltung der Gesellschaft und der Bildung ein unendlich höheres Gut ist als das Leben einer Handvoll Bösewichter und Narren, und daß die erste Pflicht der Regierung wie der Gendarmerie die Erhaltung der Ordnung durch die Gewalt ist, und daß ein Gendarm nicht ein Philanthrop ist, daß er, wenn er auf seinem Posten angegriffen wird, von seinem Säbel Gebrauch machen muß, und daß er gegen seine Ordre fehlt, wenn er aus Furcht, dem Angreifenden weh zu thun, den Säbel in die Scheide steckt.

Muthlose Humanität.

Indes wurde es Morgen. Madame Elisabeth machte die Königin auf das schöne Morgenroth aufmerksam — es war das letzte, was sie hinter unvergitterten Fenstern sehen sollten. Es starrte ihrem Blicke aber auch ein Wald von Piken entgegen, die Stunde der Entscheidung nahte. Man rath dem König Heerschau zu halten über seine Getreuen — sein Anblick werde sie begeistern. Die Königin nimmt dem Officier d'Alfry ein Pistol aus dem Gurt, drückt es Ludwig XVI. in die Hand und sagt: „Sive, jetzt gilt's!“²⁾ Die habsburgische Lippe ist geschwellt von Blut, ihre Augen sprühen von Feuer. Leider ist der König kein Soldat; er ist nur gefaßt, zu sterben, nicht aber um sein Leben sich zu wehren.

Heerschau.

Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen; seine Gesichtsfarbe ist blaß, seine Augen geschwollen, seine Züge sind schlaff, doch geht es anfangs gut bei der Heerschau; er zeigt sich auf dem Balkon, der ins Carroussel geht; von allen Seiten tönt ihm der Ruf entgegen: „Es lebe der König! er ist unser König! wir wollen keinen andern. Nieder mit den Jakobinern! König, Verfassung, Nation sind eins!“ Jetzt soll er in den Hof. Treue Diener, die für ihn Sorge haben, wollen ihn begleiten. „Weiben Sie, meine Herren; ich will nur von der Nationalgarde begleitet sein.“ Auch hier tönt ihm anfangs begeisterter Ruf entgegen. Bald aber stößt er auf Abtheilungen, die schweigen, oder die, trotz aller Mahnungen der Officiere, nur den Ruf: „Es lebe die Nation!“ ausstoßen. Jetzt richtet er sich nach dem Garten: hier zieht gerade ein Bataillon aus der Vorstadt auf, mit Waffen aller Art, unter Geschrei und Drohungen gegen König und Königin. Ludwig muß jeden Schimpf hinunterschlucken. Schmerzlichen Eindruck machte es auf die Königin, Madame Elisabeth und die Dauphine, die mit dem Blicke ihm folgten. Kalt war der Empfang längs der Terrasse und drohend bei der Dreh-

Ludwig XVI. schlaff.

1) Taine, Révolution, II, p. 241.

2) „Prenez, voilà le moment de vous montrer!“ Buchez et Roux, Hist. parlam., XVI, p. 440.

brücke. Die Campan erzählt: ¹⁾ „Ich sah, wie die Kanoniere ihren Posten verließen und auf den König zutraten und ihm die Faust unter die Nase hielten und ihm die ärgsten Beschimpfungen ins Gesicht sagten.“ Mit Mühe führen einige Herren den König weg; er kommt bleich zurück, wie ein Todter. Die Königin sagte zur Campan: „Jetzt ist alles verloren. Der König hat gar keine Thakraft gezeigt. Diese Heerschau hat mehr Übles als Gutes gewirkt.“ ²⁾

Der Adel.

„In diesem Augenblicke“, erzählt die Campan, „sah ich d'Hervilly, den entblößten Degen in der Hand, dem Thürsteher befehlen, den Saal zu öffnen für den französischen Adel. Zweihundert Mann traten ein, mit Waffen aller Art. Sie bezogen den Saal, welcher der königlichen Familie am nächsten war, andere stellten sich in zwei Reihen in den nächsten Räumen auf. — Es waren darunter viele vom Hofe, dann einige, deren Hingebung an den König ihnen erst den Adel gab. Die Bewaffnung war schlecht, worüber man Witz machte, nach Art der Franzosen; an Muth fehlte es nicht. Ein Page hatte nur die Feuerzange aus dem Vorzimmer des Königs wie eine Flinte auf der Schulter.“

Die Schweizer stellten sich in Schlachordnung auf. Der Befehl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wurde der Mannschaft von Röderer verlesen. Die Tapferen hörten ihn schweigend an. Viele von der Nationalgarde riefen: „Wir können nicht auf unsere Brüder schießen.“ — „Es sind nicht mehr eure Brüder, wenn sie auf euch schießen.“ — „Werden Sie denn bei uns sein, wenn sie auf uns schießen?“ fragten die Kanoniere. — „Ja“, entgegnete Röderer, „und nicht hinter eurem Rücken, sondern vor euch.“ Da zieht ein Kanonier die Ladung aus seinem Stück und stellt seinen Fuß auf die brennende Lunte; ein anderer ruft: „Man sollte doch wissen, was die Bürger wollen. Lesen Sie ihnen das vor, was Sie uns gerade verlesen haben, und wenn sie dann noch auf uns schießen, werden wir uns wehren.“ — Die Beamten gehen gegen das Gitter, um zum Volke zu reden. Wirres Geschrei hallt ihnen entgegen: „Wir wollen ins Schloß! Es ist voll von Verräthern! Nieder mit dem Veto! Absetzung des Königs!“ — Auch Röderers Versuch ist vergeblich; er hält alles für verloren und kehrt in Hast zum König zurück. Der Mann ist nicht hart wie Stahl, sondern weich wie Gallerte, furchtsam hört er nur auf die Rufe der Reuterer; er gehört zu jenen Beamten, denen nicht der Monarch, denen nur ihre Stelle am Herzen liegt. Wenn er nur die Schärpe und den Federhut und seine Befoldung behält — was liegt ihm am König! Der Mann war sehr kurzichtig. Nach dem König fiel auch er. Röderer mußte sich nach dem 10. August verbergen.

Der König.

Hören wir ihn selber an, was er that: ³⁾ „Ich eile mit meinen Kollegen ins Schloß zurück, wir gehen die großen Säle hinauf, die mir noch mehr angefüllt scheinen, als in der Nacht. Im Saale des Königs drängte sich die Menge. Ich sagte sehr laut: „Raum für das Departement, das mit dem König sprechen will!“ Man entfernt sich und ich trete mit meinen Amtsgenossen ein. Der König saß an einem Tische, die Hände auf das Knie gestützt; die Königin, Madame Elisabeth und die Minister waren zwischen dem Fenster und dem König, auch Frau von Lamballe und Tourzel. ‚Sire‘, sagte ich, ‚das Departement wünscht ohne andere Zeugen als Ihre Familie mit Ihrer Majestät zu sprechen.‘ — Der König machte ein Zeichen und man zog sich zurück, nur Desjoly sagte: ‚Die Minister müssen bei dem König bleiben.‘ — Wenn es der König verlangt, so habe ich

1) Campan, Mémoires, II, p. 241.

2) Ibid. II, p. 241.

3) Récit de Roederer. Buchez et Roux, I. c. XVI, p. 446.

nichts dagegen.“ — ‚Sire,‘ sagte ich dann in eindringendem Tone, ‚Ihre Majestät hat nicht mehr fünf Minuten zu verlieren; es gibt nur noch Sicherheit in der National-Versammlung, und nach der Ansicht des Departements muß man sich ohne Verzug dahin begeben. Sie haben in den Hüfen nicht Mannschaft genug, sich zu verteidigen, auch ist sie nicht sehr geneigt dazu; auf die bloße Mahnung sich zu verteidigen haben die Kanoniere soeben ihre Ladung herausgezogen.‘ — ‚Ich habe doch nicht viele Leute im Carroussel gesehen‘ — meinte der König. ‚Sire, es sind zwölf Kanonen dort und eine Unzahl von Menschen strömt aus den Vorstädten herbei.‘ Dann sprach Gerderet in demselben Ton, dem aber die Königin Schweigen gebot, indem sie sich zugleich an mich mit den Worten wandte: ‚Wir haben Mannschaft genug.‘

Schlech-ter Rath.

Derselben Ansicht war auch der junge Officier, der in einem Kaffeehause in der Nähe den Gang der Dinge beobachtete: „Der König hatte so viel Mannschaft als der Convent am 13. Vendemiaire zu seiner Verttheidigung, während die Gegner des Convents viel besser disciplinirt und furchtbarer waren. Der größte Theil der Nationalgarde war für den König, die Ungreifer dagegen war das niederträchtigste Gesindel.“

Napoleon I.

Röderer.

„Madame, ganz Paris marschirt heran“, fuhr Röderer fort. „Sire, die Zeit drängt, es ist nicht mehr eine Bitte, die wir an Sie richten, nicht mehr ein guter Rath, den wir Ihnen zu geben wagen, es gibt nur noch einen Rettungsweg — und wir bitten Sie um die Erlaubnis, Sie dazu zu zwingen.“ — „Der König erhob das Haupt, sah mich einige Secunden fest an und sagte dann zur Königin: ‚Gehen wir‘ und erhob sich. Madame Elisabeth sprach zu mir: ‚Sie stehen für das Leben des Königs?‘ — ‚Ja, wie für mein eigenes.‘ — Die Königin wirft einen schwermüthigen Blick auf den König und den königlichen Prinzen, welcher weint, gleich als ahnte er, daß ihm die schönste der Kronen in diesem Augenblicke verloren gehe. Alle Zuschauer haben Thränen im Auge. ‚Sie stehen doch für das Leben des Königs und meines Sohnes?‘ ruft die Königin. — ‚Madame, ich gelobe, an seiner Seite zu sterben, das ist das Einzige, wofür ich einstehen kann.‘ — ‚Gehen wir denn,‘ sagte der König, ‚wenn es sein muß, bringen wir auch noch dieses Opfer.‘“ ¹⁾ — Mehrere Edelleute drängten sich um den König und die Königin, um sie zu schützen, da ruft Röderer: „Sire, Sie dürfen sich von niemand von ihrem Hofe begleiten lassen, nur das Departement darf Ihr Gefolge bilden, und Nationalgarden werden Sie zur Versammlung geleiten.“ — Auch hier willigt der König ein. Röderer ruft in den Saal hinaus: „Raum für den König und seine Familie; sie gehen ohne ein anderes Geleit als das Departement und die Minister in die National-Versammlung.“ — Dreihundert Nationalgarden von Gilles Saint-Thomas bildeten die Deckung. „Grenadiere“, ruft der König, „ich nehme meine Familie mit mir.“

Freige-Entscheidung.

Weber erzählt: „Wir glaubten, diesmal dem König nicht gehorchen zu müssen, und das Geschrei Röderers hatte nicht die Wirkung, welche seine Treulosigkeit sich davon versprach. Kaum begann die königliche Familie ihren Zug, so schlossen wir uns ihren Schritten an. Auf der Stiege vereinten wir uns mit einer großen Anzahl unserer Kameraden und deckten den Zug auf der rechten Seite. Hundert Schweizer-Grenadiere deckten ihn links. Ich stellte mich so nahe als möglich zu Madame Elisabeth. Meine Verwirrung, die Blässe meines Angesichtes fielen

Weber.

1) „Allons, donnons, puisqu'il faut, encore cette dernière marque de dévouement.“

der Königin auf; sie flüsterte Madame Elisabeth die Worte ins Ohr, die mich jetzt noch zittern machen: ich solle mehr Fassung zeigen. Ach, es waren die letzten Beweise jener Güte, womit sie mich seit meiner Kindheit ehrte, der letzte Blick, den sie auf mich warf — und der mir ewig in Erinnerung bleiben wird — stets werdet ihr meiner Dankbarkeit, meinem Schmerze gegenwärtig sein!¹⁾

So verläßt der König seinen Palast, um ihn nie mehr zu betreten. Hier ist das Ende der französischen Monarchie. In seiner Gutmüthigkeit ist Ludwig nur zu opfern bereit und bedenkt nicht, daß er damit auch die opfert, welche ihn zu vertheidigen kamen, und alle, die sich bisher der Sache des Rechts und der Ehre angenommen haben, ins Unglück stürzt, und Wirren ohne Zahl und namenloses Elend über Frankreich bringt. Zudem er vor einem Haufen Schurken weicht, tödtet er nicht bloß sein Geschlecht, sondern vergißt er auch seine Pflicht, das Schwert zu führen gegen die Frevler und eher das Leben zu verlieren, als Ordnung und Recht kränken zu lassen.²⁾ —

Der König verläßt das Schloß und begibt sich in die National-Versammlung.

So schritten sie durch die Säle. Die Königin sah voll Unruhe um sich; ein Grenadier rief ihr zu: „Fürchten Sie sich nicht, Sie sind von guten Bürgern umgeben.“ Der König nahm den Hut eines Nationalgardes, der rechts von ihm gieng, auf den Kopf, offenbar um sich zu schützen. Seinen eigenen Federhut setzte er dem Nationalgardes aufs Haupt, der dies aber gefährlich erachten mochte und ihn unter den Arm nahm. Auf der letzten Stufe der Treppe kam dem König der Gedanke an seine Getreuen und er sprach: „Was soll denn aus den Leuten werden, die im Schlosse sind?“ — „Sie haben Uniform, und die keine haben, brauchen Ihnen nur zu folgen, um durch den Garten zu gehen.“ Noch einmal regte sich der königliche Instinct. „Es sind ja nicht viele Leute im Carroussel.“ — „Sire,“ sagt der Angstmann Röderer, „die Vorstädte kommen eben heran, alle Sectionen stehen in Waffen, alle haben sich an die Municipalität angeschlossen. Es sind

¹⁾ Weber, I. c. II, p. 226—227.

²⁾ Thiebault faßt sein Urtheil über Ludwigs Schicksal in die Worte zusammen: „Il paralysa ce qu'il devait exalter: il attendit l'attaque, qu'il pouvait prévenir, s'il eût commencé l'action avant que les trois corps des anarchistes (Saint-Antoine, Saint-Marceau et les Cordeliers) fussent seulement réunis, puis, lorsqu'il devait l'exemple du courage auquel la reine l'avait vainement provoqué en lui remettant un pistolet, il se sauva pour se jeter dans la gueule du lion. Encore il annula la défense, qui se changeait en offensive heureuse, présage et garant d'une victoire son dernier espoir de salut. En défendant de tirer ou de continuer à tirer, il fit exterminer les derniers hommes qui se dévouaient pour lui. . . L'imagination s'y perd. Jamais sans doute un sort ne fut plus déplorable, jamais celui qui le subit ne dut à plus de titres se l'imputer à lui même.“ Mém. I, p. 305.

nicht Leute genug da zur Vertheidigung und bei den im Carroussel Versammelten kein entschiedener Wille zum Widerstand.“ — Barbaroux,¹⁾ der den Aufstand leitete, sagt dagegen ganz entschieden: „Alles sicherte dem Hofe den Sieg zu, hätte der König nicht seinen Posten verlassen. Wäre er zu Pferd gestiegen, hätte er sich als Soldat gezeigt, so hätte sich die Mehrzahl der Bataillone für ihn erklärt.“

So geht man durch den Garten, Röderer an der Spitze, hinter ihm der König, der Minister des Außern Bigot de Saint-Croix zur Seite, dann die Königin am Arme des Marineministers Dubouchage, an der linken Hand führt sie den Prinzen. Die Gouvernante hält den Prinzen an der andern Hand, Dejoly geleitet Madame Royale und Madame Elisabeth, der Kriegsminister Frau von Lamballe. Der Minister des Innern und der Finanzminister schließen den Zug. Nationalgardes gehen rechts, Schweizer links. Der Boden war dicht bedeckt mit Laub. „Die Blätter fallen dies Jahr früh“, sagt der König. Manuel hatte kurz vorher in seiner Zeitung gedruckt: „Der König wird das Fallen der Blätter nicht überleben.“ — Wie der Schmuck der Bäume, so fiel jetzt der Schmuck der Krone zu Boden.

So nahte der Zug langsam im Gedränge der National-Versammlung. Diese hatte die Anzeige des Justizministers, daß Pétion in den Tuileries nicht bedroht, im Gegentheil mit allen ihm geziemenden Ehren empfangen worden sei, desgleichen seine Bitte, schleunig Maßregeln gegen den drohenden Angriff auf das Schloß zu treffen, gleichgiltig angehört und war, auf die Bemerkung François' de Neuchateau, die gesetzgebende Gewalt mache nur Gesetze, es sei Sache der vollziehenden Gewalt, für die Sicherheit zu sorgen, zur Tagesordnung übergegangen.²⁾

Dann hörte sie die Berichte an über den Zustand von Paris, schön gefärbte, wie das Volk überall auf vernünftige Vorstellungen höre, wie nur Mandat habe Generalmarsch schlagen lassen, dafür aber auch vor den Gemeinderath berufen und dort bitter getadelt worden sei. Dann kamen Klagen von demselben Gemeinderathe, daß er von dem Ausschusse der Sectionen verdrängt, daß Mandat verhaftet worden sei. Ein Mitglied beantragt, dies Verfahren gegen den Gemeinderath für ungiltig zu erklären; ein anderes hält es für unklug, gegen Männer aufzutreten, welche dem Vaterlande in der Bedrängnis nützlich sein können; man möge erst nähere Berichte abwarten. Mehr Mitglieder sind indes gekommen und Vergniaud übernimmt den Vorsitz. Dann hört man das Wuthgeschrei der Menge von außen und vernimmt, daß Verdächtige in der Nacht auf den Elyseischen Feldern verhaftet worden seien, sie hätten Dolche und Eintrittskarten in die Tuileries bei sich gehabt und seien offenbar Sendlinge des Hofes, für den sie die verschiedenen Stadttheile besuchten und über die Bewegung des Volkes berichteten. Das Volk wolle den Posten bei den Feuillans stürmen, wo sie in Haft waren. Namentlich werde der Kopf Suleaus stürmisch gefordert; er war Journa-

¹⁾ Barbaroux, Mémoires, p. 69.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XVII, p. 5—6.

Antbos,
weil nicht
Hammer.

Ludwig
XVI.

Barroux.

Die
Natio-
nal-Versam-
lung

thut
nichts.

Mord.

Suleau.

list und wegen seiner aristokratischen Gesinnung und des Wizes, mit dem er die Jakobiner und ihr Treiben geißelte, bitter gehaßt.

Die Versammlung beschließt vergebens unter Töhlen und Schreien, daß die Verhafteten unter dem Schutze des Gesetzes stehen — der Posten wird überwältigt. Ein Beamter,¹⁾ der vor Gewaltthat warnt und den Ausspruch des Gerichtes über die Verhafteten abzuwarten bittet, wird von der Théroigne de Méricourt von der Bank heruntergerissen, die sie selber besteigt, um in zorn-glühenden Worten — denn sie war von Suleau ebenso bitter verhöhnt worden, als der Herzog von Orleans und die Volks-Souveränität — den Blutdurst des Volkes zu reizen. Wie sie es verlangt, werden Richter aus dem Volke ernannt und die Gefangenen ausgeliefert; von zweiundzwanzig sind noch eils vorhanden, den anderen war es indes gelungen, durch das Fenster zu entkommen. Einige Bürgerwehrmänner machten vergebens Versuche, die Gefangenen gegen die Wuth des Volkes zu schützen.²⁾ „Das Volk will heute Blut,“ rief der junge muthige Suleau, „vielleicht hat es genug an einem Opfer, ich will für alle büßen“ — und wollte sich zum Fenster hinausstürzen. Man hielt ihn zurück. Einer nach dem andern wurde vorgelassen, zuerst Bougon, ein junger Abbé, der mit Riesenkraft sich um sein Leben wehrte, mehrere mit sich zu Boden riß, aber den Streichen der Menge erlag. Dann kam ein Leibwächter des Königs, Solminiac, und dann ward Suleau gerufen — man hatte ihm Waffe und Mütze genommen. Théroigne riß ihn am Halsstuche unter die Menge — doch Suleau macht sich mit kräftigem Arme frei, entreißt einem der Mörder den Säbel und bricht sich Bahn gegen die Straße; aber man eilt ihm nach, faßt ihn von hinten, entreißt ihm die Waffe; von vielen Säbeln durchbohrt, endet er zu den Füßen Théroignes. Unter anderen Opfern leuchtete der junge Vigier, von der Leibwache des Königs, durch seine Schönheit hervor, er wurde bewundert wie ein Adonis, aber war ebenso tapfer, ebenso stark und gewandt als schön. Auch er rang mit Riesenkraft um sein Leben, allein gegen Hunderte, länger denn eine Viertelstunde. Obgleich aus vielen Wunden blutend, war er doch zweimal daran, zu entkommen — er erlag nur der Mehrzahl.

Vigier.

Feiheit
der
Legis-
lative.

Die Köpfe dieser Opfer wurden nicht weit vom König umhergetragen, als er sich der Versammlung nahte. Mit Mandats Mord und dem dieser vier Opfer wurde der 10. August eingeweicht. All das geschah in der Nähe des Heiligthums der Gesetze, in dem man das Wehegeschrei der Opfer wohl hörte. Kein Abgeordneter hatte den Muth, unter die rasende Menge zu treten

¹⁾ Peltier, Dernier tableau de Paris, p. 210—215.

²⁾ Thiebault war es, der die Rasenden warnte, als Blutrichter die Gefangenen zu verurtheilen (Mém. I, p. 204—205): „Thoren, die ihr nach dem Rath unserer grausamsten Feinde verfahren wollt, wer seid ihr und was wollt ihr? Seid ihr Franzosen?“ — „So gut als Sie.“ — „Seid ihr Patrioten?“ — „So gut als Sie?“ — „Ihr hört auf, beider Namen würdig zu sein, wenn ihr Mordmord an die Stelle der Gerechtigkeit setzt. Ihr werdet damit Rebellen, denn sie stellt die Gefangenen unter den Schutz des Gesetzes. Gegen diese Gefangenen liegt überdies nichts vor. Ihr könnt sie anklagen vor einem rechtmäßigen Gerichte.“ Da drang mit dem Gebote: „Platz, Platz!“ Théroigne von Méricourt vor, von Robespierre kommend, ihrer Gewalt über den Pöbel sicher, und hob an: „Wie lange wollt ihr euch noch durch leeres Geschwätz hinhalten lassen?“ — und trieb zum Morden. Thiebault wurde überschrien und niedergeworfen. „Ich könnte in tausend Jahren den dämonischen Ton ihrer Stimme nicht vergessen.“ — Der Mord begann unter ihrer Leitung.

und den Mord zu hindern, keiner mehr die Macht, auf das Volk zu wirken. Die Meute war los.

Röderer ist immer der Mann des Gesetzes und der König der Slave desselben. Jetzt, wo die ganze Verfassung in Trümmer geht, bekommt Röderer gesetzliche Bedenken, ob der König mit seiner Familie in die Versammlung gehen könne; ob die Wache, die sein Leben schützt, bis auf die Terrasse gehen dürfe, und sendet Botschaft an die Versammlung. Auch diese beräth, ob man die Familie des Königs in den Saal einlassen dürfe, und bleibt schließlich beim Saße stehen: „Die Constitution läßt dem König das Recht, so oft er es für geeignet hält, sich zu den Volksvertretern zu begeben.“

Nach der Verfassung sollen vierundzwanzig Mitglieder dem König, wenn er sich angemeldet hat, entgegengehen. Sie treffen Ludwig XVI. noch im Garten. „Sire,“ sagt der Präsident, „die Versammlung, bestrebt zu Ihrer Sicherheit beizutragen, bietet Ihnen und Ihrer Familie Schutz in ihrer Mitte.“ Dann bilden die Abgeordneten das Geleit des Zuges, welcher der Terrasse naht. Von oben streckt aber ein Kerl eine zehn Schuh lange Lanze dem Zug entgegen: „Nein, diese dürfen nicht in die National-Versammlung, sie sind die Ursache an all unserem Unglücke! Das muß ein Ende nehmen!“ — Diesmal zeigt Röderer Muth: er springt auf die Stiege: „Still, im Namen des Gesetzes! Bürger, ihr dürft den Einzug des Königs in die Versammlung nicht hindern. Der König hat kraft der Verfassung darin seinen Platz und die Versammlung hat soeben beschlossen, auch seine Familie eintreten zu lassen. Hier sind Abgeordnete, die es euch bezeugen können.“ — Diese bestätigten sein Wort und die Menge wurde ruhig; Röderer nahm dem Manne die Lanze weg und warf sie ins Gebüsch. Die Abgeordneten erlaubten auch, daß die Soldaten den König bis zum Thore der Versammlung geleiteten. Dort empfing sie die Wache des Hauses. „Sire,“ redete einer dieser Soldaten den König an, „haben Sie nur keine Angst; wir sind gute Leute, aber wir wollen nicht, daß man uns auch ferner verräth. Seien Sie ein guter Bürger und vergessen Sie nicht, Ihr Adelspack aus dem Schlosse zu jagen.“

Röderer.

Je näher man aber dem Saale der Versammlung kommt, umso dichter wird das Gedränge, umso größer die Gefahr für die königliche Familie. Röderer beschwört die Versammlung, durch die Soldaten den Eintritt geöffnet zu halten. Die Linke widerspricht heftig und macht ihn verantwortlich für alle Greuel, welche durch sie im Heiligthume des Gesetzes begangen werden können. Indes befehlen die Soldaten schnell die Thüre und halten den Zugang offen. — Die Königin ist voll Angst um ihren kleinen Sohn — ein hochgewachsener Grenadier jedoch nimmt diesen auf seinen Arm und trägt ihn durch das Gedränge und setzt ihn auf den Tisch in der Versammlung, worüber man Beifall klatscht.¹⁾ Es ist halb neun Uhr.

Der
Dauphin.

Der König tritt in die Mitte des Saales mit den Worten:²⁾ „Ich bin gekommen, um ein großes Verbrechen zu verhindern. Ich denke, ich kann

¹⁾ Nach Weber, Mémoires, II, p. 228 galt der Beifall seinen Worten: „Je viens de porter le fils de mes maîtres, l'univers entier dans mes bras. Vive Monseigneur le Dauphin!“ Echt französisch!

²⁾ „Je suis venu pour éviter un grand crime et je pense que je ne saurais être plus en surêté qu'au milieu de vous, Messieurs. — Vergniaud: „Vous

Ludwig XVI. nirgends sicherer sein, als in Ihrer Mitte, meine Herren.“ — Vergniaud antwortet: „Sire, Sie können auf die Festigkeit der National-Versammlung rechnen. Ihre Mitglieder haben geschworen, für die Aufrechthaltung der Gesetze des Volkes und der Behörden zu sterben.“ Vergniaud lügt, denn er hat seit lange den Entwurf zur Absetzung des Königs in der Tasche.

Der König setzt sich neben den Präsidenten, die Königin und der Hof auf die Stühle, wo sonst die Minister saßen. Ein Mitglied bemerkt, daß in Gegenwart des Königs die Versammlung nicht berathen und daß auf der andern Seite die Lage zu ernst sei, als daß die Versammlung unthätig bleiben dürfe; da aber der König nur in der Versammlung Schutz habe, so möge man ihm einen Ort anweisen, wohin er sich zurückziehen könne. Immer die Formel der Geseklichkeit, während doch kein Gesetz mehr gilt! Hinter dem Präsidenten ist eine Loge, in welcher die Schnellreiber saßen, welche über die Reden für die Zeitungen berichteten.¹⁾ Dahin begab sich der König und seine Familie. Die Schreiber rückten enger zusammen. Die Königin, welche tief diese Beschimpfung fühlte, setzte sich in den Hintergrund. Was sollte jetzt geschehen? —

Der Kampf in den Tuileries.

Werfen wir von der Versammlung weg einen Blick auf die Tuileries. Der König hatte sie verlassen in der Hoffnung, bald wieder dahin zurückzukehren — manche seiner Anhänger hielten die Bewegung für eine Krisis, in welcher die Männer der Verfassung die Jakobiner in der Versammlung auf der Empörung ertappen und ihre Tyrannei, welche Frankreich schon satt habe, vernichten könnten. — Vielleicht gieng aus der gangen Bewegung eine Verstärkung des königlichen Ansehens, wie aus der des 20. Juni hervor! Die Lage. Mußte nicht die National-Versammlung, gerührt durch das Vertrauen, das ihr der König schenkte, einen hohen Entschluß fassen und in feierlichem Zuge in ihrer Gesamtheit ihn in den Palast seiner Väter zurückführen und mit ihrem Ansehen ihn wie mit einem Schilde decken und das Volk auffordern, die Verfassung zu ehren und seinem Oberhaupte mit heiliger Scheu zu huldigen? Die Königin sagte ja beim Fortgehen: „Wir kommen bald wieder zurück.“ Weber, der mit treuen Schweizern ungeheißer sie geleitete und dem sie Thränen aus den Augen rollen sah, ließ sie durch Madame Elisabeth sagen, er möge mehr Fassung zeigen.²⁾ Wäre Ludwig ein Mann von kriegeri-

pouvez, Sire, compter sur la fermeté de l'assemblée nationale: ses membres ont juré de mourir en soutenant les droits du peuple et les autorités constituées.“

¹⁾ La loge du logographe. Damals gab es ein „Journal logographique“, auch „Logotachygraphie“ genannt. Mortimer-Ternaux, l. c. II, p. 304. — Hist. parlem., XVII, p. 10.

²⁾ „Weber, la reine vous fait dire de vous posséder.“ Weber Mémoires, II, pag. 227.

schem Geiste gewesen, er hätte Frau und Kinder dem Schutze der National-Versammlung überlassen, schnell an der Spitze der treuen Mannschaft, welche sie in die Versammlung geleitet hatte und die jetzt vor dem Hause zu seinem Schutze stand, sich in das Schloß seiner Väter zurückbegeben und hier siegreich die Schlacht der Entscheidung geschlagen. Die Deckungsmannschaft vor dem Hause war in bester Stimmung.¹⁾

Aber Ludwig XVI. hatte keine Ader von einem Krieger und Helden! Lieber sterben, als einen Tropfen Blut vergießen! Das ist die Art allzu guter Herren. Aber indes steht die Mannschaft im Schlosse ohne weitere Weisung, in Ungewissheit. „Der König ist fort,“ sagen viele von der Bürgerwehr, „was sollen wir leere Mauern hüten; gehen wir heim und sorgen wir für Weib und Kinder.“ Schmeicheleien und Drohungen der Föderierten, die durch ihre Reihen ziehen, wirken: Viele gehen heim oder schließen sich den Meutern an dem Plage des Carrouisels an.²⁾ Seit zwei Uhr früh hat sich indes der Plaz vor dem Schlosse mit Gefindel, mit Weibern und Kindern, mit Raubvögeln, die auf Beute lauern, gefüllt, aber auch mit vier Bataillonen aus den Vorstädten.³⁾ Langsam zieht die Mannschaft aus Saint-Antoine heran, Santerre hat Furcht — er bleibt im Stadthause, von dort will er den Kampf leiten; weit vom Geschütz gibt alte Soldaten, meint er. Die Marsellier werden ungeduldig und rücken im Schnellschritt vor,⁴⁾ auf den Flügeln dreihundert Freiwillige von Brest, in den Hof der Prinzen. Es war acht Uhr.

Zu gleicher Zeit schlägt Westermann mit seinem Säbel an das Gitter des mittleren, des königlichen Hofes, und fordert Einlaß im Namen der Nation. Der Portier öffnet in Angst die Thorflügel. Da die Höfe schwer zu halten sind, geben die Befehlshaber im Schlosse den Schweizern und der Bürgerwehr die Weisung, sich in die Zimmer zurückzuziehen.⁵⁾ Sechs Kanonen muß man in der Eile zurücklassen. Das Volk füllt schnell die Höfe. Die Kanoniere machen Bruderschaft mit den Eindringenden und richten ihre Kanonen gegen das Schloß. Die Gensdarmen setzen ihre Hüte auf die Bajonnette und mischen sich als Freunde in die Reihen der Auführer, die jetzt den Nationalgarden zurufen, ein gleiches

¹⁾ Barbaroux, Mémoires, p. 69.

²⁾ Weber, l. c. II, p. 221.

³⁾ Récit de la conduite du régiment des gardes Suisses à la journée du 10 Août 1792 par le colonel Pfyffer d'Altishofen, Lucerne 1819 — wurde abgedruckt in den Mémoires de Weber, II, p. 352—380. Nach Pfyffer war der Plan der Bewegung, wie er in den Tuileries angemeldet wurde, das Schloß zu belagern, darin alles niederzumachen, namentlich die Schweizer, den König zur Abdankung zu zwingen, ihn mit seiner Familie nach Vincennes zu bringen und sich ihrer als Geiseln zu bedienen, im Fall die Fremdmächte gegen Paris vordringen würden, pag. 359.

⁴⁾ Weber erzählt: „Blöglich sahen wir eine Staubwolke sich gegen uns herbewegen, eine ertaumliche Menge Volk, mitten in einem Heer von Piken, unter Freudengeschrei, oder vielmehr Gebrüll, sich gegen das Thor der Versammlung drängen. Vor uns blieb sie stehen und zeigte uns die Köpfe unserer Kameraden Suleau und Vigier auf Piken, um uns das gleiche Schicksal anzudrohen. Der entseßliche Anblick schloß uns aber nicht Furcht ein, sondern Muth; wir wären gerne auf sie losgestürzt, hätten wir nicht gefürchtet, die kostbaren Geiseln, welche die National-Versammlung festhielt, der Gefahr auszuweichen. Mit Mühe hielten wir einen Kameraden zurück, der über den Anblick von Suleaus Kopf in Muth gerieth und unter Schluhen in einensfort schrie: „Rache für unsere Kameraden! bringen wir diese Meuchler um!“

⁵⁾ „MM. les Suisses, retirez-vous au château!“ — Récit du colonel Pfyffer, pag. 360.

zu thun: „Wir sind nicht eure Feinde, wir wollen nur an die Nothbrücke, trennt euch von ihnen und kommt zu uns herab.“ Nur die Grenadiere von Filles Saint-Thomas bleiben getreu. Einige Schweizer werfen aus den Fenstern Patronen hinab ohne Kugeln, zum Zeichen, daß sie nicht das Volk angreifen, wenn dieses sie in Ruhe lassen will: sie haben nur den Befehl erhalten, sich nicht überwältigen zu lassen.¹⁾ Einige Marseiller dringen bis zur großen Stiege, da sind aber die unteren Stufen verbarricadirt und starren ihnen die Läufe der Gewehre entgegen. Westermann sucht sie vergebens in deutscher Anrede zu gewinnen. Sie halten stumm das Gewehr an die Wange. „Streckt die Waffen, euch soll dann nichts geschehen.“ — „Wir sind Schweizer,“ antwortet der Sergeant Blaser,²⁾ „und die Schweizer lassen ihre Waffen nur mit dem Leben. Einen solchen Schimpf haben wir hoffentlich nicht verdient. Will man kein Schweizer-Regiment mehr, so sende man uns laut des Vertrages zurück, aber wir geben unsere Posten nicht auf und strecken unsere Waffen nicht.“ — Westermann und die Marseiller ziehen sich zurück, Arm in Arm mit zwei Schweizern, die, Thranen im Auge, sich verführen ließen. Hauptmann Durler läßt mit Planen aus Holz den Zugang zur Treppe verbarricadieren, um weitere Verleitungen abzuschneiden. General Boissieu will zur Menge reden, Lärm und Geheul aber machen seine Worte unverständlich.

Beginn
des
Kampfes.

So steht man sich einige Zeit kampfbereit und gerüstet gegenüber. Zuletzt wird die Menge feck und zieht an einer langen Partijane mit Widerhaken die Schildwache weg, die am Fuße der Treppe gemessenen Schrittes, als ob kein Feind da wäre, auf und ab wandelt, und entwaffnet sie. Das Volk lacht. Ruhig tritt ein anderer Schweizer auf den Posten — auch dieser wird in gleicher Weise weggerissen, dann ein dritter, ein vierter, ein fünfter. Wildlinge reißen aber die Gefangenen hinweg und schlagen sie mit Kolben nieder. Da fällt ein Schuß, nach den einen aus dem Gewehre eines Schweizern, nach den andern aus der Pistole eines Marseillers — sofort beginnt der Kampf. Die Schweizer auf der Stiege geben drei Salven, die an den Fenstern folgen ihrem Beispiele, die Meuterer fliehen, manche rennen in der Todesangst in die fernsten Stadttheile und schreien, man ermorde die Bürger in den Tuilerien und eine Anzahl sei schon treulos geopfert worden. Die Schweizer machen unter Pfyffer einen Ausfall und säubern den Hof und bemächtigen sich des großen Thores, andere unter Salis dringen bis zum Mandègethore; beide Abtheilungen vereinigen sich dann auf dem Carrousselpfahze, fegen auch diesen mit stählernem Besen rein und kehren dann, die zurückgelassenen Kanonen mitnehmend, in das Schloß zurück.³⁾

Sieg der
Schweizer.

Ein Augenzeuge erzählt: „Der Blitz kann keine schnellere Wirkung hervorbringen als die ersten Flintenschüsse; der Schrecken bemächtigte sich aller Anstreifenden und Neugierigen; in einem Augenblicke waren alle Höfe leer, alle

¹⁾ De ne pas se laisser forcer. Récit de Pfyffer, p. 360.

²⁾ Ibid. p. 362.

³⁾ Morell, Die Schweizerregimenter in Frankreich, 1789—1792. St. Gallen 1858. S. 128—129.

flohen durch das Carroussel und Königsthor. Der Hof war bedeckt mit Flinten, Piken und Mützen flüchtiger Grenadiere. Um von den Schüssen aus den Fenstern nicht getroffen zu werden, legten sich einige längs auf den Boden und stellten sich, wie wenn sie todt wären, rutschten aber entlang der Mauer hin und erreichten so die Schilderhäuser. Die Kanoniere selber ließen ihre Stücke im Stiche und liefen davon wie die andern. Die Marseiller zeigten Muth: sie behielten zwei Stücke, aus denen sie von Zeit zu Zeit auf die Schweizer mit Kartätschen schossen, die sehr darunter litten. Auch auf der hinteren Seite des Schlosses waren die Schweizer Sieger.“ — „Wenn die Schweizer einen Anführer hätten, müßten sie siegen!“ sagte zu seinem Kameraden ein junger Officier, der vom Fenster eines nahen Kaffeehauses dem Kampfe zuschaut. Es war Napoleon Buonaparte. Die Schweizer haben allerdings tapferere Anführer, aber nur den Befehl, das Schloß zu vertheidigen, und auch dieser wird bald zurückgenommen. Die Schweizer bedienten sich tüchtig ihrer Artillerie; in zehn Minuten waren die Marseiller bis in die Rue de l'Échelle gejagt.

Napoleon I.

Also war es doch zum Blutvergießen gekommen. Den Eindruck, den die Schüsse auf die Mannschaft machten, welche zur Deckung des Königs vor dem Hause stand, schildert Weber:¹⁾ „Ein Schweizer meldete uns, daß die Aufständischen das große Thor genommen und mehrere seiner Landsleute getödtet hätten. Ernste Töne trafen unser Ohr; Rottenfeuer und Kanonenschüsse. Wir merkten, daß die Tuilerien angegriffen seien, daß man dort mit den Rebellen stritt, und daß es dort Feuer und Blut gab. Augenblicklich riß der Babel, der uns gegenüber stand, die Gitter nieder und machte Waffen daraus. Die Leute mit Piken und Gabeln wollten auf uns losstürzen und zum Glück hatten die Kanoniere der besoldeten Garden keine Kugeln. Sich in Schlachordnung stellen, die Stiege erklimmen und uns des Eingangs in die National-Versammlung bemächtigen, war das Werk eines Augenblicks! Wir suchten in den Saal zu dringen, denn wir wollten die königliche Familie in unsere Mitte nehmen und retten, indem wir uns zugleich der Mitglieder der National-Versammlung bemächtigten. Doch die Thore sind von innen verbarricadirt und die Nachricht kommt, daß der König allen Widerstand verboten habe.“

Vor dem
Saale
der
Mandègethore.

So sah es aus vor der Versammlung. Innerhalb derselben erstattete Rüdiger gerade Bericht über die Ereignisse des Tages, langathmig, weitläufig auseinanderlegend, was schon bekannt ist. Da bringt ein Beamter der Gemeinde die Nachricht, der Zugang ins Schloß sei erzwungen, die Kanonen seien gegen dasselbe gerichtet;²⁾ ein anderer meldet, daß Bürger in Gefahr seien. Lamarque bemerkt, die Municipalität sei ohne Kraft, so auch das Departement, und da die National-Versammlung alle Macht in sich vereinige, so sollten sechs Mitglieder zwischen die Kämpfenden treten, und er erbittet sich die Ehre, der erste darunter zu sein. Lejosne schlägt vierundzwanzig Mitglieder vor, die sich unter die Versammelten begeben sollen, und daß die National-Versammlung die Sicherheit der Person und des Eigenthums unter den Schutz des Volkes von Paris stelle. Es wird beschossen. Guadet beantragt, man solle für Freilassung Mandats sorgen; Thuriot, man solle sich mit jenen, die im Augenblick Macht haben, in Verbindung setzen. Eben ist die Deputation abgegangen, als Kanonenschüsse vernommen werden und sie zurückkehrt: sie könne nicht durchbringen. Flintenkugeln zersplittern

In der
National-Ver-
sammlung.

¹⁾ Weber, Mémoires, II, p. 230.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlementaire, XVII, p. 12—13.

ein Fenster des Saales. Die Bestürzung ist gewaltig. „Ich verlange Stille!“ ruft Guadet, der eben nach Bergniaud den Präsidentenstuhl besteigt, „Ruhe, im Namen des Vaterlandes!“ Da heulen die Sturmglocken von den Thürmen rings um die Versammlung. Manche Mitglieder machen sich die Ehre streitig, wer zuerst davonlaufen solle, andere rufen: „Hier müssen wir sterben!“ Eine Salve ertönt vor dem Fenster. Ein Beamter meldet: „Sie kommt von den Schweizern, die den König begleitet und in die Luft geschossen haben!“ — Neue Salven ertönen. Volk in Waffen will eindringen. Deputierte drängen die Menge zurück. Der Präsident setzt den Hut auf.

Alle Blicke richten sich auf den König, wie Anklagen, daß er den Befehl zum Feuern gegeben. Ludwig XVI. springt vom Sitz auf und sagt laut: „Ich habe befohlen, daß man nicht schießen solle!“ Der Minister Dubouchage meldet: „Ich habe soeben den Schweizern den Befehl des Königs zukommen lassen, in ihre Kasernen zurückzukehren. Es ist ihnen ausdrücklich verboten, sich ihrer Waffen zu bedienen. Ich bitte die Versammlung, sie durch Beamte begleiten zu lassen, die sie auf dem Heimwege beschützen.“ In der That hatte Ludwig sogleich auf den ersten Lärm einen Befehl, mit Bleistift geschrieben, an die Schweizer gesandt, das Feuer einzustellen, das Schloß zu räumen und in ihre Kasernen zurückzukehren. D'Hervilly war damit zum Schloß geeilt, und stieß gerade auf eine Abtheilung Schweizer, die von einem Ausfall zurückkamen.¹⁾ „Ja,“ ruft der Baron Biomesnil, „ja, tapfere Schweizer, eilt und rettet den König, eure Vorfahren haben es mehr denn einmal gethan!“ — Also sollen die Schweizer den Kampfplatz räumen! Ja, die Trommeln schlagen zum Rückzug. Sollen sie ihre verwundeten Kameraden im Hofe zurücklassen? Sie zögern. Ein verwundeter Sergeant am Boden ruft ihnen zu: „Hört ihr nicht, daß man euch beruft? Eilt, eure Pflicht zu thun und laßt mich hier sterben.“ In der That wurde er auch einige Augenblicke nachher getödtet. — Die Schweizer treten an, stellen sich in Ordnung und ziehen langsam ab, damit es nicht scheine, als ob sie fliehen. So retirieren sie, und erst fünf Minuten, nachdem sie abgezogen sind, wagen die Angreifer in die Tuilerien zu gehen. Es ist nicht wahr, daß die Tuilerien am 10. August vom Volk erstürmt worden sind. Die Schweizer haben sie einfach geräumt, getreu dem Befehle des Königs. Sie, die nur einige Sous des Tages Sold bekamen, thaten ihre Pflicht, wie Männer von Ehre. Der König aber verlor die schönste der Kronen durch ein fehlerhaftes Übermaß von Güte.

Die Schweizer ziehen langsam ab durch den Garten, während hinter den Bäumen auf sie geschossen wird. Sie thun, als beachteten sie das nicht. Mitten im Garten schwenkt eine Abtheilung ab gegen die Terrasse der Feuillans und erreicht den Saal der Versammlung, ohne auf ein Hindernis zu stoßen. Das Volk

¹⁾ Il ne s'agit pas de cela, il vous faut porter à l'assemblée. Récit de Pfyffer, p. 364.

schreit, lauft aber vor ihnen davon. Freiherr von Salis betritt im Eifer den Saal, den Degen in der Hand. „Schweizer!“ schreit man sofort. Die auf den Tribünen laufen davon; viele suchen durch die Fenster zu entkommen.¹⁾ Die Abgeordneten verlangen, daß der Commandant seine Leute die Waffen ablegen lasse. Deshalb tritt vor den König Hauptmann Durler: „Sire, man will, daß ich die Waffen niederlege.“²⁾ — „Legt sie nieder!“ sagt in unglückseliger Güte Ludwig XVI., „ich will nicht, daß so tapfere Männer wie ihr, ums Leben kommen.“ — Dieser Befehl war wie ein Donnerschlag für die Tapferen, mehrere weinten vor Zorn: sie könnten auch mit dem Bajonnette kämpfen. Doch die Disciplin war mächtiger als die Kampflust, als die Sorge, Tigern die Waffen abzuliefern. — Die Schweizer gehorchten und brachten auch dieses letzte Opfer dem Befehle. Die Officiere wurden im Saale der Inspectoren des Hauses untergebracht, die Gemeinen in die Kirche der Feuillans geführt.³⁾

Die andere Abtheilung hatte indessen nahezu die Drehbrücke erreicht; kam sie glücklich über diese hinaus, so war sie rasch in den eisernen Feldern und in Sicherheit. Da bekommen sie aber eine Salve von den Nationalgarden, die zur Vertheidigung des Schloßes dort aufgestellt waren. Viele werden niedergestreckt, andere kämpfen sich durch bis zur Statue Ludwigs XV.; da bilden sie ein Carré in der Überzeugung, sie könnten nicht von hinten angegriffen werden. Jetzt stürzt aber ein Feind auf sie, auf dessen Treulosigkeit sie nicht gerechnet hatten, die Gendarmerie zu Pferd, und säbelt sie unbarmherzig zusammen. Fast das ganze Regiment, ausgenommen diejenigen, die in der Kirche der Feuillans waffenlos waren, war damit vernichtet.⁴⁾

In den Tuilerien waren nur noch wenige Schweizer, zu denen der Befehl des Königs nicht hatte gelangen können. Die Posten, die sie vertheidigen sollten, gaben sie nicht auf. Die Menge war aber, weil die Wachen unten abgezogen waren, die Stiege hinauf in die Gemächer gedrungen. Die Schweizer verkauften ihr Leben theuer gegen die Übermacht, sie gaben und nahmen nicht Gnade.

Selbst Barbaroux muß eingestehen:⁵⁾ „Das Erbarmen sollte dem Siege folgen, aber die Wuth folgte ihm. Jene, welche während des Kampfes die feigsten waren, die mordeten nach dem Siege und gaben den Leichen noch Stiche, um sich den Anschein zu geben, als hätten sie sie getödtet. Man meißelte in den Gemächern, auf den Dächern, in den Kellern die Schweizer nieder, ob sie noch bewaffnet waren oder wehrlos — desgleichen die Gelleute, die Diener, kurz, alle Männer, die man im Schlosse fand. Unser Eifer vermochte nichts mehr, wir sprachen zu Leuten, die uns nicht mehr kannten. Unser Leben kam mehr in Gefahr, indem wir die Schweizer schützen wollten, als das Leben derer, welche das Schloß vertheidigen mußten. Nach dem ersten Erfolg war die Masse unzählig geworden. Leider schreibt man ihre Verbrechen allein den Kindern von Marseille zu.“

¹⁾ Récit de Pfyffer, p. 365.

²⁾ „Sire, on veut, que je mette bas les armes.“ — „Posez-les entre les mains de la garde nationale, je ne veux pas, que de braves gens comme vous périssent.“

³⁾ Récit de Pfyffer, p. 366.

⁴⁾ Ibid. p. 368.

⁵⁾ Mémoires de Barbaroux, p. 73 — Prudhomme, Révolutions de Paris. XIII, p. 236—237.

Es gieng jetzt bunt her in den Tuileries, als hätte das Gesindel die heißeste der Schlachten gewonnen und glühte es vor Kampfeshitze: sie machten alle nieder, die sie trafen, selbst die Küchenjungen; denn sie standen ja im Dienste des Königs. Nicht einmal die Ärzte wurden geschont, welche die Verwundeten pflegten; nicht der Beichtvater, der den Sterbenden die letzte Tröstung brachte. Je feiger vorher, umso blutiger jetzt. Selbst die Frauen waren nicht sicher.

Man muß die Schilderung der Madame Campan lesen. Selbst die Schweizer, welche die Thüre hüteten, wurden erwürgt: sie sollten das Loz ihrer Kameraden theilen, mit denen sie im Einverständnis waren. Die Thürhüter im Schlosse, fast alle Diener wurden ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an den König. Zwei Thürhüter erklärten: „Wir wollen nicht länger leben, hier ist unser Posten!“ und fanden tapfer kämpfend den Tod. Die Hofdamen der Königin hatten in Angst, als der Kampf begann, die inneren Fensterläden geschlossen. Das Dunkel konnte die Gefahr nur vermehren; sie zündeten deshalb die Lichter an, die durch die Spiegel hundertfach zurückgeworfen wurden. Die Eindringlinge weichen vor diesem künstlichen Glanz anfangs betroffen zurück. Die Prinzessin von Larent redet sie muthig an, und das gibt Rettung: ein Mann mit langem Bart ruft: „Schenkt den Frauen Gnade und entehrt die Nation nicht!“ Die Campan sucht indes im oberen Stock ihre Schwester und kommt gerade dadurch in Gefahr. „In einem Zimmer fand ich zwei Hofdamen und einen der beiden Heiden der Königin von hoher Gestalt und martialischem Aussehen, jetzt aber war er ganz bleich und saß auf einem Bett. ‚Nehmen Sie sich!‘ rief ich. — ‚Ich kann nicht,‘ sagte er, ‚ich sterbe vor Angst!‘ In dem Augenblick dringt ein Haufe ein, stürzt sich auf ihn und ermordet ihn. Indes eile ich mit den beiden Frauen zur Stiege; doch die Mörder eilen uns nach. Die Frauen werfen sich ihnen zu Füßen und fassen die Säbel an. Schon fühle ich eine schreckliche Hand, die mich hinten an den Kleidern faßt: Da ruft eine Stimme herauf: ‚Was macht ihr da oben?‘“) Der schreckliche Marseiller, der mich eben zusammenhauen wollte, antwortete mit einem ‚Hem!‘ dessen Ton mir nie aus der Erinnerung kommen wird. Die Stimme von unten ließ sich wieder vernehmen: ‚Man tödtet keine Frauen!‘ — Ich lag auf den Knien und mein Henker sprach: ‚Steh auf, Mensch, die Nation begnadigt dich!‘ — Die Rohheit dieser Worte hinderte mich nicht, plötzlich ein unaussprechliches Gefühl zu empfinden, das mit der Liebe zum Leben und mit der Hoffnung, meinen Sohn und die mir Theuren wiederzusehen, zusammenhieng. Einen Augenblick vorher hatte ich weniger an den Tod gedacht, als an den Schmerz, welchen das über meinem Haupt schwebende Eisen mir machen würde. Man sieht den Tod selten so nahe, ohne ihm zu erliegen. Ich kann nur sagen, wenn man nicht ohnmächtig wird, so sind alle Organe in ihrer vollen Thätigkeit. Ich hörte damals das leiseste Flüstern der Mörder, als ob ich ganz kaltblütig wäre. Fünf oder sechs Männer packten mich und meine Frauen, stellten uns auf Stühle vor den Fenstern und wir mußten hinabrufen: ‚Vive la nation!‘ Dann führten sie uns fort; wir schritten über Leichen von Bekannten.“ — Die Marseiller führten die Campan dann aus dem Schlosse durch Straßen, in denen sie als Österreicherin angeschrien und bedroht wurde, in ihre Wohnung.

1) Campan, Mémoires, II, p. 257.

War nach dem Schrei des Sieges¹⁾ der erste Gedanke zu morden, so war der zweite zu stehlen.

Das Schloß ist also im Besitz des Pöbels, der von der Aufregung Hunger und Durst hat und sogleich in Küche und Keller dringt; er stürzt sich auf die Speisen. Ein armer Küchenjunge, der nicht Zeit hatte zu entfliehen, wird von diesen Tigern ins heiße Wasser geworfen, dann dem glühenden Feuer des Ofens ausgesetzt. Jeder nimmt, was er findet: Dieser ein Stück Geflügel mitsammt dem Bratspieß, jener einen Rheinkarpsen. Mit ihrer Beute eilen sie dann feck wieder in den Hof und gehen auf und ab mit den Marseillern und anderen Freiwilligen, welche mit Waffen von Schweizern als Siegesbeute prahlten. In den Kellern schlagen sie die Fässer ein, räumen mit den Flaschen (bei 10.000) auf, betrinken sich; wenn sie nicht mehr genießen können, zerstören sie. Der Plag um die Tuileries war tagelang mit einem Wall von zerschlagenen Flaschen umgeben. Gestohlen wurde unglaublich. Schon der Königin wurde auf dem Wege nach der Versammlung Börse und Uhr geraubt. Jetzt ist das Gesindel Meister der mit Kostbarkeiten gefüllten Räume; die Schreibtische, die Kästen des Königs, der Königin, der Madame Elisabeth werden sogleich aufgesprengt, Wertpapiere, Geld in Silber, Gold, Uhren, Schmucksachen, kostbare Kästchen sammt ihrem Inhalt eingesteckt oder vertheilt. Dienstmänner stolzieren mit Brillantuhren herum, ein Daubigny trägt 100.000 Francs davon. Diebe vom Handwerk trennen die Goldborten von den Kleidern, wählen sorgfältig Leinwand, kostbare Stoffe, silberne Pöffel, wertvolle Bücher, kurz, was sie mitforttragen konnten, zerschlagen auch große Vasen, nur um die schönen Henkel aus Metall mitnehmen zu können.

Die Mente war los. Was oben war, war jetzt unten, und was einst unten war, war jetzt oben. Auf den marmornen Stiegen, wo sonst nur Schönheit, Rang und Verdienst auf und ab in zierlichem Schritte gieng, trampeln jetzt Mörder, Diebe und Dirnen ruhig auf und nieder, Leute in Lumpen und voll Schmutz stampfen jetzt die glatten Böden und zerschmettern mit Gewehrkolben die schönen venetianischen Spiegel. Nach dem Morden und Stehlen kommt die Lust am Zerstören. Lastträger setzen sich auf den Thron, andere verhöhn die Ordnung; in das Bett der Königin legen sich Dirnen, Schändlichkeiten ohne Maß werden begangen. Dem Pöbel wird cannibalisch wohl, ein Henker spielt neben Leichen die Violine, während andere lustig dabei tanzen. Die grauenhaftesten Dinge verübte die Bande Fourniers des Amerikaners: sie zerschlug die schönsten Möbel und verbrannte auf deren Holz in den riesigen Kaminen siebzehn gefangene Schweizer und verzehrte Menschenfleisch. Der Schauspieler Gramont und ein Blanc verzehrten Menschenherzen; ein Papierfabrikant kochte eines in Brantwein.²⁾

Daneben wollen einige wieder das Volk als tugendhaft hinstellen, man sendet die großen silbernen Lichtstöcke aus der Kapelle mit silbernen Platten und eine Börse mit 100 Louisdor, die man gefunden habe, in die National-Versammlung, zum Zeichen, daß das Volk nicht stehle. Dabei wurde noch in einigen Sälen

1) „La victoire est à nous!“

2) Mathon de la Varenne, Hist. part. des événements etc., p. 142—145.

Der Pöbel in der Küche,

im Keller.

Diebstahl.

Unten ist oben.

Zugendhaftes Volk.

Die Damen der Königin.

Madame Campan.

gekämpft, wurden Leichen und Lebende, Pendeluhren, Betten aus den Fenstern in den Hof geworfen. Einige Häuser, die an die Tuilerien anstießen, waren in Brand gerathen, der Palaß selber schien dem Feuer zu erliegen; auf die Wächmannschaft, die den Brand zu dämpfen suchte, wurde gefeuert. — Nur wenigen Vertheidigern, darunter einer Anzahl Edelleute, gelang es, durch die Gallerie des Louvre zu entkommen.

So endete das französische Königthum. „Im Palaß des Briannus“, meint Mercier, „mag es nicht entsetzlicher ausgesehen haben. Ein Savoyardenknebe, der auf der Orgel das ‚Dies iras‘ noch spielte, erschien wie der Engel mit der Posaune am jüngsten Gericht.“¹⁾ Der König ist fort, das Schloß brennt, die Vertheidiger sind geschlachtet, der Pöbel ist Herr, der Hof ist voll von verstümmelten Leichen. Die Gesichter der Gefallenen haben noch den Ausdruck der Kampfwuth, der Aublick ist entsetzlich, der Geruch unaußstehlich.

Napoleon erzählte auf Helena: „Nachdem die Tuilerien genommen und der König in der National-Versammlung war, wagte ich in den Garten zu dringen. Keine meiner Schlachten gab mir eine Vorstellung von so viel Leichen, als mir die Haufen der Schweizer boten, sei es, daß die Enge des Raumes die Vorstellung verstärkte, oder weil dies das erste Kampffeld war, das ich erblickte. Ich sah, wie Frauen auf den Leichen der Schweizer Schamlosigkeit ohne Maß sich preisgaben. Ich gieng dann durch die Kaffeeshenken der Nachbarschaft, überall die wildeste Erbitterung. Die Wuth war in den Herzen, sie zeigte sich in allen Gesichtern, wenn es auch nicht Leute vom gemeinsten Pöbel waren. Alle verwundeten Schweizer-Officiere, die liegen geblieben waren, wurden in Stücke gehauen. Vebin, der Regimentsarzt, und sein Gehilfe Richter, welche auch nach dem Rückzuge Dullers noch die Verwundeten pflegten, wurden in Stücke gehauen, während sie die Wunden verbanden.“²⁾

Doch der 10. August bildet nur die Vorrede zu den Septembertagen. —

Die gesetzgebende Versammlung. Die Enthebung des Königs.

Mercier bemerkt ferner mit Recht: „Die gesetzgebende Versammlung konnte einen unsterblichen Ruhm erwerben und den Dank verdienen, daß sie die Freiheit begründet habe; sie zeigte aber in einem so wichtigen Augenblicke weder Weisheit, noch Würde, noch Muth; sie trat nicht den Mördern, den Räubern, den Zerstörern entgegen; sie verstand nicht dem Gottmenschen nachzufolgen, welcher im Sturme majestätisch die Hand erhob und den Winden, dem Meere Ruhe gebot. Sie gestattete den Mißbrauch des Sieges einem Haufen von Schurken, die im Wahnsinne des Raushes sich für den Kopf, für das Herz und den Arm von ganz Frankreich hielten.“³⁾

¹⁾ Mercier, Le nouveau Paris, I, p. 198.

²⁾ Las Casas, Mémorial de Sainte-Hélène, Samedi 3 Août 1816.

³⁾ Mercier, Le nouveau Paris, I, p. 199—200.

Ja die National-Versammlung kann jetzt nur eine Demüthigung nach der andern hinunterschlucken. Sie wäthte, durch den Fall des Königs selber zu steigen, während sie mit ihm fiel. Sie wird jetzt die Magd der revolutionären Gemeindebehörde von Paris, während sie die alleinige Herrin zu werden glaubte.

Nach brennt das Schloß — da begehrt eine Deputation der Gemeindebehörde Zutritt. Kann die Versammlung sie mit Recht empfangen? Keineswegs. Sie thut es aber doch.

Huguenin, mit der Sturmglocke im Herzen, tritt vor die Schranken.¹⁾ Die neuen Beamten des Volkes stellen sich auch vor. „Die Umstände sind schuld, daß wir gewählt worden. Unsere Vaterlandsliebe wird zeigen, daß wir der Wahl würdig waren. Gesetzgeber, wir kommen hieher im Namen des Volkes, um mit euch die Maßregeln zur Rettung desselben zu vereinbaren. Bétion, Manuel, Danton sind immer noch unsere Collegen und Sauterre steht an der Spitze der bewaffneten Macht. Das Volk, welches uns hieher zu euch sandte, hat uns beauftragt, euch zu erklären, daß es euch von neuem mit seinem Vertrauen bekleidet. — Aber es hat uns auch zu gleicher Zeit beauftragt, euch zu erklären, daß es als Richter über die außerordentlichen Maßregeln, zu welchen es die Nothwendigkeit und der Widerstand gegen Unterdrückung getrieben hat, nur das in den Urversammlungen vereinte französische Volk anerkennt, welches euer und unser Souverän ist.“

Also wagt ein heruntergekommener,²⁾ von seiner Familie verachteter Anführer zum Senate der Nation zu reden. Wird dieser ihm nicht Schweigen gebieten, seiner Würde eingedenk und daß er selber mit dem Vertrauen der Nation bekleidet ist? O nein! ganz anders lautet die Antwort des Präsidenten Guadet:

„Meine Herren! Die Volksvertreter werden, treu ihrer Pflicht bis zum Tode, die Freiheit und Gleichheit aufrecht erhalten. Ihr wollt euch selber dahin begeben, wo die Gefahr am größten ist. Diese Gefühle machen euch Ehre. Die Versammlung spendet eurem Eifer Beifall. Sie sieht in euch nur gute Bürger, die den Frieden, die Ruhe und die Ordnung herstellen wollen. Die Versammlung ladet euch ein, auf euren Posten zurückzukehren, denn ihr würdet es vielleicht für eine Beschimpfung halten, wenn man euch zur Ehre der Sitzung einladen würde.“ — Das ist ein vollkommen würdeloses Benehmen.

Ein anderer Redner der Deputation, Bourdon, erklärt hierauf der Versammlung: „Das Volk von Paris fürchtet die Verleumdung — es wird euch deshalb morgen die Actenstücke über diesen merkwürdigen Tag vorlegen, damit ihr dieselben zur Kenntniß der 44.000 Municipalitäten bringt.“ Die Versammlung spendet Beifall, nimmt also die Mitschuld dessen, was geschehen ist, auf sich. Guadet bittet nun: „Ihr sprachtet uns von Bétion, aber Bétion ist noch immer in seinem Hause verhaftet. Er kann nicht sprechen zum

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. II, p. 387. — Die Hist. parlam. XVII, ist hier sehr mangelhaft.

²⁾ Dictionnaire biogr. des hommes marqués, Londres 1800.

Volke, ihr wißt, wie sehr er es wünscht. Wir ersuchen euch, die Last aufzuheben, welche ihn hindert, zu seinen Mitbürgern zu sprechen.“¹⁾

Die Versammlung, die auf der Höhe der Souveränität stehen sollte, verlegt sich also auf Bitten an die Gemeinde von Paris. Diese beschließt. Auf Bazires Antrag beschließt die Versammlung sogar, die gegenwärtige Einrichtung der Municipalität von Paris zu bestätigen. Eben noch hat sie geschworen, die Verfassung bis zum letzten Lebenshauch zu vertheidigen, jetzt wird ein neuer Eid von Bazire beantragt, in welchem kein Wort von der Verfassung steht, noch weniger von Gott: „Im Namen der Nation schwöre ich, die Freiheit und Gleichheit aufrechtzuerhalten oder auf meinem Posten zu sterben.“²⁾ Jeder Abgeordnete wird bei seinem Namen aufgerufen, diesen Eid abzulegen, und wieder geht mit Schwören von Eiden, die zuletzt doch nicht gehalten werden, eine kostbare Zeit verloren.

Dazwischen werden Beutestücke aus den Tuileries gebracht, Kleinodien, Briefpakete, und werden Deputationen angehört, welche sogar drohend die Absetzung des Königs verlangen. „Das Volk harret schon lange darauf,“ sagt eine Deputation, „und ihr habt sie noch nicht verkündet. So höret denn, das Schloß brennt und wir werden nicht löschten, bis die Rache des Volkes befriedigt ist. Zum letztenmale fordern wir sie im Namen des Volkes als eine gerechte Sache.“ Der Präsident verspricht, die Versammlung werde die großen Maßregeln ergreifen, welche die Noth erfordere, gewährt den Bittstellern die Ehre der Sitzung und ladet sie ein, ihre Mitbürger zu beruhigen.

Da tritt Guadet den Vorsitz an Gensonné ab und Bergniaud betritt den Rednerstuhl.³⁾

Bergniaud beantragt im Namen des Ausschusses eine strenge Maßregel, die aber das Wohl des Vaterlandes auf der Stelle erheische, denn die Gefahren desselben hätten den Gipfel erreicht; es sei die heiligste der Pflichten für den gesetzgebenden Körper, alle Mittel zur Rettung anzuwenden; es sei unmöglich, wirksamere zu finden, solange man nicht die Quelle der Übel verstopfe. „In Anbetracht, daß alle Leiden namentlich vom Mißtrauen in das Benehmen des Königs herrührten, bei einem Kriege, der in seinem Namen gegen die Verfassung und die Unabhängigkeit des Reiches unternommen ist, und daß dieses Mißtrauen in verschiedenen Theilen des Reiches den Wunsch hervorrief, Ludwig XVI. die anvertraute Gewalt wieder zu entziehen, beschließt die Versammlung: 1. Das französische Volk wird eingeladen, einen National-Convent zu bilden; 2. das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt ist vorläufig seines Amtes enthoben, bis der National-Convent sich über die

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 15. — Mortimer-Ternaux, l. c. II, p. 339.

²⁾ „Au nom de la nation je jure de maintenir la liberté et l'égalité ou de mourir à mon poste.“ Hist. parlam., XVII, p. 15.

³⁾ Ibid. XVII, p. 18.

zweckdienlichen Maßregeln ausgesprochen haben wird, um die Oberhoheit des Volkes und die Herrschaft der Freiheit und Gleichheit sicherzustellen; 3. der außerordentliche Ausschuss wird im Laufe des Tages den Plan zur Einrichtung eines neuen Ministeriums vorlegen; 4. indes führen die jetzigen Minister ihr Amt fort; 5. dergleichen wird der außerordentliche Ausschuss noch im Laufe des Tages die Ernennung eines Erziehers des Kronprinzen vorschlagen; 6. die Civilliste wird nicht mehr bezahlt, bis der Convent darüber entschieden hat; 7. über den Unterhalt des Königs während der Enthebung wird der Ausschuss binnen vierundzwanzig Stunden einen Entwurf vorlegen; 8. die Register der Civilliste werden auf dem Bureau der Versammlung vorgelegt; 9. der König und seine Familie bleiben im Bereiche des gesetzgebenden Körpers, bis die Ruhe in Paris wieder hergestellt ist; 10. das Departement wird für eine Wohnung des Königs im Palais Luxemburg sorgen, wo er und die Seinen unter dem Schutze der Bürger und des Gesetzes stehen; 11. jeder öffentliche Beamte, jeder Soldat vom Gemeinen bis zum General, welcher in diesen Tagen der Wirren seinen Posten verläßt, wird für ehrlos und als Verräther des Vaterlandes erklärt; 12. der gegenwärtige Beschluß wird von der Municipalität und dem Departement von Paris sogleich verkündet; Couriere bringen ihn an die 83 Departements, welche ihn binnen vierundzwanzig Stunden in den Gemeinden feierlich zu verkünden haben.“ — Das waren lauter scharfe Nythiebe, die einen Ast nach dem andern und zuletzt auch den Stamm der Monarchie niederhieben. Die Anträge wurden angenommen.¹⁾ —

Ein neues Ministerium. Vernichtung der Schweizer.

Der König war besiegt, mit ihm das Ministerium abgesetzt; wer sollte regieren? Die Girondisten streckten sogleich die Hände nach der Gewalt aus und wußten im Augenblicke der Überraschung mehrere Ministerien an sich zu reißen.

Jetzt galt es, schnell auf die Ministerstühle zu gelangen.

Guadet²⁾ stellte im Namen des außerordentlichen Ausschusses den Antrag: die Minister werden vorläufig von der National-Versammlung durch Abstimmung ernannt und zwar in folgender Ordnung: zuerst der Minister des Innern, dann der des Krieges, dann der der Finanzen, dann der der Marine, dann der des Außern. Wer zuerst ernannt ist, unterschreibt für die anderen Minister, bis ihre Stellen besetzt sind. Jedes Mitglied nennt laut einen Mann für ein Amt. Wer am meisten Stimmen bekommt, ist Minister. Bei gleicher Zahl der Stimmen entscheidet die Kammer durch Aufstehen oder Sitzenbleiben. In gleicher Weise wird der Secretär des Ministerrathes und der Erzieher des Dauphins gewählt.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 17—20.

²⁾ Ibid. XVII, p. 24.

Brissot betont, daß die bisherigen Minister nicht im Amte bleiben können, weil sie das Vertrauen der Nation nicht mehr besitzen, man müsse sie daher sogleich entheben und ihre Papiere versiegeln. — Fénard hebt hervor: „Da drei von den ehemaligen Ministern das Bedauern der Nation mit sich hinweggenommen haben, sind wir der öffentlichen Meinung schuldig, sie sogleich wieder einzusetzen, und da ich nicht glaube, daß sich in der Versammlung irgend ein Widerstand zeigen könne, so verlange ich, daß man über die Zurückberufung der drei Minister durch Aufstehen oder Sitzbleiben entscheide.“

Roland. Sofort wurden einstimmig Roland, Clavière und Servan wieder ge-
Clavière. wählt.¹⁾ Dann giengs an die Wahl des Justizministers und merkwürdiger-
Servan. weise fielen von 284 Stimmen 222 auf Danton. Danton Justizminister!
Danton. Wir stammn, und es gab damals Leute in Paris, die den Muth hatten, zu stammn. „Wie bist denn du ins Ministerium gekommen?“ fragte ihn einer, der ihn gut kannte. — „Auf der ersten Kanonenkugel, die in die Tuilerien flog“, antwortete der neue Minister. Die Wahl dieses Mannes war ein Zeichen der Charakterschwäche der Girondisten.

Die Roland bemerkt,²⁾ es sei schade, daß das Ministerium durch einen
über Mann verderbt sei, der in so schlechtem Rufe stehe. Ihre Freunde gaben ihr aber
Danton. zur Antwort: „Was wollen Sie? Er ist in der Revolution nützlich gewesen und das Volk liebt ihn: man hat nicht nöthig, Unzufriedene zu machen; man muß ihn so, wie er ist, benützen.“ — „Dies war sehr gut gesagt, aber es ist leichter, einem Manne Mittel des Einflusses nicht zu bewilligen, als ihn am Mißbrauche derselben zu verhindern. Damit begannen die Fehler der Patrioten. Nachdem der Hof zu Boden geschlagen war, mußte man einen vortrefflichen Ministerrath bilden, dessen sämtliche Mitglieder sich sowohl durch untadelhaftes Benehmen, als durch hohe Geistesbildung auszeichneten und den Gang der Regierung zu einem ehrfurchtgebietenden machten, den auswärtigen Mächten Hochachtung einflößten. — Dadurch, daß man Danton eine Stelle darin anwies, impfte man der Regierung jene Leute ein, die ich oben gezeichnet habe, die sie quälten und belästigten, wenn sie nicht von ihr verwendet werden, aber sobald sie an ihrer Wirksamkeit theilhaben, sie verschlechtern und herabwürdigen. Aber wer hätte solche Betrachtungen anstellen sollen? wer hätte es gewagt, sie mitzutheilen und offen zu unterstützen? Die Versammlung oder die Commission der Einundzwanzig war es, welche über die Wahlen bestimmte; es befanden sich viele verdienstvolle Männer unter ihr, aber es fehlte an einem Führer, an einer jener Mirabeau-Naturen, welche im Stande sind, dem großen Haufen zu gebieten, die Wünsche der Einsichtsvollen zu vereinigen und sie mit dem Übergewichte des Genies, das sich bei jeder seiner Kundgebungen Gehorsam zu verschaffen weiß, zur Geltung zu bringen.“

Be- Für die Geschäftsordnung wurde der Antrag Jean Débrys ange-
schlüsse. nommen: „Die schon gefassten Beschlüsse der Versammlung, welche vom König noch nicht genehmigt sind, haben jetzt an und für sich Gesetzeskraft. Der Justizminister setzt bloß sein Siegel darauf, desgleichen unterzeichnen die Minister die Aufrufe an das Volk.“ Die Wogen der Volksbewegung giengen

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 25.

²⁾ Roland, Mémoires, II, p. 2.

so hoch, daß man Berguian's Mahnung muthig fand, das Volk möge in Ruhe die Maßregeln abwarten, welche die Versammlung anordnen werde. Diese thue alles, um die Nation zu retten, und sei bereit, für das Volk und seine Freiheit zu sterben. Anträge, gegen welche die Versammlung bisher sich gesträubt hatte, wurden jetzt in Eile zum Beschlusse erhoben:¹⁾ Ein Lager unter den Mauern von Paris, besetzt von Freiwilligen der Hauptstadt und anderen Bürgern, welche dahin kommen wollen. Die Kanoniere von Paris können Bettungen für ihre Kanonen auf den Höhen des Montmartre anlegen. Die Sitzungen der National-Versammlung sollen fortan permanent sein. Bevollmächtigte sollen alsbald zur Armee abgehen, um sie über die Vorgänge zu unterrichten. Nicht minder wichtig war ein anderer Beschluß, zu welchem Jean Débry den Antrag stellte,²⁾ daß für alle Zukunft und zugleich jetzt für die Wahl in den Convent jeder Bürger mit fünf und zwanzig Jahren, der von der Arbeit seiner Hände lebe, ohne Unterschied, in den Urversammlungen mitstimmen dürfe.

Daneben dauerte das Morden in der Stadt fort. Der Tiger hatte Blut geleckt. Zu den berühmten Opfern dieses Tages gehören Carl's und Clermont-Tonnerre. — Carl's war Commandant des Bataillons der Gendarmerie von Paris und hatte am 10. August großen Eifer für die Sache des Königs gezeigt, blieb auch in der Versammlung in der Nähe der Loge, wo die königliche Familie saß, über ihre Sicherheit wachend. Da ward er plötzlich unter erlogenem Grunde hinausgerufen, dort vom Pöbel ergriffen, auf den Platz Vendôme geschleppt und ermordet. Schon eine halbe Stunde nachher erfuhr die Königin das schreckliche Loz ihres treuen Anhängers. — Clermont-Tonnerre war eine berühmte Persönlichkeit von 1789 und ein feuriger Anhänger der englischen Verfassung, eifrig für Trennung der drei Gewalten. Jetzt gieng das Gerüde, in seinem Hause seien Waffen verborgen, und der Pöbel, der sich vor demselben ansammelte, führte ihn vor die Vorstände der Section. Eine Untersuchung seines Hauses wies seine Unschuld nach und derselbe Pöbel geleitete ihn im Triumph zurück. Aber seine Feinde wußten ihn doch zu erreichen — ein entlassener Diener weiß die Menge umzustimmen. Clermont-Tonnerre steigt auf einen Eckstein und vertheidigt sich ruhig und klar — bis ein Schuß, der ihn ins Gesicht trifft, seine Stimme erstickt. Er eilt blutend in das nächste Haus, die Mörder ihm nach, auf der vierten Stiege erreichen sie ihn und schleifen ihn auf die Straße. Seine junge Gattin erhielt nur seine zerhackte Leiche.

Unbarmherzig ist das Mordgesindel gegen die Schweizer. Dreißig Schweizer haben, verfolgt, im Marine-Ministerium eine Zuflucht gesucht. Man fordert sie auf, sich zu ergeben — ein Page der Königin warnt sie vergebens, zu trauen. Sie öffnen das Thor, treten vor die Menge und legen die Gewehre auf einen Haufen. „Feiglinge!“ schreit sie da ein Föderierter an, „ihr ergebt euch nur aus Furcht, für euch gibt es keine Gnade“ — und stößt bei diesen Worten seine Pike einem

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 22—23.

²⁾ „Qu'à l'avenir et pour la prochaine convention tout citoyen, étant agé de vingt-cinq ans et vivant du produit de son travail, sera admis à voter, sans aucune distinction, dans les assemblées primaires.“ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 24.

Wahlrecht erweitert.

Carl's.

Clermont-Tonnerre.

Die Schweizer.

Schweizer in die Brust und schießt dann auf einen andern sein Pistol ab. Empört über diese Treulosigkeit ergreifen die Schweizer schnell wieder ihre Flinten, geben eine wirkungsvolle Salve und wehren sich mit dem Muth der Verzweiflung — aber ein Kartätschenschuß schmettert dreiundzwanzig von ihnen zu Boden. Unter Begünstigung des Pulverdampfes ziehen sich die vier letzten mit dem Pagen in das Palais zurück, werfen das Thor zu und finden ein Versteck; der Thürhüter verschafft ihnen in der Nacht Nahrung und andere Kleider und sie entkommen in Dunkel.

Achtzig Schweizer, welche auf verschiedenen Posten stehend den Befehl zum Rückzug nicht vernommen hatten, hielten den Kanonenschuß unter dem Eingange für das Zeichen, sich dort zu sammeln. Sie trafen sich auf der großen Stiege und wehrten sich gegen die andrängende Menge verzweifelt, hielten zwanzig Minuten lang den Ansturm aus und fielen alle auf ihrem Posten, keiner versuchte zu fliehen. Hubert Diesbach kam mit sieben Mann zu den gefallenen Brüdern und rief: „Es verlohnt sich nicht der Mühe, so tapfere Männer zu überleben!“ hob das Gewehr eines Gefallenen auf, stürzte sich mit dem Bajonnette unter die Menge und suchte und fand den Tod. Von seinen Begleitern kam nur einer mit dem Leben davon. Ein Fähndrich fiel, zum Tode verwundet, in die Arme seines Corporals, der ihn vergebens zu retten suchte. „Laß mich sterben, rette nur die Fahne.“ — Dieser hüllte sich in die Fahne, die man ihm erst nach dem Tode entreißen konnte.

Die Schweizer, welche entwaffnet in der Kirche der Feuillans waren, sollten, so lautete ein Befehl, in das Stadthaus kommen. Unterwegs wurden die Wehrlosen jedoch vom Gesindel erbarmungslos niedergemetzelt. Ähnlich erging es einer andern Abtheilung, die zur Section du Moule geleitet werden sollte: das Gesindel metzelte die Wehrlosen auf der Straße nieder. Wehrlose wie Verwundete stehen sonst bei Menschen, die auf Ehre halten, unter dem Schutze des Erbarmens. Doch die Marsailler drangen auch in das große Spital Hôtel-Dieu, wo der Oberchirurg die Verwundeten pflegte und, um sie zu retten, in die Betten der Kranken legen ließ. „Wo sind die Schweizer?“ fragten die Mörder. „Ich habe sie alle zum Fenster hinauswerfen lassen“, entgegnete Desault, „und werde es allen, die noch kommen, gerade so machen.“ Kein Untergebener widersprach dieser Nothlüge; die Marsailler glaubten und zogen ab. Diese Schweizer wurden gerettet. Andere, die geheilt wurden und sich gerettet wählten, wurden nachträglich in den Septembertagen in den Gefängnissen vom Volke ermordet.¹⁾ Der Oberst Bachmann endete 3. September auf der Guillotine mit der Ruhe eines Helden. „Mein Tod wird gerächt werden,“ war sein letztes Wort. „Er war die Seele des Regiments, unter den Tapfersten hervorragend durch seine Kaltblütigkeit in der Gefahr; er war gutmüthig ohne Schwäche, treu und einfach, wie ein Ritter der guten alten Zeit, sehr unterrichtet in der Kriegswissenschaft, ein wahrer Freund seines Landes, streng in seinen Grundsätzen, ein frommer Christ, ein Vater seiner Soldaten, gut mit ihnen, ohne je seinem Ansehen etwas zu vergeben.“²⁾

So endete dieses schöne Regiment, ein Opfer seiner Treue und der Disciplin. Die Revolution hatte alles gethan, die letztere zu lockern, aber vergebens. Versprechungen, Drohungen, Verführung — nichts schlug an. Die

¹⁾ Wallon, Histoire du Tribunal révolutionnaire, I, p. 23.

²⁾ Récit de Pfyffer, p. 372.

Soldaten verlangten selber die Aufrechthaltung der alten Geseze, als die National-Versammlung diese für abgeschafft erklärte. Das ganze Corps war wie eine Familie, Officiere wie Gemeine wahrten die Ehre des Regiments. Lieber fallen, als den Eid brechen! Sie waren gefürchtet, auch wo ihrer nur wenige waren. Man hat sie darum mit den Spartanern, und den 10. August mit dem Kampf an den Thermopylen verglichen.¹⁾ „Die Spartaner,“ heißt es, „kämpften für Weib und Kinder, für Ruhm, Vaterland, für die Altäre der Götter; die Schweizer kämpften im Gefühle ihrer Pflicht, treu ihrem Eid, zur Ehre der Heimath. Die Schweizer wie die Spartaner wußten, daß sie in den unvermeidlichen Tod gehen, sie nahmen ihn kaltblütig hin, ohne lange zu berathen oder sich zu beklagen. Aber die Spartaner hatten ihren König an der Spitze, und dieser König hatte nicht seine eigenen Unterthanen zu Feinden.“ — „Warum,“ fragt Pfyffer, „warum ist die wunderbare Aufopferung vom 10. August nicht mit Erfolg belohnt worden? Gott weiß es, aber man soll nicht gegen die Vorsehung murren; man kann nur seufzen über die Folgen, welche dieses Unglück für die Schweiz und Europa nach sich zog.“ — Schreiben wir aber nicht der Vorsehung zu, wovon allein die Menschen die Schuld tragen! Sagen wir vielmehr: dieses Blut wurde elend vergeudet, der König wußte die Helden nicht zu benutzen, wie er Boniville nicht zu benutzen verstand. Wäre die Königin an seiner Stelle gewesen, wie anders würde die Geschichte dieses Tages lauten!

So endete das schöne Regiment der Schweizer Garden,²⁾ 26 Officiere und 760 Gemeine, ein Opfer ihrer Pflicht und Treue — ihre Leichen wurden noch beschimpft. Die dreihundert Spartaner erhielten ihr Denkmal bei Thermopyla und in Sparta blieben die Namen der Helden in aller Gedächtnis. Allerdings fielen sie für eine siegende Sache und das zu Macht und Herrlichkeit aufsteigende Hellas legte gerne den schönsten Kranz auf ihr Grab. Diese Schweizer aber starben für eine untergehende Sache und nur ihre Verwandten regten sich für ihre Ehre.

¹⁾ Récit de Pfyffer, p. 252—253.

²⁾ Die Inschrift des bei Luzern ihnen zu Ehren gesetzten Denkmals lautet:

Helvetiorum fidei ac virtuti.

Die X Augusti, II et III Septembris MDCCXCII.

Hæc sunt nomina eorum, qui, ne sacramenti fidem fallerent, fortissime pugnantes ceciderunt. solerti amicorum cura cladi super-

Duces XXVI.

Maillardoz, Bachmann, Reding, Erlach, Salis-Zizers, H. Diesbach, Gottrau, L. Zimmermann, Wild, Castelberg, Gros, P. Glutz, S. Maillardoz, Ernest, Forestier, Diesbach-Steinbrugg, Waltner, I. Maillardoz, Mueller, Montmolin, Castella-Orgemont, Caprez, Allemann, Chollet, Boecking, Richter.

Milites circiter DCCLX.

Hujus rei gestæ cives aere collato perenne monumentum posuere.

Studio Caroli Pfyffer.

Arte Alberti Thorwaldsen

Opera Lucas Ahorn.

Duces XVI.

H. Salis-Zizers, Durler, Pfyffer-Altishofen, E. Zimmermann, Repond, I. Zimmermann, Luze, A. Zimmermann, Glutz, Gibelin, I. Maillardoz, Ville, Constant, Rebecque, Lacorbriere, Forestier, Loretan.

Milites circiter CCCL.

Durch die ganze Schweiz gieng ein Hall der Klage und des Jornes. Erst 1817 beschloß der Bundestag, die Namen derer, welche im Kampfe gefallen waren, zu ewigem Andenken aufzubewahren und die noch lebenden Vertheidiger des Schlosses mit einer Denkmünze zu ehren, welche die Namen „Treue und Ehre“ trage. Oberst Pfyster hatte zu einem Denkmal angeregt, groß und einfach, aber würdig der edlen Todten. Thorwaldsen machte den Entwurf, der Bildhauer Horn von Constanz führte ihn aus. Die Bethheiligung war lebhaft, aus allen Hauptstädten Europas sandten Schweizer Beiträge. So entstand das schöne Denkmal bei Luzern: der zum Tode verwundete Löwe, das Sinnbild der furchtlosen Stärke. Der Wogenschlag des nahen Sees, des Königs der Seen, scheint ihn in Schlaf zu lullen, die Berge Hochwacht zu halten. In der nahen Kapelle findet — eine Stiftung der Tochter Ludwigs XVI. — jedes Jahr ein Todtenamt statt. —

Der Lohn der Sieger.

Während die braven Schweizer wie ein Frass den Hundten vorgeworfen werden, erhalten oder nehmen sich die Sieger ihren Lohn.

Die Föderierten. Choudieu stellt in der Versammlung den Antrag: „Ich verlange, daß die Föderierten, welche aus ihren Departements herbeigeeilt sind, um uns zu vertheidigen, und die uns heute so gut geschützt haben, Ersatz ihrer Reisekosten und ihren Sold ausbezahlt erhalten vom Tage ihrer Ankunft in Paris an.“ Es wird bewilligt.

Bétion. Bétion wird endlich frei und kommt vor die Versammlung und verspricht ihr, im Namen der neuen Gemeindebehörde, unbedingten Gehorsam, den diese jedoch keineswegs zu leisten, vielmehr zu verweigern gesonnen ist, und erhält für Gemeindeauslagen einen Betrag von 850.000 Francs monatlich — niemand weiß, was aus diesem Geld geworden ist — er brauchte keine Rechnung dafür abzulegen.¹⁾

Bétion bekam Geld, verlor aber die Gewalt. Danton griff zur Gewalt — und bekam dadurch Geld.

Danton herrscht. Danton beherrschte bald das gesammte Ministerium. Man muß darüber den Minister Roland selber anhören, welcher vom verzweiflungsvollen moralischen Zustand des Staatsrathes spricht, „der unter der Zuchtruthe der Schreier zitterte, niemals aber den Gesetzen der Gerechtigkeit und der Vernunft gemäß seine Ansichten äußerte und stimmte.“²⁾

„Der verwegene Danton hatte das Steuerruder dieses Schiffes in Händen gehalten: er hatte es in das stürmische Meer der schrecklichsten Leidenschaft gestürzt, er beherrschte es noch durch seine Stentorstimme, seine rauhen athletischen Formen und seine schrecklichen Drohungen; er saß den Ministern fortwährend im Nacken und zwang sie, seine Schützlinge, die er vorschob, anzustellen. Dies war

¹⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, 1792–1794. III, p. 11.

²⁾ Mitgetheilt in Mémoires de Mme. Roland, II, p. 23–24. Der Aussatz Rolands fand sich in den Händen eines seiner Freunde.

das Ergebnis und gleichsam eine nothwendige Folge des furchtbaren Übergewichtes, das er sich über die beschränkten Köpfe und die schwachen Gemüther seiner egherzigen Amtsgenossen erworben hatte. Die Ministeritzungen zu seiner Zeit boten niemals einen Plan oder eine fortlaufende Behandlung dar; es waren nichts als vom Baune gerissene Vorschläge, vorgetragen unter Geschrei, Flüchen und dem Ab- und Zugehen der Mitglieder selbst, sowie fremder Personen, die sich aufgestellt hatten, um ihre Wünsche zu äußern, und die endlich diese Freiheit auf gleiche Weise benützten, wie schließlich die Gallerien im Convent selbst thaten. Danton machte Vorschläge, faßte Beschlüsse, fertigigte Proclamationen, Patente; er ernannte die Commissäre und gab ihnen ihre Verhaltungsmaßregeln; er setzte ihre Ausgaben fest und lieferte ihnen Gelder. Auf diese Art oder unter diesem Vorwande hat Danton in seinem kurzen Ministerium über mehrere Millionen verfügt, über deren Verwendung ich, ein Mitglied des Ministeriums, weder die Einzelheiten, noch die Beweggründe erfahren habe. Auf diese Art beherrschte oder vielmehr meisterte er den Vollziehungsrath, sogar das Departement jedes einzelnen Ministers; nur dem des Innern konnte er niemals zu nahe kommen, daher seine Erbitterung.“ Wie hatte die Gironde nicht immer den König angeklagt, daß er keinen Secretär für den Ministerrath ernennen wolle, und daß die Verhandlungen nicht systematisch genug geführt würden,¹⁾ — und wie würdelos war jetzt die Geschäftsgelbarung! Sie konnten also tadeln, aber selber nichts besser machen.

Allerdings wurde ein Protokollführer ernannt: der Redacteur der „Dorfzeitung“²⁾ Grouvelle, „ein mittelmäßiger, frostiger, eiskler Mensch, ein Meister nur in nichtsagenden Redensarten“,³⁾ der sich aber immer in die Verhandlungen einmischte, statt die Anträge, welche die Einzelnen vorbrachten, niederzuschreiben, und höchstens die abgefaßten Beschlüsse heimtrug. Wenn Roland sich beschwerte über seine Einmischung, rief er: „Bin ich denn eine bloße Schreibmaschine?“ Der Gehalt von 20.000 Francs genügte ihm nicht, er sprach noch Wohnung im Louvre an.

So war die Ordnung im Ministerium. Danton herrschte darin. Die Girondisten waren nicht stark genug, ihn niederzuhalten; der Mann war sich seiner Kraft wohl bewußt; schon im December 1791 hatte er, gelegentlich seiner Einführung in das Amt des Stellvertreters des Procurators der Commune, erklärt: „Die Natur hat mir athletische Formen und die rauhe Physiognomie der Freiheit verliehen; ich habe mir meine bürgerliche Existenz selber geschaffen und im Ringen danach meine angeborne Kraft erhalten und jeden Augenblick bewiesen, daß ich den kalten Traum der Freiheit mit dem Feuer der Seele und der Festigkeit des Charakters zu verbinden weiß.“ — Diese Festigkeit war eigentlich nur Wildheit, Genußsucht, Leichtfertigkeit. Der Mann ließ sich große Summen vom König bezahlen, damit er für ihn spreche, und ließ dafür den Befehlshaber der Tuilerien, Mandat, ermorden, ordnete den Sturm auf's Schloss an, eilte dann nach Haus und schloß ganz ruhig, bis ihn die Mörder abholten, um von neuem zum Kampfe gegen das Schloß anzufeuern. Thierische Leidenschaften spiegelten sich in seinem Wesen. Die Roland, deren Vertrauen er jetzt als Minister zu gewinnen suchte, erzählt,⁴⁾ wie sie sein abstoßendes, Schrecken erregendes Gesicht nicht mit dem Gedanken, er sei ein rechtschaffener Mann, vereinigen konnte.

¹⁾ Vgl. Band XV dieses Werkes, S. 506 f.

²⁾ „Feuille villageoise.“

³⁾ Roland, Mémoires, II, p. 5–6.

⁴⁾ Ibid. II, p. 16–17.

„Ich habe nie etwas gesehen, was das Ungestüm der brutalen Leidenschaft und die erstaunlichste Reife, halb verschleiert durch einen Anstrich von großer Lustigkeit, eine erkünstelte Offenheit und eine Art von Treuherzigkeit so vollkommen kennzeichnete. — Meine ziemlich lebhaftige Einbildungskraft stellt sich alle Personen, die mir gefallen, in der Wirklichkeit begriffen vor, die ich ihrem Charakter angemessen glaube; ich kann eine, nur ein wenig über das Gewöhnliche sich erhebende Physiognomie nicht eine halbe Stunde lang ansehen, ohne sie mit dem Costüm irgend eines Geschäftes zu bekleiden, oder ihr eine Rolle zuzutheilen, auf deren Idee sie mich bringt, oder woran sie mich erinnert. Diese Einbildungskraft hat mir oft Danton mit einem Dolche in der Hand vorgeführt, wie er mit Stimme und Geberde einen Haufen Mörder aufstachelte, welche furchtbarer oder weniger grausam waren als er; oder auch wie er, wohl zufrieden mit seinen Verbrehen, mit charakteristischer Cardanapalsgeberde seine Gewohnheiten und Neigungen zu erkennen gab. Wahrhaftig, ich frage jeden berühmten Maler auf sein Gewissen, ob er nicht in Dantons Person alle nur zu erwünschenden Stoffe für dieses Bild findet.“¹⁾

Danton
trüg.

In seinem eigenen Ministerium hat Danton nichts gethan. Den Kummer, ob er seinen Amtspflichten nachkomme, kannte er nicht. Die Arbeit liebte er überhaupt nicht, „die Schreiber in seinem Ministerium trieben das Rad, einem von ihnen vertraute er den Griff an, und die Hantierung gieng von statten, wie sie nun auch ausfallen mochte“ — der Minister kümmerte sich nicht darum. „Seine ganze Zeit,“ sagt die Roland, „seine ganze Aufmerksamkeit waren den Berechnungen, den Intriguen gewidmet, die seinen auf Vergrößerung von Macht und Vermögen ausgehenden Absichten dienten. Er hielt sich beständig auf dem Bureau des Krieges auf, und sorgte dafür, daß Leute seiner Sippschaft bei den Heeren angestellt wurden; er fand Mittel, sich bei Lieferungen und Einkäufen zu betheiligen; er verläumtete nichts, um seine Leute vorwärts zu bringen, die Hefe einer verdorbenen Nation, deren Schaum sie bei den politischen Umstürzen werden, und über die sie einige Augenblicke lang herrschen konnten; er vergrößerte dadurch seinen Einfluß und bildete sich eine Partei, die bald mächtig wurde; denn sie herrscht noch bis auf den heutigen Tag.“²⁾

Monge.

Wie die andern Minister Angst vor ihm hatten, sieht man aus der Äußerung Monges, welchen Roland tabelte, daß er einen Entwurf Dantons unterschrieben. „Danton will es haben“, antwortete dieser vor Schreck ganz leise. „Wenn ich mich weigere, so wird er mich bei der Gemeinde, wie den Cordeliers verklagen und an den Galgen bringen.“ Monge war der Minister der Marine; Condorcet hatte ihn vorgeschlagen, weil er ihn in der Akademie der Wissenschaften geometrische Probleme hatte lösen sehen. Die Roland ist ihm nicht günstig, sie nennt ihn „einen wunderlichen Kauz“, findet ihn beschränkt, aber man sei eben um ehrliche und fähige Leute in Verlegenheit gewesen. „Der traurige Zustand der französischen Marine beweise seine Unfähigkeit und gänzliche Untauglichkeit.“ Unleugbar hat Caspar Monge Verdienste in der Physik und Mathematik; er ist der Schöpfer der beschreibenden Geometrie; die Mechanik verdankt ihm manche nützliche Erfindung. Er ist der Stifter der Polytechnischen Schule in Paris; ihr Lehrplan ist sein Werk.

Caspar Monge³⁾ war der tüchtigste Mann im Ministerium, in welchem

1) Roland, Mémoires, II, p. 18—19.

2) Ibid. II, 3—4, 6—8, 21—30.

3) Vergl. Arago's Sämmtliche Werke, II, S. 346 ff.

er aber nicht blieb; wahrscheinlich war ihm die Gewalthaberei Dantons und die Schwäche der anderen Minister zuwider. Trotzdem sein glänzendes Talent sich schon frühe kundgab, so ist er unter der alten Ordnung doch nur mühsam emporgelommen. Er ist ein Burgunder, geboren 10. Mai 1746 zu Beaune, sein Vater war ein wandernder Scherenschleifer, der aber so viel ersparte, daß er seine drei Söhne studieren lassen konnte. Caspar kam in das Gymnasium zu den Oratoristen in seiner Vaterstadt und zeichnete sich durch Fleiß und Fortschritte derart aus, daß sie ihn ihren puer aureus oder Goldjungen nannten. Die guten Monatszeugnisse, die ihm seine Lehrer ertheilten, hob er sein ganzes Leben auf als Andenken an seine glücklichste Zeit und an seinen Vater, dem er damit Freude gemacht hatte. Im vierzehnten Jahre fertigte er mit seiner Ausdauer und seinen Fingern, „welche mit geometrischer Genauigkeit seine Gedanken übersetzten“, eine Feuerspritze, über welche Kenner ihr Erstaunen ausdrückten. Mit sechzehn Jahren fertigte er schon eigenthümliche Instrumente zum Behufe der Winkelmessung, um die graphische Ausföhrung eines Nisses zu bewerkstelligen. Im gleichen Jahre wurde er Professor der Physik im Kloster zu Lyon.¹⁾ — Auch Caspar Monge wollte in diesen Orden eintreten, sein Vater verwehrte es ihm, seine Studien seien für diesen Stand nicht vollständig genug, und that ihn auf den Rath eines höheren Officiers in die Ingenieurschule zu Mezières. Hier kam er in die Gipschule, da er nicht von Adel war, das heißt unter die Praktiker, „die nur die Aussicht hatten, in subalternen Stellung den Bau einer Bastion, eines Halbmondes oder eines Stadthores bei einer Festung zu beaufsichtigen“. Die Methode des eigentlichen Baues von Festungen, in denen Bauban sich so sehr ausgezeichnet hatte, war ein nur für Adelige vorbehaltenes Geheimnis, damals aber den meisten der Privilegierten unklar. Doch Monges Genius übersprang rasch den Schranken; er erfand eine neue, bessere Methode des Defilirens, das heißt, des Anlegens eines Festungswerkes derart, daß es in keinem seiner Theile einer directen Bestreichung seitens der Artillerie der Belagerer ausgesetzt war, und erhielt die Stelle des mathematischen Repetenten, hatte also den Genieofficieren Unterricht zu ertheilen. Bald war er eine Größe in der descriptiven Geometrie und brachte Ordnung und Klarheit in das Chaos unverständener Regeln und machte durch wenige Sätze das Schwere so leicht verständlich, so daß Lagrange nach einer Vorlesung sagte: „Ehe ich Monge gehört hatte, wußte ich nicht, daß ich die descriptive Geometrie wußte.“ Monges Vorgesetzte verboten ihm, mündlich oder schriftlich, seine Entdeckung bekannt zu machen, denn man dürfe dem Auslande keinen Vor Schub bei Erlangung von Kenntnissen in der militärischen Baukunst leisten, der öffentliche Vortrag seiner Wissenschaft ward ihm erst 1794 an der Normalschule zu Paris gestattet.²⁾

Beifung

Monge behandelte nun dieselbe Frage mittelst der transcendenten Analysis; auf diesem Gebiet ließ man ihm völlige Freiheit. 1772 wurde er Professor und 1774 Professor der Mathematik und Physik in Mezières; seine Schüler beteten ihn an; seine Sitten waren tadellos und seine Denkungsart edel. 1780 wurde er durch Turgot für den Lehrstuhl der Hydraulik im Louvre ernannt, zugleich nahm ihn die Akademie unter ihre Mitglieder auf; 1783 wurde er Examinator der Marine-Jüglinge und versah diese Stelle bis zum Ausbruch der Revolution. Bei aller Milde und Sanftmuth war er doch fest, wenn

1) Einem von Cardinal Verulle gestifteten Ordens, um gute Prediger zu bilden.

2) Arago, l. c. II, S. 352—353.

man ihn drängen wollte, einen Unfähigen durchschlüpfen zu lassen.¹⁾ Als der Minister Castries ihn eines Tages klagte: „Sie haben einen Candidaten zurückgewiesen, der einer einflussreichen Familie angehört, Ihre Entscheidung bringt mich in große Verlegenheit, von allen Seiten stürmt man auf mich ein“ — erwiderte Monge: „Sie haben die vollkommene Befugnis, den Candidaten, den ich für unfähig gehalten, zuzulassen; allein, wenn Sie diese Entscheidung treffen, Herr Marschall, so müssen Sie zu gleicher Zeit den Posten, den ich einnehme, aufheben. Das Amt eines Examinators würde alsdann weder nützlich, noch annehmbar sein.“ Der Candidat ward nicht zugelassen und Monge stieg nur in der Achtung des Ministers. Als dieser ihm, sein Wohlwollen zu beweisen, den Auftrag gab, ein mathematisches Lehrbuch für die Böglinge der Marine auszuarbeiten, das amtlich eingeführt werden sollte, lehnte Monge gleichfalls ab, denn das ganze Einkommen der Witve seines Vorgängers beruhte auf dem Verkauf der Bücher ihres Mannes.

In Ehrensachen konnte der sonst so ruhige Mathematiker sehr hitzig werden. Sein Biograph erzählt,²⁾ wie in einer Gesellschaft ein dünkeltoller Geselle seinem Ärger über eine junge schöne Dame Horbon in Rocroy, die ihn nicht hatte zum Gemahl nehmen wollen, Luft machte, indem er erzählte, welche Geschichten seiner Erfindung er in der Stadt und auf dem Lande über sie verbreitet habe, jetzt würde die spröde Witve kaum einen Mann bekommen. — Die Gesellschaft lachte über diese Rache. Monge aber trat rasch auf den Ehrabschneider zu mit der Frage: „Ist es wahr, mein Herr — ich wünsche, daß Sie es noch einmal aussprechen — daß, um einer schwachen Frau zu schaden, Sie Uuebdoten in Umlauf gesetzt haben, deren Falschheit Ihnen bekannt war?“ — „Das ist wahr, aber es geht Sie nichts an.“ — „Ich erkläre Sie hiemit für einen ehrlosen Menschen“, rief Monge und versetzte ihm eine gellende Ohrfeige. Der Verleumder wagte es nicht, ihn zum Duell herauszufordern.

Madame Horbon wußte nichts von dieser Rechtfertigung und reichte Monge ihre Hand, als dieser sie zufällig später in Rocroy traf und sich um sie ohne Unterhändler bewarb, weil sie von ihm hörte, daß er als Gelehrter in Achtung stehe und von seinen Schülern angebetet werde.

Madame Horbon hatte also ein tüchtigeres Urtheil über diesen Mann als Madame Roland, die ihn einen sonderbaren Kauz nennt. Monge wußte nicht zu schmeicheln, war nicht schön, aber ein Mann von Tiefe und Scharfsinn, dem jedes Klunkern mit Geist zuwider war.

Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde Lebrun, bisher nur ein guter Kautzleibeamter. Die Roland nennt ihn „einen besonnenen Kopf, der aber jeder Begeisterung fremd sei“. Von der eigentlichen Diplomatie verstand er nichts. Die Roland sagt: „Er wußte weder die Art der Intrigue anzuwenden, mittelst deren man diejenigen, die uns angreifen wollen, in ihrer eigenen Heimat beschäftigt, noch die Art von Größe, womit ein mächtiger Staat seine anerkannten Vertreter bekleiden muß.“ — Selbst der pedantische Roland machte ihm eines Tages den Vorwurf: „Was machen Sie denn? An Ihrer Stelle hätte ich bereits Europa in Bewegung gesetzt und ohne Hilfe der Waffen den Frieden Frankreichs vorbereitet. Ich müßte wissen, was in allen Cabineten vorgeht, und müßte dort meinen Einfluß anwenden.“

¹⁾ Frago, l. c. II, S. 172.

²⁾ Ibid. II, S. 369.

So war das Ministerium, Danton der Herr desselben, stets geldbedürftig; alle Minister zu Beiträgen aus den ihnen angewiesenen Summen nöthigend, gab er nie davon dem Ministerrath Rechenschaft; nie wagte dieser Rechenschaft von ihm zu fordern und antwortete mit Ja, als die National-Versammlung fragte, ob Danton Rechenschaft abgelegt habe. Höchstens sagte er Einzelnen, die ihn bescheiden fragten: er habe dem und jenem wegen seines Patriotismus oder zum Vortheil der Nation 20.000 oder 10.000 Francs gegeben, oder gab nur in Flüchen Antwort. So gewann der Mann in allen Kreisen ergebene Werkzeuge, verstärkte seine Macht und bekam selber Mittel für sein sardanapalisches Schwelgen.

Als der Ministerrath beschloß, Vertrauensmänner in die Departements zu senden, um über den 10. August die ihm günstigen Ansichten zu verbreiten und die Bertheidigung und Aushebung der Recruten zu betreiben, war es Danton, der die Wahl dieser Vertrauensmänner augenblicklich an sich riß, Vollmachten für sie ausstellte, und die anderen waren muthlos genug, diese sogleich zu unterschreiben. „Ich nehme alles auf mich“, sagte er; „die Gemeinde von Paris wird uns vortreffliche Patrioten liefern.“ Das klang den andern wie Drohung; sie wollten es nicht mit der Gemeinde verderben, denn diese besaß damals alle Macht; und so ward, wie die Roland es als die demüthigendste Schule für den Ministerrath bezeichnen muß, ein Schwarm von unbekanntem Leuten, Ränkeschmieden der Sectionen, Clubschreibern, überspannten und mehr noch durch Eigennutz angelockten Männern, die ein Mittel, sich fortzubringen nur noch in den öffentlichen Unruhen fanden, in das Land hinausgeschendet. Ihrem Beschützer Danton waren sie natürlich mit Leib und Seele ergeben, von seinem Benehmen und seinen sittenlosen Grundsätzen entzückt, treffliche Werkzeuge, Frankreich zu revolutionieren, die Gutgesinnten einzuschüchtern, Danton eine breite Grundlage seiner Macht zu verschaffen. Wenn sie stahlen, wie er stahl, das schadete ihnen nichts in den Augen des Justizministers, wenn sie sich nur nicht darauf ertappen ließen. Das arme Frankreich wurde umgarnt von einer Bande von Schwärmern und Schurken.

Die Girondisten waren überrascht durch den Erfolg: sie hatten das Gleiche angestrebt, aber auf mehr methodische Weise.

Es kennzeichnet abermals die Girondisten, daß sie nachträglich das Verdienst der Wendung von der Monarchie zur Republik für sich in Anspruch nahmen.

So erklärte Brissot,¹⁾ er rühme sich, im Ausschusse der Zwölf den Vorfuß geführt zu haben. Dieser Ausschuss habe Paris vor neuen Missethaten bewahrt und die Revolution von einem Theile der Schmach gerettet, mit dem man sie belasten wollte. „Wenn die aufgeklärten Geister dieses Ausschusses nicht schon lange Zeit vor dem 10. August die Beschlüsse, welche Frankreich gerettet, über die

¹⁾ „A tous les republicains de France.

Enthebung des Königs, die Einberufung des National-Convents, die Organisation eines republikanischen Ministeriums vorbereitet hätten, wenn in diesen Anträgen nicht die Weisheit der Berechnung den Gedanken der Gewalt und des Schreckens fern gehalten hätte, wenn man ihnen nicht den Charakter der Größe und der kalten ruhigen Überlegung aufzubringen verstanden hätte, so würde die Revolution des 10. August in den Augen Europas nur wie eine Revolution der Kannibalen erschienen sein. Aber Europa glaubte an die Rettung Frankreichs, als es mitten unter diesen Stürmen die Weisheit den Vorſitz führen und selbst den Durst nach Blut bezwingen sah. Man kann das Unheil gar nicht berechnen, welches die Anarchie, die Unvernunft, der Wahnsinn der Verwegenheit und des Schreckens, welche damals alle Geister mit sich fortrissen und deren Wirkungen und Symptome zum guten Theile in Nacht begraben worden sind, ohne diesen Ausschuss angerichtet haben würden. Paris wäre vielleicht jetzt nichts mehr als eine Wüste und ein weites Leichenfeld. — Guadet, Vergniaud, Gensonné führten unter dem Donner der Kanonen nacheinander den Vorſitz, und brachten die Decrete ein, welche die Ehre dieses denkwürdigen Tages ausmachten. Sie führten den Vorſitz mit jener Größe, welche an die schönen Tage des Senats zu Rom erinnert. Auf meinen Antrag wurde die Abſetzung der Miniſter beſchloſſen.“¹⁾

Die Girondisten suchten berühmte Männer des Auslandes für ihre Sache zu gewinnen, indem sie ihnen durch Beſchluss der Verſammlung vom 26. August den Titel franzöſiſche Bürger zuerkannten; es waren dieſe: Priestley, Bayne, Benthoon, Wilberforce, Clarkſon, Mackintosh, Cornelius Paw, Beſtalozzi, Waſhington, David Williams, Gorani, Anachariſ Clotz, Compre (Campe), Hamilton, Waddiſon, Klopſtock, Roſciuszko, Gileers (Schiller). Klopſtock dankte mit den Worten: „Heil und Bürgerkronen an Roland, den Miniſter des Innern der franzöſiſchen Republik, von Klopſtock, franzöſiſchem Bürger. Hamburg, 19. November 1792. Im erſten Jahre der franzöſiſchen Republik.“ Der Dichter war anfangs noch ganz in der Schwärmerei für die franzöſiſche Bewegung befangen. Schiller aber machte auf höherem Standpunkte ſich an die Vertheidigung Ludwigs XVI.; der franzöſiſchen Republik weiſſagte er ein baldiges Ende unter den Händen deſſenjenigen Generals, der die meiſten Siege erringen werde.

Unter Benthoon iſt der berühmte engliſche Jurift Jeremy Bentham zu verſtehen, welcher der conſtituirenden National-Verſammlung ſeine Principien der Geſetzgebung überſendet hatte, von welchen manche in der franzöſiſchen Verfaſſung erſcheinen; er iſt der Begründer der Nützlichkeits-Philoſophie wegen ſeiner philantropiſchen Beſtrebungen um die Reform. 1747 als Sohn eines berühmten Advocaten in London geboren, zeigte er, frühzeitig, ſo große Anlagen, daß er mit dreizehn Jahren die Univerſität Oxford beziehen durfte. Noch jung, hatte er ſchon großen Erfolg als Sachwalter. Da ihn 1772 durch den Tod ſeines Vaters ein namhaftes Vermögen unabhängig machte, lebte er fortan nur dem Streben für Reformen in der engliſchen Geſetzgebung und veröffentlichte eine Reihe von Schriften, die von Scharſinn und Eifer für das Wohl der Menſchheit zeugen. Berühmt iſt ſeine Einleitung in die Grundſätze der Moral und Geſetzgebung.²⁾ Durch ſein „Panopticon, or the inſpection-house“ wurde er der Urheber der Zellengefängniſſe, die in Amerika zuerſt verſucht wurden und von da ſich über Europa verbreiteten.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 130—132.

²⁾ Introduction to the principles of moral and legislation 1789.

Sein Schüler, der Genfer Etienne Dumont vollendete ſein System der Geſetzgebung, das in Louiſiana vollſtändig zur Geltung kam. Seine vielen kleinen Schriften behandeln auch den Mißbrauch des Eides, Mißbräuche in der Bildung der Geſchwornengerichte, Mißbräuche an den engliſchen Gerichtshöfen. Namentlich für Reform des Parlamentes eiferte Bentham und erlebte noch die Freude, in der Parlamentsreform ſeine Grundſätze ſiegen zu ſehen. Er ſtarb 1. Juni 1832 und vermachte, um auch noch im Tode zu nützen, ſeinen Leichnam der Anatomie.

In der Verleihung des franzöſiſchen Bürgerrechtes an Wilberforce wollte die Legiſlative den Eifer für die Aufhebung der Negerſclaverei feiern. Hier that ſie einen guten Griff. William Wilberforce iſt ein wahrhaft großer Mann, der, durch ſein uneigennütziges, ganz vom Geiſte des Evangeliums geleitetes Leben, Millionen mit ſeiner feurigen Beredsamkeit den Tag der Freiheit erkämpfte und die Anerkennung der Menſchenrechte ſiegreich machte; er iſt ein Held der Bruderliebe. Aber wie ſehr wich der Geiſt der Männer der Legiſlative vom Geiſte dieſes edlen Engländerſ ab: ſie verfolgten das chriſtliche Bekenntniß, während die Idee der allgemeinen Menſchenrechte, die in dem Charakter der Ebenbildlichkeit Gottes begründet ſind, zuerſt von dieſer Religion verkündet wurde, und ſtürzten mit ihrem beſchränkten und ſelbſtüchtigen Eifer für eine falſche Freiheit ihr Vaterland und ſich ſelber ins Glend, während Wilberforce ſein Ziel erreichte. Keander bemerkt ſehr richtig:¹⁾ „Bei Wilberforce namentlich zeigt es ſich, wie ſein Eifer für die Wiederherſtellung der perſönlichen Freiheit in allen, denen ſie nach Gottes Schöpfung als Menſchen gebürt, in dem Ganzen ſeines chriſtlichen Charakters begründet iſt, aus Triebſedern, die das Chriſtenthum erzeugte, in ihm hervorging, und wie allein die durch das Chriſtenthum in ihm erweckte Überzeugung, daß dieſe die Sache Gottes ſei und daß die Sache Gottes endlich ſiegen müſſe, ihm die Beharrlichkeit verleihen konnte, durch welche er eigentlich den Triumph deſſen, was das Ziel ſeines Lebens war, herbeiführte.“

Auch in Waſhington und Hamilton machte die Legiſlative einen guten Griff, wie wir im Band XIV ſahen.²⁾ Hamilton iſt der tapfere Adjutant, der treue Schüler Waſhingtons, der für ihn wie ein Held mit dem Schwerte und mit der ſcharfen Feder kämpfte. — Dem ſcharſinnigen Schotten Mackintosh wurde das Ehrenbürgerrecht für ſeine Vertheidigung³⁾ der franzöſiſchen Revolution: er verlor jedoch bald ſeine Sympathie für dieſelbe, je mehr ſie im Zerſtören und grausamen Handeln voranſchritt und je mehr er ſelber ſich mit dem Studium des Rechtes beſchäftigte: er iſt es ja, der vor dem engliſchen Gerichte Peletier gegen die Anklage Napoleons wegen eines Pamphlets vertheidigte. Nachdem er einige Zeit Profeſſor der Politik und Geſetzgebung in Hartford geweſen war, wurde er Director des Ober-Criminalgerichtes in Bombay und erwarb ſich durch Verbesserung der Geſetzgebung und durch die Gründung der Literary-Society große Verdienſte. Nach ſeiner Rückkehr 1811 wirkte er für die Reform der Criminalgeſetze, für Unterdrückung des Sclavenhandels, für das Recht der Colonien auf eigene Verwaltung, für religiöſe Duldung, für die Unabhängigkeit Griechenlands, für die Reform bill. Er war 1822 bis 1823 Rector der Univerſität Edinburg, 1827 Geheimrath, 1830 Mitglied der Com-

¹⁾ In der Vorrede zu Uhdens „Leben des William Wilberforce“, welches ausgezogen iſt aus dem engliſchen Werke The life of W. Wilberforce by his ſons Robert, Isaac and Samuel Wilberforce. 5 voll. London 1838.

²⁾ Hamilton, XIV, S. 265 f., 285, 311, 314 f., 321 f., 333.

³⁾ Vindiciae Gallicae or defense of the french revolution. London 1721.

Bürgerrecht für berühmte Ausländer.

Wilberforce.

Hamilton.

Mackintosh.

Bentham.

mission für die Angelegenheiten Ostindiens. Er gieng auch unter die Geschichtschreiber. Schottischer Scharfsinn, reiches Wissen und klare Darstellung ist seiner „Geschichte Englands“, dann der „Revolution von 1688“ nicht abzuspochen, noch seiner „Abhandlung über den Fortschritt der Sitten“;¹⁾ sie sind aber längst überholt durch Macaulay und Dunno Kloppe.

Thomas
Payne.

Thomas Payne, den wir schon in der amerikanischen Frage als Volksschriftsteller kennen lernten, vertheidigte gegen Burke die französische Revolution in seiner Schrift über die Menschenrechte („Rights of man“), die für ihn, wegen ihres zweiten Theils, Gegenstand einer Anklage wurde; trotz der Vertheidigung Erskines wurde er schuldig befunden und ihm die Wahl gelassen, entweder sich der gesetzlichen Strafe zu unterziehen, oder für immer England zu verlassen. Payne begab sich nach Frankreich, wurde im Departement Pas de Calais zum Abgeordneten in den Convent gewählt, wo er aber, da er nicht französisch sprach, nur geringe Wirksamkeit ausübte; er schloß sich eng den Girondisten an. Die Roland²⁾ lobt die Kühnheit seiner Gedanken, die Eigenthümlichkeit seines Stils, die kräftigen Wahrheiten, die er mitten unter die Leute werfe; meint aber doch, er sei geschickter, Brandfunken auszusprühen, als über die Grundlagen einer Regierung Erörterungen zu pflegen, oder die Bildung einer solchen vorzubereiten. Er verstehe sich besser darauf, in einer Revolution ein Licht aufzustecken, als an einer Verfassung mitzuwirken; er entzückte einen Club und versehe wohl im Wirtshause alles in Feuer und Flammen, aber für kalte Erörterungen in einem Ausschusse sei David Williams unendlich tauglicher. — Der letztere, ein englischer Geistlicher, der mit der Hochkirche zerfallen war und Briefe über die politische Freiheit herausgegeben hatte, wurde von Roland eingeladen, nach Paris zu kommen und am Entwurfe der neuen republikanischen Verfassung theilzunehmen. Er besuchte einigemal die Sitzungen der Versammlung und äußerte sich alsbald sehr entschieden gegen den Einfluß der Gallier und zweifelte sogleich an der Möglichkeit, daß die Franzosen je eine vernünftige Verfassung zustande bringen. „Wie können Menschen, die nicht zu hören verstehen, eine Erörterung führen? Ihr Franzosen nehmt euch ja nicht einmal die Mühe, den äußeren Anstand zu bewahren, der in den Versammlungen von so großem Einflusse ist. — Schnabellschnelligkeit, Gleichgültigkeit und Unflätigkeit sind keine empfehlenden Eigenschaften für einen Gesetzgeber. Nichts ist unwichtig, was jedermann in die Augen fällt und vor dem ganzen Publicum verhandelt wird.“ — Williams traf damit den Nagel auf den Kopf. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. gab seiner Bewunderung für die Franzosen den Rest; er kehrte nach England zurück, wo er der Stifter des „Literary Found“ zur Unterstützung von Schriftstellern und ihrer Angehörigen wurde. Williams starb, allgemein geachtet, 1816. — Payne wurde nach dem Sturze der Girondisten als Fremder aus dem Convent gestochen, ins Gefängnis geworfen; nur der Sturz Robespierres rettete ihn. Nach dem Frieden von Amiens kehrte er nach Amerika zurück, wo er 1809 starb. Auf Veranstaltung Cobbets wurden seine Gebeine nach England gebracht und dort feierlich bestattet.

David
Williams.Williams
über die
Franzosen.

Payne.

Sollten mit den anderen Namen die Amerikaner, die Engländer, die Deutschen, die Polen für die französische Revolution gewonnen werden, so galt es, in Gorani die Italiener zu fesseln.

¹⁾ History of England. 1830. 3 voll. — History of the revolution of 1680. London 1830. — Dissertation on the ethical philosophy. London 1830.

²⁾ Roland, Mémoires, II, p. 12—14.

Graf Joseph Gorani geboren 1744 in Mailand, aus alter und edler Familie stammend, ein Freund Beccarias, Vernis' und Trisis, gehörte zur Gesellschaft, die den Namen Cafe führte, an bestimmten Tagen sich versammelte und politische und philosophische Fragen verhandelte, und hatte sich 1770 durch eine Abhandlung über den Despotismus bekannt gemacht und stand mit den Encyclopädisten in Paris in innigem Verkehre. Bailly empfahl ihn zur Ehrung und 1792 kam dann Gorani nach Paris und schloß da Freundschaft mit den feurigsten Männern der Revolution und schrieb die schärfsten Artikel in dem „Moniteur“ und anderen Pariser Blättern gegen die italienischen Regierungen. Dafür verbannte ihn der Erzherzog Ferdinand, damals Statthalter in Mailand, und legte Beschlagnahme auf seine Güter. Als Gorani an der italienischen Grenze in der Schweiz seinen Aufenthalt nehmen wollte, verbot Erzherzog den Schweizern seine Aufnahme, denn er wollte nicht, daß Oberitalien durch den Grafen von Revolutionären angesteckt werde. Gorani blieb in Paris bis zum Sturze Robespierres — und zog dann nach Genf, — wo er im Dunkel lebte bis 1849. Auch seine Schriften für und über die Revolution sind verschollen.

Uneigennützig bewies sich beim Siege allein Barbaroux. Roland bot ihm eine einträgliche Stelle in seinem Ministerium an, die zu weiterem Fortschreiten die Bahn gebrochen hätte.¹⁾ Doch Barbaroux lehnte ab: er wollte nur Marseille, seine Vaterstadt, blühend machen — darin bestehn sein ganzer Ehrgeiz. Er reiste auch bald in seine Heimat ab, nachdem er noch einem Siegesmahle beigewohnt, wo die Frage erörtert wurde, wer über den König zu richten habe. Die einen meinten, alle Departements sollten Geschworene ernennen und die Vorstände der Criminal-Gerichtshöfe sollten dabei die Richter sein. Andere schlugen das Criminalgericht des Bezirkes der Tuileries vor. Am meisten Beifall fand die Ansicht Rebecquis, der Convent habe über den König zu richten.²⁾

Bar-
baroux.

In Marseille ward Barbaroux mit Jubel empfangen, bei einem Feste ihm zu Ehren wurde die Marseillaise gesungen und bei der letzten Strophe knieten alle vor ihm nieder, wie wenn er ein lebendiges Bild der Freiheit wäre. Er weinte vor Rührung. Nicht zwei Jahre verflossen, so schilderte er seine Enttäuschung mit den Worten: „Das Volk verdient nicht, daß man sich ihm opfert, denn es ist im Grunde undankbar, noch daß man seine Rechte vertheidigt, denn es mißbraucht sie. Ich sah die Franzosen gestern feinfühlig, heute das Blut der Edelsten trinken. Man muß durch das Beispiel der Tugend auf unsere Mitmenschen wirken; wenn sie leiden, so muß man ihnen helfen; aber ein sittenloses Volk, welches Gott lästert und Marat anbetet, zur Freiheit führen wollen, ist die ungereimteste Thorheit. Dieses Volk ist für eine philosophische Regierung so wenig geeignet, als die Lazaroni von Neapel und die Menschenfresser in Südamerika. Mein Sohn! errichte der Freiheit einen Altar in deinem Hause, sei rechtschaffen, bebau das Gut, welches dich nähren wird, studiere die Wissenschaften, welche dich zu Gott leiten — und theile dein Brot mit den Kindern meiner unglück-

Enttäuschung.

¹⁾ Barbaroux, Mémoires, p. 79.

²⁾ Ibid. p. 80.

lichen Freunde, welche die neuen Tyrannen erwürgt haben.“ — Welches Geständnis von dem Manne, der so vieles dazu beitrug, den König zu stürzen!

Also verhalten die Sieger einander zu Geld und zu Stellen. Die meisten belohnten sich selber, das heißt, sie griffen zur Gewalt, wo sie konnten, und stahlen, wo es etwas zu nehmen gab.

Diebstahl. Nicht bloß was dem König, der Königin und dem königlichen Hause gehörte, wurde entwendet, sondern auch von dem Wenigen, was gerettet und in die National-Versammlung gebracht wurde, und was diese zur Aufbewahrung in das Stadthaus tragen ließ, verschwand noch manches. Die Männer, welche über das noch Vorhandene die Aufsicht führten, nahmen nachträglich noch weg, was ihnen gefiel. Einige Nippfachen blieben; aber alles, was Wert hatte, verschwand. Es wurde auch den Dienern des Königs alles gestohlen. Viele von diesen müssen gewußt haben, wer ihr Eigenthum besaß, und verlangten überhaupt einen Schadenersatz von der Stadt Paris. Wir sehen dies aus dem Berichte Maignets über verlangte Entschädigung.¹⁾ Es kommen in diesem Berichte köstliche Dinge vor: er gesteht zum Beispiele, daß die Commission zunächst auf die Bestimmung des Bittstellers gesehen habe, ob er der Revolution ergeben sei oder nicht. Dabei habe man doch „in der Höhle, von der man glaubte, es seien nur Ungeheuer darin, wahre Freunde des Volkes gefunden, welche hin und wieder die wichtigsten Sachen mitgetheilt hätten“ — das heißt: Ludwig XVI. hatte unter seinen Dienern Spione und Verräther. Für Gegenstände des Luxus habe man keine Entschädigung gegeben, denn diese seien nichts für einen wahren Republikaner. Ebensonentig habe man jenen eine Entschädigung zuerkannt, welchen beträchtliche Summen von Gold und Silber oder Wertpapieren gestohlen, die verbrannt wurden, denn sie hätten, sobald die Sturmglocke läutete, sich gleich für die Sache des Volkes entscheiden und ihre Dinge wegbringen sollen. Auch für Uniformen ward keine Entschädigung gegeben, denn das seien Zeichen der Sklaverei, welche die Flammen an diesem alles reinigenden Tage verzehren mußten.

Für die Witwen und Waisen der im Kampfe gegen den König Gefallenen ward bestens gesorgt. Den letzteren wurde, 27. August, eine ganz heidnische Todtenfeier veranstaltet, welche den Haß der schon fieberhaft erregten Menge noch steigern sollte.²⁾

Der Festzug. Mitten im Tuileriengarten erhob sich ein riesiger Obelisk mit der Aufschrift: „Stille, sie schlummern.“³⁾ Auf den Bannern, welche die Freiwilligen zu Pferd trugen, standen die Namen der Mekeleien, deren man den König beschuldigte.⁴⁾ Andere trugen Inschriften, wie: „Weinet Mütter, Töchter, Schwestern, um die von Verräthern geschlachteten Opfer, doch wir werden sie rächen!“ Den Zug, der

1) Extrait du rapport de Maignet sur la fixation des indemnités à accorder aux citoyens, demeurant dans le Château des Tuileries ou dans les maisons voisines, qui ont fait des pertes à la journée du 10 Août. — Mortimer-Ternaux. I. c. II, p. 497 hat ihn zuerst veröffentlicht. — Vgl. Tourzel, Mémoires. II, pag. 223—224.

2) Au massacre de la Saint-Laurent. — Hist. parlem. XVII, p. 206—210.

3) „Silence, ils reposent.“

4) Massacre de Nancy. Massacre de Nîmes. Massacre de Montauban. Massacre d'Avignon. Massacre de la Chapelle. Massacre de Carpentras. Massacre du Champ de la fédération.

vom Stadthaus ausgieng, eröffnete ein Reiter mit einem Banner, auf dem die Worte standen: „Das dankbare Vaterland den Manen der für die Freiheit gefallenen französischen Bürger.“ Andere Banner folgten mit ähnlichen Aufschriften, welche, wie der Bericht sagt, „den Zorn erregten gegen die Verschwörer wider ein so gutes und edles Volk“. Auf dem Bastilleplatze vorbei wurde eine Arche getragen inmitten einer Gruppe von Frauen in weißem Kleid mit schwarzem Band, welche die Bittschrift vom Altar des Vaterlandes auf dem Marsfeld vom 17. Juni 1791 enthielt. „Wäre damals jener Wunsch erfüllt, so wären wir vor dreizehn Monaten schon von einem Despoten frei geworden — und hätte es nicht so viel reines Blut gekostet.“¹⁾ Unter Wolken von Wohlgerüchen, die man um ihn verbrannte, langsam von Ochsen gezogen, fuhr der Sarkophag der Gefallenen einher — so langsam, „um den Zuschauern, die durch ein seidenes Band vom Zuge abgehalten waren, Zeit zu geben, ihre Thränen zu vergießen“. Dann kam mit dem Banner, der zur Rache aufforderte, eine Abtheilung Föderierter, die ihren von Eichenzweigen umhüllten Säbel in der Hand trugen. Hierauf kam ein Banner mit der Aufschrift: „Wenn die Tyrannen Mordeltdöner haben, so hat das Volk rächende Gesetze“ — und hinter ihm kam die Statue des mit einem Schwert bewaffneten Gesetzes, von allen Richtern begleitet. Die Municipalität schritt vor der Statue der Freiheit einher, welche Bürgerwehrmänner trugen, dann die Behörde des Departements mit Eichenkränzen, welche sie auf den Sarkophag niederlegen wollte, endlich die National-Versammlung, welche also den Aufruhr als rechtmäßig anerkannte. Als der Zug die Drehbrücke überschritt, wurde soviel Weihrauch auf den vier Altären, die den Sarkophag umgaben, verdampft, daß man die Tuileries nicht sehen konnte. Um neun Uhr war das ganze Gefolge um das Bassin versammelt, wandelte dreimal um das pyramidale Grab von Granit und legte Banner und Kronen darauf unter den Klängen eines Trauermarsches von Gossec. Sofort bestieg Marie Josep Chénier die Bühne zur Festrede,²⁾ welche die Franzosen den Athenern und Römern gleichstellte. „Wenn man in den schönen Tagen des alten Griechenland den Tod der Vertheidiger der Freiheit meldete, so bedeckte sich das Vaterland mit einem Trauersehleier. Die Thränen des Volkes vermischten sich mit den Wehklagen der Waisen, mit den Seufzern der Mütter und Gattinnen, aber bald dienten die Ehren, die man den geliebten Helden erwies, zum allgemeinen Trost. Ihre Namen wurden mit der Erzählung der Siege, welche sie davongetragen, auf Denkmale eingegraben; die Beredsamkeit und die Dichtung überlieferten ihre Pläne den künftigen Geschlechtern. Das Vaterland nahm ihre Familien an Kindesstatt an. Ihr Bild entthronte auf den öffentlichen Plätzen das Standbild der niedergeschlagenen Tyrannen. Die Reisenden, welche durch dieses heilige Land zogen, trafen auf ihrem Wege die Trümmer der Helden von Marathon und Plataä; sie stießen auf die Gräber des Thebaners Epaminondas und des Atheners Thrasybul, welcher die dreißig Tyrannen zum Fall brachte; nicht weit davon umschloß ein Denkmal die Überreste von Harmodius und Aristogiton, diesen unzertrennlichen Freunden, welche das Joch der Pisi-
Marie Chéniers Festrede.

1) Aus dem zeitgenössischen Bericht im Journal de Prudhomme. — Histoire parlem. XVII, p. 208.

2) Eloge funèbre des Citoyens morts pour la défense de la liberté et de l'égalité, le 10 Août 1792, l'an IV de la liberté et le I de l'égalité: prononcé le 26 du même mois en présence de l'Assemblée nationale, lors de la cérémonie funèbre faite en l'honneur de ces généreux citoyens — par Marie Chénier; imprimé et envoyé aux 83 départements et à l'armée par ordre de l'Assemblée nationale. — Barbaroux, Mémoires, p. 149—152.

tiden zerbrachen. Überall umgeben von der Asche von Helden und den Denkmälern ihres Ruhmes, vergossen die Fremden, welche Griechenland besuchten, Thränen der Bewunderung und in feierlicher Stimmung sahen sie voll Ehrerbietung die Majestät eines freien Volkes. Wir aber sehen hier dasselbe erhabene Schauspiel sich erneuern.“

Rückseite
des
Büches. In diesem Stile fährt dieser Verherrlicher von Undankbaren, von Mördern und Dieben fort. Brudhomme mußte aber schon eingestehen, daß die Stimmung nicht feierlich, daß wohl am Arm ein Flor, in den Gesichtern aber keine Trauer zu bemerken war, daß man im Gegentheil nur Zerstreuung, oder wilde, lärmende Freude sah. Wer das Gefindel kannte, welches hier apotheosiert wurde, mußte lachen bei diesem Vergleiche mit der Blüte von Hellas. Wer Ludwig XVI. kannte, mußte den Kopf schütteln über die Behauptung, er habe das Volk erwürgen wollen. Traurig mußte aber werden, wer mit Ernst in die Zukunft blickte. Die Statuen des Gesetzes und der Freiheit, welche neben der Pyramide stehen blieben, fanden sich auch an einem der nächsten Morgen abscheulich verstümmelt — als wollte das Volk sagen, es gibt keine Freiheit mehr — und die Gesetze sind kraftlos.

Marat. Marat hatte sich in einem Keller versteckt in der Stunde der Gefahr. Kaum war der Kanonendonner verhallt, so zog er, einen Vorbeerfranz auf seinem wackeligen Kopfe, einen großen Schleißfädel an seiner Seite, als Sieger durch die Straßen nach dem Louvre in die königliche Druckerei, nahm hier mit Bewilligung der neuen Commune vier Pressen und eine Menge von Typen weg, denn die Feuillants und die Royalisten hätten ihm früher seine Presse geraubt, es sei jetzt billig, daß die Nation sie ihm zurückgebe.¹⁾ An Widerstand war nicht zu denken, Rifemänner geleiteten ihn. Marat war zwar nicht Mitglied der Commune, keine Section hatte ihn zu ihrem Vertrauensmann gewählt, aber der neue Gemeinderath hatte ihm einen besonderen Ehrenplatz in seinem SitzungsSaale angewiesen, und hier sprühte denn Marat seinen Geifer aus. Über die Einsprache des Directors der Druckerei, diese gehöre dem Staate und gehe die Gemeinde nichts an, lachte Marat, er ließ im Gegentheil nachträglich noch einige Geräthschaften, die er vergessen habe, mit Gewalt abholen. Der Überwachungs-Ausschuß wandte sich an Manuel, dieser erklärte hoch und theuer, er werde nachforschen lassen — aber Marat behielt seine Pressen. Niemand wagte wider ihn etwas zu thun. Marat hatte den Pöbel auf seiner Seite, den er alsbald aufforderte, in die Abtei zu eilen und die gefangenen Schweizer-Officiere sogleich niederzumachen: „Welche Narrheit, ihnen noch den Prozeß machen zu wollen, er ist schon gemacht. Ihr habt sie betroffen im Kampfe gegen das Vaterland, ihr habt die Gemeinen niedergemacht, warum wollt ihr jetzt gar die Officiere schonen, die ohne Vergleich viel schuldiger sind?“

Robespierre. Die meiste und eine lange dauernde Macht gewann Robespierre. Auch er war nicht im Kampfe zu sehen, er hielt sich versteckt — nach dem Siege erschien er aber im Jakobinerclub und nahm die Glückwünsche seiner

¹⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, III, d. 87—91.

Anhänger in Empfang. Früh am 11. August trat er als gewählt von der Section der Rifem — früher Place-Vendôme genannt — in den neuen Gemeinderath und begann seine Beschlüsse zu leiten — ohne sich aber je zum Präsidenten ernennen zu lassen — er wollte sich seine Freiheit wahren und nicht die Hauptlast der Verantwortlichkeit tragen — er blieb wie die Spinne hinten im Neze, „er hielt sich im Halbschatten, wo er ungesehen alles sehen konnte.“¹⁾ Wäre Robespierre Mitglied der Legislative gewesen, so hätte er ohne Zweifel ihre Oberhoheit über jede andere Gewalt verfochten; jetzt suchte er die National-Versammlung niederzubeugen und die Gemeinde von Paris in der Übermacht zu erhalten. —

Die Commune und die National-Versammlung.

Die Commune riß alle Gewalt an sich. Welchen Anblick boten diese Sitzungen der 84 Vertrauensmänner, die bewaffnet erschienen, die Pistolen vor sich auf den Tisch legten, im Saale hastig speisten und von der Überzeugung geleitet, daß sie das souveräne Volk vorstellten, rasch und ohne vieles Gerede über die wichtigsten Fragen entschieden.²⁾ Einzelne, wie ganze Deputationen kamen mit Anfragen, mit Anträgen, mit Nachrichten; selbst die Gesandtschaften wandten sich an die Commune, der damals unbedingt gehorcht wurde. Wie viele Beschlüsse wurden hier nicht in wenigen Stunden gefaßt, über die verschiedensten Dinge, wie Sperre und Öffnung der Zugänge nach und von Paris, Verhaftung Verdächtiger, Anschläge an Straßenecken — so suchte man auch dem ungeordneten Worden Einhalt zu thun durch Ausschicht auf Verurtheilungen und Hinrichtungen. Ein Aufruf vom 11. August besagt: „Souveränes Volk, verschiebe deine Rache! die eingeschlafene Gerechtigkeit wird heute wieder in Thätigkeit treten, alle Schuldigen werden auf dem Schafotte sterben!“³⁾ Dann werden am gleichen Tage je 50 Louisdors aus der Casse der Commune den Föderierten zuerkannt. Am 14. August ernennet der 98. Beschluß einen Überwachungs-Ausschuß aus sieben Männern (worunter Robespierre), der die politischen Verbrechen aufdecken, Verhaftungen anordnen, die Verdächtigen verhören, aber energischer verfahren solle, als der von der National-Versammlung ernannte Überwachungs-Ausschuß. Bald darauf sind ihm auch die eigenen Überwachungs-Männer nicht thätig genug und beschließt er, daß diejenigen, welche nicht in die Sitzung kommen, als schlechte Bürger zu betrachten seien. Das ist ihm aber noch nicht genug, er läßt selber verhaften, zum Beispiel Journalisten, welche den 10. August nicht als eine Großthat des souveränen Volkes darstellten; er

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 14.

²⁾ Hist. parlem., XVII, p. 45—51. Séance de la Commune du 11 Août.

³⁾ Ibid. XVII, p. 187—188.

Thätig-
keit.

Comité
de sur-
veil-
lance.

stellt selber Verhöre an, so mit den Damen der Königin, so mit der Erzieherin der königlichen Kinder, mit Madame Tourzel, mit den Kammerdienern des Königs, mit Dusaulx, dem Chirurgen des Hôtel-Dieu, welcher sich der verwundeten Schweizer so muthig angenommen hatte. So ordnet er in der gleichen Sitzung die Vernichtung aller Denkmäler an, welche an das Königthum erinnern, aller Wappen, aller Titel, die königlich lauten. Die Reiterstatue Ludwigs XIV. soll durch ein Standbild der Freiheit ersetzt, alle Triumphbögen zertrümmert werden, wie die Thore Saint-Denis, Saint-Martin. Auch das Bronzepferd auf dem Thore des Stadthauses muß weichen vor einer demokratischen Aufschrift.¹⁾

Damit machte die Gemeinde von Paris einen Eingriff in die Rechte der National-Versammlung, die jetzt ernstlich befürchtete, daß die neu entstandene Gewalt ihr bald über den Kopf wachsen möchte, und die sie deshalb durch eine neue Departemental-Behörde einzuschränken suchte. Jede der 48 Sectionen von Paris und der 16 Landcantone der Umgebung sollte einen Administrator erwählen und die Versammlung derselben, wie die frühere Departements-Behörde, über dem Gemeinderathe stehen. Aber die Gemeinde wollte nichts wissen von einer Unterordnung unter das Departement, von einer Aufsicht desselben und schickte alsbald an alle Sectionen die brüderliche Mahnung, ja keine Wahl vorzunehmen, und sandte zugleich Robespierre an die National-Versammlung, um gegen deren letzten Beschlusß Verwahrung einzulegen.

Tsch hob dieser seine Rede an: „Der Gemeinderath sendet uns an euch wegen einer das Gemeinwohl berührenden Frage. Nach der großen That, durch welche das souveräne Volk seinen freien Willen erstritten hat, kann es keine Zwischenbehörde mehr zwischen euch und dem Volke geben. Gezwungen, für sein eigenes Wohl wachsam zu sein, hat es die Sorge für seine Sicherheit seinen Vertretern übertragen. Da es genöthigt war, zu den strengsten Maßregeln zu greifen, um den Staat zu retten, so müssen die, welche es zu seinen Beamten gewählt hat, die ganze Fülle der Macht besitzen, die dem Souverän zusteht. Wenn ihr aber eine andere Macht aufstellt, welche das Ansehen der unmittelbar Bevollmächtigten des Volkes beherrschen oder einschränken soll, dann ist die Volksgewalt nicht mehr einheitlich und wird im Gange eurer Regierung ein ewiger Keim des Zwiespalts sein, welcher in den Feinden der Freiheit sträfliche Hoffnungen erregen wird. Das Volk wird also, um sich von dieser seine Bollgewalt hemmenden Behörde zu befreien, noch einmal sich erheben und sich rächen müssen. — Wenn das Volk das Vaterland gerettet hat, wenn ihr einen National-Convent angeordnet habt, der

¹⁾ Sie lautet:

„Obéissez au peuple, écoutez ses décrets:
Il fut des citoyens avant qu'il fût des maîtres.
Nous rentrons dans les droits qu'ont perdus nos ancêtres.
Le peuple par les rois fut long-temps abusé:
Il s'est lassé du sceptre, et le sceptre est brisé.

Le 10. Août 1792, l'an IV^e de la liberté, et 1^{er} de l'égalité.“

euch erzeigen soll, was habt ihr denn noch anderes zu thun, als die Wünsche des Volkes zu befriedigen? Habt ihr Furcht, euch auf die Weisheit des Volkes zu verlassen, welche doch immer das Wohl des Vaterlandes wahrt, das nur von ihm gerettet werden kann? Erhaltet uns die Mittel, die Freiheit zu retten, dann werdet ihr den Ruhm der Helden theilen, die sich vereint haben zum Glück der Menschheit, und werdet beim Schlusse eurer Laufbahn die Segenswünsche eines freien Volkes mit euch nehmen.“

Das hieß der National-Versammlung drohen und diese war feig genug, sogleich nachzugeben und zu beschließen, um die Commune von allen hemmenden Fesseln zu befreien, daß das Departement in keinerlei Weise derselben entgegenzutreten dürfe, und daß die Commune unmittelbar mit der National-Versammlung und der vollziehenden Gewalt verkehren könne. Das war eine harte Demüthigung, aber noch viel härtere sollten folgen. —

Was geschieht mit dem König und seiner Familie?

So im Schicksale des Königs. Sechzehn Stunden saß die königliche Familie in der Loge der Schnellreiber und hörte den Verhandlungen zu, den Anträgen auf Absetzung des Königs, dem Wuthgeschrei der Menge, welche den Befehl zum Kampfe dem König zuschrieb, und die einmal auf das andere auf die Loge losstürzen wollte.

Damit nun die königliche Familie sich in den Saal flüchten könne, versuchte man das eiserne Gitter, welches die Loge von der Versammlung trennte, wegzureißen. Das Gitter gab nicht nach, bis der König selber Hand anlegte und es nach wiederholter Anstrengung endlich wegzureißen vermochte. Wie schrecklich, wie demüthigend war die Lage! Lamartine, der in seinen „Girondisten“ zwar viele Fehler, aber auch einige unsterbliche Stellen hat, sagt über diese sechzehn Stunden: ¹⁾ „Gott allein kann die Dauer dieser Stunden in der Seele des Königs, der Königin, ihrer Kinder und der Madame Elisabeth ermessen! Die Blödsichtigkeit des Sturzes, die verlängerte Ungewißheit, der Wechsel von Furcht und Hoffnung, die Schlacht, die vor den Thüren geliefert wurde und deren Preis sie selber waren, ohne daß sie ihre Streiter sehen konnten; der Kanonendonner, das Mottenfeuer, das in ihrem Herzen widerhallte, das sich bald entfernte, bald wieder näherte, um sich wieder zu entfernen, wie die Hoffnung, die mit dem Sterbenden spielt; der Gedanke an die Gefahren ihrer Freunde, die sie im Schlosse ließen; der Abgrund, der sich vor ihnen aufthat, ohne daß sie seine Tiefe ermessen konnten; die Unmöglichkeit, zu handeln und sich zu rühren in dem Augenblicke, wo alle Gedanken zum Handeln drängten, — die Scheu, miteinander zu sprechen, die ruhige Haltung, welche die Sorge für ihre Würde ihnen gebot, die Angst, die Freude, die Verzweiflung, die Nüchternheit, und als härteste Pein — der Blick ihrer Feinde, der sich beständig auf ihr Gesicht richtete, um in jeder Bewegung ein Verbrechen zu ertappen, oder sich an ihrer Angst zu weiden, all das machte aus diesen Stunden, die lang waren, wie die Ewigkeit, den wahren Todeskampf des

¹⁾ Lamartine, Girondins, vol. III, p. 247. Paris 1847.

Die National-Versammlung gibt nach.

Der König in der National-Versammlung.

Tod des Königs.

Streit mit der Legislative

über das Departement.

Robespierre.

Königthums. Der Fall war lang, tief, schrecklich — vom Thron auf das Schafott! Nie ward er tiefer empfunden als jetzt; nur der erste Schlag schmetterte nieder, die anderen tödten bloß. Rechnet man zu diesen Seelenqualen noch das körperliche Unbehagen dieser unglücklichen Familie, die nach einer schlaflosen Nacht in diesen engen Raum geworfen war, bei dem glühenden Athem, den drei bis viertausend Menschen aushauchten und der in der Loge sich versiegte und durch die Menge in den Gängen noch gesteigert wurde, daß es zum Ersticken war; denkt man an den Durst, an den herabrieselnden Schweiß und an die gegenseitige Zärtlichkeit der Mitglieder dieser Familie, von denen jedes noch mehr litt durch die Leiden der anderen, so wird man begreifen, daß dieser Tag für sich allein sich an der Rache für lange Knechtschaft sättigte.“

Der König. Am gefassten schien der König: er hörte den Verhandlungen über seine Absetzung mit einer Ruhe zu und sprach mit einigen Mitgliedern der Versammlung wie ein kalter Staatsmann, als ob sie den Kaiser von Siam anlangten; er nahm sogar mit großem Behagen, was der Königin schmerzhaft war, etwas Speise zu sich, während Marie Antoinette, seine Schwester und sogar die Kinder nach keiner Nahrung verlangten. Madame Elisabeth drückte der Königin die Hand, wie wenn sie ihr Trost und Ergebung mittheilen wollte. Aber es ist schwer, mit Fassung zu hören, wie die Getreuen in der Nähe erschlagen wurden, zu sehen, wie Kleinodien aus den Tuilerien unter Verwünschungen und Beschimpfungen auf sie und Ausdrücken der Freude über ihre Demüthigung auf den Tisch des Hauses gelegt werden. Als sie die Absetzung anhörte, schloß sie ihr Auge, wie um die ganze Schwere des Schlags durchzuempfinden! Schnell sammelte sie aber wieder ihre ganze Stärke und das Gefühl der Hoheit strahlte auf ihrer Stirne. Etwa fünfzig Getreue standen in der Nähe, um den König mit ihrem Leben zu schützen und ihm Nachrichten mitzutheilen. Um sechs Uhr verabschiedeten sich seine Minister traurig von ihm, die abgesetzt waren und deren Papiere versiegelt wurden. Die Reihen um den König werden dünner, die Lichter im Saal brannten düster. Der Dauphin schlief in den Armen seiner Mutter ein. Um ein Uhr in der Nacht ward endlich gemeldet, daß die Wohnung bereit sei. Bürgerwehrmänner gaben das Geleite. Aber welch ein Unterschied zwischen der neuen und der alten Wohnung! — vier ineinander gehende Zellen des alten Feuillantslofters mit nackten Wänden, Matratzen lagen als Betten auf dem Boden — also ein Kerker nach einem Palast! Alle waren zu ermüdet, um vom aufgestellten spärlichen Mahle etwas zu genießen. — Alle wünschten nur zu schlafen nach sechsunddreißigstündigem Wachen unter Schrecken. Der König begab sich im zweiten Zimmer zur Ruhe, die Königin mit ihren Kindern im dritten, Madame Elisabeth, die Prinzessin Lamballe im vierten. Im Vorzimmer blieben fünf Fürsten, welche den König nicht verlassen wollten; das übrige Gefolge legte sich im Kloftergang, in die Mäntel gehüllt, auf den Boden.¹⁾

Die Ruhe war kurz, das Erwachen schrecklich! Heiß schien die Sonne durch die nackten Fenster. Die Königin schien lange zu zweifeln, ob es ein Traum sei oder Wirklichkeit, als sie erwachte, und brach in lautes Weinen aus, als ihr die schreckliche Wirklichkeit vor die Seele trat. Madame Elisabeth führte die Kinder herbei, die Mutter zu trösten.

¹⁾ Moore, Tagebuch, I, S. 43—46. — Tourzel, Mém., II, p. 229—230.

Madame Campan, welche in der Frühe schon den Zutritt erbeten hatte, fand die Königin in Schmerz aufgelöst: „Sie streckte uns die Arme entgegen mit den Worten: ¹⁾ „Kommt, ihr unglücklichen Frauen, und seht eine, die noch viel unglücklicher ist als ihr, weil sie schuld ist am Unglücke von euch allen! Wir sind verloren; jetzt sind wir da angelangt, wohin man uns drei Jahre lang unter Beschimpfungen aller Art geführt hat — wir werden zugrunde gehen in dieser schrecklichen Revolution und nach uns viele andere. Alle Welt hat zu unserem Untergange beigetragen, die Neuerer wie Narren, andere wie Ehrgeizige, um emporzukommen, denn der wahnsinnigste Jakobiner wollte doch Geld und Stellen, und die Menge lauerte auf Plünderung. Unter dieser ganz ruchlosen Bande ist kein einziger, welcher wahrhaft sein Vaterland liebt. Auch die Emigranten wollten nur ihre Ränkesucht und ihren Ehrgeiz befriedigen. Die Fremden aber wollten nur die Wirren Frankreichs benutzen — alle Welt hat ihren Antheil an unserem Unglück.“ — Da trat der Dauphin an der Hand der Madame Tourzel herein. „Arme Kinder!“ rief die Königin, „wie ist es schrecklich, ihnen ein so schönes Erbe nicht hinterlassen zu können. Alles geht mit uns zu Ende!“ — Sie fragte uns dann theilnahmsvoll nach dem Schicksale ihrer Frauen. — Ich kann dieses kleine Zimmer nie vergessen, wo ich sie zum letztenmale sah, wie ihre Thränen flossen und ich das Schluchzen derjenigen hörte, welche durch ihre Geburt, durch ihre Begabung von Natur, durch die Güte ihres Herzens zur Zierde eines Thrones, zum Glück eines Volkes bestimmt war.“²⁾

Dem König schnitt ein Diener die Haare ab, er theilt je eine Handvoll als Andenken, denn er hatte ja kein anderes mehr zu geben, an sie aus. Sie wollten ihm die Hand küssen, er zog sie aber zurück und umarmte sie. Das Unglück hatte allen Unterschied aufgehoben.³⁾

Wieder mußte die königliche Familie in den Saal der Versammlung gehen zu ihrer Sicherheit, wieder Beschimpfungen anhören und wie ihre Anhänger hingeschlachtet wurden. „Von meinem Sitze konnte ich die Königin erblicken,“ erzählte der Engländer Moore,⁴⁾ „sie schien den Sprechern zuzuhören, ohne ihr Gesicht zu verändern. Ihre Fassung bei dieser schweren Prüfung war erhaben. Wer konnte den Kronprinzen ohne Mitgefühl ansehen, dessen Loos ohne jede eigene Schuld in das unglücklichste verwandelt war? Die Einsperrung in diesem engen Raume schien ihm peinlich. Von den Gallerien herab ertönte Geschrei um Rache.“

Um sieben Uhr früh begann Samstag den 11. August die Sitzung und dauerte bis abends zehn Uhr. Die königliche Familie war wieder in dem engen Raume der Loge der Schreiber und ihre Getreuen standen wieder um sie her, jedes Winkes gewärtig, bereit, ihr Leben für sie zu opfern. Der Zudrang war wieder groß und die Aufregung nicht geringer als am 10. August. Unangenehm bekam der König nicht zu hören. Guérin beantragte, es möge sobald als möglich ein Erzieher für den Kronprinzen ernannt werden: war ja dies unter den Beschlüssen des 10. August. Aber dieser Versuch, etwas für das Königthum zu retten, war vergebens. Der Antrag wurde zur Seite gelegt. Umso mehr bekam der König Anklagen und Drohungen zu hören.

¹⁾ Campan, Mémoires, II, p. 253.

²⁾ Ibid. II, p. 256.

³⁾ Ibid. II, p. 253.

⁴⁾ Tagebuch während meines Aufenthaltes in Frankreich, I, S. 43, 66.

Die Königin.

Madame Campan.

Der König.

Der 11. Aug. 1792.

Chabot. Eine Deputation erklärte, die Enthebung des Königs genüge nicht, das Volk wolle die Aufhebung des Königthums. Der Cyparuziner Chabot erzählte,¹⁾ wie er den Horn des Volkes gegen die gefangenen Vertheidiger der Tuilerien zu beschwichtigen versucht habe, und wie das Volk allmählich Vernunft annehme und in denen, welche gegen es gekämpft hätten, nur Werkzeuge der Tyrannei sehe, sie aber jetzt als Brüder und Freunde betrachte. Und dabei sagte dieser rohe Mann, der kein Gefühl hatte für die Größe des Unglückes: „Das Volk verlangt nur noch, daß man Recht übe an den großen Schuldigen. Ich verlange es auch. Da aber das Gesetz keinen Unterschied der Person anerkennt, da im Lande der Gleichheit das Gesetz alle schuldigen Köpfe abschneiden muß, selbst derjenigen, welche auf dem Throne saßen, so verlange ich, daß diese Soldaten vom Volke selber nach der Abtei gebracht werden, wohin ihre Officiere schon gebracht wurden, und ich bin der guten Stimmung des Volkes so sicher, daß ich mit meinem Kopfe einstehe, daß ihnen nichts geschieht. Ich werde sie selber geleiten.“

Zustände am 11. Aug. Die Stimmung des Volkes war aber durchaus nicht so rosig, wie der Volksschmeichler Chabot that. Das Morden von Schweizern, die man jetzt erst entdeckte, dauerte am 11. August noch fort. Das Gesindel übte sich lachend im Köpfen und freute sich an den Wundungen der Opfer. Kinder spielten mit Köpfen, mit Armen von Erschlagenen. Männer und Weiber prunkten mit in Blut getauchten Siegeszeichen, Mörder taumelten angetrunken mit von Blut triefenden Säbeln herum.²⁾ Noch immer brannte es um den Palast; wer in denselben wollte, mußte über angebrannte oder zerstückelte Leichen treten. Der Anblick war entsetzlich; die Fenster zerschmettert, „an den schönen Tapeten, an welchen die Mörder ihre Hände abgewischt hatten, klebte noch das Blut. Auf den einst so schönen Fußböden lagen Leichen, zerbrochene Statuen, Armlenlechter, zerrissene Kleider.“ Dem Engländer Moore wurde beim Anblicke übel,³⁾ wie in die brennende Kaserne der Schweizer die Leichen geworfen wurden. Er sah eine Reihe von Bürgerwehrmännern, von denen jeder einen Mann in einer weißen Weste ohne Rock an der Hand zur Versammlung führte. Die letzteren waren gefangene Schweizer. Das Volk verlangte laut die Köpfe der Armen. Lacroix theilte der Versammlung ihre Gefahr mit. Die Schweizer stellte, um das Volk zu beschwichtigen und die Schweizer zu retten, den Antrag zu einem Kriegsgericht. Aber die Zuhörer auf den Gallerien wollten von Mitleid nichts wissen und schrien: „Rache, Rache! Diese Menschen haben unsere Brüder gemordet!“ — Draußen heulte der Pöbel nach den Köpfen und schärfte seine Säbel.⁴⁾ Moore erzählt, wie einige Abgeordnete gerade hinauf zu den Wütherrichen auf den Gallerien redeten und sie um Menschlichkeit anflehten: die Schweizer hätten nur Befehlen gehorcht, sie hätten nicht gewußt, daß man sie gegen Bürger gebrauchen wolle; sie seien keine Feinde der französischen Nation. Da erhoben einige Schweizer die Hände flehend empor, um die Wahrheit des letzteren Satzes zu bezeugen. „Blut, Blut!“ riefen die Leute auf den Gallerien. — „Großer Gott, was sind das für Kannibalen!“ rief der Präsident Vergniaud. Man wußte nicht, wie weit die Wuth des Pöbels gehen könne. Casson, ein Abgeordneter, bat den König, sich mit seiner Familie in den engen Gang vor der Loge zu begeben, sobald das Volk in den Saal eindringe. König und Königin erwarteten jeden Augenblick den Tod und der König, der immer zuletzt an sich

¹⁾ Histoire parlementaire, XVII, p. 34.

²⁾ Fennel, Review, p. 240.

³⁾ Moore, Tagebuch, I, S. 40.

⁴⁾ Hist. parlem., XVII, p. 35—36.

selber dachte, hat seine treuen Diener, ihn zu verlassen, damit sie nicht mit ihm ermordet würden. Den Ministern, die vor der Versammlung all sein Thun auf sich nehmen wollten, verwehrt er dies, sie würden unnütz nur die Zahl der Opfer vermehren und dadurch seinen Kummer nur vergrößern. „Darum befehle ich euch, zieht euch zurück und kommt nicht mehr hieher.“¹⁾

Da trat der Justizminister Danton ein und rief mit Stentorstimme: „Die französische Nation hatte, müde des Despotismus, eine Revolution gemacht, doch allzuedelmüthig mit den Tyrannen verhandelt. Die Erfahrung hat ihr aber bewiesen, daß an eine Befehrung der alten Unterdrücker des Volkes nicht zu denken ist; sie tritt darum also jetzt wieder in den Vollbesitz ihrer Rechte ein. Doch zu allen Zeiten, und namentlich bei Vergehen der Einzelnen, muß die Volkswrache da aufhören, wo das Walten der Gerechtigkeit beginnt. Ich nehme vor der National-Versammlung die Verpflichtung auf mich, die Menschen, die in ihren Räumen sind, zu beschützen und stehe für ihre Sicherheit ein und werde an ihrer Spitze einhererschreiten.“ — Und das Volk gehorchte der Stimme seines Lieblings, das Geschrei nach Blut hörte für jetzt auf. Die Schweizer setzten sich hinter die Deputierten, bis sich die Menge verlaufen hatte, dann brachte man sie in die Abtei, wo sie ein Opfer der Septembertage wurden.²⁾

Das waren also Todesdrohungen, mit denen Beschimpfungen des Königs abwechselten.

Die Section von Marseille erklärte, daß sie Ludwig XVI. fortan nur noch „Ludwig den Verräther“ nennen werde, und daß es keinem ihrer Mitglieder gestattet sei, ihn anders zu nennen, und in allen Häusern, wo ein Bild des Königs oder ein Bildnis der Mitglieder der königlichen Familie sei, dasselbe abgenommen werden müsse, denn fortan müsse die Freiheit die einzige Zierde der Häuser sein. Vergebens mahnten Gors an die Gefahren der Zertrümmerung und andere an den Wert der Kunstwerke. Thuriot entgegnete, die Versammlung müsse einen großen Charakter zeigen und alle Denkmäler zerstören, welche dem Hochmuthe und dem Despotismus geweiht waren.³⁾ Albites Antrag drang durch, eine Statue der Freiheit müsse auf denselben Stätten errichtet werden. So fielen denn die Kunstdenkmäler, das Standbild Ludwigs XIV. auf dem Platze Vendôme und Victoire; auf dem Hufe des Pferdes fand man die Zahl 1692 — also war es gerade hundert Jahre gestanden. So fielen die Bildsäulen Ludwigs XIII. auf dem Königsplatze, Ludwigs XV. auf dem Platze, der seinen Namen trug. Die Beliebtheit Heinrichs IV. rettete seine Reiterstatue auf dem Pont-Neuf ebensowenig, als die National-Cocarde, mit der man es geschmückt hatte. Den Freunden der Kunst, die über diese Zertrümmerung seufzten, antwortete man: Die Freiheit werde statt eines verlorenen Meisterwerkes tausende wieder aufstellen.⁴⁾

¹⁾ Tourzel, Mémoires, II, p. 224.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XVII, p. 31—36.

³⁾ Ibid. XVII, p. 32.

⁴⁾ Moore, Tagebuch, I, S. 52.

Der König mußte indes einen harten Beschluß nach dem anderen anhören, ein Freudengebrüll nach dem andern über die Einnahme der Tuilerien. Die Fahne, welche man den getreuen Schweizern entrissen, wurde in der Wölbung des Saales aufgehängt; der Intendant seiner Civilliste wurde in das Gefängnis der Abtei abgeführt. Betraute sollten alle Papiere des Königs durchsuchen und Bericht erstatten. Der König mußte Condorcets boshaften Bericht über den 10. August und über die Nothwendigkeit, ihn zu entthronen, mitanhören: Alles, was die Jakobiner ihm und dem Adel und den Priestern vorwarfen, war darin aufgezählt: er war darin als der Urheber aller Leiden Frankreichs bezeichnet, es war ein Stich nach dem andern in das Herz des gutmüthigen Ludwig; der schmerzlichste war aber, als die Versammlung beschloß, dieser gehässige Bericht solle an alle Gemeinden des Reiches versendet, der gute König also, dem Heinrich IV. als Ideal vorgeschwebt hatte, in der Meinung jedes Franzosen entehrt werden.¹⁾

Dann folgten Verhandlungen über die Wohnung des Königs. Durch Beschluß vom 10. August war das Luxembourg hiefür bestimmt. Dies Palais aber war seit den Maßregeln gegen die Emigranten versiegelt. Köderer verlangte im Namen des Departements Wegnahme der Siegel. Die Commune aber legte alle Schwierigkeiten in den Weg; sie wollte den König in einem engen Gefängnisse haben und setzte ihren Willen gegen den Willen der Versammlung durch.

Sie ließ einfach sagen, das Luxembourg biete keine Sicherheit, es habe mehrere geheime Ausgänge. Die Mauern, die den Garten umgeben, seien zu niedrig; auch könne die Bürgerschaft da nicht für die königliche Familie einstehen. Der Temple sei viel besser oder der bischöfliche Palaß. In der Nationalversammlung hieß es aber, aus dem Temple könne man eben so leicht entinnen, wie aus dem Luxembourg, dagegen eigne sich das Justizministerium zur Wohnung des Königs:²⁾ da solle er unter Aufsicht des Bürgermeisters und des Befehlshabers der Nationalgarde von Paris stehen, sollen 500.000 Franks für ihn und seine Familie verwendet werden.³⁾ Beim Namen Temple schauerte die Königin zusammen und sagte leise zur Tourzel: „Sie werden sehen, sie sperren uns in den Temple ein; ich hatte immer eine Abscheu vor diesem Thurm und hat tausendmal den Grafen Artois, ihn niederreißen zu lassen. Ich hatte also eine Ahnung von allem, was wir darin zu leiden haben werden.“⁴⁾ Diese Ahnung der Königin war leider nur zu richtig. Die Commune weiß ihren Willen durchzusetzen. Pétion und Manuel eilen an der Spitze einer großen Deputation in die Versammlung. Manuel hebt an:⁵⁾ „Frankreich ist frei, weil endlich auch der König sich dem Gesetze fügen muß. Euer Ruhm ist es, allen Völkern dieses große Beispiel gegeben zu haben. Ludwig XVI. hat sich nur noch vor dem Souverän zu rechtfertigen, und dieses Recht allein stellt ihn unter den Schutz der Nation. Der Temple kann ganz gut dem König und seiner Familie zur Wohnung dienen: er wird da bewacht sein von zwanzig Mann, welche die 48 Sectionen

stellen. Wenn ihr der Nation den König, seine Frau und Schwester anvertraut, so werden sie morgen mit aller geziemenden Achtung dahin gebracht werden. Man wird ihre Correspondenz unterdrücken, denn sie haben nur Verräther zu Freunden. In den Straßen, durch welche sie dahin gebracht werden, sollen alle Soldaten der Revolution stehen, vor denen sie erschrecken müssen, weil sie glauben, daß unter ihnen Sclavenseelen seien, bereit, dem Despotismus zu dienen: ihre größte Strafe wird sein, wenn sie den Ruf hören: „Es lebe die Nation, es lebe die Freiheit!“

Der Präsident der Versammlung hält den Beschluß entgegen, daß der Justizpalast schon bestimmt sei. Manuel aber meint, er sei von vielen Häusern umgeben, und der König könne leicht entweichen. Und die Versammlung ist schwach genug, nachzugeben, nennt aber, um ihre Schande zu verdecken, den Temple nicht, sondern, „überläßt der Stadt Paris die Sorge für die Wohnung des Königs und vertraut ihr seine Bewachung an.“¹⁾ — Mit größtem Aufsehen, zur tiefsten Demüthigung, sollte die Überfahrt in den Temple stattfinden.

Indes wurden der König und seine Familie abends zehn Uhr wieder in ihre vier kleinen Zimmer zurückgebracht, die treuen Diener aber wurden aufgefordert, den König zu verlassen. Grangeneuve hatte nämlich behauptet, die Versammlung könne unmöglich für das Leben und die Sicherheit des Königs einstehen, wenn man unbekannte Personen zu ihm lasse.²⁾ Ein Essen stand bereit, aber der Gedanke, man müsse scheiden, man sehe sich zum letztenmale, machte die Stimmung bitter. „So bin ich also im Gefängnisse!“ sagte der König. „Karl I. war glücklicher als ich, man trennte ihn nicht eher von seinen Freunden, als bis er das Schafott betrat.“ — Seit dem Beginne der Revolution stand ja, wie eine Vorahnung seines Schicksals, das Bild des unglücklichen Stuart vor seinen Augen, er las seinen Prozeß und merkte sich insbesondere, daß Karl zum Tode verurtheilt worden sei, weil er den Kampf gegen sein Volk begonnen.³⁾

Peltier erzählt:⁴⁾ „Die Gewißheit einer bevorstehenden Trennung verbreitete über die Mahlzeit eine unbefreibliche Traurigkeit. Die Nahrung war mit Unwillen vermischt. Der König aß nicht. Dadurch verlängerte er die Mahlzeit und verschaffte er sich das mit Schmerz verbundene Vergnügen, jene lieben und getreuen Männer noch etwas länger zu sehen, ehe er ganz in die Hände der Wütherriche fiel. Endlich mußte man sich trennen. Ein schrecklicher Augenblick! Der König, welcher wußte, daß bereits ein Decret der Versammlung vorhanden war, vermöge welches diese getreuen Diener in Verhaft genommen werden sollten, sobald sie ihn würden verlassen haben, befahl ihnen selbst, sich weg zu begeben und wo möglich sich zu retten. Er umarmte sie weinend und schluchzend, und erjuchte sie, auch seine Kinder zu umarmen; er schien ihnen das letzte Lebenswohl zu sagen. Die Königin sprach mit der ihr eigenen Anmuth: „Erst jetzt, meine Herren, fangen wir an ganz einzusehen, wie schrecklich unsere Lage ist; durch Ihre Ergebenheit und Ihre Bemühungen hatten Sie dieselbe gemildert, unsere

¹⁾ Mémoires de Mad. de Tourzel, II, p. 231—232.

²⁾ Buchez et Roux, I. c. XVII, p. 64.

³⁾ Die Commune von Paris ist also die Nation. „Si vous confiez à la nation le roi, sa femme et leur soeur.“

⁴⁾ Tourzel, Mémoires, II, p. 232—233.

⁵⁾ Hist. parlem., XVII, p. 69.

¹⁾ „Laisse à la commune de Paris le soin de fixer la demeure du Roi et confie la garde du Roi et de sa famille aux vertus des citoyens de Paris.“ — Buchez et Roux, I. c. XVII, p. 65—69.

²⁾ Mortimer-Ternaux, I. c. III, p. 20.

³⁾ Peltier, I. c. S. 258.

⁴⁾ Ausführliches in Beauchesne, Louis XVII., vol. I. Paris 1861.

Condorcets Bericht.

Unterbringung des Königs.

Der Temple.

Manuel.

Die Nationalversammlung gibt nach.

Abschied des Königs von seinen Dienern.

Dankbarkeit wird . . .“ Hier wurde die Königin durch die Wache unterbrochen, welche die Treppe heraufkam, um die Edelleute in Verhaft zu nehmen. Sie retteten sich durch eine geheime Treppe und trennten sich nachher, um vom Volke nicht erkannt zu werden. Vor ihrer Entfernung warf noch einer von ihnen, Herr Dbyer, fünfzig Louisdors auf den Tisch, weil er wusste, daß weder der König, noch die Königin Geld bei sich hatten. Die Königin rief ihm zu: „Behalten Sie Ihr Geld, meine Herren; denn Sie werden, wie ich hoffe, länger leben als wir.“

Nach dem Temple.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht sorgen, — so auch Ludwig XVI. Nachmittags 13. August fand die Überfahrt der königlichen Familie nach dem Temple statt — in zwei Wagen. Pétion setzt sich wieder, wie bei der Rückkehr des Königs aus Varennes, in den Wagen, es ist aber kein Barnave mehr da, nur ein Manuel. Die Fahrt geht sehr langsam, damit sie beide ihren Triumph und die Demüthigung des Königs recht genießen. Die Straßen sind dicht besetzt mit Volk und Bürgerwehr, die da schreien: „Nieder mit dem Tyrannen!“ — Mit Schadenfreude zeigt Pétion auf dem Place Vendôme die umgestürzte Bildsäule Ludwigs XIV., der Unhold mit dem lächelnden falschen Gesichte hat kein Mitleid mit dem Unglücke. „Sehen Sie, wie das Volk seine Könige behandelt!“ sagt Manuel. „Gebe Gott,“ antwortete der König mit Ruhe und Würde, „daß seine Wuth sich nur an leblosen Dingen austobe.“¹⁾ Aus dem Auge der Königin blüht ihm die Verachtung der Majestät entgegen. „Sehen Sie etwas freundlicher, Madame, sonst wird das Volk erbittert und ich kann für die Folgen nicht stehen“, warnt Tugend-Pétion. Der Königin Auge schließt sich jetzt, sie mag weder den Bürgermeister mehr sehen, noch das Volk. — Im zweiten Wagen fahren mit Madame Elisabeth die Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel. Im alten Temple roher Empfang. Das Gebäude war beleuchtet wie zu einem Freudenfeste. Im großen Saale waren alle Mitglieder der neuen Commune, keines zog vor dem König den Hut ab, eines nach dem andern redete mit unverkämter Vertraulichkeit duzend den König an. Die Trunkenheit der Macht hatte ihnen alles Gefühl für die Größe des Unglücks benommen. Pétion bezeichnet das Schlafzimmer, der König meint, er könne es sich selber wählen; aber Pétion fährt ihn an: „Hier müssen Sie schlafen, denn das ist der Wille des Volkes.“ — Also ist Pétion das Volk. —

Hoheit Pétions

und der Commune.

Das Tribunal vom 17. August 1792.

Das Tribunal vom 17. Aug.

Um das Volk zu beschwichtigen und dem Morden Einhalt zu thun, hatte die Legislative die Einrichtung eines Kriegsgerichtes (cour martiale) versprochen; sie beeilte sich aber nicht damit. Clavière, welcher in Abwesenheit

¹⁾ Tourzel, Mémoires, II, p. 239.

Servans dasselbe einrichten sollte, meldete, daß ihm Santerre hiefür noch nicht die geeigneten Officiere der Nationalgarde bezeichnet habe. Das gieng der Commune zu langsam und war zu förmlich, sie wollte ein Volksgericht mit unumschränkten Vollmachten, dessen Urtheile rasch vollzogen werden sollten. Sie sandte am 14. August zwei Bevollmächtigte, welche die schnelle Genehmigung eines Volksgerichtes für die Verräther vom 10. August fordern sollten — „ist es noch nicht genehmigt, so ist unser Auftrag, zu warten.“¹⁾

Die Commune.

Das war doch zu grob. Gaston entgegnete darum, der Ausdruck „wir müssen warten“ laute wie ein Befehl von der Commune; die Herren möchten doch bedenken, daß sie zur National-Versammlung sprechen. — Hérault-de-Séhelles hob hervor, der Ausschuss für diese Frage habe vergebens die Vertrauensmänner der Commune eingeladen zu einer Besprechung über die von Santerre erhobenen Schwierigkeiten. — Thuriot machte darauf aufmerksam, daß ein außerordentliches Gericht nöthig sei und eine Neuwahl von Geschworenen, da die bisherigen das Vertrauen nicht befaßen.

Die Versammlung stand denn auch vom Kriegsgerichte ab und genehmigte die Wahl neuer Geschworenen, hielt aber an den Formeln des Gesetzes vom 29. September 1791 für das Criminalgericht fest, wonach es eine Jury der Anklage, eine Jury fürs Urtheil, eine Berufung gegen das letztere an einen Cassationshof gab, und der Angeklagte das Recht hatte, einige Geschworene zurückzuweisen, und worin auch die Frist für Anhörung der Zeugen bestimmt war.

Ob eine Jury.

Die Gemeinde wollte aber kein Recht, sondern Rache. Sie wollte nicht schützende Formen, sondern rasche Vernichtung ihrer Gegner, und sandte darum Robespierre an der Spitze einer großen Deputation an die National-Versammlung, und dieser hob hervor: die öffentliche Ruhe und die Freiheit hänge ab von der Bestrafung der Schuldigen; darum müsse man Schnelligkeit und ausreichende Mittel fordern.

Die Commune.

„Seit dem 10. August ist die Rache des Volkes noch nicht befriedigt. Ich weiß nicht, welche unüberwindlichen Hindernisse ihr entgegentreten. Euer Beschluß ist unzureichend. Er umfaßt nicht die Ausdehnung der Verbrechen, welche das Volk bestrafen soll; er spricht nur von Verbrechen, die am 10. August begangen wurden. Das heißt — die Rache des Volkes zu sehr einschränken, denn diese Verbrechen gehen viel weiter zurück. Die schuldigsten Verschwörer haben sich am 10. August gar nicht gezeigt, und man könnte sie nach eurem Gesetz unmöglich bestrafen. Diese Menschen, welche unter der Maske der Vaterlandsiebe den Patriotismus vernichten wollten, die, um die Gesetze umzustößen, gern die Sprache der Gesetze — redeten, dieser Lafayette, der vielleicht nicht in Paris war, aber da sein könnte, diese Leute würden alle der Rache der Nation entgegen. Aber jetzt ist die Zeit eine andere geworden. Denken wir nur an die Grundsätze, an das öffentliche Bedürfnis

Robespierre.

¹⁾ „S'il n'est pas rendu, notre mission est d'attendre.“ — Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 76. — Wallon, Histoire du tribunal révolutionnaire de Paris, vol. I, p. 3. Paris 1880.

und an die Anstrengung, die das Volk für seine Freiheit gewagt hat! Das Volk muß eine Regierung haben, die seiner würdig ist. Es muß wegen der neuen Umstände auch neue Richter haben. Wolltet ihr die alten Rechtsverdreher wieder wählen, so kämen wir in das alte Chaos zurück, welches die Nation fast zugrunde gerichtet hat. Das Volk umgibt euch mit seinem Vertrauen. Bewahret es und stoßt den Ruhm nicht zurück, die Freiheit zu retten, um, ohne Nutzen für euch, auf Kosten der Gleichheit, zum Hohne der Gerechtigkeit, einen Zustand des Hochmuthes und der Unbilligkeit zu verlängern. Das Volk ruht, aber es schläft nicht. Es will die Bestrafung der Schuldigen und es hat Recht. — Ihr dürft ihm keine Gesetze geben, die seinem einmüthigen Wunsche widersprechen. Wir bitten euch also, uns gewisse Behörden vom Halse zu schaffen, in die wir kein Vertrauen mehr haben, diese doppelte Form der Rechtsprechung aufzuheben, wodurch ein Prozeß nur hingezogen und die Straflosigkeit zugesichert wird. Wir verlangen, daß die Schuldigen durch Vertrauensmänner nach der Wahl aller Sectionen gerichtet werden, im Namen des Volkes, als des einzigen Souveräns."

Robespierre verlangt Blut.

Die National-Versammlung gibt nach.

Brissot.

Das war eine derbe Sprache von Seite dieses blutrünstigen Menschen! Begreiflich, daß ihn Chabot unterstützte. Die Versammlung gab wiederum nach und beschloß, ein Volksgericht solle gebildet werden und über die Art seiner Einrichtung solle noch im Laufe der Sitzung ein außerordentlicher Ausschuss Bericht erstatten. Es waren Girondisten, die diesen Ausschuss bildeten. Konnten sie mit Ehren die Wünsche der Commune in Gesetzesform umwandeln und ein Gericht schaffen, ohne Appellation, ohne ernstlichen Schutz für den Angeklagten? Wenn ja, so war es jetzt an der Zeit, daß sie ernstlichen Widerstand leisteten. Doch Brissot war der Berichterstatter und nach der gewohnten Art gaben die Girondisten, statt gleich von Anfang für das, was Recht war, einzustehen und das Ganze zu retten oder mit dem Ganzen zu fallen, die eine Hälfte auf, um die andere zu retten. Sie opferten das Recht des Angeklagten, an den Cassationshof zu appellieren, nur um die Wahl neuer Richter zu verhindern. In einem Aufrufe der National-Versammlung an die Bürger von Paris setzte Brissot in schwunghafter Sprache die Gründe des Beschlusses auseinander.

Aufruf an die Pariser.

Wir heben die schlagenden Sätze heraus: „Eure Feinde sind besiegt. Ja, die einen haben ihr Verbrechen schon mit dem Leben gebüßt, die andern sind in Ketten. Man muß ein großes Beispiel der Strenge hinsichtlich der letzteren aufstellen, aber sie nicht mit dem Schwert des Despotismus schlagen. Der National-Convent wird über das Schicksal der Verfassung entscheiden; bis dahin aber muß man sich an sie halten, diese aber setzt eine doppelte Jury fest, die der Anklage und des Urtheils, und daß Richter die Strafe bestimmen. Die Legislative kann dieses Gesetz nicht umstoßen. Sie kann auch kein Kriegsgericht einsetzen; denn nicht alle Angeklagten sind Soldaten, und nach dem Wortlaut des Gesetzes sollen beim Kriegsgericht zwei Drittel Officiere der Linie sein. Nun gibt es aber in Paris gegenwärtig gar keine Truppen, man müßte sie von der Grenze kommen lassen. Auch ist gar keine Bestimmung im Militärgesetze, die auf die Verschöbderung vom 10. August paßt. Was sollte also die National-Versammlung machen? Um dem Wunsche des Volkes gerecht zu werden, hat sie beschlossen, daß jede Section

vier Geschworene ernenne. Das Schicksal der Angeklagten ist also in den Händen von Männern, die von ihren Mitbürgern gewählt sind, von Männern, die nicht ermangeln werden, den Prozeß zu beschleunigen und unparteiische Gerechtigkeit zu üben. Die Anklagejury beginnt heute schon und kann mit der Untersuchung in wenigen Tagen fertig sein. Die Jury des Urtheils spricht sich über die Thatsache aus und der Richter bestimmt die Strafe nach dem Gesetz. Wegen der Menge der Schuldigen und der Nothwendigkeit eines strengen Gerichtes hat die Versammlung die Berufung der Angeklagten an den Cassationshof für ungiltig erklärt. Es bleibt also weder für die Schnelligkeit, noch für die Gerechtigkeit etwas zu wünschen übrig. Man hätte vielleicht noch raschere Formen finden können, aber sie gehören bloß dem Despotismus an. Dieser allein glaubt durch Grausamkeit sich nicht zu entehren. Ein freies Volk jedoch will und muß gerecht sein, auch in seiner Rache. Seid auf eurer Hut! Die Aristokraten sind wüthend auf die Revolution vom 10. August und wollen sie schänden, indem sie euch treiben, das Gesetz zu verletzen. Eure Vertreter müssen sich ans Gesetz halten, sonst sind sie weder eurer würdig, noch der Freiheit. Ihr habt gesiegt, seid also ruhig! Erwartet still das Urtheil des Gesetzes, es wird treffen und schnell treffen, denn eure Geschworenen sind ja eure Vertreter und der Triumph der Freiheit wird ihnen ebenso lieb sein als euch selber."

Aber die Commune war nicht zufrieden damit, daß den Angeklagten das Recht der Berufung genommen ward. Sie ließ auf der einen Seite am 16. August durch die Section die Geschworenen ernennen, sandte aber früh am 17. an die Versammlung eine Deputation, deren Sprecher in grober Weise der National-Versammlung drohte.¹⁾

Troß der Commune.

„Als Bürger und Beamter des Volkes komme ich, euch zu erklären, daß heute Nacht um zwölf Uhr die Sturmglöcke läuten und der Generalmarsch geschlagen wird, und das ganze Volk zum zweitenmal aufstehen wird. Was? Wie sollte die Aristokratie ihr schenßliches Haupt unter euch wiederum erheben! Sollen die Grundsätze der Gerechtigkeit wiederum andere Seiten für das Volk und andere für die Tyrannen haben? Die Geschworenen sind bereit, aber für die Bestimmung der Strafe brauchen wir keine Richter. Das Criminalgericht hat das Vertrauen des Volkes verloren. Ich verlange, daß ihr, ohne fernere Weitläufigkeit, auf der Stelle beschließet, ein Bürger soll in jeder Section erwählt werden, um sogleich ein Criminalgericht zu bilden. Ich verlange ferner, daß das Schloß der Tuilerien der Tempel sei, wo die Gerechtigkeit ihre der Rache des Volkes schuldigen Beschlüsse verkündet. Ich verlange, daß Ludwig XVI. und Marie Antoinette, da sie so gierig waren nach Blut, sich endlich nach Luft erfättigen können, indem sie das Blut ihrer ruchlosen Mitschuldigen fließen sehen. Ihr habt dem französischen Volk Gerechtigkeit versprochen, ihr müßt sie ihm geben, es wartet darauf. Dann wird es in euch würdige Vertreter und treue Dolmetscher seines Willens sehen."

herrliche Sprache.

1) Die Histoire parlementaire, XVII, p. 89, zweifelt, ob der Sprecher Robespierre war. Mortimer-Ternaux fand den Entwurf der Rede von Vincent Duvault unterzeichnet. Robespierre, meint er, möge sie eingegeben haben. Die abweichende Form der Rede im „Moniteur“ und im „Patriote français“ schreibt er dem leichtbegreiflichen Streben der Giroude zu, ihre Beschimpfung in der National-Versammlung durch die Commune nicht bekannt zu machen. Hist. de la Terreur, III, p. 84.

So herrisch sprach die Commune zur National-Versammlung. Diese bittere Demüthigung für sie — empfanden selbst Männer von der äußersten Linken.

Schwäher Widerstand. Choudieu erklärte,¹⁾ das Gesetz genüge; die Leute, welche so herkämen und derart schrien, seien keine wahren Freunde des Volkes; man müsse es belehren, nicht ihm schmeicheln. Thuriot redete²⁾ von Zwang, den man der Versammlung anthue, die nicht bloß an die Stadt Paris, sondern an das Wohl des ganzen Landes zu denken habe. Da man mit einer neuen Revolution drohe, so solle die Versammlung zeigen, daß sie entschlossen sei, eher zu sterben, als einen Angriff auf das Gesetz zu dulden. „Weg mit Beamten, welche dem ersten Drange des irreführten Volkes nachgeben! Ich liebe die Freiheit, ich liebe die Revolution; aber wenn sie nur durch ein Verbrechen gesichert werden kann, so will ich mir lieber den Dolch ins Herz stoßen. Wir müssen zusammenhalten und allenthalben unsere Liebe zum Gesetze und zum Gemeinwohl bewahren. Die Revolution ist nicht bloß für Frankreich gemacht, wir sind der ganzen Menschheit dafür verantwortlich. Alle Völker sollen einst die französische Revolution segnen.“

Die National-Versammlung würde. Aber in diesen Bethuerungen verdunstete die Kraft des Widerstandes der Versammlung. Eine Abordnung von Geschwornen kam und drohte: „Ihr scheint nicht zu wissen, was in Paris vorgeht.“ Ein großer Theil der Richter des Criminalgerichtes verdient das Vertrauen des Volkes nicht. Wenn die neue Jury nicht längstens binnen zwei Stunden in Thätigkeit ist, so werden greuliche Dinge in Paris vor sich gehen. Verlaßt doch den langsamen Gang des Gerichtes! mit solchen Halbheiten zwingt ihr das Volk zu einem neuen Aufstand; nur seine Thatkraft hat es bisher gerettet. Darum erhebt euch zur Größe des Volkes, um sein Vertrauen zu verdienen.“ So sank die Versammlung zum Lehrbuben der Commune herab, dem diese nach Laune Verweise gab, und den sie nur als eine Maschine zum Beschlußfassen gebrauchte.

Hérault-de-Séhelles hat schon einen Bericht im Saal, der im wesentlichen die Wünsche des Gemeinderathes von Paris in Gesetzes-Paragraphen ausdrückt und in schönen Worten die Niederlage der Versammlung verdeckt, welche, durch Drohungen eingeschüchtert, ihn beifällig genehmigt und damit die Commune als Herrin anerkennt.

Tribunal du 17 Août. „Das Gericht über die Verbrechen am 10. August besteht aus zwei Abtheilungen, von denen jede vier Richter, vier Ersatzmänner, einen öffentlichen Ankläger, zwei Gerichtsschreiber, vier Schreibgehilfen und einen Vertrauensmann aus dem Volke enthält. Die zwei ersten Richter, welche gewählt werden, sind die Vorsitzenden je einer Abtheilung. Die Richter, die öffentlichen Ankläger und die Leiter des Gerichtshofes amten nach dem Gesetze vom 29. September 1791; sie werden ernannt von einem Wahlkörper, zu welchem jede Section von Paris einen Wahlmann ernimmt. In diesem Wahlkörper übernimmt der Älteste den Vorsitz, die zwei Ältesten nach ihm prüfen und zählen die Stimmen, und alle drei ernennen

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 92.

²⁾ Ibid. XVII, p. 93.

³⁾ Ibid. XVII, p. 93.

einen Protokollführer. — Der Procurator der Gemeinde soll auf der Stelle die Sectionen zur Wahl von Wahlmännern auffordern und jede Section scheidet alsbald ihren Erwählten sammt dem Wahlprotokoll in das Stadthaus. Sobald sechs- unddreißig solcher Wahlmänner beisammen sind, beginnen sie den Wahlgang und ernennen sieben Directoren der Jury. Vier Directoren bilden ein Tribunal, welches die Obliegenheiten der gewöhnlichen Gerichte besorgt, wenn die Directoren der Jury dieselben benötigen. Die zuerst ernannten Directoren bilden das Tribunal. Die nöthigen Eigenschaften zu einem Ersatzrichter, zu einem Leiter der Jury, zu einem öffentlichen Ankläger, zu einem National-Commissär sind ein Alter von fünf und zwanzig Jahren und bisherige Thätigkeit als Richter, als Sachwalter bei einem Gericht wenigstens ein Jahr lang. Zur Ernennung von Richtern, Ersatzmännern, öffentlichen Anklägern ist absolute Stimmenmehrheit im Wahlkörper nöthig, zu der der Gerichtsschreiber nur relative. Die Erwählten schwören in Gegenwart der Gemeindevertreter den Eid, treu zu sein der Nation, die Freiheit, die Gleichheit und die Ausführung der Gesetze aufrecht zu erhalten oder an ihrem Plaze zu sterben. Die beiden Abtheilungen des Criminalgerichtes sind in ununterbrochener Thätigkeit und die Frist zwischen der Berufung und der Vereingung der Jury der Anklage und der des Urtheils kann höchstens vier und zwanzig Stunden dauern. Dieses Gesetz soll von den Gemeindevertretern am heutigen Tag noch auf den öffentlichen Plätzen von Paris feierlichst verkündigt, im Versammlungsorte der Sectionen angeschlagen, und der Bericht, daß es geschehen sei, der National-Versammlung mitgetheilt werden.“

Dies geschah auch. Am Morgen des 17. August ward der Beschluß gefaßt, dann schnell verkündigt — allerdings waren die Wahlen nur die einer Minderheit. — Zwölf Stunden später waren schon 33 Wähler im Stadthaus beisammen und wählten, ohne weiter auf andere zu warten, sich selbst und ihre nächsten Vertrauten. Am 18. August, morgens sechs Uhr, war alles fertig, und um fünf Uhr abends führte Pétion das Gericht schon im Justizpalast in den großen Saal des heil. Ludwig ein. Die acht Richter waren: Robespierre, Dffelin, Mathien, Pepin-Desgrouettes, Lavau, Vilain-Daubigny, Dubail, Coffinhal: einer nach dem andern trat auf eine Erhöhung bei der Schwelle des Justizpalastes und sprach feierlich: „Bürger, ich bin der und der, aus der und der Section, wohne in dem und dem Haus; hab' ich mir irgend einen Vorwurf zu machen, bevor ich das Recht habe, über andere zu richten?“ Niemand machte einen Einwurf.

Der erste, der als Richter gewählt worden, war Robespierre; er lehnte jedoch ab. Was konnte er erreichen, wenn er Richter blieb? Nichts; denn er mußte dann die Stelle im Gemeinderathe aufgeben, und dort lag im Augenblick alle Gewalt. — Er veröffentlichte die Gründe seiner Ablehnung im „Moniteur“ vom 28. August 1792. „Ich habe vom Anfang der Revolution an die Mehrzahl dieser Hochverräther bekämpft und als solche öffentlich hingestellt. Ich könnte über die nicht richten, deren bekannter Feind ich war, und ich müßte mich erinnern, daß sie meine Feinde waren, wenn sie auch Feinde des Vaterlandes sind. — Auch ist die neue Thätigkeit unverträglich mit der eines Gemeinderathes. Ich bin auf dem Posten geblieben, auf dem ich war, überzeugt, daß ich hier dem Vater-

lande am besten dienen könnte.“ An seine Stelle kam Desvieux. Öffentliche Ankläger waren Lullier und Réal. Directoren der Geschworenen war Poiseau, Fouquier-Tinville¹⁾ und Dobsent.

Die National-Versammlung bestimmte am 19. August,²⁾ das, um den Gang des Gerichtes zu beschleunigen, der Angeklagte nicht vierundzwanzig Stunden, sondern nur zwölf Stunden vor der Verhandlung über ihn das Verzeichnis der Zeugen bekommen solle, daß man ihn nicht zu fragen brauche, ob er einen Bertheidiger habe, und ihm einen Bertheidiger von Seite des Gerichtes geben müsse, wenn er keinen habe; daß ihm nur drei Stunden gewährt seien, um seine Einsprache gegen die Geschworenen vorzulegen, und daß die bisher übliche Frist von drei Tagen zwischen der Verkündung des Richterspruchs und der Vollziehung desselben aufzuheben sei. Für die Vollziehung der Urtheile hatte die Gemeinde schon gesorgt: nämlich am 16. August wurde die Guillotine auf dem Carrouselplatz aufgestellt, angesichts der Tuilerien, „von wo der Angriff auf die Volks-Souveränität ausgegangen sei. Da, wo es begangen worden sei, müsse ein Verbrechen auch bestraft werden.“

Das Gericht begann sogleich seine Thätigkeit. Der erste, den es verurtheilte, war Louis David Collenot d'Angremont, einst Secretär der Administration der Nationalgarde und später an der Spitze einer Verbindung für die königliche Sache — ein ungefährlicher Mann, den man aber zum Haupte einer Verschwörung stempelte, die den Zweck gehabt habe, eifrige Patrioten zu ermorden oder vor Gericht gegen sie zu zeugen. Mortimer-Ternaux sagt mit Recht: „In der Geschichte unserer Revolution bemerkt man oft, daß die Sieger die Verbrechen, welche sie selber begangen, ihren niedergeworfenen Gegnern andichten und sie an ihnen bestrafen.“³⁾ Das Verhör hatte dreißig Stunden gedauert. „Opfer des Gesetzes,“ sagte der Präsident, „gehen Sie mit Muth zum Tod, eine aufrichtige Reue ist alles, was die Nation verlangt“ — wohlverstanden den Kopf dazu.⁴⁾ Fünf Stunden nach der Verkündung des Urtheils, abends neun Uhr bei Fackelbeleuchtung, bestieg der Arme das Schafott: während der Pöbel in die Hände klatschte, wurde er unter Fackelschein hingerichtet.

Der zweite, der am 23. August an die Reihe kam, war Laporte, Intendant der Civilliste seit 1790. Er hatte das Schreiben des Königs, als dieser nach Varennes floh, an die National-Versammlung übergeben.⁵⁾ Man machte ihn verantwortlich für das, was er im Auftrage seines Herrn gethan: er habe Geld ausgegeben für Druckfachen gegen die Jakobiner, für die Bertheidigung des Schlosses, zu Decken für die Schweizer darin, Geld für Berichterstatter über die Stimmung in Paris u. s. w. Nach zweifelhafte Berathung erklärten ihn die Richter für schuldig, „daß er ungeheure ihm anvertraute Summen gemißbraucht habe, um

1) Fouquier-Tinville bekam diese Stelle durch Verwendung seines Verwandten Camille Desmoulins. Er war der Sohn eines reichen Landwirts in Hérouel bei Saint-Quentin, geboren 1746, und machte als angehender Rechtsgelehrter Verze zu Ehren Ludwigs XVI. Compardon, Tribunal révol. de Paris, I, p. 18.

2) Histoire parlementaire, XVII, p. 94—95, 99, 211—212.

3) Mortimer-Ternaux, Hist. de la Terreur, III, p. 43.

4) Wallon, Hist. du Tribunal révolution. de Paris, vol. I, p. 12.

5) Ibid. I, p. 13—14.

einen Bürgerkrieg anzuküßern und dadurch die Rückkehr des Despotismus zu ermöglichen.“¹⁾ Kaltblütig hörte Laporte das Urtheil an und sagte feierlich zu den Anwesenden: „Bürger, ich bethenere, daß ich unschuldig zum Tod verurtheilt bin. Möge mein Blut die Ruhe im Königreiche wieder herstellen und dauernd begründen! Doch ich zweifle daran.“ — Laporte erduldet sein bitteres Schicksal mit Fassung. Der Buchhändler Element, der damals ein „Bulletin du Tribunal criminel“ herausgab, bemerkt darin: „Dieses Opfer eines Sittenverderbers und Tyrannen war siebzehn Jahre Intendant der Marine gewesen und so reich geworden, daß es 400.000 Franken besaß.“ Auf das Vermögen sahen die Sieger so sehr, daß der Gerichtsvorstand sogar Befehl erließ, die Gefängniswärter hätten darauf zu sehen, daß die zum Tode Verurtheilten keine Kostbarkeiten vertheilten.²⁾

Der dritte war Durosoy. Er hatte in der „Gazette de Paris“ mit Eifer die Sache des Königs vertheidigt, und man suchte ihm aus aufgefundenen Beglückwünschungen über seinen seltenen Muth nachzuweisen, daß er in der Verschwörung vom 10. August eine Rolle gespielt habe. Überzeugt, daß man ihn opfern wolle, suchte Durosoy nur die Wahrheit gegen die verschiedenen Anklagepunkte festzustellen; mit Ruhe und Kaltblütigkeit hörte er sein Todesurtheil an. Beim Hinangehen überbandte er dem Präsidenten ein Schreiben, welches dieser vorlas, und das nur die Worte enthielt: „Ein Royalist, wie ich, muß am Tage des heil. Ludwig sterben.“ Durosoy hatte die National-Versammlung gebeten, ihn durch Transfusion seines noch jungen Blutes in die Adern eines Greises zu tödten und damit zu versuchen, ob dieser verjüngt werde. Die National-Versammlung nahm keine Rücksicht darauf. „Das Blut eines Durosoy darf nicht fortgepflanzt werden“ — sagte der Berichterstatter.³⁾ Festen Schrittes betrat am 23. August, abends neun Uhr, unter Fackelschein und dem Freudenrufe des Volkes: „Vive la nation!“ Durosoy das Schafott. Als der Henker das blutende Haupt dem Volke zeigte, stürzte er von dem Gerüst und brach das Genick. Infolgedessen hörten die Hinrichtungen bei Fackelschein auf.⁴⁾

Der Freisprechungen gab es wenige; so die eines Simonadehändlers Dossouville, welcher in die Angelegenheit Collenot d'Angremonts verwickelt war, so die des Gouverneurs von Fontainebleau, Montmorin, eines Verwandten des Ministers. Über die Freisprechung des letzteren waren die Zuhörer so unzufrieden, daß er im Hofe im Fortgehen beinahe von einem Bürgerwehmann ermordet worden wäre. Am 2. September ward Bachmann verurtheilt,⁵⁾ dessen Gesicht eine seltene Seelenruhe zeigte, obschon die Verhandlung sechsunddreißig Stunden gedauert hatte. Nur die feierliche Mahnung des Präsidenten Lavau, das Gesetz zu achten, unter dessen Schwerte der Angeklagte stehe, hielt das Volk ab, ihn in Stücke zu zerreißen. So sehr hatte es die Ruhe Bachmanns, seine Verachtung, mit der er zu sagen schien: „Opfert mich nur!“ gereizt.⁶⁾ „Er unterwarf sich mit höchster Anmuth der grausamen Operation“ — sagt das Bulletin von ihm. —

1) Hist. parlem., XVII, p. 212—213.

2) Wallon, l. c. I, p. 13—14.

3) Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 256—259.

4) Wallon, l. c. I, p. 15—17.

5) Bgl. S. 70 dieses Bandes.

6) Wallon, l. c. I, p. 23.

Die Folgen des 10. August für die eidweigernden Geistlichen.

Unter die Verschwörer des 10. August wurden auch die Geistlichen gerechnet und sollten demnach von dem Tribunal vom 17. August gerichtet werden. Die Revolution verfuhr aber viel schneller mit ihnen. Selbst dieses rasch handelnde Tribunal war ihr zu langsam, auch waren der Geistlichen zu viele.

Haben denn in der That Geistliche sich betheiliget am Kampfe des 10. August? — Keineswegs. — Aber es gieng schon am Abend desselben Tages das Gerede in Paris, man habe sie an Seite der Schweizer auf das Volk schießen gesehen: der Abbé Lenfant, der Prediger des Königs, sei im Kampfe gegen das Volk gefallen; andere seien als falsche Patrouillen verhaftet worden, wie der Abbé Saint-Far und der Abbé Bouillon. Unter den Köpfen, die man auf einer Pike umhertrug, bezeichnete man einen als den des Abbé Ringard, Pfarrers von Saint-Germain l'Auxerois, und schrieb dabei in den Straßen: „So bestraft die Nation die Rückschrittmänner unter den Pfaffen und die Verräther, welche gegen sie mit den Schweizern unter Gewehr standen.“¹⁾

Es war aber kein wahres Wort daran. Der Vater Lenfant war noch länger bei Leben; der Abbé Saint-Far war verzeiht; es gab keinen Abbé Bouillon. Der Abbé Ringard verlangte einige Monate später einen Paß von seiner Section, und die Leute, die sich rühmten, ihm den Kopf abgeschnitten zu haben, waren als Betrüger bloßgestellt. Die ihrer Kirche getreuen Geistlichen hüteten sich sorgfältig, durch irgend eine That, ja durch eine Äußerung das ohnehin schon erregte Volk noch mehr zu reizen, und lebten in stiller Zurückgezogenheit.

Dagegen betheiligten sich einige abgefallene Priester sehr eifrig am 10. August.

Chabot machte den Vorschlag, ein Corps von Königsmördern zu gründen. Fauchet verlangte, daß man einen Preis auf Lafayettes Kopf und daß man die vorigen Minister in Anklagestand verseze. Lamourette beantragte, daß man die Königin im Temple vom König und seinen Kindern trenne. „Ist es nicht genug, daß diese trotzig und blutgierige Frau, dieses Henkersweib, das auch noch in seiner engen Haft darauf denkt, sich in unserem Blute zu baden — ist es nicht genug, daß dieses trotzig Weib noch Athem schöpft und daß man sie diese Freiheit genießen läßt, ihre Wuth im Schoße der Nation auszuhauhen und sich nach außen mit allem zu verbinden, was uns verräth? Wenn höhere Rücksichten uns noch verhindern, diese unverdöhnliche Plage der Nation nach Orleans zu schicken, so beschließt wenigstens derartige Maßregeln, daß diese Frau ganz allein ihre ohnmächtige Wuth aushauche, und daß Ludwig XVI., seiner stumpfen Nichtsnutzigkeit überlassen, nur noch an seine Schande denke und seine Gewissensbisse bei sich habe. Ich verlange also, daß man dem König und den verschiedenen Mitgliedern seiner Familie keinen Verkehr untereinander gestatte.“²⁾ Solche Worte sprachen Bischöfe, allerdings abgefallene. Die strengen Katholiken hatten also durchaus keinen Antheil an den Ereignissen des 10. August.

¹⁾ Jager, Hist. de l'Eglise de France, III, p. 385—386.

²⁾ „Moniteur“, Séance du 29 Août 1792.

Aber das Gerede gieng, und die Macht der Lüge ist groß und erweckte neue Verfolgung. Die Commune beschloß, die eidweigernden Priester zu verhaften — als Feinde des Vaterlandes. Still beschloßen — wurde die Sache schnell ausgeführt.

In der Pfarrei Saint-Sulpice begannen die Verhaftungen. Einer der ersten, den sie traf, war Duleau,¹⁾ ein ehemaliges Mitglied der constituirenden Versammlung, ein ehrwürdiger Greis, der auf ein verdienstvolles Leben zurück sah. Nach den ausgezeichneten Priestern suchte man am allereifrigsten. Im Hause des Abbé Phrenier suchten die Bikenmänner neunmal; nach dem Abbé Guillon, Verfasser des Werkes „Tableaux de la révolution“, hielten die Schächer dreimal Hausfuchung. La Rochefoucauld, der Bischof von Beauvais, sollte verhaftet werden; bei ihm war ein anderer Bischof gleichen Namens, der von Saintes, und dieser verlangte sein Schicksal zu theilen: „Denn ich bin nicht weniger schuldig als er, da seine Liebe zur Religion und sein Abscheu vor dem Meineid sein einziges Verbrechen ausmachen. Es wäre mir unmöglich, meinen Bruder ins Gefängnis führen zu sehen, ohne ihm Gesellschaft zu leisten.“ Diese Geistlichen wurden paarweise unter Begleitung von Soldaten in die Carmeliterkirche gebracht, wo sie auf Kirchenstühlen die Nacht zubringen mußten.

In der Section Luxembourg steng man, Sonntag den 13. und Mariaä Himmelfahrt den 15. August, die Geistlichen in dem Augenblick ab, wo sie in die Kirche gehen wollten. Die Section Jardin des Plantes, welche den Namen Section des Sansculottes angenommen hatte, sperrete die Geistlichen, welche sie am 13. August gefangen, im Seminar Saint-Firmin ein. Dahin kamen auch die Lazaristen. Einer vom Volke rief: „Gebt mir diese Geistlichen, ich werde heute noch mit meiner Axt mit allen zusammen fertig.“ — Unter den dort Verhafteten war auch der berühmte Schriftsteller und Gegner Voltaires Guérin du Rocher,²⁾ und sein Bruder, ein ehemaliger Jesuit, der als Glaubensprediger und Gelehrter Asien durchwandert hatte und jetzt seine Sammlungen wissenschaftlich ordnen und herausgeben wollte. Auch die Geistlichen aus der einst so berühmten Abtei Saint-Victor³⁾ wurden dahin gebracht. Einige Sectionen schämten sich aber einer solchen Behandlung der Geistlichen und sandten die Eingefangenen in ihre Wohnung zurück, und so entgieng hin und wieder einer dem entseßlichen Schicksale, welches seine Mitbrüder in den Septembertagen betraf: so M. de Dauffet, Bischof von Mais, der berühmte Verfasser der Lebensbeschreibungen Fénelons und Bossuets. Hin und wieder war in einer Section die Bevölkerung eifrig, den zusammengefangenen Priestern Betten und Lebensmittel zu verschaffen, da die Gemeinde unbarmherzig nichts für die Bedrängten ausgeben wollte, dagegen sich der letzten Reste des Kirchenvermögens bemächtigte, am 16. August alle Bronzen, selbst die Crucifixe wegnehmen ließ, um sie in Kanonen umzuschmelzen, und alles Kirchen Silber mit Beschlagnahme belegte, alle Glocken von den Thürmen nehmen ließ, bis auf zwei, um Sturm zu läuten.

Auch in der Verfolgung der Geistlichen gieng die Commune voran und folgte ihr die National-Versammlung gehorsam nach. Die Gemeinde verbot am 12. August die geistliche Tracht, denn das Volk sehe sie nicht gern, und die National-Versammlung saßte einen Tag darauf einen gleichlautenden Be-

¹⁾ Jager, l. c. III, p. 386.

²⁾ Der Verfasser des berühmten Werkes: Histoire véritable des temps crapuleux.

³⁾ Vgl. Bd. VI dieses Werkes, S. 244—246.

Genus
und
Revo-
lution.

Ver-
leumdung.

Abge-
fallene
Priester.

Lamou-
rette.

Verhaf-
tung der
Eid-
weigerer.

Duleau

Guillon.

Du
Rocher.

Dauffet.

Keine
geistliche
Tracht,
mehr.

(schluß.)¹⁾ So wurden denn ehemalige Klöster und Kirchen mit eingefangenen Geistlichen angefüllt.

Was sollte aber mit diesen Armen geschehen? — Die Frage wurde dringend. Wohin sollte man 50.000 Männer, die nichts mehr besaßen, ins Elend schicken? Jeder Staat würde sie an der Grenze zurückweisen. Dabei fürchtete man, die Armee der Emigranten mit ihnen zu vermehren. Sie nach Cayenne zu schicken, kostete zu viel: sie im Lande in Gefängnissen zu halten, kostete auch viel und schien ein gefährliches Mittel der Aufregung zu werden. Das Recht, sie zu verbannen, war formell vorhanden, seit am 10. August die National-Versammlung beschloß, daß alle von ihr gefaßten Beschlüsse, die der König nicht genehmigt hatte, von jetzt an auch ohne seine Unterschrift Gesetzeskraft hätten. Die Verathung über diese Frage begann am 23. August.

Benoitson trug auf Verbannung an: „Alle Priester, welche den Eid nicht leisten wollen, sollen binnen zwölf Tagen Frankreich verlassen, selbst die Laienbrüder sollen demselben Gesetze unterliegen, wenn ihre Anwesenheit Anlaß zu Unruhen gibt, und sechs Bürger aus ihrem Departement auf ihre Entfernung dringen.“ Sechs Bürger aus einem Departement waren leichter für einen solchen Antrag zusammenzubringen, als fünfzehn Bürger aus einem Canton, wie das frühere Gesetz verlangte. Wer war da noch seiner Heimat sicher? — Es war ein empörender Antrag, gegen welchen Clayee muthvoll einwendete: „Es sind erst vierzehn Tage, da schworet ihr, die Freiheit und Gleichheit aufrecht zu erhalten, und heute wollt ihr eine strenge Strafe gegen jene Männer aussprechen, welche, indem sie den Eid verweigerten, nichts thaten, als das, was das Gesetz ihnen zu thun erlaubte. Ihr bestrafst also Männer wegen der Freiheit der Meinung wie Hochverräther. Im Augenblicke, da wir unsere Laufbahn schließen, dürfen wir uns doch nicht durch einen so übereilten, grausamen Beschluß erniedrigen.“ — Cambon schlug Verbannung nach Cayenne vor: man müsse sich dieser öffentlichen Pest entledigen, man dürfe aber nicht die Sittlichkeit der Nachbarvölker verletzen, indem man ihnen dieses Gift zuschicke. „Übrigens wird Cayenne für sie nur ein Seminar sein, denn wenn sie nicht unheilbar sind, so werden sie darauf denken, wieder heimzukommen.“

Es gereicht dem protestantischen Geistlichen Lajource²⁾ zur Ehre, daß er diesen Antrag bekämpfte: „Ich hatte es mir zur Regel gemacht, zu schweigen, wenn es sich um Religion und Priester handle, da ich selber Priester eines anderen Bekenntnisses bin. Aber jetzt will ich doch reden und mein Wort kann nicht verdächtig sein. Ich sage, wenn ihr auch das Recht habt, alle zu verjagen, welche die Ruhe stören, so dürft ihr vom Augenblicke an, wo ihr sie aller Vortheile des Gesellschaftsvertrages beraubt habt, ihnen nicht sagen: ‚Ihr geht da oder da hin!‘ — denn sie gehören dann ganz sich selber an und können hingehen, wohin sie wollen, weil sie keine französischen Bürger mehr sind. Duldet man sie nicht in Europa, so werden sie sich einschiffen — das ist ihre Sache. — Wohin wollt ihr sie verbannen? — nach Cayenne! Muß ich es euch in Erinnerung rufen, daß 12.000 unter Ludwig XV. dahin gesendete Franzosen zugrunde gegangen

¹⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XVII, p. 119—122 und „Moniteur“, 13 Août 1792.

²⁾ „Moniteur“, XIII, p. 516.

sind? Gegenwärtig können nicht einmal einige Tausend schwarze und weiße Einwohner dort ihr Unterkommen finden — sie müssen auf den Nachbarinseln ihren Unterhalt suchen — und ihr wollt auf einmal 50.000 bis 60.000 Priester dahin schaffen. Das heißt diese Unglücklichen in den Tod schicken. — Im Namen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, fordere ich darüber eine Vorfrage.“ — Auch Vergniaud warnte vor Mitteln, welche unmenschlich seien, und daß die Versammlung daran denken möge, ein gutes Andenken zu hinterlassen. — Cambon erwiderte, er habe nie gemeint, man solle die Priester ohne jede Unterstützung fort-senden: man solle sie mit Lebensmitteln und Weibern versehen — aber nur fort mit ihnen, daß man ihretwegen keine Sorge mehr habe!

Am 26. August kam das Gesetz zustande, daß alle Priester, welche den Eid nach dem Gesetze vom 26. December 1790 und 17. April 1791 nicht geleistet, oder nachdem sie ihn geschworen, wieder zurückgenommen haben und in ihrer Weigerung beharren, verhalten sind, binnen acht Tagen ihr Departement und binnen vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen. Demgemäß hat jeder bei seiner Municipalität die Anzeige zu machen, in welches fremde Land er sich begeben will, worauf er einen Paß bekommt, welcher seine Erklärung enthält, seine Person und den Weg beschreibt, den er einhalten, und die Zeit angibt, in welcher er Frankreich verlassen muß. —

Wie das Land und die Armee den Umsturz des Thrones am 10. August aufnahmen. Lafayette.

Über drei Jahre dauerte schon die Revolution. Wie viele Hoffnungen hatte man nicht gesetzt auf die Verfassung! Wie viel Reden hatte sie nicht gekostet! Wie viel Eide waren nicht auf sie geschworen worden! Wie hatte man nicht ein goldenes Zeitalter von ihrem Zustandekommen erwartet! Wie viele Festlichkeiten waren ihretwegen nicht abgehalten worden — und jetzt war diese Verfassung umgeworfen, der Thron durch den Handstreich einer Partei zu Boden geschmettert! Der König, dem man Treue und Gehorsam geschworen, in dessen Namen alle Beamten walteten, war im alten Templethurme in harter Haft ein Gefangener!

Wird das ganze Land dieses ruhig hinnehmen? Wird die Armee ihren obersten Kriegsherrn so erbärmlich fallen lassen?

Frankreich war durch diesen Handstreich überrascht. Es ist nicht wahr, wie gewöhnlich erzählt wird, daß der Umsturz des Thrones dem ganzen Lande willkommen erschien. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den König und die Verfassung festzuhalten, wohl aber an einem Manne, der die verschiedenen Kräfte rasch zu einigen, die Partei, welche im Augenblicke sich der Gewalt bemächtigt hatte, niederzuschmettern, den König zu befreien und das arme Frankreich der eisernen Umklammerung einer Bande von Dieben und Blutmenschen zu entreißen verstand. Die Mittel zum Siege waren vorhanden.

Daß sie da waren, zeigt das Benehmen bedeutender Städte. Die Nachrichten sind spärlich, weil die Sieger dafür gelten wollten, als hätten sie nur den Willen der Nation vollzogen, und darum die Beweise des Widerstandes unterdrückten, und weil die Besiegten, als sie sahen, daß sie erliegen, um der Rache zu entgehen, ebenfalls die Beweise ihres Widerstandes vernichteten. Aber Widerstand war vorhanden.

Die großen Städte.
Das Elsass.
In Metz zum Beispiel berieth der allgemeine Rath mehrere Tage hindurch, ob er die Beschlüsse der Versammlung annehmen sollte. Desgleichen in Nancy und Rouen, in Amiens. In Straßburg zeigten der Maire Dietrich und ein großer Theil des Rathes sich entschieden gegen die National-Versammlung. Der Rath des Departements des Oberrheins erließ einen Aufruf: „Das Vaterland ist in der größten Gefahr, doch Ludwig XVI. ist gut und gerecht, und wird das allgemeine Vertrauen wieder gewinnen. Wir werden das Königthum aufrecht erhalten und den verfassungsmäßigen König vertheidigen. Der Feind ist vor den Thoren: seid ruhig und fasset Muth und schart euch um uns.“¹⁾ — Der Rath des Departements de l'Indre erklärte, daß sein tiefer Schmerz ihm nicht gestatte, nach den wahren Beweggründen des Gesetzes vom 10. August zu suchen, daß er aber das öffentliche Wohl dadurch für sehr gefährdet halte.

Die National-Versammlung nahm diese Zeichen des Widerstandes sehr ernst, sie verfuhr rasch gegen die Beamten. Ganze Rätthe eines Departements wurden auf einen Befehl des Ministers des Innern abgesetzt.

Stimmung.
Im Jahre 1872 sind die Briefe einer Engländerin, die sich in Frankreich damals aufhielt, der Ausdruck eines klaren beobachtenden Geistes, veröffentlicht worden.²⁾ Sie schreibt vom 15. August aus Hestun: „Alles ist trostlos und empört über die Absetzung des Königs; aber der Schmerz ist ohne Thatkraft und der Unmuth ist stumm. Die Anhänger der alten Regierung und die Freunde der neuen sind gleich wüthend, aber sie sind uneins und unterliegen unter dem Stammen der Verzweiflung, statt daß sie sich zur Rache rüsteten.“³⁾ — Der Zwiespalt der Altköniglichen und der Männer der Verfassung gab der kleinen, aber einigen Partei der Jakobiner den Sieg.

Das Heer.
Die Hauptfrage war, wie die Armee den 10. August aufnahm. Wir sahen früher, wie Luckner an der Spitze des Nordheeres stand, Lafayette das Mittelheer und Montesquiou das Südheer befehligte. Als der König in Gefahr kam, wünschte Lafayette der Stadt Paris sich zu nähern und suchte daher den Oberbefehl über die Nordarmee. Weil er aber die Truppen, die ihm anhänglich waren, nicht verlassen mochte, so kam er mit Luckner überein, gegenseitig mit der Stellung ihrer Heere zu wechseln, und so kam es angesichts des Feindes zu einem Umzuge der Heere, der gefährlich hätte werden

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 44—46.

²⁾ Un séjour en France de 1792 à 1795. Lettres d'un témoin de la révolution française, traduites par H. Taine, II. éd., Paris 1872.

³⁾ Un séjour en France, p. 15.

können, wären die Feinde thätiger gewesen. Aber es geschah nichts. Es kam höchstens zu kleinen Scharmücheln. Lafayette hatte also jetzt sein Hauptquartier in Sedan, Luckner in Metz.

Paris war während des 10. August gesperrt, damit die Nachricht von der Entthronung des Königs nicht eher zur Armee komme, ehe die Bevollmächtigten der National-Versammlung dort eingetroffen wären, um Lafayette zu verhaften, von dem man überzeugt war, daß er das Geschehene mißbillige und mit seinem Heere Widerstand leiste. Zwölf Bevollmächtigte wurden ausgeschiedt. Die drei, welche zu Lafayettes Armee kamen, waren Kersaint, Antonelle und Péraldi. Alle Commissäre hatten eine von Pétion dictirte Erzählung der Ereignisse mitzunehmen und hatten Vollmacht, jeden Beamten, jeden Angestellten, auch in der Armee jeden Officier und sogar den Obergeneral nach Umständen abzusetzen. Bei Lafayette war bestimmt, sie sollten, sich kurzweg seiner Person bemächtigen und ihn nach Paris führen.¹⁾ Lafayette wäre wahrscheinlich in den Septembertagen erschlagen worden oder nachträglich unter die Guillotine gekommen.

Lafayette wußte aber schon vor der Ankunft der drei Bevollmächtigten alles, was in Paris vorgegangen, durch einen glücklichen Zufall, der sein Leben rettete. Er hatte nämlich seinen ersten Adjutanten d'Arblay mit vertrauten Eröffnungen an den Kriegsminister abgeschickt; am 11. August in der Frühe traf dieser auf der letzten Station vor Paris ein. Schon waren die Pferde gewechselt und bestieg er den Wagen, um weiter zu fahren,²⁾ als ihn ein Grenadier erblickte und ihn warnte, weiter zu ziehen, und ihm mittheilte, was in Paris geschehen war. Darum beschloß d'Arblay sogleich wieder umzukehren. Aber der Maire des Ortes wollte ihn nicht weiter reisen lassen und nur seiner Geschmeidigkeit und Geistesgegenwart gelang es, die Erlaubnis zur Rückkehr zu erwirken. Er fuhr in Eile nach Sedan zurück.

Lafayette wußte also vor jedem anderen Soldaten seiner Armee, — damals gab es ja noch keine Telegraphen — die Vorgänge in Paris. Die Verfassung war sein Abgott: ihr hatte Frankreich, ihr hatte er den Eid geleistet; für sein Auftreten zu ihren Gunsten nach dem 20. Juni 1792 hatte er die Zustimmung von 75 Departements erhalten. In den Beschlüssen vom 10. August sah er nur einen Handstreich seiner Todfeinde, der Jakobiner. Er beschloß darum mit der Gewalt, die er in Händen hatte, der Revolution, die sich an Stelle der beschworenen Ordnung gesetzt hatte, Widerstand zu leisten. — Hätte er es nur energischer gethan! Im ersten Anlaufe hätte er die Armee mit sich fortreißen können, und hätte durch einen kühnen Schritt allen Gegnern des 10. August Muth gemacht. Aber das geschah nicht. Er frankte an der Formel der Geseklichkeit in einem Augenblicke, wo nur ein

¹⁾ Vergleiche das Protokoll des Ministerrathes vom 14. August 1792, abgedruckt bei Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 50.

²⁾ Moore, Tagebuch, I, S. 50—51.

Waffengang wider seine alle Gesezlichkeit verachtenden Gegner Rettung bot. Hier hieß es wirklich: „Im Anfange war die That“ — nicht „im Anfange war das Wort“. — Er aber wollte eine Gegenversammlung gegen die Pariser zustandebringen, von dieser sich gesezlich den Oberbefehl ertheilen lassen und dann als der Mann des Gesezes gegen die Aufwiegler vorgehen mit der Armee. Da wäre der Bürgerkrieg, den er zu entzünden fürchtete, auf gesezliche Weise gekommen, und hätte er den Gegnern Zeit gelassen, ihre Kräfte zu sammeln, und hätte Lafayette zuletzt doch erliegen können, während ein rasches kühnes Vorgehen im Augenblicke die Armee mit fortgerissen, die Freunde der Ordnung um ihn vereinigt, die Gegner verblüfft, und ihm als Retter der Ordnung den Dank der Nation und des Königs und ewigen Ruhm eingetragen hätte.

Lafayette verabredet sich mit dem Maire von Sedan, Desrousséaux, einem eifrigen und muthigen Anhänger der Verfassung, und sendet aus dem Hauptquartiere am 13. August 1792 an den Bürgerrath von Sedan ein Schreiben: „Es sollen Bevollmächtigte der National-Versammlung ankommen, um der Armee eine verfassungswidrige Lehre zu predigen. Für jeden rechtschaffenen Mann ist es klar, daß am 10. August, am Tage der Absetzung des Königs, der National-Versammlung Gewalt angethan worden ist, und daß diejenigen Mitglieder derselben, welche eine solche Sendung übernommen haben, nichts anderes als Häupter oder Werkzeuge derjenigen Unruhestifter sein können, welche die National-Versammlung sowohl, als den König, unterjocht haben. Ich verlange deshalb zufolge des Gesezes, welches den Kriegszustand betrifft, und auf meine einzige und persönliche Verantwortung, daß der Bürgerrath zu Sedan die Personen, welche sich für Bevollmächtigte der National-Versammlung ausgeben, zurückhalten, sie an einen sicheren Ort bringen, und der Wache eines Oberofficiers anvertrauen möge, welche ebenfalls unter meiner einzigen und persönlichen Verantwortung diesen Befehl vollziehen wird, und sich nicht weigern kann, dieses zu thun, ohne auf der Stelle vor ein Kreisgericht gebracht zu werden.“

Sofort versammelt sich der Gemeinderath von Sedan und beschließt am nämlichen Tage: zwar habe er gehört, daß die Legislative den König abgesezt, könne aber diesen Beschluß nicht als gesezlich anerkennen, denn er sei im Widerspruche mit der beschworenen Verfassung. Diese Verfassung wolle aber einen Erbkönig in der herrschenden Dynastie. Zwar sei auch in der Verfassung von Enthebung und Abdankung die Rede, aber unter Bedingungen, die für den jetzigen König nicht zutreffen. Die Versammlung habe nur einem Zwange nachgegeben, als sie diesen Beschluß faßte. Darum bleibt der Gemeinderath treu seinem Eide und fest in seinem Entschlusse, die Verfassung vollständig aufrecht zu erhalten, und beschließt, an den Rath des Departements die Bitte um rasche und wirksame Maßregeln zur Erhaltung der Verfassung zu senden.

Darauf versammelt sich der Districtsrath und faßt einen ähnlichen Beschluß, wie der Gemeinderath, und nun schreibt Lafayette an den Rath des Departements der Ardennen und erklärt zugleich: die Linientruppen ständen nach der Verfassung im Innern des Königreiches unter bürgerlicher Autorität und er stelle sich deshalb unter den Befehl des Departements. Darauf sezt dieser Departementsrath fest, die Beschlüsse vom 10. August nicht verkünden

zu lassen, bis er die Beweggründe näher untersucht habe.¹⁾ Mit all diesen Sitzungen gieng eine kostbare Zeit verloren.

Zu gleicher Zeit erließ Lafayette einen Befehl an seine Armee: die Soldaten einer freien Armee seien zwar einem strengen Gehorsame unterworfen, sie dürfen aber nicht über das Wohl ihres Vaterlandes in knechtischer Unwissenheit bleiben, darum wolle er ihnen die wichtigen Vorgänge in Paris mittheilen, die ihn mit tiefem Schmerze erfüllten. „Ein langer und mörderischer Kampf hat um das Schloß am 10. August stattgefunden. Der König und seine Familie haben sich in die Versammlung geflüchtet, die, von Aufreihern umringt, die Enthebung des Königs beschloß. Raubgierige Bösewichter besaßen die Hauptstadt durch Mordthaten, mißhandeln die gesezmäßigen Obrigkeiten und stürzen in dem Augenblicke die von uns beschworene Verfassung um, wo wir dem Feinde gegenüberstehen. Wir sind an diese Verfassung, den Ausdruck des freien Willens der Nation, durch einen Eid gebunden. Sie enthält die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und alle Mittel zur öffentlichen Wohlfahrt. Wir dürfen uns durch den Eifer der Feinde der Freiheit nicht entmuthigen lassen, sondern müssen als gute Staatsbürger und tapfere Soldaten die Verfassung mit unserem Leben bis zum Tode vertheidigen.“

In ähnlichem Sinne sagte General Leveneur zu seinen Soldaten: „Ihr habt keine Stellvertreter mehr, denn die National-Versammlung ist eine Sclavin, eure Armeen sind ohne Oberhaupt. Pétion regiert; der grimmige Danton und seine Trabanten herrschen. Nun wählt, Soldaten! Wollt ihr den Erben der Krone wieder auf den Thron sezen, oder wollt ihr Pétion zum König haben.“ — Die Soldaten stimmten zu.

Im ersten Augenblicke wären sie ihrem Generale überallhin gefolgt, diese Stimmung hätte Lafayette benutzen und gleich gegen Paris vordringen sollen. Mit einigen Regimentern, mit einigen Schüssen wäre alles entschieden gewesen. Aber er war nicht der Mann der raschen That: er blieb in Sedan sitzen, er steckte sein Schwert ein, statt es zu ziehen; er wartete auf das Volk, während das Volk nur auf einen Antrieb wartete und geneigt war, sich fortreißen zu lassen, und so scheiterte der ganze Versuch.

Noch am 14. August war alles für ihn. Die drei Commissäre der National-Versammlung, Kerjaint, Antonelle und Pérabdi, kamen am 14. August in der Früh in Sedan an, und wurden sogleich verhaftet und in das Gemeindegewand geführt.

Hier zeigten sie ihre Papiere. „Ich frage Sie, meine Herren“, begann der Maire, „ob die National-Versammlung vollkommen frei war, als sie diesen Beschluß faßte.“ Kerjaint gestand zu, es sei eine gewaltige Bewegung gewesen. Dagegen sagte der Maire: „Ihr seid nicht die Abgesandten des gesezgebenden Körpers, sondern die einer Partei, welche unsere Abgeordneten gefangen hält und die Versammlung zwingt, die Verfassung zu vernichten, die wir beschworen haben. Wir müssen euch als Geiseln behandeln für die Sicherheit unserer Abgeordneten.“ — Die Versammlung stimmte zu.

¹⁾ Diese Erklärungen sind abgedruckt im Anhang zum dritten Bande von Mortimer-Ternaux, p. 425—435.

An die Armee.

Leveneur.

Folgen der Säumnis.

Verhaftung der Commissäre.

Kerjaint.

Schreiben an den Rath von Sedan.

Beschluss der Sedaner.

und des Departements.

Die drei Bevollmächtigten wurden als Gefangene auf das Schloß von Sedan geführt und man mußte sie unterwegs mit Mühe gegen die Wuth des Volkes schützen, was auf sie solchen Eindruck machte, daß sie Lafayette insgeheim sagen ließen,¹⁾ er könne die ganze Herrschaft in die Hand nehmen, wenn er wolle. Der Gemeinderath aber ließ die Bürger durch Anschläge warnen, gegen falsche Gerüchte auf der Hut zu sein, Eintracht mache Stärke aus — in dieser Zeit der Krisis und des öffentlichen Unglückes.

Strasburg. In Strasburg sprachen sich Broglie und Desaix in ähnlicher Weise aus. **Ludner** in Metz sagte zu seinem Heere: „Kameraden, in Paris ist ein großes Unglück geschehen. Mein Freund Lafayette hat die Commissäre festsetzen lassen und er hat gut daran gethan.“

Die Legislative. Die Nachricht davon, daß die Armee sich gegen die Versammlung erhebe, kam schnell nach Paris. Am 17. August beschloß die Legislative auf Bergniauds Antrag: die Räte des Departements der Ardennen, des Districts von Sedan und der Gemeinde daselbst, sowie alle Officiere dort sind persönlich verantwortlich für die Sicherheit und Freiheit der drei Commissäre. Der Maire von Sedan und alle Beamten, die Antheil haben am Beschlusse vom 15. August, sind zu verhaften und vor die National-Versammlung zu bringen. Drei neue Bevollmächtigte der Versammlung (hiezü wurden Isnard, Quinette und Baudin gewählt) sollen sogleich in das Departement der Ardennen abreisen, und alle Beamten, Officiere und Bürger, die ihnen Gehorsam verweigern, sollen als ehrlos und Verräther am Vaterlande behandelt werden.

Chabot „Das ist eure Schuld“, sagte **Chabot** zur Rechten. „Ihr habt am 8. August Lafayette freigesprochen, und dadurch den Kampf um die Tuilerien hervorgerufen.“²⁾ Am 19. August beschloß die Versammlung, den Bürger **Motier Lafayette**, bisher General der Nordarmee, wegen des Verbrechens der Auflehnung gegen das Gesetz, der Verschwörung gegen die Freiheit und des Hochverrathes an der Nation in Anklagestand zu versetzen, jedermann zu verbieten, ihm zu gehorchen, Beistand zu leisten, ihm irgend etwas zu liefern, bei Strafe, als ein Mitschuldiger betrachtet zu werden.³⁾

Woll. Während Lafayette noch auf das Erwachen des moralischen Sinnes der Bevölkerung hoffte, fiel die Armee von ihm ab, sah er sich genöthigt zu fliehen, wollte er nicht das Schafott besteigen, und befahl schon das nächste Departement, an das er sich wendete, das der Aisne, allen Nationalgardien, Lafayette festzunehmen, wo sie ihn fänden, bis die National-Versammlung entschieden habe, vor welches Gericht er gestellt werden solle.

In Sedan versuchte der Pöbel schon die Commissäre aus dem Gefäng-

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 57—59.

²⁾ Ibid. III, p. 63—64. — Dumouriez, Mém., III, p. 445 ff.

³⁾ Zu gleicher Zeit sandte der Sicherheitsausschuß nach Havre, um Lafayettes Gattin festzunehmen, von der man glaubte, daß sie sich nach Amerika einschiffe. Der Befehl bei Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 63—64.

nisse zu befreien und stritten die Soldaten miteinander, ob sie ihren General vertheidigen oder mit gebundenen Händen nach Paris ausliefern sollten. Das war die Folge seines Hervortretens auf das Erwachen des sittlichen Sinnes im Volke. Dieses sittliche Gefühl war von der Revolution getrübt, man beugte sich vor der vollendeten Thatsache: man anerkannte die Lösung, welche von Paris ausging.

Jetzt blieb Lafayette keine andere Wahl mehr, als mit den Freunden, die am meisten in dieser Sache für ihn gewagt hatten, zu fliehen. **Lafayette flieht.**

Am 19. August brach er unter dem Vorwande, die Außenposten zu besichtigen, mit seinem ganzen Generalstabe nach Bouillon auf, von wo er ein Abschiedsschreiben an die Armee erließ, worin er die Überzeugung, die ihn bei seinem Benehmen geleitet, auseinandersetzte und am Ende sagte: „Ich durfte nicht länger hoffen, eines nützlichen Todes zu sterben. Was blieb mir übrig? Einen General von Euch zu entfernen, welchem zu gehorchen man Euch verbieten wollte, und der Freiheit einen Vertheidiger zu erhalten, dessen Unbeugsamkeit ihm jetzt die Ehre der Verbannung verschafft hat. Ich entferne mich also; ich entferne mich mit einer schmerzlichen Empfindung, die ich wenigstens in den Busen derjenigen meiner Waffengefährten ergießen muß, denen ich noch wert bin. Vor meiner Abreise habe ich alle Maßregeln getroffen, um Euch sicher zu stellen; und ich will weit von meinem Vaterlande, in welchem eine Partei herrscht, die mich verbannt, weit von den gegen dasselbe verbündeten Feinden, die ich an Eurer Spitze zu bekämpfen hoffte, in der Einsamkeit des Trostes eines guten Gewissens mich erfreuen und brünstig wünschen, daß die französische Freiheit dereinst über alle Factionen siegen möge, welche dieselbe zu unterjochen suchen.“¹⁾

Desgleichen schrieb Lafayette von Bouillon aus an den Bürgerrath von Sedan, um ihn der Wuth der Gegner zu entziehen, indem er alle Schuld auf sich nahm. Mit Lafayette giengen **Latour-Maubourg**, **Alexander Lameth** und **Bureau de Pusy**, die bekannten Mitglieder der ersten National-Versammlung, nebst neunzehn höheren Officieren. Ihre Absicht war, hinter der österreichischen Armee nach Holland durchzukommen, von wo sie entweder in der nördlichen Normandie²⁾ landen wollten, wenn sie das Volk dahin berufe, im anderen Falle aber nach Amerika auszuwandern suchten. Allein sie kamen nur bis Rochefort, einem kleinen Städtchen in den österreichischen Niederlanden. Es regnete den ganzen Tag und ihre Pferde waren zu sehr ermüdet. Bureau de Pusy gieng zum Commandanten, dem Grafen **Harnoncourt**, und sagte, sie wären ausgewanderte und hätten die Absicht, mit ihren Bedienten und Pferden nach Holland zu reisen. Harnoncourt fragte, warum sie denn nicht zur Armee der Prinzen sich begeben wollten. Bureau de Pusy entgegnete, sie hätten nicht die gleichen Ansichten, worauf Harnoncourt erklärte: bis er weitere Befehle habe, müsse er sie als Kriegsgefangene nach Namur senden. Dort mußten Österreicher sie gegen den Haß der Emigranten schützen, die Lafayette ermorden wollten. Der Herzog von **Sachsen-Tesch** erklärte: „Da das Haupt des französischen Aufstandes von demselben Volke, welches er gelehrt hat sich zu empören, vertrieben, in die Hände der verbündeten Mächte gefallen ist, so wird man ihn gefangen

¹⁾ Toulangeon, Histoire de la Révol. française. Pièces justificatives, III.

²⁾ Dumouriez, Mémoires, II, p. 448.

behalten, bis sein König in seiner Gnade oder seiner Gerechtigkeit über sein Schicksal entschieden haben wird."

Dafs gegen Lafayette.
In der Legislativen¹⁾ aber verlangte Lajouere am 21. August, dafs der Name des Flüchtlings dem Fluche des französischen Volkes geweiht werde; Merlin von Thionville schlug vor, Lafayettes Haus in Paris niederzureißen und auf der Stelle eine Schandsäule zu erreichen. Die Gemeinde von Paris aber beschloß, den Stempel der Medaille zu Ehren des Gründers der Nationalgarde durch Hentershand auf dem Schafott zerbrechen zu lassen. Die Section Mauconseil ließ die Fahne, welche Lafayette dem Bataillon Saint-Jacques-l'Hôpital geschenkt hatte, bis zum Carrousel durch die Straßen schleifen und dann mit einem Strohmanne, welcher „den Verräther“ darstellte, verbrennen und die Asche nach allen Winden streuen. — So der Wandel der Volksgunst!

Sedan unterwirft sich.
Die Commissäre in Sedan wurden am 20. August in Freiheit gesetzt und auf ihre Bitte nahm die National-Versammlung die Beschlüsse gegen den Rath der Gemeinde und des Departements der Ardennen zurück, nachdem diese unterthänigst um Verzeihung gebeten, dafs sie so kühn gewesen, sich an ihren „unverletzlichen Personen“ zu vergreifen.

Dumouriez Oberbefehlshaber.
Zum Oberbefehlshaber der Armee des Nordens aber ward Dumouriez ernannt und damit kommen wir wieder an diesen Odysseus der Revolution: was er immer gewünscht, an der Spitze der Armee zu stehen, und mit dieser Belgien erobern zu können, das warf ihm jetzt das Unglück seines Gegners Lafayette wie ein Geschenk in den Schoß.

Einige Worte über das Schicksal des merkwürdigen Mannes, seit wir ihn oben verließen, wie er das Ministerium niederlegte und vom König Abschied nahm, um sich zur Armee zu begeben.²⁾

Dumouriez hatte anfangs nicht die beste Stellung. Lafayette war sein Gegner, wie wir oben sahen, und Luckner, unter den er sich stellte, war von Lafayette ganz abhängig. Im Hauptquartiere tadelte man seine Befehle zur Eroberung Belgiens, die er als Kriegsminister gegeben, als unausführbar, und sah in ihm eine Stütze der Jakobiner. Man wettete sogar, er werde gar nicht wagen, zur Armee zu kommen: sie werde ihn nicht aufnehmen, und als er als Generallieutenant in Valenciennes eintraf, sandte man ihm keine Wache, kein Lösungswort, und wurde er einige Tage wie ein Privatmann behandelt. Dumouriez nahm das alles ruhig hin, wurde aber indes bald klar über die Lage, in der sich die Armee befand, insbesondere aber über die Unfähigkeit Luckners, der ein guter Husarenführer, aber kein Feldherr war, und, stets gewöhnt zu gehorchen, nicht geeignet war, in einer solchen Zeit an der Spitze einer Armee eine große Rolle zu spielen. „Am Morgen war er für die Nation und am Abend schwärmte er für den König. Von der Revolution verstand er gar nichts — er verwechselte alle Fragen und alle Parteien und beklagte sich immer darüber, dafs er von Parteimännern umdrängt sei.“³⁾

Der Herzog von Orleans war damals auch in Valenciennes, die Sol-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 238.

²⁾ Bergl. Bd. XV, S. 520—522 dieses Werkes.

³⁾ Dumouriez, Mémoires, II, p. 325—334.

daten mochten aber den abscheulichen Prinzen nicht, auch Dumouriez nicht, aber an den beiden Söhnen des Würdelosen fand er Gefallen.¹⁾

Buchner.
Dumouriez besuchte eines Tages Luckner, schloß die Thür hinter sich und beschwerte sich über seine Behandlung und sagte ihm geradezu ins Gesicht, wie er sich als Spielzeug der Partei Lafayettes gebrauchen lasse. Der schwache Marschall gestand alles zu, weinte, verfluchte die Partei, lud Dumouriez zur Tafel. Als aber Lafayette bald darauf selber kam, war er ganz wieder dessen Anhänger. So schwach war der alte Mann und so mächtig die augenblickliche Einwirkung Lafayettes auf ihn.

Das Lager von Maulde.
Dumouriez hatte ein kleines Commando, acht Bataillone und einige Schwadronen im Lager bei Maulde.²⁾ Er fühlte wohl, dafs Luckner ihn nur dahin that, um sich eines unbequemen Censors zu entledigen, und dafs seine Gegner hofften, er werde da zugrunde gehen. Die Überzeugung davon trieb ihn, sich an die Machthaber zu Paris insgeheim zu wenden, damit man nicht gering von seiner Fähigkeit oder seinem Diensteifer denke, wenn er erliege. So zwang ihn die Partei Lafayettes, sich den Jakobinern wieder zu nähern, mit denen er früher gebrochen hatte. Übrigens bewährte sich wieder sein Talent, aus jeder Lage Vortheile zu ziehen, aufs glänzendste. Er gewöhnte seine Soldaten an den kleinen Krieg, an Arbeit und Bucht, errang Vortheile, stökte ihnen dadurch Kühnheit ein und gewann ihre Herzen. Es gab keine Jakobiner, keine Constitutionellen mehr im Lager, nur Soldaten. Während sonst der Kampf ruhte, war in dem Gebiet, wo er stand, ein steter kleiner Krieg. Seine Soldaten wußten, was sie in jedem Fall zu thun hatten. Die Grenzbewohner fühlten, dafs er sie schütze vor den Feinden. Er gewann ihre Herzen auch dadurch, dafs er ihnen geraubtes Gut zurückgab. Dafür traten sie im kleinen Krieg freiwillig für ihn unter die Waffen, selbst Mädchen. Zwei Schwestern Fernig machten heimlich in Verkleidung, ohne dafs ihr Vater sie erkannte, um ihn zu schützen, Reiterzüge mit. Sie waren tapfer und tugendreich, zeichneten sich in allen Gefechten aus; selbst die National-Versammlung gedachte der beiden Heldinnen mit hohem Ruhm.
Die Schwestern Fernig.

Es war ein Unglück für die Sache des Königthums, dafs Lafayette sich nicht mit Dumouriez vertragen wollte, dafs er ihm seinen Rettungsplan für den König nicht mittheilte. Dumouriez jagt selber, die 20.000 Mann Lafayettes hätten genügt, um eine Bewegung in Paris zum Siege zu führen. „Wollte Gott, er hätte seinen Plan rasch ausgeführt, welchen Ausgang auch die Sache nahm, Frankreich wäre nicht wie jetzt bedeckt mit Verbrechen, mit Schmach und mit Trümmern. Er wäre der Begründer des Glückes seines Vaterlandes und der Retter der königlichen Familie geworden.“³⁾

Am 10. Juli wurde er nach Valenciennes berufen. Lafayette war dort und empfing ihn sehr kalt. Luckner sagte ihm von dem beabsichtigten Umzug der beiden Armeen, und dafs er in Famars jetzt unter Dillon stehe und Befehle von Lafayette bekomme, bis er zu ihm, Buchner, nach Meh stoßen müsse. Dumouriez erklärte, er halte diesen Umzug der beiden Armeen dem Feind gegenüber für sehr gefährlich, doch werde er gehorchen, und sagte dann zu La-

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, II, p. 336.

²⁾ Ibid. II, p. 340—345, 348.

³⁾ Emile Cère, Madame sans-gêne et les femmes soldats. Paris 1894, p. 117—133.

Streit mit Lafayette: „Mein Herr, ich stehe jetzt für einige Tage unter Ihrem Befehl; ich verspreche, treu Ihrem Ruhm zu dienen, wenn Sie für das Wohl des Vaterlandes arbeiten. Aber Sie begreifen, daß ich Ihr Benehmen gegen mich nicht vergessen habe, und ich schwöre Ihnen, nach dem Kriege wollen wir unsern Streit zusammen ausmachen.“ Lafayette wollte Erklärungen geben, Luckner vermittelte, und sagte beim Hinausgehen zu seinem Adjutanten: „Dumouriez ist edelmüthig, er verschiebt das Duell bis zum Frieden.“ In Paris aber erzählte man, beide hätten sich schon geschlagen und Lafayette sei verwundet worden, und dieses Gerücht gewann Dumouriez wieder die Gunst der herrschenden Partei.

Übrigens anerkennt Dumouriez Lafayettes Fähigkeiten, und erzählt, daß er ihn, während er Minister war, gegen Jakobiner und Girondisten schützte, während Lafayette ihm das bitterste Unrecht anthat, und bedauert, daß dieser sich nicht mit ihm ausgeglichen und offen mit ihm gesprochen habe. Ihre Vereinigung wäre der größte Vortheil für das Vaterland, für den König und sie selber gewesen. Kaum aber war Lafayette wieder unter seinen Höflingen, so verhöhnte er Dumouriez.¹⁾ Dafür nahm nun Dumouriez einen Angriff der Oesterreicher zum Anlaß, im Lager zu Maulde zu bleiben und nicht nach Metz abzumarschieren, wie Luckner befahl. Ein Einfall fand am 15. Juli statt.²⁾ Die Einwohner baten ihn, zu bleiben und sie zu schützen. Der Kriegsrath seiner Officiere sprach sich eben dahin aus, Flandern nicht wehrlos zu lassen, da der Feind heranziehe, und Dumouriez meldete Lafayette, Luckner und dem Kriegsminister, warum er bleiben müsse. Aus diesem Ungehorsam machte man ihm ein Verbrechen. Luckner forderte die Truppen ab und schrieb, er sehe ihn nicht mehr als zur Armee gehörig an. Dumouriez sollte verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Da nahm sich aber seiner die National-Versammlung an und Dumouriez erfuhr erst später den Befehl Lafayettes, ihn in die Citadelle von Metz zu setzen.

So führte Dumouriez auf eigene Faust den kleinen Krieg fort. Ein Einfall in die Niederlande, meinte er, sei entscheidend; er gebe der Nation Schwung und verdopple die Kräfte des Heeres; er beschwichtige den Kampf der Parteien und richte die Aufmerksamkeit vom innern Zwist auf das Ausland.

Dillon. So stank Lafayette und Dumouriez einander als Feinde gegenüber, als ersterer sich gegen die National-Versammlung erhob. Dillon ließ in Pont-sur-Sambre auf Lafayettes Mahnung seine Truppen den Eid auf die von der constituierenden Versammlung 1789 bis 1791 gegebene Verfassung ablegen, und sandte an Dumouriez Befehl, das gleiche zu thun. Dumouriez weigerte sich, indem er ihm schrieb: „Sie hätten officielle Nachrichten oder die Ankunft der Commissäre abwarten und besonders keine Erklärung thun sollen, die ein Verbrechen gegen die Souveränität der Nation ist.“

Er erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten“, wie die Ereignisse des 10. August wenig bekannt waren in seinem Lager, auch wenig Eindruck hervorbrachten, wie man nur an den Feind dachte, und daß er glaubte, der König sei gefangen,³⁾ wie er es auch nach seiner Flucht nach Varennes gewesen, und werde wieder ein-

¹⁾ Dumouriez, Mém., II, p. 350.

²⁾ Ibid. II, p. 353.

³⁾ Ibid. II, p. 366.

gesetzt werden, wie 1791. — „Ich hoffte, seine Unverletzlichkeit werde in Geltung kommen, die Verfassung werde alles wieder in Ordnung bringen; die Nation werde sich nur noch mit dem Feinde nach außen beschäftigen, der Krieg werde umso kürzer sein und im Frieden sich alles wieder ausgleichen. — Der König war der Gefangene einer Partei. Mit dem Eide erklärt sich die Armee für die Besiegten. Es war eine Erklärung des Bürgerkrieges. Der König war jedoch in den Händen einer siegenden und gereizten Partei, und mußte durch die Erklärung der Armee nothwendig das Opfer der Jakobiner werden.“

Im Interesse Ludwigs XVI. ist es zu bedauern, daß Dumouriez mit Lafayette zerfallen war, vereint hätten sie gewiß den König gerettet.

Am 14. August kamen drei Bevollmächtigte der Versammlung nach Valenciennes, um Generale ein- und abzusetzen.

Damals benützte ein Advocat aus Clermont und Mitglied der Legislativen, Couthon, die Schlammwälder von Saint-Amand. Er war lahm an beiden Beinen. Aus Liebe machte er einmal einen nächtlichen Marsch durch eine sumpfige Gegend, versank im Schlamm, so daß er sich kaum mehr herausheben konnte. Von da an blieb er an den Füßen gelähmt. Er schien ein sanfter Mann, guter Freund, Gatte und Vater zu sein, gerieth aber, als er in die National-Versammlung gewählt wurde, nach und nach in solchen politischen Fanatismus, daß er der eifrigste Jakobiner wurde und einmal den Satz aussprach: „Es muß dahin kommen, daß ein Tyrann weder eine Erde findet, die ihn trägt, noch einen Himmel, der ihn leuchtet.“

Couthon kannte das Lager von Maulde und kam mit Dumouriez in Berührung. Dillon that bußfertig und ward von den Commissären in seiner Stellung belassen. Couthon bewies ihnen, daß sie Dumouriez hätten wählen sollen; schon waren sie ängstlich wegen ihres Schrittes, als auf einmal aus Paris die Nachricht kam, daß Dumouriez zum Obergeneral beider Armeen ernannt sei.¹⁾ Die Freude im Lager war groß. Dumouriez wies der Regierung nach, daß die Aufgabe, zwei Armeen zu befehligen, für einen Menschen zu groß sei, und wollte Dillon heibehalten. Der Empfang aber, den er in Sedan fand, war ein kalter. „Das ist der Dummkopf, der den Krieg erklären ließ“, sagten laut die Soldaten, als er Revue abhielt. Dumouriez blieb stehen, schaute sie scharf an und rief: „Ist hier jemand feig genug, daß er zornig ist über den Krieg? Glaubt ihr die Freiheit zu gewinnen, ohne euch zu schlagen?“ — Diese Offenheit gewann ihm die Herzen. Bald hörte der Zwiespalt zwischen den Officieren und Soldaten auf, waren alle eifrig, sich in Waffen zu üben, und sahen voll Begier dem Kampfe entgegen. Ein neuer Geist kam mit dem findigen Dumouriez in die Armee.

So flog Dumouriez, so fiel Lafayette. In Namur führte der Marquis Chasteler den jungen Erzherzog Karl mit Lafayette zusammen. Der Prinz war freundlich und zuvorkommend; er glaubte, Lafayette habe vielleicht Mittheilungen zu machen über die Lage Frankreichs und der königlichen Familie.

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, II, p. 373.

Lafayette aber blieb stumm und starr: er that, als wolle man ihn zum Verrath am Vaterlande verleiten. Dann wurden die Gefangenen getrennt: Lafayette mit den drei Mitgliedern der National-Versammlung wurde nach der Citadelle von Luxemburg gebracht, die übrigen blieben in Namur, bis auf sechs, denen man erlaubte, die Reise nach Holland fortzusetzen. Lafayette sandte Verwahrung ein dagegen, daß man ihn nicht als Kriegsgefangenen behandle. Der Herzog von Sachsen-Teschen antwortete 8. September: „Man hat Sie nicht als Kriegsgefangenen, nicht als Mitglied der constituierenden Versammlung, sondern als Hauptführer der französischen Revolution gefangen genommen. Sie sind es, der Frankreich zugrunde gerichtet, den König all seiner Rechte beraubt und ihn geängelt gehalten hat. Da Sie das Hauptwerkzeug aller Leiden sind, die den unglücklichen Monarchen belasten, so ist es nicht mehr als gerecht, daß diejenigen, welche in den Krieg ziehen, um den König in seine Würde wieder einzusetzen, Sie so lange festhalten, bis Ihr König seine Freiheit wiedergewonnen und nach Recht oder Gnade über Ihr Schicksal entschieden hat. Wären Sie als treuer Soldat Ihres Königs im Kampfe in unsere Gewalt gekommen, so hätten wir Sie mit allen Ehren behandelt.“¹⁾

Dumouriez machte es Lafayette zum Vorwurf, daß er sich nicht mit den Österreichern zu verständigen wußte, bevor er die Fahne der Empörung zu erheben wagte. Lafayette muß aber Schritte gethan haben, jedoch auf mißtrauische Abweisungen gestoßen sein.

Der Beweis liegt in einem Schreiben von Kaunitz an Mercy,²⁾ worin der Staatskanzler warnt, den Versicherungen eines solchen Mannes zu trauen; dann fährt er fort: „Sollte die Verlegenheit des Generals Lafayette, in welcher er sich befindet, die geheime Veranlassung seines gemachten Schrittes sein, so dürfte er selbst wahrscheinlich eine weitere Folge zu geben suchen, und in diesem Falle wollen Euer Excellenz ihn nicht schlechterdings abweisen, auch nicht einmal den Vorschlag eines Waffenstillstandes völlig verwerfen, sondern durch schickliche und speciose dilatorische Wendungen alles in die Länge ziehen, um solchergestalt wenigstens etwas von jener Zeit zu gewinnen, die erfordert wird, die beiden Armeen ihren Sammelplätze zu nähern.“

Lafayette war für das conservative Europa gleichsam die personifizierte Revolution.

In diesem Sinne ließ der König von Preußen durch Neuß an den Herzog von Sachsen-Teschen aus Chateau-Vitry am 6. August 1792 schreiben, man dürfe diesen gefährlichen Mann, der, wo er könne, Böses anstiften werde, ja nicht als Kriegsgefangenen behandeln und müsse ihn scharf bewachen; denn er werde, wohin er kommen möge, überall den Aufstand predigen. Man brachte Lafayette deshalb zunächst in die Festung Wesel, dann führte man ihn in Ham durch das Lager der Emigranten, hierauf in die Casematten von Magdeburg. Der Beifall, mit dem der Flüchtling in Deutschland begrüßt wurde, wo man ihn erblickte, wirkte zu seinem Nachtheil. Als Lyon und Toulon und Marseille sich gegen den Convent erhoben, brachte man in Ureugung, La-

¹⁾ Der Wortlaut des Schreibens im Wiener Kriegsarchiv bei Vivenot, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik, Bd. II, S. 192.

²⁾ Vivenot, l. c. II, S. 58.

fayette gegen die Terroristen als Stütze der Gemäßigten zu verwenden, jedoch ohne Erfolg.

Schriftsteller ergriffen vergeblich seine Sache. So der Geschichtschreiber Archenholz in Hamburg, dem Lafayette aus Magdeburg ein Denkschreiben sandte, worin er sein ganzes Verhalten gegenüber der Nation und gegenüber dem König zu rechtfertigen suchte, von dem er sagt:¹⁾ „Ich besaß seine Achtung, aber nie sein Vertrauen; ich war für ihn ein unangenehmer Wächter, gehaßt von seiner Umgebung; ich suchte ihn der Revolution geneigt zu machen, sein Leben und seine Ruhe zu sichern.“ Den Prozeß gegen den König nennt er den schrecklichsten. „Nie ist das natürliche und bürgerliche Recht, das Ehrenwort einer Nation, das öffentliche Interesse mit größerer Unverschämtheit verletzt worden.“ Darüber, daß er seinen Widerstand gegen die Beschlüsse der National-Versammlung so schnell aufgab, bemerkt er: „Ich war abgeseht, angeklagt, geächtet. Meine Vertheidigung hätte blutig sein können, aber sie war unnütz. Sie diente nur mir und nicht meinem Vaterland, und nur der Feind hätte davon Nutzen gezogen. Ich wollte ihn angreifen, um den Tod zu suchen; ich that es nicht, weil ich keinen Vortheil für die Armee darin sah. Ich wollte nach Paris gehen, um dort zu sterben. Aber ich fürchtete, daß ein solches Beispiel der Undankbarkeit eines Volkes die zukünftigen Beförderer der Freiheit entmuthige. Ich reiste in aller Stille ab, weil ich fürchtete, eine große Abtheilung von Officieren und selbst ganze Corps könnten sich hinreißen lassen, mit mir zu ziehen.“²⁾ — Von seiner strengen Haft in Wesel und Magdeburg sagt er dann: „Was sind Kerkerleiden gegen die Schmerzen, welche die Undankbarkeit eines Volkes einer freien Seele bereitet? Jetzt nimmt die dreifache Tyrannei der Despoten, der Aristokraten und der Priester an uns Rache, aber das Ungeheuer ist auf den Tod getroffen. Jetzt mehren sich alle Erfindungen der Inquisition und der Kerker um uns, aber diese Grausamkeit und diese Angst machen uns nur Ehre. Mögen unsere Köpfe für den Schmuck eines Triumphes aufbewahrt bleiben oder die Ungesundheit unserer unterirdischen Kerker, der Mangel an Luft und Bewegung wie ein langames Gift wirken, — ich hoffe, daß das Mitleid, die Besprechung, der Unmuth über unser Schicksal ebensovielen Keime der Freiheit sind, welche neue Vertheidiger derselben erwecken werden. — Die Wälder der Huronen und Froschen sind bevölkert von meinen Freunden, die Despoten Europas und ihre Höfe — das sind die Wilden für mich.“ — Der Brief wurde gedruckt. Dieser Trost gegen die Monarchen war nicht geeignet, sie ihm günstiger zu stimmen und seine Haft zu erleichtern. In aller Stille wurden er und seine Mitgefangenen von Magdeburg nach Reisse gebracht, ohne daß ihr Name genannt werden durfte, nicht durch Soldaten aus Magdeburg, sondern durch Wächter, die eigens von Potsdam kamen. Man fürchtete Befreiungsversuche und die Thätigkeit geheimer Gesellschaften.

Am Verwendung fehlte es nicht. Lally-Tolendal³⁾ richtete an den König von Preußen ein eigenes Denkschreiben für den Unglücklichen, im Namen seiner Gattin und Kinder, worin er die frühere Thätigkeit Lafayettes für Erhaltung des Königs und der Dynastie schildert,⁴⁾ und wie Lafayette, als man den König nach der Flucht nach Barennes tödten und die Republik ausrufen wollte, die

¹⁾ Vivenot, l. c. II, S. 179.

²⁾ Dumouriez, l. c. II, p. 459—464.

³⁾ Mémoire de Lally-Tolendal. — Hist. parlem., XVII, p. 228—251.

⁴⁾ „Si vous tuez le roi, je vous prévient que le lendemain, la garde nationale et moi, nous proclamons le prince royal.“

Sachsen-Teschen.

Kaunitz über Lafayette.

Friedrich Wilhelm II.

Schreiben an Archenholz.

Lally-Tolendal.

Sache verhinderte durch seine entschiedene Erklärung: „Wenn Ihr den König tödtet, so sage Ich Euch zum voraus: die Nationalgarde und ich werden den Dauphin zum König anrufen.“ Vally-Tolendal hebt namentlich hervor, welchen Nutzen die Befreiung Lafayette's für die Beruhigung Frankreichs haben könne: Keiner könne so viele Männer um sich vereinigen, keiner solchen Eifer haben und solchen Erfolg für Wiederherstellung einer constitutionellen Monarchie, an der doch zwei Drittel der Franzosen hängen, wie Lafayette. Vally-Tolendal mahnt den König, den Vorzug der Monarchie gegen die Republik in der Milde zu zeigen: „Trösten Sie die Menschheit, indem Sie ihr zeigen, daß es eine maßvolle, weise, gerechte, wohlthuende Macht gibt, und daß diese Macht die königliche ist. Lassen Sie die Segnungen des legitimen Thrones gegenüber den Schrecken der Demagogie erglänzen! Jene plündern, Sie spenden Gnaden aus; jene belasten ihre Mitbürger mit willkürlichen Ketten, Sie öffnen die Staatsgefängnisse; jene sind roh, seien Sie mild; jene bestrafen Wohlthaten, verzeihen Sie dagegen Befehdungen!“

Das war alles schön gesagt, aber es half nicht. Im englischen Parlament hielt General Fitz-Patrik einen beredten Antrag zur Verwendung für Lafayette, der ihm einst im Kriege in Nordamerika gegenüber gestanden. Die ersten Redner unterstützten ihn, Fox, Grey, Sheridan, Wiltbread. Es war vergebens. Pitt und Burke bekämpften ihn mit heftiger Bitterkeit. Im Oberhause sprachen ebenso vergebens Lord Bedford und Lord Holland für ihn. Gleich vergeblich war die Verwendung des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Vergeblich bat Washington, der den Sohn Lafayette's zu sich genommen hatte und ihn wie seinen eigenen behandelte. Um Verlegenheiten vorzubeugen, jagte man dem amerikanischen Abgesandten, die Gefangenen seien schon in Osterreich.

In der That kamen sie nach Olmütz in strenge Haft als Staatsgefangene, die man nur nach ihren Nummern, nicht nach ihrem Namen benannte, und denen aller Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten war. Die Freiheitsmänner aller Länder schienen aber wie verschworen, Lafayette zu befreien. Die Vereinigten Staaten hatten zu diesem Zweck insgeheim eine Summe Geldes nach Europa geschickt.¹⁾ Ein Doctor Bollmann und Huger, der Sohn eines ausgezeichneten Officiers in Carolina, auf dessen Gebiet Lafayette gelandet hatte bei seiner ersten Ankunft in Amerika, fanden Mittel, Tag und Stunde zu erfahren, wann er unter Bedeckung ausgehen durfte, ihn von ihrer Ankunft in Olmütz zu unterrichten und von ihrem Plan, ihn zu befreien.²⁾

Über Bollmann sind Memoiren erschienen, die sein bewegtes Leben, sein vielseitiges Wirken in Europa und Nordamerika schildern. Für Osterreich ist er nicht bloß durch seinen jugendlichen Versuch, Lafayette zu befreien, sondern auch durch seine Rathschläge beim Wiener Congress bedeuftam geworden.³⁾

Justus Erich Bollmann, geboren 1769, zu Hoya im Hannoverschen, war der Sohn einer geachteten, wohlhabenden Familie, erzogen wurde er jedoch in Karlsruhe im Hause seines Vetzers, des badischen Staatsrathes Brauer, und verkehrte dort viel mit dem berühmten Lehrer für Staatswirtschaft und Gewerbefunde,

1) Dumouriez, l. c. II, p. 454.

2) Details relatifs à la fuite et captivité de Lafayette. Ibid. II, p. 454.

3) Barmhagen van Enje, Denkwürdigkeiten, IV, S. 167—386.

mit dem Hofrath Böckmann. Er war ein Jüngling von tadellosem Wandel, sein Sinn aufgeweckt für alles Große und Schöne. Als Berufssach wählte er die Naturwissenschaften und bezog die Universität Göttingen, um dort Medicin zu studieren. Einige junge Engländer schlossen sich hier an ihn an, da sie in seinem Wesen die Vorzüge des englischen Charakters erkannten, er hingegen wurde mit englischer Sprache, Literatur und Verfassung vertraut. In Mainz besuchte er dann die Vorträge des berühmten Arztes Hofmann und des großen Anatomen Sommering. Sein Eifer, die große Welt kennen zu lernen und darin zu wirken, trieb ihn 1792 über Straßburg nach Paris, wo eine gute Aussicht für deutsche Ärzte war. Über die französische Freiheitschwärmerei war er bald enttäuscht. Er schreibt: „Die National-Versammlung ist bald der Gegenstand der Anbetung, bald der Verachtung — im ganzen ein wütendes Corps, ein großer Haufen leidenschaftlicher übelunterrichteter, eigennütziger, ehrgeiziger Menschen, unter denen einige Brave in Unthätigkeit begraben sind; die Clubs tyrannisieren das Volk, ihre Mitglieder sind der neue Adel. Aristokraten gibts in Menge, Demokraten noch mehr, und dennoch sind nur hier und da je zwei zu zwei Köpfe einig. Es gibt so viele Arten von Demokraten als es Modfarben gibt; der klügste Theil ist der bescheidenste und seufzt im Stillen.“ Einmal ist er im Theater Français, wo Voltaires „Tod des Cäsar“ dargestellt wird. „Raum war das Parterre voll, so begann diese dichte und kaum einer Bewegung fähige Masse unruhig zu werden. Die rothen Mützen wurden auf langen Stöcken geschwungen. Einige brüllende Stimmen erhoben sich in patriotischen Liedern und nach wenigen Minuten sang die ganze Gesellschaft. Tausend Stimmen schrien wirr durcheinander: „Ca-ira!“, die Musik mußte gehorchen. Man klatschte den Takt zu dieser Arie und das ganze Parterre war nur ein Handschlag, man glaubte eine Maschine vor sich zu sehen, die ein einziger Zug bewegte. Endlich begann das Stück. Nicht zwanzig Worte konnte Brutus sprechen, dann unterbrach ihn das Klatschen, oft eine Viertelstunde hielt dies an, dann sprach er wieder, dann begann das Klatschen von neuem. Aber nicht genug, daß man klatschte, man vermehrte das Getöse des Beifalls durch eigene mitgebrachte Becken nach Art der Becken bei der Feldmusik. Man schlug sie über die Köpfe zusammen und ein fürchterliches, vielfaches Bravo machte das Getöse noch voller.“ — Über die Stimmung der Zuschauer schreibt Bollmann: „Armes, verblendetes Völkchen, wo sind denn eure Catos, eure Cassius, eure Brutus? Was vermochten sie im üppigen Rom? wo sind ihre Thaten? Oder wollt ihr zur nüchternen Mäßigkeit des alten Roms zurückkehren — und die ersten Freudenmädchen der Stadt sind von den Deputierten, euren Gesetzgebern, gepachtet; verjagt die zuvor.“

Bollmann hatte bald so viel Patienten, daß er von seinem Einkommen leben konnte. Da zerstörte der 10. August seine ganze Praxis, ein Theil seiner Anhänger floh aus der Stadt, der reichste Kranke starb vor Schrecken über die Greuel. Da bat ihn die Staël, ihren geliebten Marbonne nach London zu retten und der Deutsche wandte seine ganze Energie und Umsicht auf und es gelang ihm, den mit dem Tode Bedrohten sicher aus Paris, durch die Aufpaffer und Häfcher auf den Straßen bis an das Meer und sicher nach London hinauszubringen: er wagte seinen Kopf dabei. Durch Marbonne kam Bollmann zu Talleyrand, dessen Conversationstalent er nicht genug rühmen kann. „Marbonne ist ein hoher, etwas plump gebauter, starker Mann, dessen Kopf aber etwas auffallendes, Großes, Überlegenes hat. Er ist unerhapplich an Witz, an Reichthum von Ideen, er ist vollendet in allen gesellschaftlichen Tugenden. Er verbreitet

Das
englische
Parla-
ment.

In
Olmütz.

Be-
freiungs-
versuche.

Boll-
mann.

Studien.

Paris.

Legis-
lative.

Theater.

Praxis.

Mar-
bonne.

Anmut über das Dürkste. Er reißt unwiderstehlich fort und macht, wenn er will, einen Einzelnen und eine ganze Gesellschaft trunken. Es war nur ein Mann in Frankreich, der ihm in dieser Hinsicht an die Seite gesetzt wurde und der ihn meiner Meinung nach noch bei weitem übertrifft, das ist sein Freund, Monsieur de Talleyrand, ehemals Bischof von Autun. Narbonne gefällt, aber er ermüdet auf die Länge. Man könnte Talleyrand jahrelang zuhören. Narbonne arbeitet und verräth Bedürfnis, zu gefallen; Talleyrand einschläft, was er spricht, und es umgibt ihn beständig eine leidenschaftslose Behaglichkeit und Ruhe. Was Narbonne sagt, ist mehr glänzend, was Talleyrand sagt, mehr anmuthig, fein und niedlich. Narbonne ist nicht durchaus für alle Leute, sehr empfindsame mögen ihn nicht, er hat über sie keine Herrschaft. Talleyrand, ohne weniger moralisch verdorben zu sein, als Narbonne, kann die selbst bis zu Thränen rühren, welche ihn verachten. Ich weiß hievon merkwürdige Beispiele."

Die vornehmen Emigranten bildeten eine eigene Colonie in Kensington. Die Energie und Klugheit, mit welcher Bollmann den Narbonne gerettet hatte, machte ihn in den besten Kreisen bekannt. In Paris mochte er als Arzt nicht mehr eine neue Praxis anstreben, die Schulen waren zerrüttet: er machte jetzt Studien in London und suchte als Arzt eine Stellung zu gewinnen. Von der französischen Revolution mochte er nichts mehr hören und „nirgends sah ich Freiheit, Gesetzeskraft, Ordnung, überall Privatleidenschaft, Habucht, Herrschucht; das öffentliche Beste ist ausgestecktes, nirgends wirkliches Ziel. Ich sah ein üppiges, sittenloses Volk, die Knaben müssen erst wieder aufwachsen unter Schlachten und Blut, die Mädchen unter Trübsal und Thränen; eher wird nichts besser." Mit Tolendal machte er eine Ausnahme, ihn schätzte und liebte er; er sei ein redlicher, herzlicher und wackerer Mann, ein systematischer und fleißiger Arbeiter. Dieser stellte seiner Zindigkeit die Aufgabe, alles zu thun, um Lafayette zu befreien. Geld war aus Amerika genug für diesen Zweck gelendet worden. Bollmann sollte Lallys Vertheidigung von Lafayette und seine Fürbitte an den König von Preußen bringen und dessen Minister dafür gewinnen. Zuerst sollte er deshalb in Rheinsberg beim Prinzen Heinrich vorsprechen, dann beim König in Berlin das Mögliche erzielen. Es reiste October 1793 ab, meldete aber Januar 1794, daß seine Bemühungen vergeblich gewesen seien, weil die gewöhnlichen Menschen keinen Glauben an Tugend hätten. Friedrich Wilhelm II. erklärte zwar, er wolle nicht, daß das Verhasste der Gefangenschaft länger auf ihm laste. Doch war Lafayette schon österreicherischer Gefangener und beim kaiserlichen Hofe wollten sich die preussischen Minister nicht für Lafayette verwenden. Sonst hatte Bollmann überall Theilnahme für Lafayette gefunden und entwarf noch einen fein ersonnenen Plan, den Gefangenen zu entführen. Aus Amerika ergingen ja die dringendsten Aufforderungen, etwas für den Gefangenen zu wagen. Bollmann hielt die Haft Lafayette's für widerrechtlich und ihn für den Mann, der Königthum und Freiheit ernstlich hatte vermitteln wollen, und glaubte deshalb kein Staatsverbrechen zu begehen. — Briefe des Gefangenen baten um baldige Rettung.

Mit Empfehlungen und Wechselln wohlversehen kam Bollmann im Sommer 1794 nach Schlessien als Naturforscher. In Tarnowitz besah er die Bergwerke; von da kam er nach Olmütz, wohin er an einen Arzt empfohlen war, dessen Vertrauen er bald zu gewinnen wußte. Durch diesen sandte Bollmann in einem Zettel in englischer Sprache die Mahnung, die Schwermuth zu fliehen und diesen Zuruf nicht kalt, sondern warm aufzunehmen. Als Lafayette allein war, hielt er diese Zeilen, die er nicht kalt, sondern warm aufnehmen sollte, an das Licht,

eine andere Schrift wurde sichtbar, und er las hier den Plan, durch welchen er in Bälde seine Freiheit erlangen sollte, und gab Antwort in einem englischen Spruche. Nach einigen Tagen kam ein zweiter Zettel mit einem ähnlichen Spruch. Dann gieng Bollmann auf einige Wochen nach Wien, wo er nur Studien zu leben schien. In Wien traf er auf einen jungen Amerikaner Huger, den Sohn eines Obersten in Südkarolina, auf dessen Gut Lafayette bei seiner ersten Fahrt nach dem neuen Welttheile gelandet hatte, einen Jüngling von offenem Sinn und kühnem Muth, der sein Leben für Lafayette zu wagen für Pflicht jedes freien Amerikaners hielt. Bollmann und Huger wurden bald ein Herz und eine Seele. Von Lafayette erhielt er die Nachricht, er dürfe jeden ungeraden Tag abends ausfahren in einem schlichten Überrock und rundem Hut, nicht von einem Officier begleitet, sondern von einem Stabsprofoszen in der Uniform eines Corporals. Je kühner das Unternehmen sei, desto eher werde es gelingen.

8. November 1794 fand der Versuch statt. Die beiden sandten ihren Wagen mit einem Reitknecht voraus nach Hoff, sie selber setzten sich zu Pferde und ritten um zwei Uhr auf der Straße voran, auf welcher Lafayette zu fahren pflegte; sie trafen bald seinen Wagen, den ein Soldat kutschierte, während ein anderer hinten aufstand, sprengten auf denselben zu und geboten dem Kutscher „Halt!" Lafayette öffnete den Wagen, der Profosz, der neben ihm saß, heftete sich aber an ihn, beide stürzten zu Boden. Bollmann half Lafayette auf und drückte den Profoszen nieder. Der Soldat, der hinten auf dem Bock stand, sprang ins Feld hinein, der Kutscher kehrte mit dem leeren Wagen um, der Stadt zu, der Profosz eilte seinem Wagen nach. Lafayette war also frei. Nun galt es, rasch zu fliehen. Aber er hatte kein Glück. Die Pferde waren über dem Ringen Bollmann's mit dem Profoszen scheu geworden. Huger war sein Pferd entsprungen. Landleute auf dem Felde stiegen das eine Pferd ein. Bollmann drängte Lafayette, eiligst davonzureiten, drückte ihm eine Börse in die Hand und eine Weisung, wohin er reisen, wie über die Grenze kommen sollte. Lafayette ritt davon, nachdem er in Eile seinen neuen Freunden gedankt hatte. Ein Bauer brachte das andere Pferd zurück und stellte es gegen ein Trinkgeld Bollmann zur Hand. Auf diesem Pferde sollten nun beide davondreiten, aber in der Eile war Lafayette gerade auf dem Pferde davongeritten, welches für zwei Reiter dressirt war. Nur ein Reiter konnte also entkommen. Schon hörte man Alarmschüsse von der Festung, von der aus auch der Vorgang bemerkt wurde. Die Noth drängte zu rascher Entscheidung. Da sagte Huger: „Am Unheil mit dem Pferde bin ich schuld; Bollmann, Sie sind unentbehrlich, sorgen Sie für sich und Lafayette; ich werde schon zu Fuß durchkommen" — und eilte in den nahen Wald.

Bollmann ritt in Eile nach Sternberg, zehn Minuten vorher war Lafayette durchgekommen. Bollmann eilte ihm nach, traf ihn aber nicht in Hoff, Lafayette hatte einen andern Weg eingeschlagen, die Begegnung mit einem Reiter-Regiment fürchtend. Ein Uhr nachts war Bollmann über die Grenze in Ratibor, wo er Lafayette treffen sollte. In Tarnowitz wären sie sicher gewesen, durch Polen hätten sie Danzig erreichen können. Aber kein Lafayette kam. Bollmann suchte ihn nun entlang der Grenze. Lafayette war aber schon wieder in Haft, sein Pferd war durch den starken Ritt erschöpft zusammengestürzt. Er gieng eine Strecke zu Fuß weiter und kaufte von einem Bauer ein Pferd. In Braunseifen wurde er von einem Ladendiener erkannt, festgehalten, und nach Olmütz in sein altes Gefängnis gebracht. Bollmann aber wurde, während er nach Lafayette suchte, festgenommen, nach Olmütz und von da nach Wien ge-

Talleyrand.

Emigranten.

Tolendal.

Friedrich Wilhelm II.

Lafayette.

Huger.

Stucht-
versuch.Lafayette
frei.wieder
ge-
fangen.

bracht.¹⁾ Huger allein entkam glücklich nach Amerika, wo er Oberst der Miliz und wegen seines Eifers für Lafayette hochgefeiert wurde.

Das bitterste Los schien Bollmann bevorzustehen. Der Verhörrichter sagte ihm sogleich, er müsse sich auf das Ärgste gefasst machen. Man glaubte anfangs, es sei auf die Empörung der ganzen Garnison abgesehen gewesen. Durch offenes Geständnis und den Adel seines Wesens gewann jedoch Bollmann bald den Verhörrichter und in Wien eine Theilnahme ohnegleichen. Bis in die höchsten Kreise bekam er Fürsprecher. Während man mindestens lebenslängliches Gefängnis für ihn fürchtete, wurde Bollmann nach siebenmonatlicher Haft erklärt, er sei frei und könne gehen, wohin er wolle, nur müsse er Oesterreich meiden. Die Regierung war zu hochstimmig, um ein Vergehen, das nur aus edlem jugendlichen Enthusiasmus hervorgegangen war, mit ewigem Gefängnis oder mit Hinrichtung zu bestrafen. Bollmann hat für diese Großmuth sich dankbar bewiesen — wie wir 1814 sehen werden. — Fürst Metternich hat sogar den Wunsch ausgesprochen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten ihm eine dauernde Stellung in Wien gebe.

Bollmann gründete nämlich in Philadelphia, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, ein Handlungshaus mit zwei jüngeren Brüdern, das bald großartige Geschäfte machte, wurde ein hochangesehener, in seiner Ehe mit einer Amerikanerin ein glücklicher, auch durch neue Erfindungen und seine Kenntniß der Finanzen ein reicher Mann.

So ward denn auch Lafayette, wie er einst dem König gethan, in der Flucht aufgehalten.

Die Behandlung ward jetzt strenger. 1795 kam seine Gattin, die nur Robespierres Tod von der Guillotine rettete, auf der mehrere Mitglieder dieser Familie endeten, unter dem Namen Madame Motier selber nach Wien, und es gelang ihr, eine Audienz beim Kaiser Franz zu bekommen, der ihr aber erklärte, daß hinsichtlich der Freilassung ihres Mannes ihm die Hände gebunden seien, das heißt, daß dieser ein Gefangener der europäischen Mächte, nicht Oesterreichs allein sei;²⁾ er gewährte jedoch ihr und ihren Kindern den andern Wunsch, seine Haft zu theilen. Erst Bonapartes Siege und der Vertrag zu Leoben gaben ihm die Freiheit, 19. September 1797 fuhr er mit seiner Familie von Olmütz nach Hamburg ab. Der österreichische Minister Thugut drückte seine Freude aus, der Sorge für seine Bewachung ledig zu sein.³⁾ Daß Lafayette für jede monarchische Regierung eine Gefahr war, zeigt die Geschichte seines Befreiers Napoleon I. und die seiner Nachfolger, der Bourbonen. Wie ein Schiff, das nur an einem Anker hängt, so hieng Lafayette an der Anschauung von der nordamerikanischen Republik, die er in seiner Jugend eingefogen hatte, und die für europäische Verhältnisse nicht paßte.

So war der Wechsel bei den beiden Nordarmeen. Carnot, Coustard und Prieur kamen indessen als Gewaltboten zu dem Heer, das von der Wittich bis Besançon stand.

¹⁾ Die Abweichungen in den Berichten Bollmanns und Hugers über den Gewaltstreik, durch den sie Lafayette befreien wollten, lassen sich nicht mehr ausgleichen. Barnhagen, I. c. IV, S. 309—335.

²⁾ Dumouriez, II, p. 456. Ohne Zweifel wegen Polen.

³⁾ Bivenot, I. c. II, S. 58—59.

Ein elsässischer Abgeordneter, Ritter, diente ihnen als Dolmetsch. Biron, früher Lauzun geheißt, antwortete auf die Frage der Gewaltboten: „Unterwerfen Sie sich offen und einfach den Beschlüssen der National-Versammlung?“ — mit einem rüchhaltigen „Ja“. Einige höhere Officiere hatten aber mehr Muth als dieser ehemalige Höfling und feige Verleumder seiner Königin. Caffarelli-du-Falga, der später in Agypten blieb, erklärte feierlich, er anerkenne die Macht der Versammlung — in den Dingen, in welchen sie entschieden, nämlich Absetzung und Gefangenhaltung des Königs, nicht an; er sei entschlossen, gegen die Parteimänner jeder Art aufzutreten und gegen Paris zu marschieren. Gleich entschieden sprach sich Victor Broglie aus, der dafür am 27. Juni 1794 das Schafott besteigen mußte: „Das Recht, den König abzusetzen, gehört denen nicht zu, die von der Nation in die National-Versammlung geschickt sind. Unser Verhalten ist durch unsern Eid auf die Verfassung bestimmt.“¹⁾

In Lauterburg huldigte Kellermann, in Weißenburg wurden die Abgesandten der Legislative von Custine mit Enthusiasmus begrüßt; dieser sollte seinen Abfall von der guten Sache bald auf der Guillotine büßen. Nur die Hauptleute Joseph Broglie und Villantroy, an dessen Stelle Houchard trat, zogen die Entlassung dem Meineid vor. In Hünigen enthoben sie den Obersten Richelieu d'Alguillon des Dienstes, weil er nicht huldigen wollte. Er sandte von Basel am 9. September an die gesetzgebende Versammlung ein Schreiben, in welchem er sie mit männlichen Vorwürfen überschüttete: „Ihr verachtet die Verfassung, durch die ihr erst zur Macht kamet, jene Verfassung, die in ihrem Entstehen mit so viel Liebe und Huldigung von der ganzen Nation begrüßt und mit so vielen Eiden beschworen wurde. — Die Feigheit der Eigensucht, die Knechtschaft der Angst hat alle Köpfe niederbeugt, selbst diejenigen, welche sich mit dem größten Muth erhaben hatten. — Wir ist es klar, die Franzosen sind noch immer Sklaven. Ich aber bin frei geblieben und habe euren Bevollmächtigten erklärt, daß ich eure neuen Gesetze nicht anerkenne.“

Von Besançon bis zum Var hatten Gasparin, Rouillé und Lacombe-Saint-Michel zu schalten und zu walten. Im Lager von Cessigny huldigte General Montesquiou.

Viele Officiere mußten abgesetzt werden, weil man ihrer Gesinnung mißtraute, und die National-Versammlung beschloß am 20. August, daß alle abgesetzten Officiere sich zwanzig Meilen von ihren ehemaligen Regimentern fern halten sollten, bei Strafe der Haft während der ganzen Kriegszeit. An die Stelle Luckners kam Kellermann. Der alte Haudegen hatte unter den Soldaten viele Anhänger, darum wagte man noch nicht, ihn abzusetzen, sondern gab ihm den Auftrag, in Chalons-sur-Marne eine Reserve-Armee zu sammeln.²⁾ So huldigte denn die ganze bewaffnete Macht den Beschlüssen des 10. August, deren Folgen baldig zutage treten sollten.

¹⁾ Suspension de Victor de Broglie. Déclaration remise par M. Victor Broglie, maréchal de camp et chef de l'état major de l'armée du Rhin à Mons. de Biron, général en chef de cette armée. Zum erstenmal veröffentlicht von Mortimer-Ternaux, I. c. III, p. 454. — Die Sendboten des Convents berichteten, daß Caffarelli wegen seiner Verdienste eines hohen Rufes sich erfreue, daß sein Patriotismus glühend, daß er ein wahrer Philosoph sei. Mit Napoleon zog er später nach Agypten und fiel bei der Belagerung von Saint-Jean d'Acre.

²⁾ Mortimer-Ternaux, I. c. III, p. 80—86.

Mortimer-Ternaux, der die Acten der Bevollmächtigten zur demokratischen Reinigung der Armee zuerst veröffentlichte, bemerkt: ¹⁾ „Also zehn Tage nach dem 10. August, vier Monate nach der Bildung des Heeres, welches unser Gebiet vertheidigen sollte, war ein großer Theil der Officiere, welche diese Bildung geleitet hatten, genöthigt, ins Ausland zu fliehen, oder wurden gewaltsam von ihrem Commando entfernt. Andere Männer stiegen empor in die erste Stellung und genossen einen Augenblick alle Gunst der Beliebtheit beim Volke. Dumouriez, Montesquion, Kellermann, Biron, Custine, Houchard, Miaczinsky wurden jetzt genannt als die Unbestechlichen, als die wahren Patrioten, als die unerschütterlichen Stützen der Republik, die noch gar nicht ausgerufen war, aber bald ausgerufen werden sollte.“

Ein Jahr nachher — und geächtet waren Dumouriez, der glückliche Vertheidiger der Pässe im Argonnerwald, und Montesquion, der Eroberer Savoyens, wurden Biron, Custine, Houchard, Miaczinsky, nachdem sie ihr Blut in hundert Gefechten verschwendet hatten, unter dem Geschrei: „Nieder mit den Verräthern!“ auf das Schafott geführt. Kellermann allein wurde für eine glücklichere Bestimmung aufbewahrt und sollte aus den Händen dessen, der damals noch ein Jüngling und Bataillonschef bei der Artillerie war, aber selber in den Anschauungen der Zeit weit vorgeschritten war, den Titel eines Herzogs von Balmv erhalten, der zugleich an den republikanischen Ursprung und an die Größe des Kaiserthums erinnerte.“

Das ist die Geschichte des 10. August, so sind seine Folgen. Also hat sich alles in Frankreich verändert. Der König fiel, weil er sich nicht zu vertheidigen wagte, und seine Anhänger vergossen nutzlos für ihn ihr Blut. Das Gefindel siegte und die Commune, von welcher der Angriff geleitet wurde, erhebt jetzt stolz ihr Haupt, die Macht ist von den Tuileries in das Stadthaus übergegangen, die Jakobiner sind die Herren von Paris und die Könige von Frankreich. Die National-Versammlung aber, die den König zu retten nicht den Muth hatte, sinkt mit ihm, sie wird ohnmächtig der Commune gegenüber, bloß noch gut genug, deren Forderungen in die Form von Gesetzen zu kleiden, und für sie ihre Ehre in den Augen der Besonnenen preiszugeben.

Wie viel glühende Hoffnungen setzte einst die Nation auf das Zustandekommen der Verfassung! Sie wurde vollendet, vom König angenommen und mit unzähligen Eiden beschworen. Aber das goldene Zeitalter, auf das man gehofft, kam nun doch nicht, wohl aber Noth und Elend. Der König ist an allem schuld, sagten die Männer der Freiheit. Jetzt ist die Verfassung aufgehoben, der König entthront und gefangen, aber das goldene Zeitalter will noch immer nicht kommen, vielmehr nimmt Jammer und Elend in grauen-

hafter Weise zu. Man kämpfte für Freiheit der Meinung — und jetzt wird wer die Ansichten der Sieger nicht theilt, ins Gefängnis geworfen und hingerichtet. Man pries die Humanität, jetzt reden aber die Sieger nur von Mord und Rache; sie behandeln die Frauen und Kinder ihrer Gegner als Geiseln für das Verhalten ihrer Männer und Väter; sie verbannen und morden die Priester, die ihr Gewissen höher stellen, als ihr Einkommen; sie behandeln Redacteurs, welche unabhängigen Sinnes sind, als Vergifter der öffentlichen Meinung.

Man schwärmte einst für das Recht des Briefgeheimnisses und jetzt durchsuchen Beamte bei Ankunft der Post die Briefe, um Beweise für die Schuld ihrer Gegner zu finden. Die schützenden Formen im Rechtsgange sind aufgehoben. Wie hat man getobt gegen die Lettres-de-Cachet: jetzt aber erweckt der geringste Umstand Verdacht, und der geringste Verdacht genügt, um einen Verhaftsbefehl zu erwirken. Unzählige werden seit dem 10. August ihrer Freiheit beraubt und sehen in den Gefängnissen dem Tode entgegen. Mordgedanken bemächtigen sich der Köpfe. Jean Débry beantragt, ein Corps von zwölfhundert Tyrannenmördern zu errichten, welche den Anführern der feindlichen Heere, den Königen und Feldherren, das Lebenslicht auslöschen sollten; nur die Rücksicht auf Repressalien verhinderte den Beschluss. Zugleich warnte Bergniaud die Franzosen vor der Mühe, die Völker von den Tyrannen zu befreien, von denen sie unterdrückt würden. Dafür wird jetzt ein anderer Gedanke dem Volke nahe gelegt, durch einfache Vernichtung mit all seinen Gegnern im Innern aufzuräumen, ehe es gegen die Feinde an die Grenzen ziehe; man müsse morden, um nicht gemordet zu werden. Damit kommen wir an hundert entsetzliche Stunden in der französischen Geschichte.

¹⁾ La Terreur, III, p. 85.

Die Septembermorde.

Kein Ereignis der Geschichte der Revolution ist mehr besprochen, und keines in seinen Ursachen und Folgen durchgängig unrichtiger dargestellt worden als der Mord der Gefangenen in Paris vom 2. bis 5. September 1792. Erst die neuere Zeit hat eine Reihe Urkunden zutage gefördert, welche die Annahme, er sei nur aus einer unwillkürlichen Erregung, aus dem Volkszorn gegen die Verräther hervorgegangen, fürderhin unhaltbar machen und beweisen, daß er das lange vorher berechnete Werk einer Bande von Schurken war, welche Geld und Macht an sich reißen, Frankreich nach ihren Ansichten leiten und einen breiten, unüberschreitbaren Strom von Blut zwischen die Vergangenheit und Gegenwart setzen wollten. Fassen wir darum die Gründe, die That und ihre Folgen schärfer ins Auge! ¹⁾

Die Vorbereitung zu den Septembermorden. Hausdurchsuchungen in Paris 29. bis 31. August 1792.

Die Kriegsgefahr rückte immer näher und nahm mit jedem Tage eine größere Ausdehnung. Am 23. August meldete der Minister des Außern, Lebrun, der Versammlung, daß ganz Europa den Bund gegen Frankreich beizutreten drohe, daß Sardinien den Österreichern den Durchzug gewähre, daß Spanien eine herausfordernde Stellung einnehme, daß Rußland eine böse Gesinnung zeige, daß England seinen Gesandten abgerufen habe. ²⁾ Selbst in Paris verschlimmerte sich die Stellung der Gesandten.

Das Gepäck des Geschäftsträgers von Venedig ³⁾ war bei den Barrièren von Paris angehalten und durchsucht, er selber vor den Gemeinderath

¹⁾ Zuerst fand Granier de Cassagnac für seine Histoire de Girondins et des massacres du Septembre, manches im Archiv der Polizei; dann liefert Mortimer-Ternaux in seiner Histoire de la Terreur, III, p. 563—639, eine Fülle ungeahnter wichtiger Urkunden.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XVII, p. 115.

³⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 121—123.

geführt und sein Diener eingesperrt worden. Das ganze diplomatische Corps regte sich. Lebrun beantragte deshalb, nicht bloß den Gesandten, sondern den Fremden überhaupt freien Ausgang aus dem Königreich zu gestatten. Thuriot sprach dagegen: Frankreich übe auf seinen eigenen Gebieten die hohe Polizei; wer im Land lebe, habe sich nach seinen Gesetzen zu richten; freier Ausgang würde nur die Gegenrevolution verstärken. Die Versammlung beschloß, daß die Pässe der Gesandten vom Minister ausgestellt, aber von der Municipalität in Paris visiert werden sollten; eben so bei ihrer Familie und ihren Dienern, nur müsse zuvor das Stadtviertel, in dem sie wohnen, genau die Identität der im Paß bezeichneten Person feststellen.

Zugleich traf die Nachricht ein, Longwy und Thionville seien umschlossen, desgleichen, es mangle an Waffen. Die Versammlung setzte alle Waffenfabriken in fieberhafte Thätigkeit, wies alles Kupfer, alles Metall für diesen Zweck an, beschloß ein Lager in Paris. Die Commune handelte in gleichem Sinne, nur noch eifriger; alle Gitter bei öffentlichen Monumenten, in Kirchen, alle Crucifixe sollen eingeschmolzen werden, alle Glocken, außer den Sturmglocken, wogegen an vielen Orten das Volk sich erhob.

„Der erste Gottesdienst“, sagte Manuel, „ist, dem Gesetze zu gehorchen. Zum Nutzen des Volkes nimmt man die Glocken ab, welche den Hochmuth der Reichen selbst noch im Grab schmeichelten und den Schlaf der Armen störten.“ — Nur in Einem leistete die Gemeinde dem Minister Widerstand: er drang auf den Abmarsch der Marseiller an die Grenze. Die Commune aber wollte Mörder in Bereitschaft haben. Vom 29. Juli bis Ende September finden wir diese Banditen in Paris, im Blut sich badend und ihre Säcke mit Raub stopfend. Als man sie nicht mehr brauchte, brachte man sie nicht einmal zur Armee des Südens, sie verließen Paris und verschwanden. ¹⁾ Um Heldenthaten im Kampfe gegen den Feind war es ihnen niemals zu thun.

Am 25. August klagte Tallien im Namen der Commune, daß Deputierte sich mit Pässen unter falschem Namen versehen. ²⁾ Das hieß der National-Versammlung vorberufen, sie wollte fliehen, jetzt, wo die Gefahr nahe. Es war ein Schlag der Commune gegen die Versammlung. Diese antwortete mit dem Beschlusse, auf ihrem Posten zu bleiben, bis der Nationalconvent zustande gekommen sei. Thuriot verlangt, daß alle Mitglieder diesen Entschlusse durch einen Eid behesten, auf ihrem Posten zu bleiben. ³⁾ — Am 26. August berichtet ein Schreiben Luckners, daß der Feind 60.000 bis 70.000 Mann stark, sich vor Longwy gezeigt und fünfzehn Stunden hindurch die Stadt beschossen habe; daß die Bürger und die Beamten in den Commandanten Lavergne drangen, sich zu ergeben, daß die Besatzung keine Einsprache dagegen

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 118.

²⁾ Mortimer-Ternaux gibt vol. III, p. 125 die beweisenden Andeutungen.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 119. Ils prêtent le serment de ne pas quitter leur poste à Paris, qu'ils ne soient remplacés par la Convention nationale, dont les membres, aux termes de l'acte du corps législatif, du 10 Août doivent être rendus à Paris pour le 20 Septembre.

Steigende Gefahr.

Pässe ins Ausland.

Waffenmangel.

Die Marseiller.

Die Commune klagt gegen die National-Versammlung.

erhob und daß sie gegen die Übergabe der Stadt freien Abzug erhielt. Nur fünfzehn Mann seien umgekommen. Der Feind mache sich nun an Thionville, welches nur sechs Stunden von Longwy entfernt sei.

Ein Mitglied spricht sein Erstaunen aus, daß eine Festung, die mit einer furchtbaren Artillerie, mit Lebensmitteln, mit Casematten, kurz mit allem Nöthigen versehen sei, nach einem Verluste von bloß fünfzehn Mann, ohne daß eine Bresche geschossen, ein Sturm unternommen worden war, sich schon ergab, während sie bei 4000 Mann Garnison, ohne die Nationalgarde zu rechnen, sich einige Monate hätte halten können. Briefe aus Metz meldeten, daß dort nur 4000 Mann Besatzung wären, meist ohne Uniform und Waffen, und daß letztere auch in dem Lager Luckners fehlen. — Auf Cambons Antrag wird beschloffen, daß 30.000 Mann in Paris und der nächsten Umgebung ausgehoben und ausgerüstet werden sollen; ferner beantragt Cambon, daß alle Bürger, die Flinten besitzen, sie abliefern oder selber damit zur Grenze abrücken. Auch müsse man die Luxusperde in Paris wegnehmen und sie Bürgern geben, die schon bei der Reiterei gedient haben. Die National-Verammlung beschließt hierauf, daß alle Waffen, welche im Innern den Bürgern übergeben wurden, abgeliefert werden oder ihre Besitzer an die Grenze abrücken sollen, desgleichen, daß jeder Bürger,¹⁾ der in einer belagerten Stadt von Übergabe spricht, zum Tode verurtheilt werden soll, und erläßt einen Aufruf an alle Franzosen in und um Paris: „Bürger! die Festung Longwy hat sich joeben ergeben. Die Feinde rücken vor. Vielleicht schmeicheln sie sich, überall Feiglinge oder Verräther zu finden; sie täuschen sich. Unsere Heere sind empört durch diese Übergabe und ihr Muth ist gereizt. Bürger, ihr theilt ihren Zorn. Das Vaterland ruft euch; ziehet an die Grenze!“²⁾

Um ihren Worten weiteren Nachdruck zu geben, beschließt die Verammlung noch, daß alle Häuser von Longwy mit Ausnahme derer, welche Eigenthum der Nation sind, niedergedrissen werden sollen, und erklärt alle jene, welche die Stadt zur Zeit bewohnten, als sie sich dem Feinde ergab, auf immer für ehelos und unfähig, die Rechte eines französischen Bürgers auszuüben, und verweist die Municipalbeamten und den Commandanten des Places, Lavergne, vor das Criminalgericht.

Lavergne wies nun nach, daß ihn der Gemeinderath von Longwy zwang, zu capitulieren, wurde aber achtzehn Monate hindurch nicht vor Gericht gestellt, erst Fouquier-Tinville klagte ihn an und ließ ihn zum Tode verurtheilen. Bei der Verkündung des Urtheils rief eine Stimme unter den Zuhörern: „Es lebe der König!“ — Das Gericht ließ nachsuchen, wer es gewagt so zu trohen, und es fand sich, daß es die Gattin war, die diesen Ruf ausgestoßen, als einziges Mittel, um das Schicksal ihres Mannes zu theilen.

Die Legislative hatte also den Vorwurf der Commune, ihre Mitglieder seien feig, sie sei nicht eifrig genug für die Vertheidigung ihres Vaterlandes, durch harte Beschlüsse zurückgewiesen. Bald redete man vertraulich davon, sie bereite einen Schlag gegen die Commune vor und wolle sie durch die alte Municipalität oder durch eine Neuwahl ersetzen. Dann kam aber auch die

¹⁾ „Tout citoyen qui, dans une ville assiégée, parlera de se rendre, sera puni de mort.“ Hist. parlam., XVII, p. 126.

²⁾ Ibid. XVII, p. 126—127.

Untersuchung, wohin die ins Gemeindegewand gebrachten Schätze aus den Tuilerien gekommen seien. Die Commune fühlte sich bedroht und suchte einzulenken, sich unentbehrlich zu machen und sich dadurch vor einer Untersuchung zu schützen.¹⁾ Nur Danton konnte helfen; er war Minister und gefürchtet von seinen Genossen. Er mußte helfen, denn nur durch die Commune war er ins Ministerium gelangt, und wenn es zu einer Untersuchung kam, stand er namentlich als Dieb da. Man munkelte auch schon davon, daß man ihn durch einen anderen Minister ersetzen müsse. Danton verhandelte mit den andern Ministern über die Gefahren nach außen und innen, über den Mangel an Waffen; bei einer Hausdurchsuchung in Paris würde man eine Menge finden — 30.000 bis 40.000 Flinten. Man müsse aber diese Untersuchung auf einmal vornehmen, mit allem Ernste, nicht bald da, bald dort ein Haus durchstöbern, sonst komme man nicht zum Ziele. Auch müsse die Untersuchung bald und rasch vor sich gehen, dann könne man die Barrièren wieder öffnen. Sein Wort war so mächtig, sein Andringen so unwiderstehlich, daß die Minister am 28. August abends den Beschluß faßten, man solle die Sectionen auffordern, Bevollmächtigte zu ernennen zur Durchsuchung der Häuser nach Flinten und andern Waffen. Jetzt eilte Danton mit den andern Ministern sogleich in die Verammlung und hob an²⁾ von den Maßregeln zu sprechen, welche die executive Gewalt des Reiches für nöthig halte.

„Der Feind bedroht das Königreich, er hat Longwy genommen, aber auch nicht mehr. Die Verammlung muß sich würdig zeigen der Nation. — Durch eine nationale Erregung haben wir den Despotismus zu Boden geworfen, durch eine große nationale Erhebung müssen wir die Despoten zurückschleudern. Unter Lafayette haben wir nur einen Scheinkrieg gehabt, wir müssen jetzt einen schrecklicheren Krieg bekommen. Es ist Zeit, dem Volke zu sagen, daß es sich in Masse auf die Feinde stürzen muß. Unsere Lage ist derart, daß alles, was materiell helfen kann, helfen muß. Die vollziehende Gewalt ernennet eben Bevollmächtigte, um überall im Lande die öffentliche Meinung zu bearbeiten; ebenso meinte sie, solltet ihr Bevollmächtigte ernennen, sie zu begleiten, damit die Eintracht der Vertreter beider Gewalten einen umso heilsameren und rascheren Erfolg bewirkt. Wir schlagen euch vor zu erklären, daß jede Municipalität bevollmächtigt ist, die tauglichsten und bestausgerüsteten Männer, die sie besitzt, auszuheben. Man hat bis jetzt die Thore der Hauptstadt geschlossen gehalten und mit Recht. — Es war wichtig, sich der Verräther zu bemächtigen. Gäbe es aber auch deren 30.000 zu verhaften, sie müssen morgen verhaftet sein, und morgen schon muß Paris wieder mit ganz Frankreich in Verkehr treten. Die Municipalität ist mit dem Rechte bekleidet, alle verdächtigen Menschen zu verhaften.“³⁾ Wir verlangen von euch deshalb die Ermächtigung, Hausdurchsuchungen zu veranstalten. Es muß in Paris gegen 40.000 brauchbare Flinten geben. Wohlan! Jene, welche Waffen haben,

¹⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, III, p. 341. — Buchez et Roux, l. c. XX, p. 443.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 135.

³⁾ La municipalité est investie du droit de saisir tous les hommes suspects.

sollen an die Grenze eilen. Wie haben die Völker, welche die Freiheit erobert haben, sie behauptet? Sie sind dem Feinde entgegengestürzt und haben ihn nicht erst erwartet. Was würde Frankreich sagen, wenn Paris verblüfft erst wartete auf die Ankunft der Feinde? Das französische Volk hat frei sein wollen und wird es sein. Bald werden zahlreiche Kräfte sich hier gesammelt haben. Man wird alles Nöthige den Municipalitäten zur Verfügung stellen, indem man die Verpflichtung übernimmt, nachträglich die Besitzer zu entschädigen. Alles steht dem Vaterlande zur Verfügung, wenn es in Gefahr ist.“

Er-
laubnis
zu Haus-
durch-
suchun-
gen.

Merlin von Thionville hatte schon Vorschläge bereit. Die National-
Versammlung beschloß im Vertrauen auf die Eintracht der andern Minister mit Danton: die Municipalitäten sind bevollmächtigt, die Häuser nach Waffen zu durchsuchen und Pferde und Wagen, die nicht im Gebrauche sind, wegzunehmen, sofern sie für den Krieg sich tauglich erweisen; sie sind ferner bevollmächtigt, Verdächtige zu entwaffnen und ihre Waffen den Vertheidigern des Vaterlandes zu geben. Jeder Bürger, bei dem man Waffen findet, die er nicht angegeben, gilt für verdächtig, und die Waffen werden ihm weggenommen. Der freie Verkehr zwischen Paris und den anderen Departements soll vollständig wieder hergestellt werden.¹⁾

Visites
domici-
liaires.

So entriß Danton der überraschten National-Versammlung die Er-
laubnis zu Hausdurchsuchungen und eilte mit dem Beschlusse in die Commune, welche aber in viel weiterem Sinne ihn ausführte. Nur die Bürger waren nach dem Beschlusse der Versammlung verdächtig, welche die Waffen ver-
hehlten; die Commune aber ließ alle verhaften, die ihrer Gefinnung nach ihr verdächtig erschienen,²⁾ alle, die durch Rang, Stellung, Gewohnheit zum alten Hof gehörten; alle, welche gegen die Revolution gesprochen, Adressen unterzeichnet, gegen sie gehandelt hatten.

48 Tage
Stunden.

Und nun kamen 48 Stunden voll Bangigkeit und Angst über Paris. Durch Straßenanschlag ward am 29. August angezeigt, daß von vier Uhr abends jedermann in seiner Wohnung zu sein habe; jeder, welcher von dieser Stunde an in einem anderen Hause gefunden wird, gilt für verdächtig und wird verhaftet, seine Wohnung wird versiegelt. Keine Sections-Versammlung darf während dieser Zeit stattfinden, selbst das große Gericht bleibt während dieser Zeit eingestellt. Kein Wagen darf fahren, niemand als die Wachen und

1) L'assemblée décrète ensuite:

1. Que les municipalités sont autorisées à faire des visites domiciliaires pour chercher les armes et faire état des chevaux et chariots inutiles, et qui peuvent servir dans la guerre.

2. Les municipalités sont autorisées à désarmer les gens suspects et à donner leurs armes aux défenseurs de la patrie.

3. Tout citoyen, chez lequel seront trouvées des armes non déclarées, sera réputé suspect et ses armes seront confisquées.

4. Toutes communications seront pleinement rétablies entre Paris et les autres départements. — Hist. parlem., XIII, p. 138.

2) Die Commune befahl: „d'arrêter et de désarmer toutes les personnes suspectes et que à cet effet toutes visites seront faites.“

die Untersuchungsbeamten darf in den Straßen gehen; keine Reise-Erlaubnis wird ertheilt, die Thore werden geschlossen. Wachtkähne sind auf dem Flusse aufgestellt, um jede Entweichung zu verhindern. Die Gemeinden um Paris sind beauftragt, alle zu verhaften, die man auf dem Felde oder auf der Straße antrifft. — Das Schweigen des Todes herrschte auf einmal in den sonst so geräuschvollen Straßen. Um zehn Uhr in der Nacht begannen die Hausdurchsuchungen auf einmal in den 48 Sectionen, in jeder von dreißig Bevollmächtigten, je zwei begaben sich mit Wachen in ein Haus, also wurden 15 mal 48 Häuser, also 720 Häuser, in der ersten Stunde durchsucht.

Handwerker traten mit den Bevollmächtigten in die Häuser, um Schloffer zu eröffnen, Kästen zu erbrechen, Verstecke auszuspähen. Denn manche verschlossen sich in verborgene Schränke; andere krochen in enge Öffnungen der Mauern, welche sie nachher mit Brettern zugemauert ließen; andere verbargen sich im Bette zwischen zwei Matrasen, andere krochen in leere Fässer, manche legten sich in Krankenbetten.¹⁾ Adelige, Geistliche, auf die man am meisten sauberte, versteckten sich unter den Dächern, in Gärten, in Scheunen, so gut die Kürze der Zeit und die Gelegenheit des Ortes es gestattete. Die Durchsucher aber waren listig und dabei roh. Kein Bitten und Jammern der Frauen und Kinder half. Das Auf-
finden irgend eines königlichen Abzeichens, eines Knopfes am Rocke, einer Zeitung, einer Schrift konnte die Verhaftung herbeiführen, die mit Grobheit und Unbarmherzigkeit vollzogen wurde. Die Zahl der Verhafteten war groß — die niedersten Angaben meldeten 3000, die höchsten 8000.

Scharfe
Durch-
suchung.

Peltier schildert diese schauerliche Nacht mit den Worten: „Man stelle sich eine unermeßliche Stadt vor, die sonst durch Wagen, durch Fußgänger so belebt wird — plötzlich ist alles leer und herrscht das Schweigen des Todes vor Untergang der Sonne an einem schönen Sommerabende. Alle Kaufläden sind geschlossen, jeder zieht sich in das Innere zurück und zittert für sein Leben und Eigenthum — jeder harret in halber Verzweiflung, was die Nacht bringen wird. Man suche nur nach Waffen, heißt es — und doch sind alle Ausgänge eng gesperrt und auf dem Flusse Wachtschiffe mit Soldaten. Um zehn Uhr werden schon Einzelne, welche sich auf die Straße wagen, mißhandelt oder festgenommen. Um zehn Uhr in der Nacht beginnen die Hausdurchsuchungen. In jeder Straße stehen Patrouillen von sechzig Mann. Man sucht Waffen, sagt man, findet aber nur einige Jagdflinten, schlechte Pistolen und Säbel. Zur Strafe dafür führte man gegen 3000 Menschen zu den Sections-Versammlungshäusern. Die Gewehrkolben donnern an die Thüren, der Lärm des Einschlagens, wo die Bewohner abwesend waren, der Jammer und das Klagegeschrei derer, welche sie fortführten, das wilde Geschrei in den Wirtshäusern — in jener Nacht sind mir unvergeßlich.“ Man durfte nur einen geheimen Feind, oder durfte nur gegen den 10. August sich ausgesprochen haben, so wurde man verhaftet. Diese Nacht war insbesondere den Dieben günstig. Was weggenommen wurde, sollte zwar auf die Mairie gebracht werden — aber wie vieles verschwand nicht! Die Verhafteten wurden von Beamten verhört und in die verschiedenen Gefängnisse vertheilt, die bedeutungs-
lojen wurden wieder heimgeschickt. Diejenigen, welche man opfern wollte,²⁾ hatte

Die Nacht
vom
29./30.
August.

Haus-
durch-
suchun-
gen.

1) Peltier, Tableau de Paris, p. 226—228.

2) Peltier, Hist. de la révolution du 10 Août, p. 238.

man jetzt unter Schloß und Riegel. — Die Räume im Stadthause, wohin man die Verhafteten zunächst brachte, waren überfüllt; im Überwachungs-Ausschusse herrschte Verwirrung, viele wurden entlassen, manche entkamen durch Bestechung der Wächter, so der Prince de Poiz. Die man behalten wollte, wurden in die Gefängnisse gebracht, wo ihre Namen und der Grund der Verhaftung in die Listen (Lissten) eingetragen wurden. Diese Listen dienten dann den Veranstaltern der Septembermorde zur Durchsicht; wessen Namen sie mit einem Kreuz bezeichneten, der war zum Tode bestimmt; das Leben der andern war der Laune der Richter überlassen. Die Durchsuchung der Häuser wurde so genau und eifrig betrieben, daß die dafür bestimmte Zeit, die Nacht vom 29. auf den 30. August, nicht ausreichte, sondern der 30. August, die darauffolgende Nacht und der 31. August bis abends darauf verwendet wurden. —

Neuer Streit zwischen Commune und National-Versammlung.

Statt bloß nach Waffen zu forschen hatte also die Commune nach Verdächtigen überhaupt geforscht und Tausende verhaften lassen, ohne dazu bevollmächtigt zu sein. Sie gieng in ihrer Kühnheit noch weiter. Sie sprach am 28. August in einem Straßenanschlage von Verräthern in der National-Versammlung und Ränken in ihren Ausschüssen. Wer herrschte über Frankreich? — die Commune von Paris, oder die National-Versammlung? Die Verhaftungen erregten große Bestürzung, unerhörte Placereien.

Ein Gegenschlag erfolgte jetzt in der National-Versammlung.

Zwei Mitglieder der Commune aus der Section des Lombards erscheinen vor der Legislativen mit Klagen gegen die Commune über Mißbräuche, die sie da einschleichen, die sie sich nicht verhehlen können und die anzuzeigen ihre Pflicht sei. Die Sectionen von Paris hätten bei der Ernennung ihrer Bevollmächtigten die Souveränität nicht zersplittern wollen, sie gehöre dem Volke im allgemeinen, und die National-Versammlung sei der Ausdruck des Volkes, besitze also die höchste Gewalt. Die National-Versammlung brach in begeisterten Beifall aus bei dieser Anklage, was dem Sprecher Muth gab, die meisten Beschlüsse der Commune als ungesetzlich zu bezeichnen, namentlich jene, welche das Directorium des Departements unterdrückt und willkürlich die Macht der neuwählten Administratoren gekürzt und den Maire von Paris, „den guten und tugendhaften Pétion, zu einem leeren Nichts herabgesetzt haben“. In diesem letzten Ausdrucke erkennen wir die Hand, welche den Streich leitete. Es ist die Hand Pétions. Durch andere sich als den Tugendhaften schildern zu lassen, wo er selber nicht zu sprechen wagt, ist seine Art. Eines ist aber daraus sicher: er ist nicht König geworden, er hat im Gegentheile seine Macht verloren. Die neue Commune hat ihn bei Seite geschoben, es geht rasch abwärts mit ihm.

Die Versammlung aber erklärte auf die Eingabe der Section der Lombarden, daß sie ein vollkommenes Zutrauen in den Geist der Bürger von Paris setze und stets die Rechte des Volkes vertheidigen werde — und beantwortet eine Stunde darauf die letzte Eingabe der Commune kurzweg dahin, daß diese kein Recht habe, die von der Verfassung eingesetzten Behörden zu verändern.

Die Commune aber ist keck. Empört über die Bezeichnung „als provisorische Repräsentanten der Gemeinde von Paris“¹⁾ beschließt sie am 29. August und läßt ihren Beschlufs drucken und vertheilen: „Die Feinde des Vaterlandes suchen unter den Bürgern, deren größte Stärke in der Einheit liegt, Spaltungen hervorzurufen. Man muß aber die schuldigen Entwürfe solcher Menschen, welche die Freiheit um jeden Preis vernichten wollen, vereiteln. Es ist die Pflicht der Männer, welche am 10. August durch ihre Festigkeit und ihren Muth den Staat gerettet haben, diejenigen ihrer Mitbürger, die irre geführt werden können, zu enttäuschen. Die Mehrzahl der Stadtviertel von Paris hat die Gewalt ihrer Bevollmächtigten bestätigt. Es wäre also eine Feigheit von Seite der Letzteren, wenn sie den Posten, worauf sie das Vertrauen der Mitbürger gestellt hat, verlassen würden — im Augenblicke, wo die Gefahren des Vaterlandes drohender sind als je. Der Generalrath der Commune, der gemeinsame Mittelpunkt der Verwaltung ist durch treulose Ränke mehrerer seiner Mitbürger beraubt, die besondere Sendungen zu vollziehen haben. Daraus folgt, daß die Vertrauensmänner der verschiedenen Sectionen vom 10. August nicht abgesetzt werden können, wenn nicht Beweise von mangelndem Bürgerinne oder von Nachlässigkeit vor den allgemeinen Versammlungen der Sectionen gegen sie klar dargethan worden sind.“

Das hieß also: wir repräsentieren das Volk, und kein Befehl der National-Versammlung kann uns zwingen, unsere Stelle niederzulegen und auf die Gewalt, die wir uns angemacht haben, zu verzichten. — Wird die National-Versammlung sich diesen Troß bieten lassen?

Am Abend des 29. August klagte vor ihr eine Deputation der Halle über die Commune, welche einen Theil der souveränen Gewalt sich anmaße; darum habe sie, die Section der Halle, ihre sechs Vertrauensmänner von der Commune abberufen und verlange die Wiederherstellung der alten Administratoren. Am andern Tag klagte Roland, der Minister des Innern, daß nichts für Versorgung mit Lebensmitteln für Paris geschehe, weil die Commune den Ausschufs für Lebensmittel aufgelöst habe. Die neue Commune hatte nämlich die alten Administratoren hiefür bestehen lassen, jetzt aber auf einmal entlassen und neue gewählt, welche diese schwierige Frage nicht verstanden und bei den Geldmännern kein Vertrauen genossen. Darob brachen jetzt Klagen los.

Choudieu, ein glühender Republikaner, bedauert die Unordnung, die in der Regierung von Paris einreißt, und daß die Commune Rechte sich anmaße, die ihr nicht gebühren, und das Vertrauen ihrer Mitbürger mißbrauche. Cambon erklärt, man müsse diese Anmaßung bestrafen. Nun kommen Fragen wegen Entwendung von Kleinodien aus dem Kronschatz (garde-meuble) durch Mitglieder der Commune vor: so sei die silberne Kanone, die einst der König von Siam Ludwig XIV. geschenkt, entwendet worden. Man müsse diese Diebe vor der National-Versammlung verhören.

Unter den Überschreitungen ihrer Vollmacht wird der Commune auch ihr

1) Représentants provisoires de la Commune de Paris.

Antwort
der Commune.

Troß
der Commune.

Neue
Klagen
gegen sie.

Frage
wegen
Diebstahls.

Girey-Dupré. Benehmen gegen den Redacteur des „Patriote français“, Girey-Dupré, vor- geworfen. Dieser hatte nämlich am 28. August in seinem Blatt den Satz ge- bracht: „Die Wahlen beginnen heute; die Commune hat beschlossen, Hausdurch- suchungen anzustellen, um die Bürger zu zwingen, ihre Flinten herzugeben oder vor den Feind zu ziehen.“ — Der Redacteur warf also der Commune eigen- mächtiges Verfahren vor. Allerdings hat nachher die National-Versammlung den- selben Beschluss angenommen, was aber am Morgen, da das Blatt erschien, Girey-Dupré noch nicht wissen konnte. Die Commune beschied ihn nun vor ihre Schranken wegen falscher Angaben.

Vormurf der Ver- brüderung. Girey-Dupré war aber ein muthiger junger Mann und schrieb der Com- mune: „Ihr habt gar kein Recht, mich vor Euch zu beschneiden. Glaubt Ihr Euch beleidigt oder beschimpft, so verklagt mich vor dem zuständigen Richter. Ihr seid aber kein Tribunal und habt keine Befugnis, in Eurer eigenen Angelegen- heit Recht zu sprechen. Ich bin entschlossen bis auf den Tod die individuelle Freiheit und die Freiheit der Presse zu verteidigen, welche Ihr antastet, und die Menschenrechte, in die Ihr eingreift, und die Rechte des Volkes, die Ihr Euch anmaßt.“ Dieser Brief wird verlesen, desgleichen ein Schreiben dieses muthigen Redacteurs an die Versammlung, worin er über das tyrannische Benehmen der provisorischen Commune klagt, über ihre Gier, die Stellen unter ihre Mit- glieder zu vertheilen und die Früchte ihrer Dictatur einzusammeln, über das System der Erniedrigung, das sie dem gesetzgebenden Körper gegenüber anwende. Die Versammlung möge diesen Unordnungen endlich einmal ein Ende machen, dem Volk seine Rechte zurückgeben, die individuelle Freiheit aufrecht erhalten und die Freiheit der Presse wahren, gegenüber den tocken Eingriffen dieser anmaßenden Menschen. Die Zeit dränge, denn die Wahlen ständen vor der Thüre. Beide Schreiben erregten das höchste Aufsehen und es ward ohne weitere Verhandlung der Antrag angenommen, die Mitglieder der Commune, welche den Befehl an Girey-Dupré unterzeichnet, sollten vor den Schranken der National-Versammlung sich darüber verantworten.

Aufstuf. Eben war dieser Beschluss gefasst, als vom Kriegsministerium die Nachricht kam, es sei seit zwei Stunden von Bewaffneten umschlossen und von allem Verkehr nach außen, der im Augenblick so wichtig sei, abgesperrt, weil der von der Commune zur Haft verurtheilte Girey-Dupré sich dahin geflüchtet habe.

Bechluss gegen die Com- mune. Setzt oder nie war der Augenblick zu einem Schlag gegen diese Com- mune gekommen. Ohne weitere Verhandlung ward im Zorn über diese An- maßung der Antrag Guadets angenommen: binnen vierundzwanzig Stunden sollen die Sectionen von Paris je zwei Bürger ernennen, welche zusammen bis zur nächsten Wahl der Municipalität den Rath der Commune bilden. Sobald sie ernannt sind, tritt der Rath der Commune, welcher seit dem 10. August besteht, außer Wirksamkeit; der Maire und der Procurator und die Mitglieder des Municipalamtes, die am 10. August in Thätigkeit waren, setzen aber ihre Wirksamkeit fort. Die vollziehende Gewalt hat die Ausföhrung dieses Beschlusses zu überwachen und dafür zu sorgen, dass die bewaffnete Macht nur auf Verlangen des Maires von Paris in Bewegung gesetzt werde.

Damit war also diese Commune, welche den Aufstand vom 10. August

hervorgerufen, gesetzlich aufgelöst. Um den tödtenden Dolch mit Blumen zu verdecken, wurde auf Fauchets Antrag noch erklärt, sie habe sich um das Vaterland verdient gemacht. Diesmal schien es Ernst zu werden und den Mitglieder dieser Commune ward umsomehr bang, als nun die Zurück- forderung der entwendeten Kronschätze in Aussicht stand. Sie waren verloren, wenn sie nicht in den Convent gewählt wurden und dort durch ihre Mehr- zahl jede Verhandlung gegen sie hintertreiben konnten.

Darum ergieng sogleich an die abwesenden Mitglieder der Nothruf: „Schnell, schnell auf Euren Posten, liebe Collegen! Soeben fasste die National-Versamm- lung den Beschluss, welcher den Generalrath abschafft. Heute seid Ihr noch die Vertreter des Volkes. Kommt schnell zu uns, wir erwarten Euch im Gemeinde- haus.“¹⁾

Was wurde dort beschlossen, um den zerfchmetternden Wetterstrahl abzu- wenden? Einmal kam am 30. August Daunay, welcher angeklagt war, die silberne Kanone entwendet und die Schranke des Kronschatzes erbrochen zu haben, mit dem Nachweis in die Versammlung, die Kanone sei in der Section Duroule in Verwahrung, und mit der Entschuldigung, er habe die Schranke nur erbrechen lassen, um sich als Municipalbeamter zu überzeugen, was darinnen sei. Grange- neue meinte, es sei eine seltsame Art, Kästen zu versiegeln, wenn man sie zuerst aufbrechen lasse.

Auf Bergniauds Antrag bekommt der Minister des Innern die Weisung, für die Rückstellung der Kleinodien des Kronschatzes, welcher ein Eigenthum der Nation sei, sogleich zu sorgen und von den Mitgliedern der Commune über alle Verhältnisse, die ihr seit dem 10. August anvertraut wurden, binnen zwei Tagen Rechenschaft zu verlangen. Das hieß also die Commune vom 10. August als eine Diebsbande behandeln und sie zwingen, ihre Taschen zu leeren. — Dann beschloß die Versammlung, die Vorladung Girey-Duprés für ungiltig zu erklären und der Municipalität zu bedeuten, sich hinsichtlich einer Vorladung oder Verhaftung innerhalb der Schranken des Gesetzes zu halten.

Manche warnten vor der Macht der Commune oder gar vor einem Auf- stand in Paris. Marbot rief dagegen: „Ich verlange, dass ein Mitglied der Versammlung, welches Angst hat vor einem Mitglied der Commune, diejenigen wenigstens machen lasse, welche Herz und Muth haben.“ Ein anderer erklärte, wenn ein Aufstand in Paris ausbreche, so werde diesen ein Aufstand in den Departements dämpfen. Cambon machte darauf aufmerksam, dass der Prinz von Boiz durch Bestechung der Haft entronnen sei und dass die Municipal- beamten also je nach Geschenken für schuldig oder für unschuldig erklären. Ein anderer besteht darauf, dass der Vorstand der Commune, der den Gehorsam ver- weigerte, gezwungen werde, vor den Schranken der Versammlung zu erscheinen. Unter begeistertem Beifall schloß die Sitzung. Wenn nur die Versammlung be- harrlich bleibt!

¹⁾ Mortimer-Ternaux hat den Zettel aufgefunden und mitgetheilt: Hist. de la Terreur, III, p. 159.

Die Commune hat wenigstens große Sorge und gibt vorderhand nach, um alles im günstigen Augenblick wieder zu gewinnen.

Sürs erste setzt sie die alten Administratoren wieder ein unter Lob-
sprüchen wegen ihres Talentes und ihrer Geschäftserfahrung und bezeichnet die
Administratoren, die sie bisher eingesetzt hatte, bloß als Erasmänner. Dann sendet
Pétion. sie am 31. August an Pétion feierlich eine Einladung, er möge doch kommen,
um den Vorstoß wieder zu führen, und dieser ist eitel genug, den Plaz wieder
einzunehmen, den er seit dem 10. August verloren hat, und in die Falle der
Mannet. Arglist zu gehen. Manuel begrüßt „den weisen Mann, der sich jetzt von der
Falschheit der Anklagen gegen die Commune überzeugen könne“. Und Pétion
macht ein süßsaures Gesicht, voll Bedauern für seine einstigen und voll Liebe zu
seinen neuen Collegen, und spricht dann von Versöhnung der verschiedenen An-
sprüche und lobt zuletzt, was er nie lassen kann, seinen Muth und seine Klug-
heit und seine tiefe Menschen- und Sachkenntnis.¹⁾

Abresse
Robes-
pierrés.
Nun kommt aber die Hauptsache. Robespierre hat eine Adresse ver-
faßt im Auftrag der Commune, welche der National-Versammlung derbe
Wahrheiten sagt, und Pétion soll sie übergeben; denn das sei ja alter
Gebrauch! Die Gallerien klatschten Beifall dazu, und Pétion ist charakterlos
genug, nachzugeben, und geht mit einer Deputation zur National-Versamm-
lung, die über seinen Abfall zur Commune nicht wenig erstaunt ist. Zwar
das kann er nicht übers Herz bringen, die Adresse selber vorzulesen, das
Tallien. muß der Gerichtschreiber Tallien thun.

Die Adresse besagt nur: Die Commune habe gethan, was sie habe thun
müssen. Sie habe am 10. August den Thron gestürzt: „das Übel war groß
und das Heilmittel extrem“, und trotzdem sie alles habe thun müssen, so habe
sie noch die National-Versammlung geachtet und nur diesem Gefühle verdanke
Ludwig XVI. und seine Familie, daß sie noch leben! — In diesem Augen-
blicke wird gemeldet, daß das Volk den Wachposten, welcher die Versammlung
schützt, zu überwältigen drohe. Der Präsident sagt ruhig: „Das Volk ist unfähig,
die Stätte zu verlegen, wo die Gesetzgeber in seinem Namen verhandeln.“ —
Dann fährt Tallien fort: „Ihr habt ja bisher unsere brüderlichen Mitthei-
lungen aufgenommen, Ihr habt uns als Vertreter der Commune bezeichnet; Ihr
habt beschlossen, in freien Verkehr mit uns zu treten; Ihr habt unsere Macht
anerkannt, habt die Enthebung des Departements gutgeheißen. Hört einmal das
Volk über uns ab! Millionen sagen, daß wir das Vaterland gerettet haben.
Wir billigen Berirrungen einzelner unserer Mitglieder nicht, aber wir rühmen
uns, die Güter der Emigranten und der Klöster eingezogen zu haben. Der Staats-
schatz ist dadurch um hundert Millionen reicher geworden. Wir haben der Revolu-
tion feindliche Personen in die Gefängnisse gesteckt, in die sie uns gethan hätten,
wären ihre schändlichen Pläne gelungen. Sie werden bald vor die Gerichte kommen,
welche ihre lästerlichen Beschimpfungen der Nation rächen werden. Wir haben
brandstifterische Zeitungen unterdrückt und dadurch die Sache der Freiheit gefördert.
Wir haben allerdings Verhaftungen vorgenommen, aber Ihr habt uns ja die Er-
laubnis dazu ertheilt. Habt keine Angst, wir mißbrauchen diese Vollmacht nicht.

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 166—170.

Wir haben allerdings Untersuchungen vorgenommen, wer hat sie aber genehmigt?
Ihr selber. — Zu welchem Zweck? — Um uns Waffen zu verschaffen; morgen
wollen wir sie Euch bringen. Wir haben aufwieglerische Priester gemäß
eures Beschlusses einsperren lassen — in wenigen Tagen wird
der Boden der Freiheit von ihrer Gegenwart gesäubert sein.¹⁾
Man hat uns angeklagt, daß wir die Verwaltung zugrunde richteten. — Das ist
jedoch der Fehler der alten Administratoren, die in den Tagen der Gefahr nirgends
zu sehen waren. Jetzt haben wir sie wieder eingesetzt, um Euerem Vorwurf zu ent-
gehen. Was die eine Section der Lombarden gegen uns aussagt, kann uns die
Rechte, welche die Mehrheit der Sectionen uns zuerkannte, nicht absprechen. —
Sobald Euer Beschluß gegen uns erflossen ist, hat uns das Volk von neuem sein
Zutrauen bewiesen. Wir sind auch gar nicht gekommen, uns zu recht-
fertigen, — das brauchen wir gar nicht — sondern nur um uns
zu erklären. Was wir thaten, hat das Volk gutgeheißen. Wenn
Ihr uns schlagt, trifft Ihr auch das Volk, welches die Revolution am 14. Juli
gemacht und am 10. August vollendet hat, und welches sie mitten in allen Ge-
fahren und allen Streitigkeiten aufrecht erhalten wird und trotz aller Hänke-
schiede, die sich mit der Maske der Vaterlandsliebe decken. — Befragt das Volk,
es soll sich aussprechen über unsere feigen Verleumder! Es heiße uns den Posten
verlassen, den wir bis zum Tode zu behaupten geschworen haben, und wir ge-
horchen auf der Stelle. Wir kehren zu unserem Herde zurück, zufrieden, das
Gute gethan zu haben, und mit reinem Gewissen. Ihr habt uns jetzt gehört;
sprecht Euch aus, wir sind da. Die Männer vom 10. August sind frei von jedem
persönlichen Interesse, sie wollen nur die Gerechtigkeit. Wir erwarten sie aber
auch von Euch. Gilt es Opfer zu bringen? Wir bringen sie, ohne zu schwanken;
aber wir lassen auch nicht handeln mit unserm Pflichtgefühl, wir werden nie den
Vorthheil des Volkes aufgeben; eine solche Feigheit wäre unserer unwürdig, wäre
unwürdig unserer Mitbürger und soll nie die Blätter der französischen Revolution
besudeln.“

Das war die Adresse Robespierres, welche Tallien vorlas, während Pétion
als Haupt der Commune vor den Schranken der Versammlung
stand. Sie ist voll Troz und versteckter Drohungen und ein Meisterstück politischer
Heuchelei. Manuel hob dann noch den Widerspruch zwischen den beiden Beschlüssen
der National-Versammlung hervor; in dem ersten werde der Rath der Commune
abgeschafft und in dem zweiten werde gesagt, er habe sich um die Nation verdient
gemacht.

Der Präsident Lacroix entgegnete: „Diese provisorische Commune ist
unter außerordentlichen Verhältnissen entstanden und muß bei der Rückkehr
zur Ruhe und Ordnung auch wieder aufhören. Was würde Frankreich sagen,
wenn eine provisorische Commune der Versammlung gegenüber dictatorische
Gewalt sich annahmte. Die National-Versammlung hat gethan, was sie mußte,
und sie sollten jetzt gehen und ihre Pflicht auch erfüllen.“

In diesem Augenblicke traten einige aus dem Haufen vor dem Hause
in die Versammlung als Abgeordnete des Volkes: das Volk sei frei, aber man
wolle ihm seine Freiheit rauben. Vergniaud, der gerade den Präsidenten-

¹⁾ Hier kündigt Robespierre ganz offen den Mord der Priester am 2. September an.

Ber-
gnaud.

stuhl bestieg, erklärte: die Versammlung werde nie vergessen, daß sie die ganze Nation verrete, und stets die Freiheit des Volkes, aber auch die Achtung vor den Behörden zu wahren wissen. Sie möchten dies ihren Genossen vor dem Hause mittheilen! —

Plan und Urheber der Septembermorde.

So hat denn der Gemeinderath nichts erreicht — die Versammlung war festgeblieben. Fener gab deshalb im Augenblicke nach, um das Ganze bald wieder zu gewinnen. Diese Rätthe mußten bei der Macht bleiben, wollten sie nicht zugrunde gehen. Huguenin, der an der Spitze des Gemeinderathes seit dem 10. August gewesen, kam und entschuldigte sich, warum er bisher sich nicht verantwortet habe: er habe keine Zustellung des Bescheides erhalten. Aber sie sind entschlossen, in der Nacht sich zu behaupten, und zunächst gilt es nur, ein oder zwei Tage zu gewinnen, um die angeordneten Wahlen für den neuen Gemeinderath zu verhindern und indes die schon beschlossenen Pläne durchzuführen, um Paris und die National-Versammlung in Schrecken zu versetzen, unter dem Eindruck des Schreckens auf die Wahlen in den Convent zu wirken und durch Vernichtung der Gegner oder wenigstens durch Einschüchterung sich Straflosigkeit und Fortdauer der Gewalt zu sichern.

Madame
Roland.

Madame Roland bezeichnet in einem Satze richtig die Lage: ¹⁾ „Die Gemeinde vom 10. August, die größtentheils aus solchen Leuten bestand, welche nichts zu verlieren, dagegen in der Revolution alles zu gewinnen hatten, diese Gemeinde, die sich bereits tausenderlei Ausschweifungen schuldig gemacht, fühlte das Bedürfnis, deren neue zu begehen, denn durch Anhäufung von Verbrechen sichert man sich die Straflosigkeit. Die Unfälle, welche das Vaterland betroffen, werden feierlich verkündet; die schwarze Fahne, dieses Nothsignal, wird auf den Thürmen der Hauptkirche aufgepflanzt; die Lärmkanone wird abgefeuert; die Gemeinde läßt mit Trompetenschall eine allgemeine Zusammenkunft der Bürger auf dem Marsfelde auf Montag den 2. September ankündigen, dort um den Altar des Vaterlandes herum die eifrigen Vertheidiger zu sammeln, welche sogleich abgehen sollten, es zu beschützen. Inzwischen läßt sie die Schließung der Barrièren befehlen, und diese widersprechenden Maßregeln fallen niemanden auf: man spricht von einer Verschwörung, welche die in großer Zahl eingesperrten Aristokraten (Reichen) in den Gefängnissen angezettelt haben, von der Unruhe des Volkes und dessen Abgeneigtheit, seinen Herd zu verlassen, solange es diese reißenden Wölfe hinter sich wisse, die bald ihre Fesseln abwerfen und sich über das Theuerste, was es zurückgelassen hätte, herstürzen würden.“

Falsch:
Gründe.

So war der arglistig angelegte Plan der Septembermorde. Die Erklärung derselben durch eine Aufwallung des Volkes, welche viele Schriftsteller

¹⁾ Roland, Mémoires, II, p. 33.

angenommen haben, ist falsch. In der Angst versetzen die Parteien allerdings einander die fürchterlichsten Schläge. Man sagt nun, das Volk von Paris habe Angst gehabt vor der baldigen Ankunft der Feinde und sei zugleich zornig gewesen über die Priester und Edelleute, die es mit ihnen hielten, und da habe es in der Verzweiflung und im Übermaß des Zornes zuerst sich der Gegner im Innern entledigen wollen, um sich dann auf die Feinde an der Grenze zu stürzen, und habe es jenes Blut vergossen, welches seitdem einen unauslöschlichen Flecken bildet in der französischen Geschichte. Doch nicht eine Aufwallung des Volkszornes hat diese Verbrechen hervorgerufen, sondern einige wenige Schurken, die aber sich in der Macht zu behaupten wußten, haben seit Mitte August den Plan kalt und arglistig entworfen und unter ihnen günstigen Umständen durch ihre bezahlten Gehilfen grausam ausgeführt, und nachher, während sie sich selber im Hintergrunde hielten, dem Zorne des Volkes das vergossene Blut zugeschrieben.

Rein
Volks-
zorn.

Die Hauptschuldigen sind Marat, Danton, Robespierre, Hébert, Billaud-Varennes, Panis, Sergent, Fabre d'Églantine, Camille Desmoulins, die Mitglieder des Überwachungs-Ausschusses und einige untergeordnete Mitglieder der Commune.

Die
Haupt-
schul-
digen.

Der halbverrückte Blutmensch Marat hatte schon am 19. August das Volk aufgefordert, die Verräther in der Abtei, insbesondere die Schweizer, kurzweg niederzumachen. In einer geheimen Versammlung, 30. August, im bischöflichen Palaß forderte er, man müsse dem Convent, der bald zusammentrete, schon jetzt durch einen kräftigen Schlag Angst einjagen, daß er der Commune gegenüber willig sei, darum die Gefangenen abthun; ihr Tod befreie Paris von ebensovielen Feinden der Republik. Alle stimmten diesem Vorschlage bei, sie waren nur über die Art der Ausführung verschiedener Ansicht. ¹⁾

Marat.

Danton war nicht rachsüchtig, er hat sogar einige Bekannte, wie Bar-nave, gerettet; er war von Natur nicht grausam — er konnte ein Insect vom Boden aufheben, um es nicht zu zertreten; aber er war gewissenlos und gemüthsüchtig. Er sah die Opferung von Hunderten der Gegner als eine große politische Maßregel an, welche gegen die Antriebe der Feinde sicher stellen, durch Schrecken die Feinde lähmen, den Willen beugen und die Revolution beschleunigen werde. Sein Grundsatz war ja: „Man muß den Royalisten Schrecken einjagen.“ Er suchte Genuß und Macht.

Robes-
pierre.

Robespierre wußte und wollte unleugbar, was geplant wurde. Er war ja das Orakel der Commune, er hat ja durch seine aufreizenden Reden die Gährung in den Gemüthern erregt und erhalten, aber er blieb klug und vornehm von unmittelbarer Thätigkeit fern. Er wußte, was geschah, und hat nichts verhindert, was er verhindern konnte. Er hat im Gegentheil im schlimmsten Sinne den Satz ausgesprochen, man muß den Boden der Freiheit säubern von den Priestern und Verräthern. Dabei hat er heuchlerisch den Weichherzigen gespielt vor seinem Verehrer Saint-Just. In der Nacht des 2. September blieb er auf dem Zimmer dieses ihm so anhänglichen Schülers. Und als dieser sich schlaftrunken

Saint-
Just.

¹⁾ Mathon de la Varenne, Hist. part. des événements, p. 285.

auf sein Bett warf, sagte er zu ihm: „Wie, du kannst schlafen in dieser Nacht. Hörst du nicht die Sturmglocke? Weißt du nicht, daß diese Nacht die letzte ist für Tausende, welche Leichen sein werden, wenn du wieder erwachst?“ — „Ich beklage es,“ entgegnete Saint-Just, „aber die man opfert, sind doch keine Freunde unserer Ansichten.“ — Als Saint-Just erwachte, war Robespierre noch in seinem Zimmer, die Stirne an das Fenster gelehnt. „Du bist noch da,“ sagte er, „hast du nicht geschlafen?“ — „Ich schlafen — während Hunderte von Mördern Tausende von Opfern schlachten und das Blut wie Wasser in den Gassen fließt. — Nein, ich habe gewacht, wie das Gewissen oder das Verbrechen. Aber Danton, Danton hat geschlafen!“

Robespierre und Danton.
 Ubrigens war Robespierre eine viel härtere Natur als Danton, eine Seele, deren Hauptzug Neid und Hochmuth war; eine Mauer von Erz und Stahl war um sein Herz, wenn es galt, seine Gegner aufs Blutgerüst zu bringen. Er setzte seinen Stolz und seine Größe darein, seine Feinde unbarmherzig zu zermalmen, und sah seine Sicherheit nur in der Vertilgung aller derjenigen, welche ihm Furcht einflößten — während Dantons Seele hin und wieder dem Mitleid zugänglich war und er weinen konnte über die Opfer, die er selbst aufs Blutgerüst gefandt hatte.

Danton.
 Danton wollte aus Frankreich eine Republik machen und, als die Republik da war, wollte er Ordnung schaffen. Er war im Stande, den Thron umzustürzen; als er jedoch später reuig Ordnung schaffen wollte, hatte ihm arglistig schon Robespierre Schlingen um die Füße geworfen und stürzte den gewaltigen Mann, den er um seine titanische Kraft beneidete. Es gibt zwei Wege, meint ein Franzose jener Zeit,¹⁾ den Staat umzuändern; entweder wandelt man durch neue Gedanken die öffentliche Meinung um und die Institutionen stürzen dann von selbst, oder man stürzt die Institutionen oder Gewalten und die öffentliche Meinung ändert sich nachher von selbst. Der erste Weg gieng Danton zu lang, er wollte die rasche That, den kühnen Sprung. Das entsprach seiner Verwegenheit, seiner Kraft, die rasch aufblühte und dann wieder gern unter Genüssen ruhte. Er hatte etwas Gewaltiges, Unerklärbares an sich. Sein Nachfolger im Ministerium der Justiz nannte ihn witzig „den Groß-Sultan der Sansculotterie“; er war eine Herrschernatur und andere stellten sich gerne unter seinen Befehl. Beim ersten Anblick war seine Gestalt und Stimme fürchterlich. Er wußte es und sah es gern. Danton war zu träg, um lange Studien zu machen: er getraute sich den Staat umzugestalten, ohne über die großen Fragen lange nachgedacht oder Studien gemacht zu haben. Aber er besaß große natürliche Fähigkeiten und erfaßte rasch das Wesen einer Sache. Er hatte den Instinct des Großen und ergriff klar die weitreichenden Folgen einer That im Augenblick. Er sah mit offenen Augen, er wußte aber wenig und er setzte einen Stolz darein, alles zu errathen. Er war geboren, durch seine Beredsamkeit die Massen zu lenken; seine Stimme, seine Gestalt, die Ulgewalt der Töne, die sich seiner Brust entzogen, die originellen Bilder, die seine Phantasie hinwarf, die scharfe Art, mit der er zeichnete, die kurzen, sinnsschweren Sätze, in denen er seinen Gedanken Fassung gab und mit denen er die tiefsten Saiten im Herzen des Volkes berührte, machten seine wenigen Reden so wirksam, prägten sie tief in das Gedächtnis seiner Zuhörer ein. Er bereitete sich nie vor, er schrieb nie eine Rede nieder: „Ich schreibe nicht,“ sagte er oft unwillig. Er war in seiner Jugend zu träg, um die großen Redner des

Alterthums zu ergründen, und doch haben seine Worte aus dem Stegreif einen so mächtigen Widerhall gefunden. Bei Robespierre dagegen ist alles mühsam erarbeitet, er hat all seine Reden geschrieben, oft mehrmals umgeschrieben. Sein Neid auf Danton war der des mühsam arbeitenden Ehrgeizes gegen die sorglose, siegreiche Genialität.

Robespierre.
 So war Robespierre, so Danton, jezt beide zum Morde der Gefangenen vereint. Dantons Angriff ist der Sprung des Löwen; Robespierre ist die listigehene Hyäne, die noch die Leichen der Gegner schändet. Der Geschichtschreiber Louis Blanc, ein Republikaner, sagt vollkommen richtig: „Zwischen Danton, der zu den Septembermorden beiträgt, obwohl er sie nicht billigt, und Robespierre, der sie nicht hindert, obgleich er sie beklagt, zögere ich nicht, mich dahin zu entscheiden, daß Robespierre der schuldigere ist.“ — Beide haben zum voraus Rettungsarten für Gefangene ertheilt — so hat Danton einen Verwandten, der wegen Unterschleifs im Gefängnisse saß und ohne ihn getödtet worden wäre, freigelassen; so hat Robespierre einen ehemaligen Lehrer im Collège Louis le Grand gerettet; so hat Marat nach Laune begnadigt.¹⁾ So gieng Manuel am Morgen des 2. September in die Abtei, wo Beaumarchais, seit man auch sein Haus durchsucht hatte, schon drei Tage zwischen den Klauen der Geier des Überwachungs-Ausschusses dem Tode entgegen sah, und setzte ihn mit den Worten in Freiheit: „Sie haben geglaubt, ich sei Ihr Feind; Sie werden erst nachher sehen, wie sehr ich Ihr Freund war.“²⁾ Beaumarchais merkte sich sehr gut, was er erlebt hatte, und war fortan zahm und schmeichelte dem souveränen Volk, wie er früher den Großen geschmeichelt hatte; obgleich der Böbel sein Haus plünderte und seinen Garten verwüstete, rühmte er das edle Volk von Paris, welches einen Besuch in seinem Garten gemacht und auch nicht eine Rose, nicht eine Tulpe geknickt habe.

Beaumarchais.
 Aus diesen Begnadigungen sieht man, daß jene vorausbestimmt waren, die ermordet werden sollten, wie aus dem Versprechen des Lohnez, der den Mörderbanden zum voraus gesichert war, und aus dem Mieten der Wagen im vorhinein für die Wegschaffung der Leichen und aus den großen Gruben, die zum voraus für die Verscharrung der Leichen gegraben wurden, und aus der geringen Anzahl der Mörder.

Camille Desmoulin.
 Man sieht es auch aus den Äußerungen Camille Desmoulin's und Fabre d'Églantine's, die sie einige Tage schon zum voraus im Kaffeehause thaten. „Wir haben große Maßregeln ergriffen, die Frankreich retten werden.“³⁾ Brudhomme erzählt⁴⁾ von einer Unterredung, die er am 2. September mit Danton und Camille hatte. Camille sagte: „Man wird die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen verwechseln und alle jene frei lassen, welche die Sectionen zurückfordern.“ — Und am 4. September sagte er zu Brudhomme: „Es ist alles in der größten Ordnung vor sich gegangen; das Volk hat sogar viele Aristokraten freigelassen.“ — Brissot erzählt, wie er bei Danton am Morgen des

¹⁾ Ein Verzeichniß solcher Begnadigten, bloß in der Abtei 23, lieferte Granier de Cassagnac, Histoire des Girondins, II, p. 34—35.

²⁾ Histoire des hommes de proie, ou les crimes du comité de surveillance, par Roch-Marcandier. — Hist. parlem., XVIII, p. 203.

³⁾ „Nous avons pris des grandes mesures, qui sauveront la France.“

⁴⁾ Histoire des crimes.

¹⁾ Garat, Mémoires sur la révolution. — Hist. parlem., XVIII, p. 447.

4. September über die Möglichkeit sprach, daß Unschuldige hingerichtet werden. „Nicht ein Unschuldiger wird hingerichtet“ — sagte Danton. „Wer bürgt Euch dafür?“ fragte Brissot. Der Justizminister entgegnete: „Ich habe mir die Verzeichnisse der Gefangenen geben lassen und diejenigen sind ausgestrichen, welche losgelassen werden können.“ Also war alles vorbereitet, es kann also nicht von einer blinden Hornesaufwallung des Volkes, sondern nur von einem planmäßig eingeleiteten Morden geredet werden.¹⁾

Fabre
d'Églantine.

Unter den untergeordneten Mitgliedern des Mord-Ausschusses hat Fabre d'Églantine keine sehr erbauliche Vergangenheit. Er ist in Carcassonne 1755 geboren, der Sohn eines Advocaten, verließ aber diesen Beruf, um zuerst als Komödiant, dann als Maler, später als Musiker und Dichter sein Brot zu verdienen. In jeder dieser Rollen, die er spielte, kommt immer ein wenig ehrenhaftes Abenteuer vor: er entführte mehrere Mädchen, er versuchte in Brabant die Eltern von einem derselben zu vergiften und wurde deshalb zum Tode verurtheilt. Durch Gnade wurde die Todesstrafe in Verbannung umgewandelt. In Toulouse hatte er in früher Jugend einen Preis bei den dortigen Dichterspielen²⁾ erworben und dadurch die Hand eines Mädchens aus der Familie Églantine bekommen, weshalb er sich von da an Fabre d'Églantine nannte. Fabre hatte ein unerschöpfliches Talent zu Intriguen und von Zeit zu Zeit entpuppte er sich durch irgend einen Streich als echter Schurke. Begreiflich, daß ein solcher Mann sich in den Strom der Revolution mit Freuden stürzte. Er verließ das Theater, auf dem er sich durch ein Stück „Le Philinte de Molière“, bemerkbar gemacht hatte, und geberdete sich auf einmal als Staatsmann, schrieb gegen den König und wurde ein Mitglied der Commune und dadurch Secretär des Justizministers.³⁾ Brudhomme erzählt: „Am 11. August drei Uhr morgens eilten Fabre und Camille Desmoulins zu Danton, der im Bette lag, und erzählten, er sei Justizminister geworden. „Und das ist nicht alles,“ setzte Fabre bei, „du mußt mich zum Siegelbewahrer machen.“ — „Und mich“, sagte Camille, „zu deinem Secretär.“ — „Ja, ist es auch gewiß,“ fragte Danton, „daß ich Justizminister bin?“ — „Ganz gewiß,“ entgegnete Fabre, „und wir verlassen dich nicht, bis du uns für diese Stellen ernannt hast.“ — „Meinetwegen, so sei es!“ Und so kamen beide in das Justizministerium — würdige Secretäre eines so gerechten Ministers!

Billaud-
Varennes.

Billaud-Varennes gehört unter die abgefallenen Priester, bekanntlich die schlimmsten in der Revolution; er war früher Dratorianer, dann Advocat, seit dem 10. August aber Ersatzmann des Procurators der Gemeinde von Paris. Als bei der Berathung über den Mord in Masse das Bedenken auftauchte, ob man auch genug Mörder finden werde, stand er mit Feuer dafür ein, daß es deren genug gebe. Während des Mordes in der Abtei rief Billaud-Varennes, der die Schärpe der amtlichen Gewalt um sich hatte, den Henkern zu: „Volk, diese Opfer sind deine größten Feinde! Du vollziehst nur deine Pflicht.“ Als der Ausschuss die Habseligkeiten der Opfer, welche die Mörder für sich in Anspruch

¹⁾ Sehr gut widerlegt die Theorie vom mouvement aveugle oder mouvement populaire und betont das mouvement dirigé die Schrift von Féléphési (Méhée fils): La vérité tout entière sur les auteurs de la journée du 2 Septembre 1792. — Buchez et Roux, Hist. parlem., XVIII, p. 163 ff.

²⁾ Jeux floraux de Toulouse. Vgl. Bd. V dieses Werkes, S. 425.

³⁾ Dictionnaire biographique et historique des hommes marquans de la fin du dix-huitième siècle et plus particulièrement de ceux, qui ont figuré dans la révolution française. Londres 1800. I, F, p. 25—27, et Supplément XVII.

nahmen, zurückbehalten wollte, sagte Billaud zu ihnen:¹⁾ „Ehrwürdige Bürger! Ihr habt soeben Verbrecher niedergemacht, ihr habt das Vaterland gerettet. Ganz Frankreich ist euch ewige Dankbarkeit schuldig. Der Gemeinderath ist aber in Verlegenheit, wie er euch belohnen soll; ohne Zweifel gehören euch die Kleider dieser Verbrecher und was sie bei sich tragen, denn ihr habt uns von ihnen befreit. Aber ohne daß ich glaube, daß ihr damit hinlänglich belohnt seid, bin ich bevollmächtigt, jedem 24 Livres anzubieten, die auf der Stelle bezahlt werden sollen. Ehrenwerte Bürger, fahret fort in eurer Arbeit, das Vaterland wird sich euch zum Danke verpflichtet fühlen.“ Billaud-Varennes war es, der auf der Commune die Gefangenen verhörte und ihre Abführung in die verschiedenen Gefängnisse bestimmte.

Pierre Manuel haben wir schon öfters sprechen gehört. Er ist in Montargis geboren, Sohn eines Töpfers, genoß aber eine gute Erziehung, kam jung nach Paris, ward Repetitor in einem Collegium und wollte als Schriftsteller sich seinen Weg bahnen mit einer Arbeit über das „Leben Ludwigs des Heiligen“.²⁾ Aber er war hiefür nicht hinlänglich befähigt und lebte eine Zeitlang in großer Armut, bis ihm ein Banquier die Erziehung seines Sohnes anvertraute, die ihm einen lebenslänglichen Gehalt eintrug. Jetzt konnte Manuel wieder Schriftsteller; er schrieb Pamphlete, in denen er die ersten Personen des Staates angriff.³⁾ Mit ganzer Seele stürzte er sich dann in die Revolution, doch soll ihm begegnet sein, daß das Volk ihn eines Tages für einen anderen hielt und an einem Laternpfahl aufhieng; nur das Erscheinen Lafayettes rettete den Halbtodten, der noch lange die Spuren des Strickes am Halse trug. 1789 wurde Manuel Beamter bei der Polizei, 1791 Procurator der Commune von Paris, bei welcher Stellung wir oben mehrfach über seine Frechheit gegen den König und die Königin zu staunen hatten. Er war es, der bei den Jakobinern am 17. Mai 1792 den Antrag stellte, die Königin nach Val-de-Grâce zu thun während des Krieges — als eine gefährliche und verdächtige Person. Er war es, der am 14. Juli beim Bundesfeste 1792 dem Pöbel zu schreien rief: „Nieder mit Madame Veto, zum Teufel mit Lafayette!“⁴⁾ Manuel war es, welcher die Priester mit falschem Troste höhnte. Er besuchte dann die Gefängnisse, um zu sehen, ob noch Platz darin sei für neue Gefangene. Bei den Karmelitern suchte er das Mißtrauen einiger Brüder zu beschwichtigen: „Ihr müßt aber das Departement binnen acht Tagen räumen. Ihr könnt dann in Ruhe euren Gottesdienst halten und wir fürchten ihn nicht mehr, denn wenn wir euch in Frankreich ließen, würdet ihr es machen wie Moses, betend die Hände zum Himmel erheben, und wir würden kämpfen.“ — Auf die Frage einiger, ob sie auch ihr Gepäck mitnehmen dürften, antwortete Manuel: „Seid ohne Sorgen, ihr werdet reicher sein als Jesus Christus, der nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte.“ Andere tröstete er damit, sie dürften nur vor der Municipalität sich erklären, dann könnten sie vierzehn Tage darauf ihre Reise antreten — und das sei ein Vortheil, denn nicht jeder könne jetzt so leicht über die Grenze kommen.⁵⁾ Manuel ist ein Hauptschuldiger, er war Procurator der Commune, nichts

Manuel
und die
Priester.

¹⁾ Féléphési, La vérité tout entière. — Buchez et Roux, Histoire parlem., XVIII, p. 178.

²⁾ Essai historique et politique sur la vie de saint Louis.

³⁾ Gines heißt: „La police dévoilée.“

⁴⁾ „A has madame Veto, au diable Lafayette!“

⁵⁾ Buchez et Roux, l. c. XVIII, p. 77.

konnte ohne sein Wissen geschehen und von der Commune giengen die Morde aus; er veranstaltete das Schließen der Barrièren, die Zusammenkunft auf dem Marsfeld, die Erklärung, das Vaterland sei in Gefahr, die Lösung der Lärmkanone; die Freilassung derjenigen, welche wegen Schulden gefangen lagen, denn nur politische Gegner sollten ermordet werden. Ihm standen Truppen genug zur Verfügung, wenn er die Gefängnisse hätte schützen wollen, dem Morden sogleich ein Ende zu machen. Er besuchte die Gefängnisse während der Mezelei und rettete Schuldgefangene, ermutigte aber zum Töden der Anhänger des Alten.

^{Hébert.} Nicht minder bemakelt ist das Leben eines anderen Genossen dieser Bande, des Jacques René Hébert, geboren 1752 in Mençon im Departement d'Orne — ein unruhiger Kopf mit einer glühenden Phantasie, aber ohne eine gründliche Bildung, lebte er von Ränken und Betrügereien in Paris. Er wurde im Theatre des Variétés Controleur der Billete, mußte aber wegen Unterschleifen fortgesagt werden. Ein Arzt nahm sich dann seiner an, dem er dafür seinen Dank dadurch bewies, daß er ihn bestahl. Einer solchen Natur konnte die Revolution nur willkommen sein — er gab ein Blatt heraus „Le Père Duchesne“, das durch seine weitgehenden Ansichten und seinen volkstümlichen Ton großen Abfah fand, es überströmte von derben Beschimpfungen des Hofes und vergiftete die öffentliche Meinung. In der Nacht des 9. August war er unter den Vertrauensmännern der Sectionen, welche als neuer Gemeinderath den alten verjagten.

^{Paris.} Panis, der Schwager Santerres, war Advocat und Mitglied des Gemeinderathes vom 10. August; am 20. Juni hatte er mit Sergent den Pöbel von Saint-Antoine zum Zuge gegen das Schloß aufgereizt. Seine Stelle im Ausschusse der Polizei benützte er namentlich dazu, sich zu bereichern; er war es, der den Prinzen Poix um Geld entkommen ließ. Sein Genosse im Stehlen war Sergent, ein Graveur aus Paris.¹⁾ — Beide wußten die Aussicht über die Kostbarkeiten zu bekommen, die aus den Tuileries im Gemeindehause niedergelegt wurden, und Geld, Uhren, Ringe und dergleichen verschwanden unter ihren Händen;²⁾ von einer gestohlenen Uhrkette mit einem kostbaren Achat bekam Sergent den Namen ^{Sergent.} Sergent d'Agathe. Marat beschützte sie und theilte vielleicht mit ihnen die Beute. Sie hoben die Siegel von den Kästen und legten neue an, nachdem sie ^{Marat.} entwendet, was ihnen in die Augen stach. Beide trieben es so bunt, daß Mitglieder des Gemeinderathes ihnen das Handwerk zu legen suchten — aber Marat half ihnen. Für viele Verhaftete vom 29. August schritten ihre Sectionen ein und forderten ihre Freilassung — aber vergebens, denn sie waren reich. Beide sandten solche rasch in die Gefängnisse und sorgten dafür, daß sie in den Septembertagen ermordet wurden: nun konnten sie die Summen, welche ihnen bei der Hausdurchsuchung entwendet worden, nicht mehr zurückverlangen; Panis und Sergent waren ihres Raubes sicher.³⁾ In ihrem Bureau wurden die Vorbereitungen zu den Septembermorden getroffen. „Hier,“ sagt Roch-Marcandier,⁴⁾ „in dieser abscheulichen Höhle, wurde das Todesurtheil über 8000 Franzosen gesprochen, die ohne irgend einen gesetzlichen Grund, ohne eine Spur von einem Vergehen, bloß durch Willkür der Diebe des Überwachungs-Ausschusses ins Gefängnis geworfen

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVIII, p. 205—207.

²⁾ Ibid. XVIII, p. 188—190.

³⁾ Eine spannende Schilderung der Diebereien von Panis und Sergent gibt Roch-Marcandier in seiner Histoire des hommes de proie. Ibid. p. 181—214.

⁴⁾ Roch-Marcandier und Mercier stimmen wörtlich überein. Hist. parlem., XVIII, p. 189.

worden waren. In diese Höhle wurden auch zu jeder Stunde die Nachrichten vom Verlaufe des Gemetzels in den verschiedenen Gefängnissen gebracht: „Es geht gut“, „Jetzt wurde der oder jener abgethan.“ Ein Spizel Chanay zeigte sich dabei besonders rührig. Ihnen war, was geschehen, nicht einmal genug; sie wollten dortfahren im Verhafteten, Stehlen und Morden.¹⁾ „Es war diesen blutgierigen Dieben“, jammert Roch-Marcandier, „nicht genug, 8000 Franzosen in fünf Tagen in Stücke zerrissen zu haben; den einen zu sagen: ‚Zahlt und ihr werdet frei sein‘, und den andern: ‚Fürchtet nichts von den Mächtigungen, geht in Frieden, eure Sünden sind euch vergeben‘ — sondern die Gefängnisse waren kaum geleert, so füllten sie sich alsbald wieder mit anderen Leuten, die auf Befehl Marats und anderer Mitglieder des Überwachungs-Ausschusses verhaftet wurden.“²⁾ Von vielen Verhaftungen, die auf Befehl des Panis und Sergent geschahen, wußten übrigens manche Mitglieder des Ausschusses kein Wort. Es waren lauter reiche Leute, die man als verdächtig verhaftete. Chanay, ihr Vertrauter, fieng sie ein. Da wurde ^{Chanay.} kein Verhör vorgenommen und gab es gar keine Prozessacten. Darum läßt sich die Zahl der Opfer auch nicht sicher feststellen. Nur so ist es möglich zu begreifen, daß Panis auf einmal, um über seine übrigen Diebstähle einen Schleier ^{Raub.} zu werfen, dem Staate 1,800.000 Francs überliefern konnte, „die er ihm gerettet habe“. — Wie groß müssen da die Summen gewesen sein, die er ihm nicht gerettet, sondern in die eigene Tasche gesteckt hat!

Das waren die Männer, die mit antlicher Gewalt ausgestattet, damals über das Schicksal so vieler entschieden — eine wahre Blütenlese von Schurken. Die wollten reich werden, mächtig bleiben, sicher vor Verantwortung; nur ein breiter Strom von Blut konnte sie vor Angriffen in Zukunft schützen. Darum sagte auch später Collot d'Herbois: „Der 2. September ist der große Glaubensartikel unserer Freiheit; ohne diesen Tag wäre die Revolution nicht vollendet worden. Es gäbe keine Freiheit, es gäbe keinen Nationalconvent.“³⁾

Es galt nun die Geister in Paris in eine Stimmung der Angst und des Zornes zu setzen. Die Losung wurde ausgegeben: „Bevor wir an die Grenze eilen, müssen wir sicher sein, hinter uns keinen Verräther, keinen Verschwörer zurückzulassen.“ ^{Vange-} ^{machen.}

Wer sind aber die Verräther? Die Jakobinerpartei hatte ihren Buchdrucker Momoro, geboren 1756 in Besançon, der einer der wildesten Eiferer für ^{Momoro.} Theilung des Grundbesitzes war — und die Pläne des Clubs der Cordeliers mit allem Eifer unterstützte und jetzt als Buchdrucker seine Pressen der Freiheit zur Verfügung stellte.⁴⁾ Die Namen derer wurden gedruckt, welche eine Adresse gegen den 20. Juni, und derer, welche eine Adresse für Lafayette unterschrieben hatten; sie wurden verschwenderisch in allen Sectionen verbreitet und denen, die darin genannt waren, sogar an die Thüren geheftet. Es gab also Verräther genug in Paris, denn die eine Adresse zählte 8000, die andere 20.000 Unterschriften. ^{Vergelt-} ^{nis der} ^{Feinde} ^{der Frei-} ^{heit.}

¹⁾ Ruchez et Roux, l. c. XVIII, p. 206.

²⁾ Ibid. XVIII, p. 207.

³⁾ „Le 2 septembre est le grand article du Credo de notre liberté. Sans cette journée la révolution ne se serait jamais accomplie. Il n'y-aurait pas de liberté, il n'y-aurait pas de convention.“

⁴⁾ Sein Ehrentitel war: „Imprimeur de la liberté“.

Also 28.000 Feinde hat die Freiheit in Paris — die Zahl ist groß genug, um bange zu machen. Aber was wird erst geschehen, wenn die Preußen und Oesterreicher kommen und sich mit diesen 28.000 verbünden? Um zu schrecken, wurde ein Brief verbreitet, „aus sicherer Hand“, über die Pläne der verbündeten Mächte, welchen ein Deutscher geschrieben haben sollte, der aber vom Anfange bis zum Ende ein Machwerk boshaften Betrugers war. Darin hieß es: „Der König von Preußen wird auf Paris losziehen und die Stadt durch Aus Hungerrung zum Falle bringen. Dann wird man gar keine Rücksicht, nicht einmal auf die Gefahr der königlichen Familie mehr nehmen. Die Einwohner von Paris werden dann aufs Feld hinausgeführt und man scheidet unter ihnen aus: die Anhänger der Revolution werden insgesammt hingerichtet, das Schicksal der anderen ist noch unbestimmt. Vielleicht besolgt man den Plan des Kaisers, nur die Frauen und Kinder am Leben zu lassen. Im Falle unsere Kräfte zu schwach sind, muß man die Vorrathshäuser verbrennen, die Pulvermühlen in die Luft sprengen, die Dörfer anzünden, denn für empörte Völker sind Wüsteneien das Vorzüglichste. Jedenfalls muß man die Häuser der Revolutionäre sogleich plündern.“¹⁾

Das unbegründete Gerücht über diese Verheerungspläne der Verbündeten wurde noch durch einen Gerichtsfall erhöht.

Es war nämlich ein Karrenführer, Jean Julien²⁾ aus Baugivard, zu zehn Jahren Zwangsarbeit und zur Ausstellung vom Criminalgerichte verurtheilt. Als er auf dem Gräberplatze am Pranger stand, suchte er die ihn höhrende Menge gleichfalls zu ärgern und rief: „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Zum Henker mit der Nation!“ — Die Zuschauer wurden wild und wollten ihn kurzweg in Stücke reißen, aber der Procurator der Gemeinde verhinderte es, ließ ihn jedoch sogleich wegen dieses Vergehens vor das Tribunal des 17. August führen. Dieses behandelte die Sache rasch als Versuch, das Volk in Aufstand zu bringen, beurtheilte die Äußerung als Zeichen einer Verschwörung zwischen gefangenen Aristokraten und den heranziehenden Fremden, und stellte die Fragen, ob eine Verschwörung bestehe und ob Jean Julien durch seinen Ausruf das Volk habe wollen zu einem Auflaufe verleiten und einen Bürgerkrieg habe wollen hervorruhen. — Die Jury bejahte die Fragen und Jean Julien wurde zum Tode verurtheilt und wenige Stunden darauf hingerichtet.³⁾ — So wurde denn die blöde Menge in den Grad der Angst versetzt, der nöthig ist, um auch die zahmste Natur wild zu machen. Dazu kam, daß am 1. September Guadet die Nachricht von einer Verschwörung in Grenoble vor die Versammlung brachte. Roland berichtete über ein Complot im Morbihan, was den Eindruck von der Gefahr der Lage nur verstärkte.

Danton aber trat jetzt in den Vehrathschuß und sprach: „Man schlägt euch vor, Paris zu verlassen. Ihr wißt wohl, Paris bedeutet Frankreich, und diesen Ort aufgeben heißt die Revolution preisgeben. Zurückweichen heißt uns zugrunde richten. Wir müssen uns also hier mit allen Mitteln halten und uns retten durch Kühnheit. Unter den Mitteln, die man euch vorschlägt, scheint mir keines wirksam genug. Wir dürfen uns die Lage, in welche uns der 10. August

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 401. — Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 98

²⁾ Wallon, Histoire de Tribunal révolutionnaire. Paris. I, p. 18—19.

³⁾ Diese Frage ist von Leuten, welche den andern Sand in die Augen streuen wollten, wie Tallien, als sehr ernsthaft behandelt worden.

gebracht hat, nicht verhehlen. Er hat uns geschieden in Republikaner und Royalisten: die ersten sind nicht zahlreich, der letztern sind viele. In diesem Zustande der Schwäche sind wir Republikaner zweifach dem Feuer ausgesetzt, dem des Feindes an der Grenze, dem der Royalisten im Innern. Ein königlicher Verein haust in Paris und verkehrt mit der preussischen Armee. Wo er haust oder zusammen kommt, können euch die Minister nicht sagen. Aber um sie außer Fassung zu bringen und den verhängnisvollen Verkehr mit den Fremden zu hindern — muß man den Royalisten Angst einjagen.“¹⁾ —

Die Commune siegt.

Indes faßte der Gemeinderath wieder Muth, der Versammlung gegenüber seine angemessene Stellung zu wahren. In einer Sitzung, die vom 1. September mittags ein Uhr bis Mitternacht dauerte, führte nicht Pétion den Vorsitz, wie er sollte, sondern Huguenin, und hielt Robespierre eine Rede, wie die wahren Vertreter der Gemeinde von Paris hätten weichen müssen vor den Männern einer gefallenen Partei, obgleich sie um die Freiheit sich so große Verdienste erworben.²⁾ Da sei Verrath im Spiele:

Niemand wage die Verräther zu nennen, er wolle sie nennen: „Ich klage den freihetzmörderischen Brissot an. Ich klage die Partei der Gironde an, den verbrecherischen Ausschuß der Einundzwanzig in der National-Versammlung. Ich klage sie an, daß sie Frankreich an Braunschweig verkauft und zum voraus schon den Lohn ihrer Feigheit erhalten haben. In den schwierigen Umständen, in denen wir uns befinden, schwebt meinem Geiste nur ein Mittel vor, das Volk zu retten: daß man ihm die Gewalt zurückgibt, welche der Gemeinderath von ihm empfangen hat,³⁾ das heißt, das Volk richtet und vollzieht seine Urtheile, in ihm ruht die höchste Gewalt. Früher besaß die Versammlung die höchste Gewalt, seit sie aber einen Nationalconvent berief, hat sie ihre Vollmacht dem Volke zurückgegeben. Ihre Beschlüsse gelten also nicht mehr, also auch nicht ihr Beschluß, daß der Gemeinderath vom 10. August zurücktreten muß, denn er ist erkoren vom Volke und genießt das Vertrauen des Volkes.“ — Manuel dankt hierauf dem Redner, daß er die wahren Grundsätze aufgestellt habe, und erinnert an den Eid, den die Mitglieder leisteten, ihren Posten nicht zu verlassen, solange das Vaterland in Gefahr sei, und die 88 Mitglieder erklären feierlich, daß sie dem Beschlusse der Auflösung nicht folgen werden.

Ein verwegener Schritt! Wie wollen sie denselben der National-Versammlung gegenüber verteidigen? Ihr Verbündeter, Danton, übernimmt es, die Versammlung gefügig zu machen, denn er steht und fällt mit ihnen. Er bearbeitet in seiner überwältigenden Weise den Abgeordneten Thuriot, schilbert die Gefahren eines Bürgerkrieges, den der Streit zwischen Commune und Versammlung hervorrufen kann: wie wollen sie den Gemeinderath zwingen, hinter dem Paris steht?

¹⁾ „Il faut faire peur aux royalistes.“

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 334—335.

³⁾ Ibid. XVII, p. 356—357.

Thuriot bespricht deswegen in der Morgen Sitzung vom 2. September die Gefahr des Vaterlandes.¹⁾ Verdun ist belagert. Ist die Armee nicht stark genug, den Feind zurückzuwerfen, so muß man dafür sorgen, daß alle Bürger sich rüsten und gegen den Feind ziehen. Dazu aber bedarf man die Eintracht aller Bürger der Hauptstadt, denn die Dienste, welche Paris als Hauptstadt leisten kann, sind von höchstem Wert. Die Aufgabe der Commune ist außerordentlich schwer, die Zahl ihrer Mitglieder muß daher vermehrt werden, denn sie hat für außerordentlich viele Dinge zu sorgen. Man solle also diese Mitglieder auf 288 vermehren, und man könnte daher sehr gut diesen Antrag mit dem Beschlusse des 30. August vereinen: die bisherigen Mitglieder der Commune des 10. August sollen bleiben, und die Sectionen, welche in Ausführung des Gesetzes vom 30. August zwei Bürger zu Mitgliedern der Commune gewählt haben, mögen diejenigen von ihren sechs Vertrauensmännern bezeichnen, welche sie ersetzen sollen. Die Sectionen haben das Recht, ihre Erwählten aus dem Gemeinderath zurückzuberufen und neue zu wählen.

Die Commune siegt.

Dieser Antrag schien nicht feindselig dem Beschlusse der Versammlung vom 30. August, in Wahrheit hob er ihn aber auf, denn die Mitglieder der Commune vom 10. August blieben ja auch in dem neuen Gemeinderath, und damit war all das, was sie bisher gethan hatten, als gesetzlich anerkannt; es blieb also in Wahrheit die alte Commune in Kraft, und die Girondisten waren entweder so nachlässig oder durch die Kriegsnachrichten, die eintrafen, vom Kern der Sache so abgezogen, daß sie weiter keinen Widerstand leisteten und Thuriots Antrag ohne längere Verhandlung zum Beschlusse erhoben.²⁾

Die Gironde ist matt.

Damit hatte der männliche Entschlus der Versammlung vom 30. August sein Ende erreicht. Die Commune war wieder Herrin und ergriff rasch die Maßregeln, um den geheimen Plan, ihre Gegner zu vernichten, durchzusetzen. Manuel kündigt an, daß Verdun belagert ist. Ein Aufruf an das Volk wird beschloffen:³⁾ „Die Bürger von Verdun, heißt es darin, bilden den einzigen Wall, und unsere Pflicht ist es, ihnen zuhulfe zu eilen. Treffen wir uns auf dem Marsfelde, damit eine Armee von 60.000 Mann sich ohne Verzug bilde, und ziehen wir sogleich gegen den Feind, um entweder unter seinen Streichen zu erliegen oder ihn unter den unsern zu vertilgen.“⁴⁾ Zu gleicher Zeit wird beschloffen, die Lärmkanone abzufeuern, die Sturmglocke zu läuten, Generalmarsch zu schlagen. Zugleich versammelt sich der Überwachungs-Ausschuß und beschließt, sich durch neue Mitglieder zu verstärken, um den vielen Arbeiten zu genügen, nämlich durch Lenfant, Guerneur, Leclerc, Duffort, Marat, den Freund des Volkes, und DesForgues.

Aufruf zur Rüstung.

Der Überwachungs-Ausschuß.

Lenfant war Bürger von Paris. DesForgues wurde später kurze Zeit Minister des Aßern; er stammte aus der Bretagne und kam bei Aus-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 336.

²⁾ Ibid. XVII, p. 336—338.

³⁾ Mortimer-Ternaux theilt Hist. de la Terreur, III, p. 215—216 den Wortlaut dieses Beschlusses mit.

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 360.

bruch der Revolution nach Paris, wurde am 10. August Mitglied der Polizei und bereicherte sich auf Kosten der armen Opfer des 2. September. Leclerc spielte schon lange bei den Aufläufen in Paris eine Rolle, und bewies als Commissär der Commune bei seinen Besuchen des gefangenen Königs im Temple die äußerste Noheit. Duffort benutzte seine Stellung, sich von den Opfern zu bereichern.

Die Seele dieses Ausschusses war aber der blutgierige Marat, und sein Geist lenkt jetzt einige Zeit hindurch die Verwaltung von Paris und, von Marat geleitet, magt jetzt der Ausschuss sogar den Befehl zu geben, Brissot, den Vorstand des Ausschusses der Einundzwanzig, Roland, den Minister des Innern, und dreißig andere Deputierte zu verhaften, und ruft durch seine Werkzeuge in zwei Sectionen Beschlüsse hervor, die auf die Morde am Nachmittag hinweisen.

Das Faubourg Poissonniere beschließt: „In Anbetracht der Gefahren des Vaterlandes und der höllischen Ränke der Priester sollen alle Priester und verdächtigen Personen, die in den Gefängnissen von Paris, Orleans und andern Städten sitzen, hingerichtet werden, und sollen alle Frauen und Kinder der Ausgewanderten beim Angriff des Feindes vor die Freiwilligen gestellt werden, um die ersten Reihen vor den Streichen der Feinde zu schützen.“ Das Viertel Luxembourg aber beschloß kurzweg, die Gefängnisse sollten gesäubert werden.

Faubourg Poissonniere.

Luxembourg.

Indeß erging sich die Versammlung in Verhandlungen über die Vertheidigung des Vaterlandes. Vergniaud pries die Gemeinde¹⁾ wegen der Thatkraft, die sie entfalte: „Heute zeigt sich Paris in seiner vollen Größe. Ihr habt bisher einen großen Eifer in den Festen gezeigt, ihr werdet nun einen eben so großen in den Kämpfen beweisen. Ihr habt die Freiheit bejungen und in den Festen gefeiert, jetzt müßt ihr sie vertheidigen. Jetzt gilt, nicht nur Könige von Bronze umzuwerfen, sondern Könige, die von starken Armeen umgeben sind. Es ist nicht mehr Zeit zu berathen, jetzt müssen wir das Grab unserer Feinde graben, oder jeder Schritt, den sie vorwärts thun, gräbt unser Grab. — Die Commune von Paris setze sich ins Einvernehmen mit dem Vertheidigungs-Ausschuß, da sie jetzt mehr ein Generalstab, als ein gesetzgebender Körper ist, sende jetzt sogleich und fortan täglich zwölf Mitglieder ab, nicht um durch eitle Reden die Bürger zur Arbeit zu ermuntern, sondern um selber an dem Wall von Paris zu graben.“ — Mit Enthusiasmus ward dieser Antrag angenommen.

Vergniaud.

Da tritt Danton vor die Versammlung: „Es ist erfreulich für die Minister des freien Volkes, ihm melden zu können, daß das Vaterland im Begriff ist, sich zu retten. — Alles rührt sich, alles regt sich, alles glüht von Kampfbegier. In diesem Augenblicke muß die National-Versammlung ein wahrer Kriegsrath werden. — Ihr müßt uns helfen, diese erhabene Regung des Volkes zu stützen und zu leiten, indem ihr Bevollmächtigte ernennet, welche

Danton.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 342—344.

die großen Maßregeln unterstützen. Wir verlangen von euch den Beschluss: daß jeder sterben muß, der nicht einsteht mit seiner Person oder die Waffen abliefern. Ein Theil des Volkes begibt sich an die Grenze, ein anderer gräbt die Verschanzungen und der dritte soll, mit Piken bewaffnet, das Innere unserer Städte vertheidigen. Courviere müssen in alle Departements gehen, um ihnen eure Beschlüsse mitzutheilen. — Der Kanonenschuß, den ihr hören werdet, ist kein bloßer Lärmshuß, er ist der Sturmschritt gegen die Feinde des Vaterlandes, um sie niederzudonnern. Was brauchen wir dazu? Kühnheit, und wieder Kühnheit, und immer wieder Kühnheit, und Frankreich ist gerettet.“¹⁾

Todes-
strafe für
die
Gegner.

Und alsbald beschließt die National-Versammlung die Todesstrafe für jeden, der mittelbar oder unmittelbar sich weigern würde zu vollziehen oder hemmen würde — die von der Behörde gegebenen Maßregeln. Danton eilt in den Überwachungs-Ausschuß. Er hat erreicht, was er wollte. Das Morden kann beginnen — als Maßregel der Regierung. Ganz Paris geräth in Bewegung, die Bürger eilen nach dem Marsfeld, der Pöbel füllt die öffentlichen Plätze. Die Lärmkanone ertönt um zwei Uhr. Die Sturmglocken hallen. Ängstlich fragt die königliche Familie, was diese Gährung bedeute; ängstlich fragen die Gefangenen in den Gefängnissen, warum man ihnen zwei Stunden früher als sonst das Mittagessen gebracht, und suchen zu errathen, warum die Kerkermeister so bestürzt erscheinen. —

Die Morde in der Abtei. Abbé Sicard.

Der
2. Sep-
tember.

Die Lärmkanone ertönt, die Sturmglocken heulen von den Thürmen, die Trommeln rasseln durch alle Straßen. Beamte zu Pferd verkünden unter Drommetengeschmetter auf allen Plätzen, daß das Vaterland in Gefahr sei. Warum wird Paris so in Schrecken gesetzt — sind 120.000 Fremde denn so gefährlich für ein großes Volk in Waffen? Die das Geheimnis nicht wußten, lernten es aus ihrer eigenen Erfahrung kennen. Mercier bemerkt: „O Tag der Trauer und der Schmach. Die Lärmkanone war das Zeichen zur Sammlung für die Mörder, die jetzt nach den Gefängnissen eilten; es war die Ouverture zum schändlichen Blutbad.“ — Maillard, der am 5. und 6. October an der Spitze der Weiber eine Rolle spielte, die nach Versailles zogen, hatte eine Bande von gemeinen Kerlen gebildet, die auf seinen Befehl Jegliches zu thun bereit waren, und war vom Überwachungs-Ausschuß bestellt worden, sich bereit zu halten, Mordwerkzeuge zu besorgen, Vorsichts-Anstalten zu treffen, um das Geschrei der Opfer zu verhindern, und Weinessig,

Das
Blut-
gericht.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 347. „De l'audace, de l'audace et encore de l'audace!“

Besen von Stechpalmen und bedeckte Wagen zur Verfügung zu haben. Nach Banden vertheilt, begeben sich auf den Signalschuß die Mörder in die Gefängnisse; bei dem einen erbrechen sie die Thore, bei dem andern setzen sie sich an die Stelle der Kerkermeister und bemächtigen sich der Opfer, welche der Überwachungs-Ausschuß seit vierzehn Tagen hier angehäuft hat. Die Mörder waren mit Säbeln, Flinten, Bajonetten, Piken, Äxten bewaffnet. Mitglieder des Rathes der Commune in ihren Amtsschärpen leiteten das Gericht. Auf dem Tisch war die Gefängnisliste, wobei in der Regel der Grund der Verhaftung angegeben war. Die Gefangenwärter holten die Gefangenen und stellten sie vor's Gericht. Wen dieses verurtheilte — und nur wenige wurden freigesprochen —, der wurde unter dem Ruf: „Man führe den Herrn in dieses oder jenes Gefängnis!“ zur Thüre geführt, die in den Vorhof oder auf die Straße gieng, und unbarmerzig erschlagen. Das Signal der Freilassung war dagegen der Ruf: „Vive la Nation!“

Nur wenige entkamen und von diesen haben nur wenige die Schrecken geschildert, die sie erlebt haben, und von diesen wollen wir drei herausheben, deren Darstellungen wegen ihrer Frische das deutlichste Bild des Entsetzens sind.

Der Abbé Sicard, der Lehrer der Taubstummen,¹⁾ einer der wenigen, die gerettet wurden, hat einen hochwichtigen Bericht hinterlassen²⁾ — wahrheitsgetreu und anschaulich über diese Tage, „welche Frankreich und das Jahrhundert schänden und deren Entsetzlichkeit die Nachwelt schwer begreifen wird.“

Dieser Mann, der so vielen Unglücklichen die Sprache wieder gab, war am 26. August gerade beim Unterricht, als 60 Mann mit Säbeln und Piken ihn verhafteten. „Niemand war damals frei vom Verdacht; ich hatte nur einen Feind, dessen Namen und Ränke ich verschweigen werde, und der mir mehr als eine Wohlthat verdankte. Dieser benutzte den Augenblick, um mich zugrunde zu richten, und verband sich mit einigen Parteimännern. Man durchwühlte meine Briefe, meine Taschen; ich bat, nur mein Brevier mitnehmen zu dürfen und ein Buch über die christliche Religion nach ihren wahren Grundsätzen.“³⁾ — Der Officier, der mich verhaftete, riß mir das Buch aus der Hand, las ein wenig darin und sagte: „Das ist alles gegenrevolutionär. Man muß in seinem Prozeß bemerken, daß er dieses Buch hat mitnehmen wollen.“ Vor das Comité der Section des Arsenal's geführt, mußte Sicard lange warten und hörte, wie der Schreiber den Vorsitzenden fragte: „Wie sollen wir Sicard's Verhaftung begründen?“ — „Ach,“ sagte der Präsident, „viele Priester sind zu ihm gekommen.“ Abends fünf Uhr fragte man ihn, ob er einen Wagen wolle; denn er müsse vor den Vollziehungs-Ausschuß.⁴⁾ Sicard antwortete: „Ist es eine Schande, von

Sicard

wird ver-
haftet.

¹⁾ Wir haben über ihn Bd. XIV, S. 448 dieses Werkes berichtet.

²⁾ Relation adressée par Mr. l'abbé Sicard, instituteur des sourds et muets, à un de ses amis, sur les dangers qu'il a courus le 2 et 3 Septembre 1792. Mémoires sur les journées du 2 et 3 Septembre. Paris 1823, p. 87—136. — Hist. parlem., XVIII, p. 103—135.

³⁾ Religion chrétienne méditée dans le véritable esprit de ses maximes.

⁴⁾ Comité d'exécution.

diesen Soldaten begleitet zu werden, so will ich sie ganz mitmachen. Ist es eine Schmach für sie, so brauche ich sie nicht davon zu befreien!" Der Zug gieng zum Stadthaus. Die beiden Officiere, die ihn führen sollten, verließen ihn, um Geschäfte zu besorgen; ein Bürgerwehrmann sagte beim Namen Sicard: „Was, Sie führt man ins Gefängnis, Sie, den Freund der Menschheit? Den Lehrer, den Vater der Taubstummen? Welches Verbrechen kann man Ihnen denn vorwerfen? Ihre Schüler werden trostlos sein“, und verglich ihn mit Condillac und Locke. Im Stadthaus sagte der Führer des Zuges: „Da bringen wir euch den Abbé Sicard. Wir könnten noch andere bringen, wenn ihr mehr Macht hättet.“ — „Was, mehr Macht? — Wir vertreten das Volk, und das Volk ist allmächtig.“ — Sicard ward in einen Saal geführt, wohin Männer aller Stände gebracht waren, ohne zu wissen, warum. Viele bezeugten ihm ihre Theilnahme. In der Nacht wurde noch sein Unterlehrer Laurent eingebracht, „der mildeste, tugendhafteste und mutigste Mann“, und der Aufseher über die Taubstummenhäuser, Labronche, der sich glücklich schätzte, die Verfolgung für eine so edle Sache zu erdulden.

Die Taubstummen, denen man sonst Gefühllosigkeit vorwirft, bewiesen die edelste Stimmung, während die Gebildeten feigherzig oder grausam waren. Sie drängten sich in den Saal und bezeugten ihm auf die rührendste Weise ihren Schmerz; sie richteten ein Schreiben an die National-Versammlung: „Man hat uns den Lehrer, den Vater, den Ernährer weggenommen; man hat ihn eingesperrt, als wäre er ein Dieb, ein Verbrecher, und doch hat er nie gestohlen, nie gemordet. Er ist kein schlechter Bürger, sein ganzes Leben vergeht im Unterrichts. Er lehrte uns die Tugend lieben und das Vaterland. Er ist gut, gerecht und lauter. Wir verlangen seine Freilassung. Gebt den Kindern ihren Vater wieder; denn wir sind seine Söhne; er liebt uns, wie wenn er unser Vater wäre. Was wir wissen, haben wir von ihm. Ohne ihn wären wir roh wie Thiere; seit man ihn uns genommen hat, sind wir traurig und voll Kummer. Gebt ihn uns zurück und ihr macht uns glücklich.“ — Ein junger Mann Duhamel bot sich als Geißel für Sicard an. Die National-Versammlung nahm Brief und Angebot mit Beifall auf und verlangte Bericht, warum man den Lehrer der Taubstummen verhaftet habe.

Aber was fragte die Commune noch nach der National-Versammlung? Es hieß, man habe die Acten nicht gerade bei der Hand, und Sicard blieb in Haft.

Er erzählt uns, wie Manuel kam und in seiner Falschheit den Gefangenen Hoffnung machte, sie könnten jetzt ins Ausland reisen und wie jeder ihre Pläne verfolgen. Sicard gedachte in eine Hauptstadt Europas zu ziehen, wahrscheinlich nach Wien, und da ein großes Erziehungshaus für Taubstumme zu gründen, und schrieb schon einen Brief in diesem Sinne. Der wachhabende Officier erklärte ihm aber, keine neue Entdeckung Frankreichs dürfe dem Ausland mitgetheilt werden. „Ich meine ja nur den Taubstummen-Unterricht,“ entgegnete Sicard. — „Nun, da kann Ihr Brief schon abgehen und Sie können abreisen.“ Es war aber nur Täuschung. Keiner sollte abreisen, alle waren insgeheim zum Tode verurtheilt.

Indes nahmen die Gefangenen voneinander vorläufig Abschied, weil der eine bald da, der andere bald dorthin reisen wollte. „Unsere Gespräche waren ohne Haß, ergiengen sich über unsere Zukunft, über unsere Pflichten und über die Hoffnung, daß unsere Gesinnungen eines Tages bessere Anerkennung finden würden.“ Ein Theil der Gefangenen ward abgeführt in die Abtei; sie meinten

aber, man lasse sie frei. Man erfuhr erst am andern Tag, daß sie ins Gefängnis geführt wurden.¹⁾

So kam der Mittag des 2. September. Um zwei Uhr ertönte die Lärmkanone, welche bestimmt war, das Zeichen zum Morde zu geben. Beim dritten Schuß sollten die Mörder das Blutbad beginnen.

„Sogleich stürzten sich die Marsseiller und die von Avignon in unser Gefängnis, packten uns und warfen uns hinaus, ohne uns Zeit zu lassen, unsere Habseligkeiten mitzunehmen. Im Hofe sagten sie uns: wir müßten in die Abtei, wo unsere Kameraden von gestern schon wären — ob wir in Wagen oder zu Fuß dahin kommen wollten? Martin de Marivaux hat um einen Wagen. Man ließ sechs kommen. Wir waren unserer vierundzwanzig, ich wählte den ersten Wagen, und es war meine Rettung. Marivaux ließ mich zuerst einsteigen. Er nahm den zweiten Platz ein, ein anderer den dritten. Ich saß im Hintergrund. Labronche mit zwei andern saß uns gegenüber. Wir saßen also unserer sechs im ersten Wagen, die andern Gefangenen besetzten die fünf andern. Das Zeichen der Abfahrt ward gegeben, den Kutschern aber bei Todesstrafe befohlen, sehr langsam zu fahren. Die Soldaten, welche diesen Namen schändeten, sagten uns tausend Schimpfwörter ins Gesicht und meldeten uns, wir können nicht lebend die Abtei erreichen; das Volk werde an seinen Feinden schon Recht nehmen und uns alle unterwegs erdroffeln. Dem Volk, das sich um die Wagen drängte, sagten die Soldaten: „Seht, das sind unsere Feinde, die Mitschuldigen der Übergabe von Verdun; sie haben nur auf euren Abgang gewartet, um eure Frauen und Kinder zu erwürgen. Da nehmt unsere Säbel und Piken und macht diese Ungeheuer nieder!“ und dabei stachen sie mit Säbeln und Piken nach uns. Man denke, wie die Lärmkanone, die Nachricht von der Einnahme von Verdun und diese Reden auf das reizbare Volk wirkten, dem man uns als seine grausamsten Feinde hinstellte. Die zügellose Menge wuchs in schrecklicher Masse an, je näher wir der Abtei kamen. Wir wollten die Wagenthüren zumachen; man zwang uns, sie offen zu lassen, um das Vergnügen zu haben, uns noch mehr zu beschimpfen. Einer meiner Kameraden bekam einen Säbelhieb über die Schulter, ein zweiter über die Wange, ein dritter über die Nase. Meine Kameraden empfingen die Hiebe, die mir galten; denn ich saß im Hintergrunde. Man male sich meine Stimmung aus! Das Blut meiner Kameraden fließt vor meinen Augen. Inmitten einer rasenden Menge waren wir ohne Schutz von Seite derer, die uns decken sollten. Ich glaubte, jeder Augenblick bringe uns den Tod. — Auf dem Kreuzwege Buch will ein Marsseiller das Beispiel geben, springt auf den Wagentritt und stößt sein Schwert in die Brust des ersten Priesters. So kommt man zur Abtei. Dort harren unser schon die bestellten Mörder. Mit uns sollen sie den Anfang machen. Die Menge füllt den Hof. Sie umringt unsere Wagen. Einer unserer Kameraden glaubt entfliehen zu können und springt unter die Menge. Augenblicklich wird er erwürgt. Ein zweiter macht denselben Versuch, bricht sich Bahn, und ist daran, zu entkommen, aber die Mörder stürzen auf dieses neue Opfer los und sein Blut fließt. Ein dritter wird ebensowenig geschont. Der Wagen hält jetzt vor dem Saal

¹⁾ Die Abtei war das alte Benedictinerkloster Saint-Germain-des-Prés, im siebzehnten Jahrhundert der Hauptstiz der ruhmvollen Thätigkeit der Mauriner, seit 1789 jedoch ein Gefängnis. Abgebildet bei Peigné-Delacourt, Monasticon Gallicanum p. 75.

Der
2. Sep-
tember.

Fahrt
nach der
Abtei.

Die
Mar-
seiller.

Anf-
reizung
des
Volkes.

In der
Abtei.

des Ausschusses. Ein vierter versucht gleichfalls hinauszuspringen, was ihn jedoch nicht hindert, im Saale Schutz zu suchen. Die Mörder denken, es sei niemand mehr in diesem Wagen und stürzen sich mit gleicher Wuth auf den zweiten, auf den dritten und vierten Wagen, reißen die Armen heraus und machen sie im Hofe nieder.¹⁾

Sicard erzählt weiter: „Ich kam rasch aus der Betäubung, in die mich der Mord meiner Brüder versetzt hatte, und sah die Ungeheuer, die ihre Wuth in dem Blute meiner Brüder stillten, nicht mehr in meiner Nähe, benütze den Augenblick, schwinde mich aus dem Wagen in die Arme eines Mitgliedes des Ausschusses: „Meine Herren, retten Sie einen Unglücklichen!“ Die Revolution macht selbstsüchtig. Der Ausschuss stößt mich zurück: „Fort mit Ihnen, wollen Sie, daß wir auch ermordet werden?“ — Ich wäre verloren gewesen, hätte mich nicht einer erkannt: „Das ist ja der Abbé Sicard!“ rief er, wie sind denn Sie hieher gekommen? Gehen Sie nur geschwind da hinein, wir wollen Sie retten, wenn wir können.“ Ich trete in den Saal des Comités, wo ich sicher gewesen wäre, mit dem einzigen meiner Kameraden, der sich gerettet hatte, hätte mich nicht eine Frau erblickt; sie meldete es schnell den Mördern, welche ihre Blutarbeit fortsetzten. Einige Minuten glaubte ich, ich sei vergessen — aber da klopfte man plötzlich scharf an das Thor und verlangt die Gefangenen heraus. Ich halte mich für verloren, ziehe meine Uhr heraus und reiche sie einem Mitgliede des Ausschusses: „Übergeben Sie diese dem ersten Taubstummen, der Sie um Nachricht von mir fragt!“ — Ich war überzeugt, daß sie an ihre Bestimmung kam. Ich kannte Waffieus Liebe zu mir und wußte, daß er nach mir fragen werde. „Die Gefahr ist noch nicht so dringend,“ sagte der Mann, „ich werde es Ihnen schon sagen“, und gab mir die Uhr zurück. Bald donnern die Schläge noch ärger an das Thor; ich übergebe dem Manne nochmals die Uhr: „Wohlan“, sagte er, „jetzt ist Zeit, ich will sie richtig abgeben.“ Er nahm sie an.²⁾

„Das war mein Testament, ich hatte nichts mehr zu hinterlassen; ich kniete nieder und bot Gott das Opfer meines Lebens an, dann umarmte ich meinen letzten Kameraden: „Sterben wir Arm in Arm, das Thor geht gleich auf, die Henker sind da. Wir haben nur noch fünf Minuten zu leben.“ Welche Menschen

¹⁾ Die Namen dieser Opfer, die Sicard nicht nennt, wohl aber Mathon de la Varenne, sind auf dem Verzeichniß, welches dem Ausschusse vorlag, in der National-Bibliothek in Paris erhalten. Die Namen stehen nicht in der Liste der Gefangenen der Abtei (Porou), die Opfer wurden im Vorhofe von den Banden Maillards ermordet.

²⁾ Relation de l'abbé Sicard, p. 102—103, in den Mémoires sur les journées de Septembre 1792, Paris 1823. — Granier de Cassagnac bemerkt zu dieser Stelle Sicards: „Bestand denn dieser Ausschuss der Sectionen, der im Kloster Saint-Germain-des-Prés saß, während man im Hofe vor ihrem Angesichte mordete, aus Cannibalen? — Ach, Gott, nein, es waren friedliche Bürger, ehrliche Kaufleute, gute Familienväter. Das politische Geschwätz, die Eitelkeit etwas zu bedeuten, das Kaufmännische der Federbüsche und Schärpen — all diese Fallstricke, welche der Ehrgeiz dem Hochmuthe stellt, haben diese Männer in die Revolution hineingezogen, und sie unmerklich den abscheulichsten Verbrechen gegenübergestellt, ohne daß sie vorher daran dachten, und ohne daß sie jetzt den Muth haben, vor denselben zurückzutreten. Fast alle hatten Schrecken vor dem, was sie sahen, was sie erduldeten und — was sie thaten. Der Vorsitzende Jourdan wurde ohnmächtig vom Geruch des Blutes, das um ihn vergossen wurde. Er hätte unter Umständen dem Henker am liebsten die Mörder überliefert, mit denen er jetzt um ihren Tagelohn verhandeln mußte; doch die Angst, das Beispiel anderer, der Druck, den die revolutionäre Regierung ausübte, machte diese Pariser Kleinbürger stumm, unterwürfig, zitternd; mit ihrem Gehorsam gegen den König feilschten sie gern, der Revolution aber gehorchten sie unbedingt.“ Histoire des Girondins, II, p. 131—132.

stürzten sich auf uns los! Welche Wuth! Sie führte sie einige Augenblicke irre! Ich war mitten unter den Commissären, wie sie gekleidet, vielleicht weniger aufgeregter und mehr gefaßt. Sie täuschten sich zuerst. Aber ein Gefangener, der ihnen entflohen ist, wird erkannt und dann werde ich es selber. Zwei Pikenmänner schreien: „Das sind die Bestien, die wir suchen.“ — Alsbad packt einer der Gefangenen bei den Haaren und der andere stößt ihm seine Pike in die Brust und wirft ihn todt zu meinen Füßen nieder. Sein Blut rieselt im Saal, das meine sollte auch fließen. Schon ist die Pike erhoben, als ein Mann, dessen Name mir so lieb werden sollte, der Uhrenmacher Monnot, dem seine Kinder von mir gesprochen hatten, in Eile durch die Menge sich Bahn bricht, sich zwischen mich und die Pike stellt, seine Brust aufreißt und dem Ungeheuer, das mich niedermachen wollte, die Worte zurst: „Schau, das ist die Brust, die deine Pike zuerst durchbohren muß, ehe sie an den Abbé Sicard kommt, den Vater der Taubstummen, einen der größten Wohlthäter des Vaterlandes. Nur über meine Leiche kannst du zu ihm kommen!“ Der Ausdruck des Muthes und der Vaterlandsliebe wirkte. Der Mörder senkte seine Pike nieder. Aber es hatte sich nur die Gefahr für einen Augenblick verschoben; denn die Wuth war in allen Gesichtern. Ich mußte die Mörder im Hofe gewinnen, denn sie entschieden über Leben und Tod; ich stieg deshalb auf einen Kreuzstock und bat den rasenden Haufen um einige Minuten Stille: „Meine Freunde! Werdet ihr einen Unschuldigen umbringen, ohne ihn angehört zu haben?“ — „Sie waren ja bei den andern, die wir umgebracht haben, also waren Sie ebenso schuldig wie sie.“ — „Hört mich einen Augenblick an,“ entgegnete ich, „und wenn ihr mich auch dann noch zum Tode verurtheilt, so will ich mich nicht beklagen. Mein Leben ist in eurer Gewalt! Erfahrt denn, wer ich bin, was ich treibe, und dann sollt ihr über mein Schicksal entscheiden. Ich bin der Abbé Sicard.“ — „Den Abbé Sicard, den Vater der Taubstummen, muß man anhören!“ riefen viele. — „Ich unterrichtete diejenigen, welche taubstumm sind von Geburt an, und da es deren mehr gibt bei den Armen als bei den Reichen, so wirkte ich eigentlich mehr für euch als für die Reichen.“ — Da unterbricht mich einer mit dem Ruf: „Den Abbé Sicard muß man retten, der ist zu nützlich, als daß man ihn umbringen dürfte. Sein ganzes Leben ist wohlthunendem Wirken gewidmet. Er hat gar keine Zeit, ein Verschwörer zu sein!“ — „Ja, man muß ihn retten!“ rufen alle.¹⁾

„Die Mörder, die hinter mir standen, faßten mich mit ihren Armen in die Höhe und trugen mich inmitten der Schar der Mörder, die mich alle küßten und mir anboten, mich im Triumph in mein Haus zurückzuführen. Ich nahm das Angebot nicht an. Lieber gieng ich in ein neues Gefängniß. Ich sagte darum zu den Richtern, die bestehende Behörde habe mich gefangen sehen lassen. Man drang in mich, ich widerstand. Man führte mich in den Ausschuss zurück. Dort fand ich den muthigen Monnot und schrieb für ihn eine Anzeige seines edlen Benehmens an die National-Versammlung, die erklärte, Monnot habe sich durch meine Rettung um das Vaterland verdient gemacht.“

Damit aber war Sicard noch keineswegs sicher. Er erzählt: „Der Ausschuss war zusammen; man mordete unter seinen Fenstern alle Gefangenen, die man im großen Gefängniß der Abtei finden konnte, und seine Mitglieder beriethen ruhig über Staatsangelegenheiten, trotz dem Todeschrei der Opfer. Man legte auf den Tisch — Kostbarkeiten, Sacktücher, noch triefend von Blut, die man bei den

¹⁾ Relation de l'abbé Sicard, l. c. p. 106—107.

Unglücklichen gefunden hatte. Ich saß am gleichen Tisch. Man sah mich schandern beim Anblick — auch der Vorsitzende Jourdain schauderte. Da sagte aber ein Ausschußsman zu uns: „Das Blut der Feinde ist für die Augen dessen, der sein Vaterland liebt, der reizendste Anblick.“¹⁾ Jetzt tritt einer der Hentzer mit aufgestülpten Hemdärmeln, einen von Blut noch dampfenden Säbel in der Hand, herein und sagt: „Ich erbitte mir für die braven Waffenbrüder, welche die Aristokraten niederjäheln, die Schuhe derselben; unsere tapferen Brüder sind barfuß und sollen morgen an die Grenze abrücken.“ — „Nichts ist billiger als das,“ antwortete der Ausschußsman. — Dann kommt ein anderer Mörder mit einer andern Bitte: „Unsere tapferen Brüder, die im Hofe arbeiten, sind schon müde, ihre Lippen sind trocken, ich bitte um Wein.“ Der Ausschußsman gibt Vollmacht zu 24 Krügen Wein. — Hierauf wird ein Beamter der Gemeinde angemeldet, der im Auftrag der Commune die verschiedenen Sectionen besucht: „Die Commune läßt euch sagen, wenn ihr Hilfe braucht, so wird sie schicken.“ — „Das ist nicht so nöthig,“ wird entgegnet, „es geht hier alles gut ab.“ — „Ich komme gerade von den Karmelitern,“ erwidert er, „und da ist auch alles gleich gut gegangen.“²⁾ — Es war Manuel, der also redete. Man sieht aus diesen Worten deutlich, welchen Antheil die Commune am Morde nahm.

Die Commune.

Nacht des 2. September.

Mord bis sieben Uhr.

Neue Gefahr.

Retzungsversuch.

Edelmuth.

„Die Nacht war schon ziemlich vorgedrückt und ich bat, mich zurückziehen zu dürfen. Wo sollte man mich aber hinthun? Der Kerkermeister bot mir ein Asyl bei ihm an. Es war eine Eingebung der Vorsehung, daß ich es nicht annahm; denn meine zwei Kameraden, die es annahmen, wurden ermordet. Ich gieng in das Kerkerzimmer, das man Violon nannte. Welche Nacht brachte ich da zu! Unter meinen Fenstern wurde gemordet. Das Wehgeschrei der Opfer, die Säbelschläge auf das Haupt der Unschuldigen, das Geheul der Bürger, der Beifall der Zuschauer — alles hallte in meinem Herzen wieder. Ich erkannte selbst die Stimme meiner Kameraden, die man am Abend vorher aus der Mairie abgeholt hatte; ich hörte die Fragen und die Antworten: „Habt ihr den Eid geleistet?“ Keiner hatte es gethan. Mit einer Lüge konnten sie sich retten. Alle sagten sterbend: „Wir gehorchen euren Gesetzen, ausgenommen denen, welche unsere Religion und unser Gewissen verletzen.“ — Sie wurden sogleich von vielen Stichen durchbohrt unter entsetzlichem Geschrei der Zuschauer, die „Es lebe das Volk!“ riefen und klatschten. Die Cannibalen tanzten sogar um jedes Opfer.

„Um drei Uhr hatten die Mörder nichts mehr niederzumachen und erinnerten sich, daß in dem Violon noch drei Gefangene waren. Sie polterten an unsere Thüre, und wir hielten uns für verloren. Ich klopfte leise an die Thüre des Ausschusses, der mir aber zurief, sie hätten keinen Schlüssel. Wir waren unserer drei. Meine Kameraden glaubten über uns ein Brett zu bemerken, durch das wir uns retten könnten. Es konnte aber nur einer es erreichen, indem er auf die Schultern der beiden andern stieg. Einer von ihnen richtete nun an mich die Worte: „Nur einer von uns kann sich da hinauf retten. Sie sind für die Welt nützlicher als wir; wir wollen für Sie eine Leiter bilden“ — und einer von ihnen stieg auf den andern. „Nein“, sagte ich, „ich will keinen Vortheil, den ihr nicht mit mir theilt. Könnt ihr euch nicht auf demselben Wege retten, so will ich lieber mit euch sterben. Entweder wir retten uns zusammen oder wir sterben gemeinsam.“ — Dieser Kampf des Edelmutheß und der Entschagung dauerte einige

¹⁾ Relation de l'abbé Sicard, p. 110.

²⁾ „Je viens des Carmes et des autres prisons, tout s'y passe également bien.“ Ibid. I, p. 111.

Minuten: sie erinnerten mich an die Taubstummen, die mein Tod zu Waisen mache, übertrieben das bißchen Gute, das ich leisten konnte, und gaben mir nicht Ruhe, bis ich auf die Schultern des ersten, und von da auf die des zweiten stieg und endlich auf das Brett kam.¹⁾

„Doch der Himmel wollte mich nicht retten auf ihre Kosten; ich wäre auch gar zu unglücklich gewesen. Im Augenblicke, wo die Thüre nachzugeben schien, hörten wir neues Geschrei von „Vive la nation!“ und den Gesang der Carmagnole. Man hatte zwei Priester noch in ihren Betten gefunden und sie in den Hof gerissen, welcher von Leichen gestaut war. Alle wollten an diesem Morde Antheil nehmen und vergaßen daher auf uns. Ich sprang vom Brett herunter. D entsetzliche Nacht, die dieses unschuldige Blut fließen ließ. „Seht die Haufen von Leichen derer, die sich den Gesetzen des Vaterlandes nicht beugen wollten. Schwört sogleich — oder wir legen euch auch zu ihnen.“ — „Gebt uns Zeit, uns auf den Tod vorzubereiten, und erlaubt uns, daß einer dem andern beichte. Das ist die einzige Gunst, um die wir euch bitten. Eurem bürgerlichen Gesetze gehorchen wir, wir wären ja schlechte Bürger, wenn wir es nicht thäten; aber der Eid, den ihr wollt, ist nicht bloß ein bürgerlicher Eid, sondern eine Losagung von Grundartikeln unseres Glaubens. Lieber wollen wir sterben.“ — „Gut“, schreien die Mörder einmüthig, „so sollen diese Schurken beichten. Wir können dann unsere Nachbarn damit unterhalten. Die Neugierigen in diesem Stadtviertel haben dann Zeit, aufzustehen und zuzusehen, wie wir Recht üben an diesen Dummköpfen. Indes wollen wir den Hof aussegnen. Fort, holt Kärner, um diese Aristokraten auf den Schindanger fortzuschaffen, sie würden sonst den Hof verpestern!“ — Bald kamen Wagen, man lud die Leichen auf und führte sie aufs Feld hinaus, wo man sie in eine große Grube warf. Im Hofe der Abtei rieselte aber das Blut, wie in einem Schlachthaus, wo mehrere Ochsen auf einmal gemetzet worden.²⁾ Man mußte ihn also waschen. Die Mühe war groß. Um es nicht wieder thun zu müssen, warf man Stroh in den Hof und errichtete ein besonderes Lager für die Kleider der Opfer. Einer klagte, daß die Aristokraten zu schnell sterben, nur die Vordersten hätten das Vergnügen, auf sie einzuhauen, und man beschloß, nur noch mit dem Rücken der Säbel auf sie loszuschlagen und sie durch zwei Reihen von Mördern laufen zu lassen wie die Soldaten, welche Spießruthen laufen müssen, und ringsumher sollten Bänke für Herren und Damen, die zuschauen wollten, aufgestellt werden, und eine Schildwache wurde aufgestellt, daß alles so vor sich gehe. Und alles das gieng in Ordnung vor sich. Unter meinen Augen sah ich, wie die Damen des Stadtviertels am Morde der Armen, wie an einem Schauspiel ihre Augen weideten und, um die Gesichter der Leichen genau betrachten zu können, wurde bei jeder ein Licht aufgestellt.“

Zwei Priester.

Beichte.

Frende an Quafen.

Billaub-Varenes.

Im Nachtrag erzählt Sicard noch die Rede, welche Billaub-Varenes, damals der Schreiber Dantons, in der Nacht an die Mörder der Abtei hielt. „Meine Freunde, meine guten Freunde! Die Commune sendet mich zu euch, um euch vorzustellen, daß ihr diesen schönen Tag entehret. Man hat ihr gesagt, daß ihr diese Schurken von Aristokraten bestehlt, nachdem ihr Recht an ihnen geübt habt. Laßt alle Kostbarkeiten, alles Silber, alle Sachen, die sie bei sich haben, für die großen Kosten der Gerechtigkeit, die ihr übet; man wird euch schon

¹⁾ Relation de l'abbé Sicard, I, p. 113—115.

²⁾ „Mais la cour de l'abbaye se trouvait ruissée de sang tel que le sol encore fumant où l'on vient d'égorger plusieurs boeufs à la fois.“ Hist. parlem., XVIII, p. 90.

ordentlich bezahlen, wie man es verabredet hat. Seid edel, groß und hochherzig, wie das Amt, dessen ihr da waltet! Müge jeder an diesem großen Tag würdig sein des Volkes, dessen Allmacht euch übertragen ist.“¹⁾ — „Gegen zehn Uhr waren die beiden Priester bereit, zu sterben,“ fährt Sicard fort, „und man erschlug sie, und der ganze Tag verging dann mit Zusammensuchen von Priestern, die man sofort ermordete. Immer die gleichen Opfer, das gleiche Geschrei, die gleichen Tänze! Die Nacht war ebenso unruhig; ich brachte sie in derselben Angst zu. ‚Warum,‘ sagte ich, ‚erhebt sich die Stadt Paris, welche doch von diesen schrecklichen Sachen Kunde haben muß, nicht auf einmal, um sie zu hindern?‘ — Die Unglücklichen antworteten mir nicht mehr in zusammenhängenden Worten, ihr Blick war verwirrt, sie hatten den Verstand verloren. Der eine von ihnen gab mir sein Messer, und bat mich als größte Gnade, ihn zu tödten; der andere gieng in eine Seitenkammer, entkleidete sich und machte aus seinem Sacktuch und seinem Hosenträger einen Strick, um sich aufzuhängen; es gelang ihm aber nicht in seiner Verwirrung.“²⁾

Die Nacht des 3. Septem-
ber.
Der 4. Septem-
ber.
Sehte Gefahr.

„Blühlich öffnet man das Thor unseres Gefängnisses und wirft ein neues Opfer hinein, einen Amtsgenossen, der mit mir im Saale der Mairie gewesen, aber am 2. September in der Verwirrung entkommen war. Jeder von uns hatte den Tod des andern beweint; indem ich ihn erblickte, glaubte ich all meine Freunde wieder zu sehen; von ihm erfuhr ich den heroischen Tod des Pfarrers von Saint-Jean-en-Grève, eines ehrwürdigen Greises, welcher den Tod dem Eide vorzog, den man von ihm verlangte, und als einzige Gnade erbat und erhielt, daß man ihn schnell tödte. ‚Meine Kinder, was habe ich gethan, warum glaubt ihr das Vaterland an mir rächen zu müssen! Ich würde den Eid gleich leisten, wäre er nicht gegen mein Gewissen.‘ — Der Wilde der Truppe packt den Greis an den Haaren, wirft ihn auf einen Brunnen und schlägt ihm mit dem Säbel auf den Kopf. — Dienstag Morgen war die Abtei noch ganz voll von Leichen, man gab Befehl, sie fortzuschaffen.“

Die Feinde Sicards hatten von der Commune insbesondere seinen Mord verlangt und diese befohlen, ihn nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu behandeln.“³⁾ Im Hof besprach man, daß er um vier Uhr den Kopf verlieren solle. „Meine Kameraden hörten es und sagten es mir.“ — Sicard schrieb alsbald an ein Mitglied der Versammlung einen Brief, worin er schilderte, was in der Abtei geschah: „Im Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, schneidet man einem Priester den Kopf ab und führt zwei andere herbei, die dasselbe Schicksal haben sollen. — Was haben wir gethan, um auf diese Weise um das Leben zu kommen? Meine Genen sind da, dampfend von Blut, sie fletschen die Zähne und verlangen meinen Kopf.“ — „Mein Freund, an den ich diesen Brief schrieb, gab ihm einem Deputierten, der beliebt war, und dieser las ihn in der National-Versammlung vor, welche alsbald an die Commune den Befehl sandte, mich frei zu lassen. Die Commune that aber nichts. Die Stunden verfloßen und schon war es drei Uhr. Um vier Uhr sollte ich sterben. Ich dachte an andere Freunde in der Versammlung: ich theilte ein Blatt Papier in drei Theile und schreibe drei kurze Briefe; einen an Héroult-de-Séchelles, der damals Präsident war, einen an Lafont-Vadebat, einen muthigen Abgeordneten, einen an die Mutter zweier

¹⁾ Mémoires sur les journées du Septembre, p. 184.

²⁾ Mémoires de l'abbé Sicard, I, p. 117.

³⁾ Ibid. p. 182: „Que la loi soit exécutée dans toute son étendue vis-à-vis du sieur abbé Sicard.“

Mädchen, die ich unterrichtet hatte. Diese drei Briefe waren der letzte Nothschrei eines Sterbenden und sie wirkten. Die National-Versammlung hatte ihre Sitzung schon geschlossen. Ein mittheidiger Diener gieng aber zum Präsidenten, der sich alsbald in den Unterrichts-Ausschuß begab. Lafont-Vadebat hatte keinen Einfluß, er gieng aber zu Chabot und verlangte von ihm die Rettung seines Freundes. Die Dame, an die das dritte Billet gerichtet war, war auch nicht zu Hause; ihre Tochter aber eilte zum Abgeordneten Pastoret, vermochte jedoch vor Entsetzen kein Wort zu sprechen, hielt ihm nur das Schreiben entgegen und stürzte ohnmächtig zusammen. Pastoret eilte in den Unterrichts-Ausschuß, welcher an die Commune den Befehl erließ, schleunigst dem Bedrängten zuhülfe zu kommen, denn er gehöre zu den wichtigsten Männern des Faches.“¹⁾

Die Commune wäre desungeachtet zur Tagesordnung übergegangen, wäre nicht ein junger Mann aus Bordeaux, Quiraut, darin gewesen, welcher bat, daß man ihn mit der Vollziehung des Auftrages betraue. Aber auch das hätte den Sicard nicht vom Tod gerettet, denn es war schon vier Uhr, wäre nicht ein Platzregen gekommen, welcher die Mördergruppe zerstreute. Um sieben Uhr öffneten sich die Thüren seines Gefängnisses, ein Beamter nahm Sicard am Arm und führte ihn mitten durch die Mörder. Alle Kolben, Säbel, Piken senkten sich vor der dreifarbigigen Schärpe. Chabot sprach indessen in dem Hof für den Bedrohten. Monnot nahm ihn in einen Wagen und führte ihn in die National-Versammlung, die ihn mit Beifall empfing; viele Abgeordnete stürzten ihm entgegen und umarmten ihn unter Thränen. Der Dank, den er aussprach, wurde im „Moniteur“ abgedruckt. Chabot aber sprach von dem edlen Volk, das trotz der größten Erregtheit alsbald auf den Wunsch der National-Versammlung gehört und geschworen habe, die Freiheit und Gleichheit zu vertheidigen und, wenn es nöthig sei, für dieselbe zu sterben.

Also wurden die Priester in der Abtei ermordet. „Hier gibt es nichts mehr zu thun,“ sagte einer, „auf! — gehen wir jetzt zu den Karmelitern!“ — Es war die Stimme Maillards, der an der Spitze einer Bande von zwanzig Mördern stand, die er unter den dürftigsten der Wildlinge ausgelesen hatte.“²⁾

Der Mord der Priester im Kloster der Karmeliter am 2. September.

Dieses Kloster, heutzutage ein Bildungskloster für diejenigen Geistlichen, welche Professoren der Theologie werden wollen, war früher ein großes Gebäude mit einer Kirche, großem Garten und weiten Feldern daneben — damals ein Sammelplatz für die Priester, die über die Grenze geschafft oder vielmehr nach den Absichten der Commune ermordet werden sollten. Durch Geist, durch Wissen, durch Tugend, durch Stellung hervorragende Männer waren hier vereinigt, darunter auch mehrere, die gegen die Civilconstitution des Clerus geschrieben hatten.

¹⁾ Relation de l'abbé Sicard, I, p. 116—126.

²⁾ Auch die Namen der Mörder dieser Bande sind jetzt bekannt — durch den juridisch genauen Mathon de la Varenne, Hist. partic. des événements etc., p. 463 und 479. Ergänzungen gibt Granier de Cassagnac, l. c. II, p. 145.

Notb-
schrei.

Chabot.

Rettung.

Aux-
mos.

Hervor-
ragende
Geist-
liche.

Auch Hébert war hier, der Beichtvater Ludwigs XVI., der bei ihm in der Nacht vom 9. auf den 10. August Stärkung suchte. Dann ein gelehrter Jesuit, Gagnères, gleich bewandert in der Geschichte, Mathematik und Physik, von so umfassendem Wissen, daß man von ihm sagte, er habe alles gelesen und nichts vergessen, zugleich ein Mann von durchdringendem Fernblick, der zu einem Vertcauten schon beim Beginn der Revolution vom Dauphin sagte: „Schau dieses arme Kind an, man wird es umbringen!“ und vom König: „Schau den Mann an, er wird seine Krone verlieren.“ Dann waren da Millon, Friteyre-Durvey und Legué, die besten Prediger ihrer Zeit; den ersteren verglich man sogar mit Bourdaloue; dann Lefranc, der Obere der Eudisten, das heißt der Mitglieder der Congregation, welche der Jesuit Eudes 1643 zu Caën für Abhaltung von Missionen und Heranbildung tüchtiger Geistlicher gestiftet hatte. Ferner waren da drei Brüder Thورانne, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnet, zwei Bischöfe, die Brüder la Rochefoucauld, und Dulau, Erzbischof von Arles. Die Blüte des Clerus von Frankreich war hier vereinigt. Wir hörten oben, wie Manuel ihnen Hoffnungen vorgaukelte, während sie selber entschlossen waren, für ihren Glauben das Opfer ihres Lebens zu bringen.

Eudisten.

Ihre Ahnung war nur zu richtig. Aus dem zärtlichen Abschied und den Thränen von Freunden, die sie noch am 2. September früh besuchten, konnten sie entnehmen, wie ernst ihre Lage sei; nicht minder aus der hastigen Thätigkeit ihrer Richter und aus den Rufen, die von der Straße her tönten. Um zwei Uhr vernahmen sie die Lärmkanonen und kam ein Ausschusssmann ihres Stadtviertels, der Demagog Joachim Ceyrat, der sie alle bei Namen aufrief und in den Garten gehen hieß, durch eine enge Stiege hinab. Da fanden sie Pikemänner mit rothen Mützen, und von den Fenstern des Klosters her wurden ihnen die schändlichsten Beschimpfungen und Todesdrohungen zugerufen. Sie zogen sich darum in die Mitte des Gartens zurück in ein Gehölz von Hagebuchen, mehrere aber in ein kleineres Oratorium in einer Ecke des Gartens, knieten hier nieder, beteten und gaben einander die Absolution.

Ceyrat.

Die
rothen
Brüder
Dantons.

Plötzlich gieng unter großem Lärm das Gartenthor auf und drangen acht junge Leute herein, welche sich die rothen Brüder Dantons¹⁾ nannten; rothe Mütze, Cravatte, rothes Brusttuch und rothes Band um den Leib trugen, eifrige Besucher des Clubs der Cordeliers, gebildete Männer, aber Fanatiker im Haß gegen das Christenthum. Jeder hielt in der Linken eine Pistole, schwang in der Rechten einen Säbel.

Dulau.

Ein Priester, Girault, der eifrig das Brevier las, wurde das erste Opfer. Er fiel durch einen Säbelhieb. Der Abbé Salins ward durch einen Schuss getödtet, viele andere verwundet. Einige Mörder stürzten dann links gegen das Oratorium, unter dem Rufe: „Wo ist der Erzbischof von Arles?“ Dem Abbé de Pannonie, der ihnen zuerst begegnete, riefen sie zu: „Bist du der Erzbischof?“ — er senkt schweigend den Blick und wünscht für den Erzbischof zu sterben. Hébert tritt vor und ruft, man solle alle nur nach Recht und Urtheil behandeln. Ein Pistolenschuss in die Schulter ist die Antwort, die man ihm gibt. Wieder ertönt das Geschrei: „Wo ist der Erzbischof von Arles?“ — „Laßt mich vortreten,“ sagt dieser zu den Priestern, die ihn schützen wollen, „möge mein Blut sie besänftigen“ — und tritt, die Arme über die Brust gekreuzt, ernst und fest vor die Mörder: „Ich bins, den ihr sucht!“ — „Du bist also der Schurke“,

schreien die Wüthenden, „welcher das Blut so vieler Patrioten in Arles vergoß.“ — „Ich habe nie jemanden ein Leid gethan.“ — „So will ich dir eins anthun“, sagt ein Schurke und haut mit dem Säbel auf die Stirne des Erzbischofes los. Ein zweiter, ein dritter, ein vierter Hieb werfen ihn nieder; ein anderer stößt mit solcher Kraft dem Greise die Pike in die Brust, daß diese abbricht, tritt dann auf den Gefallenen, reißt ihm die goldene Kette weg und prahlt, als ob er einem Goliath an Stärke ein Siegeszeichen entrißen hätte. Dann tödteten sie durch eine Salbe mehrere aus der Umgebung des Erzbischofes.

Der Trieb der Selbsterhaltung ist mächtig, einige Priester kletterten rasch auf einen Baum oder suchten über die Gartenmauer zu entkommen. Man jagt ihnen nach, wie wilden Thieren. Einige können sich retten. Doch diese Jagd vernichtet nicht so schnell, als die Mörder hofften. Da tritt ein Commissär Violet auf. Wahrscheinlich war in diesem Augenblick die Bande Maillards angekommen und es sollte nach Ausspruch eines Gerichtes gemordet werden. „Halt, halt“, ruft Violet, „so geht man nicht vor; die Rache des Volkes ist gerecht; aber Unschuldigen darf man nichts anthun.“

Violet.

Nun wurden die Flüchtigen wie bei einem Treibjagen von den Wächtern gegen die Kirche zusammengetrieben. „Wir eilten ins Heiligthum“, erzählt Berthelet,¹⁾ einer der wenigen, die dem Mordstahl entgingen, „und vor dem Altar, wo wir uns gegenseitig die Bussprechung ertheilten, sagten wir die Gebete der Sterbenden her und empfahlen uns der unendlichen Güte Gottes. — Gleich darauf kamen die Mörder in das Schiff der Kirche, das vom Chor durch ein eisernes Gitter getrennt war. Hundertmal suchten sie es einzureißen, um zu uns zu kommen, unser Blut zu vergießen. Der Commandant des Postens stellte ihnen vor, daß wir noch nicht gerichtet seien, und daß wir deshalb unter dem Schutz des Gesetzes ständen. Sie gaben zur Antwort, wir seien alle Schurken und müßten alle sterben. Einen Augenblick trat Stille ein, als der Bischof von Beauvais, der einen Schuß in den Fuß bekommen hatte, von den Mördern selber in die Kirche getragen und auf eine Matratze gelegt wurde. Eben trat der Bischof von Saintes in den Chor, mit der Frage: „Was ist aus meinem Bruder geworden? Trennet mich um Gottes Willen nicht von ihm.“ — Man zeigt ihm den Verwundeten, er eilte dahin, umarmt ihn, will ihn pflegen, darf aber nur kurz bei ihm verweilen.“

Indes hatte der Commissär an einem Tisch eine Art Gericht nieder-
gesetzt — bei einem Gang, der links vom Hauptaltar in den Garten führte. Draußen standen die Mörder. Zwei und zwei wurden die Priester vorgerufen vor das Gericht, das einfach nach ihrem Namen fragte und ob sie den Eid leisten wollten. Keiner leistete ihn. Dann wurden die zwei immer hinausgeführt, wo die Mörder standen und sie mit Pikem, Säbeln und Dolchen nieder-
machten; sobald einer ermordet war, ertönte der Ruf: „Es lebe das Volk!“

Gericht.

Keiner dieser Priester mochte durch den Eid sein Leben retten. Greise, wie Jünglinge, sie waren alle gleich standhaft, gleich entschlossen, für ihre Überzeugung das Opfer ihres Lebens zu bringen. Mit begeistertem, zum Himmel gerichtetem Blick giengen die einen dem Tod entgegen, die andern ihr Brevier lesend, andere mild noch ihre Mörder betrachtend, als wollten sie sagen: „Verzeihe ihnen, Herr! sie wissen nicht, was sie thun.“ Der Bischof von Saintes wird gerufen. Er er-

¹⁾ Les frères rouges de Danton. Barruel, Hist. du Clergé, II, p. 90.

¹⁾ Récit dans les Martyrs de la foi

Baroche-
foucault

faßt zum letztenmal den Altar und schreitet dann mit der Ruhe und Majestät, als gehe er segenspendend durch die Reihen der knienden Gemeinde, den Mördern entgegen. Man will seinen Bruder holen, den Bischof von Beauvais; er liegt verwundet auf der Matratze in einer der Kapellen des Schiffes. Gendarmen stehen vor ihm, sie hätten ihn leicht schützen können, aber sie schauen, Gewehr im Arm, ruhig den Greuelthaten zu. „Ich weigere mich so wenig als die andern zu sterben, aber mein Fuß ist zerschmettert, helft mir gehen, tragt mich dahin, wohin ich kommen soll.“ Draußen wird er gemordet und auf die Leiche seines Bruders geworfen, die er sterbend umarmt. Er war eines der letzten Opfer.

Freude
am Mär-
tyrium.

„Diese Priester“, sagte der Richter nachher voll Staunen, „gingen so heiter und freudig zum Tode, als giengen es zur Hochzeit.“

Um vier Uhr hatte der Mord begonnen, um sechs Uhr war alles vorüber. Nur wenige hatten sich gerettet. 185 Leichen wurden hinausgeschafft. Weiber und Kinder saßen, die Carmagnole singend, auf den Wagen. Der Todtengräber von Saint-Sulpice hatte in Montrouge schon ein großes Grab für die Opfer bereitet.¹⁾ Das Urtheil über die Armen war also zum voraus von der Commune bestimmt. Als einige Bürger der Section in Ceyrat drangen, den Mord zu hindern, sagte dieser: „Wir haben an andere Sachen zu denken, übrigens sind alle schuldig.“ — Nun sammelten diese etwa hundert Mann Bürgerwehr: als sie aber kamen, waren die Priester schon ermordet. In zwei Stunden war alles vorüber. Heute noch sind auf dem Marmor die Blutspuren im Tempel sichtbar, glänzen aber auch in goldenen Buchstaben an den Wänden die Namen der edlen Opfer. Es sind zwei ruhmvolle Stunden für die Kirche Frankreichs. Die Mörder aber waren an diesem edlen Blute noch nicht gesättigt. Maillard rief der Bande zu: „Hier ist nun nichts mehr zu thun. Gehen wir in die Abtei zurück, dort gibt's noch anderes Wild!“²⁾ —

Die
Kirche.

Wieder in der Abtei.

Die Mörder kehrten sofort um sieben Uhr abends den 3. September zum ersten Schauplatz ihrer Unthaten, zur Abtei zurück, bedeckt mit Staub und Blut, während einige andere noch eine Nachlese mit dreißig Priestern in einem nahen Gefängnisse hielten. Von neuem sollte jetzt das Morden beginnen und bis 4. September gegen Mittag fort dauern, aber mehr mit Methode, nach einem scheinbaren Volksgerichte.

Das Morden in der Abtei fand aber an zwei verschiedenen Orten statt, die voneinander weit entfernt sind: das eine beim Thore der Abtei, welches in die Straße Saint-Marguerite, die heutige Straße Erfurt, führte, das andere in dem Hofe der Abtei. Schriftsteller, welche dieses nicht beachteten, haben sich arge Mißgriffe in der Darstellung zuschulden kommen lassen.³⁾ Jourdan und

¹⁾ Peltier, Dernier tableau de Paris, II, p. 267.

²⁾ „Allons à l'Abbaye! il y'a de gibier là.“

³⁾ Vergl. Granier de Cassagnac, l. c. II, p. 150—151.

Sicard schildern das erste, Journiac de Saint-Méard und die Marquise Fausse-Lendry sahen das zweite.

Um sieben Uhr kam die Bande Maillards, müde vom Morden bei den Karmelitern und fast athemlos in die Abtei und verlangte Wein. Der Ausschuss der Section gab ihnen eine Anweisung auf vierundzwanzig Pinten an einen Weinhändler in der Nachbarschaft, und nachdem sich die Mörder gestärkt, nahmen sie in der Straße Marguerite vor dem Thore der Abtei Aufstellung, wo schon seit drei Uhr noch eine andere Bande Stellung genommen und einige Opfer erschlagen hatte, welche ihnen der Kerkermeister von Zeit zu Zeit preisgab, um die anderen Gefangenen zu retten. Endlich kam Maillard mit seiner Bande, und gleich darauf traf der von Panis und Sergent als Administratoren der Commune „im Namen des Volkes“ unterzeichnete Befehl ein, die Gefangenen in der Abtei zu richten.

Méhée hebt hier zu erzählen an:¹⁾ „Zwölf Schurken unter dem Vorfige von Maillard, mit welchem sie wahrscheinlich zum voraus den Plan verabredet hatten, finden sich, wie zufällig unter dem Volke ein. Sie kennen einander sehr gut und vereinigen sich im Namen des souveränen Volkes, sei es aus eigener Keckheit, sei es auf geheimen Befehl einer hohen Behörde; sie bemächtigen sich der Gefängnisregister, durchblättern, durchgehen sie. Die Schlüsselbunde klirren, die Frau des Gefängniswärters und er selber verschwinden, das Gefängnis ist von wüthenden Menschen umgeben. Die Zahl der Schreier mehrt sich, das Thor wird erbrochen. Da erscheint einer der Commissäre der Commune am äußeren Gitter und verlangt, daß man ihn anhöre; es ist Chaney, der Secretär des Volkziehungsausschusses;²⁾ mit seinen Winken und Zeichen bewirkt er einen Augenblick Stille; die Thore öffnen sich. Er dringt vor mit dem Register in der Hand, steigt auf einen Stuhl und spricht: „Kameraden, ihr seid gute Patrioten. Euer Groll ist gerecht, eure Klagen sind gegründet. Offener Krieg mit den Feinden des Gemeinwohlens, ohne Waffenstillstand, ohne Schonung! Es ist ein Kampf auf Leben und Tod! Ich bin derselben Ansicht wie ihr: sie müssen sterben. Aber wenn ihr gute Bürger seid, so müßt ihr die Gerechtigkeit lieben. Es ist keiner unter euch, der nicht beim Gedanken schaudert, seine Hände in unschuldiges Blut zu tauchen!“ — „Ja, ja“, schreit man von allen Seiten. — „Favohl; ich ver-lange es von euch, wenn ihr, ohne etwas zu hören, zu prüfen, euch wie wüthende Tiger auf Menschen stürzen wollt, die eure Brüder sind. Setzt euch nicht einem allzu späten und hoffnungslosen Bedauern aus, einen Unschuldigen statt eines Schuldigen getödtet zu haben.“ — Da wird der Redner von einem unterbrochen, der mit funkenden Augen, bewaffnet mit einem noch blutenden Säbel, sich durch die Menge drängt und ausruft: „Wollen Sie uns einschläfern? Würden die Preußen und Oesterreicher, wenn sie in Paris wären, lange nach den Schuldigen suchen? Würden sie nicht rechts und links einhauen, wie die Schweizer am 10. August? Wohlan denn, ich, der ich kein Redner bin und niemand einschläfere, ich sage euch: Ich bin Familienvater, habe eine Frau und fünf Kinder, die ich hier unter dem Schutze meiner Section lassen will, um in den Krieg zu ziehen. Aber ich will nicht, daß indessen die Schurken, die hier im Gefängnisse sind, und denen andere Schurken die Thore öffnen werden, alsdann meine Frau und meine Kinder erwürgen. Dies Gefängnis muß, sei es durch mich, sei es durch andere, von diesen

Gericht.

Chaney.

Ein-
sprache.

¹⁾ Méhée ou Félémesesi, La vérité tout entière sur les vrais auteurs de la journée du 2 Septembre. — Buchez et Roux, l. c. XVIII, p. 156—180.

²⁾ Granier de Cassagnac, l. c. II, p. 161.

Schurken geäubert werden." Dem Manne war schrecklich ernst; so wirkte die Lüge, welche die Instifter der Morde verbreiteten, die Gefangenen wollten über die Weiber und Kinder der abmarschierenden Freiwilligen herfallen.

Man beschließt demnach auf der Stelle ein Volksgericht niederzusetzen. Maillard hatte die Sache schon mit seinen Vertrauten verabredet: „Bürger Maillard soll Präsident werden, das ist ein wackerer Mann.“ — Dieser dringt vor und erklärt, er wolle gern im Namen des Volkes als guter Bürger seine Dienste leisten, und wählt zwölf Männer seiner Bande wieder im Namen des souveränen Volkes zu seinen Gehilfen im Richteramt. Um alle aufregenden Scenen zu verhindern und den Unglücklichen jeden Gedanken an Widerstand zu entziehen, kommt man überein, statt ein Todesurtheil auszusprechen, zu sagen: „Bringt den Gefangenen nach La Force“;¹⁾ in dem Gefängnisse La Force aber war die Formel: „Bringt den Gefangenen nach der Abtei.“

Ehe noch das eigentliche Gericht beginnt, wird gemeldet, es seien Schweizer da, man solle nicht viel Zeit verlieren mit ihrem Verhöre, sie seien ja ohnehin schuldig, kein einziger dürfe entinnen. Es waren nämlich jene Schweizer, welche die Legislative durch Beschluß vom 10. und 11. August unter den Schutz der Nation genommen hatte; darum kümmerte man sich aber jetzt wenig. Maillard befiehlt, die Schweizer vorzuführen — es sind ihrer zweiundvierzig. — Maillard sagt ihnen, sie müßten nach La Force gehen. Sie verstehen aber nur zu gut, was das heißt, und rufen: „Gnade, Gnade!“ — Diese tapferen Männer, die dem Tode in offener Schlacht so muthig entgegen sahen, haben ein Grauen davor, von Mördern wie Vieh erschlagen zu werden, einen ehrlosen Tod unter unsicheren Streichen zu erleiden. „Es handelt sich jetzt nur darum,“ sagt Maillard phlegmatisch, „euch nach La Force zu bringen, nachher kann man euch vielleicht begnadigen.“ — Wie Schafe in der Nähe von Wölfen drängen sich die Schweizer zusammen und zögern. „Wohlan, entscheidet euch, wer will der erste sein?“ — Da tritt ein schöner, junger Officier vor: „Brüder, wenn es denn sein muß, will ich euch voranschreiten. — Wo muß man hinausgehen?“ — kreuzt seine Arme, blickt stolz um sich und stürzt durch das offene Thor in die Pike, Säbel und Äxte, die ihn zerfleischen. Nach ihm werden seine Genossen, einer nach dem anderen, den Mördern in die Arme gestoßen, und nach jedem Morde ertönt der Ruf: „Es lebe die Nation!“ Einer fehlt aber an der Zahl zweiundvierzig dieser Schweizer, man sucht nach ihm. Es ist der hochgewachsene Major Reding, eine martialische Gestalt. Er war am 10. August verwundet und in die Abtei gebracht worden und lag unter der sorglosen Pflege einer Frau, die sich ihm zuliebe als Krankenwärter verkleidet hatte, in einer dunklen Ecke der Kapelle der Abtei. Schon wünschten ihm seine Mitgefangenen Glück dazu, daß er vergessen sei. Da traten auf einmal zwei Mörder mit dem Gefangenwärter ein und wurde sein Name gerufen. Weil jede Bewegung ihn schmerzte, so bat er, ihm in seinem Bette den Todesstreich zu geben. Die Mörder antworteten mit bitterem Spotte; einer nahm ihn in seine Arme und warf ihn über seine Schulter. Die Beine des vor Schmerz Aufschreienden hingen vorne herunter, der Kopf hinten. Sei es Mitleid, sei es

Wildheit, einer der Mörder sägte ihm mit seinem Säbel den Kopf ab, und warf den Oberst zu seinen Soldaten.¹⁾

Dann kam die Reihe an fünfundzwanzig Leibwächter des Königs, welche in einem Saale, anstoßend an den der Schweizer, eingesperrt waren. Diese wurden, wie die Schweizer, ohne Gericht kurzweg zum Tode verurtheilt, weder nach dem Namen gefragt, noch verhört.

Dann machte sich Maillard an das Gericht. Er hatte die Gefängnisliste vor sich, in welcher mit Kreuzen jene bezeichnet waren, die fallen mußten; die andern konnte er erwürgen lassen oder freisprechen. Sollte man an die Unparteilichkeit des Gerichtes glauben, so mußte man auch einige freilassen, so mußten auch Leute sterben, die anerkannte Verbrecher waren. Zuerst kam die Reihe an vier Fälscher von Assignaten. Nach kurzer Verhandlung hieß es: „Bringt die Gefangenen nach La Force!“ und sie wurden erschlagen. Ein wenig wurde hierauf gerasst, denn die Mörder waren müde.

Unter den Gefangenen, an die es jetzt kam, war der Minister Armand Marc Montmorin de Saint-Hérin. Er ward nach dem 10. August in die Abtei gebracht, und erschien jetzt stolz vor dem Gerichte, das in ihm den Vertrauten und Freund Ludwigs XVI. faßte. Er bestritt die Competenz und forderte vor einen gesetzlichen Richter gestellt zu werden. „Präsident, da es Ihnen gefällt, sich so zu nennen! ich hoffe, Sie werden mich bald in einem Wagen fortbringen, um mich den Beschimpfungen dieser Mörder zu entziehen.“ — „Da der Herr euch nicht anerkennt, so bin ich dafür, daß man ihn nach La Force bringt.“ — „Gut, so beschaffen Sie mir einen Wagen!“ — „Sie sollen gleich einen haben.“ — Montmorin verlangt noch seine Uhr, sein Taschenbuch und seine übrigen Sachen. Man antwortet, man werde sie ihm nach La Force schicken; einer kommt herbei und meldet, der Wagen sei da. Montmorin eilt gegen die Thüre des Hofes, sie öffnet sich, und er fällt unter den Pike und Äxten. Maillard schreibt in das Register „mort“. In seiner Tasche hatte Montmorin die Quittung Dantons über 100.000 Francs, die dieser für Schutz Ludwigs aus seiner Hand vom König erhalten hatte, und ward wohl darum ermordet. Man flehte Danton vergebens um seine Freilassung an. Der Zeuge seiner Schmach sollte verschwinden, die Todten sind stumm.

Nach Montmorin kam Thierry de Ville d'Avray, der Kammerdiener Ludwigs XVI., an die Reihe. „Wie der Herr, so der Diener,²⁾ man bringe den Herrn nach La Force.“ Das Thor öffnet sich, Thierry stürzt über die Leiche Montmorins unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ Überhäuft mit Hieben, eine Pike im Leibe, ruft Thierry noch immer: „Es lebe der König!“ bis ihm ein Mörder mit einer brennenden Fackel den Mund schließt.

In diesem Augenblicke kamen drei Abgeordnete der Legislative, um die Mörder zu beschwichtigen, der alte Dussault, Bazire und Chabot. Ihre Rede hatte wenig Wirkung. „Wir stehen auf unserem Posten,“ entgegnete ihnen ein Mörder, „fehrt nur auf den eurigen zurück. Wenn jene, welchen wir früher das Amt, das Recht zu üben, übertragen haben, ihrer Pflicht genügt hätten, müßten wir jetzt nicht in ihr Handwerk eingreifen. Wir sind jetzt in der Arbeit;

¹⁾ Journiac de Saint-Méard, Mon agonie de trente huit heures, p. 25—26; er bemerkt dabei: „Meine Augen sind so voll Thränen, daß ich das nicht sehe, was ich jetzt schreibe.“ Vergl. Peltier, Histoire de la révol. du 10 Août 1792, II, p. 329.

²⁾ „Tel maître, tel valet; — à la Force.“

¹⁾ La vérité tout entière sur les vrais acteurs de la journée du 2 Sept., par Félémelesi, p. 31—34. — Hist. parlem. XVIII, p. 153—187.

je mehr Schuldige wir umbringen, umsomehr gewinnen wir.“ — Als der eitle Dussault sagte, er sei Abgeordneter und Übersetzer des „Juvenal“, fragte ein Mörder, ob Juvenal auch ein Aristokrat sei. — Die drei Abgesandten berichteten, sie hätten nicht recht sehen können, was vor sich gieng, sie hätten aber ihren ganzen Eifer entfaltet, um das zürnende Volk zu beruhigen. Die National-Versammlung gieng zur Tagesordnung über, sie hatte kein Ohr für den Wehgeschrei der Opfer.

Maillard amtete weiter: zwei Friedensrichter wurden nach La Force gesandt, das heißt ermordet, welche in der Untersuchung gegen die Urheber des 20. Juni sehr eifrig gewesen waren; dann ein Oberst Graf Saint-Marc, welcher auf den Anien eine Viertelstunde, von einer Pike durchbohrt, im Hofe herumtrüfete und schließlich um das Ende bat, bis ein Mörder unter entsetzlichen Verwünschungen ihm das Haupt abschlug; dann ein Graf Wittgenstein, Befehlshaber der Armee des Südens; ein Procurator Serve, der sich über eine nächtliche Hausdurchsuchung beschwert, also „die Nation beleidigt“ hatte. — Der Tisch, an dem Maillard saß, ward nach und nach überdeckt mit Ringen, Uhren, Börsen, Medaillons, goldenen Hemdknöpfen, Assignaten, die man bei den Todten gefunden oder ihnen vor der Ermordung entrispen hatte. Solche, die schöne Kleider trugen, wurden nahezu halbnackt vor Gericht geführt, damit durch die Säbel und Äxte die Kleider nicht durchlöchert, also wertlos würden. — Das Verzeichnis der Opfer, und was Maillard zu jedem hinzuschrieb, ist noch vorhanden und riecht noch übel und trägt Flecken von Blut und Wein. Nach siebenstündiger Blutarbeit kühlten sich Richter und Mörder müde, tranken sich voll und schliefen ein.

Bei dem anderen Gerichte in der Abtei war Pause von sieben bis neun Uhr abends. Der Präses Jourdan hatte sich indes nach Hause begeben; als er zurückkehrte, hörte er einen Heidenlärm im Hofe und konnte nur über Leichen zu seinem Sitze zurückkehren: er stieß auf unbekannte Mörder und traf seine Mitrichter starr vor Entsetzen. Während seiner Abwesenheit hatten die Mörder Priester aus einem Nebengefängnisse¹⁾ geholt und ohne sie lange vor Gericht zu stellen, erschlagen. Die Thatsache ist gewiß, die Namen der Opfer können nicht mehr festgestellt werden, wohl aber die Zahl²⁾ achtzig. Die Darsteller der Gefängnis-morde haben durchgängig diese Thatsache übersehen, die vom Präsidenten Limé Jourdan in einer amtlichen Eingabe bezeugt ist.

Nun fieng das gesetzliche Morden wieder an. Der Dampf des Blutes betäubte. Um Mitternacht fiel Limé Jourdan auf seinem Gerichtsstuhle in Ohnmacht. „Ich suchte vergebens ein Riechfläschchen oder Wasser, ich eilte in mein nahes Haus, um mich etwas zu erholen.“³⁾ Sofort rasteten Richter und Mörder und wurde versucht, das Blut wegzuwaschen — es war schwer. Einer schlug vor, Stroh zu holen und den Hof damit zu bedecken. Die Rechnungen für fünfzig Bund sind noch vorhanden. Damen setzten sich darauf, was für Damen! Lichter wurden neben die Köpfe der Opfer gestellt. Es war Beleuchtung ob der Freude wegen der Vernichtung.

In der Frühe des 3. September wurden in der Abtei die Gefängnisse durchsucht und einzelne Opfer geschlachtet. Um zehn Uhr aber begannen wieder die gerichtlichen Aburtheilungen und stellten sich die Mörder wieder in zwei

1) Prisons supplémentaires genannt, Hist. parlem., XVIII, p. 215—216.

2) Vergl. Granier de Cassagnac, Hist. des Girondins, II, p. 181—189.

3) Déclaration du citoyen Jourdan, Hist. parlem., XVIII, p. 219.

Reihen auf, durch welche die Verurtheilten hindurch gehen mußten, um langsam und unter Qualen den Tod zu erleiden. Einige Fälle haben einen großen Namen erlangt.

Hier kam Sombrenil an die Reihe, der Gouverneur der Invaliden. Den Vater zu pflegen, hatte seine tugendreiche Tochter Wohnung im Gefängnisse genommen. Mit ihm erscheint sie jetzt vor Gericht. Bald heißt es: „Nach La Force“ und das Thor öffnet sich. Wie sie die Bajonnette, Säbel und Äxte blitzen sieht, wirft sie sich an den Hals des Vaters, deckt ihn mit ihrem Leibe und fleht um Gnade. Ihre Schönheit, die Glut ihrer Worte rühren die Herzen der Mörder. Ein Ruf nach Gnade erhebt sich unter der Menge. Die Säbel senken sich. Man bewilligt der Tochter das Leben des Vaters, aber um einen schrecklichen Preis. Man füllt ein Glas mit Blut und reicht es ihr: „Trink Aristokratenblut!“ Sie setzt das Glas an die Lippen und trinkt aus Liebe zum Vater. Die Mörder jubeln — sie tragen Sombrenil und seine Tochter auf den Armen nach Haus und schwören, sie zu schützen.

In den Septembertagen geschah des Entsetzlichen so vieles, daß mehrere zeitgenössische Darsteller der Grenel dieses Bluttrinkens nicht gedenken: man hat es darum als unhistorisch verwerfen oder so erklären wollen, wie Louis Blanc:¹⁾ ihr habe, da sie der Ohnmacht nahe war, ein Mörder ein Glas Wasser gereicht, an dem außen Blut klebte. Das ist aber nur Abschwächung der historischen Wahrheit, für welche ein Schreiben ihres Sohnes Willelume²⁾ das kräftigste Zeugnis gibt: „Meine Mutter sprach nicht gerne von dieser traurigen Schreckenszeit; nie wagte ich sie darum zu fragen, nur zuweilen im vertraulichsten Gespräche entfiel ihr ein Wort über diese Epoche schmerzlichen Angedenkens. Da hörte ich sie sagen, daß Herr von Saint-Marc vor ihrem Vater vor Gericht kam, und durch einen Hieb auf den Kopf geködert wurde, daß sie dann ihren Vater mit ihrem Leibe deckte, lange Zeit um ihn rang und dabei drei Wunden bekam. Ihr langes Haar löste sich in diesem Ringen auf, sie unwickelte damit den Arm ihres Vaters, wurde hin- und hergerissen und verwundet und erweichte zuletzt die Mörder. Einer von ihnen nahm ein Glas, füllte es mit dem Blute, das von dem Haupte des Saint-Marc floss, schüttete Pulver und Wein dazu, und reichete es ihr mit den Worten, wenn sie das trinke, so soll ihr Vater gerettet sein. Sie trank ohne Zögern das Glas aus, und wurde dann im Triumph von den Mördern weg-

1) Louis Blanc, Révolution française, VII, p. 163.

2) Sie wanderte nach dem Tode ihres Vaters aus, und wurde die Gattin des Emigranten Willelume. — Granier de Cassagnac, Hist. des Girondins, II, p. 225 bis 226. — Legouvé feierte sie 1801 in seiner Schrift „Mérite des femmes“, dann widmete ihr Victor Hugo die Verse:

S'élançant au travers des armes:
„Mes ami, respectez ses jours!“ —
„Crois-tu, nous fléchir par tes larmes?“ —
„Oh! je vous bénirai toujours,
C'est sa fille qui vous implore,
Rendez-le moi, qu'il vive encore!“ —
„Vois-tu, le fer déjà levé;
Crains d'irriter notre colère,
Et si tu veux sauver ton père,
Bois ce sang . . .“ — „Mon père est sauvé! . . .“

Thiers nahm mit Recht das Bluttrinken als volle Wahrheit in seine „Geschichte der Revolution“ auf.

Sombrenil
und seine
Tochter.

getragen. Von da an konnte meine Mutter nie mehr langes Haar tragen, ohne daß sie große Schmerzen empfand, sie ließ sich daher das Haar ganz abschneiden; auch konnte sie nie rothen Wein an ihre Lippen bringen, ja schon der Anblick des Weins war ihr lange Zeit äußerst schmerzlich.“

Cazotte. Unter den Gefangenen, die dann an die Reihe kamen, war Cazotte.¹⁾ Er sehnte sich nach dem Tode. Auch er hatte eine schöne Tochter bei sich, Elisabeth, die ihn pflegte, und ihre Bitten waren so berechtigt, daß sie den Mördern Thränen entlockten. Maillard sprach ihn frei. Als bald nahmen zwei Mörder ihn auf die Achsel und zwei seine Tochter und trugen sie unter dem Rufe: „Es lebe die Nation!“ in ihre Wohnung. Dort weigerten sie sich sogar ein kleines Geschenk anzunehmen, denn sie ständen im Dienste der Nation. Edelmuth und Nachgiebigkeit und Hochherzigkeit und Blutdurst — solche Gegenstände liegen im Abgrunde des Herzens.

Doch die Freude der Tochter über die Rettung des Vaters war nur von kurzer Dauer. Bei Laportes Secretär waren Briefe von ihm gefunden worden, die seinen Haß gegen die Revolution, seine Liebe zum König bewiesen.²⁾ Und wegen dieser wurde Cazotte vor das Tribunal vom 17. August geladen. Vergebens berief er sich darauf, daß er vom Volksgerichte in der Abtei schon freigesprochen ward, daß man also nicht im Namen desselben souveränen Volkes ihn noch einmal wegen Briefen belangen könne, die lange vorher geschrieben seien. Das Gericht wies diesen Protest an den Justizminister und Danton schwieg, und das Gericht verhandelte darum weiter am 24. September. Cazotte leugnete seine Briefe nicht ab und deutete auch die härtesten Stellen gegen die Jakobiner, die er darin ein gehässiges Ungeziefer nannte, und gegen Pétion, dem der König Daumenschrauben anlegen sollte, nicht anders. In einem anderen Briefe trat der Hellscheher an den Tag: „Ich habe Euch schon gesagt, daß wir unserer acht sind in ganz Frankreich — keiner kennt den anderen, — die ohne Unterlaß, wie Moses, die Augen, die Stimme, die Arme zum Himmel erheben.“ — Er berief sich zur Rechtfertigung auf die Stelle der Bibel: „Die Jünglinge werden Träume haben und die Greise Gesichte.“ Er ward verurtheilt, weil er fanatisch auf die Gegenrevolution gehofft. Vergebens berief sich sein Bertheidiger Julienne auf die Scene in der Abtei, wo die Mörder durch die weißen Haare des Vaters und die Thränen der Tochter entwaffnet worden seien. Die Zuhörer vergossen Thränen, ein Strahl von Hoffnung blitzte in den Augen der Tochter; die Geschworenen aber sprachen unempfindlich ihr Schuldig aus. Nur Cazotte schien bei der allgemeinen Bewegung unberührt. Als das Todesurtheil verkündet wurde, war er nur froh, daß man seine Tochter vorher entfernt hatte. Sein Geist schien in einer anderen Welt zu wohnen. Als der Richter ihn mahnte: „Du warst Mann, Christ, Philosoph und Eingeweihter; stirb nun als Mann, stirb als Christ, das ist alles, was dein Vaterland noch von dir erwarten kann“, — da sagte er zu seinem Bertheidiger leise: „Ich bin auf den Tod längst gefaßt; ich habe vor drei Tagen gebeichtet.“ — „Meine Frau, meine Kinder, weinet nicht, seid gefaßt, ich muß sterben, wie ich gelebt habe, treu meinem Gott, treu meinem König“, heißt es im Abschiedsschreiben. Sein Haupt fiel abends den 25. September auf dem Carruselplätze. Seine letzten Augenblicke verleugneten die Festigkeit nicht, die er während seines Processes gezeigt hatte. Am Wege zum Schafott hielt er die Augen beständig gegen Himmel ge-

Freude
an
sterben.

¹⁾ Vergl. Bd. XIV dieses Werkes, S. 370—371.

²⁾ Hist. parlem., XVIII, p. 298—446. — Granier de Cassagnac, Hist. des Girondins, II, p. 230—232 theilt die auszüglichsten Stellen aus dem Bulletin du Tribunal révolutionnaire mit vol. I, p. 7, 16, 21.

richtet; wenn er sie wieder senkte, sah man darin eine süße Freude. Er schien den Menschen für das Schicksal zu danken, dem er sich unterziehen mußte. Er lächelte beim Anblicke des Schafotts und bewahrte bis zum letzten Augenblicke eine seltene Ruhe und seine Seele schien keinen der Schrecken zu empfinden, welche die Nähe des Todes sonst einflößt.¹⁾ —

Journiac-Saint-Méard.

Einer von den übrigen Verhafteten in der Abtei und den wenigen, die gerettet wurden, hat einen sehr anschaulichen Bericht hinterlassen, der Officier Ritter Journiac-Saint-Méard.²⁾ Er wurde verhaftet am 22. August als Mitarbeiter an dem royalistischen Blatte von Peltier „Les Actes des Apôtres“, als habe er für die Emigranten geworben und sei bei seiner Rückkehr von der Grenze ins Gefängnis gekommen, aber daraus entsprungen.

Journiac-Saint-Méard.

Er kam in die Abtei am 23. August. Dort traf er Durosoy, der sich zum Tode auf der Guillotine vorbereitete, und Cazotte,³⁾ dessen Heiterkeit im Gefängnisse, dessen orientalische Redeweise, dessen Überzeugung, daß die Revolution nur eine Strafe früherer Sünden sei, ihn verblüffte. Er war zusammen mit Reding, mit dem Abbé L'Enfant und dem Abbé Chapt-Rastignac in der Kapelle, die ihr Gefängnis war, und erzählt: „Sie meldeten uns, unsere letzte Stunde sei gekommen, und mahnten uns zur Sammlung, um ihren Segen würdig zu empfangen. Eine elektrische Bewegung, die man nicht näher bestimmen kann, warf uns alle auf die Knie nieder. Unmittelbar bevor wir vor dem höchsten Wesen erscheinen sollten, lagen wir vor seinen Priestern auf den Knien und boten ein unennbares Schauspiel — das Alter der beiden Greise, ihre Stellung hoch über uns, der Tod, der über unseren Häuptern schwebte, und uns rings umgab — alles breitete über diese Ceremonie eine weihevollte und düstere Färbung. Sie brachte uns der Gottheit nahe, sie gab uns wieder Muth. Jeder Zweifel schwieg. Der Kälteste und Ungläubigste war so davon ergriffen, als der Feurigste und Gläubigste. Eine halbe Stunde nachher wurden diese beiden Priester ermordet und wir hörten ihren Todesschrei.“

Vorbereitung zum Tod.

„Unsere wichtigste Beschäftigung war jetzt, zu erfahren, in welcher Stellung wir bei der Ermordung den geringsten Schmerz empfinden würden, wenn wir auf die Stätte des Gemekels kämen. Wir schickten von Zeit zu Zeit einige von unseren Kameraden ans Fenster des Thürmchens, um uns zu sagen, welche Stellung die unglücklichen Opfer annahmen, damit wir herausbringen könnten, welche

Studien über die Todesqualen.

¹⁾ Wallon, Hist. du Tribunal révolution. de Paris. vol. I, p. 29—36. — Des Essarts, Procès fameux, IV, p. 235.

²⁾ Mon agonie de trente-huit heures ou Récit de ce qui m'est arrivé, de ce que j'ai vu et entendu pendant ma détention dans la prison de l'abbaye Saint-Germain, depuis le 22 Août jusqu'au 4 Septembre 1792. Par M. de Journiac-Saint-Méard, ci-devant capitaine commandant des chasseurs du régiment d'infanterie du roi. „J'entends encore leurs cris, leurs lamentables cris.“ In der Collection des mémoires sur les journées de Septembre 1792. Paris 1823, p. 1—62. Auch Hist. parlem., XVIII, p. 103—132. Von dieser Schrift wurden in wenig Tagen 240.000 Exemplare abgesetzt, es erschienen davon 57 Auflagen.

³⁾ Sieh oben S. 168.

Stellung wir annehmen sollten. Sie erzählten uns, daß diejenigen, welche sich mit den Händen decken wollten, länger dulden müßten, weil die Säbelhiebe schon gedämpft wären, ehe sie den Kopf trafen; auch fielen die Hände und die Arme vor dem Körper auf den Boden; daß jedoch diejenigen, welche die Hände auf dem Rücken hielten, am wenigsten leiden müßten. Über diese schrecklichen Dinge beriethen wir und berechneten die Vortheile dieser letzteren Stellung und mahnten uns gegenseitig, sie einzunehmen, wenn die Reihe zu sterben an uns käme.

„Niedergedrückt, fast vernichtet durch eine mehr als übernatürliche Aufregung, in schrecklichen Betrachtungen mich ergehend, warf ich mich gegen Mittag den 3. September aufs Bett und verfiel in einen tiefen Schlaf. Alles läßt mich glauben, daß ich in diesem Augenblicke Ruhe meine Rettung verdanke. Es kam mir darin vor, ich stehe vor dem Gerichte, man höre mich an, trotz des Läutens der Sturmglocke und des schrecklichen Geschreies des Volkes, und lasse mich frei, nachdem man meine Verteidigung angehört. Dieser Traum wirkte wohlthwend auf meine Seele: er behob meine Unruhe. Ich erwachte mit einer Ahnung, daß er sich erfülle. Ich erzählte ihn ganz meinen Leidensgenossen, welche meine Zuversicht von da an bis zum Augenblicke, wo ich vors Gericht mußte, bewunderten. Ein schrecklicher Durst kam zur Angst, die sich mit jeder Minute steigerte. Endlich bekamen wir einen Krug Wasser, den wir gierig austranken, denn seit 26 Stunden war kein Tropfen über unsere Lippen gekommen. Diese kleine Erfrischung ward aber bald vergessen über einem Klageschrei ober uns, der von einem Officier herührte, der sich hatte erstechen wollen, der aber gerade dadurch nur auf sich aufmerksam machte und seine Stellung vor Gericht und seine Ermordung beschleunigte. — Manche gaben sich selber den Tod;¹⁾ einer zerschmetterte sich die Hirnschale am Schlosse der Thüre seines Gefängnisses, andere erstachen sich, oder erhängten sich, andere wurden wahnsinnig. Um acht Uhr abends hörte man draußen ein Geschrei: „Gnade, Gnade für die, welche noch drinnen sind.“ — Viele saßen so leicht Hoffnung, daß sie sogleich ihr Gepäck unter den Arm nahmen und daß sie meinten, sie könnten alsbald gehen. Aber wiederholtes Todesgeschrei tilgte alle Hoffnung und machte die Angst umso schmerzlicher.“

Um eisk Uhr wurde Journiac mit seinen Leidensgenossen in einen anderen Gefängnisraum geführt, der ganz in der Nähe des Tribunals war. Ein Provençale stand hier Wache. Journiac sprach mit ihm in seinem Dialecte und gewann sein Herz, daß er ihm Hoffnung auf Rettung machte und ihm einen Krug Wein brachte.

Endlich Mittwoch den 5. September, nach 38 Stunden der Todesangst wurde Journiac, nachdem er mehr als tausendfach den Becher der Todesbitterkeit getrunken, vor das Gericht gerufen. „Drei Männer schleppten mich zur schrecklichen Pforte. Beim Scheine zweier Fackeln erblickte ich die entsetzlichen Richter, die mir Leben oder Tod geben sollten. Der Präsident im grauen Kleide, einen Säbel an der Seite, lehnte sich stehend an einen Tisch, auf welchem man Papiere, ein Tintenfaß und einige Flaschen Wein sah. Der Tisch war umgeben von zehn Personen, die saßen oder standen. Zwei davon hatten ein Schurzfell und eine Weste an, andere lagen schlafend auf Bänken. Zwei Männer in blutbefleckten Hemden und Säbel in der Hand bewachten das Thor des Gefängnisses. Ein alter Wächter hielt die Hand am Riegel. Vor dem Präsidenten hielten gerade drei Kerle einen Gefangenen, der sechzig Jahre alt zu sein schien. Meine Wächter stellten mich in eine Ecke, kreuzten ihre Säbel über meiner Brust und drohten mir,

bei der geringsten Bewegung mich niederzustechen. Zwei Nationalgarden brachten ein Schreiben von der Section Croix-rouge für den Mann, der gerade vor Gericht stand. — ‚Berräthern helfen solche Empfehlungen nicht‘, sagte der Oberrichter. — ‚Das ist schrecklich‘, jammerte der Gefangene; ‚euer Urtheil ist ein Mord.‘ — ‚Ich wasche meine Hände‘, sagte der Oberrichter; ‚führen Sie den Herrn nach La Force.‘ Die Pforte öffnete sich; der Arme wurde hinausgestoßen, ich sah, wie man ihn niederhieb. Ich befand mich oft in gefährlichen Lagen und hatte immer das Glück, daß ich mich selbst zu fassen verstand. Aber diese Lage war entsetzlich! Ich wäre dem Schrecken erlegen, hätte ich nicht an meinen Traum und an den Provençalen gedacht.

„Der Präsident setzte sich, den Namen des Hingerichteten niederzuschreiben, und rief dann: ‚Ein anderer!‘ Jetzt wurde ich vor dieses blutige und rasch verfahrenende Gericht geschleppt. Ein Wächter hielt mich an der rechten, der andere an der linken Hand und der dritte am Kragen. ‚Zhr Name, Zhr Stand?‘ fragte der Präsident. ‚Die geringste Lüge kostet Ihnen das Leben‘ — sagte einer der Richter. ‚Man nennt mich Journiac Saint-Méard. Ich diente 25 Jahre als Officier. Ich erscheine vor eurem Gerichte mit der Zuversicht eines Mannes, der sich nichts vorzuwerfen hat, der also auch nicht lügen würde.‘ — ‚Das wollen wir sehen‘, sagte der Präsident, ‚im Augenblick!‘ Hier las er im Verzeichnisse die Anklage gegen mich. ‚Wissen Sie, warum Sie verhaftet sind?‘ — ‚Ja, Herr Präsident, auf eine falsche Angabe hin, welche der Sicherheits-Ausschuß nicht berücksichtigt hätte, wäre nicht so große Vorsicht nöthig. Man klagt mich an, ich sei der Redacteur der Zeitung »Bon Hof und von der Stadt«¹⁾ gewesen. Das war ich nie, sondern ein gewisser Gautier; ich kann es aus Zeugnissen beweisen, die ich bei mir habe.‘ — ‚Lassen Sie dem Herrn die Hand frei!‘ sagte einer der Richter. So konnte ich aus meinem Taschenbuche von Kaufleuten, Hauseigenthümern und Arbeitern Zeugnisse vorbringen, daß Gautier Redacteur und Eigenthümer des Blattes gewesen sei. Ein Richter bemerkte: ‚Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Warum klagt man Sie denn überhaupt an?‘ — ‚Das wollte ich gerade erklären. Dies Blatt war eine Art Sammelplatz für Witze, Gedichte, gute und schlechte Spässe, die in Paris und in den Provinzen gemacht wurden. Mein heiteres Wesen gab mir auch einige Witze ein, die ich Herrn Gautier sandte. Daher die Anklage, die ebenso dumm ist, als die, ich sei an der Grenze bei den Emigranten gewesen.‘ Ein Murren entstand. Ich aber stärkte meine Stimme und bat den Präsidenten, mir das Wort zu lassen, denn ich hätte es nie nöthiger, als jetzt. Alle Richter sagten lachend: ‚Das ist ganz richtig! Still!‘ — ‚Mein Verleumder ist ein Ungeheuer. Das kann ich beweisen durch Zeugnisse hier, daß ich durch dreiundzwanzig Monate Paris nicht verlassen habe.‘ Man prüfte die Zeugnisse. Indes ward ein Priester gebracht, von dem die Mörder sagten, sie hätten ihn in der Kapelle versteckt gefunden; nach kurzem Verhöre hieß es: ‚Nach La Force.‘ Der Arme warf sein Brevier auf den Tisch, gieng zur Pforte und ward geschlachtet. Dann kam es wieder an mich. Einer der Richter sagte: ‚Ich behaupte nicht, daß diese Zeugnisse falsch sind, aber wer will beweisen, daß sie echt sind?‘ — ‚Zhre Bemerkung ist gerecht; um das zu beweisen, lassen Sie mich in den Keller zurückführen; und schicken sie an die Leute, welche diese Zeugnisse geschrieben. Sind sie falsch, so verdiene ich den Tod.‘ — Dabei sagte einer der Richter, welcher für mich Theilnahme zu gewinnen schien, halbblaut: ‚Ein Schuldiger würde nicht mit solcher

¹⁾ Mon agonie etc., p 23—37.

¹⁾ „De la cour et de la ville“, hieß das Blatt.

Zuversicht reden.' — Ein anderer Richter: „Aus welchem Stadtviertel sind Sie?“ Ich nannte es. Ein Nationalgarde, der in der Nähe stand, sagte: „Ich bin aus dem Stadtviertel. Bei wem wohnen Sie?“ — Ich nannte Teyffier. — „Ah, den kenne ich, ich stehe in Geschäften mit ihm, ich kenne seine Unterschrift.“ — Er besah sie und erklärte sie für echt. Wie gerne hätte ich den Mann als meinen Schutzengel umarmt, aber ich faßte mich und sagte: „Meine Herren Richter, was müssen Sie jetzt von meinem Ankläger denken?“ — Der Richter, der mir Theilnahme bezeugte, sagte: „Das ist ein Schurke, und wenn er hier wäre, müßte er sterben. Kennen Sie ihn?“ — „Nein, mein Herr, ich glaube aber, er ist im Überwachungs-Ausschusse der Commune. Wißte ich seinen Namen, so würde ich vor ihm durch Straßenanschläge, wie vor einem wüthenden Hunde, warnen.“ — Ein Richter: „Man sieht, Sie waren nicht Redacteur, aber Sie sagen nichts über Ihre aristokratischen Reden.“¹⁾ — Da half sich Journiac durch ein Langes und Breites über die Fehler, welche die Royalisten gemacht hätten.

Monsa-
bray. Indes meldeten die Wächter, ein Gefangener habe sich in das Kamin hinaufgerettet. Es war der schöne Monsabray,²⁾ von altem Adel, angebetet in der Armee, der Adjutant Brissacs, am 10. August leicht verwundet, von der Dubarry gepflegt, aber in ihrem Hause gefunden und in die Abtei gebracht. Er suchte sich durch den Kamin zu retten, fand aber oben ein Gitter, das er nicht zu durchbrechen vermochte. Zwei Tage und zwei Nächte hörte er oben das Wehgeschrei der Sterbenden, war ohne Nahrung und ohne Trank. Der Präsident befahl, in den Kamin zu feuern. Verwundet am Handgelenk, hatte Monsabray doch noch so viel Gewalt, sich zu halten. Jetzt zündete man aber unten Stroh an und der Rauch betäubte ihn, er stürzte herunter. Man legte den Ohnmächtigen und Blutenden auf die Leichen in der Straße, er kam wieder zu sich, doch schnell machten fünf Pistolenschüsse seinem Leben ein Ende.

Jetzt kam es wieder an Journiac. „Ein Richter wurde ungeduldig; Sie sagen uns immer, was Sie nicht meinen; welcher Meinung sind Sie denn?“ — „Ich bin freisinniger Royalist.“ — Murrend entstand. Ein Richter sagte: „Wir sind nicht hier, um über Meinungen zu richten, sondern über Thaten.“ — „Ja, meine Herren, ich war freisinniger Royalist bis zum 10. August; aber ich war immer für das Volk. Während sonst die Bauern Schlösser verbrannten, haben meine Bauern mir einen Maibaum gesetzt. — Als die Soldaten ihre Anführer wählen durften, haben sie mich einstimmig wieder zum Officier gewählt.“³⁾

Freispre-
chung. „Endlich zog der Präsident seinen Hut ab: „Ich sehe nichts Verdächtiges an diesem Herren, ich bewillige ihm die Freiheit. Sind Sie auch dieser Ansicht?“ — „Ja! ja! es ist gerecht!“ riefen alle Richter. Über mir schrie man Bravo“. Der Präsident beauftragte drei Mann, dem Volke das Urtheil zu verkünden. Ich bat um eine Abschrift desselben. Warum ich denn das Ludwigskreuz nicht trage? fragte der Präsident, da er doch wisse, daß ich Ludwigskreuzer sei. Ich antwortete: „Meine Mitgefangenen hätten mich gebeten, es abzulegen.“ Er entgegnete, man dürfe es tragen.“ Journiac ward sodann als unschuldig nach Hause geführt. —

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVIII, p. 124—125.

²⁾ Ibid. XVIII, p. 125.

³⁾ Ibid. XVIII, p. 125—127.

Mord in der Conciergerie, im Châtelet, in Bicêtre, in der Salpêtrière.

Auch in der Conciergerie und im Châtelet wurde gemordet. Zwar waren hier meist nur Leute in Haft, die Verbrechen gegen das gemeine Recht begangen hatten, aber einmal wollte man aufräumen mit ihnen und man sprach von Verschwörung der Gefangenen, um sich in der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen. Ganz gewöhnliche Mörder bildeten hier das Gericht, von welchen einige schon wegen Vergehen gerade in diesem Gefängnisse hatten sitzen müssen.

Das Morden begann früh ein Uhr am 3. September. Man nahm das Gefängnisregister. Ein gewöhnlicher Schreiber las laut dasselbe vor und die einzelnen Angeklagten erschienen.

Bei den Bernhardinern auf dem linken Ufer der Seine, waren in einem großen viereckigen Thurme 65 Häftlinge, denen die Abführung auf die Galeeren bevorstand. In der Frühe des 3. September erscheint eine Bande von Mördern, erzwingt den Eingang, bildet ein sogenanntes Gericht, läßt die einzelnen Gefangenen vorführen und nach kurzer Aburtheilung ermorden. Nur drei dieser Galeerensträflinge werden verschont, welche wahrscheinlich Freunde unter den Richtern hatten. Einer der Mörder wird getroffen, wie er die Taschen eines Ermordeten durchwühlt und sogleich niedergehauen, weil er seine Kameraden beschädigt, indem das, was sich in den Taschen der Ermordeten befand, allen Mördern gehöre. Dann stürzt die Bande in den Schulsaal, der von eidweigernden Priestern besetzt war, die gerade beim Mittagstisch saßen. „Ah! die Herren speisen“, sagt das Haupt der Bande, „ich will ihnen den Kaffee dazu geben“, packt einen Priester und wirft ihn zum Fenster hinaus. Die anderen werden mit Holzschaltern niedergeschlagen oder in den Hof geschleppt und da erstochen, ohne daß man lang ein Verhör anfängt, es sind ja Priester. Drei von ihnen stehen in den Saal des Civilcommissärs und flehen um ihr Leben; die Mörder eilen ihnen aber nach, packen sie und werfen sie zum Fenster hinaus. Dann wird die Beute getheilt. Ein Perückenmacher behauptet vergebens, daß er mehrere Priester umgebracht habe: er gehöre nicht zur Bande, er bekomme darum nichts; er solle sich an die wenden, die ihn angestellt haben. Er geht traurig weg, weil er nichts für seine Arbeit bekommen habe.¹⁾

Auch von Bicêtre hieß es, die Gefangenen hätten sich empört und man habe sieben Stück Kanonen gegen sie anwenden müssen. Es war kein wahres Wort daran. Kein Gefangener hatte sich aufgelehnt, keiner versucht zu entkommen. Die Bürgerwehr des Viertels wurde allerdings aufgerufen, kam aber, nicht um das Innere, sondern nur die Außenposten zu besetzen. Aber eine Mörderbande war nachmittags den 3. September im Innern thätig, besetzte die Kanzlei, bemächtigte sich des Verzeichnisses der Häftlinge und ließ einen nach dem anderen vorführen. Die Formel des Todesurtheiles war hier: „Führen Sie den Bürger nach der Abtei.“²⁾

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 272—276.

²⁾ „Conduisez le citoyen à l'abbaye.“

„Man weiß, was das heißen will,“ erzählt ein Augenzeuge. „Zwei Männer packten den Unglücklichen am Arm und schleiften ihn zu den Mördern, die in zwei Reihen standen. Der Nächste stach ihn in den Rücken; man ließ ihn los, er fiel dann rechts oder links, man schlug ihn mit Scheitern oder Gewehrkolben todt oder erstach ihn mit Piken; das gieng bisweilen lang.“ — Unter den Gefangenen waren auch Knaben und Jünglinge, die ihre Eltern oder Lehrer hieher in die Strafanstalt gethan hatten. Fast all diese Knaben wurden ermordet. Die Jugend hängt mehr am Leben als das Alter, und der Augenzeuge berichtet, es sei nicht so leicht gewesen, mit ihnen fertig zu werden.¹⁾ Kanonen wurden keine angewendet, Piken und Peulen genügten. Die Gefangenen, ausgenommen die Knaben, die sich wehrten, ließen sich wie Schafe niederschlagen. Unter denen, die geopfert wurden, war auch der Ökonom des Hauses, Bechet. Man berief ihn unter dem Vorwande, man bedürfe einer Auskunft von ihm. Kaum war er im Bereiche des Gerichtes, so schoß ihn der Soldat, der ihn abholte, von hinten nieder. „Ha! Unglückseliger! Du hast als Verräther an mir gehandelt!“ rief Bechet, am Boden im Schmerz sich wälzend. Ein Föderierter aus der Bretagne gab ihm durch einen Schuß in den Kopf den Rest. Daß man dem Hausverwalter ans Leben gieng, wußte man nicht zu erklären, bis Mortimer-Ternaux im Stadthaus eine Reihe von Briefen auffand, in welchen dieser dem Herzog von La Rochefoucauld und Röderer in einem den Jakobinern feindlichen Sinn über die Stimmung in seinem Stadtviertel Bericht erstattete.²⁾ Diese Briefe mußten den Häuptern der Commune, welche die Morde veranstalteten, in die Hände gefallen sein und sie darum den Mördern die Weisung gegeben haben, den gefährlichen Mann aus dem Wege zu räumen.

Salpetrière.

Die Salpetrière war Spital und Gefängnis für Kranke, für alte Frauen, für solche, die zur Haft verurtheilt waren, zugleich Besserungsanstalt für verkommene Mädchen. Am 3. September abends kamen auch hieher Mörderbanden, zogen sich aber vor drei Compagnien der Nationalgarde wieder zurück. Am 4. September schrieb in der Frühe der Verwalter des Hauses dringend um Hilfe an den Maire von Paris und an die Section Finisterre, erhielt aber keine Antwort. Nachmittags kamen von Wein und Blut be rauschte Mörder, nachdem sie im Bicêtre mit dem Morde der Greise und Knaben fertig geworden, bemächtigten sich der Salpetrière, erschlugen fünf- unddreißig alte Frauen, nahmen zweiundfünfzig Mädchen mit sich fort; im ganzen ließen sie 213 frei und trieben Schändlichkeiten aller Art. Am 6. und 7. September wurde noch gemordet.

Endlich kam Pétion,³⁾ als das meiste nahezu fertig war, und mahnte an das Gesetz und erzählte dann, wie er drei Männer mit Schärpen am Tisch über dem Gefängnisregister getroffen, wie andere verhörten, andere die Geschwornen spielten, andere die Richter, und andere, bedeckt mit Blut, mit ent-

¹⁾ Unter 43 Jünglingen, die ermordet wurden, deren Geschichte Granier de Cassagnac aus den amtlichen Verzeichnissen mitgetheilt und die auch Mortimer-Ternaux nach ihm wieder gibt (l. c. III, p. 295—296), ist der jüngste dreizehn und der älteste siebzehn Jahre alt.

²⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, III, p. 297—298.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 505—506.

blösten Armen, die Urtheile vollzogen: „sie rühmten ihre Gerechtigkeit und verlangten noch Lohn für Zeit und Mühe. Ich sprach zu ihnen die strenge Sprache des Gesetzes und in der Nacht vollendeten sie die entsetzliche Schlächtere.“ — Da muß man wohl sagen: entweder hielt es Pétion mit den Mördern, oder er war feig, daß er ihnen nicht das Handwerk alsogleich zu legen wagte. —

Die Morde im Gefängnis La Force.

Wie in der Abtei, so mordete man auch im Gefängnisse La Force, nur lautete hier das Todesurtheil: „Bringen Sie den Gefangenen nach der Abtei.“¹⁾ Sonst war das Verfahren das gleiche, was Richter und Henker anlangt. Das Morden dauerte hier fünf Tage. Es waren ausgezeichnete Opfer hier angehäuft.

Rulhières, einst Commandant der Garde zu Pferd zu Paris, war darunter, und bei ihm Lachesnaye, der am 10. August nach Mandats Abgang im Schloß befehligt hatte, beide in demselben Gefängnis. Am 3. September, früh zwei Uhr, wird ihre Thüre barsch aufgerissen; sechs Pikenmänner treten ein, man ruft nach Rulhières, der sich von seinem Lager erhebt. Ein Beamter fährt ihn an: „Sie sind angeklagt als Verschwörer vom 10. August; ich sage Ihnen jetzt nur: empfehlen Sie Ihre Seele Gott; denn das Volk verlangt Ihren Kopf. Mir ist dieser Auftrag leid, aber ich muß es Ihnen sagen.“ Rulhières antwortet: „Auf das Schicksal, das Sie mir da ankünden, war ich schon lange gefaßt, ich habe bloß erwartet, daß man mich auch verhört.“ — „Wollt ihr gestatten, meine Kameraden, daß Herr von Rulhières sich vors Gericht begeben, um verhört zu werden?“ — „Ja, ja!“ schreien diese Mörder, „er soll nur kommen, aber er soll machen, daß er schnell fertig wird.“ — Rulhières wird hinausgeführt und rasch den Henkern überlassen, die aber ihren Gefallen daran finden, ihn nicht schnell zu tödten, sondern ihm nur leichte Wunden beizubringen. Erst nach halbstündiger Qual findet der Arme den Tod. Nun kommt die Reihe an Vaudin de Lachesnaye. Nach kurzem Verhör heißt es: „Führen Sie den Herrn nach der Abtei.“ Die Thüre wird geöffnet. Beim Anblick der Leichen stößt der Arme einen Schrei aus, bedeckt die Augen mit beiden Händen und stürzt unter vielen Streichen in die Lache von Blut.

Rulhières.

Lachesnaye.

Am 3. September um zehn Uhr morgens kam die unglückliche Lamballe²⁾ vors Gericht. Maria Theresia Louise von Savoyen-Carignan, geboren den 17. September 1749, seit dem Tode ihres Gemahls, Ludwig Alexander Josef Stanislaus von Bourbon-Penthièvre, Prinzen von Lamballe, nicht mehr vermählt, war sie Obersthofmeisterin der Königin, welche sie wie eine Freundin liebte, und darum wurde auch die Lamballe der Gegenstand des Hasses, welcher die unglückliche Marie Antoinette traf. Er war ungerechtfertigt, ihr einziges Verbrechen war die Hingebung an die Königin; selbst der Conventsmann Mercier³⁾ gibt ihr das Zeugnis: „Sie hat mitten in unsern Wirren nie eine

Die Witt-geheim Lamballe.

¹⁾ „Elargissez ce monsieur à l'abbaye.“

²⁾ Eine sehr schöne Biographie veröffentlichte M. de Lescure, La princesse de Lamballe, sa vie, sa mort, 1749—1792. Paris 1864.

³⁾ Mercier, Le nouveau Paris, I, 2^e edition, p. 101.

politische Rolle gespielt; nichts konnte sie in den Augen des Volkes verdächtig machen, bei dem sie nur durch ihre immer rege Wohlthätigkeit bekannt war.“ Ehe die Königin nach Varennes floh, theilte sie ihren Plan der Lamballe mit, und diese reiste zur selben Zeit über Dieppe nach England. Als die Königin gefangen war, wollte sie ihr Unglück theilen, obschon Marie Antoinette sie warnte. Sie kam und, je unglücklicher die Königin wurde, umso inniger wurde die Anhänglichkeit ihrer Freundin. Sie bat es sich aus, sie in das Gefängnis des Temple begleiten zu dürfen, um durch ihre Gesellschaft ihr Trost zu bieten. Aber diese beispiellose Treue reizte gerade die Commune. Unter rohen Formen, am 18. August um zwei Uhr in der Nacht, weckte ein Trupp Pikenmänner die königliche Familie aus dem Schlafe und kündigte an: der Gemeinderath habe befohlen, die Prinzessin Lamballe, Madame de Tourzel, die Gouvernante des Dauphin, deren Tochter, und die vier Kammerfrauen der Königin, die Damen Thibaut, Saint-Brie, Basile und Navarre, wegzuführen. Die Königin, ihre Tochter, der Dauphin, Madame Elisabeth brachen in lautes Jammergeschrei aus. Man schied mit der Ahnung, daß man sich in diesem Leben nie wieder sehen werde. Selbst die Pikenmänner wurden vom rührenden Abschied ergriffen.

In La Force.

Umsonst waren Thränen und Bitten. Die Frauen wurden nach La Force gebracht, worin eine tödtliche Beschimpfung für sie, wie für die Königin lag; denn nach La Force kamen nur solche Frauen, die wegen ihres sittenlosen Lebens bestraft wurden. Also bewohnte die Lamballe, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit ganz Paris bewunderte, die Behausung der Verworfenen ihres Geschlechtes, oder vielmehr veredelte sie dieselbe durch ihre Gegenwart, durch ihre Mildthätigkeit und ihre Arbeiten für die Armen; denn sie blieb auch hier ihrem edlen Sinne treu. Die anderen Damen wurden wieder frei auf Befehl Manuels. Wie viel er Geld dafür bekommen, weiß man nicht. Der Herzog von Penthièvre soll 150.000 Francs für die Rettung seiner Schwiegertochter an Manuel haben auszahlen lassen und dieser, seinem Wort getreu, so erzählt Mathon de la Varenne, soll auch die Absicht gehabt haben, sie zu retten. Aber ihr Schwager, der Herzog von Orleans, soll für ihre Vernichtung thätig gewesen sein, voll Haß gegen sie, weil sie ihn nach dem 5. October aus ihrem Hause verwiesen, und weil er durch ihren Tod ein Witthum von 100.000 Thalern gewann, mit denen die Güter seiner Gattin belastet waren.¹⁾ Die Mörder, welche sie vor Gericht führten, seien die Werkzeuge des Herzogs von Orleans gewesen. — Weber versichert, drei Briefe, welche in ihrem Hut beim ersten Verhör gefunden wurden, hätten den Haß gegen sie gesteigert.²⁾

Die Prinzessin war unwohl geworden durch den Lärm der Mörder; schreckliche Träume raubten ihr den Schlaf — da ward sie plötzlich aufgefordert, ihnen in die Abtei zu folgen. Sie war so schwach, daß sie sich kaum erheben konnte, und bat, man solle sie lassen, wo sie sei, sie wolle lieber hier, als sonst wo sterben. Einer der Männer, die sie abholen sollten, beugte sich über sie und flüsterte ihr ins Ohr, sie möge gehorchen, ihre Rettung hänge davon ab. Nun bat sie die Männer, sie einen Augenblick allein zu lassen, damit sie sich ankleiden könne. Dann ward sie am Arme eines Soldaten aus ihrer Kammer vor das Gericht geführt, welches Hébert und l'Huilier leiteten. Als sie die gezückten Schwerverter, die bluttriefenden Mörder sah und das Geschrei der Opfer hörte, fiel die Prin-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 417, wird diese Angabe mit Grund bestritten. — Lescure, l. c. p. 381—382.

²⁾ Weber, Mémoires, II, p. 349.

zessin in Ohnmacht. Ihre Kammerfrau, Madame de Navarre, brachte sie mit Mühe wieder zu sich. Dann folgte das Verhör.¹⁾ „Wer sind Sie?“ — „Marie Louise, Prinzessin von Savoyen.“ — „Ihr Amt?“ — „Oberaufseherin des Hofes der Königin.“ — „Hatten Sie Kenntniss von der Verschwörung des Hofes am 10. August?“ — „Ich weiß nicht, ob am 10. August eine Verschwörung stattgefunden hat; aber das weiß ich, daß ich nichts von einer solchen wußte.“ — „Schwören Sie, der Freiheit, Gleichheit und dem Haß gegen den König treu zu sein.“ — „Ich will gerne auf die zwei ersten schwören — das letzte kann ich aber nicht schwören; denn mein Herz widerspricht einem solchen Eide.“ — Einer, der hinter ihr stand, raunte ihr ins Ohr: „Schwören Sie doch, sonst sind Sie des Todes.“ Die Prinzessin gab keine Antwort und that einen Schritt gegen das Thor. Der Richter rief: „Bringen Sie Madame nach der Abtei!“ Zwei starke Kerle packten sie und man öffnete das Thor. „Rufen Sie: Es lebe die Nation!“ sagten sie ihr — aber beim Anblick der Mörder und der Leichen rief sie erschreckt: „Mein Gott, ich bin verloren!“ In diesem Augenblick bekommt sie auf den Kopf eine Wunde, die ihr Antlitz mit Blut überrieseln macht. Ein Kerl schlägt sie zu Boden, andere geben ihr mit Piken und Säbeln den Rest. Ihr schöner Leib wird dann entkleidet und aufs schmachvollste verstümmelt, — eines dieser Ungeheuer verzehret ihr Herz und nannte es das leckerste Gericht. Der Kopf, dessen Angesicht der Tod veredelte, ward zuerst auf dem Tische eines Schanklocals zur Schau ausgestellt, und dabei auf ihren Tod gedastet, dann wurde er auf einer Pike, welche ihre glänzenden blonden Locken bedeckten, durch die Straßen getragen zu den Häusern, wo sie gewohnt oder die sie häufig besucht hatte, gleichsam als ob sie im Tode noch ein Gefühls dafür hätte. Ein Perückenmacher ergriff die Gelegenheit, den Kopf einiger seiner schönsten Locken zu berauben. Auf einmal hieß es unter den Schurken, man muß den Kopf in Temple den Gefangenen zeigen, damit sie sehen, wie sich das Volk an seinen Feinden rächt. — Der König wird aufgefordert, sich dem Volke zu zeigen — da wird ihm der Kopf entgegengehalten, den er mit Schrecken erblickt. Auch die Königin soll ans Fenster kommen, der König hält sie auf und führt sie weg. Dennoch erfuhr sie denselben Abend alles und mußte deutlich erkennen, welches Schicksal ihr selber bevorstand. Sofort wurde der Kopf zum Palais Royal getragen und der Herzog von Orleans heraufgerufen — er saß gerade mit seiner neuen Geliebten, der Witwe Buffon, bei der Tafel. Kalt betrachtete er das Haupt; den Mord seiner Schwägerin zu tadeln, wagte der „Volksfreund“ nicht, er sagte bloß: „Die arme Frau! hätte sie mir gefolgt, ihr Kopf stäke nicht da.“ — Aber Madame Buffon sank vor Schreck auf einen Stuhl, bedeckte die Augen mit den Händen und rief: „Mein Gott! man wird meinen Kopf eines Tages auf gleiche Weise herumtragen.“ — Eine Hofdame der Königin, zu der man das Haupt gleichfalls trug, sank beim Anblick ohnmächtig zusammen und starb nach wenigen Tagen infolge des Schreckens.

Treue Diener des Herzogs von Penthièvre, der seine Schwiegertochter ob ihrer Tugenden verehrte, folgten den Mördern, mit ziemlichen Summen in der Tasche, und suchten nach einer Gelegenheit, die theuren Überreste ihnen abzukaufen. Es gelang ihnen mit dem Haupt, das in einen Bleikoffer gepackt und in der Familiengruft zu Dreux bestattet wurde.²⁾ Die Nachricht vom schrecklichen

¹⁾ So gibt es Peltier, Hist. de la Révol. du 10 Août, XI, p. 339, und nach ihm die Hist. parlem., XVII, p. 418.

²⁾ Weber, Mémoires, II, p. 349—352, berichtet ausführlich über die gefährlichen Bemühungen dieser treuen Diener. — Lescure, l. c. p. 392—400.

Schicksal seiner Schwiegertochter gab dem Herzog den Tod. „Großer Gott!“ rief er, „wozu dienen Jugend, Schönheit, Anmuth, wenn sie nicht einmal mehr Gnade finden vor dem Volk. Jahrelang habe ich mit ihr gelebt und habe nie einen Gedanken in ihrer Seele gefunden, der nicht für die Königin, für mich und für die Armen gewesen wäre. Und diesen Engel konnten sie in Stücke hauen.“

Uebel des Weibes.

„Die Prinzessin Lamballe“, sagt ihr Biograph Lescure,¹⁾ „ist nach Madame Elisabeth das ruhmvollste und reinste unter den strahlenden Opfern, welche, die Palme des Martyrthums in der Hand, Marie Antoinette in das Jenseits geleiten. In Vollendung steht die Prinzessin Lamballe hinter der engelgleichen Madame Elisabeth zurück, ihr Lächeln ist jedoch süßer, ihr Blick zärtlicher, ihre Güte menschlicher, ihre Frömmigkeit naiver, und so fesselt sie unwillkürlich unsere Theilnahme und wir geben ihr oft den Vorzug; ist jene schon eine Heilige, so ist diese noch ein Weib; vor jener fällt man auf die Knie, diese wagt man zu lieben, bis zum Ende bleibt ihr die Anmuth. Ganz originell hatte sie auch den Muth, selbständig zu sein: sie war rein inmitten einer verdorbenen Welt, wahrhaft, zur Zeit, da die Lüge als höchste Kunst galt. Sie war ein Vorbild kindlicher Liebe, ehelicher Tugend und heroischer Treue. Sie starb für ihre Familie, sie starb, weil sie die Königin nicht verlassen und den König nicht lästern wollte.“

In La Force aber wurde ein Opfer nach dem andern abgeschlachtet. Wie es weiter dort zugieng, wollen wir ersehen aus dem merkwürdigen Bericht eines Wiener Kindes, des Milchbruders der Königin, des Weber, der seine Gefahr und seine Rettung in ergreifender Weise in seinen „Denkwürdigkeiten“ geschildert hat.

Weber

Wir sahen ihn zuletzt vor dem Saale der National-Versammlung. An der Hoffnung verzweifelnd, daß er etwas zu Gunsten der Majestäten zu vollbringen vermöge, verließ er mit mehreren Kameraden den Hof der Feuillans, um in seine Wohnung zu gelangen — unter Fährlichkeiten aller Art. Er that, als höre er es nicht, als das Weib eines Arbeiters in seinem Stadtviertel der Nachbarin zu- rief: „Da geht auch so ein Schurke von einem Aristokraten, den sie noch nicht umgebracht haben. Aber mein Mann wird ihn schon zu bekommen wissen. Er soll uns so wenig entweichen, als seine Hunde von Kameraden.“ — Bald darauf flüsternten ihm zwei Unbekannte im Vorbeigehen zu: „Gehen Sie nicht in Ihre Wohnung; man sucht Sie; man will alle Grenadiere von Gilles-Saint-Thomas geradese wie die Schweizer umbringen.“ — Weber begab sich zu einem Bekannten, der ihm andere Kleider gab, suchte dann bei einem zweiten Bekannten ein Muhl und vernahm am Tage nachher, daß man in der That das Bataillon Gilles-Saint-Thomas aufgelöst und die Mitglieder geächtet hatte. Er suchte nun nach England zu entkommen. Der englische Gesandte Stafford war krank; dessen Gattin bot ihm Geld an, so viel er benöthige, schlug aber seine Bitte ab, ihn unter ihren Bedienten nach England mitzunehmen; denn es seien in ihrem Hause, wie bei allen Gesandten, einige Jakobiner, von denen man sich nicht losmachen könne, und sie fürchte noch vielmehr auf der That betroffen zu werden, als ihr Haus vom Pöbel geplündert zu sehen. Weber wurde dann von Morry, dem Cassier der indischen Compagnie, aufgenommen, der ein Wohlthäter der Armen und in seinem Stadtviertel sehr beliebt war. Hier glaubte er sich sicher und

bedroht,

versteckt,

wollte warten, bis die Sperre von Paris aufgehoben sei. Nur sein Diener wußte von seinem Aufenthalt und nahm immer weite Umwege, wenn er ihm Nachrichten von der königlichen Familie bringen wollte. Aber die Jakobiner verhafteten diesen Diener und bedrohten ihn mit der Guillotine, wenn er den Aufenthalt seines Herrn nicht nenne, und so erfuhren sie, wo Weber sei, und ward dieser am verhaftet, 18. August verhaftet.

Im Verhöre auf dem Stadthause am Tag darauf erfuhr Weber alle Verbrechen, deren man ihn anklagte: er sei 1. ein Oesterreicher, 2. der Milchbruder der Königin, 3. er gehöre zu den Grenadiere von Gilles-Saint-Thomas, welche den Säbel gegen die Föderierten gezogen, und 4. habe er die königliche Familie, trotz des Befehles von Rüderey, bis zum Saal der National-Versammlung am 10. August neun Uhr morgens geleitet. Der Eigenthümer und der Thürhüter seines Hauses hatten noch eine besondere Angabe gegen Weber eingereicht: „Wir wünschen dem Stadtviertel und dem Überwachungs-Ausschusse Glück, daß es einen so gefährlichen Aristokraten, wie den Bürger Weber, eingefangen hat. Wir theilen noch mit, daß niemand gefährlicher ist in der Handhabung der Feuerwaffen, daß er all seinen aristokratischen Freunden Unterricht im Pistolenschießen gab und daß er endlich aus seiner Heimat eine Menge Waffen bezogen und sie an seine Freunde vertheilt hat.“ Als Weber sich verantworten wollte, wurde er vom Pöbel auf den Gallerien — denn im Gemeindehause gieng es zu, wie in der National-Versammlung, es wurde alles öffentlich verhandelt — unterbrochen. Ein Kanonier, den Weber nie gesehen, erklärte, er kenne ihn sehr gut. Weber habe am 9. August Schweizer und Nationalgarden aufgefordert, dem Pétion und Manuel den Kopf herunterzuschlagen, was Weber nicht gethan hatte. Ein alter Bürgerwehrmann bestätigte die Aussage des Kanoniers. Pétion und Manuel dankten ihnen lächelnd für ihre Angabe. Manuel rief dabei: „Es bringt nichts so sehr in der Welt in Verlegenheit, als solch eine königliche Familie und ihr Schweif. Es ist einmal Zeit, dieses Gesindel wegzuschaffen und in Numero Sicher zu bringen, daß sie uns in Zukunft nicht mehr schaden können.“ Die Menge jubelte: „Ja, nach der Abtei, nach La Force mit den Frauen der Königin!“ — „Gestern“, fuhr Manuel fort, „sah ich das Weib des Königs. Ihr Hochmuth hat sich endlich gebeugt. Ich sah sie in der That weinen. Ich habe viel mit ihr und ihrem Sohne gesprochen. Ich kann sagen, der Kleine hat mich sehr angezogen. Ich habe unter anderem zum Weib des Königs gesagt: ich wolle ihr für ihren Dienst Frauen aus meiner Bekanntschaft geben. Sie antwortete, sie brauche keine, sie und ihre Schwester würden einander helfen. ‚Gut,‘ sagte ich dann zum Weib des Königs, ‚sehr gut, Madame, weil sie denn von meiner Hand keine Frauen haben wollen, so mögen sie sich selber bedienen. Sie sind dann nicht in Verlegenheit wegen der Wahl.‘ — Die Zuhörer, auch Pétion, klatschten Beifall. Als Weber abgeführt wurde, riefen die Fischweiber, sie wollten ihm ein wenig das Geleit geben, und Weber befürchtete mit Recht, daß man ihn dann, wie Foulon und Berthier, ermorden wolle. Er drückte seine Befürchtung dem Officier aus, der ihn ins Gefängnis führen sollte, und dieser war ehrenhaft genug, ihn dadurch zu retten, daß er ihn bei sich behielt, bis die Weiber sich verlaufen hatten, und ihn hierauf schnell in einem Wagen nach La Force brachte.

warum?

Pétion.

Manuel über die Königin.

Pétion.

In La Force.

¹⁾ Lescure, La princessin de Lamballe. Préface, p. 1—3.

Robespierre suchte den Böbel aufzuregen gegen die Gefangenen, und Weber erzählt, wie man einem zum Tod Verurtheilten Gnade anbot, wenn er auf dem Schafott aussage, es bestehe unter den Gefangenen eine Verschwörung: sie seien furchtbar bewaffnet und könnten eine Gegenrevolution ausführen, und er sterbe gerne, denn seine Mitgefangenen würden seinen Tod schon rächen. — Der Unglückselige that so auf dem Schafott, wurde aber nichtsdestoweniger sogleich geköpft.

„Das Volk aber wurde ganz wüthend, fand, die Gerichte anteten zu lahm, und beschloß am 28. August in den Sectionen, es trete in seine Souveränität wieder ein, und begann, mit Hilfe der Mannschaft der Jakobiner, das Amt des Anklägers, Richters und Henkers zugleich zu spielen.“¹⁾

Die Überzeugung von Lebensgefahr bemächtigte sich der Gefangenen. — Manche schrieben rührende Briefe des Abschieds an ihre Verwandten und Freunde, andere fannten auf Mittel zu entinnen oder sich zu wehren. Einige waren unflug genug, laut davon zu reden: man solle sich des Pulvers, das in der Mitte des Hofes lag, bemächtigen, damit eine Öffnung in die Mauer sprengen und durch diese entfliehen. Diese Worte wurden durch Spione der Behörde gemeldet und sogleich das Pulver weggenommen. — Bald erfuhren die Gefangenen noch ärgere Dinge: die Guillotine sei beständig auf dem Carrouselplatz, der jetzt Platz der Gleichheit heiße, aufgestellt und, um sie mit einem vornehmen Herrn einzuweihen, habe man schon den Fürsten von Poix, den Befehlshaber der Gardes du Corps und Gouverneur von Versailles, hingerichtet und alle wegen des 10. August Verhafteten solle das gleiche Los treffen. Bittere Nachrichten! Weber erzählt, wie er nur noch auf Gott sein Vertrauen setzte und in Ergebenheit den Augenblick erwartete, wo man ihn vor die Richter rufe.

„Am 2. September, nachmittags vier Uhr, berufen die Wächter Gefangene vor, unter dem Vorwande, sie müßten mit dem Beamten sprechen, oder sich zum Krieg an der Grenze einschreiben lassen. Dieses Herausrufen dauerte bis zum Abend. Von den Gefangenen, die nicht mehr zurückkehrten, sagte man, sie seien in ein anderes Gefängnis versetzt. Die zerstörte Miene, der ernste und verlegene Ton der Wächter, welche mit Gendarmen kamen und giengen, versetzte uns in solche Unruhe, daß wir die Kleider nicht ablegen mochten. Endlich aber wurden wir müde von dem Lärm auf der Straße, aus dem wir noch nicht unterscheiden konnten, was eigentlich vorgieng. So warfen wir uns gegen ein Uhr auf unsere Betten, um ein wenig auszuruhen. Kaum lag ich auf meiner Matratze, so blendete Fackelschein meine Augen, die Thür krachte und sechs Männer mit Pistolen traten ein und fragten nach Herrn von Kuhljère. Dieser rief: ‚Hier bin ich, meine Herren.‘ — Um zwei Uhr wurde er hinausgeführt. — Um drei Uhr wurde Ritter von Lachesnaye geholt. Auf unsere Frage, wie es Kuhljère gehe, antwortete der Wächter: ‚Seien Sie seinetwegen ohne Sorgen, er ist schon lang in der Abtei.‘ — Wir wußten damals nicht, daß das soviel bedeute, als, er sei am Thor schon ermordet worden, und wünschten uns Glück, daß ein so wackerer Mann erhalten sei, und waren deshalb ohne Sorgen wegen Lachesnaye.

„Doch der Lärm und das Geheul auf der Straße dauerte fort. Gefangene neben und unter uns wurden aus ihren Betten gerissen. Wir wurden wieder unruhig, doch kamen wir erst um acht Uhr zur Klarheit. Da sahen wir eine Menge

in den Hof dringen, wie wüthend kamen sie auch in unsere Kammer, packten uns am Kragen, schüttelten uns tüchtig, schalteten uns Aristokraten und Schurken und sagten, sie wollten wissen, wer wir wären. Da ich ohnehin auf den Tod gefaßt war, so gab ich der Erbitterung nach, die mir dies Benehmen einflößte, faßte den einen an der Brust, den andern am Halsstuch, schüttelte sie auch tüchtig und sagte: ‚Wir sind keine Schurken. Wenn ihr ein Herz hättet, so würdet ihr das Unglück ehren. Das Gesetz verbietet, Gefangene zu mißshandeln, wenn man nicht weiß, ob sie schuldig sind.‘ — Meine Kühnheit verblüffte, sie sahen mich einen Augenblick an und ließen mich los. ‚Ein Mann von Ehre kennt keinen Widerstand, wenn das Gesetz Gehorjam befiehlt. Ihr seid gemeine Dränger, ihr habt Waffen, ich keine. Euer Benehmen zeigt mir, daß ihr Feiglinge seid; ich diene, wie ihr, in der Nationalgarde; ich kann, wie ihr, in einem andern Augenblick wieder meine Waffen tragen. Dann mögt ihr kommen und mich angreifen.‘ — Die Burken benahmen sich jetzt rücksichtsvoller, doch befahlen sie uns, ihnen zu folgen, sie müßten uns vor den Richter führen, in den Hauptaal des Gefängnisses. Jeder von uns wurde von zwei Mann durch den Hof geführt, ich verlor meine Schicksalsgenossen aus den Augen. Ich verstand nicht, was die Menge blutiger Säbel bedeute, die ich erblickte, noch das Geschrei: ‚In die Abtei! Nach Roblenz!‘ — mit welchem man von Zeit zu Zeit einen Gefangenen bis zum Eingang der Straße begleitete. Ich wartete voll Ergebung am Thor des Verhörsaales.

„Erst um zehn Uhr wurde ich hineingerufen. Ich sah einen dicken Mann in der Uniform der Nationalgarde mit dreifarbiger Schärpe an einem großen Tisch sitzen, zu seiner Seite den Beamten des Gefängnisses, dann weiters zwei Grenadiere, zwei Jüsiliere, zwei Jäger, zwei Lastträger. Es waren die Richter. Viele Marseiller standen als Zuschauer. Der Mann mit der Schärpe hob an: ‚Ihr Name, Ihr Alter, Ihre Heimat!‘ Der Schreiber deutete ihm in der Gefangenenliste auf die Worte, die mich betrafen, es mochten zwanzig Zeilen sein. Dann begann er das Verhör: ‚Warum sind Sie in der Nacht vom 9. auf den 10. August in den Tuileries geweien?‘ — Ich antwortete: ‚Ich war in der Nationalgarde von Versailles; weil ich aber verhindert war, so zahlte ich alle Tage 40 Sous für meinen Ersatzmann. Da jedoch die National-Versammlung beschloß, daß jedermann, der seinen eigenen Haushalt habe, in Person dienen müsse, so ließ ich mich in der Section, wo meine Wohnung ist, einschreiben. Dreimal mußte ich seitdem Wache stehen, zweimal in der National-Versammlung, einmal im Schloß. Am 9. August bekam ich abends Befehl, mit neunzehn meiner Kameraden sogleich in die Gänge des Schloßes mich zu begeben und mich unter das Commando des Lieutenants Guicher zu stellen, und dort blieb ich bis zum letzten Augenblick.‘ — ‚Kennt einer die Umstände, die der Bürger Weber zu seiner Rechtfertigung angibt?‘ — Mehrere Männer erhoben sich und bezeugten die Richtigkeit meiner Angabe. Da erhob sich der Präsident, nahm den Hut ab und sagte: ‚Ich finde keinerlei Schwierigkeiten, den Bürger für unschuldig zu erklären.‘ — Alle Anwesenden erhoben sich und riefen: ‚Vive la nation!‘ Der Vorsitzende hieß mich ein Gleiches zu thun und ich rief: ‚Vive la nation!‘ — ‚Sie sind jetzt frei, mein Herr, aber das Vaterland ist in Gefahr. Sie müssen binnen drei Tagen zum Heere an die Grenze abgehen und sich einschreiben lassen.‘ — Da ich wirklich glaubte, ich sei außer Gefahr, antwortete ich: ‚Es ist durchaus unmöglich, diesem Befehl zu gehorchen, Bürger-Präsident! Ich habe eine alte und schwache Mutter und eine kranke Schwester; beide brauchen mich. Ich bin ihre einzige Stütze. Ich

1) Weber, I. c. II, p. 251 ff.

Muth
Webers.

Weber
vor dem
Richter.

Weber
verhört.

frei-
gesprochen.

zur
Grenze
ver-
ziefen.

müß zu ihnen zurückkehren, ich kann sie nicht verlassen.' — Zwei Männer hinter mir sagten in einem Ton der Wuth: 'Bürger! in einem solchen Augenblick darf man keine Gründe nicht vorbringen; wir brauchen Leute zum Krieg. Das Vaterland hat Soldaten nöthig. Wir selber haben als gute Patrioten vergessen, daß wir Gatten und Väter sind, darum vergessen auch sie, daß Sie eine Mutter und Schwester haben.' — Der Vorsitzende schaute mich an, wie wenn er sagen wollte: 'Wenn Sie jetzt umkommen, so sind Sie selber daran schuld' — und äußerte sich dann: 'Sie müssen ohne Verzug an die Grenze abrücken. Ich weiß sonst kein Mittel für Sie.' — Da faßte ich meinen Entschluß und in der Hoffnung, daß ich ihnen bald würde entlaufen können — denn um keinen Preis wollte ich gegen den König kämpfen — rief ich: 'Gut, mein Herr, weil es nöthig ist, so rücke ich an die Grenze ab, sobald Sie es haben wollen!' — Darauf wurde von neuem geschrien: 'Vive la nation!' Der Präsident schrieb schnell meine Anmeldung und ließ mich das Protokoll und meinen Marschbefehl unterzeichnen. Sofort umarmte er mich und gab mir, wie einige der Umstehenden, den Bruderfuß. Ein Lastträger drängte sich durch die Menge zu mir, umarmte mich und sagte: 'Bürger, jetzt haben Sie nur mir zu folgen.' — Zwei Bewaffnete nahmen mich am Arm und führten mich unter dem Rufe: 'Vive la nation!' zur Thüre, die auf die Straße mündete. Da machten sie Halt und giengen zuerst durch das enge Thor hinaus. Das war das mit den Mördern verabredete Zeichen, den zu schonen, der hinter ihnen kam; während die im Gegentheil, welche das Tribunal zur Abtei oder nach Koblenz sandte, vorangehen mußten, und — sobald sie hinaus kamen, sogleich erschlagen wurden. Als ich in der Straße war, packten sie mich von neuem am Arm, hoben in einemfort ihre Hüte auf die Spitze ihrer Säbel empor und riefen immer: 'Vive la nation!', worauf wir weiter — das Gäßlein gieng in die Straße Saint-Antoine — unter Bewaffneten dieser Vorstadt und unter Marseiller kamen. Der Lastträger, der vorausschritt, schrie nun: 'Halt!', stellte sich vor mich und rief: 'Die Hüte herunter!' Tausende von Zuschauern entblößten sich, Stille trat ein und alles hörte auf den Eid, den ich mit erhöhter Rechten also ablegen mußte: 'Ich schwöre treu zu sein der Nation und auf meinem Posten in der Verteidigung des neuen Systems der Freiheit und Gleichheit zu sterben.' — Dann wies der Mann auf einen Haufen durchbohrter und zerhackter Leichen und sagte zu mir mit wildem Blick: 'Bürgerjodat, Sie sehen, daß wir die Verräther bestrafen, wie sie es verdienen!' und wieder erhielt ich Umarmung und Kuß.¹⁾ — Ich flog von einer Umarmung in die andere. Es waren Nationalgardien von Saint-Antoine und unzählige andere Leute, fast alle angetrunken.

"Endlich, erlöst von diesen Liebesbezeugungen, ward ich von den beiden Männern, die mich am Arme hielten, in eine Kirche geführt, wo sich die kleine Zahl derjenigen befand, welche das Volksgericht freigesprochen hatte.²⁾ — Zwei Beamte lasen meine Karte aufmerksam durch und sprachen: 'Wir müssen Sie hier festhalten, bis Sie von einem Vertrauten abberufen werden.' — Ich glaubte nun, der größte Theil meiner Kameraden sei gerettet, und schrieb deshalb an den Commandanten meines Bataillons, er möge mich bald abberufen lassen. Aber der neue Präsident meiner Section, M. F. Chénier, war schon mit Collot d'Herbois übereinkommen, mich umbringen zu lassen. Kaum hatte er meinen Brief

¹⁾ L'accolade fraternelle.

²⁾ Es war dies die Kirche Culture-Saint-Catherine — in der Section des Arsenals, seitdem vom Volk Dépôt des innocents genannt.

gelesen, so schrieb er an die Section des Arsenals, mich ja nicht frei zu lassen und mich unter guter Obhut an die Section von 1792 auszuliefern.¹⁾

"Man kann sich das Erstaunen der Section des Arsenals und das der Beamten der Kirche vorstellen und insbesondere meine Verblüfftheit. 'Wie konnte er nur wieder zurückkommen? Er ist doch schuldiger, als wir glaubten.' — Das Volk draußen aber stieg an den Fenstern der Kirche hinauf und verlangte, man solle den Royalisten herausgeben, der unter die Nationalgarde Geld vertheilt habe, daß sie den König und seine Familie beschütze, Schriften gegen die Revolution verbreite, und welcher nur durch eine Überraschung der Rache des Volksgerichtes habe entkommen können."

Weber war in einer schlimmen Lage und wie sein Los werden konnte, sah er an einem schönen Herrn, der auf der Stufe des Altars saß und den einige Nationalgardien abholten, „um ihn nach Hause zu führen“, der aber, kaum er außerhalb der Kirche war, erschlagen wurde. Schon kletterten die Leute an den Kirchenfenstern hinauf, um nach Weber zu sehen, den sie gern erschlagen hätten. Doch hatte der Bedrohte Freunde. Ein Herr Tréfontaine, früher Grenadier des Bataillons Filles-Saint-Thomas, trat in die Kirche und fragte nach einem Bürger Chanully. „Der ist heute Morgen um acht Uhr todgeschlagen worden“, sagte ein Knabe, welcher das getrocknete Blut von blauen Strümpfen abrieb: „Mir hat man diese Strümpfe von ihm geschenkt.“ Weber schilderte das Entsetzliche seiner Lage dem Tréfontaine. Dieser versprach ihm, alles aufzubieten, um ihn zu retten, und er hielt als Mann von Ehre sein Wort, wie überhaupt im Bataillon Filles-Saint-Thomas ein edler Geist herrschte.

In Todesangst vergiengen einige Stunden — da sah Weber seine liebsten Kameraden vom Bataillon, aber in bürgerlicher Tracht, eintreten und einer von ihnen, ein Deutscher von Geburt, namens Heß, trat vor den Präsidenten: „Die Section 1792 hat soeben gehört, daß der Bürger Weber vom Volksgericht in La Force für unschuldig erklärt worden ist. Sie sendet uns, um Euch zu danken für den Schutz, den Ihr einem unserer Mitbürger gewährt habt; laut vorliegendem Schein fordert sie ihren Mitbürger zurück und wünscht ihn wieder in ihren Reihen zu sehen.“ — Der Präsident sagte leise zu Weber: „Ich wäre ohnehin für Sie eingestanden; es freut mich jetzt, schneller für Sie etwas thun zu können“, und erinnerte ihn an einen Abend in Versailles, an dem sie beide bei einem vornehmen Herrn zu Gast waren, und that alles, um ihn sicher in seine Section geleiten zu lassen, und daß die Deckungsmannschaft dem Volk nicht sage, jetzt sei wieder ein Royalist losgesprochen worden.

Mit Jubel wurde Weber von seiner Section aufgenommen. „Unser Genosse“, sagte einer, „wurde heute vom Volksgericht für unschuldig erklärt und ließ sich aus Dank dafür in die Armee einreihen. Da er aber ein Österreicher ist, so wollen wir dies Opfer nicht von ihm verlangen. Zerreißen wir seinen Marschbefehl!“ Der neue Präsident, Marie Joseph Chénier, der ein ebenso fanatischer Republikaner, als sein Bruder André Chénier ein eifriger Royalist war, hatte jedoch dem Collot d'Herbois versprochen, Weber jedenfalls auf die Guillotine zu schicken, und erklärte darum entschieden, es sei unbegreiflich, wie man Weber habe freisprechen können. Das Gericht habe ihn nicht hinlänglich gekannt und er wolle nichts von seiner Freilassung wissen. Da trat aber die Section

¹⁾ Die meisten Grenadiere der Section von Filles-Saint-Thomas wurden 10. August getödtet. Die Section nahm darum den Titel an: Section de la Bibliothèque; vom 2. September aber bekam sie den Titel Section de 1792, später Section Lepelletier.

Weber
bedröht.

Chénier.

Weber
wieder
bedröht.

Filles-
Saint-
Thomas.

M. F.
Chénier.

drohend auf: Weber sei vom Volk freigesprochen, dessen Ausspruch gelte ebenso wohl für Chénier, als für Weber, denn jetzt sei der Wille des Volkes höchstes Gesetz, und Chénier müsse sich fügen. Ebenso drohten sie dem Besitzer seines Hauses, wohin sie ihn führten, wenn er je wieder eine Anzeige gegen Weber wage; drangen aber in Weber, rasch Paris zu verlassen, und verschafften ihm einen Paß nach England. Und sie hatten ihren guten Grund, denn schon wollten sich die Marseiller einmischen, die von dem Fall gehört und geschworen hatten, sie wollten dem Milchbruder der Königin schon die Seele herausquetschen.¹⁾ Glücklicherweise kam Weber aus Paris hinaus auf ein Landgut Perriers, wo er einige Tage ausruhte und Empfehlungen von der Dame des Hauses nach Honfleur erhielt. In Damville aber ward er plötzlich von Bauern festgehalten und aufs Gemeindegauß geführt: „Er ist ein Aristokrat,“ hieß es, „man muß ihn nach Paris zurückführen, wo man den Vogel schon kennen wird.“ — „Nein,“ sagten die andern, „man muß ihn auf der Stelle umbringen, er ist ein Pfaffe, der den Eid nicht geleistet hat“, und berieten sich auf ein Herz-Jesu-Bild, das sie in Webers Koffer gefunden hatten. Ein junger Mann von Einfluß wollte Webers Taschenbuch eröffnen, verstand es aber nicht. Weber, der sogleich bemerkte, daß der Jüngling sentimental sei und etwas Englisch verstehe, zeigte ihm einige Stellen aus Sterne, Addison und Richardson, die er eingetragen hatte, und las sie ihm mit Pathos vor; worauf der junge Mann ausrief: „Ich stehe für ihn, er ist ein Komödiant, kein Priester! Jedenfalls aber muß man ihn festhalten, bis Antwort über ihn aus Paris da ist.“

Da wäre aber Weber aus dem Regen in die Traufe gekommen. Er that also eilig: man könne rascher Auskunft über ihn von Madame Perrier bekommen, die hier bekannt war. Und sie schrieb so gut für ihn, daß ihn die Bauern ziehen ließen. Schon fuhr er froh im Postwagen, als Bauern ihn anhielten, die seine schönen Pistolen gern gehabt hätten. Vergebens betonte Weber, er habe seine Waffen der Nation geweiht, und da er weder einen Säbel, noch einen Degen mehr habe, so brauche er auf der Reise Pistolen. „Wir müssen die Pistolen haben“ — sagten die Bauern. Doch der Maire rettete sie ihm. Endlich erreichte er Havre am 18. September, am 20. war er in London.

Wir begreifen den Rückschlag so vieler schrecklichen Eindrücke und so vieler Gefahren, und wie Weber, statt über seine Sicherheit froh zu sein, in ein lauges Weinen versiel und in Thränen sein betrübttes Herz sich Luft machte.²⁾ Er warf

¹⁾ „Qu'ils lui flanqueraient l'âme à l'envers.“

²⁾ Weber war drei Monate älter als seine Milchschwester Marie Antoinette Josepha Johanna von Lothringen, Erzherzogin von Österreich, welche den 2. November 1755 geboren wurde. Sein Vater Johann Georg Weber war Stadtrath in Wien. Die Mutter Maria Constantia Hoffmann war nicht bloß schön von Gestalt, sondern auch eine edle Seele. Maria Theresia war sehr sorgfältig in der Wahl einer Amme für ihr Kind. Seine Mutter gewann die volle Gunst der Kaiserin, sie mußte ihr Söhnlein oft mitbringen und Weber erinnert sich mit Entzückung, daß sie ihn auf ihren Knien schaukelte mit ihrer Tochter. Der Milchbruder wurde der Spielkamerad der Tochter der Kaiserin: sie erbat sich von ihrem Gemahl, daß er nach Frankreich kommen dürfe, und nannte ihn als Königin von Frankreich immer noch ihren „Bruder“. Welch treue Anhänglichkeit Weber ihr dafür widmete, sahen wir öfter im Verlauf dieses Bandes. Wie gerne wäre er für sie und den König gestorben, wenn er mit seinem Blut ihr Leben hätte retten können! Seine treue Anhänglichkeit gewann muthige Männer für ihn — anders ist sein merkwürdiges Entkommen aus La Force und noch weniger aus den Nachstellungen Joseph Marie Chéniers nicht zu erklären. Von England aus, das damals den Flüchtlingen so edelmüthig eine Zuflucht bot, suchte er nach Kräften für die Rettung der königlichen Familie zu wirken. (Weber, Mé-

sich zuerst vor, daß er Frankreich verlassen habe, während die Königin gefangen sei, und beruhigte sich nur durch die Vorstellung, wie er gethan für sie, was er konnte, und wie Tausende von Getreuen sie nicht retten konnten, und schließt den zweiten Band seiner Denkwürdigkeiten mit den Worten: „Wäre ich in Paris gewesen, als man die Königin in die Conciiergeerie geführt, so hätte ich mich von meiner Anhänglichkeit und meiner Verehrung für sie hinreißen lassen und hätte das Leben verloren im vergeblichen Versuch, die Ungeheuer von der Erde zu vertilgen, welche sie so unwürdig behandelten. Der Himmel hat es anders gefügt. Er wollte einen Zeugen ihrer Tugenden retten, ihrer Hochherzigkeit, ihres Muthes, ihrer edlen Ergebung und Fassung mitten im entsetzlichsten Unglück — um durch meine schwache Kraft bekannt zu machen, wie sehr die so unwürdig verleumdete Fürstin groß war, wie muthig, wie wohlthätig, wie liebreich und würdig der glücklichsten Bestimmung.“ —

Soß der Königin.

Lichtblicke in dunkler Zeit.

Wie das Auge des Wanderers erfreut wird, wenn es in stürmischer dunkler Nacht eine lichte Stelle am Himmel erblickt, aus welcher ein freundlicher Stern mit mildem Lichte herniederstrahlt, so athmet auch das durch diese Schreckensscenen gepresste Herz einen Augenblick leichter wieder auf, wenn uns eine edle That, eine opferwillige Seele entgegentritt. Die Männer,

moires, Avant-propos, 1—9.) Der Herzog von Choiseul geleitete ihn selber nach Brüssel zur Erzherzogin Maria Christina. Seine Erzählung entlockte ihren Augen Thränen und entflammte ihren Eifer für die Befreiung der Schwester. Im December 1792 überbrachte er, im Auftrage des Grafen Metternich, dem Kaiser die erste Nachricht vom bevorstehenden Beitritt Englands zum Krieg gegen Frankreich. Weber erzählt, wie oft er die Depesche auf der Reise unter Thränen in die Hand nahm und sich selber sagte: „Ich habe die Rettung des Königs und der Königin in meiner Hand.“ Doch die Uneinigkeit unter den Verbündeten, die Langsamkeit des Krieges knickte jede Hoffnung, und auf die Trauernachricht vom 21. Januar kam die vom 16. October 1793 nach Wien. Ganz Deutschland war in Trauer, alles war bewegt von Mitleid und Zorn. Um die Erinnerungen festzuhalten, griff damals Weber zur Feder. Seine Schilderungen müssen in hohen Kreisen Theilnahme erweckt haben, denn er bekam bald sehr wichtige Mittheilungen über Vorgänge, die er nicht mitgemacht hatte. Seine Denkschriften enthalten einen reichen Schatz für den, welcher ihn zu heben versteht; sie erschienen 1806 in London zum erstenmal. Wir begreifen, daß sie nach der Schlacht von Austerlitz nicht in Wien herausgegeben wurden. In zwei Bänden sind sie in der großen Collection der Memoiren bezüglich der französischen Revolution, gesammelt von Berville und Barrière, in Paris 1822 herausgegeben worden.

Neben Weber sind die oben in der Darstellung benützten Berichte von Mehée fils (Félemhesi), Histoire parlementaire, XVIII, p. 156—180; von Sicard, ibid. XVIII, p. 98—102; von Journiac-Saint-Méard, ibid., p. 103—134; von Mathon de la Varenne, Ma résurrection, ibid., p. 135—155; zum Theil bieten auch Roch-Marcandier, Histoire des hommes de proie, ibid., p. 181—215 wertvolle Nachrichten, wie der Bericht der Madame Fausse-Vendry (Les journées du Septembre), p. 167. Dagegen ist der Bericht: Déclaration du Citoyen Antoine Gabriel Aimé Jourdan, ibid., p. 215—236, ein schmeichlerisches Nachwerk, um dem Haße Napoleons gegen die Engländer zu dienen. Die Engländer — dies will der Verfasser uns (Histoire parlementaire, XVIII, p. 220—224) weiß machen — hätten die Septembermorde durch ihre Agenten angezettelt. — Der Bericht Talliens in der National-Versammlung und seine Parteischrift, Histoire parlem., XX, p. 159—163, ist mit Vorsicht zu gebrauchen.

Fort aus Paris!

Gefahr der Meise.

In London.

die recht handeln sollten, hatten den Muth verloren. Hin und wieder bewiesen jetzt Frauen eine Furchtlosigkeit, die ihrem Geschlechte Ehre macht.

Unter den Denkwürdigkeiten derer, welche die Schlächtereien in den Gefängnissen miterlebten und ihnen zu entinnen das Glück hatten, hat auch eine Madame Fausse-Lendry. Madame de Fausse-Lendry eine lebenswarme Schilderung hinterlassen, aus der hier einige Züge folgen sollen. Sie war gerade mit ihrer Mutter, Madame de Rastignac, in Paris, als ihr Oheim, ihr Wohlthäter und Lehrer, der Abbé Chapt de Rastignac verhaftet wurde, obschon er krank war. Sie setzte alles in Bewegung, um ihn frei zu machen, aber Bétion weigerte sich, sie anzuhören. Da wandte sie sich an Manuel und an die anderen Männer der Commune. Keiner wollte wissen, warum ihr Oheim verhaftet sei, sie aber war nicht aus dem Gemeinbause zu bringen, wurde zuletzt als zudringlich selber verhaftet. Durch vieles Bitten erlangte sie aber doch zuletzt die Erlaubnis, ihren Oheim im Gefängnisse zu pflegen. Sergent und andere sagten ihr aber, sie begehe eine große Unklugheit, die Gefängnisse seien nicht sicher, wieder ein Beweis, daß die Morde von den Behörden damals geplant waren. Aber ihre Liebe zum kranken Oheim berücksichtigte keine Gefahr. Sie fühlte sich glücklich, als sie ihn umarmen und pflegen konnte — was fragte sie da noch nach der ansteckenden Luft des Gefängnisses! Aber bald wurden die Anzeichen eines höllischen Planes deutlicher. Die Wächter nahmen Sonntag den Gefangenen Messer und Gabeln weg, brachten ihnen zwei Stunden früher das Essen und deuteten dunkel an, das Volk wolle an die Gefängnisse gehen. Gegen Abend riß man die Arme vom Krankenbette ihres Oheims weg in eine andere Kammer, wo viele Frauen in Haft waren. Der Kerkermeister gab zu verstehen, er müsse einige Gefangene opfern, um die anderen zu retten. Die Frauen sprachen von Pflicht, von Heldemuth, von Menschlichkeit — aber die Kerkermeister hatten kein Ohr für solche Worte. In Angst, unter dem steten Schreien der Mörder und dem Wehklagen der Opfer verging die Nacht. Montag früh kam Manuel zu den Frauen, die Fausse-Lendry forderte die Freiheit ihres Onkels von ihm. „Seien Sie ruhig,“ entgegnete er, „Ihrem Onkel wird nichts geschehen, ich stehe für sein Leben ein.“ Sie wollte jetzt seine Freilassung von den Richtern fordern. Er warnte sie: „Reden Sie nicht von Ihrem Oheim, sonst machen Sie, daß man an ihn denkt, während man ihn sonst vergißt.“ — Bald darauf meldete ihr ein Billet des Oheims, daß man ihn jetzt freilasse, daß er sie zu Haus zu finden hoffe, und daß sie ihm sein Taschenbuch mitbringen möge — im Augenblicke darauf ward er geschlachtet. Um neun Uhr meldete man ihnen: Alle, die noch lebten, seien begnadigt. Schon wollten einige hinausgehen — da warnte sie ein mitteleidiger Soldat: „Es ist eine Schlinge, die man Ihnen legt, bleiben Sie in Ihrem Zimmer.“ Zwei Stunden darauf vernahm sie, daß Fräulein Sombreuil durch ihren Muth dem Vater das Leben gerettet habe. Sie nennt sie das Muster aller Tugenden und spricht vom Heldennuthe ihrer kindlichen Liebe. Das kann sich nur darauf beziehen, daß diese sogar den Muth hatte, von dem Blute zu trinken, das man ihr darreichte, und beweist gegen Louis Blanc. — Bald aber hörte man von neuem das Wehgeschrei der Opfer. Die Arme der Mörder waren müde, aber ihr Blutdurst war unerfüllt. Sie führten die Frauen in den Hof des Kerkers und hatten ihre Freude an ihrer Angst. Man gesellte Fräulein Cazotte zu ihnen, bald darauf riß diese sich aber los, um ihrem Vater vor Gericht beizustehen. So wurde es sechs Uhr abends. Da verlangte Madame de Fausse-Lendry vor

das Tribunal geführt zu werden, um ihren Onkel zu befreien. „Was wollen Sie da?“ fuhr sie der Richter an. „Ich gehöre nicht zu den Gefangenen, sondern ich habe mich freiwillig in den Kerker begeben, um eine Pflicht der Menschlichkeit und Dankbarkeit zu erfüllen.“ — „Für wen?“ — „Für einen ehrwürdigen Greis, der mein Oheim, mein Wohlthäter und die Stütze der Armen war.“ — „Damit weiß ich noch immer nicht, wer es ist.“ — „Nun, es ist der Abbé Chapt de Rastignac!“ — „Das war sehr unklug von Ihnen.“ — „Nein, mein Herr, ich will sein Los theilen.“ — „Das mögen Sie und können gleich hinausgehen.“ Ein Richter rief: „Nein, Madame, gehen Sie in Ihre Kammer hinauf“, und wenn Sie ohne Gefahr fortgehen können, werde ich es Ihnen sagen lassen.“ — „Hören Sie nicht darauf,“ sagte ein anderer, „wenn Sie wollen, so will ich Sie hinausbringen, und Sie sind dann bald weg.“ Wurde aber jemand hinausgestoßen, so wurde er gleich niedergemacht. „Diese schreckliche Formalität kannte ich aber nicht. Ich folge dem Manne, den ich für meinen Retter hielt, zur Pforte, nur in Begier, meinen Oheim wieder zu treffen. Schon war ich bei der Thüre, durch die so viele Männer von Ehre den Tod fanden, da reißt mich jemand hinten am Arm zurück, und eine Stimme ruft mir zu: ‚Sie gehen nicht hinaus!‘ — Seltsame Verblendung! ich stieß den Helfer zurück, der mich retten wollte, und suchte um jeden Preis dem zu folgen, der mich zur Schlachtbank fortriß. Dieses Hin- und Herziehen dauerte einige Minuten. Die Thüre geht auf. Da ruft die Stimme hinten zum Dränger vorne: ‚Gebt die Frau los oder ich lasse Euch erschießen!‘ Der Mörder ließ sich das nicht zweimal sagen. Mein Retter, Pochet, führte mich in die Kammer zurück und sagte mir, was mir bevorstand hätte: ‚Bleiben Sie ruhig, ich will mit dem Präsidenten reden; um neun Uhr will ich Sie mit einem Kameraden heimführen.‘ So geschah es: daß Thor öffnete sich; ich watete im Blute, ich trat auf Arme, auf Hände, welche die Stütze der Unglücklichen gewesen waren. Mein Retter führte mich zu seiner Frau und sagte mir, daß ich zu Hause nicht mehr finde, was ich suchte. Mein unglücklicher Oheim war schon abgeschlachtet. Die Feder entfällt meiner Hand.“¹⁾

Wie muthige Frauen auf die Männer der Septembermorde wirkten, zeigt Madame la Trémouille, die von dem Plane der Septembermorde wußte und zu Manuel eilte, um ihre Freundin, Madame de Saint-Brie, zu befreien, die in La Force war. „Wenn Sie mir's verweigern, mich nach La Force zu begleiten, um meine Freundin freizulassen, so erkläre ich Ihnen hiemit, daß ich mir sogleich eine Kugel durch den Kopf schieße.“ Dabei zog sie eine Pistole aus der Tasche und spannte den Hahn. „Entweder Sie fahren mit mir sogleich in meinem Wagen oder Sie sehen mich als Leiche zu Ihren Füßen.“ — Manuel war verblüfft, gieng mit und gab die Saint-Brie frei. Nach einer Umarmung der Freundin sagte sie zu Manuel: „Ich gehe nicht mehr von hier weg, bis Sie mir auch Fräulein Tourzel frei lassen.“ Neue Verlegenheit, neue Ausflüchte, tausend Gründe fürs Gegentheil; zuletzt gab Manuel nach.²⁾ Wenn eine arme schwache Frau so viel vermochte, was hätte die National-Versammlung durch Entschiedenheit nicht zustande bringen können!

Auch die geistreiche Tochter Neckers bewährte Muth und rettete ihre Freunde, und bemerkt dabei, die Jakobiner seien fecker gewesen, als die Girondisten, und

¹⁾ Quelques-uns des fruits amers de la révolution et une faible partie des journées du 2 et 3 Septembre 1792. Mémoires sur les journées du Septembre 1792. Paris 1823.

²⁾ Journées du Septembre.

Pochet.

La Tré-
mouille.

Manuel.

Madame
de Staël.

hätten ihnen das Medusenhaupt gezeigt.¹⁾ Man hielt Hausdurchsuchung bei ihr, obgleich sie die Gattin des schwedischen Gesandten war, und Karbonne wäre verloren gewesen, hätte man ihn bei ihr gefunden. Sie wies auf das Recht der Heiligkeit des Asyls hin und auf „die Großmacht Schweden, welche an Frankreich grenze!“ „Man muß die Leute aus dem Volke gleich ganz fassen oder sie entzwischen einem dabei. Meine Gründe machten Eindruck und ich machte noch Witze über ihren Verdacht. Nichts ist für Leute dieser Klasse angenehmer, als ein Spas, denn im Übermaße ihrer Wuth gegen die Vornehmen sind sie gern wie ihrosgleichen behandelt. Ich geleitete sie bis ans Thor und dankte Gott, daß er mir im Augenblicke diese Kraft gegeben hatte.“ — Doctor Volkmann nahm den Paß von einem seiner Freunde und geleitete Karbonne nach London.²⁾ Nun sollten aber Faucourt und Lally-Tolendal in die Abtei kommen und man mußte schon, daß das so viel war, als sie zum Tode verurtheilen. Für Lally-Tolendal legte der englische Gesandte Fürsprache ein, aber Faucourt war noch in Gefahr. „Da beschloß ich, mich an Manuel zu wenden, der sieben die Briefe von Mirabeau mit einer schlechten Vorrede herausgegeben, aus der ich aber sah, daß er geistreich sein wollte. Ich rechnete auf seine Eitelkeit und bat ihn brieflich um eine Audienz. Er bestellte mich auf den nächsten Morgen um sieben Uhr, eine sehr demokratische Stunde, und ich wartete in seiner Arbeitsstube, bis er aus dem Bette kam. Ich schilderte ihm den Wechsel der Volksgunst und wie vielleicht in sechs Monaten er selber keine Macht mehr habe, und bat ihn: „Retten Sie Lally und Faucourt und wahren Sie sich ein gutes Andenken für die Zeit, wo Sie selber machtlos werden.“ Der Mann ließ mit sich reden, obgleich er damals von seinen Leidenschaften fortgerissen war. Am 1. September schrieb er mir, Condorcet habe die Freilassung von Lally erlangt, und er selber habe auf meine Bitte Faucourt in Freiheit gesetzt.“

Frau von
Staël

Frau von Staël war ganz glücklich, wollte aber jetzt auch noch den Abbé Montesquieu retten, der gleichfalls geächtet war, und am nächsten Tage abreisen; vor den Barrièren³⁾ sollte er, mit dem Paffe eines ihrer Diener versehen, ihren Wagen besteigen; sie glaubte als Gattin des schwedischen Gesandten mit sechs Pferden und den Dienern in großer Livrée abreisen zu müssen. Es war nachmittags den 2. September. Sie meinte, man könne sie da in Rücksicht auf das Bürgerrecht nicht anhalten, kam aber bald zur Einsicht, daß sie in einem einfachen Postwagen viel sicherer gewesen wäre, und daß man in einer solchen Krisis die Aufmerksamkeit des Volkes nicht auf sich lenken dürfe. „Raum hatte mein Wagen beim Peitschenknall der Postillone vier Schritte gemacht, als ein Schwarm alter, wie aus der Hölle gestiegener Weiber sich auf meine Pferde wirft und schreit, man müsse mich festnehmen, weil ich das Gold der Nation mit mir fortnehme, weil ich vielleicht zu den Feinden stoßen wolle. Dazu kamen noch tausend andere unsinnigere Beschimpfungen. Diese Weiber rufen die Menge im Augenblicke herbei und Leute aus dem Volke mit wilden Gesichtern bemächtigen sich sogleich meiner Postillone und befehlen ihnen, mich in die Versammlung des Stadtviertels zu führen, wo ich wohnte, Faubourg Saint-Germain. Ich trete in die Versammlung, die das Aussehen eines andauernden Aufstandes hatte. Der Vorsitzende erklärt mir, ich sei angezeigt, als wollte ich Geächtete mit fortnehmen; man wolle

will ab-
retten,

¹⁾ Staël, Oeuvres complètes, XIII, p. 62 ff.

²⁾ Wo wir ihm später begegnen werden.

³⁾ Barrièren sind eigentlich die Schlagbäume, bei denen Einfuhrzoll erhoben und jetzt die Pässe besichtigt wurden.

deshalb meine Bedienten ausfragen, darum mußte ich von einem Gendarmen ins Stadthaus geführt werden. Das war mir sehr unangenehm, denn ich mußte durch halb Paris hindurch und auf dem Grèveplatze aussteigen vor dem Stadthause, auf dessen Stiege am 10. August mehrere ermordet worden sind. Zwar waren noch keine Frauen ermordet worden, aber am nächsten Tage schon wurde die Prinzessin Lamballe geschlachtet und das Volk war in einer Wuth, daß seine Augen nach Blut zu gieren schienen. Drei Stunden brauchte ich bis zum Stadthause. Der Wagen mußte Schritt für Schritt gehen. Todesdrohungen flogen mir entgegen. Die Leute kannten mich nicht, aber ein großer Wagen und Livréen bezeichneten dem Volke diejenigen, die es ermorden sollte. Da ich noch nicht wußte, wie gefühllos die Revolution den Menschen mache, so wandte ich mich zwei- oder dreimal an die Gendarmen, die mich begleiteten, und bat sie um Hilfe. Sie antworteten mir aber mit Zeichen des Unmuths und der Drohung. Die Umstände, in denen ich war, flößten ihnen keine Rücksicht ein, im Gegentheile, sie waren noch wilder, weil sie sich schuldiger fühlten. Den Gendarm aber, der neben mir im Wagen saß, rührte meine Lage und er versprach mir, mich bis zum Tode um jeden Preis zu vertheidigen. Auf dem Grèveplatze war die Gefahr am ärgsten, aber ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, und der Abscheu vor den Gestalten, die mich umgaben, gab mir wieder Muth. — Ich stieg aus dem Wagen inmitten eines Volkes in Waffen, unter einer Kreuzung von Piken gieng ich voran. Als ich die Stiege hinaufschritt, die gleichfalls von Lanzen starre, richtete ein Mann seine Pike gegen mich. Mein Gendarm lenkte sie mit dem Säbel ab; wäre ich in diesem Augenblicke gefallen, so wäre es um mich geschehen gewesen, denn es liegt in der Natur des Volkes, das noch zu respectieren, was steht; ist aber das Opfer einmal gefallen, so macht es ihm den Garaus!

wird fest-
gehalten,

kommt in
Gefahr,

„Endlich kam ich vor die Commune, deren Präsident Robespierre war, und ich athmete wieder auf, weil ich dem Pöbel entkommen zu sein wähnte. Aber Welch ein Beschützer war doch dieser Robespierre! Collot d'Herbois und Billaud-Varennes dienten ihm als Secretäre, und dieser letztere hatte sich seit vierzehn Tagen nicht den Bart scheren lassen, um nicht im Verdachte zu stehen, ein Aristokrat zu sein. Der Saal war voll von Pöbel. Frauen, Kinder, Männer schrien mit Leibeskraft durcheinander: „Es lebe die Nation!“ — Man hieß mich Platz nehmen und während ich nach Fassung rang, erhob sich der Geschäftsträger von Parma, um zu erklären, daß er mich nicht kenne, daß ihn meine Angelegenheit gar nichts angehe. — Der Mangel an ritterlichem Sinne von Seite dieses Mannes trieb mich nur, mir selber zu helfen. Ich betonte also da mein Recht, als Frau des Gesandten von Schweden abzureisen, und wies meinen Paß vor. In diesem Augenblicke trat Manuel herein und war sehr erstaunt, mich in so trauriger Lage zu treffen. Er stand für mich ein, bis die Commune über mein Schicksal entschieden habe, hieß mich diesen schrecklichen Platz verlassen, und schloß mich mit meiner Kammerfrau in seinem Zimmer ein. Wir warteten hier halbtodt vor Hunger, Durst und Angst sechs Stunden. Das Fenster gieng auf den Grèveplatz und wir sahen die Mörder aus den Gefängnissen zurückkehren mit bluttriefenden Armen und hörten sie schreckliche Rufe ausstoßen.

in der
Com-
mune.

Manuel.

„Mein schwerbeladener Wagen war auf dem Grèveplatze geblieben und das Volk schickte sich an, ihn zu plündern; als ich einen großen Mann in der Uniform der Nationalgarde sah, welcher auf den Boden stieg und dem Pöbel verwehrte, etwas wegzunehmen. Zwei Stunden brachte er damit zu, mein Gepäck zu schützen, und ich konnte nicht begreifen, wie eine so geringfügige Sache unter so schrecklichen

Umständen den Mann so lang beschäftigte. Am Abend kam der Mann mit Manuel in das Zimmer, wo ich mit meiner Kammerfrau eingeschlossen war. Er war der Bierbräuer Santerre — seitdem in so grausamer Erinnerung. Er war mehrmals Zeuge und Wertheiler von Lebensmitteln, die mein Vater in Zeiten der Hungersnoth der Vorstadt Saint-Antoine geschenkt hatte, und behielt das in dankbarer Erinnerung. Da er den Gefangenen als Befehlshaber der Nationalgarde nicht zuhülfe kommen mochte, wie es seine Pflicht war, so bot ihm die Beschützung meines Wagens einen willkommenen Vorwand. — Er wollte sich bei mir dessen rühmen, ich aber konnte mich nicht enthalten, ihm ins Gewissen zu reden, was er in einem solchen Augenblicke hätte thun sollen. Sobald mich Manuel sah, rief er aufgeregt: „Ach, wie bin ich froh, daß ich Ihre Freunde gestern noch freigelassen habe!“ — In der That, er litt schwer unter den Morden, die eben begangen wurden, doch hatte er keine Kraft mehr zum Widerstande. Der Abgrund öffnete sich hinter den Schritten eines jeden, der damals Macht hatte, und sobald er zurückwich, stürzte er hinein. — In der Nacht brachte mich Manuel in meinem Wagen in mein Haus. Er fürchtete die Gunst des Volkes zu verlieren, wenn er mich bei Tag dahin geleite. Die Laternen waren in den Straßen noch nicht angezündet, aber man traf viele Männer mit Fackeln in der Hand, deren Licht noch schrecklicher war, als die Dunkelheit. Oft hielt man uns an und fragte Manuel, wer er wäre; seine Antwort: „Der Procurator der Commune“ machte uns immer freie Bahn. In meinem Hause sagte mir Manuel, daß ich einen neuen Paß bekäme, daß ich aber niemand mit mir nehmen dürfe, als meine Kammerfrau; ein Gendarm sollte mich bis zur Grenze geleiten. Am anderen Tag kam Tallien im Auftrage der Commune, um mich bis zur Barrière zu führen. Man hörte jeden Augenblick von neuen Mordthaten. Mehrere damals sehr verdächtige Perjonen waren in meinem Zimmer; ich bat Tallien, sie nicht anzugeben, und er hielt sein Wort. Ich stieg mit ihm in meinen Wagen. Wir trennten uns, ohne unsere Gedanken auszutauschen, denn die Umstände waren so entsetzlich, daß das Wort auf den Lippen erstarb.“ — So waren die Folgen der neuen Freiheit!¹⁾ —

Die Zahl der Opfer der Septembermorde

schwankt trotz der genauesten Berechnungen zwischen 1368, wie sie Mortimer-Ternaux²⁾ nach eifrigen Untersuchungen darstellt, und 1458, wie sie Granier de Cassagnac³⁾ zu bestimmen sucht. Barthélemy Maurice zählt nur 966 auf.⁴⁾ Die „Memoiren der Septembertage“ schätzten die Zahl der Opfer auf 12.852. Roch-Marcandier spricht beharrlich von 8000. Peltier,⁵⁾ eine Hauptquelle für jene Zeit, bestimmt die Zahl der Opfer in sieben Gefängnissen auf 1005, in ganz Paris auf 7060.

1) Staël, l. c. XIII, p. 61—76. Sie erreichte glücklich das Landgut ihres Vaters, Coppet am Genfersee.
 2) Histoire de la Terreur, III, p. 539—547.
 3) Histoire des Girondins et des massacres du Septembre.
 4) Histoire des prisons de la Seine.
 5) Peltier, Histoire du 10 Août.

Der Grund der Ungewißheit besteht darin, daß die Gefangenenlisten¹⁾ (écrous) nicht mehr alle vorhanden sind. — Das der Abtei ist noch zu sehen: es hat Flecken von Wein und Blut, was dafür zu sprechen scheint, daß die Mörder abwechselnd, wenn sie müde waren, auch die Richter spielten und die Richter hinwieder Mörder wurden. Jedenfalls beweist es, daß die Richter keinen Absehen davor hatten, sich zu ihrem blutigen Geschäfte durch Wein zu stärken. Die Bemerkungen über das Urtheil haben darin eine lakonische Kürze. Von den 42 Schweizern zum Beispiel, die am 2. September gemordet wurden, steht am Rande kurzweg „morts“. Von den 26 Leibgarden des Königs heißt es: „Morts hors un sauvé“. Von Sombreuil heißt es: „Herr Sombreuil ist vom Volk gerichtet und auf der Stelle in Freiheit gesetzt worden.“ — Von einem Gefangenen Claude Guyer, einem Redacteur, der kurzweg vom Überwachungs-Ausschuß in die Abtei geschickt wurde, heißt es: „Claude Guyer kam in die Abtei und ist eine Viertelstunde darauf vom Volke hingerichtet worden.“ Durchgängig wird die Zahl der Opfer in der Abtei auf 122 angegeben; freigelassen wurden 45. — Größer ist die Zahl der Opfer im Châtelet, dessen Verzeichnis gleichfalls vorhanden ist: geschlachtet wurden 189, in Freiheit gesetzt 44. Bei den Geschlachteten heißt es kurzweg: „Mis à mort par le peuple“.

Die Listen aus den andern Gefängnissen sind nicht mehr vorhanden, wohl aber Andeutungen in den Papieren bei Bétion gefunden worden. Gewiß ist, in La Force wurde noch am 7. September gemordet und der Aufseher des Gefängnisses, Bault, sagt, daß von vielen, die erschlagen worden, nur die Mörder etwas gewußt hätten, und daß es unmöglich gewesen sei, ein Verzeichnis von denen zu machen, die man opferte, da man die Namen der Angeklagten gar nicht kannte und sie allzusehnell tödtete: das heißt also, daß am 2. bis 6. September noch immer neue Gefangene, um abgeschlachtet zu werden, in die Gefängnisse geschickt wurden.¹⁾ Die größte Unbestimmtheit herrscht in Betreff der Gefängnisse La Force und der Conciergerie. Peltier kommt zur hohen Zahl der

1) Buchez et Roux, Hist. parlem., XVII, p. 411—422. — Mortimer-Ternaux, Hist. de la Terreur, III, p. 539—548.

2) Die verschiedenen Angaben über die Zahl der Opfer in den Gefängnissen verhalten sich nach Mortimer-Ternaux' Zusammenstellung (l. c. III, p. 539—548) also:

Prisons	Nombres des victimes d'après					
	le Comité de Surveillance.	Peltier	Prudhomme	Barthélemy Maurice	Granier de Cassagnac	Mortimer-Ternaux
L'Abbaye	135	180	131	123	216	171
La Force	169	164	161	120	171	169
Le Châtelet	217	214	216	154	223	223
La Conciergerie	95	85	99	85	378	328
Le Bernardins	73	73	70	73	73	73
Le Carmes	120	—	75	—	116	120
Saint-Firmin	76	244	77	200	76	79
Bicêtre	159	244	171	166	170	170
La Salpêtrière	35	45	35	45	35	35
Totaux	1079	1005	1035	966	1458	1368

Bitte der Gefangenen.

La Force.

Opfer der Septembertage von 8000, weil er außer den Gefängnissen noch Ermordungen annimmt — zum Beispiel auf dem Pont au Change. Er erzählt von einem Kampf, der im Bicêtre stattgefunden habe, und daß der Widerstand zuletzt nur durch Geschick gebrochen werden konnte, und daß die Gefangenen am Ende sich in die unteren Räume flüchteten und hier ertranken, indem die Angreifer diese unter Wasser setzten.

Ende der
Morde
in Paris.

Wann endeten die Morde? Aus einem Schreiben von Paris vom 4. September schloß man, an diesem Tage habe das Blutvergießen überhaupt aufgehört. Es lautet: „Meine Kameraden! (die Herren Mörder!) Euch wird hiemit aufgetragen, die Leichen wegzuschaffen und die Blutstrecken abzuwaschen, namentlich in den Gängen, Kammern und auf den Stiegen der Abtei; zu diesem Zwecke werdet ihr anmit bevollmächtigt, Todtengräber, Fuhrleute und Arbeiter aufzunehmen.“ Aus der obigen Angabe Pétiens geht jedoch hervor, daß noch am 7. September gemordet wurde. —

Septembermorde in andern Städten Frankreichs.

Nicht zufrieden mit diesen Greueln hatten die Anstifter derselben die Reckheit, durch ein Ausschreiben aus Paris vom 2. September 1792 ihre lieben „Brüder und Freunde“ aufzufordern, im ganzen Lande ein Gleiches zu thun.

Der
Ursprung
aus-
schüß.

Es lautet: „Ein schändliches Complot, welches der Hof geschmiedet, um alle Patrioten des französischen Reiches zu erwürgen, ein Complot, in welches viele Mitglieder der National-Versammlung verwickelt waren, hat am 9. vorigen Monats die Pariser Commune in die schreckliche Nothwendigkeit versetzt, sich der Macht des Volkes zur Rettung der Nation zu bedienen. Sie hat nichts vernachlässigt, um sich verdient zu machen um das Vaterland. Hätte man nach den Beweisen, welche die National-Versammlung selbst gegeben, denken sollen, daß seitdem im geheimen neue Anschläge geschmiedet werden und in demselben Augenblick zum Ausbruch kommen würden, als die National-Versammlung vergaß, daß die Commune von Paris das Vaterland gerettet, und sich bemühte, sie zum Lohn für ihren glühenden Bürgereifer aufzuheben? Auf diese Nachricht hat ein lauter Schrei von allen Seiten die National-Versammlung von der dringenden Nothwendigkeit überzeugt, sich mit dem Volke zu vereinigen, und der Commune durch Zurücknahme des Auflösungsdecrets die Macht zurückzugeben, mit welcher sie dieselbe bekleidet.“

„Sie ist stolz darauf, das volle Vertrauen der Nation zu besitzen, und wird sich bemühen, dasselbe mehr und mehr zu verdienen, und ist bei ihrer Stellung am Herde aller Verschwörungen fest entschlossen, für das öffentliche Wohl in den Tod zu gehen. Aber nicht früher wird sie sich rühmen, ihre Pflicht gethan zu haben, als bis sie eure Billigung erhält, welche der Gegenstand aller ihrer Wünsche ist, und deren sie dann erst gewiß sein kann, wenn sich alle Departements einverstanden erklären mit ihren Maßregeln zur Aufrechthaltung der öffentlichen Wohlfahrt. Sie bekennt sich zu den Grundsätzen der vollkommensten Gleichheit und beansprucht kein anderes Privilegium, als das, zuerst vor die Presse zu treten, und wird sich mit der an Zahl geringsten Commune des Reiches auf eine Stufe stellen, sobald nichts mehr zu fürchten ist.“

„Benachrichtigt, daß Horden der Barbaren gegen sie anrücken, beeilt sich die Commune von Paris, ihren Brüdern und allen Departements anzuzeigen, daß ein Theil der schändlichen, in den Gefängnissen bewachten Verschwörer von dem Volke vom Leben zum Tode gebracht ist. Diese Handlung der Gerechtigkeit schien unumgänglich nothwendig, um die Legionen von Verräthern in unseren Mauern durch Schranken im Zaume zu halten, während das Volk gegen den Feind ausrücken wollte; ohne Zweifel wird die Nation, nachdem eine lange Kette von Verrath sie an den Rand des Abgrundes geführt, sich beeilen, dasselbe nützliche und nothwendige Mittel anzuwenden, und alle Franzosen werden gleich den Parisern sagen: Wir marschieren gegen den Feind und können im Rücken unmöglich Räuber lassen, die unsere Frauen und Kinder erwürgen würden.“

fordert
zum
Morden
auf.

„Unterzeichnet: Duplain, Paris, Sergent, Venfant, Marat, Duffort, Jourdeuil, Gally, Verwalter des in der Mairie eingesetzten Überwachungs-Ausschusses.“

Die Wirkungen des Aufrufes der Pariser Blutmänner zeigten sich in mehreren Städten, namentlich in solchen, welche auf der Straße zum Kriegsschauplatz lagen und welche Marzeiller und Pariser Maratisten unter dem Vorwand, an die Grenze zu gehen, durchzogen.

So kam am 4. September nach Meaux eine Abtheilung Gendarmerie aus Paris und alsbald zeigte sich die Gährung auf dem Marktplatz. Die Behörde wollte Ruhe erhalten. Aber plötzlich dringen die Pariser in die Amtsstube und erklären, man müsse die Gefängnisse und die Stadt von den Verschwörern säubern und dem Beispiel der Hauptstadt folgen; sie hätten dazu die nöthige Macht. Es wird entgegnet: für die Gefangenen sei hinlänglich durch das Gesetz gesorgt. Nun wird gefragt, ob nicht eidweigernde Priester da seien. Ja, heißt es; der Befehl, sie ins Ausland zu senden, sei aber schon gekommen und werde unmittelbar vollzogen werden. Die Gendarmen entfernen sich, als ob sie befriedigt wären. Die Behörden aber trauen nicht und lassen unter Trompetenschall die Bürger zur Ruhe mahnen und vor fremden Aufwieglern warnen. Auf dem Marktplatz wird der Ausrufer jedoch von den Parisern mißhandelt und muß sich ins Gemeindehaus flüchten. Die Behörde wendet sich an die Wahlmänner, die gerade für den Convent zu wählen versammelt sind. Diese erklären jedoch, ihre Sache sei nur, einen Abgeordneten zu küren, für Ruhe und Ordnung hätten die Beamten zu sorgen. Jetzt wird die Nationalgarde aufgerufen, die aber feige meint, dem souveränen Volk könne man nicht widerstehen, wenn es seine Feinde bestrafen wolle, und diese Unentschlossenheit benutzen die Pariser. Unter Führung eines Simonadehändlers erzwingen sie sich den Eingang ins Gefängnis, verjagen den Gefangenwärter und stürzen sich in die Kammer, in welcher sieben Priester sitzen. Man befiehlt ihnen in den Hof hinabzugehen; sie gehorchen und werden dort sogleich mit Säbeln und Piken ermordet, dazu noch sechs andere Gefangene, die wegen unbedeutender Vergehen im Gefängnis waren. Eben eilen die Behörden, welche einige Bürgerwehnmänner aufgetrieben, herbei, aber zu spät, um die Bedrohten zu retten, — sie finden nur Leichen.¹⁾

Mord
von
sieben
Prie-
stern.

Zu Reims war ein ehemaliger Mönch, der eine ehemalige Nonne geheiratet hatte, Couplet, genannt Beaucourt, Hauptstürer durch aufreizende Reden und Hauptstücke der Richtung Marats. Am 3. September kam eine Ab-

Reim:
Beau-
court.

1) Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 321—325.

theilung Pariser Freiwilligen an, welche auf ihren Hüften die Inschrift trugen: „Männer des 10. August“ und sogleich erklärten, daß sie den Aristokraten und den eidweigernden Priestern ans Leben wollten. Beaucourt bezeichnete ihnen die Opfer: zuerst den Postdirector Guérin, der auf dem Hauptplatz niedergemacht wurde, dann seinen Gehilfen, Carton; dann Herrn von Montlosier, früher Commandant von Lille, von dem ein Bäcker sagte, er habe ihn einst in Lille hängen lassen wollen, jetzt wolle er es ihm vergelten. Dann gieng's an die Priester. Zwei Domherren von Rheims, die man in einem nahen Dorfe abgefangen hatte, wurden erschossen, die Leichen der Opfer in einem großen Feuer, das man vor dem Stadthaus anzündete, in der Nacht vom 3. auf den 4. September verbrannt, dann zwei Priester lebendig in dasselbe Feuer geworfen und schließlich auch die uralten Fahnen, die über dem Grab des heiligen Remigius hingen, wertvolle historische Denkmäler, durch dasselbe Feuer vernichtet. Gerade waren im Dome die Wahlmänner des Marne-Departements zur Wahl für den Convent versammelt. Die Pariser befahlen ihnen, dem Wollkrämpler Armonville und dem Posthalter Drouet die Stimme zu geben, und es geschah. Armonville, meist halbberauscht, stimmte immer, wie Marat, neben dem er saß, es wünschte. Drouet machte sich als Abgeordneter öfter im Temple zu schaffen, um sich an dem Unglück der königlichen Familie zu weiden. Am 4. September schleppen die Pariser den Abbé Paquot in das Gemeindehaus, er solle den Eid leisten. Vergebens betont der Beamte, daß schon der Befehl zur Abführung ins Ausland für ihn unterzeichnet sei. „Meine Wahl ist entschieden,“ sagt der ehrwürdige Greis, „ich will lieber sterben, als meineidig werden. Ich habe nur eine Seele, und die hüte ich für meinen Gott.“ — Als bald wird er auf den Platz geschleift und erstochen. Sofort wird ein anderer Priester vorgeführt, Killy, ein Greis von achtzig Jahren. „Wenn er schwört, so führen wir ihn wieder in seine Wohnung zurück.“ — Der ehrwürdige Greis will aber lieber sterben. „So soll er hängen.“ Und als bald wird er an einem Laternenpfahl in die Höhe gezogen. Der Maire eilt herbei, ihn zu retten, bittet unter Thränen um Gnade in Anbetracht der weißen Haare des Pfarrers. Der Arme hat aber schon geendet.

Die Mörder bringen bei einem üppigen Gelage die Nacht zu. Am Morgen heißt es, Verdun haben sich ergeben. Die Sturmglöcke tönt, aber indes regt sich auch die Erbitterung über das freche Treiben der Pariser. Es wird Beaucourt unheimlich und er bezeichnet unter der Hand den Fremden, um den Horn von sich abzuleiten, sein Werkzeug Laurent, genannt Château, als Sündenbock, den sie zu ihrem Vortheile opfern müßten; denn er fürchtete dessen Geständnisse. In der That war dieser Laurent einer der Geschäftigsten gewesen, und hatte viel auf seinem Gewissen. Kaum erscheint er am andern Tag vor dem Stadthaus, so wird er gepackt und an der Stelle, wo der unschuldige Killy gehängt worden, in ein großes Feuer geworfen. Seiner Frau, deren Geständnisse Beaucourt gleichfalls fürchtete, sollte dasselbe Los widerfahren. Da kam aber der Maire mit Nationalgardien herbei, die das Bajonnett gegen die Pariser zückten, welche sogleich Meißhaus nahmen.¹⁾

In Charleville war eine Gewehrfabrik. Am 4. September kamen vier Wagen mit Waffen aus derselben, mit der Richtung nach dem Thore von Flandern. Freiwillige aus dem Departement de la Meuse hielten den Zug an und fragten nach der Bestimmung. Die Waffen sollten nach Hüningen kommen; die Richtung

sei aber gerade die entgegengesetzte. Oberst Zucherau erklärt, beim schlechten Zustand der Wege zwischen Charleville und Mezières sei ein Umweg nöthig. Das will man aber nicht gelten lassen: die Waffen seien vielmehr für die Fremden bestimmt; Zucherau sei ein Verräther, verbündet mit Braunschweig, man solle ihn schnell aufhängen. Die Beamten eilen herbei, das Volk zu beschwichtigen, man führet den Angeklagten aufs Gemeindehaus. Das Volk dringt mit ein. Ein Bataillon Föderierter aus Paris ist aber zum Unglück für den Angeklagten auch in der Stadt, die den Meuterern zurufen: „Seid nur ruhig, er kommt nicht heraus, ohne daß er gehängt wird. Rüstet nur den Strick.“ — Vergebens bittet der Bürgermeister Rena die Menge, ruhig den Angeklagten sich vertheidigen zu lassen und die Verlesung seiner Beweisstücke anzuhören, die ihn alle rechtfertigten. Zucherau wird aus dem Saale gerissen, mit Bajonnetten todtgestochen, dann sein Kopf auf einer Pike umhergetragen. Die Wagen mit den Waffen werden geplündert. Die Stadt ist einige Stunden hindurch der Schauplatz der ärgsten Gewaltthaten, bis die Nationalgarde Muth faßt und Ordnung herstellt.¹⁾

In Caën war Georges Bayeux, ein berühmter Advocat vor der Revolution, dann von Necker zum ersten Beamten im Finanzfach berufen, nach seinem Sturze in seine Vaterstadt zurückkehrend, Generalprocurator des Departements geworden. Der Constitution treu, war er der Gegenstand des Hasses der Jakobiner, insbesondere des Bischofs Fauchet, der am 18. August als Mitglied des Überwachungs-Ausschusses einen Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkte. Bayeux erhielt den Befehl im Augenblick, wo er in die Sitzung des Departements-Rathes gehen wollte, und theilte ihn ruhig demselben mit. Zwanzig Tage hindurch konnten jedoch die Ankläger keine stichhaltigen Gründe gegen ihn vorbringen und der Überwachungs-Ausschuß mußte ihn darum wieder frei lassen. Am gleichen Tage, es war am 6. September, kam aber das Sendschreiben Marats und die Nachricht von den Septembermorden in Paris nach Caën und erregte eine große Bewegung. Sogleich verlangte der Pöbel den Kopf von Bayeux. Einige Bürger suchten ihn dadurch zu retten, daß sie ihn aufs Gemeindehaus bringen, damit er dort gerichtet werde. Bayeux hält dies selbst für sein einziges Rettungsmittel. Unterwegs trifft er seinen zwölfjährigen Sohn, den er ans Herz drückt und dem er zum Andenken seine Uhr übergibt. Die Beamten sind thätig, ihn zu retten, für ihn die Bürgerwehr zu gewinnen. Die Mörder aber stürzen sich plötzlich auf ihn: er bekommt, indem er sich ihnen entwinden will, einen Bajonnettschick, bald wird sein Kopf als Siegeszeichen durch die Stadt getragen.²⁾

Auch in Burgund wirkte Marats Blutbefehl. Dort war ohnehin die Stimmung düster, fast wild, waren die Straßen nicht sicher. Das Volk glaubte in jedem Durchreisenden einen Aristokraten zu sehen, der in die Schweiz fliehen wollte. Namentlich stieg der Groll gegen die Priester hoch. Das Gerede war verbreitet, die Geistlichen hätten als Schweizer verkleidet am 10. August in den Tuilerien auf das Volk geschossen und dieses habe darum mit ihnen kurzen Prozeß gemacht. Aus dieser Stimmung ist auch zu erklären, was am 8. September im Städtchen Couches bei Autun vorgieng. Vier Reisende kamen in einem Wagen an. Bald hieß es, sie seien gefährliche Leute. Ihre Pässe waren in Ordnung, hatten aber den Besatz, es seien eidweigernde Priester, die Frankreich verlassen, um sich in die Schweiz zu begeben. Als bald hieß es, man müsse sie ein-

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 325—332.

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 332—334.

²⁾ Ibid. III, p. 336—337.

sperrten, bis der District von Autun über sie entschieden. Die Jakobiner des Ortes aber erkennen in der Abend-Versammlung, es seien Feinde des Vaterlandes, man solle ihre Abreise hindern. Zu allernächst wird ihr Wagen in Stücke geschlagen und ein Freudenfeuer damit angezündet. Von da eilt man zum Gefängnis, reißt die vier unglücklichen Priester heraus, schlägt sie mit Säbeln nieder, und gibt ihnen noch mit Steinen den Rest.¹⁾

Lyon. In Lyon war die Jakobinerpartei sehr stark und übte in ihrem Sinne vierzehn Tage hindurch der Prinz Karl von Hessen-Rheinfeld-Rothenburg die Gewalt. Dieser Abkömmling einer fürstlichen Familie war von Ludwig XVI. mit Wohlthaten überhäuft worden. Mit dreizehn Jahren war er schon Hauptmann im Regimente Royal-Allemand, 1788 schon Oberst. Er hatte ein besonderes Talent, zu verdächtigen. Er war's, der Narbonne stürzen half und Montesquieu anklagte. Solange die Constitution galt, ließ er sich „philosophischer Bürgergeneral“²⁾ nennen. Seit dem 10. August hingegen unterschrieb er sich nur „Karl Hesse, Jakobiner“.³⁾ Er hatte die Natur einer Hyäne.⁴⁾ Vor kurzem waren auf seinen Befehl Officiere zweier Reiter-Regimenter verhaftet worden, der Oberst und Oberstlieutenant und mehrere Hauptleute des Regimentes Royal-Pologne und elf Officiere des 15. Dragoner-Regimentes: es hieß, sie seien mit dem Regimente nur nach Lyon gezogen, um es leichter zum Feinde überzuführen. Als Grund der Anklage galten Entlassungsgesuche, die man bei ihnen fand. Sie hatten sie eingereicht, der Kriegsminister sie aber gebeten, zu bleiben, bis er ihre Stellen anderweitig besetzen könne. Einige waren über zwanzig Jahre im Dienste, schieden ungerne, erklärten aber, daß sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen nichts Gutes mehr thun könnten: ihre Soldaten wurden nämlich gegen sie aufgereizt. Die Zuchtlosigkeit nahm in erschreckender Weise überhand. Am 8. September wurden fünf Dragoner wegen Ungehorsam auf Befehl des Oberlieutenants Spender in Arrest gesetzt. Er wurde aber gezwungen, sie freizulassen, ermordet und mit den Füßen auf dem Wege nach Grenoble an einem Baume aufgehängt. Die Nachricht davon erregt Gährung in Lyon, die durch Sendlinge aus Paris geschürt wird. Zuerst heißt es, die gefangenen Officiere müßten aus der Festung Pierre-Ceise in das Gefängnis Roanne gebracht werden — das erfordere die Gleichheit: die Officiere dürften kein besseres Gefängnis haben, als die Gemeinen. Der Bürgermeister **Widet** ahnt sogleich, daß ein weiterer Plan hinter diesem Gerede stecke, und gibt, während das Volk, das er vergebens zu beschwichtigen sucht, von vorne das Thor zu bezwingen sich anschickt, dem Kerkermeister insgeheim den Befehl, durch ein entgegengesetztes Thor die Gefangenen frei zu lassen. Der Kerkermeister aber ist entweder zu langsam, oder er hat eine böse Absicht. Indes kommt eine andere Bande gerade zu diesem Thore und sucht es mit Äxten einzuschlagen. **Widet** eilt dahin und leistet männlichen Widerstand. Indes wird auf einer anderen Seite die Festung erstiegen. Die Menge erbricht den Kerker und führt die Verhafteten zum Quai der Saône. Umsonst umringen sie Municipalbeamte und suchen sie mit ihren Armen zu decken. Einer der Gefangenen stürzt in den Fluß und

1) Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 338—340.

2) Citoyen général philosophe.

3) Charles Hesse, jacobin.

4) Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 340—341. Er wurde 1793 abgesetzt. Mitredacteur des „Journal des hommes libres“, dann in die Verschwörung Baboeuf's verwickelt, von der Consularregierung einige Jahre in Rhé interniert, dann durfte er in die Schweiz sich zurückziehen, wo er 1821 in allgemeiner Verachtung starb.

rettet sich durch Schwimmen. Während darüber, macht das Volk die anderen nieder. Dann stürzt sich die Menge auf das Gefängnis Saint-Joseph, wo sie einen alten Priester, Abbé Lacroix, ermorden, dann wieder auf das Gefängnis Roanne, wo sie zwei andere Priester erschlagen. Schon bemächtigen sie sich der Gefängnisliste, um ein Gericht niederzusetzen, wie in Paris, als die Nationalgarde herbeieilt, ihrem Treiben ein Ende macht und die Mörder verhaftet. **Chalier** aber, der Vorstand der Jakobiner, wußte in der Nacht die letzteren entwischen zu lassen. —

La Rochefoucauld. Adrian Duport.

Auf Schonung durften die Anhänger der Verfassung von den Republikanern nicht rechnen, noch weniger auf Anerkennung ihrer Verdienste um die Freiheit, dies zeigte jetzt die Verhaftung **Barnaves** und der Befehl, den Herzog von **La Rochefoucauld** und **Adrian Duport** nach Paris zu bringen.¹⁾

Der Herzog war verhaftet, seit er an der Spitze des Departements von Paris so entschieden gegen **Bétion** eingeschritten war. Er benutzte gerade die Wälder im Städtchen **Jorges**, als ein Vertrauter der Commune am 12. September eintraf, ihn zu verhaften. Kein Widerstand wird geleistet. Der Betraute erklärt aber, daß der Weg nicht gerade gegen Paris gehe, sondern daß er im Schlosse des Herzogs **La Roche-Guyon** zuerst noch alles unter Siegel legen müsse. Der Zug geht langsam; in den Ortschaften, durch die er kommt, sind Föderierte. In **Gisors** wird der Wagen unter dem Thore von einem Wachtposten derselben angehalten, der Herzog durch einen Steinwurf an der Schläfe verwundet, dann mit Säbeln und Stöcken getödtet. Seine vierundachtzigjährige Mutter und seine Gattin, die in einem Wagen vorausfahren, sehen vergebens die Mörder um Schonung an, nur als Leiche kommt der Herzog in sein Schloß zurück. Der Betraute nimmt, was im Schlosse wertvoll ist, auch die Pferde, mit nach Paris, wo aber wenig davon mit ihm ankommt.²⁾

Der Befehl zur Verhaftung des Rathes **Adrian Duport** gieng auch von der Commune und zwar auf Betrieb **Marats** aus. Duport ergieng sich gerade mit seiner Gattin und einem Freunde im Garten des Schlosses **Vignon** in der Nähe von **Remours**, als der Maire von **Bazoches** kommt, ihn zu verhaften — er verwahrt sich, einer ungesetzlichen Vollmacht von unbekanntem Leuten zu gehorchen, welche sich als Überwachungs-Ausschuß geberdeten. Darauf achten aber der Maire und seine Pikemänner wenig. Seine Verwahrung macht **Marat** nur vor Freude aufspringen, weil er darans sieht, daß sein Todfeind in seinem Neze ist. Duports Gattin sendet aber heimlich ein Schreiben durch einen reitenden Boten an den Justizminister, und **Danton** ist einiger Wohlthaten eingedenk.

Der Titan zeigte sich diesmal großmüthig, nicht bloß thatkräftig. Er sandte augenblicklich einen Gewaltboten an das Tribunal von **Remours**, daß es sich um keinen Preis den Gefangenen entziehen lasse, unter welchem Vorwande man ihn auch immer fordere. — Er fürchtete nämlich und mit vollem Rechte ein Gegen-einschreiten **Marats**. Eben kam der Wagen mit Duport an, aber auch ein Befehl

1) Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 347—358.

2) Der Beweis im Anhang zu Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 348—359.

des Überwachungs-Ausschusses, man solle den Gefangenen sogleich unter guter Bedeckung nach Charenton bringen, wo er der Municipalität von Paris übergeben, das heißt ermordet werden sollte. Es sind also zwei entgegengesetzte Befehle da und der Gemeinderath entscheidet sich für den Justizminister: der Gefangene solle im Gemeinbehause in Verwahrung bleiben, bis Antwort von der National-Versammlung da sei. Die Versammlung überläßt aber am 8. September Danton die Lösung und dieser antwortet, von niemand als von ihm habe man in Betreff des Gefangenen Weisungen anzunehmen. Zugleich verlangt er vom Überwachungs-Ausschusse die Beweise einer Anklage gegen Duport, widrigenfalls er sogleich Befehle gebe, ihn freizulassen. Marat antwortet in einem unverschämten Briefe, man brauche gar keine Beweise: Duports Benehmen in der National-Versammlung, seine Ränke, seine Verbindungen mit den Verschwörern machen nöthig, sich seiner Person zu versichern. Überdies beweise eine geheime Correspondenz, daß er ein gefährlicher Feind der Sache des Volkes sei; die Beweise werde man drucken lassen — und wirklich ließ er im „Journal de la République“ Dantons Schreiben und das des Überwachungs-Ausschusses nebeneinander mit bösen Bemerkungen drucken, und sandte die Nummer mit einem groben Briefe an Danton. Danton fühlte, daß er, um den Gefangenen zu retten, Marat beschwichtigen müsse. Er gieng zu Pétion, der oberhalb dem Saale des Überwachungs-Ausschusses seine Wohnung hatte, und beredete ihn, als Vermittler mit ihm hinab zu Marat zu gehen. Dieser war ohnehin gegen Danton darum gereizt, weil er den Befehl, Roland zu verhaften, zerrissen hatte. In der That waren am 2. September abends zweihundert Männer in Waffen vor das Ministerium des Innern gekommen unter dem Vorwande, nach Waffen zu suchen, und in der Absicht, den Minister zu verhaften, hatten ihn aber nicht getroffen und waren von Madame Roland muthig abgewiesen worden.¹⁾ Danton und Marat, so erzählt Pétion, waren beide sehr gereizt. Der Streit wurde heftig. Pétion machte den Versöhner.²⁾ — Beide sagten einander derbe Dinge ins Gesicht. Zuletzt fühlte Marat doch, daß er nachgeben müsse, riß den Brief von Danton in Stücke, stürzte in seine Arme und küßte ihn. Michelet bemerkt: „Danton hielt diese Umarmung aus, eilte aber nachher sogleich sich zu waschen.“ So ward Adria'n Duport gerettet. Das Tribunal zu Melun erklärt, daß die Gründe der Verhaftung nicht stichhaltig seien, und setzte ihn in Freiheit. Duport traute aber dem Wetter nicht und floh in die Schweiz, wo er starb. Sein Vater aber, wie die übrigen Mitglieder des Parlamentes, endeten auf der Guillotine.³⁾ —

Mord der Staatsgefangenen von Orleans zu Versailles.

In der Gefahr Duports war also Danton muthig und mit Erfolg für die Sache des Rechtes eingeschritten, schmachvoll aber war sein Verhalten bezüglich der Staatsgefangenen von Orleans. Bekanntlich wurde laut der Verfassung ein National-Gerichtshof in Orleans errichtet,⁴⁾ um über Verbrechen

¹⁾ Roland, Mémoires, II, p. 33—34.

²⁾ Buchez et Roux, I. c. XXI, p. 108. — Michelet, I. c. III, p. 434.

³⁾ Die Urkunden bezüglich der Verhaftung Duports hat Mortimer-Ternaux in seinem Buche, Hist. de la Terreur, III, p. 557—571, zuerst herausgegeben.

⁴⁾ Constit., I, p. 4.

des Hochverraths zu entscheiden. Ein Beschluß der legislativen Versammlung war jedoch nöthig, um jemand als Angeklagten vor diesen Gerichtshof zu stellen. Ende August 1792 waren 53 Staatsgefangene daselbst.

Vor allen der reiche Herzog de Cossé-Brissac, früher Befehlshaber von Paris, Oberst der hundert Schweizer, und zuletzt Oberbefehlshaber der constitutionellen Leibwache Ludwigs XVI., bei der er eine gegenrevolutionäre Gesinnung verbreitet haben soll. Dann war dort Delessart, früher Minister des Innern, dann des Äußern, den Brissot im März 1792 zu stürzen und des Hochverraths zu zeihen gewußt hatte; ferner d'Alancourt, Kriegsminister in den letzten Tagen vor dem 10. August, angeklagt, daß er die Schweizer, welche die National-Versammlung aus Paris hatte entfernen wollen, zurückgehalten habe. Desgleichen der Friedensrichter Etienne Laviolère,¹⁾ weil er angeschuldigt war, die Unverletzlichkeit der Volksvertreter angetastet zu haben, sofern er die drei Abgeordneten Chabot, Bazire, Merlin vor sein Gericht citirt hatte unter der Anklage, sie hätten den König verleumdet. Ferner achtundzwanzig Officiere des Regiments Cambresis und sieben Handwerker von Perpignan, die angeklagt waren, sie hätten diese Festung den Spaniern überliefern wollen, während sie nur Ruhe und Ordnung in derselben zu erhalten suchten. Die übrigen waren ebenso unschuldige, aber wenig bekante Persönlichkeiten.

Der National-Gerichtshof von Orleans verfuhr langsam, gründlich, aber ehrenhaft. Nacheinander wurden einige Gefangene freigesprochen. Das ärgerte die Demagogen in der Hauptstadt. Einmal über das andere verlangten sie von der National-Versammlung, sie solle diese Urtheile für ungiltig erklären, sie solle die Gefangenen von Orleans nach Paris schaffen und vor das Tribunal vom 17. August bringen lassen. Zuletzt drohte die Commune der Versammlung: „Wenn ihr unsere Forderung nicht bewilligt, so können wir nichts dafür, wenn das Volk sich selber rächt. Ihr habt jetzt vernommen, was wir wollen, und ihr müßt wissen, daß der Aufstand eine heilige Pflicht ist.“ Zuletzt drohten sie am 23. August. Die National-Versammlung fühlte, was das heiße, und wollte die Gefangenen retten und nahm am 25. August den vermittelnden Antrag Genonnés an, man könne den Gerichtshof nicht ändern, denn das wäre Verletzung der Verfassung; da aber die ganze Lage sich geändert habe, so möge man andere Geschworene wählen. Zugleich sandte sie zwei Bevollmächtigte, um sich über den Gang der Prozesse, über den Zustand der Gefängnisse zu unterrichten und für die Sicherheit der Gefangenen zu sorgen.

In der Commune wußte man aber sehr gut schon am 24. August, was die Versammlung beabsichtige, und beschloß, 800 wohlbewaffnete Patrioten, die aus der städtischen Casse mit 6000 Francs versehen wurden, sollten, wie wenn es aus eigener Anregung geschehe, nach Orleans ziehen, „um dort die Gefängnisse vor einem Angriffe der Royalisten zu schützen, welche die Gefangenen befreien wollten“ — das heißt, sie sollten die Gefangenen nach Paris bringen, wo sie dem

¹⁾ Bertrand de Moleville, Mémoires part., II, gegen Ende.

blutigsten Pöbel als Opfer hingeworfen worden wären. Zum Anführer der Bande wurde der berühmte Fournier der Amerikaner ernannt, ein Verbrecher, der aus den Gefängnissen von Domingo gerade nach Frankreich zur Aburtheilung geschickt worden war, als die Revolution ausbrach. Durch diese wurde er frei und bald ein Hauptschreier im Palais Royal und im Club der Cordeliers; er begleitete 1791 Jourdan den Kopfabschneider nach Avignon und wetteiferte mit ihm in Bluthaten; dann erschien er wieder an der Spitze der Marseiller in Paris und hatte wesentlichen Antheil am 10. August. „Der Mann sah aus wie ein Seeräuber“, so erzählt die Roland; ¹⁾ „sein Antlitz war bleich und finster, seine Sprache grob, seine Schwüre gotteslästerlich, immer trug er Pistolen im Gurt.“ Dieser zog jetzt an der Spitze der Freiwilligen von Paris ab, ohne daß eine Behörde ihn offen dazu ermächtigte. Die National-Versammlung hörte davon und forderte Auskunft und war schwach genug, den Abzug dieser Freiwilligen gefehlich anzuerkennen und ihm am 26. August noch den Auftrag nachzuschicken, er solle über die Sicherheit der Gefangenen wachen! Die Wahl der beiden Bevollmächtigten, welche nach dem Beschlusse vom 25. August über die Gefangenen berichten sollten, wußte Danton zu bestimmen und wählte seine Vertrauten Dubail und Léonard Bourdon und gab ihnen insgeheim den Auftrag, sich unterwegs mit Fournier ins Einvernehmen zu setzen; sie trafen diesen auch in Conjumeau. Eigentlich hätte Roland diese Bevollmächtigten wählen sollen — als Minister des Innern —, aber der eingebildete und schwache Mann wurde hier ganz von Danton überlistet und stellte sogar nachträglich als Minister für Fournier die Vollmacht aus, daß er auch den Oberbefehl führe über die Abtheilungen der Bürgerwehr, die im Auftrage der Regierung den Freiwilligen nach Orleans nachzogen. Diese zweite Abtheilung zog am 26. August unter Bécarrd, einem Neffen von Santerre, und Lazuski ab, von dem die Roland sagt, der hübsche Herr mit dem feinen Fragensichtchen habe jetzt die ungeschlachte Haltung eines rasenden Patrioten angenommen und das kupferrothe Säusergesicht und das zerföhrte Auge eines Mörders gehabt. Diese zweite Bande zog gleich der ersten wie ein Heuschreckenschwarm durch das Land und lebte von Erpreßung.

Am 30. August traf Fournier in Orleans ein und wurde wegen der Vollmacht Rolands von der Behörde mit hohen Ehren empfangen. Sogleich ließ er die Gefängnisse besetzen. Niemand durfte mehr zu den Gefangenen, von denen einige mißhandelt, andere ihres Geldes und ihrer Kostbarkeiten beraubt wurden, denn es waren sehr reiche Männer darunter, wie der Herzog von Brissac, welche ins Gefängnis sich Silberzeug, feine Leinwand und Teppiche hatten kommen lassen.

Sorge um diese Gefangenen regte sich in der National-Versammlung am 2. September, wo rings um sie die Opfer in Paris geschlachtet wurden, für die sie einzutreten nicht den Muth hatte; die Gefangenen in Orleans sollten wenigstens gerettet werden. ²⁾ Die beiden Procuratoren der Nation, die in Orleans an der Spitze des Staatsgerichtshofes standen, erhielten am 3. September durch einen Eilboten den Befehl, die Gefangenen unter sicherer Bedeckung nicht nach Paris, sondern in das Schloß von Saumur zu senden, welches hinlänglich Sicherheit biete. Die Deckung sollte bestehen aus der

¹⁾ Roland, Mémoires, II, p. 193—198.

²⁾ Ibid. II, p. 196.

Bürgerwehr von Paris und der von Orleans. Die übrigen Pariser Bürgerwehren und Freiwilligen sollten aber schleunigst zurückkehren und den Dienst in der Hauptstadt besorgen helfen.

Die Procuratoren verstanden, was die Versammlung wollte, lasen Fournier und seinem Generalstabe den Beschluß feierlich vor, der aber Ausflüchte machte, dann erklärte, er müsse zuerst Rücksprache nehmen mit seinen Officieren, denn er sei seit Früh nüchtern, während Bécarrd geradezu dem Befehle Trotz bot: das sei unnützes Zeug, die Armee von Paris werde sich nicht trennen; so sei der Wille der Officiere und kein Beschluß der National-Versammlung werde etwas daran ändern. Die beiden Procuratoren machen nun der Menge der Pariser Vorstellungen, werden aber mit Hohn und Drohungen empfangen. Schließlich erklärt Fournier, er wolle gehorchen und nach Saumur gehen, aber mit allen Pariser, das sei der Wille seiner Armee; ohnehin müßte er bei der Aufregung im Lande mindestens 1200 Mann mit sechs Stück Kanonen haben, solle er die Gefangenen sicher nach Saumur bringen. Die Procuratoren geben nach. Fournier schwört, die Gefangenen sicher nach Saumur zu bringen, und erhält von der Stadt Orleans noch 15.000 Francs für die Bedürfnisse seiner Mannschaft. Am 4. September Früh fünf Uhr soll der Abmarsch beginnen.

Sind jetzt die Gefangenen damit gerettet? Fournier wenigstens, der sie besucht, versichert es ihnen, sucht ihr Vertrauen zu gewinnen, verspricht die Briefe, die sie ihm anvertrauen wollen, sicher zu besorgen. Manche machen ahnungsvoll ihr Testament und übergeben es ihm mit den Kostbarkeiten, die sie zu Andenken für ihre Verwandten bestimmen. Er hat die Briefe, ¹⁾ die Testamente, nicht abgegeben, noch viel weniger die Kostbarkeiten und das anvertraute Geld: er hat alles unterschlagen! Zum Tode verurtheilten Verbrechern hält man ja in Betreff ihres letzten Willens das Wort; über diese Gefangenen war noch kein Schuldig gesprochen, die Mehrzahl war sogar ganz unschuldig! Diese Täuschung der Armen, deren Vernichtung doch Fournier betrieb, ist umso schmachvoller.

Am Morgen des 4. September werden die Gefangenen mit auf den Rücken gebundenen Händen auf Wagen gepackt. Die Deckung von achtundzwanzig übernimmt Bécarrd, die der andern, worunter Brissac, Delessart und d'Abancourt, übernimmt Fournier. Die Procuratoren werden ängstlich. Noch einmal beschwören sie Fournier, daß er den Befehl der Versammlung befolge. Dann spornet er sein Pferd und der Zug setzt sich in Bewegung, macht aber auf einmal eine Schwendung, nicht gegen Saumur, sondern gegen Paris. Die Procuratoren dringen muthig durch die Menge auf Fournier zu, erinnern ihn an sein Versprechen und an die Folgen des Widerstandes gegen den Beschluß der Versammlung. Er antwortet barisch: er wisse schon, was er zu thun habe, und reitet weiter; sie aber meldeten sogleich durch einen Courier der Versammlung, was sie befürchten.

Die National-Versammlung nimmt sogleich die Gefangenen unter ihren Schutz, beschließt, zwei Bevollmächtigte dem Heere Fourniers entgegenzusenden, erinnert in einem Aufrufe die Soldaten an ihre Pflicht und befiehlt ihnen, zurück nach Orleans und von da nach Saumur zu ziehen.

¹⁾ Sie sind abgedruckt bei Mortimer-Ternaux, Hist. de la Terreur, III, p. 561—583. Lettres écrites par les prisonniers d'Orléans durant leur voyage à Versailles, und kein Beweis von irgend einer Schuld, den Fournier zu erreichen hoffte, findet sich darin.

Fournier der Amerikaner.

Die National-Versammlung.

Danton.

Roland.

Fournier in Orleans.

Die National-Versammlung.

Nach Saumur!

Fournier trotzt.

Freiwilligkeit.

Abmarsch.

Nach Paris!

Neuer Beschluß der National-Versammlung.

Die Commune. Aber die Commune sendet auch zwei Bevollmächtigte ab unter dem Vorwande, ihren Abgeordneten würden die Pariser eher gehorchen, und Roland ist ungeschickt genug, daß er sich von Danton bereben läßt, dieses zu glauben, und gibt den Abgeordneten der Commune, als wollten sie der National-Versammlung helfen, Vollmachten mit — als Minister des Innern. In Stampes trafen die Bevollmächtigten das Heer: die der Versammlung lasen den berebten Aufruf Vergniauds vor; gleich nachher giengen die Vertrauten der Commune durch die Reihen und mahnten sie zum geraden Gegentheile. — Zwei Tage blieb in üppigem Wohlleben das Heer in Stampes. Während dieser Zeit giengen und kamen Boten an die Commune und von ihr wurde der Plan entworfen, die Unglücklichen Sonntag den 9. September nach Versailles zu bringen — dahin sollten von Paris Mörderbanden kommen und die Gefangenen abthun. In Paris wagte man es nicht mehr, da die Hauptstadt von dem Schrecken über die Septembermorde zu sich zu kommen und über die Mörder und deren Anstifter in Horn zu gerathen begann. Wenn der Versammlung zur Schmach auch diese Gefangenen gemordet wurden? Roland begann in Angst zu gerathen und mahnte die Departementsbehörde von Seine-et-Oise dringend, für die Sicherung der Gefangenen zu sorgen. Aber die Commune hatte mehr Macht als die vollziehende Gewalt. Vergebens eilt Alquier, der Vorstand des Criminalgerichts, zum Justizminister und stellt ihm vor, wie Versailles sich nach und nach mit verworfenem Gesindel fülle, und wie die rechtlichen Leute sehr für das Leben der ankommenden Gefangenen besorgt seien. — „Was kümmern Sie das,“ fährt ihn der Justizminister an, „das Schicksal dieser Leute geht Sie nichts an. Warten Sie Ihres Amtes, und kümmern Sie sich weiter um nichts!“ — „Aber mein Herr,“ entgegnete Alquier, „die Gesetze befehlen, für die Sicherheit der Gefangenen zu sorgen.“ — „Was gehen Sie diese an? Einige darunter sind sehr schuldig, und man weiß noch nicht, mit welchem Auge das Volk sie ansehen und wie weit sein Unmuth über sie gehen wird.“ — Alquier wird dringender, aber der Minister kehrt ihm brummig den Rücken. Die Gefangenen sind also vom Minister selber stillschweigend geopfert!

Der 9. September. Es ist Sonntag der 9. September, gerade acht Tage, nachdem die Morde in Paris begommen. Der Zug naht Versailles. Der Maire Hippolyte Richaud, ein wackerer Mann, reitet durch die Straßen und mahnt die Bevölkerung, daß die Gefangenen unter dem Schutze des Gesetzes stehen. Dann reitet er dem Zuge entgegen, um Journier zu bewegen, Seitenwege einzuschlagen. Journier weigert sich: seine Kanonen kämen auf diesen nicht gut vorwärts; er stehe für die Sicherheit der Gefangenen ein. Um zwei Uhr trifft der Zug in Versailles ein, umdrängt von einer Menge von Banditengestalten. Richaud will neben dem Wagen herreiten; man bedeutete ihm, er solle mit dem Stabe reiten, in dessen Mitte wirke er am besten für das Volk. Da ertönt auf einmal das Geschrei: „Die Wagen werden angehalten“; Richaud sprengt zurück, macht den ersten Wagen frei, indem er die Mörder anredet: „Schändet nicht euch selber. Wollt ihr Unschuldige erschlagen? Über diese Männer ist ja das Urtheil noch nicht gesprochen.“ — Der Wagen wird frei. Das Gesindel weicht zurück. In diesem Augenblicke wird aber das riesige Eisengitter der Drangerie zugeschlagen: dadurch ist der vordere Theil des Zuges mit dem Kern der Mannschaft abgeschnitten, damit sie zu bethuern vermögen, sie hätten nicht helfen können. Richaud eilt zum Gitter und es gelingt ihm, es wieder öffnen zu lassen. Ohne Rücksicht darauf, daß er zerschmettert wird, wenn man es wieder zuschlägt, stellt er sich zwischen die riesigen Flügel und ruft die Officiere um Hilfe an, aber niemand

hört darauf. Man reißt ihn vom gefährlichen Orte weg in das Haus des Thorhüters. Er aber ruft: „Da ist mein Posten nicht!“ — und drängt sich durch die Menge zu den Wagen, die von Mördern angehalten sind. Die Gefangenen schreien um Hilfe; wehren können sie sich nicht, sie sind ja wie Rälber gebunden, die der Fleischer zur Schlachtbank führt. Richaud deckt die auf dem ersten Wagen mit seinem Leib und trogt den Hieben der Mörder und allen Versuchen ihn wegzureißen. Aber schon wird er vom Blute der Opfer, die von der anderen Seite Streiche bekommen, überströmt, er stürzt ohnmächtig zusammen und wird weggetragen. Zum Bewußtsein kommen und wieder zu den Wagen eilen ist eins bei ihm, — aber er kommt zu spät; er hört nur noch die Seufzer von Sterbenden. Neun waren, wenn auch schwer verwundet, entkommen, man weiß nicht wie; vierundvierzig lagen erschlagen da. Der Böbel plünderte eben die noch warmen Leichen, und von dem Geleit von 1500 bis 2000 Mann ist kein Säbel gezückt, keine Flinte abgeschossen worden zum Schutze der Gefangenen; diese Glenden sahen ruhig dem Morde zu. Dann eilten die Mörder in die Gefängnisse von Versailles und erschlugen zwanzig Gefangene; auch dahin kam Richaud und rettete mit Lebensgefahr einige wenige.

Montag den 10. September kam der Zug mit blutbespuckten Wagen und einigen Trümmern der Beute, denn die Hauptsache hatten die Mörder schon beiseite gebracht, unter Trommelwirbel, wie wenn sie von einer siegreichen Schlacht heimkehrten, vor dem Justizministerium an, wo Journier Bericht erstattet und Lobspprüche empfängt. Danton trat auf den Balkon, verneigte sich und rief: „Ich danke euch, nicht als Minister der Justiz, sondern als Minister der Revolution!“¹⁾ —

Die Septembermörder, ihr Lohn, ihr Ende.

Wie viele waren der Mörder? Ihre Zahl läßt sich ebensowenig ganz genau feststellen, als die der Opfer. Wenn wir nun deren 300 annehmen, so werden wir nicht weit fehlgehen.

Sie waren gedungen, sie arbeiteten im Taglohne, dies geht aus der Einmüthigkeit des Vorgehens, aus ihrem frechen Auftreten hervor. Sie wußten sich gedeckt durch die Behörde, in deren Namen sie handelten. Darum nennen auch Buchez und Roux die Septembermorde eine administrative Maßregel.

Méhée-Fils,²⁾ der es wissen mußte, denn er war Secretär der Commune, erzählt, wie ein mit einer Keule bewaffneter Bäckergehilfe sich rühmte, mehr denn vierzig erschlagen zu haben, und mit sich darob zufrieden ausrief: „Ich habe gewiß meine vierzig Livres verdient!“; er erzählt, wie von Postträgerinnen die eine die andere fragte, wohin sie gehe, und diese antwortete: „In die Abtei, mein Mann hat dort Arbeit.“ — Méhée erzählt³⁾ ferner, wie am Abend die

1) „Celui qui vous remercie, ce n'est pas le ministre de la justice, c'est le ministre du peuple“, lauten diese Worte, die ihm zu ewiger Schmach gereichen.

2) La vérité tout-entière. Buchez et Roux, l. c. XVIII, p. 179.

3) Histoire parlementaire, XVIII, p. 180.

Mörder ihren Taglohn verlangten, und den Männern des Überwachungs-Ausschusses, die kein Geld zu haben vorgaben, kurzweg damit drohten, ihnen den Hals abzuschneiden, wenn man sie nicht sogleich bezahle, bis ein Tuchhändler sich erbot, die nöthige Summe aus seinem Hause zu holen und vorzuschießen. Man ist zufrieden, und er bringt die Hälfte der geforderten Summe als Abschlagszahlung. Nach achtundvierzigstündigem Morden kommen die Schurken wieder und fordern die andere Hälfte. Zwei Mitglieder des Ausschusses führen sie zum Minister Roland, der die nöthige Summe angewiesen haben soll, nach einer anderen Nachricht jedoch erklärte, für solche Dinge habe er kein Geld zur Verfügung.¹⁾ Nach Koch-Marcandier waren den Mördern nur zwölf Francs für den Tag und vierundzwanzig für die Nacht versprochen, und der Erlös aus den Kleidern der Opfer dazu. Jourdan, der Vorstand der Section der vier Jahreszeiten, erzählt,²⁾ wie die Mörder einen Louisdor für den Tag forderten und erhielten, Tallien sie an den Ausführungs-Ausschuss verwies und daß dieser die Mörder auf den Erlös und den Nachlaß der Opfer vertröstete, dann daß einer der Mörder, der ganz mit Blut übergossen war, fünfundzwanzig Louisdors in Gold brachte, welche er in den Kleidern eines Ermordeten gefunden hatte,³⁾ und daß, durch diese Ehrlichkeit gerührt, der Ausschuss ihm zwölf Thaler extra gab, damit er sich ein Paar Schuhe und einen Überrock dafür anschaffen könne. Größere Beute gewannen die Mörder der Gefangenen von Orleans in Versailles: „Wie viel hat der heutige Tag eingebracht?“ fragten sie einander, „50, 100, 200 Livres“, war die Antwort. Die Opfer waren ja reiche Männer. Die Mörder waren in Postschajfen nach Versailles gekommen.⁴⁾

Die Leichen. Begreiflich, daß sich in den Rechnungen der Gemeinde keine Angabe findet, welchen Lohn die Mörder für den Tag erhielten; denn die Morde sollten als Ausbruch des Volkszornes gelten. Wohl aber finden sich Angaben über die Kosten der Beförderung der Leichen,⁵⁾ für Kalk, um in den Gruben dieselben schnell zu vertilgen, für Reinigung der Gefängnisse.⁶⁾

Man warf auf einen Karren so viele abgeschlachtete Leichen, als die Pferde nur fortzuschleppen konnten. Mercier erzählt:⁷⁾ „Am Tage nach dem Septembermorde gieng ich langsamen Schrittes die Straße Saint-Jacques hinab, wie starr vor Staunen und Entsetzen, verwundert, daß der Himmel, die Elemente, die Stadt, die Menschen, wie stumm waren. Schon waren zwei Karren voll von Leichen an mir vorübergefahren; ein ruhiger Fuhrmann führte sie bei hellem Sonnenschein, zum Theil waren sie von ihren schwarzen blutigen Kleidern bedeckt, gegen die Gruben von Montrouge. Ein dritter Wagen naht heran; aus einem Haufen von Leichen ragt ein Fuß empor. Ich war ergriffen von Verehrung; dieser Fuß strahlte von Unsterblichkeit. Der, welchem er gehörte, war schon im Himmel und seine Leiche trug ein Zeichen von Majestät, welches das Auge der Mörder nicht bemerken konnte. Ich werde diesen Fuß am jüngsten Tage wieder

1) Buchez et Roux, Hist. parlam., XVIII, p. 212—213.

2) Ibid. XVIII, p. 222.

3) Ibid. XVIII, p. 223.

4) Moore, Tagebuch, S. 286.

5) Mémoires sur les journées de Septembre, p. 231 ff.

6) Zum Beispiel 1463 Francs, ein anderer Posten 1120 Francs.

7) Mercier, Nouveau Paris, VI, p. 21.

erkennen, wenn der Ewige, auf seinen Donnern thronend, über Septembermörder wie über Könige Gericht halten wird.“ Mercier ist nämlich, wie der Müller in Tiecks „Aufstand der Cevennen“, der Ansicht, daß man aus dem Fuße weit sicherer als aus den Augen und den Gesichtszügen, auf den Charakter eines Menschen schließen könne.

Das Blut berauscht, wie wenn Wein mit Pulver gemischt ist. Die Mörder waren nach sechstägiger Blutarbeit, zu der sie sich von Zeit zu Zeit durch Wein stärkten, in einen Zustand der Aufregung gekommen, der an Wahnsinn grenzte. Das Fieber des Mordens war über sie gekommen, sie wendeten gern ihre Waffen gegeneinander, sie prahlten mit ihren Schandtthaten.

Ein Mann, der sich mit blutigen Armen und Strümpfen in den Straßen zeigte, rühmte sich, 65 Gefangenen den Leib aufgerissen zu haben, ohne einen einzigen verfehlt zu haben. Von Wein und Blut trunken, dürsteten sie nach neuem Trunk. Ein Neger, Delorme, welchen Journier der Amerikaner aus Domingo mitgebracht hatte, war unermüdet im Morden, soll er doch mehr als 200 Gefangene während drei Tagen und drei Nächten abgeschlachtet haben; nach jedem tödlichen Hieb stieß er seine Zähne und brach in ein Freudengelächter aus, wie wenn er an der weißen Kasse endlich dafür Rache nehmen könne, was sie an der schwarzen gesündigt; aus dem Anblick des vergossenen Blutes schien er nur wieder neue Thatkraft zu schöpfen; es ist derselbe Delorme, der später den Abgeordneten Féraud mordete und auf der Guillotine endete. Der Tambour Charlat, welcher die Prinzessin Lamballe ermordete, wurde aus Abscheu von seiner Truppe erschossen. Überhaupt hielten die Soldaten diese Mörder, die sich aus Paris in ihre Reihe drängen wollten, nicht wert, neben ihnen zu dienen.

Die Septembermorde waren fortan Schlachtruf im Kampfe der Parteien. Die Gironde wollte die Mörder verfolgen, der Berg sah in ihrer Rettung die eigene Sache.

Barrère sagte am 5. November im Jakobinerclub über den 2. September: „Dieser Tag, von dem man gar nicht mehr sprechen sollte, bietet in den Augen des gemeinen Menschen freilich nur ein Verbrechen, weil eine Verletzung der Gesetze stattgefunden hat, aber in den Augen des Staatsmannes hat er zwei große Folgen gehabt: 1. er hat die Verschwörer vernichtet, welche das Schwert des Gesetzes nicht erreichen zu können schienen; 2. hat er alle unheilvollen Pläne zerschanden gemacht, welche die Hydra des Feuilleantismus, des Royalismus und der Aristokratie erzeugt hatte.“¹⁾ Robespierre aber meinte gar,²⁾ das Weltall, die Nachwelt werde in diesen Ereignissen nur ihre geheiligte Ursache und ihr erhabenes Resultat erblicken, und man müsse sie ansehen, wie die Nachwelt sie betrachte; man müsse darüber urtheilen, nicht wie ein Friedensrichter, sondern als Staatsmänner und Gesetzgeber der Welt.

Der bessere Theil der Mitwelt dachte aber anders; nicht minder die Nachwelt.

Chateaubriand sagt in dieser Beziehung sehr richtig: „Es hat sich eine Theorie der Schreckenszeit gebildet, welche die Verbrechen der Revolution zu

1) Buchez et Roux, l. c. XX, p. 232—239.

2) Lettres de Maximilien Robespierre à ses commettans, IV, p. 165.

rechtfertigen sucht. Bald sollen diese Mekeleien Zeichen einer genialen Anschauung sein, bald schauerliche Trauerspiele, deren Größe die Schmach bedeckt. Es ist ein seltsamer Mißgriff, Verbrechen zu verherrlichen, um die Revolution beliebt zu machen. Nicht die Entsehllichkeiten der Revolution sind es, welche die Freiheit hervorgebracht haben: die Anarchie hat nur die Militärherrschaft herbeigeführt. Diese Militärherrschaft würde noch dauern, wenn derjenige, welcher den Ruhm zu seinem Mitschuldigen machte, sich im Genuße des Sieges zu maßigen gewußt hätte. Die constitutionelle Regierung gieng aus dem Schoße des Jahres 1789 hervor. Wir sind nach langen Verirrungen wieder zum Ausgangspunkt zurückgekehrt; aber wie viele Wanderer sind nicht unterwegs liegen geblieben! 1)

La-
martine. Gegen jene Theorie, welche diese Verbrechen durch die Politik rechtfertigen will und „das Wohl des Staates zum Taufwasser macht, das alle Fehler und Verbrechen abwäscht,“ 2) hat Lamartine 3) sehr schön gesagt: „Einige sprechen von 10.000, andere von 2000 bis 3000 Opfern der Septembertage. Das Verbrechen jedoch liegt nicht in der Zahl der Ermordeten, sondern im Thun der Mörder. Eine barbarische Lehre hat diese rechtfertigen wollen. Die Lehren, welche gegen das Gewissen verstoßen, sind nur Sonderbarkeiten des Geistes, welche die Verwirrung des Herzens bemänteln sollen. Man will größer scheinen, indem man sich zu sogenannten Anschauungen eines Staatsmannes erhebt über Bedenken der Sittlichkeit und die zarten Regungen der Seele. Man meint so, über den Menschen zu stehen; doch täuscht man sich, man sinkt dann unter die Menschen. Alles, was dem Menschen etwas von seinem Zartgefühl abschneidet, nimmt ihm einen Theil seiner wahren Größe hinweg. Alles, was sein Gewissen verlegt, nimmt ihm einen Theil seiner Einsicht. Die Einsicht liegt im Geiste, beruht aber auf dem Gewissen. Die Systeme täuschen, das Gefühl allein ist unfehlbar wie die Natur. Das Verbrecherische der Septembertage bestreiten, heißt sich am Gefühl des Menschengeschlechtes vertheidigen, heißt die Natur verleugnen, welche das sittliche Element im Instinct ist. Am Menschen ist nichts größer als die Menschlichkeit. Mordmord darf eine Regierung ebensowenig begehen als ein Einzelner. Die Menge der Opfer verändert den Charakter des Mordes nicht. Besleckt ein Tropfen Blut die Hand dessen, der es vergoß, so waschen Ströme von Blut einen Danton nicht rein. Pyramiden von Leichen stellen höher, es ist wahr, — aber nur in der Verwünschung der Menschheit.“

Wie die bessere Stimmung sich wieder regen konnte, begann die Anklage der Morde, zuerst derer, die in der Provinz begangen wurden, dann der Morde in Paris.

Der
Convent. In Charleville hatten Fremde, welche man weiter nicht kannte, gemordet, man konnte sie also nicht verfolgen. Die Mörder in Couches jedoch waren bekannt, aber entflohen; die dortigen Behörden verurtheilten am 17. Januar 1793 neun von ihnen in contumaciam zum Tode. Am 20. Januar 1793 wurde die Verfolgung der Septembermörder auch im Convent beantragt. Der Jakobinerclub erhob sich dagegen: Isnard habe doch selber gesagt, daß die Volkswache nur das Schweigen des Gesetzes ergänze; man müsse allerdings unschuldige Opfer beweinen, aber ob unter jenen Erschlagenen auch nur ein Unschuldiger gewesen

1) Chateaubriand, *Études historiques*, I, p. 77.

2) Pétion, *Observations* l. c. p. 367.

3) Lamartine, *Girondins*, XXV, p. 8, 22.

Ban-
juinats. sei? und wenn ein Unschuldiger gefallen sei, ob man sich am Volke dafür vergreifen dürfe? Es ward daher beantragt, der Convent solle den Beschluß vom 20. Januar zurücknehmen. Lanjuinais widersprach: „Nein, es ist unmöglich, dem guten Volke von Paris die Morde aufzuhalsen! Es ist ja bekannt, daß die Listen von Deuten im Amte angefertigt wurden; man weiß, auf wessen Befehl die Opfer in Stücke gehauen wurden, man weiß den Lohn, den die Mörder für den Kopf bekamen. Die Rechnungen der Sectionen weisen die Kosten nach. Es war nicht eine Volksbewegung, es waren Racheacte von einzelnen, es waren Mächtigungen.“ Als Grangeneuve dagegen von den Vertheidigern der Freiheit faselte, fuhr ihn Ruamps an: „Schweige! hast du nicht deinen Kollegen Jounneau in der Abtei ermorden lassen wollen, um dich an ihm zu rächen?“ und Grangeneuve verlor vollständig die Fassung. Nichtsdestoweniger beschloß der Convent die Verfolgung der Septembermörder vorläufig aufzugeben. 1)

Billaud-
Varenes. Der Jakobinerclub war damit nicht vollständig zufrieden und Billaud-Varenes hielt bei diesem Anlaß eine Vertheidigung der Septembermorde, die er bloß aus der Angst und dem Zorne des Volkes erklärte: „Das Volk beeilt sich auf den Feind zu stürzen, aber es bedenkt, daß die Gefängnisse voll sind von Verschwörern; es weiß, daß es nur die Befreiung der Mitschuldigen und geheimen Schürer gilt, wenn die Preußen voranrücken. Es weiß, daß es Weiber, Kinder zurückläßt, und opfert zunächst für ihre Sicherheit jene Feinde, die es gerade unter die Hände bekommt. Diese schreckliche Rache hielt den König von Preußen sechs Tage lang auf. Die Furcht, die königliche Familie unter den Streichen des mit Recht gereizten Volkes fallen zu sehen, hielt den Marsch der Preußen auf. Wenn ihr in einer revolutionären Aufregung ein Verbrechen sehen wollt, so strafet die Sieger von Jemappes, strafet die Helden, welche die Freiheit gerettet haben.“ In dieser Rede des Septembermörders Billaud-Varenes liegt der Kern aller Darstellungen, mit welchen diese entsehllichen Tage bisher französische und andere Schriftsteller beschönigt haben. 2)

Georg
Kerner. Erst die neueren Forschungen in den Archiven haben über manche wichtige Fragen wahres Licht verbreitet. Die deutschen Zeitungen richteten sich meist nach den Pariser Blättern. Zu correspondieren von Paris aus hatte seine große Gefahr; denn die Briefe wurden geöffnet. Der Schwabe Kerner, der in der Hamburger Zeitung Berichte erstattete, mußte sich plötzlich flüchten, wollte er nicht ins Gefängnis und auf die Guillotine kommen; einem Delsner drohte das gleiche Los, er flüchtete in die italienischen Alpen. Diese jungen Männer schwärmten 1789 für die Revolution und waren bald bitter enttäuscht, ihr Glaube an den Adel der Menschheit geknickt, ihr Lebensglück vergällt. Der Däne Rist 3) nennt Kerner einen Elektrizitätsträger und kometenartigen Geist, einen Vater der Armen, einen beharrlichen Forscher im Fache der Heilkunst, aber ihm sei in der Revolution die Richtung der Gefühle und Gedanken nach dem Ewigen und Unvergänglichen, die das Herz allein reich und zufrieden macht, ganz erloschen. Die wüste Zeit der Revolution, die greuelvollen Thaten und Worte, die seine Jugend in Frankreich umringten, hätten sie gestört. „So aber nagte ein innerer Gram an seinem Herzen und malte sich auf seinen blassen Wangen: der Gram über Europas Knechtschaft und der tiefe Unwille über die militärische Gewaltherrschaft des Etnen. Seltsam äußerten sich oft die widersprechenden Gefühle des Hasses und der wildesten

1) Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 611—614.

2) Ibid. III, p. 615—619.

3) Lebenserinnerungen, II, S. 39—40.

jakobinischen Schwärmerei mit dem unfreiwilligen Wohlgefallen an den ungeheuern Thaten, die jener Mann verrichtete, mit schwäbischer Energie ausgesprochen.“

Johann Georg Kerner,¹⁾ geboren 1770 in Ludwigsburg, war ein älterer Bruder des Dichters und Arztes Justinus Kerner, an der Karlschule 1779—1791, wo er die Doctoratswürde erlangte. Zu seiner weiteren Ausbildung bezog er 1791 die Universität Straßburg, wo er aber wegen einer Rede im Club der Constitutionsfreunde die Unterstützung verlor, die ihm der Herzog bewilligt hatte; er wanderte nun zu Fuß nach Paris, wo er sich namentlich an Schlabrendorf anschloß und von Reinhard begünstigt wurde. Er war eifrig im Studium der Medicin und als Arzt, als Politiker eiferte er für die Verfassung, er rettete vor der Volkswuth einen Deputierten, der für Lafayette gestimmt hatte; er begab sich als Nationalgardist in der Nacht des 9. August in die Tuilerien, um für Ludwig XVI. zu streiten. Das Entsetzen über die Septembergrenel trieb ihn den Girondisten in die Arme. Im Mai 1793 mußte er fliehen; seine Hoffnung waren jetzt nur noch die Siege der Republik, er wirkte für sie in der Schweiz. 1795 wagte er sich wieder nach Paris. Reinhard nahm ihn als Gesandten mit in die Hansestädte, nach Florenz, nach Bern. 1800 kam er nach Hamburg, wo er den „Nordstern“ herausgab März bis Juli 1802; er wurde unterdrückt und Kerner floh nach Schweden, von wo er den Stoff zu seinem Buch „Reise über den Sund“ zurückbrachte. 1807 bis 1810 war er Agent für Bremen, auch für Lübeck bei den französischen Behörden in Hamburg. Der Gram über die politischen Zustände zehrte an seinem Leben. Er starb 7. April 1812 in Hamburg.

Schlabrendorf

Der geistvollste unter den Enttäuschten war Gustav Graf von Schlabrendorf, geboren 1750 in Stettin, erzogen in Schlesien, wo sein Vater seit 1755 dirigirender Minister war, gebildet in Frankfurt an der Oder und in Halle, wo namentlich Friedrich A. Wolf ihn begeisterte, durch sechsjährigen Aufenthalt auf der Insel ganz Engländer, befreundet mit dem Philosophen Jakobi und mit dem Freiherrn von Stein, begrüßte er mit den freudigsten Hoffnungen die Eröffnung der Stände in Versailles und weilte seit 1789 immer in eifrigen Studien in Paris, von dessen Kunstschätzen so gefesselt, daß er es nicht mehr verließ, obgleich er von den Jakobinern nach dem Sturze der Gironde als eifriger Anhänger Condorcets, Merciers und Brissots verhaftet und zum Tode verurtheilt wurde. Ahtzehen Monate saß er in der Concergerie, jeden Tag des Todes gewärtig; sein Bart wurde grau.

in Haft, verurtheilt,

Auch im Gefängnis großmüthig wie immer, unterstützte er die Armen, unterrichtete er die Lernbegierigen, machte er für andere Bittschriften, gab er seinem Freunde Delsner, auf daß er fliehen könne, eine größere Geldsumme mit: „Nehmen Sie das Geld, da Sie noch fliehen können; brauchen Sie es als das ihre; sehen wir uns wieder, so geben Sie mir zurück, was noch da ist; werde ich guillotiniert, so gehört es Ihnen ganz.“ — Guillotiniert wurde er nicht, wie durch ein Wunder entrann er dem Tode durch seine Eigennart. Varnhagen erzählt: „Eines Morgens kam wie gewöhnlich der Karren zur Ab-

bergessener.

¹⁾ Vergl. den Artikel „J. G. Kerner“ von Wohlwill in der Deutschen Biographie, XV, S. 640—642.

holung der für den Tag zur Hinrichtung bestimmten Personen. Auch Schlabrendorfs Name wurde ausgerufen und er machte sich ohne Widerstreben und Klagen sofort auf, um seinem Schicksale zu folgen. Fassung und Gleichgiltigkeit waren damals in solchem Falle allgemein, ihm aber vorzüglich eigen. Angekleidet war er bald, nur seine Stiefel fehlten; er suchte sie, suchte sie mit allem Eifer; der Kerkermeister half suchen, aber vergebens, sie waren entwendet, vertauscht oder in einen Winkel gestellt, genug, nicht zu finden. Voll Verdruß, nach vielem Bemühen, sagte Schlabrendorf endlich zum Kerkermeister: „Nun, ohne Stiefel kann ich heute doch nicht fort, das sehen Sie ein. Wissen Sie was,“ — setzte er mit harmloser Treuherzigkeit hinzu — „nehmen Sie mich morgen statt heute, es kommt ja auf den einen Tag nicht an.“ Der Kerkermeister fand den Vorschlag richtig; ein anderer Gewinn als der klägliche eines Aufenthaltes von vierundzwanzig Stunden fiel dabei niemanden ein. Der Karren, dessen Ladung durch einen Kopf mehr oder minder nicht merklich verändert schien, fuhr mit seinen Schlachtopfern ab und Schlabrendorf blieb zurück. Am andern Morgen erneuerte sich die Abholung; der Versäumte, jetzt mit Stiefeln versehen, war, gleich den Gerufenen dieses Tages bereit, zur traurigen Fahrt — aber sieh da! sein Name kam nicht vor, auch den dritten und vierten Tag nicht und überhaupt nicht! Sehr natürlich, er war mit der Liste des ersten Tages abgethan für immer; wer konnte so genau nachzählen? Man nahm den Gerufenen als abgeliefert und guillotiniert an, das Versäumnis kümmerte niemanden, für jeden folgenden Tag hatte man schon Vorrath genug! Der Kerkermeister war kein böser Mensch, er wollte nicht gerade den Angeber machen, aber ebensovienig hätte er den Gefangenen nun freilassen mögen. Dieser blieb also im Kerker vergebens, bis der Sturz Robespierres gleich vielen anderen auch ihm die Freiheit wieder brachte.“¹⁾ — Der Bart war ihm im Gefängnis lang gewachsen und er trug ihn fortan lang als Ehrenzeichen.

gerettet

Trotz seines großen Vermögens lebte der „Diogenes von Paris“ einfach, immer in dem gleichen Zimmer, dessen Möbel höchst ärmlich waren, ganz nur seinen Studien. Von der Regierung ward er nicht beachtet, auch nicht gestört. Arme Landsleute unterstützte er gerne mit Geld, mit gutem Rath, Schriftsteller mit Gedankenspäßen, selbst originellen Aufsätzen, die sie als eigene Arbeit verkaufen konnten. Er selber gab unter eigenem Namen nie ein Buch heraus. Schulen, namentlich für Arme, gemeinnützige Unternehmungen unterstützte er gern, für neue Erfindungen, zum Beispiel die Stereotypie, war er sehr eifrig. Das 1804 erschienene merkwürdige Buch: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate“ soll im wesentlichen aus seinen Mittheilungen und größtentheils auch aus seiner Feder stammen. Richardt soll nur der muthvolle Herausgeber gewesen sein. So behauptet Varnhagen:²⁾ Der Philosoph Heinrich Jakobi hörte aus seinem Mund die Worte: „Es war acht Jahre lang hier alles drunter und drüber gegangen, wie in einer Bauernschenke, einem Saufgelage, wo einer den andern überschreit, eine Prügelei die andere ablöst. Da trat Bonaparte mit seinem ‚Holla‘ auf. Holla! rief er, und nur ein Holla machte er. Sein erstes war, alle Richter auszublasen. Er brachte keine Entscheidung, sondern nur ein Ende aller Fragen. ‚Gleichviel,‘ schrie er, ‚Freiheit oder keine Freiheit, Religion oder keine Religion,

Wohlthätigkeit.

Urtheil über die Revolution und Bonaparte.

¹⁾ Varnhagen, Denkwürdigkeiten, IV, S. 427—429.

²⁾ Ibid. IV, S. 429.

Moral oder keine Moral, es ist alles einerlei; Liberté, Egalité! Dabei bleibt es, und daß jetzt keiner mehr das Maul darüber aufthue und sich anders rühre, als man ihn heißt; denn, wie es nun ist, so sollte es werden, und so muß es bleiben.' Dieselbe Rede und nur nach den Umständen ein wenig verändert, hat der große Mann seitdem an das ganze Europa gerichtet. Das einzige noch übrig gebliebene Jakobinervolk, England, soll zerstört werden, und dann wird es mit dem unverschämten Selbstdenken und Selbstwillen überall wohl gehen, und alles draußen sich ebenso gemächlich fügen, wie es sich im Innern wohl gefügt hat. Mit dem deutschen Vorwitz hat es ohnehin nichts zu sagen; man droht nur mit dem Stock und so ist alles still."

Ein Gespräch mit ihm soll höchst belehrend, reich an Gedanken gewesen sein. Sinnreiche Bemerkungen strömten aus seinem Mund. Ein Patriot blieb er immer. 1813 brachte er große Opfer dem Vaterland. Nach dem Einzug der Verbündeten besuchten hohe Personen den Diogenes von Paris. Als Lohn für sein Thun nahm er nur das eiserne Kreuz an. Als er 1826 starb, fand sich so wenig bares Geld bei ihm, daß die preußische Gesandtschaft die Begräbniskosten decken mußte. Er hatte sich selbst die Grabinschrift gesetzt: „Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius.“

Die Anklagen gegen die Septembermänner wurden schließlich durch den Sturz der Girondisten unterdrückt. Der Berg hatte gesiegt, spaltete sich aber, und nun warfen nicht mehr die Girondisten den Bergmännern, sondern die Bergmänner einander die Septembermorde vor.

Tallien. Als Tallien am 7. November 1794 das Gebahren im Finanzwesen tadelte, warf ihm Cambon stolz zum Vorwurf hin: „Komm, klag' mich nur an. Ich habe nichts verbraucht, ich habe nur überwacht. Wir wollen sehen, ob du in deinem besondern Thun die gleiche Uneigennützigkeit gezeigt hast. Wir wollen sehen, ob im Monat September, als du bei der Commune warst, du nicht deine Unterschrift gabst zu einer Summe von 1500 Livres, über deren Verwendung du erwöhnen mußt. Ja, ich klage dich an! du blutdürstiges Ungeheuer, ich klage dich an, du hast deine Hände in Blut getaucht. Du bist wenigstens durch deine Nebenmitschuldig an den Morden, die in den Gefängnissen von Paris geschehen sind, du hast das Brigantenthum begünstigt.“ Tallien wagte kein Wort zu erwidern. Als er am 16. Januar 1795 gegen die Abschaffung der Todesstrafe und für Beibehaltung derselben bei den großen Verbrechern sprach, riefen ihm seine alten Freunde vom Berge den Namen „Septembermörder“ zu.¹⁾ Reck entgegnete Tallien: „Gut, ich nehme die Anklage an, kommt nur mit vor Gericht!“ Niemand aber erhob sich jetzt gegen ihn, und dadurch ermutigt, fuhr er fort: „Ich fordere alle Mordelörder auf, alle Mitglieder revolutionärer Ausschüsse, alle ihre Helfershelfer, mich anzuklagen. Es gibt viele darunter, die mich nur einen Septembermörder²⁾ nennen, um meine Stimme zu ersticken, weil sie wissen, daß ich alles angesehen habe; sie wissen, daß ich mich der Gewalt, die ich damals bekleidete, nur bediente, um vor dem Schwerte der Mordelörder eine große Anzahl von Personen zu retten. Sie wissen, daß ich allein in der Commune mich in die Mitte der Mörder zu werfen wagte, damit sie nicht die der Commune vertrauten Schätze wegstahlen. Ich that meine Pflicht bei dieser Gelegenheit und werde sie

¹⁾ Massacreur du Septembre. „Moniteur“ de 20 Brumaire 1794.

²⁾ Egorgeur du 2 Septembre. Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 620—621.

auch thun, indem ich diejenigen entlarve, die unter uns sitzen, und die es wagen, mich an diesen blutigen Tag zu erinnern.“ Beifall ertönte. Alle Blicke richteten sich auf Paris und Sergent.

Je mehr Beruhigung eintrat, umso häufiger kamen Deputationen, welche die Verfolgung der Septembermörder verlangten, „dieser Tigertagen, welche ein Herz und eine Stirn von Eisen hätten“. Die Richter faßten dadurch Muth.

Zuerst wurden von den Mördern der Priester in Couches zwei hingerichtet, dann folgten andere, zum Beispiel durch das Criminalgericht von Saône und Voire. Endlich wurden Billaud-Varennes und Collot d'Herbois verbannt und zugleich eine allgemeine Verfolgung der Septembermörder angeordnet. Und jetzt wurden zwei Theilnehmer am Morde der Priester in Rheims hingerichtet. Zum Glück aber für die Schurken trat bald eine Amnestie ein, da der Convent am Schlusse den Schleier der Vergessenheit über die Ereignisse der Revolution werfen wollte. Ein Beisatz des Amnestiegesetzes wurde jedoch von den Richtern benützt, die Verfolgung der Mörder dennoch fortzusetzen, und so wurden vier der Mörder von Meaux hingerichtet und bald begann auch ein längerer Prozeß gegen die Septembermörder in Paris.¹⁾ Schauerliche Dinge kommen dabei zutage, zum Beispiel, daß die Geliebte eines der Mörder die Leichen auf dem Wagen mit ihren Füßen zusammenstampfte, und einem Opfer, das noch athmete, mit ihren Holzschuhen den Rest gab,²⁾ und, auf den Leichen sitzend, ihr Essen verzehrte.

Die Ruchlosigkeit der Mörder trat dabei entsetzlich zutage. Buonaparte schaffte einen großen Theil derselben nach dem Attentate vom 18. Fructidor nach ungesunden Inseln,³⁾ — da giengen sie durchgängig alle zugrunde. Im Jahre 1808 lebten von siebzig nur noch zwanzig; Fournier der Amerikaner entkam aber und wurde Seeräuber. Paris und Sergent schlüpfen durch und wurden kriechende Diener der Gewalt. Sergent zitterte, so oft er auf eine Erinnerung an die Septembermorde stieß. Die Dual der Gewissensbisse ist ärger, als schneller Tod. Die großen Schuldigen aber, die Auvenger, haben, wie wir im Verlauf der nächsten Capitel sehen werden, einander als echte Rainsbrut erbarmungslos aufs Schafott geschickt. Die armen Opfer der September-tage, die Geister der Ermordeten, schienen sie wie Furien zu verfolgen. —

Raub in Paris.

Die Behörden hatten schlimme Geister entfesselt. Das Morden hörte allmählich auf, aber das Rauben nicht. Acht Tage hindurch wurde in Paris geraubt: man wagte nicht mehr ohne geladene Pistolen auszugehen. Im

¹⁾ Mortimer-Ternaux hat aus den Archiven des Obersten Gerichtshofes eine Menge Namen und Thatfachen festgestellt. Andere Nachrichten fand er im britischen Museum.

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 631.

³⁾ Ibid. Anhang zu Band III: Procès et punitions des Septembriseurs, p. 611—639.

Stras-
raub. Namen des Vaterlandes wurden auf offenen Straßen und Plätzen den friedlichen Bürgern Börsen, Uhren, Ringe weggenommen; hin und wieder wurden den Frauen, die ihre goldenen Ohringe nicht sogleich hergeben wollten, diese sammt den Ohrkläppchen abgerissen. Manche dieser Diebe, die mitunter in Schärpen auftraten, waren sogar so feck, Empfangsscheine über das, was sie mitgenommen hatten, auszustellen; andere brachen unter dem Vorgeben, sie seien Commissäre des Pariser Bürgerrathes, in der Umgebung von Paris die Häuser der Ausgewanderten auf, rissen die obrigkeitlichen Siegel weg und nahmen das Silberzeug und andere Kostbarkeiten mit fort; den Milchweibern und Gemüsehändlern wurden ihre kleinen Summen im Namen des Vaterlandes abverlangt. Selbst die Todten wurden bestohlen, in der Kirche Saint-Roch sogar aus den bleiernen Särgen herausgeworfen, die man benöthigte, um Augen daraus zu gießen. — Der feckste Diebstahl wurde jedoch 16. September verübt. Von Räubern, welche die Uniform von Nationalgarden angezogen hatten, gedeckt, erbrachen einige Diebe, die man in den Gefängnissen freigelassen hatte, während man die ehrbaren Leute ermordete, jene Räume im Marineministerium, in welche man den Kronschatz aus den Tuileries gebracht hatte, und nahmen mit, was leicht einzustecken war — 25 Millionen an Wert.

Der
Kron-
schatz. Kostbare Dinge waren bei diesem Kronschätze, darunter nicht weniger als 9547 Diamanten.¹⁾ Unter diesen war der berühmteste der Regent, welcher 146 Karat wog und auf 12 Millionen Livres geschätzt wurde. Perlen waren 513 Stücke im Schätze, die schönste wurde auf 200.000 Livres geschätzt, die schlechteste auf 300 Livres. Rubinen waren 230 Stück vorhanden, der schönste war 50.000 Livres wert, der schlechteste 50. Topase fanden sich 71, der schönste war auf 6000 Livres, der schlechteste auf 150 geschätzt. Smaragde fanden sich 150, der schönste war auf 6000 Livres geschätzt, der schlechteste auf 150 Livres. Unter den 134 Saphiren war der schönste auf 100.000 Livres veranschlagt, der schlechteste auf 120. Von den drei orientalischen Amethysten war der schönste auf 6000 Livres, der schlechteste auf 200 Livres bewertet. Die Bronzebilder waren auf 160.420 Livres veranschlagt. Darunter waren zwei Gruppen von Michelangelo. Bronzen, Marmorbilder und Gemälde sollen zusammen 382.882 Livres wert gewesen sein.

Die
Räuber. Wer hat den Raub begangen? Die Roland sagt: „Millionen geriethen in die Hände von Leuten, die sich ihrer bedienen mußten, um die Anarchie, die Quelle ihrer Herrschaft, zu unterhalten“, und bemerkt, wie Fabre d'Églantine am Tage nach dem Diebstahle in der Kammer des Kronschatzes²⁾ zu ihr kam und ein Langes und Breites darüber sprach, es werde niemals gut gehen, wenn man nicht die Gewalten concentrierte; der Vollziehungsrath müsse die Dictatur haben und sein Präsident müsse sie ausüben. Er beklagte die Blünderung in der

1) Inventaire des diamans de la Couronne, des perles, pierreries, pierres gravées et autres monuments des arts et des sciences. Inventaire fait en conformité des décrets de l'Assemblée Nationale par ses commissaires MM. Bion, Christin et Delâtre, Députés à l'Assemblée Nationale. Imprimé par ordre de l'Assemblée Nationale. Paris 1791.

2) Garde-meuble.

vergangenen Nacht, welche der Nation wahre Reichthümer geraubt hätte: er fragte, ob man nicht über die Urheber derselben einige Aufschlüsse besäße. Er wunderte sich, daß man gar nichts vorhergesehen habe; er sprach von Robespierre und von Marat als von Hitzköpfen, die man gewähren lassen müsse, von Leuten, die es ganz gut meinten, die sehr eifrig seien, um derentwillen man sich aber keinen Kummer machen dürfe. Die Roland gab wenig Antwort und sagt: „Bis auf den jetzigen Augenblick habe ich nicht erfahren können, was der eigentliche Zweck dieses sonderbaren Besuches war. Die Zeit wird es lehren.“¹⁾ Da aber seitdem Fabre d'Églantine als der Vertraute Dantons dasteht, hat er vielleicht in dessen Auftrag die Roland aushorchen sollen. Wahrscheinlich hat Danton damals an seine eigene Dictatur gedacht.

Übrigens kam eine Dictatur vielfach zur Besprechung. — Brudhomme Dictatur erzählt von einer Versammlung, die am 3. September 1792 im Justizministerium stattfand und der alle Minister außer Roland beiwohnten; auch Pétion, Robespierre, Desmoulin, Fabre d'Églantine, Manuel, die Vorstände der 48 Sectionen und die Befehlshaber waren dabei. Die Fortschritte der Fremden gegen Paris waren Gegenstand der Berathung. Der Kriegsminister Servan äußerte große Besorgnis. Danton, der den Vorsitz führte, redete allen Muth ein. Alle wußten, daß in den Gefängnissen zur Zeit gemordet wurde.

Theophile Mandar, Vicepräsident der Section du Temple, fragte Danton: Mandar. „Sind jetzt alle Maßregeln getroffen gegen den Feind nach außen?“ — Danton bejahte es. — „Gut,“ sagte ersterer, „dann beschäftigen wir uns mit dem Inneren!“ — und schlug dann vor, die Anwesenden sollten sich in so viele Gruppen theilen, als Gefängnisse wären, in denen gemordet wurde, und sollten durch ihr Ansehen und die Amtsgewalt, die ihnen zur Verfügung stehe, dem Blutvergießen sogleich ein Ende machen. Man hörte ihn aufmerksam an, nur Danton gab die kalte Antwort: „Halt's Maul! das war nothwendig!“²⁾ — Mandar nahm jetzt Robespierre und Pétion in ein Nebenzimmer und sagte zum ersteren: Robespierre. „Erinnerst du dich noch, wie du am 17. August vor den Schranken der Nationalversammlung ein besonderes Gericht für die Verschwörer vom 10. August verlangtest, wie Thuriot dich bekämpfte und wie ich dir half, und wie du die Errichtung des Gerichtes erlangtest? Du kennst also meine Kraft als Redner.“ — „Ganz gut; aber was willst du damit sagen?“ — „Nun, wenn Pétion und du meiner Ansicht seid, so sage ich es Lacroix (der damals Präsident war) und den Secretären der Versammlung und morgen trete ich mit euch vor die Legislative und schlage ihr vor, die Römer nachzuahmen, welche in den Zeiten großer Gefahr einen Dictator wählten, und meine Stimme soll hallen wie ein Donner, und ich schlage dann vor, der Dictator soll dem Morden ein Ende machen und nur Macht haben gegen das Verbrechen, und seine Gewalt soll nur vierundzwanzig Stunden dauern. Und ich stehe dafür, augenblicklich hören die Morde auf.“ — „Nimm dich inacht, damit würde Brissot Dictator werden“, antwortete Robespierre.³⁾ — „O Robespierre,“ antwortete Mandar, „nicht die Dictatur ist es,

1) Roland, Mémoires, II, p. 46—48.

2) „Sieds-toi! Cela était nécessaire.“

3) „Garde t'en bien, Brissot serait dictateur.“

die du fürchtest, nicht das Vaterland ist es, was du liebst; Brissot ist es, den du hassest.“ — Robespierre antwortete: „Ich verabscheue die Diktatur und verabscheue Brissot.“ — Der „tugendhafte Pétion“ wohnte der Unterredung bei und sprach kein Sterbenswörtchen. So waren damals die Zustände.

Raub des Kronschates war der Vorwurf, den fortan die Bergmänner und Girondisten einander machten. Marat warf Roland den Raub vor, als Minister des Innern hätte er ihn besser bewachen sollen. Beide Parteien betrieben deshalb die Verfolgung der Räuber. Mehrere wurden eingefangen, acht derselben wurden zwischen dem 16. October und 11. November 1792 hingerichtet, durch Urtheil des Tribunals vom 17. August.¹⁾ —

Wie sprachen sich die Zeitungen in Paris über die Septembermorde aus?

Die freie Presse ist in Zeiten solcher Wirren eine Macht und von hohem Werte. Ein Engländer sagte einmal: „Sind auch alle Freiheiten angetastet, besteht nur noch die freie Presse, so kann ich mit ihr alle verlorenen Freiheiten wieder zurückgewinnen.“ Aber die Freiheit der Presse bestand in Paris damals nur dem Namen nach, in Wahrheit war sie geknechtet und die Schriftsteller gaben sich dazu her, wahrscheinlich durch den Gemeinderath in Angst versetzt, nicht bloß die Mörder zu loben, sondern auch noch die Opfer zu beschimpfen, und ein neuerer Geschichtschreiber sagt darum mit Recht, er ziehe noch die Mörder diesen Schriftstellern vor, denn noch häßlicher als das Verbrechen sei die Vertheidigung des Verbrechens.²⁾

Da war es zuerst die Zeitschrift, welche mit den Prozeßen des Gerichtes vom 17. August sich beschäftigte,³⁾ welche die Septembermorde als ein unvorhergesehenes Ereignis hinstellte, welches das Wohl der Republik unglückseligerweise nöthig mache. — Seit Jahrhunderten trogten die größten Verbrecher dem Gesetze und wußten sich ihm zu entziehen, während doch die Verachtung der Gesetze das größte Übel sei. Dann werden die Namen der vier- undzwanzig ersten Opfer in der Concierrerie aufgezählt, an welchen das Volk einmal Rache genommen. Hierauf verspricht das Blatt eine Fortsetzung seiner Berichte, ließ aber nie eine erscheinen.

Der „Departementsbote“⁴⁾ erzählt am 3. September den Mord der Priester, an denen das Volk eine schreckliche, aber nöthige, weil abgedrungene, Gerechtigkeit für eine Verschwörung geübt habe. Die Beweise habe man gefunden: während die Bürger gegen den Feind an die Grenze eilten, zogen 100.000 andere gegen die Gefängnisse, die von Räubern angefüllt waren, welche sich sonst auf das gute Volk gestürzt hätten. Die Entrüstung sei groß gewesen, aber dennoch habe die Gerechtigkeit ihr Schranken gesetzt. Es habe sich nämlich ein Gericht gebildet,

¹⁾ Mortimer-Ternaux versichert l. c. IV, pag. 5, die Beweise in Händen zu haben, daß die Verabreichung des Kronschates gerade von den Dieben begangen wurde, welche am 2. und 3. September vom Volksgericht aus den Gefängnissen entlassen wurden.

²⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, IV, p. 411.

³⁾ „Bulletin du tribunal criminel“, Nr. 9.

⁴⁾ „Le courrier des départements“, Nr. 3.

das alle Unschuldigen frei sprach und nur die Verbrecher zum Tode verurtheilte. Es sei besser, sie seien jetzt zugrunde gegangen, später wären sie ja doch auf Schafott gekommen.

Dabei wird das Volk noch gepriesen, daß es aus Rücksicht auf das dreifarbene Band nicht in den Temple gedrungen, und an dem großen Verbrecher (Ludwig XVI.) Rache genommen habe, dessen Aburtheilung übrigens den 83 Departements und dem Nationalconvent zustehe. — „Laßt an euch vorbeiziehen die Gerechtigkeit des Volkes“,¹⁾ ruft der Redacteur Gorsas, wie einst die Franzosen sagten: „Laßt an euch vorübergehen die Gerechtigkeit des Königs“²⁾ — gleichsam als ob die Gerechtigkeit eine Art Würgengel wäre, den man mit stillem Grauen an sich vorüberziehen lassen müsse, ohne es zu wagen, seinen Namen auszusprechen. Übrigens hören wir in Gorsas die Stimmung der Gironde heraus, der er anhieng und für die er am 7. October 1793 das Schafott bestieg — gleichfalls „im Namen des Volkes“, während ihn die Jakobiner in ihren Blättern verhöhnten, wie er es jetzt den armen Priestern that. — Gorsas,³⁾ geboren in Limoges 1751, war ursprünglich Vorstand einer Erziehungsanstalt und dann Redacteur des „Landboten“.

In demselben Sinne — offenbar war allen Redacturen vom Gemeinderathe die Lösung gegeben — stellt auch Prudhomme die Septembermorde als Wirkung der Entrüstung des Volkes über eine Verschwörung dar. In der Nacht des 2. zum 3. September sollten auf ein gegebenes Zeichen die Gefangenen und die Aristokraten, die man glücklicherweise noch bei den Hausdurchsuchungen gefangen gesetzt, los schlagen, sich der wichtigsten Posten und der Kanonen bemächtigen, dann über die Patrioten herfallen und die Preußen und Oesterreicher, die schon in der Nähe seien, in Paris einführen. Beim Volke aber sei der Entschluß fest und unerschütterlich geworden, ehe es gegen den Feind ziehe, zuerst mit den Schurken aufzuräumen, welche Paris vielleicht diese Nacht in Brand gesteckt hätten. „Das Volk ist menschlich“, sagt Prudhomme, „aber es hat keine Schwäche. Überall, wo es das Verbrechen bemerkt, stürzt es darauf los, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder Stand des Schuldigen.“ — Dann macht Prudhomme den bisherigen Gerichtshöfen noch ob ihrer Langsamkeit Vorwürfe, welche schuld sei an allem Blute, was am 2. und 3. September geflossen: „Das Volk in seiner Ungeduld entreisst endlich euren Händen das bisher allzu langsame Schwert der Gerechtigkeit und vollbringt das, was ihr schon lange hättet thun sollen.“

Mit Erinnerungen aus Classikern prahlen diese Schurken immer, wenn sie ein Verbrechen rechtfertigen wollen, und so mißhandelt auch Prudhomme den berühmten Vers Virgils: „Discite justitiam moniti et non temnere plebem.“ — Bei diesem Anlasse brachte er auch das Märchen auf von der kleinen Guillotine von Mahagoniholz, welche die Reichen zum Nachts auf ihren Tafeln stehen hätten und auf welcher man Figuren aus Zucker zum Spass köpfe, welche die Gestalt der ersten Männer der Revolution hätten. Ein süßer Saft laufe statt des Blutes heraus, den die Damen begierig einschlürften, oder ein rothes kölnisches Wasser, in das sie gierig ihre Sacktücher tauchten. Die Sache wurde vom Volke begierig aufgegriffen und geglaubt, aber trotz der sorgfältigsten Nachforschung wurde nie eine solche Guillotine gefunden.

¹⁾ „Laissez passer la justice du peuple.“

²⁾ „Laissez passer la justice du roi.“

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 426. — Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 416—419.

Prudhomme.

La guillotine d'acajou.

Pétion.

Marat.

Die Presse nicht frei.

Bulletin du tribunal.

Le courrier des départements.

Brudhomme und seine Mitarbeiter, worunter Fabre d'Eglantine und Chaumette sind große Lügner. Desungeachtet gelten seine „Revolutionen von Paris“ vielen Schriftstellern als eine Quelle ersten Ranges, obwohl sie nur mit höchster Vorsicht zu gebrauchen sind. Brudhomme war Buchdrucker und Zeitungsschreiber zugleich und verstand den Leuten nach dem Munde zu reden. Er übertrug Camille Desmoulins an republikanischer Gesinnung, an Haß gegen alle Fürsten. Marie Antoinette galten seine Angriffe insbesondere, 1791 kündigte er in Straßensschlägen ein Werk an über „die Verbrechen der Königinnen von Frankreich, die jetzt regierende mit eingeschlossen“,¹⁾ und so schwach war die Regierung, daß der Verfasser nicht verfolgt wurde wegen Majestätsbeleidigung. Das gab ihm Muth, noch lecker aufzutreten mit einem neuen Straßensanschlage in großen rothen Lettern: „Brudhomme an alle Völker der Welt! Ich gebe kund und zu wissen, daß ich sofort die Verbrechen aller Fürsten Europas, der Päpste, der Kaiser, der Könige von Spanien u. s. w. veröffentlichen werde. Das erste Bedürfnis eines freien Volkes ist, die Verbrechen seiner Könige zu kennen. Trotz der Wachsamkeiten der Despoten werde ich Tausende von Exemplaren in ihre Länder unter meiner Devise ‚Freiheit der Presse oder der Tod‘, zu bringen wissen.“

Umkehr. Derselbe Brudhomme veröffentlichte im Jahre 1797 die „Allgemeine Geschichte der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden.“²⁾ Der Mann war auf einmal wie verwandelt: entweder hatte ihn das Miterleben der Schreckensherrschaft bekehrt, oder er hatte das Gefühl, daß er in diesem Tone mit seinen Druckwerken keinen Absatz finden werde. Die Sansculottensprache ist immer in seinem Stile zu bemerken, ebenso das Bedürfnis zu schmähen oder zu carikieren. Aber jetzt sind die Pfeile, wie früher auf den König und seinen Anhang, auf die Schreckensmänner gerichtet. Das Werk ist sehr beachtenswert, namentlich in den Angaben aus den Provinzen. Man findet darin Nachrichten, die man sonst vergebens sucht. Er nahm Notizen auf, wie sie ihm von den verschiedensten Berichterstattern zukamen. Daher die Mannigfaltigkeit der Schreibweise, die Widersprüche. Zwischenhinein kommen wieder declamatorische Stellen von ihm selber. Wie steht er aber im Widerspruche mit seinen früheren Äußerungen! Dieser selbe Brudhomme klagt jetzt die Notablen an, daß sie dem König nicht genug Geld bewilligt und dadurch all das Unglück hervorgerufen hätten, welches über Frankreich kam. „Ihre feige Sorglosigkeit richtete den Hof zugrunde. Die Nachwelt ist ihnen Zorn und Verachtung schuldig. Fluch über sie!“ — In einer anderen Stelle sagt er, die Beamten sollten in goldenen Buchstaben auf ihren Amtskleidern den Satz tragen: „Es gibt ebensoviele Freiheit unter einem guten Fürsten, als es Tyrannei gibt unter einer schlechten Republik.“ Jetzt leugnete Brudhomme allerdings weg, daß er Beziehungen zu Danton und Camille Desmoulins gehabt habe. 1799 sagte deshalb ein freimüthiger Schriftsteller über ihn:³⁾ „Wenn das französische Volk einmal einen Preis für feige Schurkerei aussetzt, so kann niemand ihn dem Herausgeber der Revolutionen von Paris, dem Thermites der Revolution, streitig machen. Seit der Reaction verließ er das Banner der Anarchisten und will sich unter die Leute von Anstand mengen. Vom Buchbinderbuben zu Meany ist er bis zu einem der reichsten Besitzer in der Republik emporgestiegen und hat sogar die Stellung eines Aufsehers der Spitäler errungen.“

1) „Crimes des reines de France, jusqu'à la reine actuelle inclusivement.“

2) „Histoire des crimes commis pendant la révolution française.“

3) Dictionnaire des Jacobins vivants.

In diesen hält der betrunkene Charlatan seine ärgerlichen und schamlosen Gelage — und die armen Kranken!“

Dieser Brudhomme war es, der jetzt von Madame Tourzel sagte, sie sei bloß geschont worden, weil sie in Hoffnung war; er lobte die Schändlichkeiten, „mit denen man die Lamballe bestrafte“, und log von den österreichischen Uhlänen: „Sie hauen jedem Bürgerwehroffizier, den sie fangen, die Ohren ab und nageln sie ihm auf den Kopf.“ — Das Volk habe also Grund genug zum Zorn. Man müsse jetzt, nachdem das Hercules-Volk einmal angefangen habe, den Lugiasstall zu säubern, nur noch ein Gefängnis leeren, nämlich den Temple. Das werde übrigens der Convent schon thun, denn das Verbrechen dürfe nicht ungestraft bleiben, weil es eine Krone getragen! Also verlangte er die Hinrichtung des Königs.

Der „Moniteur“, seit 1800 Regierungsblatt, leitet die Ereignisse vom 2. bis 6. September gleichfalls von der Entdeckung der Verschwörung und vom Zorn des Volkes darüber ab und gibt ein Gewebe grober Lügen. Desgleichen der „Thermometer des Tags.“¹⁾ Es seien nur die Muechelwürmer, die Schurken, die Hochverräther an der Nation hingERICHTET worden. Das Volk lasse sich zu solchen Thaten der Rache nur durch dringende Gründe fortreiben. Es sei eben überzeugt gewesen, daß die Aristokraten und Priester die Gefängnisse öffnen und über Paris herfallen wollten, und es habe sich geärgert über das langsame Vorgehen der Gerichte. „Die Freunde der Menschheit trauern über derartige Ereignisse. Aber wen sollte man anklagen, wenn nicht einen verbrecherischen Hof, der in den Herzen aller guten Bürger nur den Zorn über seine Treulosigkeit erregte.“

Der „Patriote Français“, das Organ Brissots, ist sehr zurückhaltend und Girey gibt nur Thatsachen und schließt mit den Worten: „Welche Betrachtungen könnten mehr sagen, als diese Ereignisse?“ — Man sieht, welcher Druck auf den Geiſtern lastete. Der „Vote der Gleichheit“²⁾ meint, man müsse das Mitleid ersticken, denn die Gegner würden, wenn sie gestegt hätten, noch viel grausamer verfahren sein. Die „Chronik von Paris“ aber sagt geradezu, die Staatsraison enthebe von der Beachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze,³⁾ wie Kaiphas: „Es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk zugrunde gehe.“

Richtiger hat ein Engländer, Moore, der in jener Zeit in Paris lebte,⁴⁾ die Vorgänge charakterisiert, wenn er behauptet: dergleichen Frevel haben die Jahrbücher der Bosheit noch nicht aufzuweisen gehabt. „Der Pöbel, den man hier Volk nennt, welcher aber keinen Namen verdient, mit welchem man irgend etwas bezeichnen kann, was mit der menschlichen Natur in Verbindung steht, eine Rote Ungeheuer ist in die Abtei gebrochen und ermordet die Gefangenen. — Er meint, ein Gefängnis sollte ein gefeierter Zufluchtsort sein, denn die Gefangenen könnten auch ihre Unschuld darthun, und Unschuldige zu morden, sei ein großes Verbrechen, und kommt auf die ganz richtige Ansicht, daß die Nachricht von einer Verschwörung falsch sei. Diese versteckten Anführer, die an der Spitze versteckter Krieger die Gefängnisse aufbrechen, die Gefangenen bewachen, dann die königliche Familie befreien, dann über die Vaterlandsfreunde herfallen und sie mit Weibern und Kindern ermorden wollen, seien die plumpeste der Lügen, verbreitet, um

1) „Le thermomètre du jour.“

2) „Le courrier de l'égalité.“

3) „Salus populi, suprema lex esto“, oder: der Zweck heiligt die Mittel.

4) Moore, Tagebuch, I, S. 199 ff.

Schrecken zu erwecken und durch Schrecken das Volk zum Morde zu treiben. „Schrecken wollen sie und Gewalt erlangen und Gewalt behaupten durch den Pöbel; aber dieses Schwert kehrt sich oft gegen die, welche es führen wollen, und weder sie, noch irgend ein Mensch kann es immer am Griffe fassen. Ebenso gut könnten sie zum Meere sagen: ‚Bis hieher darfst du kommen und nicht weiter‘; und sollten auch diese Blutdürstigen nicht weiter gehen, gerechter Himmel, wie fürchterlich weit sind sie schon gegangen! Welchen Staatsvortheil kann Frankreich davon erwarten? Welche Revolution ist nicht zu theuer erkauft um die Schande der Nation, um die nie erhörten Greuel dieser Nacht, um diesen ehrlosen dritten September? — Die Sprache muß mit neuen Worten bereichert werden, wenn sie einen Ausdruck für so unerhörte Bosheit finden will.“

Wie Europa über das Geschehene urtheilte, ersieht man am besten in der Aufnahme, welche die Priester fanden, die dem Blutbade entrannten. Mit der Hinschlachtung der Priester hatten die Septembermorde begonnen. Das Ausland sah deshalb in den Priestern, die sicher die Grenze überschritten, Gerettete vor den Septembermorden. Damit kommen wir von selbst an

Das Schicksal der verbannten Priester.

Burke. Burke hatte also Recht behalten, als er Fox gegenüber, welcher behauptete, die Folge der französischen Revolution werde eine lange Reihe von Tagen der Menschlichkeit und Duldung sein, erklärte: „Gott schütze uns vor einem Frieden, der uns zu Mitschuldigen und Opfern einer solchen Raserei macht! Sie wird entweder vom bewaffneten Europa zurückgewiesen, oder Europa wird davon angesteckt werden. Der verheerende Strom bedroht alles; ja ich sehe es voraus, er wird bald die benachbarten Ebenen überschwemmen. Ich sehe nirgends Deiche, die ihm Widerstand leisten können in der Sache. Eine lange Reihe von Tagen der Menschlichkeit! Liegt die Bürgerschaft dafür etwa in den Mordthaten des Volkes, welche von mächtigen Männern so feige geduldet, benannt, hervorgerufen werden? Liegt sie in der teuflischen Nacht des 6. October, in jener Verschwörung gegen das Leben der liebenswürdigsten und der sonst beliebtesten Königin? Liegt sie in der häßlichen und blutdürstigen Triumphe über einen gefangenen König? In dieser unendlichen Reihe von Mezeleien, die niemand als solche bezeichnet, niemand als solche rächt; in diesen Freuden und Festen von Kannibalen? — Eine lange Reihe von Tagen der Duldung! Großer Gott, welche Duldung! Etwa jener, welche die Religion, die in so glücklicher Weise die Gestalt der Welt verändert und welche unter heiligen Gesetzen die christliche Völkerrepublik gegründet hat, welche jene Religion, sage ich, zuerst in Vergessenheit, dann in Verachtung bringt und zuletzt aufs grausamste verfolgt? Kommt und gebt ein Zeugnis für die französische Toleranz, ihr Bischöfe, ihr Pfarrer, welche sie beraubt, verjagt

und
jammert.

und geächtet hat; kommt zu uns! Ihr habt nicht einen Augenblick zu verlieren, um dem Märtyrertode zu entgehen, der euch in eurer Heimat erwartet! Kommt auch mit, ihr Töchter des heiligen Vincenz von Paula, ihr Engel der christlichen Barmherzigkeit, die ihr aus den Spitalern verjagt wurdet, in welchen eure Sorgfalt die Kranken heilte, die Sterbenden tröstete, die Todten begrub! Kommt auf unsere Insel, hier soll unsere sorgfältigste Gastfreundschaft, unsere zarte Verehrung zeigen, worin die wahre Toleranz besteht!“

Aber es waren noch viele Drangsale zu bestehen, ehe die armen zur Verbannung verurtheilten Priester die hochherzige Gastfreundschaft des Auslandes empfanden. Fort mußten sie, sie sahen es ein; ihre Anhänger drangen in sie, es war der einzige Weg der Rettung — aber ein gefahrvoller Weg. Ihre Gegner hatten sie zwar verbannt, aber wollten sie doch nicht im Auslande sehen, denn sie fürchteten ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung Europas. Am liebsten wäre ihnen gewesen, der Erdboden hätte diese Priester geradezu verschlungen. Da dieses aber nicht eintrat, so machten sie ihnen die Abreise so schwierig als möglich.

Sie machten ihnen Schwierigkeiten mit den Pässen, sie hielten sie lange Zeit in Haft, damit ein neuer Volksaufstand ihnen den Garaus mache; sie reizten allenthalben das Volk gegen sie auf. Dieses verlangte oft von den Durchziehenden den Eid, und machte sie nieder, wenn sie ihn verweigerten und sagten, nur darum müßten sie ja abziehen, weil sie den Eid nicht leisten könnten. In mehreren Häfen des Südens griff man die Schiffe an, in denen sie, zusammengepackt wie Schafe, nach Italien oder Spanien abfahren wollten, man raubte ihnen Reisegeld und Pässe. Es war ein wahres Wunder, wenn ein Priester ungeschoren und unverwundet an die Grenze gelangte: sie mußten, um nicht ermordet zu werden, meist bei Nacht reisen, die Städte meiden. Die abtrünnigen Priester reizten am ärgsten gegen sie auf: keine Arglist, die man nicht gegen sie anwandte. Reiste eine Truppe zusammen unter der Deckung von Bürgerwehrmännern, so zehrten in der Regel diese alles auf, was fromme Gläubige an Lebensmitteln für die Priester zusammengebracht hatten. In den Jakobinerclubs war es an der Tagesordnung stehende Frage: ob es nicht das Beste wäre, die Durchreisenden unzubringen? Reisten sie zu Fuß, so waren sie zwei und zwei aneinander gebunden; reisten sie zu Wagen, so wurden sie transportiert wie Sträflinge. Erreichten sie den Ocean und wurden sie eingeschifft, so war es gewiß in den schlechtesten Schiffen. Begegneten sie auf dem Meere einem französischen Schiffe, so begrüßte dieses sie gewiß mit Augen, oder zwang sie zur Rückkehr in einen französischen Hafen, wo sie sicher wieder auf lange Zeit in das schmutzigste Gefängnis eingesperrt wurden. Erreichten sie endlich die Grenze, so waren sie ohne Geld, ohne Paß, in zerrissenen Kleidern, ohne irgend eine Empfehlung. Es war also alles geschehen, um ihnen das Leben unerträglich zu machen. Sie trugen alles mit Freuden, überzeugt von der Gerechtigkeit ihrer Sache.

Drang-
sale rec
Auslan-
dever.

Befahren
auf der
Reise.

Nach längerer Wanderung durch die Wüste erfreut der Reisende sich umsomehr, wenn er eine Oase trifft, am Grün der Gebüsch und Bäume, und labt sich um so dankbarer am Wasser der murmelnden Quelle. So geht

es dem Geschichtschreiber, wenn er nach den Septembertagen, nach der Öde der Wuth in den Herzen, der Feigheit in den Köpfen, an den Empfang kommt, welchen Europa den verbannten französischen Priestern zutheil werden ließ. Christliche Barmherzigkeit — wie wohl thut dein Anblick! Nicht bloß die Katholiken bewährten sie, sondern auch die Protestanten. Alle Bekenntnisse waren einig in der Verurtheilung dessen, was in Frankreich vor sich gieng, einig in der Opferwilligkeit für die Verfolgten.

Genf. Genf war durch Voltaires Einfluß eine Stadt der Philosophen und Radicalen geworden, welche meinten, die Priester hätten eben den Eid leisten sollen. Die Frage kam zur Entscheidung an die Prediger, welche aber einstimmig erklärten, daß die katholischen Priester nach den Grundsätzen ihrer Kirche den Eid verweigern mußten. Nun fanden 600 Verfolgte Schutz und reichliche Pflege in der Republik, die sich mehr um diese Armen, als um ihre eigene Sicherheit zu kümmern schien. Die katholischen Cantone blieben an Hochherzigkeit hinter den protestantischen nicht zurück. Es waren ja ihre Glaubensgenossen. Der Canton Freiburg allein nahm 4000 auf. Wie die alten Patriarchen giengen die Leute den Ankömmlingen entgegen, um sie in ihre Hütten zu führen. In einigen Cantonen nahm jede Familie einen flüchtigen Priester zur Pflege in ihr Haus auf. Da diese Familien oft nicht wohlhabend waren, giengen hin und wieder Söhne und Töchter in fremden Dienst, nur um den Eltern diese Gastfreundschaft möglich zu machen. Die aufgenommenen Priester waren nicht undankbar, sie unterrichteten die Kinder, sie halfen bei der Feldarbeit.

Von der Schweiz giengen dringende Briefe um Unterstützung nach Italien. Das Oberhaupt der Kirche, Pius VI., stellte sich an die Spitze der Wohlthätigen und Barmherzigen gegen die Verfolgten; er nahm sie mit den Thränen eines Vaters auf. Mehr als 2000 kamen in voller Entblößung im ersten Stoß in seine Staaten und die Zahl wuchs von Tag zu Tag. Er that, was er konnte, aus eigenen Mitteln; er lud die flüchtigen Bischöfe ein, sich um den Heiligen Stuhl zu scharen, den sie so muthig und beredt vertheidigt hatten. Die Pfarren vertheilte er in die vier Städte Rom, Perugia, Bologna und Ferrara. Alle fanden wohlwollende Aufnahme, Nahrung und Kleidung. Nun kamen auch die vertriebenen Klosterfrauen, sie wurden in Wagen nach Sanct Peter geführt; der Papst pries sie glücklich ob ihres Muthes, ihrer Treue und Ausdauer, und alle wurden aufs beste untergebracht und gepflegt. — Dagegen hörten die großen Festlichkeiten in Rom auf, die Summen, welche sie sonst verschlangen, wurden für die Flüchtlinge verwendet. Das Beispiel des Heiligen Vaters zündete. Die Cardinäle, die Bischöfe, die Pfarren wetteiferten in Opferwilligkeit, in Lebenswürdigkeit gegen die Fremden, die man in der zartesten Weise unterstützte. Man gab und suchte dabei ja nicht wehe zu thun und die Fremden die Leiden in der Heimat vergessen zu machen, und sie zeigten sich dankbar. Dann bat der Papst Könige und Völker, die heilige Pflicht der Gastfreundschaft zu üben. Allenthalben wurden Sammlungen veranstaltet; seine Mahnungen hatten großen Erfolg.

Spanien. So in Spanien. Der Bischof von Valencia nahm 200 flüchtige Priester zu sich und ließ an alle Thüren seiner Säle das Wort des Apostels schreiben: „Opportet episcopum esse hospitalem.“ Der Bischof von Dreuse schrieb an die Priester, die der spanischen Grenze nahen: „Kommt so viel ihr wollt; kommt, so schnell als möglich; ich will euch nöthige Hilfe leisten. Je

mehr eurer sind, umso größer ist meine Freude.“ Er nahm 200 in sein eigenes Haus auf. — Der Bischof von Calahorra verkaufte sogar sein Kreuz und seinen Ring. Der Erzbischof von Toledo nahm 500 auf seine eigene Rechnung. Den Bischöfen folgten die Capitel, die Städte, die Bürger nach. Als in Folge des Krieges mit der Republik das spanische Gebiet unsicher wurde, bezahlten die Bischöfe die Überfahrt der Priester nach Livorno. Ein Schiffscapitän wies das bedingene Überfahrtsgeld zurück: „Ich verlange keinen anderen Lohn, als die Hilfe eures Gebetes, dem ich mich inständigst empfehle und in welches ich das größte Vertrauen setze.“

Portugal folgte dem Beispiele Spaniens; die Regierung und die Bischöfe waren in gleicher Weise für die Armen thätig. Der Bischof von Coimbra ließ alle Ankömmlinge neu kleiden, lud sie an seine Tafel, zahlte ihnen das Reisegeld in die Klöster und Pfarren, in welche er sie vertheilte.

Belgien und die Rheinkreise, Deutschland überhaupt standen an Barmherzigkeit für die Flüchtlinge gegen die anderen Völker nicht zurück. Man nährte, kleidete sie, verwendete ihre Talente; nur war ihres Bleibens hier nicht so lange, denn sobald die französischen Armeen vorrückten, mußten sie weichen. Einige kamen so bis nach Rußland.

England war sicher gegen die Überflutung der französischen Heere und hat mit großartigen Mitteln Gastfreundschaft geübt. Auf die kleinen Inseln Jersey und Guernsey kamen im ersten Anlauf allein bei 4000 Priester, viele so mittellos, daß sie nicht einmal ihr Leben fristen konnten, aber alle wurden gastfreundlich aufgenommen. So abgeneigt auch das Volk seit den Tagen König Jakobs II. dem Katholicismus war, so gaben die Engländer doch die Mittel zur Herrichtung einer Kapelle für den katholischen Gottesdienst zuerst auf Jersey, und andere Orte folgten diesem Beispiele nach und im protestantischen England feierten die Franzosen den katholischen Gottesdienst mit Begeisterung wieder, der ihnen in der Heimat verboten war. In London war der Empfang der Priester ein begeisterter, die Engländer bewunderten ihre Festigkeit, ihre Standhaftigkeit und ihren Muth, und freuten sich, ihnen ihre Theilnahme zu bezeigen. König Georg III. stellte sich an die Spitze einer Sammlung mit 1000 Pfund. Der Adel übte auf seinen Schloßern die glänzendste Gastfreundschaft. Einzelne hohe Damen gründeten Vereine und leisteten Ungewöhnliches. Von einer Silburne heißt es: „Bei ihrem Namen erhoben die französischen Priester die Hände zum Himmel und flehten ihren Segen auf die Herab, welche die Mutter und die erste Zuflucht der unglücklichen Ankömmlinge war.“ Und es war vieles zu thun, die Zahl der Priester, die nach England flüchteten, stieg nach und nach auf 8000. Dazu kamen bald 12.000 andere Emigranten, Männer, Frauen, Kinder, deren Eltern unter der Guillotine geendet, und für alle wurde großmüthig gesorgt. Burke ließ seine mächtige Stimme erschallen;¹⁾ er hatte schon früher bei einer Reise nach Frankreich dem französischen Clerus, seinem Freimuth, seinem Seelenadel ein glänzendes Zeugnis ausgestellt: es seien Männer von Ehre; nichts Anechtliches, nichts Rohes finde man in seinem Benehmen. Er habe sehr viele gelehrte und seelenreine Männer unter ihm gefunden. Dagegen hatte er gleich beim Beginne der Verhandlungen die Civilconstitution des Clerus als ein teuflisches Gesez des Irrglaubens und der Unordnung bezeichnet und richtig vorausgesagt, sie beabsichtige den vollständigen Untergang des Christenthums, das man nur

¹⁾ Er unterhielt und überwachte selber eine Schule von französischen Waisenkindern.

noch einige Zeit lang der Form nach dulde, um ihm bei Gelegenheit den letzten Streich noch beizubringen. — Von den Wahlen der Pfarrer und Bischöfe hatte er vorausgesetzt, sie würde in die Hände einer Bande von niederlichen Gesellen, fecken Parteimännern und schmeichlerischen Burichen fallen, und hatte den constitutionellen Clerus mit den Worten gezeichnet: „Hat man nicht zu Bischöfen Männer berufen, wenn man sie so nennen darf, die kein anderes anerkanntes Verdienst haben, als daß sie Werkzeuge für die Gottlosigkeit sind, daß sie das Brot für die Kinder den Hunden vorgeworfen, daß sie ihre geistlichen Mitbrüder zum Hungertod verurtheilt haben, um mit Kirchengut die ganze Bande der Flucher, der Tröbder, der Geldmäkler und der Juden zu mästen — als Leute, die ihre Ehrlosigkeit für ehrenvoll halten, ihre Niedertracht als eine Erhebung ansehen und ihren knechtischen Gehorsam gegen die gemeinsten Tyrannen als ihre Freiheit und als Zeichen der Achtung und Huldigung, den Spott und die Beschimpfung ihrer Gebieter hinnehmen?“

Der
anglika-
nische
Clerus.

Wie viel Haß trennte einst den anglikanischen und römisch-katholischen Clerus! Jetzt vergaß jener allen Unterschied der Lehrsätze und sah in den katholischen Priestern nur Unglückliche. Der Erzbischof von Canterbury gieng mit dem guten Beispiel voran. Auf allen Kanzeln ertönten beredte Mahnungen zur Hilfe und Worte der Bewunderung für die bewiesene Standhaftigkeit. Der Erfolg war groß. Die Sammlungen lieferten glänzende Summen, und die Gaben wurden weise vertheilt. Jeder Bischof erhielt monatlich 250 Francs, jeder Priester gegen 50 Francs. Die Regierung gab da und dort ein Schloß her; die Priester lebten zusammen, bekamen Bibliotheken, pflegten die Wissenschaft; ihre Frömmigkeit erbaute, die Schönheit des katholischen Cultus entzückte; die Dankbarkeit der Armen erfreute. Jahrelang gieng diese Pflege fort.

So bewies sich England insbesondere großmüthig gegen die Verfolgten, die durch ihre Standhaftigkeit, ihre Frömmigkeit, ihre Bescheidenheit und Arbeitsamkeit seine Bewunderung erregten, wie durch ihre Liebe zu ihren Verfolgern. Denn von den Soldaten der Republik kamen viele tausend als Kriegsgefangene nach England, oft in Lumpen, verwundet, im größten körperlichen und sittlichen Elend. Mit Erlaubnis der Regierung spendeten ihnen die Priester geistlichen Trost und mancher kehrte zu den Grundsätzen des Evangeliums zurück und segnete sterbend die Priester, welche er als Soldat verhöhnt und verfolgt hatte.

An den Geist der Revolution wurde man lange erinnert. 256 Priester wurden noch unter dem Directorium nach Cayenne auf französischen Schiffen gebracht, sie lebten dort im größten Elende, in harter Arbeit, in den ungesunden Gegenden von Sinamary und Ronanama — 160 starben davon. Ein englischer Officier wußte in Verkehr mit ihnen zu treten und ihnen eine große Summe zur Milderung ihrer Leiden zu übermitteln.¹⁾

Es ist ein schönes Wort, das Pitt 1799 im Parlamente sprach: „Unser Schicksal ist, Zeuge zu sein in der schrecklichsten Revolution, welche das christliche Europa kennt. Ein neues Geschlecht hat sich erhoben, welches alle Religion haßt und von Rom bis Ungarn alle Throne erschüttert und alle Altäre angetastet hat. Eine seiner ersten Grausamkeiten war der Mord eines großen Theiles seiner

¹⁾ Jager, l. c. II, p. 627.

Priester und die fast vollständige Verbannung der übrigen. Mehrere Tausende dieser ehrwürdigen Verbannten fanden Zuflucht und Schutz in England, welches sie mit einer Hochherzigkeit aufnahm, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel kennt. — Wenige Personen werden die Frömmigkeit, das tabellöse Benehmen, die lange und schmerzliche Geduld dieser ehrwürdigen Männer vergessen. Plötzlich mitten unter eine fremde Nation hineingeworfen, die in Religion, Sprache, Sitten, Gebräuchen ganz anders ist, haben sie sich die allgemeine Achtung und das ungetheilte Wohlwollen durch den Einklang eines Lebens von Frömmigkeit und zartem Anstand erworben. Das Land, welches sie aufnahm, ist vom Himmel gesegnet worden. In dem allgemeinen Elend, welches die Mehrzahl der andern Völker betraf, hat die Vorhebung England mit Ruhm und Ehre überhäuft. Der Friede hat geherrscht in seinen Palästen, die Fülle in seinen Hütten. Alle Klimate wurden seinem Handel tributbar, alle Meere durch seine Siege ausgezeichnet.“ —

Wohl-
thun
bringt
Gülde.

Die Wahlen für den Convent.

Die Hauptabsicht gelang den Anstiftern der Septembermorde: sie erschreckten ihre Gegner; sie verdrängten sie von den Wahlen, namentlich in der Hauptstadt; sie selber wurden gewählt und hatten also alle Gelegenheit, bei der Macht sich zu behaupten.

Sieg der
Republi-
kaner.

Die Wahl der Wahlmänner fand am 26. August statt und die Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner begann am 2. September, während die Priester und die Adeligen in den Gefängnissen geschlachtet wurden. Die Unbändigkeit, welche die Jakobiner großgezogen hatten, zeigte sich im Widerstande gegen das Wahlgesetz. Jede Section wollte sich als souveräne Volk geberden und so sprach man von unmittelbarer Wahl der Abgeordneten durch das Volk, und um sicher zu sein, gewählt zu werden, wollten die Jakobiner nicht mehr geheime Abstimmung, sondern mündliche Erklärung in der Wahlversammlung für diesen oder jenen Candidaten; ferner, daß nach der Wahl allen Sectionen zusammen ein Recht des Veto gegen diesen oder jenen Gewählten zustehe, der ihren Ansichten nicht entsprach.

Neue
Wahlart.

Paris hatte 160.000 Wahlberechtigte, die Umgebung 30.000. Diese 190.000 wählten zuerst 900 Wahlmänner, und diese 900 Wahlmänner erkoren die Abgeordneten unter der Leitung Robespierres, der hier eine seltene Thätigkeit entfaltete. Die Wahlmänner sammelten sich am 2. September im großen Saale des Bischofshofs.¹⁾ Da wurde denn sogleich bemerkt, es seien keine Gallerien da, das Volk könne nicht Zeuge sein des Wahlvorganges, und die Öffentlichkeit sei doch der Schild des Volkes, und wurde beschlossen, die Jakobiner um die Erlaubnis zu bitten, in ihrem Hauptsaal die Wahlen abzuhalten. Natürlich gestattete die Muttergesellschaft das sehr gerne; denn damit erlangte sie erst die rechte Einwirkung auf die Wahlen, und so begaben sich am Morgen des 3. September, an den Leichen vorüber, die vor der Conciergerie und dem

Robes-
pierre.

¹⁾ Evêché.

Châtelet lagen, die Wahlmänner in den großen Saal der Jakobiner: der Anblick der Leichen konnte sie nur gefügig machen.

Die Rednerbühne nahm sogleich Robespierre in Beschlag und hob hervor, daß man keinem ein Wahlrecht lassen dürfe, der bei einer bürgerfeindlichen Gesellschaft gewesen oder die Adresse der Achtehtausend oder jene der Zwanzigtausend unterschrieben habe, und jeder der 9000 Wahlmänner mußte nun in Mitte des Saales vortreten und mit Ja oder Nein erklären, ob er eines solchen Verbrechens sich schuldig gemacht. Damit gieng ein ganzer Tag hin. Am 4. September wurde Collot d'Herbois zum Vorsitzenden und Robespierre zu seinem Stellvertreter, Marat und Tallien zu Secretären gewählt. Am 5. December wurde Robespierre zuerst als Abgeordneter gewählt, hierauf Danton, dann Collot d'Herbois, Manuel und Billaud-Varennes, Fabre d'Églantine, von dem man jetzt gewiß weiß,¹⁾ daß er in den ersten Tagen des August durch den Minister Dubouchage gegen drei Millionen Livres dem König sich erbotten habe, mit Hilfe der Kanoniere der Nationalgarde, den Jakobinerclub und die Nationalversammlung zu sprengen. Der gute Ludwig XVI. mochte aber auf ein so unehrliches Mittel nicht eingehen. Dann kamen Paris und Sergent an die Reihe, dann der Maler David, ein großes Talent, aber ein schlechter Charakter, ein warmer Freund Robespierres, obschon er früher Hofmaler gewesen war, und der gezeigebenden Versammlung ein Gemälde überreicht hatte, welches den Einzug des Königs in den Saal der Versammlung am 4. Februar darstellt. Niederträchtig, roh und grausam trat er am 10. August, als die königliche Familie in der Loge des Schnellsehreibers saß, vor sie, um Studien über die Wirkung des Unglücks auf die Gesichter zu machen. Als der König, um den lästigen Beobachter los zu werden, fragte: „Nun, Herr David, wann sind Sie mit meinem Porträt fertig?“ — antwortete der rohe Mann: „Ich male nur noch den Kopf eines Tyrannen, wenn ich ihn in einem Saal vor mir liegen sehe.“²⁾

Die Girondisten brachten keinen Candidaten durch. König Bétion hatte gar keine Aussicht, gewählt zu werden, und war so empört über diesen Undank, daß er seine Stelle als Bürgermeister niederlegte. Wie hatte er sich nicht ehrlos benommen, um allen Parteien zu schmeicheln und den armen König zu mißhandeln, bloß um volksbeliebt zu werden! Am 31. August war gerade ein Pariser bei ihm, als ihm ein Schreiben des Königs überbracht wurde, das er verächtlich auf den Tisch warf. Der Pariser machte große Augen. Bétion sagte: „Sie können den Brief lesen.“ Was enthielt er? Wir geben ihn wörtlich: „Dem König würde es sehr angenehm sein, wenn Herr Bétion den vor fünf Tagen an ihn geschriebenen Brief beantworten wollte. Heute ist der letzte Tag im Monat und der König hat kein Geld erhalten, um seine Ausgaben zu bestreiten. Der König wird dem Herrn Bétion sehr verbunden sein, wenn er ihn wissen lassen will, wie viel er bekommen soll, und wenn er heute noch antwortet. Ludwig.“³⁾

Also der Lohn all dieser Niederträchtigkeiten, mit denen er die Volksgunst sich wahren wollte, war, daß Bétion in der Stadt Paris keine Stimme bekam. Zum Unglück für ihn wählte ihn seine Vaterstadt Chartres.

Die gemäßigte Partei hoffte Kerfaint durchzubringen, der auf der Reise zu Lafayette in Sedan verhaftet worden war.⁴⁾ Die Jakobiner stellten ihm

¹⁾ Beaulieu, Essais historiques sur la révolution de France, IV, p. 15.

²⁾ Barante, Hist. de la Convention nationale. Paris 1851. I, p. 182.

³⁾ Moore, Tagebuch, II, S. 241.

⁴⁾ Sieh S. 109 dieses Bandes.

Camille Desmoulins entgegen und dieser siegte im zweiten Wahlgang, nachdem vorher beschlossen worden war, die Ansprüche der verschiedenen Candidaten zu beleuchten, und Kerfaint, der nicht Wahlmann, also auch nicht anwesend war, ebenso im Schmutz herumgezogen, als der „Fürsprecher der Laterne“, wie sich Camille nannte, in den Himmel erhoben war. Die gemäßigte Partei wollte dann den Engländer Priestley, der zu den Fremden gehörte, welche französisches Bürgerrecht erhalten hatten, durchsetzen, erlag aber gegenüber der Candidatur des wahnsinnigen Marat. Der Erkapuziner Chabot machte den Fürsprecher, indem er seinen mehr als gewöhnlichen Muth hervorhob: zwar seien die Gemäßigten gegen ihn, weil er alles in Feuer und Flammen versetze; aber gerade deshalb, weil er alles in Feuer und Flammen versetze, müsse man ihn wählen. Marats Herz sei warm, sein Kopf sei kalt; er sei ein großes staatsmännisches Talent. Allerdings habe er Antheil an den Septembermorden, aber man sei durch dieselben nur den Aristokraten zugekommen, welche die Sansculotten ermorden wollten. Letztere verhielten sich zu den Aristokraten wie 99 zu 1. Wenn nun jemand verlangt, daß 99 Sansculotten einen Aristokraten umbringen, so sei er doch nicht blutdürstig. Man nenne ihn einen Rasenden,¹⁾ aber wenn man auch fünfzig solcher Rasender im Convent hätte, so wäre es gut, wenn er als einundfünfzigster dazukäme.²⁾ Robespierre sprach nicht für Marat, aber gegen Priestley: dieser stehe wohl als Gelehrter hoch, aber nicht als Staatsmann, und so kam denn Marat in den Convent.

Die andern Erwählten waren untergeordnete Zeitungsschreiber. Stanislaus Fréron, Schulkamerad Robespierres im Collège Louis le Grand; sein Vater war ein Gegner Voltaires, und dieses verschaffte ihm die Ehre, daß König Stanislaus sein Taufpathe wurde und Madame Adelaide ihn unterstützte, was er mit grobem Undank vergalt. Seit 1789 gab er die rothe „Volkzeitung“³⁾ heraus, worin er schon 1791 die Hinrichtung des Königs verlangte. — Saignelot war ein kriechender Bedienter der Bergmänner, Lavicomterie ein boshafter Feind des Königs. Als er ein Werk: „Verbrechen der Könige und Königinnen von Frankreich“ herausgab,⁴⁾ meinte ein Zeitgenosse, man könne ein viel größeres und ein wahreres Buch über seine eigenen Verbrechen herausgeben. Einmal hielt er im Convent einen Vortrag über die Moral, worin er den größten Materialismus predigte, und den Gedanken an einen Gott, der belohne und bestrafe, für wahnsinnig erklärte. Endlich wurde Robert gewählt, den Madame Roland so gut gezeichnet hat sammt dessen Frau.⁵⁾ Bon Dumouriez, als Minister des Außern, verlangte dieser Windbeutel nichts weniger als die Gefandtschaft in Constantinopel, und dieser antwortete auf die Verwendung seiner Freunde: er werde dieses Faß auf die Straße hinausrollen lassen, wenn es sich wieder zeige,⁶⁾ und seiner Frau werde er das Haus verbieten. Tallien fiel durch, weil ihn Robespierre nicht mochte. Dagegen wurde auf des letzteren Empfehlung sein jüngerer Bruder, Augustin Robespierre, gewählt, obschon diesen in Paris niemand kannte. So mächtig war damals Robespierre in Paris.

¹⁾ Enragé.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XVIII, p. 49—51.

³⁾ „L'orateur du peuple.“

⁴⁾ „Crimes des rois et des reines de France.“

⁵⁾ Roland, Mémoires, II, p. 198—207.

⁶⁾ „Je ferai rouler ce tonneau jusqu'à la rue s'il se représente chez moi.“

Orleans.
Lactos. Unter diese Blumen von Abgeordneten kam jetzt noch ein Prinz, der ehemalige Herzog von Orleans. Chauderlot de Lactos verleitete ihn zu dieser unwürdigen Candidatur, ein ehemaliger Artillerie-Officier, ein Muster von Viederlichkeit in einer liebeslichen Zeit, der Verfasser des sittenlosen Romanes: „Les liaisons dangereuses“, damals der Kopf der Orleansischen Partei. Wahrscheinlich rechnete der charakterlose Herzog wieder einmal auf den Thron und schrieb, um seine Popularität wieder aufzufrischen, an die Commune am 14. September: die Liebe zur Gleichheit habe ihn schon lange abgehalten, den Namen eines französischen Prinzen anzunehmen, aber er habe keinen Familiennamen, der ihn nicht in Verlegenheit bringe, darum bitte er die Commune, ihm einen Namen zu geben, und desgleichen sein Palais anders zu benennen. Die Commune beeilte sich denn, diese Denkungsart eines Bürgers zu loben, der schon von den ersten Tagen der Revolution für die Sache des Volkes gearbeitet habe, und taufte ihn mit dem Namen „Egalité“ (= Gleichheit). „Die Stellvertreter der Gemeinde schmeicheln sich, daß niemals weder Ihr, noch Eure Kinder, Euch in den Fall setzen werdet, einen so schönen Namen zu verlieren. Er legt Euch große Pflichten auf, ohne Zweifel werdet Ihr dieselben erfüllen.“ — Sein Palais bekam den Namen „Revolutionsgarten“ und ihm wurde in Gnaden gestattet, daß er in gerichtlichen und Notarsacten sich auf diesen Beschluß berufen dürfe. O Übermaß der Selbstentwürdigung!

Philipp
Egalité.

Wahlen
auf dem
Lande.

Die Wahlen auf dem Lande fielen nicht alle in dem Sinne der Jakobiner aus, trotz aller aufgewendeten Mühe von Seiten der Mutter-Gesellschaft und der Sendlinge Dantons. In einigen Urversammlungen gieng man zuerst in ein Heiliggeistamt und gab dann den Wahlmännern den Auftrag, für die Aufrechthaltung des Königthums und für die Verfassung von 1791 zu wirken; wo jedoch die Jakobiner Einfluß hatten, da wurden Wahlmänner mit solchen Aufträgen zum Wahlgange gar nicht zugelassen; desgleichen alle, die Bittschriften gegen den 20. Juni unterschrieben hatten. In ungefähr zehn Departements wurde nach dem neuen Grundsatz nur mündlich und mit lauter Stimme gewählt.

Eure-et-
Loire.

In einem Departement, nämlich dem der Eure und Loire, zeigten die Wahlmänner einen edlen Sinn; im Augenblick, da sie zum Wahlgang schreiten wollten, kam die Nachricht, daß vierzig Priester auf der Durchreise durch den Wahlort (es war Dreux) mit dem Tode bedroht seien vom Pöbel. Nun giengen die Wahlmänner insgesammt an Ort und Stelle und machten die Priester frei.

Calais.

In Saint-Calais kamen unter Musikbegleitung die Damen der Stadt dem Wahlgang zuzuschauen und brachten für alle Wahlmänner rothe Mützen.

Wie man schon satt hatte in einigen Departements an der ganzen Neuerung, zeigt der Umstand, daß niemand Deputirter werden wollte. Man griff darum zu Fremden, die in Zeitungen oft genannt wurden.

Mus-
länder.

So wurden Anacharsis Cloots, Thomas Payne, Priestley gewählt. Der letztere lehnte ab. Demselben Umstande haben mehrere Journalisten ihre Wahl zu verdanken, so Carra, welchem Roland die Stelle eines Conservators an der National-Bibliothek verschafft hatte. Brissot, welcher in Paris durchfiel, wurde in Eure und Loire und Eure und Loiret gewählt. Condorcet, der

Brissot.

gleichfalls in Paris nicht durchzubringen war, wurde in vier Departements gewählt. Auch Sieyès kam in zwei Departements zur Wahl. Gorsas und Barrère wurden an zwei Orten gewählt. Merlin bekam vom Wahlorte Thionville den Namen zum Unterschiede von Merlin de Douay. Merlin bildete mit Bazire und Chabot das sogenannte Trio-Cordelier. Seinem großen Ehrgeize entsprach keineswegs die Befähigung. Er suchte sich deshalb oft durch weitgehende Anträge bemerklich zu machen. Von ihm gieng der Antrag aus, Ludwig und seine Familie und die Verwandten der Emigranten für die Sicherheit der Mitglieder der Legislativen verantwortlich zu machen; er erklärte am 26. August sich bereit, selber in das Corps der Tyrannenmörder einzutreten, dessen Errichtung Jean Débray vorgeschlagen hatte.

Sein Namensvetter Merlin von Douay, der Sohn eines Bauern von Auchin, und zuerst Diener und Chorfnabe im Kloster dieser Stadt, machte sich bei den Mönchen durch seine scheinbare Bescheidenheit und seine guten Anlagen beliebt: sie thaten für ihn, was in ihren Kräften stand, lehrten ihn lesen, sandten ihn dann auf das Gymnasium, gaben ihm das nöthige Geld, um die Rechte zu studieren, machten ihn zum Geschäftsführer ihrer Abtei, verhalfen ihm zu einer guten und vermöglichen Frau, so daß er selbst die Stelle eines Secretärs des Königs erkaufen konnte. Er vergalt diese Wohlthaten mit schönem Undanke: er war es, der als Abgeordneter in der constituirenden National-Versammlung die meisten Anträge gegen den Clerus und gegen den Adel stellte. Zuerst schloß er sich der Partei Orleans an, im Convent aber den Schreckensmännern. Von ihm rührt das Gesetz der Verdächtigen, welches die Gefängnisse füllte und so viele auf das Schafott brachte, was ihm die Namen: „Verdacht-Merlin“, „Galgen-Merlin“ und „Henker-Merlin“¹⁾ eintrug. Es war ihm nicht um Grundsätze, sondern nur um das Emporkommen zu thun. Er hatte immer nur expröckliche Ansichten, hielt sich darum bei der Krisis Kobespierres im Hinterhalte und eiferte nachher gegen die Schreckensmänner. Ein Zeitgenosse charakterisiert ihn:²⁾ „Merlin von Douay, nacheinander Rath des Herzogs von Orleans, Freund von Danton, Chabot, Kobespierre, Urheber des Gesetzes der Verdächtigen, Verteidiger der Septembermörder, in Ungnade gefallener Polizeiminister, dann Justizminister: eitel wie ein Pfau, lauernd wie eine Katze, grausam wie ein Tiger, schien die Parteien, deren Seele und Bedienter er war, nur zu überleben, um der Gerechtigkeit der Vorsehung zu spotten. Er rettete sich vor dem Schafott, indem er ins Directorium kam. Er wollte Dictator werden und hatte die Advocaten Newbell und Lareveillère zu Genossen. Diese drei bildeten sich ein, sie seien die größten Männer des Jahrhunderts. Merlins Kunstgriff war, die Eifersucht, Rachsucht, die Unruhe und alle schlimmen Leidenschaften in steter Gährung zu erhalten, während er seine Macht auf die Angst der einen, auf den Ehrgeiz der andern und auf die Leichtgläubigkeit aller zu gründen suchte.“ — Buonaparte behandelte ihn darum mit Verachtung.

Im Departement Seine-et-Dise kamen der radicale Dichter Marie Joseph Chénier zur Wahl und Dupuis, der Verfasser des „Ursprungs der Culte“,³⁾ eines neuen Entwurfs zu einer irteligiösen Weltreligion, dann der schon öfters angeführte Verfasser des „Gemäldes von Paris“, Mercier, ferner Tallien, der Sohn des Thürstehers eines großen Herrn, der ihn sorgfältig erziehen ließ

¹⁾ „Merlin-suspect“, „Merlin-potence“, „Merlin-bourreau“.

²⁾ Im „Ami de lois“ Nr. 8.

³⁾ „Origine des cultes.“

Con-
dorcet.

Merlin
von
Thion-
ville.

Merlin
von
Douay.

Seine-
et-Dise.

Tallien.

und ihm Stellen verschaffte. 1791 wurde er Begründer des „Bürgerfreundes“¹⁾ und seit dem 10. August Secretär der Commune, als welchen wir ihn schon kennen gelernt haben. Auch Persaint und Hérault-de-Séchelles — früher Advocat beim Parlamente von Paris, ein reicher und schöner Mann, dessen Tracht und Toilette stets sehr fein waren — wurden in diesem Departement gewählt.

Hérault-de-Séchelles.
Bourbon
Im Departement der Dife wurde ein Bourbon von Paris gewählt. Nun gab es aber in Paris zwei Demagogen mit dem Namen Bourbon, der eine, Léonard, war Lehrer, der andere, Ludwig Franz, früher Procurator am Châtelet. Als bald sprachen beide die Stelle an, hoben öffentlich ihre Verdienste hervor, und setzten einander in Zeitungen zur großen Freude der Conservativen herunter. Das war ärgerlich für die Jakobiner: sie bedeuteten Léonard, daß er wegen Geldunterschlagung belangt werden könne und darum zurücktreten müsse, und so wurde Ludwig Franz Abgeordneter und nannte sich fortan Bourbon von der Dife.
von der Dife. Léonard wurde aber durch seinen Freund, den Maire von Orleans, für diese Stadt gewählt, und so kamen beide in den Convent, in welchem sie als Schreckensmänner eine traurige Berühmtheit sich erwarben.

Wie die Legislative, sollte der Convent 749 Abgeordnete zählen. Die Legislative war nicht so thöricht, zu beschließen, daß keines ihrer Mitglieder in die nächste Versammlung gewählt werden dürfe, wie seinerzeit die constituierende Versammlung gethan, und so wurden 189 ihrer Mitglieder in den Convent gewählt, dagegen 75 Mitglieder der constituierenden Versammlung. Von Geistlichen, die den Eid geleistet hatten, kamen 17 Bischöfe, 6 Generalvicare und 25 Pfarrer in den Convent.²⁾

Wie bewegt die Bevölkerung des Südens zur Zeit der Wahlen war, zeigen die Memoiren von Charles Barbarouy. Keine Behörde hatte mehr Kraft, die Wahlmänner-Versammlungen waren geneigt, als Ausdruck des Volkswillens, alle Gewalt in die Hand zu nehmen und Beamte ein- und abzusetzen:³⁾ „Man denke sich 900 Menschen beisammen, die in der Regel wenig wußten, nur mit Mühe Mäßigung annahmen und sich gerne aufbrachten, und unter ihnen eine Menge geldgieriger Stellenjäger, ewiger Angeber, die Unruhen suchten oder übertrieben, um Aufträge zu bekommen, welche ihnen Geld eintrügen, geschickter Ränkeschmiede, die gerne verleumdeten, kleinlicher argwöhnischer Menschen ohne Einsicht; dabei einige, die Einsicht besaßen, aber ohne Muth; viele Patrioten, aber ohne Maß und Sinn — so war der Wahlkörper des Departements der Rhôneemündungen.“

Die Wahlmänner.
Robespierre ließ allenthalben durch seine Sendlinge auf seine werthe Person aufmerksam machen. Barbarouy ward über ihn befragt und schilderte nun die Versuche, die er bei ihm und Rebecqui gemacht, um ihn zur Dictatur zu erheben. Könne man je hoffen, daß er von seinem Ehrgeize nicht mehr geplagt sein werde, nachdem man höre, wie er an der Spitze der Commune den gesetzgebenden Körper zu beherrschen suche? Wozu diese Schwärme von Sendlingen aus

1) „Ami du Citoyen.“

2) Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 44—61.

3) Mémoires de Ch. Barbarouy, p. 89—98.

Paris, welche sich der Wahlen bemächtigen wollen und ohne Unterlaß Robespierre preisen? Wozu die Verleumdungen jetzt schon gegen den Convent und die Straßenanschläge Marats, welche einen Dictator fordern? Habe man für einen Herrn oder für die Freiheit sein Blut vergossen am 10. August? Für die Rechtsgleichheit aller Departements oder für die Commune von Paris, um eine Provinz eines neuen Rom zu werden? „Endlich schilderte ich den Charakter Robespierres, seine Gier nach Rache, nach Herrschaft und Blut, und sagte voraus, daß er der Tyrann seines Landes werden würde, wenn der Convent nicht den Muth habe, ihn niederzuschlagen.“ Diese Worte vergaß ihm Robespierre nie. —

Das Ende der legislativen Versammlung.

Die Abgeordneten für den Convent sind gewählt, die Füße derer, welche die Legislative hinaustragen sollten, stehen vor der Thüre.

Die Legislative hat ein Jahr getagt und unzählige Beschlüsse gefaßt und viele, viele Eide geschworen, aber sie hat kein gutes Andenken hinterlassen. Frankreich war tief bewegt, als sie begann, aber sie hat es noch weit erschütterter zurückgelassen. Sie hat ihren Eid gebrochen, die Verfassung zerissen, den Thron umgestürzt, ihre Würde als Senat der Nation jedoch nicht gewahrt, sie zitterte vor der Commune und die Septembermorde lasten auf beiden wie ein Flecken Blutes, „den alle Wohlgerüche Arabiens nicht abwaschen können“, wie Lady Macbeth jagt. Keine Trugschlüsse, keine Schmeicheleien der Geschichtschreiber waschen von der Commune und der Legislativen das Blut der Septembermorde weg.

Die Commune.
In der Commune wurden sie geplant. Die Commune war stets benachrichtigt von ihrem Verlaufe. Als eine Section am 3. September die Verhaftung der Frauen und Kinder der Ausgewanderten als Geiseln von ihr forderte und den Mord der Verschwörer vor dem Abmarsche der Bürger an die Grenze, beschloß die Commune, die Versammlungen der Sectionen sollten in ihrer Weisheit zu ihrer Sicherung die geeigneten Maßregeln treffen. Sie billigte also den Antrag.¹⁾ Officiere der Nationalgarde melden, daß Gefangene ermordet werden. Die Commune sendet sechs Bevollmächtigte ab,²⁾ um die Gefangenen zu schützen, welche bloß wegen Schulden oder leichter Vergehen sitzen, sie billigt also den Mord der politischen Gefangenen. Sie sendet, aber bloß, um etwas gethan zu haben, Botschaft an die National-Versammlung, daß das Volk in Währung sei um die Gefängnisse herum.³⁾ Sie bekommt laut der Acten Briefe, die sich bei der Prinzessin Lamballe fanden; sie erhält 2463 Livres, die in den Kleidern eines ermordeten Schweizers in der Abtei gefunden wurden. Sie erhält von der National-Versammlung in der Nacht vom 2. auf den 3. September die Anfrage, wie es mit den Gefängnissen stehe. Sie sendet als Bevollmächtigte, sich zu erkundigen und zu berathen, Truchou,

1) Buchez et Roux, Hist. parlem., XVII, p. 366—368.

2) Journées de Septembre.

3) Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 406 ff.

Tallien. Duval-Desfain, Tallien und Guirault. Diese erstatten früh drei Uhr der National-Versammlung Bericht. Truchon sagt: „Die meisten Gefängnisse sind jetzt leer, ungefähr 400 Gefangene sind erlegen, man ließ die Schuldgefangenen und einige Frauen frei.“ Tallien setzt hinzu: „Die Verschwörer vom 10. August und die Verfälschter falscher Assignaten sind todt. Die Commune hat alles gethan, um der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu verschaffen, aber ihre Mühe war vergebens. Man hat dem Oberbefehlshaber der Bürgerwehr Befehl gegeben, die Gefängnisse zu schütten; aber der Dienst an den Barrikaden erfordert viele Mannschaft, so daß nicht Leute genug übrig bleiben, um überall die Ordnung aufrecht zu halten.“ So viel Worte, so viel Lügen. Guirault schilderte noch das Volksgericht und die Freilassung der Unschuldigen.¹⁾

Die
Natio-
nal-Ver-
samml-
ung

Schwer wie eine unausstilgbare Schmach lasten die Septembermorde auf der National-Versammlung. Die meisten ihrer Mitglieder hatten sie geplant, die andern wußten davon und thaten aus Feigheit nichts dagegen. Was alle Welt wußte, einige Tage vorher wußte, das mußten auch die Minister einige Tage vorher wissen, Servan, Roland, Clavière. Warum ergriffen sie keine Maßregeln zum voraus? Roland tadelte ja den Minister des Äußeren, daß er nicht die Geheimnisse aller Cabinetes kenne; sollte er die vielbesprochenen Pläne der Commune nicht gekannt haben? Sie thaten, als hätten sie erst am dritten Tage nachher von den Morden in den Gefängnissen erfahren. Es war aber nur feige Heuchelei.

hört
von den
Morden

Moore's
Urtheil.

Fauchet meldete in der Versammlung am Abend des 2. September, daß 200 Priester in der Kirche der Karmeliter ermordet worden seien. Am demselben Abend meldete Abbé Sicard, daß er nur durch die Aufopferung des Uhrmachers Monnot gerettet worden sei. Das waren so schreckliche Ereignisse, daß man von den Abgeordneten, die immer mit ihrem Enthusiasmus prahlten und die Eide zu Duzenden schworen, für die Freiheit zu leben und zu sterben, hätte erwarten sollen, sie würden insgesammt zum Schutze der Bedrohten aufbrechen. Das war auch die gesunde Ansicht eines Engländer's, der damals in Paris weilte. Im Tagebuche Moores heißt es: „Warum gieng nicht die ganze National-Versammlung vereinigt hin, die Gefangenen zu schütten, anstatt Deputationen von sechs bis acht Mitgliedern abzuschicken? Sie konnte ja kein dringenderes Geschäft haben, keines, an welchem der Ehre ihres Landes soviel gelegen war. Diejenigen, welche ein nationalfarbiges Band zurückhielt, würde die National-Versammlung noch weit sicherer zurückgehalten haben, oder hätten die Mörder anders gedacht? Es waren ihrer ja nur 200 bis 300, und die National-Versammlung war ja an Zahl stärker als sie. Dies beweist: die National-Versammlung glaubte, nicht eine Hand voll Straßenräuber, sondern ein beträchtlicher Theil des Volkes triebe solches Blutwerk. Warum aber, kann man fragen, beordnete sie nicht den Befehlshaber der Nationalgarde, Santerre, mit seiner ganzen Mannschaft aufzubrechen, und die Gefängnisse zu beschütten?“²⁾ Die Versammlung that nichts, als daß sie eine Commission absandte, bestehend aus Bazire, Dussaulx, François de Neufchâteau, Isnard und Lequinio; M. Andrieux schloß sich an.

Von Isnard war etwas Muthiges zu erwarten, aber schwerlich von Dussaulx, Dussaulx: der hier den Sprecher machen sollte, aber ungeschickt anhob: „Ihr guten Bürger! Ihr sehet vor euch einen Mann, der sein Vaterland liebt und den Juvenal überseht hat.“ — „Juvenal“, fragte die Menge, „wer zum Teufel ist Juvenal? Einer von euren verwünschten Aristokraten. Hängt ihn an die Laterne!“

Ein solcher Redner konnte allerdings nichts ausrichten. Die Deputation meldete: „Wir kamen mit Mühe bis zu den Thoren der Abtei. Da haben wir Versuche gemacht, daß man uns anhöre; einer von uns stieg auf einen Stuhl. Kaum aber stieg er an zu reden, so wurde er vom Geschrei unterbrochen. Dann versuchte Bazire zum Volke zu sprechen, aber es zwang ihn zu schweigen. Jeder Bazire. von uns redete nun rechts und links, zu denen, die ihm zunächst standen. Aber ihre friedfertigen Absichten konnten bei den Tausenden von Menschen, die da versammelt waren, nicht vernommen werden; auch war es dunkel, und wir konnten nicht sehen, was drinnen vorgieng.“ — Das war ein willkommener Schlaftrunk für die feige Versammlung.

Am 3. September vormittags zehn Uhr wird der Bericht der letzten Nacht von Truchon, Tallien, Guirault verlesen, werden andere Nachrichten mitgetheilt — aber ohne Beachtung zu finden. Die Versammlung empfängt patriotische Gaben, hört Deputationen an, thut aber nichts, das Blutvergießen zu hemmen. Alles war gelähmt von Angst.

Zum Beweise, wie alles von Schrecken gelähmt war, diene eine Stelle aus den „Denkwürdigkeiten“ der Madame Roland.¹⁾ Am 2. September abends, nachdem sie die Leute aus dem Hause gebracht hatte, welche ihren Mann verhaften sollten, eilte sie ins Marinehotel, wo gerade der Ministerrath war. „Die Minister trennten sich nachts elf Uhr; wir erfuhren die Greuel, die in der Nacht vorgefallen waren und noch fortwährend in den Gefängnissen begangen wurden, erst am folgenden Morgen. Mißschmerzliche betrübte über diese abscheulichen Verbrechen, über die Ohnmacht, ihnen Einhalt zu thun, über die augenfällige Mitschuld der Gemeinde und des General-Commandanten, kamen wir dahin überein, daß für einen ehrlichen Minister nichts übrig bleibe, als dieselben mit möglichst größtem Lärm zu verklagen, die Versammlung zu veranlassen, ihnen ein Ende zu machen, die Entrüstung aller rechtschaffenen Menschen gegen sie zu erwecken, sich auf diese Art von der Schande einer stillschweigenden Theilnahme zu reinigen und sich nöthigenfalls den Dolchen der Mörder anzusehen, um das Verbrechen und die Schmach, auf irgend eine Weise ihr Mitschuldiger zu sein, zu vermeiden. „Es ist nicht minder wahr,“ sagte ich zu meinem Manne, „daß die Entschuldigungen des Mithes, sowohl für die Sicherheit, als für die Gerechtigkeit am zweckdienlichsten sind; man erdrückt die Frechheit nur durch festes Auftreten; wenn die öffentliche Anklage dieser Frevel nicht eine Pflicht wäre, so wäre sie eine Maßregel der Klugheit; die Leute, die sie begehen, müssen dich hassen, denn du hast alles das deine gethan, um ihnen Fesseln anzulegen; es bleibt dir nichts mehr übrig, als dich furchtbar zu machen und ihnen Achtung einzuflößen.““

Was that aber Madame Roland sonst an dem Tage, da so viele Opfer erbarungslos in ihrer Nähe niedergeschlagen wurden? Sie hatte Leute bei sich zu Tisch, auch Baron Anacharsis Cloots war unter den Gästen. Die Morde

Madame
Roland.

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. III, p. 246—251.

²⁾ Moore, Tagebuch während eines Aufenthaltes in Frankreich, I, S. 215—216.

¹⁾ Roland, Mémoires, II, Anfang.

waren offenbar Gegenstand des Gesprächs am Tisch, denn sie erzählt vom Redner des Menschengeschlechts: „Ich erblickte in seinem Benehmen einen Mangel an Lebensart von Seiten eines guten Mannes, der sich durch das lärmende Geschrei des Redners hatte verführen lassen. Ich empfing Cloots, von dem ich weiter nichts als seine aufgeblasenen Declamationen kannte und über den ich sonst nichts Unvortheilhaftes erfahren hatte, mit gewohnter Höflichkeit; aber einer meiner Freunde flüsterete mir, als er ihn kommen sah, ins Ohr: ‚Man führt einen unerträglichen Schmarotzer bei Ihnen ein, den ich ungern hier sehe.‘ Die Ereignisse des Tages bildeten den Gegenstand der Unterhaltung. Cloots suchte zu beweisen, daß dies eine unumgänglich nothwendige und heilsame Maßregel sei; er gab eine Menge Gemeinplätze preis über die Rechte der Völker, die Gerechtigkeit ihrer Sache und den Nutzen, welchen dieselbe für das Glück des Menschengeschlechtes stiftete; er sprach lang und sehr laut, als weiblich, und langweilte mehr als einen Zuhörer.“

Also man sprach ruhig über Menschenrechte und bezeichnete die gräßlichen Morde, die eben vor sich giengen, als einen Racheact des Volkes! Wie ganz anders dachte die Roland in ihrer Jugend. Wie glühte sie da zu sterben für Völkerglück und Menschenrecht! — und jetzt? Spricht sie doch mit einer gewissen Entrüstung von diesen Morden:

„Ganz Paris war Zeuge dieser entsetzlichen Scenen, die von einer kleinen Anzahl Hentersknechte aufgeführt wurden; es waren nicht fünfzehn in der Abtei, vor welcher, trotz der an die Gemeinde und den Commandanten erlassenen Requisitionen, als ganze Vertheidigungsmannschaft zwei Nationalgardisten standen. Ganz Paris ließ diese Greuelthaten geschehen, ganz Paris war verflucht in meinen Augen, und ich hoffte nicht mehr, daß die Freiheit sich niederlassen werde unter Feiglingen, welche bei den schändlichen Freveln, die man gegen die Natur und die Menschheit begehen konnte, gleichgiltig blieben, welche bei Unthaten, die der Muth von fünfzig Bewaffneten leicht hätte verhüten können, die kalten Zuschauer machten.“

Wie die anderen Pariser, so that auch Madame Roland nichts. Sie fragt: „Muß man denn seinen Hauptmann kennen und durchaus in geregelter Compagnie einhermarschieren, wenn es sich darum handelt, Opfern, welche erwürgt werden, zuhülfe zu eilen?“ Wir stellen diese Frage an sie selber. Warum that denn sie nichts Bemerkenswerthes? Sie, mit ihrer Feder, mit ihrer Beredsamkeit? Als die Gironde bedroht wurde, da eilte sie in die Versammlung mit dem Entschluß, um das Wort zu bitten und vor ganz Frankreich die Ränke der Jakobiner zu enthüllen. Warum nicht auch jetzt? Der Parteeifer hat diesem sonst so warmen Herzen die Frische der Empfindung benommen. Die Opfer sind eben nur Royalisten, sind keine Republikaner!

Roland schrieb an die Versammlung den Brief vom 3. September, der ebenso berühmt geworden ist, wie derjenige, welchen er an den König abgeschickt hatte. Die Versammlung nahm ihn mit Begeisterung auf, sie befahl seinen Druck, seine Verbreitung, seine öffentliche Anschlagung; sie spendete ihm ihren Beifall, wie schwache Leute ihr Lob und ihren Beifall zu spenden pflegen bei Kundgebung eines Muthes, den sie nicht nachzuahmen vermögen, der sie aber aufrichtet und einige Hoffnungen in ihnen erweckt.

Der Kern dieses vielbesprochenen Briefes lautet: „Ich erfülle eine heilige Pflicht, deren Vollziehung mir vielleicht theuer zu stehen kommt, aber ich habe nie mit meinem Gewissen unterhandelt und ich will seiner Stimme folgen, was auch darauf kommen mag.“ Roland folgt offenbar sehr spät dieser Stimme seines Gewissens. Er mußte früher schon wissen, was im Plane war. Jeder Ehrenmann folgt der Stimme seines Gewissens und thut seine Pflicht ohne Rücksicht auf die Gefahr. Übrigens haben wir wieder eine Probe von der Tugendprahlerei der Madame Roland, aus deren Feder offenbar das Schreiben stammt.

Hierauf folgt wieder ein Stück Selbstlob. „Ich habe das Ministerium zum zweitenmal nur angenommen, weil ich darin eine Gelegenheit sah, die Grundlage zu entwickeln, deren Grundlage die Liebe zur Menschheit ist. Ich habe stolz die Wahrheit einem König gesagt, der, wie ich bemerkte, das Wohl des Reiches bloßstellte und sich dabei selbst zugrunde richtete. Keine Erwägung hat meinen Muth geschwächt. Ich liebe allzusehr mein Vaterland, um selbst an den Ruhm zu denken, und wenn es sich um das Wohl aller handelt, so gibt es für mich kein persönliches Interesse mehr. Das Vertrauen der Nation hat mir die Last des Ministeriums in einer noch stürmischeren Zeit zum zweitenmal aufgeladen, ich habe sie ohne Zögerung übernommen, weil dieses Vertrauen mir daraus ein Gebot machte. Ich trage sie ohne Schwäche und werde sie niederlegen, sobald ich sehe, daß ich nur noch eine Schattengewalt bin, ohne Macht und ohne Einfluß.“ Wenn er denn seine Pflicht für alles und sein Leben für nichts hält, warum stürzt er sich nicht mit seinem ganzen Beamtenpersonal, mit allen, die er unterwegs mitfortreißen kann, auf eines der Gefängnisse und macht dem Blutvergießen ein Ende? Wenn nur hundert Männer wahren Muth gehabt und den Mittelpunkt des Widerstandes gebildet hätten, so wären so viel arme Opfer nicht erbarmungslos erschlagen worden. Warum forderte er nicht am 2. September schon, wozu er als Minister des Innern verpflichtet war, die bewaffnete Gewalt auf?

Hierauf kommt eine Vertheidigung der Revolution und eine Schmeichelei an das Volk. „Ich weiß, daß die Revolution nicht nach den gewöhnlichen Regeln berechnet werden darf; aber ich weiß, daß die Gewalt, welche sie schafft, sich nach den Gesetzen richten muß, wenn nicht eine gänzliche Auflösung davon die Folge sein soll. Die Wuth des Volkes, die Bewegung und der Gang eines Aufstandes gleichen dem Sturz eines Bergstromes, welcher alle Hindernisse niederwirft, die keine andere Gewalt behoben hätte, der aber durch seine Strömung weithin Verwüstung und Verheerung anrichtet, wenn er nicht bald in sein Bett zurückkehrt. Ohne den 10. August wären wir sicher verloren gewesen. Der Hof, lange schon darauf vorbereitet, harrete nur auf die Stunde, um seine Verräthereien zu vollziehen und über Paris die Fahne des Todes zu entfalten — und durch den Schrecken in demselben zu herrschen. Die Stimmung des Volkes, immer gerecht und rasch, wenn die öffentliche Meinung nicht verderbt ist, kam der zu seinem Untergang bezeichneten Stunde zuvor und machte sie verderblich für die Verschwörer.“ Wie wenig kennt dieser Mann, der seine Befangenheit für Weisheit und seinen Hochmuth für Charakter hält, die Geschichte des 10. August und wie mag er denn die Morde tadeln, wenn der Zorn des Volkes derart ist!

Statt die Morde mit Bornesglut zu brandmarken, entschuldigt sie Roland sofort: „Es liegt in der Natur der Dinge und in der des Menschenherzens, daß der Sieg einige Übertreibungen in seinem Gefolge hat: das Meer, welches von einem wilden Sturm bewegt wird, brüllt noch lange Zeit nachher; aber alles hat seine Grenzen oder muß sie endlich festgestellt sehen.“ Über die Morde derart

Madame
Roland
sagt.

thut aber
nichts.

Ma-
charris
Cloots.

Rolands
Brief.

Selbst-
lob.

Volks-
schmei-
chelei.

Roland
über den
10. Aug.

Entschul-
digung
der
Morde.

sprechen, heißt die Mörder in ihrem Thun nicht bloß entschuldigen, sondern auch bekräftigen. Dann kommt die Rede auf die Unordnung, auf die alte Commune unter Pétion und auf die neue Commune: „Wenn die Regierung keine Gewalt mehr hat, so muß der Ehrenmann, welcher am Staatsruder steht, zurücktreten, denn er darf kein Schattenbild sein, er soll handeln. Die provisorische Commune hat große Dienste geleistet, sie bedarf in dieser Hinsicht meines Lobes nicht, aber ich bringe es ihr mit vollem Herzen dar.“ Also weil die provisorische Commune den Thron umgestürzt und die so vielfach geschworene Verfassung in Stücke gerissen hat, verdient sie alles Lob des Ministers des Innern. Die Septembermorde sind ja nur der zweite Theil des 10. August. Wie will ein solcher Mann, der A gesagt hat, gegen B Verwahrung einlegen?

Dann folgt aber ein Tadel: „Die Commune mißbraucht ihre revolutionäre Gewalt, die man ihr nur für einen Augenblick gestatten durfte (das heißt, bis der Thron gestürzt war); sie ist vom Übel, wenn sie nicht in die ihr geziemenden Schranken zurückkehrt.“ Dann kommt wieder ein Selbstlob: „Kühn sage ich das der Commune, denn man ist die Wahrheit den Völkern wie den Königen schuldig, und ich werde sie den einen so wenig als den anderen verschweigen.“ Wie prahl unser hochmüthige Schwachkopf immerdar mit seinem rohen Brief an den wohlwollenden Ludwig XVI.!)

Endlich kommt Roland auf die Morde vom 2. September zu sprechen: „Gestern geschahen Dinge, über welche man einen Schleier werfen muß. Ich weiß, daß das Volk, schrecklich in seiner Rache, noch eine Art Gerechtigkeit hineinlegte; es behandelt nicht alles als Opfer, was sich seiner Wuth darbietet, es richtet sie gegen jene, welche nach seiner Ansicht nur zu lange vom Schwerte des Gesetzes verschont wurden und welche es nach der Gefahr der Umstände ohne Verzug opfern zu müssen glaubt.“ Hier rechtfertigt also Roland die Morde. Es waren ihrer jedoch nur zu viele nach seiner Ansicht. Kommt es aber auf die Zahl an? Die allzuvielen Morde am 2. September entschuldigt jedoch Roland auch durch Verführung des Volkes. Wir denken unwillkürlich an die zwei Engländer, welche die guten Pariser verleitet haben sollen! Roland fährt fort: „Aber ich weiß, daß es Schurken und Verräthern leicht ist, diese Aufwallung des Volkzorns zu mißbrauchen, und daß man ihn beschwichtigen muß; ich weiß, daß wir ganz Frankreich die Erklärung schuldig sind, daß die vollziehende Gewalt diese Ausschreitungen nicht voraussehen und nicht verhindern konnte; ich weiß, daß es Pflichtsache der rechtmäßigen Behörde ist, ihnen ein Ende zu machen oder sich selber als gelähmt anzusehen. Ich weiß auch, daß diese Erklärung mich der Wuth einiger Heber preisgibt: wohlán, sie mögen mir das Leben nehmen; ich will es nur für die Freiheit erhalten, für die Gleichheit: werden diese verlegt oder vernichtet, sei es durch die Herrschaft fremder Despoten oder durch die Verirrung eines mißbrauchten Volkes, so will ich dann nicht mehr leben; aber bis zum letzten Seufzer will ich meine Pflicht thun, das ist das einzige Glück, das ich anstrebe und das keine Macht der Welt mir entreißen kann.“ Wie viel Pflichtgefühl und Heldemuth auf dem Papier und wie wenig in der Wirklichkeit! Dieser Brief ist eine stete Anklage gegen Roland vor der Nachwelt. Er hat seine Pflicht nicht gethan, er ist ein feiger Volksschmeichler und ungeschickter Tugendschwäher.

Alle Bewalten müssen, das ist schließlich sein Rath, in ihre Schranken zurücktreten. Die National-Versammlung muß dies beschließen. Das Volk hört auf

1) Vergl. Bd. XV dieses Werkes, S. 512—515.

seine Gesetzgeber, wenn sie auf der Höhe der Umstände sind. Jetzt kommt aber eine Drohung: „Das Volk weiß, daß das Schicksal der Hauptstadt von der Eintracht aller Departements abhängt; es weiß, daß der Süden voll Feuer, Thakraft und Muth bereit war, sich loszureißen, um seine Unabhängigkeit zu sichern, als die Revolution vom 10. August uns den Convent schenkte, der alles wieder vereinigen soll. Die Weisen und die Furchtsamen könnten sich leicht verbinden, wenn Paris nicht die Vereinigung der größten Freiheit mit der höchsten von der öffentlichen Meinung unterstützten Weisheit böte.“ Wie unwahr! Diese Losreißung des Südens, mit welcher der Minister jetzt droht, war ja nur im Hause Rolands von ihm, seiner Frau und Barbarou ausgeheckt!)

Zum Schluss wird noch einmal betheuert, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sei: „Die Gesetzgeber müssen sprechen, das Volk muß hören und die Herrschaft des Gesetzes endlich sich begründen“ und versichert der Minister, daß er sein Leben hindurch Gerechtigkeit und Wahrheit geübt habe: „Ich bleibe auf meinem Posten bis zum Tode, wenn ich auf demselben nützlich bin oder man glaubt, daß ich es sei. Ich verlange meine Entlassung und reiche sie ein, wenn man von einem andern glaubt, er könne nützlichere Dienste leisten als ich, oder wenn das Schweigen des Gesetzes mir jede Thätigkeit untersagt.“²⁾

Dieser Brief ward von lebhaften Beifallsbezeugungen begrüßt, die Versammlung beschloß seinen Druck und die Versendung an die 83 Departements und das Anschlagen an den Straßenecken. Aber weiter geschah auch gar nichts. Das Morden gieng immer fort. Am 4. September, das war schon sehr spät, sandte Roland erst ein Schreiben an Santerre, daß er alle Truppen in Bewegung setze, um zu verhindern, daß die Sicherheit der Person und des Eigenthums verlegt werde, und daß er verantwortlich sei für alle Verbrechen, die an irgend einem Staatsbürger in der Stadt Paris begangen würden.

Santerre antwortete: „Sie reißen die Wunden wieder auf, an denen mein Herz leidet, da ich jeden Augenblick die Verletzung dieser Gesetze sowohl, als die Ausschweifungen erfahre, denen man sich überlassen hat. Sobald ich erfuhr, das Volk sei in den Gefängnissen, gab ich den Bataillons-Commandanten die genauesten Befehle, in zahlreichen Patrouillen zu streifen, namentlich in der Nähe des Temple und in den Gefängnissen La Force. Ich will meine Kräfte bei der Bürgermiliz verdoppeln und schwöre Ihnen, daß, wenn dieselbe unthätig bleibt, mein eigener Körper dem ersten Staatsbürger, den man zu beleidigen versuchen möchte, zum Schilde dienen soll.“³⁾

Es war kein wahres Wort an diesem Schreiben Santerres.⁴⁾ Er hat nichts gethan — etwa den Wagen der Frau von Staël auf dem Grèveplatze beschützt. Er wußte wohl, was geschah. Achtundvierzig Stunden that dieser Oberbefehlshaber der Bürgerwehr gar nichts. Allerdings wurde ihm auch nicht gemeldet, daß etwas geschehe. Die Mörder fuhren fort zu schlachten,

1) Vergl. Bd. XV dieses Werkes, S. 529.

2) Der volle Text des langen Briefes Hist. parlem. XVII, p. 362—387.

3) „Mon corps servirait de bouclier au premier citoyen qu'on voudrait insulter.“ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 430—431.

4) Ibid. XVII, p. 431.

Die Commune. wie die geheimen Befehle der Commune lauteten. Diese wies 12.000 Francs an für Paris und Sergent zum Wohle des Vaterlandes, das heißt, zur Bezahlung der Mörder, während sie auf der anderen Seite aus reiner Heuchelei einen Beschluß faßte, worin sie sich beunruhigt zeigte über die Mittel der Strenge, die man gegen die Gefangenen anwandte, und einige Bevollmächtigte absandte, „um die Aufregung des Pöbels zu beschwichtigen“. — „Dieselben sollen von zwei Gendarmen begleitet sein und könnten die bewaffnete Macht in Anspruch nehmen.“ Das ist also die Hilfe, welche die Commune leistete. Zwei Gendarmen gehen mit den Commissären, während alles vom augenblicklichen thatkräftigen Handeln abhängt und Minuten für das Leben der Armen entscheidend sind! Mit anderen Worten: heimlich befahl die Commune die Morde und öffentlich that sie dergleichen, als ob sie etwas dagegen thun möchte.

Die National-Versammlung. Die National-Versammlung hinwider, wo es sich um eine Ehrenbeleidigung ihrer selber handelte, da trat sie entschieden und schnell auf. Als sie erfuhr, daß Robespierre weitreichende unbestimmte Anklagen gegen ihre ersten Mitglieder ausgesprochen habe, insbesondere gegen den Einundzwanziger-Ausschuß, da erklärte Bergniaud, als Antwort auf diese Verleumdung, daß sie ihre Vollmachten niederlegen, „denn wir sind unfähig, das Gute zu vollbringen und das Böse zu verhindern“. Cambon aber sprang auf. „Ihr habt soeben geschworen, die Könige und die Tyrannen zu bekämpfen, und wollt jetzt den Kopf vor einer anderen Tyrannei beugen, vor der der Commune? Wenn ihr wollt, daß die Commune das Reich regiere, wie einst Rom die Provinzen, gut, so unterwerfen wir uns, legen wir das Haupt auf den Block! Aber ihr habt ja geschworen, das Volk zu verteidigen oder auf eurem Posten zu sterben — so haltet denn euren Schwur und verschafft dem Willen der Nation Achtung! Ich sehe es wohl, einige Parteiländer möchten mein Vaterland unterjochen; man muß ihnen aber muthig entgegenreten, man muß diese Ränkeschmiede züchtigen, die nur in den Convent gewählt werden wollen und danach brennen, uns zu ersetzen. Andere Ränkeschmiede werden ihnen schon mit Zinsen zurückgeben, was sie an uns gethan haben.“¹⁾ Man kann nicht leugnen, daß Cambon den Nagel auf den Kopf getroffen hat.

Es galt nur noch für die Versammlung, vor dem Volke mit Ehren abzudanken.

Zuschrift. Am 4. September erließ sie eine von Guadet verfaßte Zuschrift an das französische Volk, worin sie sich gegen die Verleumdung wahrte, als wolle sie Ludwig XVI. wieder herstellen oder den Herzog von Braunschweig auf den Thron erheben. Sie wolle nie einen Schritt thun, zu dem sie nicht ermächtigt sei, und hätte darum einen Convent berufen, welcher allein die Regierungsform für ein freies Volk zu bestimmen habe, und betheuere, daß sie das Recht des Volkes wahren und an ihrem Posten sterben, und durch eine Feigheit nicht den letzten Augenblick ihres Bestandes entehren wolle. Übrigens schwören die Mitglieder der Versammlung, nicht als Volksvertreter, wozu sie nicht beauftragt seien, sondern als Bürger und Individuen, mit aller Kraft die Könige und das Königthum zu

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 438—439.

bekämpfen bis zum letzten Athemzuge. — Bei dieser Stelle sprangen die Mitglieder der Versammlung auf: „Ja, wir schwören es, keinen König mehr!“¹⁾

Paris erwachte allmählich aus der Betäubung, in der es während der Septembermorde wie gelähmt sich befunden. Mehrere Sectionen verbanden sich zu Schutz und Trutz gegen Raub und Blutvergießen. In der National-Versammlung stieg das Gefühl der unermesslichen Schmach auf, welche sie durch ihre Feigheit vor der Mit- und Nachwelt auf sich geladen. Auch im Gemeinderathe begann sich ein besseres Element zu regen. Aber man begehrt leicht ein Verbrechen, doch nur schwer zieht man sich aus den Verstrickungen der Sünde heraus.

Zunächst beantragten drei Sectionen in der National-Versammlung, daß man die Unterschriften der Achteusend und der Zwanzigtusend, welche als Proscriptionslisten benutzt wurden, verbrenne, und die National-Versammlung beschloß es — „zum Frommen der Brudersliebe, die fortan unter allen Franzosen herrschen solle“. Dann beichtete der ungeschickte Roland vor der Versammlung, daß er sich habe verleiten lassen, seine Unterschrift zu Vollmachten zu geben, die mißbraucht wurden. Es waren dies die außerordentlichen Bevollmächtigten, welche das Land über den 10. August auflären sollten und deren Ernennung Danton in die Hand genommen hatte. Diese Bevollmächtigten reisten nun auf Kosten des Staates mit der Vollmacht des Ministers des Innern, handelten aber nach den Weisungen Dantons, setzten Beamte ein und ab, raubten, zogen Gelder ein, errichteten Überwachungs-Ausschüsse, verbreiteten den Aufruf, die Septembermorde von Paris nachzuahmen, und suchten die Wahlen in ihre Hände zu bekommen, bezeichneten die Candidaten, die man wählen sollte, natürlich lauter feurige Jakobiner, andere Abgeordnete würde man gar nicht aufkommen lassen, überhaupt müsse man in ganz Frankreich im Fahrwasser der Commune von Paris bleiben. Überall setzten sie sich mit den Jakobinerclubs in Verbindung; überall drangen sie darauf, daß man nicht geheim, durch Stimmzettel, sondern durch lautes Nennen des Candidaten für den Convent wähle, und überall suchten sie die Wähler zu terrorisieren, und da mußte nun der ungeschickte Roland jammern über die Unterschriften, die er gegeben, und selber auf Ungültigkeitserklärung der von ihm ausgestellten Vollmachten antragen.

Die Gironde ergriff begierig diesen Anlaß, um die Ehre wieder herzustellen und der Commune einen Schlag zu versetzen. Mazuyer sprach geradezu, ein Gesetz müsse einmal entscheiden, ob die französische Nation Herrin sei oder die Commune von Paris, und Bergniaud las das Rundschreiben Marats vor, welches ganz Frankreich aufforderte, in den Gefängnissen die Geistlichen und Aristokraten hinzuschlachten, wie Paris es gethan. „Die Bürger von Paris wagen sich frei zu nennen: sie sind allerdings nicht mehr Sklaven gekrönter Tyrannen, wohl aber die Knechte der gemeinsten Verbrecher. Es ist endlich einmal Zeit, diese schimpflichen Ketten zu zerreißen und diese neue Tyrannei zu zerbrechen. Es ist jetzt Zeit, daß jene einmal zittern, welche bisher die ehrenhaften Männer zittern machten. Lehret Europa, daß ungeachtet der Verleumdung, mit der man Frankreich zu beschimpfen sucht, es in unserem Vaterlande noch einige Tugenden gibt, selbst inmitten der

¹⁾ Buchez et Roux l. c. XVIII, p. 444—445.

augenblicklichen Anarchie, in welche einige Räuber uns gestürzt haben. Da möge eher die National-Versammlung und ihr Andenken zugrunde gehen, als daß sie ein Verbrechen schone, welches dem französischen Namen einen ewigen Makel aufdrückt! Da möge die National-Versammlung und ihr Andenken untergehen, wenn nur auf unserer Seite unsere Nachfolger eine Verfassung errichten können, welche das Glück Frankreichs sichert und das Reich der Freiheit und Gleichheit befestigt! Und die Anwesenden erhoben sich mit dem Rufe: „Ja, wir wollen alle zugrunde gehen, unser Andenken möge erlöschen, wenn nur Frankreich frei wird!“¹⁾

Diese Versicherung, für ihre und Frankreichs Ehre sterben zu wollen, kam sehr spät. Einige Tage früher hätte ein entschlossenes Auftreten der Versammlung Hunderte retten können, die jetzt in den Katastrophen von Clamart und Montrouge verscharrt waren.

Die Beschlüsse, die jetzt gefaßt wurden, zeigten von Ernst: die Gewaltboten der Regierung in den Departements müssen sich innerhalb der gesetzlichen Schranken halten und augenblicklich abgesetzt und der National-Versammlung angezeigt werden, wenn sie ihre Sendung mißbrauchen, und wenn sie einen Beamten seiner Stelle enthoben, so gelte dies nicht, und sie müssen sogleich abberufen werden; und keine Municipalität habe ein Recht, außer ihrem Gebiete einen Gewaltboten abzusenden, und kein Bürger eines anderen Orts habe die Verpflichtung, einem solchen zu folgen, und solche Commissäre in fremden Gebieten müssen sogleich als schuldig der Empörung gegen die Gesetze verhaftet werden.

Endlich regte sich auch die Municipalität.²⁾

Es kam Pétion mit mehreren Gemeinderäthen und sprach: „Mein Kopf war immer der Freiheit meines Landes geweiht und er wird eher fallen, als daß der Bürgermeister von Paris aufhört, seine Pflicht zu erfüllen. Ich komme nicht, um zu seufzen über die Unordnungen, die jeden Tag vorkommen; ich war oft in Verzweiflung über meine Ohnmacht, aber ich habe immer alles gethan, um die Ordnung aufrecht zu halten und die Ruhe wieder herzustellen. — Es ist endlich Zeit, daß sie wieder walte und daß Paris ein sicherer Ort werde für alle seine Bürger. — Nicht das Volk macht die Unruhen, es sind treulose Menschen, die sich unter dasselbe mengen und unter der Maske einer übertriebenen Vaterlandsliebe es zu den Greuelthaten verleiten, über welche es zu allererst seufzt. — Sobald man es aufklärt, sieht es sein Unrecht ein. — Wir haben unter uns Agenten des Auslandes. Ich bemerkte Gährung um die Gefängnisse. — Ich begab mich in die Conciergerie und das Volk versprach, den Gefangenen nichts zuleide zu thun.“

Das war sehr spät; warum gieng denn der Maire nicht früher? — Warum sagt er jetzt erst: „Ich habe es geschworen, den ersten festzunehmen, der Hand anlegt an die Gefangenen. Die erste Aufregung, die Zeit des Aufstandes ist vorüber. Man sagt dem Volke ins Ohr: es sei noch immer im Zustande des Auf-

¹⁾ „Oui, périssons tous, périsse notre mémoire, pourvu que la France soit libre!“ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 465—467.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 468—469, und „Journal des Débats“ vom 17. September.

ruhrs; es gebe keine Gesetze, da man eine neue Verfassung mache, und wenn es nicht immer seine Thatkraft beweise, so falle es in die Knechtschaft zurück. Und mit so abscheulichen Mitteln verwandelt man das mildeste aller Völker in ein wildes und blutgieriges.“ — Dann beklagt sich Pétion, daß er immer zuletzt etwas erfahre von dem, was vorgehe, während doch die Beamten immer zuerst benachrichtigt werden sollen.¹⁾

Damit will Pétion die Mitschuld am Blut der Septembertage von sich abwälzen. Daß er nicht gewußt habe, was vorgieng, bei der Menge von Spionen, die ihm zugebote standen, bei den großen Geldmitteln, die ihm für die städtische Polizei angewiesen waren,²⁾ bei der Verbindung der Sections-Ausschüsse, die er errichtet hatte, wird ihm niemand glauben. Aber aus seinem Geständnisse geht auch zugleich hervor, daß ihn die Commune beiseite schob und daß seine Zeit vorüber war — trotz all seiner Schmeichelei für die Leidenschaften des Pöbels.

Die National-Versammlung wollte dem Manne noch helfen. Einmal theilte man ihm die ernstesten Beschlüsse mit, die eben gefaßt waren, worauf Pétion antwortete: „Die geschehenen Verhaftungen seien nicht von der Commune ausgegangen, sondern vom Überwachungs-Ausschusse, in welchem allerdings einige Mitglieder der Commune saßen“, worauf erklärt wurde: kein Gesetz gebe diesem das Recht, zu verhaften und wurde die Commune aufgefordert, alle Befehle, die sie erlassen, vorzulegen.

Darauf kam der dicke Bierbrauer Santerre, als Befehlshaber der Nationalgarde, und erklärte, die letzten Unruhen kämen von der absterbenden Aristokratie. Übrigens hatte er alle nöthigen Befehle gegeben und die Nationalgarde thue ihre Pflicht.³⁾

Auch Santerre kam sehr spät. Wenn er am 2. September die nöthigen Befehle gegeben hätte! Auch auf ihm lastet das Blut der Septembertage.

Pétion bekam Muth. Er lud am nächsten Tage Paris vor den Gemeinderath zur Verantwortung. Der aber erklärte keck, er und seine Amtsgenossen hätten nur für das Wohl des Vaterlandes gehandelt. Worauf Pétion antwortete, wie sie denn Marat zum Collegen hätten wählen können, der entweder ein schwarzgalliger Narr oder der größte Feind der Freiheit sei? Was denn aus Paris werden solle, wenn dieser Zustand fort dauere? Die National-Versammlung werde in einem ruhigeren Orte ihren Sitz aufschlagen und man werde den Abgang aller Beamten und der Fremden bald spüren. Paris wagte es keck, Marat zu vertheidigen: „Er ist ein außerordentlicher Mann. Er schläft nicht; immer beschäftigt er sich mit dem Staate. Seine Erfahrung, seine ausgedehnten Kenntnisse befähigten ihn, das voraus zu sagen, was seitdem eingetroffen ist. Sein Geist ist feurig, seine Einbildung lebendig, sein Blick ist immer auf dasselbe Ziel gerichtet. Er hat das Volk zur Rache aufgerufen, aber bloß um die Schurken zu erschrecken und sie durch eine heilsame Angst von ihren bösen Plänen abzuhalten. Übrigens hat Marat keinen hervorragenden Einfluß im Ausschusse geübt, wir alle sind gleicher Gesinnung.“

Diese Keckheit machte Pétion wieder muthlos und es kam nur ein matter

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 469.

²⁾ 500.000 Francs für den Monat.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XVII, p. 469—470.

Klagen
über die
Com-
mune.

San-
terre.

Pétion
und
Paris.

Marat.

will sich
reins
waschen.

Beschluß über eine Neuwahl des Gemeinderathes zustande, welcher die Commune mindestens noch ein Jahr im Besitze ihrer Gewalt belassen und in Wahrheit all ihr Thun bestätigt hätte.

Die letzten Beschlüsse der National-Versammlung.

Dagegen faßte die National-Versammlung am 20. September einige wichtige Beschlüsse: zunächst daß binnen drei Tagen die Wahlen für einen neuen Gemeinderath stattfinden sollten, daß ferner alle Verhaftsbefehle, zu denen die Commune berechtigt sei, von dem Maire und vier Mitgliedern des Gemeinderathes unterschrieben sein müßten, und daß alle Urheber oder Mitschuldigen von einer willkürlichen Verhaftung mit sechs Jahren Zuchthaus bestraft werden und mit ihrem Vermögen für allen Schaden der Verhafteten einstehen müßten. Wichtig ist der 17. und 18. Abschnitt vom Gesetze des 20. September. „Die Wohnung des Bürgers wird im Namen des Gesetzes in der Nacht für unantastbar erklärt. Folglich kann von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang keine Hausdurchsuchung stattfinden, außer in dem Falle, daß jemand auf brennender That betroffen wird. Jeder Bürger, in dessen Behausung man in der Nacht eindringen will, hat das Recht, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln Widerstand zu leisten. Die Urheber eines solchen Versuchs sollen vom Staatsanwalt wegen eines Angriffs auf die individuelle Freiheit belangt werden.“ Im letzten Artikel des Gesetzes wird Paris selbst gedroht mit Auswanderung der Regierung, mit den Worten: „In den Städten, in welchen die National-Versammlung in Zukunft ihren Sitz nehmen wird, kann der Befehl, die Sturmglocke zu läuten und die Lärmkanone zu lösen, nicht ohne einen Beschluß der Versammlung gegeben werden. Wer gegen diesen Beschluß handelt, indem er die Sturmglocke läutet oder die Lärmkanone abschießt, soll mit dem Tode bestraft werden.“

Hausdurchsuchung.

Lärmkanone.

Bétion.

Am 8. September trat Bétion vor die Schranken und machte den Vorschlag im Namen der Stadt Paris, daß die Sitzungen des National-Conventiones im Palaste der Tuileries gehalten werden. „Lange genug haben die Könige Paläste gehabt; endlich ist es Zeit, daß das Volk auch einen habe,“ und am 14. September wurde der Antrag genehmigt und dem Minister Roland 300.000 Francs angewiesen, um einen schicklichen Saal in den Tuileries für den Convent einzurichten. — Am 21. September beantragte François de Neufchâteau, sobald die Versammlung erfahre, daß der Convent sich versammelt habe, solle sie mit ihren Arbeiten aufhören, den Convent in den Versammlungsaal abholen und ihm als Ehrenwache dienen. Die Versammlung erhob diese Anträge zum Beschlusse.¹⁾

Indes waren in den Tuileries 371 Mitglieder des Convents zusammengekommen und hatten beschlossen, daß die Bestätigung der Wahlen sich nur auf die Identität der Erwählten beziehen solle.

Ein Mitglied beantragte, man solle der Legislative für ihre Thätigkeit danken, wie sie ihrer Zeit auch der constituierenden

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVIII, p. 18.

Versammlung gedankt habe. Dagegen meinte aber ein neuer Abgeordneter, wenn sie alles gethan habe, was sie konnte, um den Sieg der Freiheit zu sichern, so habe sie nur ihre Schuldigkeit gethan. So erhielt denn die Legislative nicht einmal einen Dank für all die Schmach, die sie auf sich geladen.

Sein Dank für die Legislative.

Bald darauf kamen zwölf Abgeordnete der neuen Versammlung, und der Redner Grégoire meldete, daß der Convent sich constituirt habe, daß er hieher kommen und die Sitzungen anfangen werde. — Die Legislative erklärte jetzt, daß ihre Arbeiten geschlossen seien und begab sich nach den Tuileries.¹⁾ Ihr Präsident begrüßte den Convent und wünschte sich Glück, die Zügel der Regierung in seine Hände zu übergeben. Die bisherigen Abgeordneten seien jetzt wieder bloße Bürger und ihr erstes Geschäft bestehe darin, dem Convent zur Wache zu dienen und ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen, um allen Franzosen durch ihr Beispiel zu zeigen, wie man sich vor der Majestät des Volkes beugen müsse, welches er vorstelle. Die Urversammlungen hätten durch ihre Ernennung die außerordentlichen Maßregeln gebilligt, welche das Wohl von 24 Millionen gegen die Treulosigkeit eines Einzigen erforderte. Der Zweck ihrer Verhandlungen werde die Freiheit sein, ohne welche jetzt die Franzosen nicht mehr leben können, die Gesetze die festeste Grundlage der Freiheit, und der Friede, der einzige Zweck des Krieges. „Freiheit, Gesetze, Friede!“ Diese Worte seien über den Thoren des Tempels von Delphi gestanden — jetzt werden sie dem Boden Frankreichs aufgedrückt werden.²⁾

Be-grüßung.

Sitze des Convents.

Also endete die legislative National-Versammlung; seit dem 10. August waren ihre Sitzungen nie unterbrochen worden. Ihre Aufgabe hat sie nicht erfüllt — statt „gesetzgebende“ Versammlung kann man sie besser „gesetzzerstörende“ nennen.³⁾

Die Lage Frankreichs war am Schlusse der legislativen Versammlung im ganzen weit schlimmer als am Schlusse der constituierenden.

Die Lage Frankreichs.

Das Conventionsmitglied Mercier schildert dieselbe mit den Worten:⁴⁾ „Man versehe sich in die Stunde, da der Convent seine Sitzung eröffnete. — Die Legislative hatte soeben den Thron umgestürzt, aber erstaunt, ja bekümbt gewissermassen von dem Schlag, den sie geführt, fühlt sie sich nicht mehr im Stande, die Last der Schicksale des Reiches zu tragen: sie überläßt andern Händen die peinliche Sorge, den Sieg zu benutzen, sie zieht sich zurück, umgeben von

Mercier.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XVIII, p. 17—18.

²⁾ Histoire parlem., XIX, p. 6—7. Die Inschrift zu Delphi lautete viel sinniger: „Kenne dich selbst!“

³⁾ Die constituierende Versammlung schuf eine Verfassung, mit der man nicht regieren konnte; die legislative war wie die constituierende stark nur in der Negation dessen, was bestanden hatte; es waltete bloß der Geist der Verneinung, es fehlte die Bestimmtheit des Zieles. Darum haben die Herausgeber der Histoire parlementaire recht, wenn sie sagen: „Que si l'on recherche pourquoi une tendance, essentiellement identique, consommée dans sa durée la popularité de trois assemblées nationales, la réputation et la vie de tant d'hommes, on se livrera à l'étude la plus instructive et la plus grave qui puisse ressortir de la révolution; on reconnaitra que chaque assemblée, chaque homme puissant qui parut sur la scène politique, apportait avec lui la raison de sa chute, savoir l'ignorance du but, l'imprévoyance qui en était la conséquence, et un système arrêté et immobilisateur.“ — Histoire parlementaire, XIX, p. 2.

⁴⁾ Mercier, Nouveau Paris, I, 2. édition, p. 105.

ehrevollen (?) Ruinen. Sie hat den Bau der Monarchie niedergedrückt, aber sie wagt nichts an seine Stelle zu setzen. In der Person eines Monarchen greift sie alle Könige der Welt an; aber diese Anstrengung hat all ihre Kräfte erschöpft. Sie überreicht Frankreich ein zu Boden geschlagenes Königthum, aber sie hat nicht den Muth, den Namen Republik auszusprechen. Der Convent dagegen eröffnet mit der Erklärung der Republik seine Sitzungen. Aber in welcher Zeit? da wir ohne Armeen, da unsere Grenzfestungen Anhängern des Königthums anvertraut waren, da das am Altar hängende Volk nur mit Schrecken den Sturz der Monarchie ansah, die so lange der Gegenstand seiner Liebe und Verehrung gewesen; da die Legionen Preußens die Ebenen der Champagne überschwemmten und ohne Hindernis durch Frankreich ziehen konnten, das also allen Anschein hatte, daß der Feind im Blute seiner Urheber den kühnen Beschluß auslöschen könne, der ein erobertes Land in eine Republik verwandelte. Es mußte also unser Gebiet vertheidigt, eine Armee erst geschaffen, der Volksgeist erst gehoben, und ohne Finanzen, bloß mit Papier, mußte der Kampf gegen jene begonnen werden, welche die Schätze Mexikos besaßen. Junge und ungeübte Soldaten mußten der kampfgewöhnten Phalanx Europas, blutjunge Generale, am Abend vor der Schlacht gewählt, mußten den geschicktesten Heerführern gegenübergestellt werden.“

Der Convent.

Die Stellung der Parteien im Convent.

Mittags zwölf Uhr den 21. September 1792 zogen unter Trommel-^{Er-}wirbel und Trompetengeschmetter in feierlichem Schritt die Mitglieder der neuen National-Versammlung, welche dem fieberhaft erregten Frankreich Freiheit, Gesetz und Frieden geben sollte, des National-Conventes (Convention nationale), in den Saal, welchen bisher die Legislative eingenommen hatte, von den Mitgliedern derselben wie von einer Leibwache geleitet. Die Zuschauer auf den Gallerien schauten aufmerksam auf die ihnen noch unbekanntem Gestalten, meist junge Gesichter. Je nach der Ansicht suchten die neuen Abgeordneten ihren Platz in der Mitte, auf der Rechten, auf der Linken. Merk-^{Die}würdigerweise nahmen Vergniaud und Brissot und mehrerer ihrer Gesinnungs-^{Gironde}genossen, welche in der Legislative sehr weit links gesessen waren, ihren^{rechts.} Platz auf der Rechten, wie wenn sie damit anzeigen wollten, daß sie genug niedergedrückt hätten, daß sie jetzt aufbauen wollten, daß ihre Schlachtordnung eine ganz andere Richtung eingenommen habe. Eine Republik, in der Talent und Ehrenhaftigkeit den Ton angebe, das war ihr Ziel; sie sollten es aber nicht erreichen, und der Convent sein Dasein in schrecklichem Parteikampf hinbringen. Wie viele von denen, welche jetzt stolz und hoffnungsfreudig in den Kampfplatz traten, mußten enttäuscht und in Verzweiflung das Schafott besteigen! Von allen National-Versammlungen der französischen Revolution hat der Convent das schrecklichste Andenken hinterlassen.

Das Protokoll der Vorverhandlungen wird verlesen. Pétion ist zum Prä-^{Pétion}sidenten gewählt, zu Secretären haben die meisten Stimmen erhalten: Condorcet, Brissot, Rabaut Saint-Etienne, Lasource, Vergniaud und Camus,^{Prä-}^{sident.} lauter Girondisten, sie werden also das Übergewicht in der Versammlung behaupten, so scheint es, und noch einmal wiegt sich Pétion in seinen Königsgedanken. Sein Handlanger Manuel stellt wenigstens einen vorbereitenden Antrag. „Vertreter des souveränen Volkes, eure Aufgabe erfordert die Macht und

¹⁾ Buchez et Roux, Hist. parlementaire, XIX, p. 9.

Antrag
Manuels. Weisheit von Göttern! Als Pineaß in den Senat zu Rom trat, glaubte er eine Versammlung von Königen vor sich zu sehen. Für euch wäre ein ähnlicher Vergleich eine Beleidigung, man hat vielmehr hier eine Versammlung von Philosophen vor sich, die daran sind, die ganze Welt glücklich zu machen. Ich stelle den Antrag, daß der Präsident von Frankreich im Nationalpalaste wohne, daß die Zeichen des Gesetzes und der Kraft ihn immer umgeben, und daß alle Bürger aufstehen, so oft er die Sitzung eröffnen wird: diese Huldigung vor der Souveränität des Volkes wird uns immer an unsere Rechte und an unsere Pflichten erinnern.“¹⁾

Manuel verlangt also eine Leibwache für König Pétion und daß alle vor ihm das Haupt entblößen — so soll der Prästratus von Paris beginnen! Mathieu schließt sich dem Antrag insofern an, daß er die Erklärung verlangt, alle alten Gewalten seien abgeschafft, und man müsse mit kühner Hand eine neue provisorische Gewalt schaffen.

Chabot. Aber Exkapuziner Chabot fährt mit rauhem Ton durch diese Königsphantasie. „Die Legislative hat geschworen, die Könige und das Königthum zu bekämpfen; die Nation hat 200 ihrer Mitglieder in den Convent gewählt, hat also ihren Wunsch nach einer Volksregierung ausgesprochen: sie will also nicht bloß den Namen König abschaffen, sondern alles, was auf einen Vorrang hindeutet; es wird also keinen Präsidenten von Frankreich geben; ihr dürft also an gar keine andere Würde denken, als euch unter die Sansculotten zu mischen, welche die Mehrheit des französischen Volkes ausmachen. Ihr müßt euch also euren Mitbürgern ganz gleichstellen, dann werden euere Beschlüsse beachtet. Auch habt ihr dem Volk keine Verfassung zu geben, sondern nur vorzuschlagen; seine Sache ist es dann, sie zu genehmigen.“

Manuel. Manuel entschuldigt sich, man habe ihn mißverstanden, er wolle keinen Luxus von Königen, keine Schar von Höflingen und Schmeichlern, sondern eine einfache und stolze Haltung, wie die der Tugend und des Genies. Wenn man dem Präsidenten den Palast, den alle schon kennen, zur Wohnung anweise, so erleichtere man den Bürgern nur den Verkehr mit ihm.

Tallien. Tallien rennt alsdann wie ein republikanisches Wildschwein dem Pétion durch das Blumenbeet seiner Hoffnungen. „Kein Ceremoniell!“ meint er. „Der Präsident ist einfacher Bürger. Wenn jemand mit ihm reden will, muß er ihn im dritten oder fünften Stockwerk suchen; in der Mansarde wohnt die Tugend und das Genie. Ich verlange, daß der Antrag Manuels als unwürdig für die Vertreter eines freien Volkes verworfen werde“ — und einmütig wird auch der Antrag Manuels verworfen und Präsident Pétion sitzt traurig am Grabe seiner Hoffnungen, und das ist nicht das Schlimmste, was er erleben soll. Tallien spricht von einer Regierung, die auf den Grundlagen der Freiheit und Gleichheit errichtet ist, und beantragt alsbald einen Eid in diesem Sinne von der Versammlung. An den Eiden haben die Franzosen ein besonderes Gefallen. Wie viel Eide haben sie nicht auf die Verfassung geschworen und gebrochen!

Merlin. Es ist deshalb klug von Merlin, daß er keinen Eid will, einfaches Versprechen.

Couthon. Auch Couthon meint, nur Sklaven könnten noch von Königen reden, aber man müsse nicht bloß das Königthum abschaffen, sondern jeden individuellen Vorrang, der die Rechte des Volkes

einschränke und die Rechte der Freiheit und die Grundsätze der Gleichheit verlege. Mit Entsetzen habe er von Plänen eines Triumvirats, einer Diktatur, eines Protectorats vernommen. Es sei gewiß nur Gerede, aber man müsse das Volk beruhigen. „Schwören wir also auf die Souveränität des Volkes, auf seine volle Souveränität! verhängen wir über das Königthum, über die Diktatur, das Triumvirat einen ewigen Fluch! Fluch über jeden individuellen Vorrang!“ Genau genommen, sollte also auch jeder verflucht werden, der schöner, kräftiger und geistvoller wäre als die andern. Zu solchen Thorheiten verstiegen sich diese Staatsweisen, welche die ganze Welt umgestalten wollten.

Bazire mahnt, man möge sich nicht übereilen, so viele Eide seien seit vier Jahren gebrochen worden; das Volk frage gar nichts mehr nach Eiden. Man solle einfache Todesstrafe auf jeden Versuch setzen gegen die Freiheit und Souveränität des Volkes und der Einführung einer individuellen oder erblichen Macht.

Hat Danton in den Reden von Diktatur einen Angriff auf sich selber gesehen, oder ist es wahr, daß er auf die Bitten seiner sterbenden Gattin hörte, sich aus diesem sündigen Treiben zurückzuziehen, oder hat ihm seine sechswöchentliche Regierung Abspannung und Ekel erregt, oder will er durch Selbstdemüthigung einer Untersuchung vorbeugen — genug, er erklärt auf einmal, er lege sein Ministerium nieder. „Ich habe es bekommen im Kanonendonner, mit dem die Bürger der Hauptstadt den Despotismus niederschmetterten; jetzt sind die Armeen vereint und der Convent beisammen und meine Ausnahmstellung ist nicht mehr nöthig. Ich bin jetzt nur noch der Vertrauensmann des Volkes und in dieser Eigenschaft will ich mit euch reden. Man sprach von Eiden; jedenfalls ist eine feierliche Erklärung nöthig, daß die künftige Verfassung nur durch die freie Zustimmung der Urversammlungen Kraft bekommt. Aber auch noch eine andere Erklärung ist nöthig: die Gesetze müssen wieder Kraft bekommen. Die Freunde der Freiheit dürfen nicht die gesellschaftliche Ordnung untergraben. Erklären wir also feierlich, daß alles Eigenthum in Grund und Boden, in Handel und Industrie sicher ist.“ Der Beifall, den dieser Antrag Dantons fand, zeigt, wie sehr er damit manches Herz von der Last der Angst vor dem Schreckensmann und vor Theilung des Besizes befreite.¹⁾

Cambon findet, Danton habe im zweiten Theile seines Antrages gegen den ersten gesprochen, mit andern Worten, wenn das Volk Gütertheilung wolle, so sei es auch dazu berechtigt. Diese Staatsweisen, welche die ganze Welt umgestalten möchten, suchen offenbar nach einer Grundlage, auf welcher sie aufbauen können, finden aber alles bodenlos. L'association beruft sich auf den Gesellschaftsvertrag: jeder bringt sein Eigenthum dahin und verlangt von der Gesellschaft Schutz dafür, mithin sei doch das Eigenthum heilig, sonst wäre ja die Gesellschaft der Schauplatz des Banditenthums, oder es gäbe kein anderes Recht als das der Gewalt. Danton sei also in seinem Rechte.²⁾

Endlich beschließt die Versammlung, daß es keine Verfassung gibt, die nicht zuvor vom Volke genehmigt ist. Ferner erklärt der Convent, daß die Sicherheit der Person und des Eigenthums unter dem Schutze der Nation steht. Sollen aber alle Beamten, sollen alle Gesetze für abgeschafft

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 9—10.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 13—14.

²⁾ Ibid. XIX, p. 15.

Steuern. erklärt werden, sollen auch die Steuern noch fortbezahlt werden? Gehen sie nicht ein, so steht die Staatsmaschine still! Der Convent erklärt, daß alle Gesetze, die nicht abgeschafft worden, daß alle Beamten, die nicht zurückberufen oder enthoben wurden, beizubehalten sind; ferner, daß alle bisher bestehenden Steuern erhoben werden, wie früher.)

Ab-
schaffung
des
König-
thums.
Wenn aber alle Gewalten fortdauern, besteht denn auch das König-
thum noch fort? Collot d'Herbois erklärt, wenn man nicht gegen den
Wunsch des Volkes sein wolle, so müsse man noch vor dem Abend das
Königthum abschaffen. Quinette meint, das sei nicht Sache des Conventes,
sondern des Volkes. Grégoire aber behauptet, alle Dynastien seien nur
gefräßige Geschlechter gewesen, die von Menschenfleisch gelebt hätten. Man
müsse darum feierlich und für immer das Königthum abschaffen. Bazire
warnt vergebens vor Überstürzung einer so wichtigen Frage. Der Bischof
Grégoire, durch den Beifall, den seine Worte fanden, ermuntert, fragt,
wie man noch lange berathen könne, wo alle Welt einig sei. „Die Könige
sind in der moralischen Ordnung das, was die Ungeheuer in der physischen.
Die Höfe sind die Werkzeuge der Verbrechen und die Bruthöhlen der
Tyranen. Die Geschichte der Könige ist das Martyrthum der Völker.“ —
Unter tiefem Schweigen wird der Antrag gestellt: „Der Convent beschließt,
daß das Königthum in Frankreich für immer abgeschafft ist.“²⁾
Das ist der wichtigste Beschluß, am ersten Tage des Conventes.

Kein
König
mehr.
Die Girondisten konnten ihre Freude nicht verhehlen, ihre Ansichten waren
jetzt verwirklicht. „Wer hätte das gesagt vor einem Jahre,“ schreibt Brissot,
„als eine verderbte Partei das Volk noch unter dem Joche eines Tyrannen fest-
hielt? Selbst bei den Jakobinern war damals das Wort Republik geächtet. Doch
wir müssen diese traurigen Zeiten vergessen. Das Königthum ist jetzt abgeschafft
und Frankreich ist und bleibt eine Republik, das Volk will es und man muß es
zu seinem Ruhme sagen, es wollte es seit dem letzten Jahre. Unter ihm fand der
Republikanismus seine eifrigsten Anhänger. Und warum? Weil das Volk am
meisten Ehrlichkeit, am meisten guten Sinn, am wenigsten Vorurtheile und weniger
Eigensucht hat als die anderen Classen. Das Volk sah seinen König in der Nähe,
es sah ihn im Schmutz, verächtlich und verachtet, und sein eigener Vortheil sagte
ihm, daß ein so verächtliches Wesen für eine Regierung weder nützlich, noch
nötig sein kann, und daß fortan ein Erbkönig nur entweder ein Schwächling,
oder ein Dummkopf, oder ein Narr, oder ein Tyrann sein könnte, daß das Erb-

1) „La Convention nationale déclare qu'il ne peut y avoir de constitution que lorsqu'elle est acceptée par le peuple.

„La convention nationale déclare que la sûreté des personnes et des propriétés est sous la sauvegarde de la nation.

„La Convention nationale déclare que toutes les lois non abrogées et tous les pouvoirs non revoqués ou suspendus sont conservés.

„La Convention nationale déclare que les contributions actuellement existantes seront perçues comme par le passé.“ — Hist. parlem., XIX, p. 16—17.

2) „La Convention nationale décrète que la royauté est abolie en France.“ Hist. parlem., XIX, p. 18.

Königthum also nothwendig an und für sich ein Unfium ist, daßs man also einen Erbkönig nicht behalten kann, nicht behalten darf. Das Volk sagte sich: entweder thut ein solcher König etwas oder er thut nichts. Thut er etwas, so ist es etwas Schlechtes und er ist schädlich; thut er nichts, so ist er unnützlich; jedenfalls muß man ihn wegthun. Was das Volk dachte, das hat der Convent gethan, die Franzosen sind jetzt endlich Männer und sind Franken.“¹⁾

In der Sitzung vom 22. September gab eine Zuschrift der Bürger von Orleans, welche sich über ihre Behörden beschwerten, Anlaß zum Antrag, daß alle Mitglieder der Verwaltungsbehörden und Gerichtshöfe neu gewählt und die von der Verfassung des Jahres 1791 festgesetzten Wählbarkeitsbedingungen aufgehoben werden sollten.

Danton war ein Hauptredner. Er verlangte, daßs man Bevollmächtigte nach Orleans sende, daßs man Strenge handhabe gegen die Feinde der Revolution. „Ihr Haupt soll unter dem Schwert des Gesetzes fallen. Das Gesetz sei schrecklich und alles wird zur Ordnung zurückkehren! Aber beweiset auch, daßs ihr das Wohl des Volkes anstrebt, und schonet vor allem das Blut der Franzosen.“ — Auch der fürstliche Abgeordnete im Convent, Philippe Egalité, mischte sich in die Verhandlung; — er mußte doch auch einmal etwas reden. Er verlangte eine allgemeine Bestimmung über die Ernennung von National-Commissären. Es wurde viel darüber hin- und hergesprochen, daßs die Verwaltungsbehörden durchgängig von königlicher Gesinnung angefressen seien; man müsse sich also all diese Bedientenseelen und Söldlinge vom Halse schaffen, darum Erneuerung aller Verwaltungsbehörden. Willaub-Varennès behauptet, dasselbe gelte von den Richtern, sie fressen das Volk auf mit den Proceßkosten. Man solle Schiedsrichter einführen,²⁾ da gehe es schneller und billiger. Tallien verlangt, daßs die Richter nicht mehr bloß aus Rechtsgelehrten genommen werden dürfen. Danton meint, das Volk solle brave Männer von Talent zu Richtern wählen, die würden sich bald in die Gesetze finden. Lanjuinais warnt vor Überstürzung, man solle nicht bloß zerstören, man müsse jetzt aufbauen. Man solle diese wichtige Frage zuerst einem Ausschuss zur Prüfung übergeben. Ob denn die Versammlung Gesetze nach der Stunde oder nach der Minute machen wolle, oder nach reiflicher Überlegung? — Chasséy erklärt, seit fünf und zwanzig Jahren beschäftige er sich mit den Gesetzen und er sage es mit Stolz, er sei ein Richter am Cassationshof, und ein solcher müsse genau die alten und neuen Gesetze kennen, und wer richten wolle, ohne genaue Kenntniss des Rechtes, der sei ein Feind des Volkes oder ein Schurke. „Was würdet ihr sagen, wenn ich, der alte Jurist, Commandant eines Kriegsschiffes sein wollte? Das Gesetz, das man euch als ein Glück fürs Volk hinstellt, ist ein Unglück. Was ist ein Glück fürs Volk? — unparteiische Gerechtigkeit; nun gibt es aber keine Gerechtigkeit ohne Übereinstimmung des Urtheils mit den Gesetzen. Wenn ihr also bei den Gerichten Leute anstellt, welche die Gesetze nicht kennen, so macht ihr die Gerechtigkeit unmöglich und verwandelt die schönste Einrichtung in einen

1) „Les Français sont enfin des hommes, des Francs.“ — „Patriote Français“, Nr. 1139. — Hist. parlem., XIX, p. 20—21.

2) „Que deux experts soient les arbitres des differends: cette justice sera et plus prompte et plus impartiale et moins dispendieuse.“ — Ibid. XIX, p. 25.

unerträglichen Despotismus. Wenn ihr solche Richter wählt, wie man sie uns jetzt aufdringen will. Leute, die in ihrem Patriotismus über die Schnur hauen, so dürft ihr überzeugt sein, daß sie mehr nach ihren Phantasien Recht sprechen, als nach den Gesetzen, und daß sie vielleicht gar selber Gesetze machen wollen. Kommt's dahin, daß die Gesetze nur der Laune der Richter dienen sollten, so gibt es auch keine Sicherheit mehr für das Vermögen und für das Leben der Bürger."

Danton. Das waren weise Rathschläge, aber Danton erhob seine mächtige Stimme dawider: er sei nicht gegen die Rechtsgelehrten als solche; das Volk werde schon die Männer herauszufinden wissen, welche Bürgerfinn mit Kenntniß des Rechtes verbinden. Aber die Mehrzahl der jetzigen Richter sei der Revolution feindlich gesinnt, das wisse er aus den vielen Briefen, welche an den früheren Justizminister Desjoly gerichtet, nach dem 10. August, wo er selber Justizminister wurde, in seine Hände kamen und voll gehässiger Anzeigen gegen Patrioten seien. Mit solchen Leuten müsse aufgeräumt werden.

Neuwahl aller Richter. Es wurde also beschlossen, daß alle Verwaltungs- und Municipalbeamten, alle Richter, auch die Friedensrichter, neu gewählt werden sollten.¹⁾ Also waren die letzten Unterschiedsgrenzen verwischt, alle Bürger waren zu allen verschiedenen Ämtern befähigt. Wie viele Bürger gab es jetzt, die nicht bloß keine Kenntniß des Gesetzes hatten, sondern nicht einmal recht lesen und schreiben konnten und doch Richter wurden! Es war, wie Chaffey richtig hervorhob, elende Volksschmeichelei.

Finanzgen. Am 23. September hörte der Convent die Berichte der Minister an über die Lage Frankreichs. Sie sind sehr wichtig, insbesondere der Bericht Cambons über die Finanzen.²⁾

Stand der Finanzen. Welche Zerrüttung im Nationalvermögen! Von 2.700.000.000 Assignaten waren 2.500.000.000 bereits ausgegeben, man hatte also noch 200.000.000 zu verwenden; 24.000.000 befanden sich noch in der Cassé, 176.000.000 waren anzufertigen. Die Steuern wurden von den Departements zurückgehalten zum Getreideankauf. Man mußte also auf außerordentliche Hilfsmittel denken, auf Confiscation von Gütern, die neulichen Auswanderern gehörten. Also ist es ein Glück für Frankreich, daß ein Theil der Bürger ins Ausland flieht, damit der Staat ihre Güter in Beschlag nehmen und auf Grund derselben neues Papiergeld ausgeben kann! Das sind also die Finanzkünste der Revolution.

Roland's Bericht. Sehr inhaltsreich ist der Bericht Roland's; er umfaßt zehn enggedruckte Octavseiten³⁾ und gibt von seinem Standpunkt aus ein umfassendes Bild des damaligen Frankreich. Der Republikaner schaut aus dem Saß heraus: „Freiheit und Gleichheit sind die höchsten Güter; die Franzosen werden alle Opfer für sie bringen; sie verabscheuen die Verbrechen des Adels, die Heuchelei der Priester, sie wollen keine Könige mehr; sie wissen, daß es außer der Republik keine Freiheit

¹⁾ „La Convention nationale décrète que tous les corps administratifs, municipaux et judiciaires, ainsi que les juges de paix, seront renouvelés.

„La Convention nationale déclare que les juges pourront être choisis indistinctement parmi tous les citoyens.“ — Hist. parlem., XIX, p. 26.

²⁾ Trésorerie nationale. Caisse de l'extraordinaire. — Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 49—50.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 39—49.

gibt. Der große Gedanke eines erblichen Amtes erinnert sie an die Gefahr seines verderblichen Einflusses. Unter Menschen, deren Pflichten gleich sind, kann es kein von andern so unterschiedenes Wesen geben“ und dergleichen. Der Bericht ist nicht gleichmäßig. Neben trockenen Aufzählungen, wie sie aus der Feder eines Nationalökonomens fließen, finden wir Stellen voll Schwung dazwischen, welche an den Sinn und die Feder der Madame Roland erinnern, an ihre begeisterten Hoffnungen, wie zum Beispiel, wo sie mit dem ersten Ausstrahlen des Lichtes im Chaos bei der Schöpfung der Welt die Verbreitung des Geistes der Freiheit vergleicht: „Es ward Licht, seine glänzenden Strahlen beleben und färben die Dinge; der Geist der Freiheit weht durch die Welt; das Königthum ist geächtet, das Reich der Geseßlichkeit beginnt; Frankreich ist nicht mehr das Eigenthum eines Einzelnen, die Heute der Höflinge. Die reiche Classe seiner arbeitssamen Bewohner wird nicht mehr die Stirne vor dem Bösen beugen. Nur das Gesetz ist noch Herr; sein Joch ist süß und seine Bürde leicht. Es handelt sich nicht mehr um Reden und Grundsätze, sondern um Charakter und Tugenden. Der Geist der Duldung, der Menschlichkeit und allgemeinen Bruderkiebe darf sich nicht mehr bloß in den Büchern unserer Denker finden, nicht bloß im feinen Anstand, sondern er muß insbesondere der Geist der Nation sein, er muß athmen in jeder Handlung der Regierung, im ganzen Verhalten der Regierten. Er ist verbunden mit der Achtung vor unserem eigensten Wesen, mit dem edlen Stolz des freien Mannes, bei welchem Muth und Güte zugleich unterscheidende Eigenthümlichkeiten sind.“ Das sind Gedanken der Madame Roland, das hat sie geschrieben.

Daneben befinden sich einige hingeworfene Bemerkungen über das Verhältnis von Paris zu den Departements: „Wie, muß man nicht fürchten, daß Paris, welches alles für das Wohl des Reiches gethan hat, auch die Ursache seiner Leiden werden kann? Paris gab in den großen Fragen dem Reich immer die Lösung. Seine Bewohner schlugen den Despotismus nieder, vereitelten alle seine Pläne, aber damit ist auch genug gethan. Frankreich darf sich nicht selber zerfleischen, man muß dem Gesetz gehorchen. Der Widerstand gegen dasselbe richtet den Staat zugrunde. Der Convent muß gegen die innern Feinde eine starke bewaffnete Macht zur Verfügung haben, bestehend aus Männern, die nur seinem Schutz sich widmen und dafür auch einen Gehalt beziehen.“¹⁾ Also fühlen dieselben Girondisten das Bedürfnis einer Leibwache für den Convent, welche vor dem 20. Juni die Leibwache des Königs aufgelöst haben. Ohne eine starke Macht sei die Regierung nicht sicher vor einem Handstreich jener Schurken, welche die Maske des Patriotismus nur anlegen, um zu rauben, zu plündern, zu morden. Weiter klagte der Bericht, wie die Straßen in schlechtem Zustand, Ackerbau, Handel und Industrie krank seien, das Eigenthum unsicher und wie die Gesetze keine Kraft haben. Am nächsten Tag brachte der Minister neue Klagen über Morde in Chalons-sur-Marne, über Verletzung des Briefgeheimnisses, über Aufhaltung von Courieren vor, und forderte den Convent zu strengen Maßregeln auf.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 40—41.

Madame
Roland.

Paris
und die
Departements.

Con-
vents-
wache.

Diese Klagen waren wie eine Losung zum Angriffe der Partei der Girondisten auf die Septembermörder.

Kerfaint.

Kerfaint erhob sich: ¹⁾ „Es ist endlich Zeit, Blutgerüste für die Mörder zu errichten und für diejenigen, die zum Morden aufstehen. Ohne Zweifel zittern eure Herzen vor Unwillen, wie das meine, bei dem Gedanken an die entsetzlichen Scenen, mit denen man den französischen Namen schändete. Das ist das letzte Complot unserer Feinde; es gehört vielleicht Muth dazu, sich hier gegen die Meuchelmörder zu erheben. Ich verlange, daß der Convent sich ernstlich damit beschäftige, diesen Frevelthaten Einhalt zu thun, daß sogleich ein Ausschuss von Bicren ernannt werde, um die Lage des Reiches und der Hauptstadt zu prüfen, und daß er euch die nöthigen Maßregeln vorschlage, wie man die öffentliche Ruhe sichern und die Verletzung der Menschenrechte strafen könne.“ Großer Beifall erscholl.

Tallien.

Die Gegner merkten sogleich, was der Antrag bedeuten sollte. Tallien erhebt sich dagegen: ²⁾ Geeignete Gesetze beständen schon, die Gerichte dürften sie nur anwenden. Wozu so heftiges Gerede über Raub und Mord? Man vergesse, daß man im Kriege sei; der Feind stehe an den Thoren und bekomme Nachricht aus dem Innern, und man solle nicht mißtrauisch sein. Also Vertagung dieser Frage!

Bergniaud.

Bergniaud ruft: „Wer Ausschub verlangt, verkündet laut, daß es gestattet ist, Meuchelmord zu üben, daß Gesetzlosigkeit herrsche. Es gibt Leute, die sich Republikaner zu nennen wagen, und doch nur den Geist des Hasses, des Verdachtes, der Rachsucht verbreiten. Sie möchten lieber, daß die Bürger, wie die Krieger des Kadmus, sich untereinander selber umbringen, als daß sie gegen den gemeinschaftlichen Feind kämpfen. Die bisherigen Gesetze reichen nicht aus, denn jeder Tag wird von einem neuen Verbrechen besudelt.“

Einsprach.

Fabre d'Églantine spricht von Blutgesetzen, die immer einer Verfolgung vorausgehen, von einem Kriege auf Leben und Tod, der immer der Vorbote einer Verschwörung sei. Sergent meint, es sei ein Zeichen der nationalen Würde, nicht viele Gesetze zu machen. Die Versammlung habe das Nöthige gegen die Anarchie schon gethan, indem sie das Königthum abschaffte, indem sie die Neuwahl der Gesetzgeber beschloß. Collot d'Herbois spricht von dem Vertrauen, welches man in das Volk haben müsse. Dasselbe werde schon selber die Schuldigen bestrafen, wenn sie das Gesetz durchschlüpfen lasse.

Lanjuinais.

Also Übergang zur Tagesordnung! Man sieht, wie diese drei in Angst waren. Lanjuinais sagte kühn: „Fragt euer Gedächtnis! wer weiß nicht, wie die Bürger von Paris in der Befangenheit des Schreckens . . .“ ³⁾ — „Die Bürger von Paris sind nicht befangen“, entgegnete Tallien. — „Ich wünschte, es wäre wahr“, entgegnet Lanjuinais, „ich schauderte bei meiner Ankunft in Paris. Allerdings haben wir Gesetze gegen die Meuchelmörder, aber keine gegen diejenigen, welche zum Meuchelmorde aufstehen.“

Buzot.

Buzot unterstützt ihn und spricht vom Eindrucke, den Paris wieder auf ihn machte, als er in den Convent kam. Man brauche allerdings ein Gesetz gegen die Ruchlosen, die meucheln, weil sie nicht den Muth haben, offen anzugreifen. — Auf seinen Antrag beschließt der Convent, sechs Mit-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 59.

²⁾ Ibid. XIX, p. 60.

³⁾ Ibid. XIX, p. 60.

glieder mit der Vollmacht zu ernennen, von dem Zustande der Republik und vorzüglich der Stadt Paris einen genauen Bericht zu erstatten, ein Gesetz gegen die Mörder und Aufreizer zum Morde vorzuschlagen und endlich den Plan zu einer aus den 83 Departements gewählten und vom Convente allein abhängigen Schutzwache vorzulegen, damit seine Mitglieder freimüthig sprechen und stimmen können, und weder vom Volke auf den Gallerien, noch vom Bürgerrathe der Stadt Paris etwas zu befürchten hätten, und damit auch die Departements sicher seien, daß ihre Abgeordneten nichts zu fürchten hätten. ¹⁾

Ausschuss der Sechs.

Schwache des Convents.

So war denn von den Girondisten den Septembermördern der Fehdand-schuh hingeworfen. Siegesfreudig verkündet Brissot im „Patriote français“, daß zwei Drittel der Versammlung sich für die Ordnung aussprachen, und daß alle wahren Freunde der Freiheit auf den Sieg der Ordnung hofften, weil die Ordnung der Sieg des Volkes sei.

Brissot.

Brissot bezeichnet die beiden Richtungen in der Versammlung dahin: die eine strebe nach Vernichtung jeder bestehenden Einrichtung und wolle alles gleich machen; die andere gehe darauf hinaus, vorderhand das Bestehende zu erhalten und wolle allmählich reformieren, ohne alles plötzlich zu zersetzen; die eine rühme die Souveränität des Volkes, aber gerathe damit in die Anarchie hinein, welche die Völker tödtet; die andere schmeichle dem Volke nicht, aber leiste ihm einen besseren Dienst, indem sie die Ordnung wolle, durch welche allein das Volk bestehen könne. Das System der Anarchie habe jedoch weniger Anhänger und alle Freunde der Freiheit seien jetzt auch Freunde der Ordnung, und die Ordnung werde den Sieg davon tragen, weil sie zum Besten des Volkes sei.

Gironde und Jakobiner.

Im Jakobinerclub herrschte in der Sitzung abends über die Beschlüsse des Convents große Aufregung. Die eifrigsten Stützen desselben ahnten Gefahr.

Die Jakobiner.

Am 21. September hatte der Club beschlossen, den bisherigen officiellen Namen, „Gesellschaft der Freunde der Verfassung“, aufzugeben, denn die Verfassung bestand ja nicht mehr, dagegen fortan den Namen zu führen: „Gesellschaft der Jakobiner, der Freunde der Gleichheit und Freiheit.“ ²⁾ Am 5. October belief sich die Zahl der Mitglieder des Convents, die in die Liste des Clubs eingeschrieben waren, nur auf 113 und darunter waren viele Girondisten. Manche mochten auf Entschiedenheit dringen. Reinigung des Clubs wurde Losung und am 21. September wurde Claude Fauchet, Bischof von Calvados, ausgeschlossen, weil er für den Gynimilier Marbonne beim Überwachungs-Ausschusse der Commune einen Paß verlangt hatte. Nun wurde Ausschluß auch gegen Brissot beantragt, weil er im obigen Artikel die Jakobiner als desorganisirende Partei bezeichnet hatte, denn er wolle damit nur Danton, Collot d'Herbois und Robespierre um ihre Liebe beim Volke bringen. Mit Mühe setzten seine Freunde es durch, daß er vorher eingeladen wurde, Aufklärungen zu geben, und Brissot versprach auch zu kommen, um in brüderlicher Weise sich mit den Mitgliedern zu verständigen, sobald er einen Abend frei habe. ³⁾ Aber

Fauchet.

Brissot.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 62—63.

²⁾ „Société des Jacobins, amis de l'égalité et de la liberté.“

³⁾ Vergl. das Protokoll der Sitzung des Jakobinerclubs bei Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 64—74.

Bruch. er kam nicht mehr, denn indes wurde der Bruch zwischen Jakobinern und Girondisten vollständig, obgleich es den letzteren noch gelungen war, Pétion als Präsidenten in den Jakobinerclub wählen zu lassen, wenn auch unter großem Widerspruche.¹⁾

Die Aufregung über die Beschlüsse vom 24. September war groß. Chabot. Gylapuziner Chabot sprach davon, daß man den Convent zwingen müsse, vor allem eine Regierung aufzustellen, und behob den Einwand gegen das Wort „zwingen“ damit, die Wähler hätten immer das Recht, die Gewählten zu zwingen, ihren Befehlen zu folgen. Nun nahm Chabot den Anlaß vom Beschlusse hinsichtlich des Gerichtswesens, über die „großen Philosophen“ loszuziehen, welche die Revolution lähmen wollten. Diese „einschläfernde Secte“²⁾ gehe auf ein Föderativ-Regiment los, welches bald das Königthum wieder zurückbringen müsse. — Fabre jammerte, daß man die Jakobiner als Volkschmeichler bezeichnet habe, dieje wackeren Männer, die auf dem Marsfelde niedergeschossen und stets den Dolchen und dem Gifte ausgesetzt worden seien. Er klagt über die Arglist in dem wohlüberlegten Angriffe Buzots. Pétion verteidigt Buzot als den „heißesten Freund der Freiheit“, als den „muthigsten Mann unter den gefährlichsten Umständen“. Nach stürmischen Verhandlungen trennte man sich im Club mit dem Entschlusse, sich in der nächsten Sitzung des Convents alle Mühe zu geben, daß der letzte Beschluß zurückgenommen werde.

Merlin. Diese Sitzung fand am 25. September³⁾ statt. Der hitzige Merlin eröffnete den Angriff. Das Decret von gestern lasse auf eine Dictatur oder ein Triumvirat schließen. „Ich verlange, daß diejenigen, welche in dieser Versammlung Männer kennen, die schlecht genug sind, um nach dem Triumvirate und der Dictatur zu streben, sie mir anzeigen, damit ich sie erdolchen kann. Lasource hat mir gestern von einer Dictaturpartei in der Versammlung gesprochen; er nenne mir die Männer, und ich erkläre, daß ich bereit bin, den Ersten zu erdolchen, der sich die Gewalt eines Dictators anmaßen will.“ Lasource spricht entrüstet über den Mangel an Hartgefühl bei Merlin; er habe gestern nur im Vertrauen von gewissen Männern in der Versammlung geredet, die nach der Herrschaft strebten. Merlin ziehe jetzt diese vertrauliche Rede, deren Grund nur Sorge für das Gemeinwohl war, an die Öffentlichkeit. Weil es aber einmal so sei, so nehme er sein Wort nicht zurück, und mache seinem gepreßten Herzen Luft. Gestern abends seien im Jakobinerclub zwei Drittheile der Versammlung als Verschwörer gegen das Volk und die Freiheit bezeichnet worden, weil sie eine Wache verlangten. Allein der Convent kann keinem Departement das Recht entziehen, über den Versammlungsort und über die Freiheit der Volksvertreter zu wachen. „Ich fürchte nicht das Volk, aber die Herrschaft der Ränkeschmeide, welche es verführen, welche den Convent und ganz Frankreich beherrschen wollen. Ich will nicht, daß Paris für Frankreich das werde, was

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 67.

²⁾ „Secte endormeuse.“

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 73—78.

Rom für das römische Reich geworden ist. Ich hasse diese Menschen, die am Tage der Septembermorde so frech waren, Verhaftsbefehle gegen acht Deputierte zu erlassen. Ich will noch niemand nennen, ich will den Vorhang noch nicht aufheben, aber mein Auge verfolgt diese Verschwörer, und wenn ich genug Beweise habe, so werde ich ihr Treiben auf der Rednerbühne kennzeichnen, sollte ich auch beim Heruntergehen unter ihren Streichen fallen.“

Das hieß schonen. Damit aber war Barbaroux' Freund, der hitzige Rebecqui,¹⁾ unzufrieden. „Ja“, rief er, „es gibt in dieser Versammlung eine Partei, die nach der Dictatur strebt. Ich will den Mann mit Namen nennen: es ist die Partei Robespierre. Marseille kennt sie und hat uns hieher gesandt, um sie zu bekämpfen.“

Eine gewaltige Aufregung bemächtigt sich der Versammlung. Aller Augen richten sich auf Robespierre. Mehrere Pariser Abgeordnete verlangen das Wort. Danton²⁾ spricht versöhnend: „Es ist ein schöner Tag für die Nation und die Republik, wenn wir brüderlich gegen einander uns erklären. Gibt es einen Schuldigen unter uns, der nach der Herrschaft strebt, so soll sein Haupt fallen, sobald er entlarvt ist. Man spricht von Dictatur, von Triumvirat. Diese Anschuldigung ist zu allgemein. Wer eine solche anhebt, muß sie auch unterzeichnen. Ich würde es auch thun, und müßte das Haupt meines besten Freundes darum fallen. Ich will hier nur von mir sprechen und das Bild meines öffentlichen Lebens kurz entrollen. Seit drei Jahren habe ich alles gethan, was ich glaubte für die Freiheit thun zu sollen; seit der Dauer meines Ministeriums habe ich alle Kraft meines Charakters verwendet und in den Rath allen Eifer und alle Thatkraft eines Bürgers gebracht, welcher von Liebe zu seinem Vaterlande ergriffen ist. Wenn jemand mich in dieser Beziehung anklagen will, so erhebe er sich und rede. Unter den Abgeordneten ist allerdings ein Mann, dessen Ansichten sehr weit gehen. Es ist Marat. Lang und oft hat man mich für den eigentlichen Urheber der Schriften dieses Mannes gehalten. Ich rufe das Zeugnis Pétions an, er war Zeuge von unserem Zwiste auf der Mairie. Aber ich schreibe seine Ubertreibungen den Verfolgungen zu, die er ausstand. Die Keller, in denen er sich der Verfolgung entzog, haben seine Seele verbittert. Einige Männer sind im Eifer für die Freiheit allerdings über das Maß gegangen, aber schuldigen wir darum nicht alle Abgeordneten von Paris an! Ich bin zwar Abgeordneter von Paris, aber ich gehöre dem Vaterlande an und jeder von uns ist Abgeordneter von ganz Frankreich! Wohlan, geben wir dem Streite eine Wendung für das Gemeinwohl! Setzen wir Todesstrafe auf jeden Versuch einer Dictatur oder eines Triumvirats! — Man behauptet aber auch, daß es Leute unter uns gibt, welche Frankreich zerstückeln wollen. Weg mit diesen thörichten Plänen! Setzen wir Todesstrafe auf jeden, der Frankreich zerstückeln will, denn es muß untheilbar sein. Die Bürger von Marseille müssen denen von Dünkirchen die Hand reichen. Also die Einigkeit Frankreichs, Einigkeit der Versammlung, Einheit der Regierung! Die Oesterreicher werden zittern, wenn sie von diesem Beschlusse hören.“

Unter stürmischem Beifalle verließ Danton die Rednerbühne. Doch Buzot schwächte den Eindruck seiner Rede durch die Bemerkung: „Nicht gegen die Dictatur

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 78.

²⁾ Ibid. XIX, p. 73—80.

Rebecqui.

Robespierre.

Danton.

Marat.

Buzot.

muß man eine Strafe feststellen, sondern gegen die Wege, welche zur Dictatur führen, denn den Dictator könnt ihr nicht mehr bestrafen, er beherrscht euch. — Als ich gestern von dem Bedürfnisse sprach, daß der Convent eine Leibwache habe, zusammengesetzt aus Männern aller Departements, sprach ich da nicht zu Gunsten dieser Einheit? Man will einen Eid schwören lassen: ich glaube nicht mehr an die Kraft der Eide, seit sie so oft gebrochen wurden. Der Ehrenmann braucht keinen Eid, um das Wohl seines Vaterlandes zu verteidigen. Ein einfacher Beschluß genügt auch nicht, um diese Einheit der französischen Republik zu sichern — diese Einheit muß in der That bestehen, dargestellt durch eine Vereinigung von Männern, aus allen Departements hieher gesendet, um den Convent zu schützen.“¹⁾

Jetzt hebt Robespierre an seine Sache zu verteidigen, welche zugleich die Sache des Vaterlandes sei.

„Bürger,“ redet er Rebecqui an, „der Sie den Muth hatten, mich als Feind des Vaterlandes anzuklagen vor den Vertretern des Volkes, an derselben Stätte, wo ich seine Rechte verteidigt habe — ich danke Ihnen; ich erkenne in dieser That des Bürgerthumes die berühmte Stadt, welche Sie hieher sandte; ich danke Ihnen, denn wir werden beide gewinnen bei dieser Anklage. — Mancher würde unterliegen unter der Wucht einer solchen Anschuldigung, aber ich befürchte dieses Unglück nicht und danke dafür meinen Feinden; ich weiß, was ich für die Sache der Freiheit gethan habe.“ Und nun stieg Robespierre an — sich selber zu loben eine Stunde lang, mit einer Zähigkeit, welche sich durch keine Ungebuld der Zuhörer, durch keinen Einwurf einschüchtern ließ, wie: „Danach haben wir nicht gefragt“, oder: „Unterhalte uns nicht von dem, was du in der constituirenden Versammlung gethan hast, sondern sage uns einfach, ob du nach der Dictatur oder dem Triumvirate getrachtet hast“, oder: „Mache es kurz!“ Der Mann hatte eine eiserne Stirne.²⁾ „Ich habe weder die Dictatur, noch das Triumvirat vorgeschlagen. Aber ich fasse mich nicht kurz, ich will euch zwingen, mich anzuhören. Ich erinnere euch an eure Würde. Es genügt nicht bloß, einen Angeklagten anzuhören, man muß ihn ganz anhören, ohne ihn zu unterbrechen, zu beschimpfen — und kurz gesagt, ich betrachte mich nicht als einen Angeklagten, sondern als den Vertheidiger der Sache des Vaterlandes. Die Lage ist so, daß ich die Gerechtigkeit der Mehrzahl der Mitglieder des Conventes gegen einige anrufen muß, die meine Feinde sind. — Diese Anklage selber gegen mich ist ein Verbrechen, nicht so sehr um mich, sondern um das Vaterland zugrunde zu richten! — Weit davon entfernt, ehrgeizig zu sein, habe ich vielmehr die Ehrgeizigen stets bekämpft“ und dergleichen. Endlich schließt Robespierre mit dem Antrage, die Vorschläge, welche Danton that, zum Beschlusse zu erheben und zugleich die gegen ihn beabsichtigte Anklage einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Man möge ihn nicht bloß mit Verleumdungen anfallen, sondern in allem Ernste anklagen und diese Anklage unterzeichnen.

Da tritt ein junger Mann auf und erklärt mit fester Stimme: „Barbaroux von Marseille erscheint, um die Anklage zu unterzeichnen“, und erzählt: „Ich war mit den Marsellern in Paris, um den Thron zu stürzen. Wir waren von allen Parteien aufgesucht, weil wir die Entscheidung in den Händen hatten. Man sagte

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 80.

²⁾ Ibid. XIX, p. 83—88.

uns, wir sollten uns mit volksbeliebten Männern in Verbindung setzen. Paris bezeichnete uns namentlich Robespierre als den tugendhaften Mann, welcher der Retter Frankreichs werden sollte;¹⁾ doch wir gaben ihm zur Antwort, daß die Marsellier nie ihre Stirne vor einem König, noch vor einem Dictator beugen würden.²⁾ Das will ich hier unterzeichnen und ich fordere anmit Robespierre heraus, mich Lügen zu strafen. Man sagt jetzt allerdings, der Plan zu einer Dictatur bestehe nicht! Er soll nicht bestehen! und doch sehe ich in Paris eine Commune, die alles zerrüttet, die Bevollmächtigte in alle Theile des Reiches sendet, um den anderen Gemeinden Befehle zu ertheilen, welche Verhaftsbefehle gegen Mitglieder des gesetzgebenden Körpers erläßt und gegen einen Minister, einen Staatsmann, welcher nicht der Stadt Paris, sondern ganz Frankreich angehört. — Der Plan der Dictatur besteht nicht! und dieselbe Commune von Paris schreibt an alle Gemeinden der Republik, sich mit ihr zu verbinden, zu billigen, was sie that, und in ihr die Vereinigung aller Gewalten anzuerkennen. Man will die Dictatur nicht! warum widersezt man sich dann dem Beschlusse einer Wache des Convents aus Bürgern aller Departements zu seiner Sicherheit und der von Paris? Bürger, der Widerstand dagegen ist nichtig! sie werden zusammenkommen und mit ihrem Leibe einen Wall bilden. 800 Mann von Marseille sind unterwegs, um zu eurer Sicherheit und der von Paris beizutragen. Marseille, welches beständig den besten Beschlüssen der National-Versammlung zuvorkam, welches bei sich schon seit vier Monaten das Königthum abgeschafft hat, hat auch zuerst das Beispiel mit dieser Maßregel gegeben. Es hat 800 Mann unter seinen vermöglichsen Bürgern und eifrigsten Patrioten gewählt. Ihre Väter haben jedem zwei Pistolen, einen Säbel, ein Gewehr und 500 Livres gegeben; sie sind von 200 Reitern begleitet, die auf eigene Kosten beritten und ausgerüstet sind. Bald werden sie da sein und von den Parisern wie Brüder aufgenommen werden. — Also beschließt schnell eine Wache für den Convent. Wir Abgeordnete von den Rhönemündungen stimmen dafür, unsere Wähler gaben uns den Auftrag, Künste schmiede und Dictatoren zu bekämpfen, wo sie sich finden. Muthig voran, ihr Bürger! Rufet den Gemeinderath von Paris in seine Schranken zurück! — Robespierre aber, den ich früher achtete und liebte, gestehe seinen Fehler ein, und ich nehme dann meine Anklage gegen ihn zurück, aber er rede nicht von Verleumdungen! Wenn er früher mit seinen Schriften der Sache der Freiheit gedient hat, so haben wir sie mit unseren Armen verteidigt. Bürger! wenn der Augenblick der Gefahr da ist, dann werdet ihr ein Urtheil fällen können und wird sich zeigen, ob diese Federfuchser und Verfertiger von Straßenschlägen mit uns zu sterben wissen.“

Ein Sturm des Beifalls braust durch den Saal, von allen Seiten fordert man den Druck der Rede, trotzdem daß Tallien ruft, man dürfe doch diese Rede voll Unrichtigkeiten und Verleumdungen nicht drucken. Boileau bestätigt die Angabe Barbaroux; er habe in seinem Wahlort Auxerre mitgehört, wie die Abgesandten der vollziehenden Gewalt auseinandersehten, „die Commune habe alle Macht an sich gerissen und lade uns ein, uns mit ihr zu vereinigen und alle ihre Maßregeln für das Gemeinwohl gutzuheißen; denn man dürfe den Beamten, den Generalen der vollziehenden Gewalt selber nicht mehr trauen.“ Cambon von Montpellier unterstützt die Anklage: er wolle nur Thatfachen

¹⁾ „Comme l'homme vertueux qui devait être le dictateur de la France.“ — Hist. parlem., XIX, p. 88.

²⁾ Vergl. S. 29—30 dieses Bandes.

Die
Com-
mune.

Neue
Mar-
seiller.

Bestätig-
ung der
Anklage.

Robes-
pierre.

Eigenlob

Barba-
roux.

bringen, die er selbst erlebt habe. „Ich sah in Paris Straßenanschläge, unterzeichnet von Marat, die da sagten, es gebe kein anderes Mittel, das Volk zu retten als das Triumvirat; ich sah, wie Mitglieder des gesetzgebenden Körpers öffentlich angeklagt, wie ihre Papiere durchsucht wurden; ich sah, wie Municipalbeamte sich der Cassen des Staates bemächtigten. Welchen andern Namen soll man diesem Verfahren geben als den einer Dictatur? Wenn eine National-Versammlung besteht, woher hat denn die Commune den Muth, sich der Staatscassen zu bemächtigen? Ist denn die Commune von Paris die ganze Nation? Sie weigert sich, dem Gesetze zu gehorchen; der Rath soll neu gewählt werden — und ist es noch immer nicht. Dagegen bemächtigte sie sich der wertvollsten Kostbarkeiten des Kronschatzes. Will Paris das Verfahren Roms gegen die Provinzen nachmachen? und da wundert man sich, wenn starke Seelen, die bereit sind, alles für die Freiheit zu opfern, gegen diese neue Art von Unterdrückung sich zu schützen suchen? Ich erkläre offen: die Männer des Südens wollen die republikanische Einheit.“

Bei diesem Wort springen alle Abgeordneten auf und rufen: „Wir wollen sie alle, alle!“ — „Wenn man keine Dictatur will, so vollziehe man die Gesetze!“ — Fockedey, Abgeordneter von Douay, unterstützt die Anklage, indem er erklärt, wie die Sendboten von Paris in seinem Wahlort verlangten: „Richtet Schafotte auf, spickt die Wälle mit Galgen! jeder, der nicht mit uns hält, muß auf der Stelle geopfert werden. Die Commune von Paris hat alle Gewalt an sich gezogen; heißt alle ihre Maßregeln gut — und sie wird das Reich retten.“ Das Gleiche bestätigt der Abgeordnete von Meaux; vierzehn Köpfe seien diesen Reden der Pariser Schergen dort zum Opfer gefallen.

Diese Thatfachen machten eine niederschlagende Wirkung. Panis sucht sich zu vertheidigen und Barbarouy' Anklagen abzuschwächen; er habe ihn nur gebeten, die Marseiller in die Kaserne der Cordeliers zu verlegen, als eine bessere Stelle, von wo aus man das Schloß angreifen könne, aus dem man durch Verrath immer Nachrichten über Rüstungen bekam. Man mußte dem Streich zuvor kommen, sonst wäre man verloren gewesen. Die Marseiller hätten von gleichem Eifer gebrannt, den Despotismus niederzuschlagen. Panis erinnert Bétion daran, daß er die Gefahr nicht für so groß gehalten und gemeint habe, die Sache gehe leichter. Die Marseiller hätten Patronen verlangt und man habe ihnen keine geben wollen. Da habe aber ein junger Marseiller die Pistole unter das Kinn gesetzt und gerufen: „Ich tödte mich auf der Stelle, wenn ihr mir nicht die Mittel gebt, mein Vaterland zu vertheidigen“, und entriß uns so den Befehl zur Ablieferung der Patronen. Weiter habe Panis den Bürger Barbarouy gar nicht gesehen und er schwöre, daß er ihm nie ein Wort von Dictatur gesprochen habe.

Wo habe er einen Zeugen dafür? — „Ich bin Zeuge dafür!“ ruft Rebecqui. — „Sie sind Barbarouy' Freund, ich weise Sie als Zeugen zurück!“ entgegnet Panis und sucht dann die Verrichtungen des Comités zu rechtfertigen. „Die Gefahr war groß und in einem solchen Augenblick konnte man nicht an eine Dictatur denken, die ungeheure Kräfte verlangt hätte, während wir schwach waren.“ — „Warum habt ihr aber einen Verhaftsbefehl gegen einen Abgeordneten geschleudert?“ fragt Brissot zornentflammt. „Nicht wahr?“ um ihn in die Abtei zu schicken und ihn dort abschlachten zu lassen!“ — „Wir haben Sie gerettet“, entgegnet Panis, „und Sie überschütteten uns dafür mit Verleumdungen. Das ist eben das Schicksal derer, welche sich dem Triumphe der Freiheit opfern. Unser heißer, fester und thatkräftiger Charakter hat uns, und mir insbesondere, viele

Feinde gemacht. Man stelle sich unsere Lage vor. Rings um uns alles gereizt durch die Verräthereien des Hofes. Da heißt es bald da, der ist ein Verräther, bald dort, der ist ein Verräther, und wir müssen Leute verhaften lassen, bloß um sie zu retten. — Eine große Anzahl guter Bürger hatte uns angezeigt, Brissot wolle mit den geschriebenen Beweisen seiner Hänke nach London entfliehen. Ich selber glaubte nicht an diese Anschuldigung, aber ich konnte nicht mit meinem Kopf dafür einstehen, daß sie nicht wahr sei. Ich sandte also an ihn um brüderliche Mittheilung, überzeugt, daß seine Unschuld an den Tag komme. Man klagt den Überwachungs-Ausschuß an, daß er in den Departements Werksachen habe weggenommen, Personen habe festhalten lassen. Wir waren damals mitten im Strudel der Revolution, die Verräther entflohen, man mußte sie verfolgen; das Geld entwich, man mußte es festhalten. Wir haben das Vaterland gerettet, wenn auch auf ungefehllichem Wege.“

Von der Höhe des Berges hatte man eine schrille Stimme vernommen: Marat. „Ich verlange das Wort, um mich selber anzugeben!“ Die Zuhörer schauten zurück und sahen einen hässlichen kleinen Mann sich bewegen, von dem seine Nachbarn sich mit sichtlichem Unmuth entfernten, der aber eine Freude an dem Schrecken zu haben schien, den er einflößte. Ein blaues Schnupftuch bedeckte den wackeligen Kopf. Halber Wahnsinn blitzte aus den stechenden Augen. Das Gesicht zeigte hässliche Züge und gemeine Neigungen. Es war der Mann, der die Aeglist eines Hänkeschmiedes mit der Zähigkeit des Narren und die Pläne des Wahnwitzes mit der Blutgier eines Verbrechers verband: es war

Marat.

Einige Abgeordnete deuteten auf den Mann, der sich zur Rednerbühne trotz alles Unwillens drängte, mit den Fingern, wie auf einen Tiger, der dem Käfig entronnen sei. Kein Zischen, kein Schrei des Unmuthes hielt ihn ab, sich auf die Rednerbühne zu schwingen, von der er falt und hohlnäselnd auf die Versammlung herabsah. Der Ruf: „Herunter von der Rednerbühne!“ machte ihn nicht irre.

„Ich glaube, ich habe in dieser Versammlung eine große Menge persönlicher Feinde“, sagte er.¹⁾ — „Wir alle sind deine Feinde!“ tönte es ihm von vielen Seiten des Saales entgegen. Kaltblütig und mit einem Lächeln des Hohnes fuhr er fort: „Ich habe in dieser Versammlung eine große Anzahl Feinde; ich erinnere Sie an den Anstand und mahne Sie, nicht mit leerem Geschrei, mit Zischen, mit Drohungen einen Mann zu überschütten, der sich für das Vaterland und Ihre eigene Rettung aufgeopfert hat. Sie mögen mich ruhig einen Augenblick anhören, ich will Ihre Geduld nicht mißbrauchen. Ich danke der versteckten Hand, die unter uns ein leeres Trugbild hingeworfen hat, um schwache Seelen einzuschüchtern und die Bürger zu spalten und die Abgeordneten von Paris zu

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 97—99. — Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 93—96.

verdächtigen. Man hat die Anklage gewagt, sie strebten nach dem Tribunal. Diese Anklage hat nur Bedeutung, weil ich darunter verstanden bin. Wohlan, ich bin es der Billigkeit schuldig, zu erklären, daß meine Collegen Robespierre, Danton und alle andern stets den Plan eines Tribunats, eines Triumvirats und einer Dictatur mißbilligt haben. Wenn einer schuldig ist, solcherlei Gedanken unter das Publicum geworfen zu haben, so bin ich es. Ich rufe die Rache der Nation auf mich herab. Hört mich aber ruhig an, ehe ihr die Schmach oder das Schwert auf mein Haupt fallen laßt.

Marat
gesteht
den Plan
der
Dictatur.

„Mitten unter den Ränken und Verräthereien, die das Vaterland bedrohten, gegenüber den grausamen Plänen eines verbrecherischen Hofes, den geheimen Schlichen der Verräther, welche im Schoße der constituierenden Versammlung saßen, und beim Anblick der Helfershelfer des Despotismus in der Legislative, könnt ihr es mir zum Verbrechen anrechnen, daß ich das einzige wirkliche Mittel vorschlug, das uns am Rande des gähnenden Abgrundes aufhielt? Als die Behörden nur dazu gut waren, die Freiheit in Fesseln zu schlagen und unter dem Namen des Gesetzes das Volk zu erwürgen, könnt ihr es mir da zum Verbrechen anrechnen, daß ich auf das Haupt der Verräther das rächende Weil des Volkes herabgerufen? Nein, sonst würde das Volk euch Lügen strafen; denn es hörte auf meine Stimme und merkte, daß mein Mittel allein das Vaterland retten konnte; es übernahm selber die Dictatur und verstand sich seiner Feinde zu entledigen.“¹⁾ Ich erschauerte selber bei den ungehörigen und ungeordneten Regungen des Volkes, als ich sah, wie lange sie andauerten. Und damit diese Aufregung endlich einmal einen Erfolg habe und das Volk nicht noch einmal anfangen müsse, so forderte ich, daß es einen guten, weisen, gerechten und festen Bürger ernenne, der durch seine glühende Liebe zur Freiheit bekannt wäre, um seine Bewegungen zu leiten und für die Freiheit nutzbar zu machen. Hätte das Volk am Tage nach der Einnahme der Bastille die Weisheit meiner Maßregeln eingesehen und in ihrem ganzen Aufzuge durchgeführt, so hätte es 500 geheimen Verräthern den Kopf abgeschlagen und wäre heutzutage alles ruhig. Die Verräther hätten gezittert und die Freiheit und Gleichheit hätte in unsern Mauern Bestand. Darum machte ich mehrmals den Vorschlag, für den Augenblick einem weisen und kräftigen Manne alle Gewalt zu übertragen — unter dem Namen Volkstribun oder Dictator. An dem Titel liegt mir nichts, aber der Beweis dafür, daß ich ihn an das Vaterland fetten wollte, liegt darin, daß ich verlangte, man solle ihm eine Kugel an die Füße hängen: daß er nur die Macht haben solle, Köpfe von Verbrechern abschlagen zu lassen. Das war meine Meinung, ich schäme mich ihrer nicht. Ich habe sie nicht bloß unter meinen Bekannten verbreitet, sondern sie auch drucken lassen mit meinem Namen darunter. Wenn ihr nicht auf der Höhe meiner Ansicht steht, umso schlimmer für euch!

„Die Unruhen sind noch nicht vorüber, weil man nicht auf mich gehört hat. Hunderttausend andere werden noch erwürgt werden oder sind wenigstens damit bedroht, und läßt das Volk sich schwach finden, so hat die Anarchie gar kein Ende. Ich habe diese Meinungen unter das Publicum geworfen. Sind sie gefährlich, so war es Sache erleuchteter Männer, mich zu widerlegen, die Beweise

¹⁾ Merkwürdiges Eingeständnis: „Obéissant à ma voix le peuple a senti que le moyen que je lui proposai était le seul pour sauver la patrie, et devenu dictateur lui même, il a su se débarasser des traîtres.“ Le peuple sind die besten Mörder, die Marat fanatisierte.

in der Hand, um das Volk zu unterrichten. Ich selber wäre der erste gewesen, ihre Gedanken mir anzueignen und einen Beweis zu geben, daß ich den Frieden will, die Ordnung und die Herrschaft der Gesetze, wenn sie gerecht sind. Kann man mich ehrgeiziger Absichten anklagen? Da brauche ich mich nicht zu rechtfertigen. Seht mich an und urtheilt selber! (Dabei deutete Marat auf das schmutzige Taschentuch, mit dem sein Kopf verbunden, und zeigte, daß nichts in den Säcken der Westentasche war.) Wenn ich mein Schweigen hätte verkauft, wenn ich eine Stelle hätte erreichen wollen, so hätte der Hof mich mit seiner Gunst überschüttet; aber was war mein Los? Ich habe mich in Kellern verbergen müssen, ich habe mich selber zum Glend verdammt, ich war allen Gefahren ausgesetzt! Das Schwert von 20.000 Meuchelmördern schwebte über mir, mein Kopf lag auf dem Bloß — und ich predigte noch die Wahrheit. — Ich fordere jetzt nur von euch, daß ihr die Augen öffnet. Seht ihr nicht, daß eine Verschwörung sich gebildet hat, um Zwietracht in die Versammlung zu werfen und sie von den großen Zielen abzuziehen, mit denen sie sich beschäftigen soll? Laßt das Trugbild der Dictatur fahren und vereinigt euch mit mir! Erklärt endlich die Gesetze, von denen das Heil des Volkes abhängt.“

Unter allgemeinem Gelächter, zuversichtlich, stieg der „Volkfreund“ von der Rednerbühne herab und schritt fest und drohenden Blickes durch den Saal. Da erhebt sich Vergniaud und spricht mit bewegter Stimme: „Wenn es für einen Volksvertreter ein Unglück gibt, so ist es meinem Gefühl nach das, wenn er auf der Rednerbühne einem Manne folgen muß, der von Verhaftsbefehlen belastet ist, von denen er sich noch nicht gereinigt hat.“ — „Ich rühme mich desselben“, schreit Marat. — „Sind es die Beschlüsse des Châtelet?“ fragt Chabot. — „Oder weil er Lafayette niedergeschmettert hat?“ fragt Tallien. Ruhig fährt Vergniaud fort: „... auf der Rednerbühne einem Manne zu folgen, gegen den ein Anklagebeschluss vorliegt, einem Manne, der fest sein Haupt über die Gesetze erhebt, einem Manne, der ganz trieft von Verleumdung, Galle und Blut.“ Murren ertönt. Ducos ruft: „Wenn man Marat reden ließ, so muß man auch Vergniaud anhören!“ Lacroix fordert den Präsidenten auf, die Gallerien zur Ordnung zu bringen, die schon lange die Versammlung tyrannisiert hätten. Um die Mahnung zur brüderlichen Vereinigung ins rechte Licht zu setzen, verliest dann Vergniaud das Rundschreiben der Commune und des Überwachungs-Ausschusses an die Departements, welches zum Morde in ganz Frankreich aufforderte,¹⁾ und bespricht die Verleumdungen gegen die Legislative, daß sie Frankreich an Braunschweig ausliefern wolle. „Der gute Bürger wirft einen Schleier über das Geschehene, da diese Morde die Geschichte der Revolution besudeln. Aber daß Männer in amtlicher Stellung den Mord predigen, daß sie ihn vertheidigen, das ist eine Tiefe der Verworfenheit, die sich nur begreifen läßt in einer Zeit, in der jede Sittlichkeit aus der Welt verbannt ist. Ich denke, sie werden ihre Unterschrift ableugnen. Ist dieses Rundschreiben aber von ihnen, so muß es umso strenger bestraft werden, als die blutigen Maßregeln, zu denen es das Volk auffordert, gefährlich sind. Ich bezeuge, daß es in mehreren Departements Unruhen hervorgerufen hat. In Bordeaux aber hat nur die Achtung des Volkes vor dem Gesetze die Sendlinge der Commune vor der Ermordung beschützt.“

„Das Volk auf dem Lande will nur den Frieden!“ ruft Boileau, „und

¹⁾ Vergl. S. 192—193 dieses Bandes. — Hist. parlem., XIX, p. 97—103.

bringt deshalb so große Opfer für die Freiheit. Marat aber will einen neuen Aufstand. Hört, was heute mit blutigen Tügen in seinem Blatte steht.“ Er liest: „Das aber, was mir das Herz schwer macht, ist, daß alle Anstrengungen des Volkes zu nichts führen, wenn es nicht einen neuen Aufstand wagt. Wenn ich sehe, von welchem Schlage die meisten Mitglieder des Conventes sind, so verzweifle ich an dem öffentlichen Wohl. Wenn in den ersten acht Sitzungen die Grundlagen der Verfassung nicht gelegt sind, so erwartet nichts mehr von dieser Versammlung. Ihr seid dann für immer zugrunde gerichtet. Fünzigjährige Verwirrung erwartet euch, aus der ihr nicht anders herauskommt, als durch einen Dictator, der ein wahrer Patriot und Staatsmann ist. Du geschwägiges Volk, wenn du einmal zu handeln verständest!“¹⁾

Von allen Seiten erschallen Rufe des Unmuths: „Auf die Anklagebank! Auf die Guillotine! Er soll einfach sagen, ob er es geschrieben hat oder nicht.“²⁾

Mit Hohn bietet Marat dem Sturme Trotz: „Man hat sich auf Verhaftungsbefehle gegen mich berufen; dadurch, daß das Volk mich in den Convent wählte, hatte es alle für ungiltig erklärt; meine Sache ist die seine. — — Übrigens rechne ich mir jene Verurtheilungen zum Ruhme an, ich bin stolz darauf. — Ich habe mich ihrer würdig gemacht, ich habe sie verdient, weil ich Verräther entlarvte und Verschwörer bloßstellte. Achtzehn Monate habe ich unter dem Schwerte Lafayette's gelebt. Hätte er mich in seine Gewalt bekommen, er hätte mich vernichtet und der eifrigste Vertheidiger des Volkes lebte nicht mehr! — — Jetzt zur Hauptsache der Anklage! Nie kam eine Lüge über meine Lippen und Verstellung ist meinem Herzen ganz fremd. Ich habe die angeklagte Stelle geschrieben, aber vor zehn Tagen, wo ich entrüstet war über die Wahl der Girondisten in den Convent. Nur durch Versehen meines Druckers trägt sie das Datum des heutigen Tages. Hier ist die erste Nummer des ‚Republikaners‘ von heute. Hört den Aufsatz an.“³⁾

Der Artikel wird von einem Secretär verlesen. Der Aufsatz ist wirklich in gemäßigterem Tone gehalten. Dabei aber lobt Marat ohne Maß seine Verdienste um das Volk und schließt mit den Worten: „Heilige Liebe zum Vaterlande! Dir habe ich meine Nächte, meine Tage, alle Kräfte meines Wesens gewidmet. Dir opfere ich heute meine Besorgnisse, meinen Groll, meinen Haß! Beim Anblicke der Freiheitsfeinde, bei ihrer Beschimpfung gegen deren Söhne, will ich, wenn möglich, den Unmuth in meinem Busen ersticken und, ohne mich von der Wuth fortreißen zu lassen, anhören, wie feige Menschenmörder Greise und Kinder ermordet haben. Ich will ruhig den Schlichen der Verräther am Vaterlande zuschauen, ohne das Schwert der Volkswrache auf ihr verbrecherisches Haupt herabzurufen. Gottheit reiner Seelen, verleihe mir Kraft, um mein Gelübde zu erfüllen! Nie wird Eigenliebe oder Hartnäckigkeit sich bei mir den Maßregeln widersetzen, welche die Weisheit vorschreibt. Laßt mich siegen über die Regungen des Grolles und, wenn die Wallungen des Unmuthes mich eines Tages über die geziemenden Schranken fortreißen und das Gemeinwohl schädigen sollten, so möge ich im Schmerze sterben, bevor ich diesen Fehler begehe.“

Die Stimmung wurde sichtlich milder. „Seht,“ sagte Marat, „jetzt bleibt euch kein Zweifel an der Reinheit meiner Absicht! doch man verlangt von mir

¹⁾ „Oh, peuple babillard, si tu savais agir!“

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XIX, p. 102.

³⁾ Der Artikel steht Histoire parlementaire, XIX, p. 103—104. Das Blatt hieß „Journal de la République“.

einen Widerruf meines Schreibens und der mir eigenen Grundsätze, das heißt, daß ich nicht sehe, was ich sehe, und daß ich nicht fühle, was ich fühle. Und es gibt keine Macht unter der Sonne, die mich auf andere Gedanken bringen soll. Ich kann einsehen für die Reinheit meines Herzens, aber ich kann meinen Kopf nicht ändern. Die Natur der Dinge gibt mir diese Ansichten ein. — — Nun zu etwas anderem! Wenn zufällig dieser mein Artikel heute nicht erschienen wäre, so hättet ihr mich dem Schwerte der Tyrannen geweiht. Diese Hefigkeit ist jedoch freier Männer unwürdig, aber ich fürchte nichts unter der Sonne“, und dabei zog Marat eine Pistole aus der Tasche und setzte es sich an die Stirne. „Wenn der Anklagebeschluss durchgegangen wäre, so hätte ich mir hier auf der Rednerbühne eine Kugel durch den Kopf geschossen. Das wäre also der Lohn für mein dreijähriges Leben in Kellern, der Lohn aller Anstrengungen und aller Qualen für die Rettung des Vaterlandes gewesen, der Lohn meiner Nachtwachen, meiner Arbeiten, meiner Armut, meiner Leiden, der bestandenen Gefahren. Doch nein, ich bleibe jetzt in eurer Mitte, um euren Wuthausbrüchen zu trohen.“

Viele lachten, andere riefen: „Herunter von der Tribüne!“ Niemand untersuchte die Pistole, ob sie auch geladen war. Zehn Stunden hatte man sich herumgezankt, die Versammlung war müde und ließ Marat laufen; sie gieng zur Tagesordnung über und endigte die Sitzung mit dem Beschlusse, daß der französische Staat eine einzige und untheilbare Republik ausmachen solle.¹⁾

Der Zusatz, die Regierung solle durch Volksvertreter ausgeübt werden,²⁾ wurde einer späteren Berathung vorbehalten. Couthon schlug Todesstrafe vor gegen jeden, welcher von Dictatur reden würde. Marat schlug Todesstrafe vor gegen jeden Ränkeschmied, der sich für unverleglich erklären wolle. Cambon meinte mit Recht, es gebe keine Todesstrafe für Ansichten. Zum Schlusse wurde angezeigt, daß Servan wegen Kränklichkeit das Kriegsministerium niederlegen müsse. — Servan.

Wieder die Parteien im Convent.

Das war die berühmte Sitzung vom 25. September 1792, welche den Convent in zwei Hauptparteien spaltete, Girondisten und Jakobiner. Die Girondisten, auch Brissotiner und Rolandisten genannt von ihren Häuptern Brissot und Roland, Staatsmänner³⁾ von ihrer vornehmen Haltung, Föderalisten, weil ihre Gegner ihnen vorwarfen, sie wollten Frankreich in eine Reihe kleiner Republiken auflösen, hatten fortan ihren Platz auf der rechten Seite des Saales. Ihre Gegner, die Jakobiner, nahmen die Linke ein; die eifrigsten derselben saßen auf den höchsten Bänken beisammen und bekamen davon den Namen Berg; in der Mitte saßen die Parteilosen, dem Berge gegenüber bekamen sie den Namen Thal, Sumpf, auch die Kröten des Sumpfes.⁴⁾

¹⁾ Que la République française est une et indivisible. Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 105.

²⁾ Que le gouvernement sera représentatif. Ibid. XIX, p. 105.

³⁾ Hommes d'état.

⁴⁾ Plaine, Marais, Crapauds du marais.

Ebene. Ihr Übertritt zu der einen und der anderen Partei gab je der Gironde oder dem Berge den Sieg. Die größten rednerischen Talente waren auf der Seite der Gironde, aber ihnen fehlte die Parteidisziplin: im Hochgefühl eines rednerischen Erfolges ließen sie sich zu oft den Sieg entchlüpfen, so auch in der Sitzung vom 25. September. Sie lachten über Marats Theaterstückchen mit der Pistole und standen ab von der eigentlichen Anklage vor Gericht, von der Vernichtung dieses bössartigen Gegners, der keine Rücksicht kannte, welche diese feingebildeten Männer anstandshalber zu nehmen gewohnt waren. Auch hatten sie Robespierre gereizt und ihm nur Gelegenheit gegeben, sich selber zu loben und im schönsten Lichte darzustellen. Besser, sie hätten den Angriff gar nicht begonnen, oder aber ihren rednerischen Sieg erbarmungslos ausgebeutet. Danton hatte versöhnlich gesprochen: offenbar hätte er sich gern mit der Partei der Bildung vereinbart, wenn sie nur die Septembermorde nicht berührte.

Marat. Die Schilderung, welche Marat am nächsten Tage in seinem Blatte¹⁾ von der Sitzung entwarf, konnte den Girondisten deutlich machen, was sie von diesem Ungeheuer zu erwarten hätten: „Die Schurken, welche im Trüben fischen wollen, die Verräther, welche ungestraft Ränke spinnen, die Tyrannen, welche nach Laune morden möchten, predigen ohne Unterlaß blinde Zuversicht, die Ruhe und die Achtung vor den Gesezen, mit deren Ansehen sie ihre tyrannische Gewalt begründen wollen. Die wahren Freunde des Vaterlandes hingegen predigen in einmüthiger Einigkeit ein heilsames Mißtrauen gegen die Träger der Gewalt und eine weise Vorsicht, welche sie allein verhindern kann, die Betrogenen und die Opfer der Häupter zu werden. Nun bin ich einer der wahren Freunde des Vaterlandes und will es offen herausagen: Alles, was in der Sitzung vom 25. September geschah, scheint mir den Zweck zu haben, das Volk über vermeintliche Achtungslisten, über Zusammenrottungen und Aufrührer zu erschrecken, um die Versammlung dahin zu bringen, daß sie sich mit einer Schutzwache aus den Departements umgibt — eine bedenkenregende Maßregel, welche Roland vorschlug, welche der Convent genehmigte, oder in die er über Hals und Kopf durch die Führer der Partei Brissot fortgerissen worden ist.“ Sofort behauptet Marat, der Weg, den diese entseßliche Partei dem Convent vorzeichne, sei derselbe, den die Verräther Lameth, Barnave und Mottier (Lafayette) der constituierenden Versammlung vorgeschrieben hätten. „Wozu Militärmacht gegen das Volk? Ist der Convent wohl berathen, so braucht er sich nicht gegen die Pariser zu verschanzen, denn hier sind die eifrigsten Vertheidiger der Freiheit. Doch die Brissotiner sind voll Wuth über die Abgeordneten von Paris und haben durch die Lockpeise von Stellen in ihrer Föderativ-Republik eine Menge Abgeordneter verführt, und gedachten in der Sitzung vom 25. September Robespierre, Panis und Danton zu erdrücken und Marat durch den Dolch der Mörder hinzuopfern.“ In diesem Tone geht es fort. Marat erzählt, wie alles schon vorbereitet war, um ihn am Schlusse der Sitzung in den Kerker zu führen; darum nenne er die Partei Brissots eine Partei des Ver-

¹⁾ „Journal de la République française“ par Marat, l'ami du peuple, député de la Convention nationale. De l'imprimerie de Marat, rue des Cordeliers. Mit dem Motto: „Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis.“ — Hist. parlem., XIX, p. 107—112.

brechens, ihre Häupter, darunter meint er auch Vergniaud, seien unheilbar.

Brudhomme dagegen macht sich im „Patriote Français“ lustig über die Marins und Sulla, Catilina und Julius Cäsar in der Versammlung, über Merlin, der ein Brutus werden will, über Marat, der unter der Sonne nichts fürchtet und doch aus Angst eine Pistole im Sacke herunträgt, der von seinen Leiden im Kerker spricht, während er wohlgenährt im zweiten Stocke, in einem Zimmer des Fleischer's Legendre wohnte, und daß die National-Versammlung zehn Stunden mit solch erbärmlichen Persönlichkeiten hinbringe, während so wichtige Fragen der Entscheidung harren. Marat werden ernste Dinge vorgehalten, er möge nicht ferner Mißgriffe machen und mehr Würde zeigen. Die Charlatanerie sei jetzt nicht mehr an der Zeit.¹⁾

Marat verfolgte namentlich Roland mit unverföhnlichem Haffe. Der Grund war zum Theile eine Geldfrage. Roland hatte, als er zum zweitenmale Minister wurde, von der Versammlung 100.000 Francs zur Herausgabe nützlicher Druckschriften erhalten. Sogleich beehrte Marat von ihm 15.000 Francs, um seine „vortrefflichen Sachen“ drucken zu können.²⁾ Roland antwortete, die Summe sei zu bedeutend, als daß er sie ohne Kenntniß des Zweckes, wofür sie bestimmt wäre, geben könne. Wenn Marat ihm seine Manuscripte einsenden wolle, so werde er sie dem Ministerrathe vorlegen, um zu erfahren, ob es rathsam sei, sie auf Kosten der Nation herauszugeben. Marat antwortete grob, schickte aber einen ganzen Bündel von Manuscripten, darunter eine Abhandlung „Über die Ketten der Sklaverei“. Der Ministerrath beschloß, Marats Manuscripte Danton zu stellen zu lassen, der schon wissen werde, wie er sich mit ihm verständigen müsse. Die Roland meint,³⁾ das heiße den gordischen Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. Der Minister des Innern durfte die Staatsgelder nicht zur Besoldung eines Narren verwenden. Die Klugheit verlangte, daß er ihn sich nicht zum Feinde mache, und eine schlichte einfache Weigerung von Seite des Convents hätte alles ins Reine gebracht. „Dadurch, daß man dieses Geschäft Danton überließ, gab man ihm ein neues Mittel in die Hand, diesen wüthenden Hund an sich zu fetten, ihn herumrennen und diejenigen beißen zu lassen, gegen welche er ihn zu hegen irgend einen Grund hatte.“ Marat ließ denn auch auf einmal eine Schmähschrift gegen die Roland erscheinen. Offenbar schrieb er es ihr zu, daß Roland ihm die 15.000 Francs nicht bewilligt hatte, denn in einem Schreiben an Orleans beschwerte er sich über den Minister Roland und erbat vom ehemaligen Herzog die ihm so nützigen 15.000 Francs. Danton mußte in dieser ganzen Frage eine unsanftere Rolle gespielt haben und die Roland, die er nicht für sich gewinnen konnte, fortan zu verderben entschlossen gewesen sein. Nach Frauenart hatte sie damals, als Marat um Unterstützung seiner Schriftstellerei bat, an Danton den Wunsch geäußert, er möge ihr den Mann einmal bringen; wie sie erzählt, war sie begierig zu erfahren, ob er ein verschrobener Kopf oder bloß ein gut ausgestopfter Strohmännchen sei, hinter dem andere steckten. Danton lehnte ihren Wunsch als etwas höchst Unzulässiges und sogar Unangenehmes ab: sie würde bloß ein Original zu sehen bekommen, das auf nichts antwortete. Mit anderen Worten, Danton wollte Marat in seiner Hand behalten, und als Roland in seinen Berichten an den Convent die wunde Seite Dantons, die Septembermorde

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 112—114.

²⁾ Roland, Mémoires, II, p. 48—51.

³⁾ Ibid. II, p. 49—50.

Brud-

homme.

Marat
gegen
Roland.

Danton.

und die Räuhereien berührte, ließ dieser den wüthenden Hund los gegen den Minister und seine Gattin. Von Marat rührt der Spottname der Roland her: „die Circe der Brissotiner“.

Danton legte sein Ministerium nieder und wollte bloß Abgeordneter sein. Roland. Damals wurde ein arglistiger Versuch gemacht, auch Roland vom Ministerium wegzubringen, denn er war gefährlich mit seiner ewigen Forderung, Ruhe herzustellen und die Commune einzuschränken. Im Saône-Departement wurde eine Wahl für ungiltig erklärt und in der Neuwahl Roland zum Abgeordneten erhoben. Nun sollte er nach der damaligen Übung entweder seine Stelle als Minister niederlegen oder Abgeordneter bleiben. Die Roland meinte, er solle sein Ministerium lieber niederlegen, als Mitglied eines Ministeriums ohne alle Thatkraft bleiben und als Minister einer Regierung ohne alle Macht handeln. Damals hatten aber die Girondisten im Convent noch das Übergewicht und waren verblüfft, daß Roland seine Stelle niederlegen wolle, und von vielen Seiten ward er eingeladen, im Ministerium zu bleiben. Nur Danton war dagegen, denn wenn man Roland einlade, im Ministerium zu bleiben, müsse man auch die Madame Roland einladen, weil sie für das Ministerium Roland nicht ohne Nutzen sei, womit Danton. Danton sagen wollte, daß aus ihrer Feder die Aufsehen erregenden Sendschreiben Rolands stammten. Man murkte über seinen Antrag, den man als vom Meide eingegeben betrachtete, nahm die Entlassung Rolands nicht an, sprach aber auch nicht amtlich den Wunsch aus, daß er bleibe. Aber eine Menge Abgeordneter kamen einzeln zu ihm und baten ihn, auf seinem Posten zu bleiben. Roland lehnte nun die Wahl im Saône-Departement ab und nachträglich stellte sich heraus, daß die Wahl des Abgeordneten, an dessen Stelle er kommen sollte, doch giltig sei, daß er sich also mit der Annahme der Nachwahl zwischen zwei Stühle gesetzt hätte, und daß man ihm einen Fallstrick gelegt hatte, um ihn aus dem Ministerium zu bringen. Begreiflich, daß jetzt Roland viel entschiedener wurde gegen die Septembermörder. Er erklärte jetzt, daß er im Ministerium bleibe, er verzichte auf die Ruhe, die seinem Alter wohlthun würde, und bezeichne seine Gegner als Menschen, die ihre Leidenschaften für Tugenden ansehen und die Ansicht haben, nur sie allein könnten der Freiheit gute Dienste leisten, aber auch sich die ersten Vortheile derselben bewahren wollen; sie verbreiten Mißtrauen gegen alle Behörden, die nicht von ihnen selbst ins Leben gerufen worden, verunglimpfen alle Personen, die nicht von ihnen selbst gewählt sind, sprechen von nichts als von Verrath, wollen nichts als Unruhen, lähmen das Schwert des Gesetzes, um den Dolch der Aechtsverkürungen an seine Stelle treten zu lassen. Sie machen sich ein Recht aus ihrer Reckheit, einen Wall aus dem Schrecken, den sie einzulösen versuchen; sie wollen Ansehen, Gewalt, und halten sich allein für fähig, einen guten Gebrauch davon zu machen; sie würden das Reich der Anarchie, der Auflösung entgegen führen.“¹⁾ —

Die Presse der Jakobiner und Girondisten. Wieder die Commune.

Flugschriften. Fortan entspann sich ein heftiger Kampf zwischen den Jakobinern und den Girondisten in Flugschriften und die Girondisten hatten anfangs durch die Presse mehr Einfluß auf Frankreich, als die Jakobiner. Roland — und

¹⁾ Roland, Mémoires, II, p. 55—58.

hierin war seine Gattin ihm sehr zuhülfe — suchte in den Departements durch Erkundigungen und Nachforschungen eine kleine Zahl einsichtsvoller und eifriger Männer, von denen sich eine getreue Verbreitung der Schriften erwarten ließ, die man ihnen zuschicken würde, antwortete auf alles und unterhielt den regsten Verkehr mit den Volksgesellschaften, Geistlichen und Privaten, die sich an ihn wendeten, und erreichte so eine rege patriotische Correspondenz.

In sein Ministerium wählte Roland vier verständige Männer seiner Grundsätze, welche gut zu schreiben verstanden. Er selber und seine Frau schrieben viel und so wurde Frankreich mit Zeitungen, mit Broschüren im Sinne der Girondisten überschüttet. „Eine Republik der Tugend“ — das war die Seele dieser Schriften, durch die man die öffentliche Meinung leiten wollte. Das ist das sogenannte Bureau des öffentlichen Geistes,¹⁾ woraus Bureau d'esprit public. die Jakobiner Roland und seiner Gemahlin ein so großes Verbrechen machten, denen es nach der obersten Gewalt geküßte, „einem Ehrgeizigen, einem Berschwörer“. Sie warfen ihm Veruntreuung der öffentlichen Summen vor, welche ihm die Versammlung zur Verfügung gestellt hatte, um nützliche Schriften zu verbreiten; zum Glück konnte Roland reine Rechnung führen und nachweisen, daß er mit dem Staatsgelde häuslicherisch umgegangen war, denn von den 100.000 Franken hatte er nur 34.000 ausgegeben. Die Rührigkeit der Girondisten in der Presse war schuld, daß sie fast ausschließlich in die Ausschüsse gelangten. In den Verfassungs-Ausschuss am 11. October zum Beispiel kam nur ein Jakobiner, Danton, während Brissot, Pétion, Berguand, Genoussé, Condorcet darin waren. Die Jakobiner kamen in der Presse gegenüber den Girondisten gar nicht recht auf.

Robespierre, zum Beispiel, bewies in seinen „Briefen an seine Wähler“,²⁾ Robespierre. die statt seines „Vertheidigers der Verfassung“,³⁾ nach dem 10. August bis zum 15. März 1793 erschienen, lange nicht so viel Geist, wie die Girondisten. Er hatte sein Blatt umgetauft, weil er die Verfassung nicht mehr gegen den Willen des Volkes vertheidigen wollte. Dem Convent stellte er jetzt als Aufgabe hin, die Rechte der Bürger und die Souveränität des Volkes gegen die eigene Regierung sicherzustellen, welche sie ins Leben rufen sollet.⁴⁾

Das Übergewicht, welches die Girondisten anfangs durch ihre Thätigkeit Chambon Maire. errangen, zeigte sich auch darin, daß sie ihren Candidaten Chambon an Pétions Stelle, der schon Mitte September seine Entlassung eingegeben hatte, unter stürmischem Wahlkampf, der bis Mitte November dauerte, durchbrachten. Chambon war Arzt und ein wenig bedeutender Mann. Dagegen siegten die Jakobiner bei der Wahl des Procurators der Commune, sie brachten Pierre Caspar Chaumette durch, ein Mann, der ein schreckliches Andenken hinterlassen hat. Chaumette, geboren in Nevers 1763, der Sohn eines Schuhmachers, war zuerst Chaumette Procureur. Schiffsjunge, dann Steuermann, darauf Abschreiber, dann Gerichtschreiber des

¹⁾ Bureau d'esprit public. Roland. Mémoires, II, p. 61.

²⁾ „Lettres à ses commettans.“

³⁾ „Défenseur de la constitution.“

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 167—175.

Procurators von Paris; hierauf arbeitete er an der Zeitung *Brudhomme*, der ihn als einen sehr unwissenden Menschen hinstellt, und reichte sich endlich in die Demagogenbande ein, welche *Camille Desmoulins* beim Kampf um die Bastille bildete, um auf öffentlichen Plätzen zum Volk zu sprechen. Bald verließ er *Camille*, um selbstständig als Revolutionär sein Geschäft zu betreiben. Er wurde Mitglied der *Municipalität* vom 10. August und jetzt, im September, Procurator der *Commune*. Vom Antritt dieses Amtes an legte er den Namen *Pierre Caspar* ab und nannte sich *Anagoras Chaumette*: sein Taufpathe habe an die Heiligen geglaubt, er aber glaube nicht daran, darum entsage er dem alten Namen, der Heilige sei durch seinen Republikanismus gehenkt worden. In seiner Stellung verwendete er bald eine Bande von Schurken, namentlich Fremde, und *Chaumette* wurde mit diesen ein sehr mächtiger Mann, dessen sich die *Jakobiner* bedienten, um die *Gironde* zu stürzen.

Anagoras

Gironde und Berg.

Der Kampf zwischen *Gironde* und *Jakobinern* füllt nahezu jede Sitzung aus. Die *Gironde* greift die *Commune* an und der Berg schützt sie. Die letzten kräftigen Beschlüsse hatten die *Commune* zaghaft gemacht — sie wich einen Schritt zurück, um bald wieder um so rascher voranzugehen.

Die Commune.

Nach der Auflage gegen das eigenmächtige gewaltthätige Vorgehen ihrer Sendboten entbot sie am 27. September an die *National-Versammlung*: als freie Männer wollten sie freien Männern die Wahrheit sagen. Ihre Sendlinge hätten allerdings an manchen Orten die Vollmacht überschritten, deren Sinn nur die Verbreitung der brüderlichen Einigkeit war: die Gemeinde überlasse also ihre Bestrafung dem Convent. Auch habe der Überwachungs-Ausschuß, obgleich er nur im Namen der Gemeinde zu handeln schien, seine Befugnis überschritten. Also wurde der Überwachungs-Ausschuß geopfert, wenigstens für den Augenblick.

Der Überwachungs-Ausschuß.

Dieser mußte sich jetzt selber verteidigen. Mehrere seiner Mitglieder sahen im Convent. Sie baten, sie noch im Amt zu lassen, denn sie hätten die Fäden einer großen Verschwörung aufgefunden, deren Gewebe sie noch nicht vollständig darlegen könnten. Das war jedoch eine Lüge: sie wollten nur Zeit gewinnen. Der Convent hätte gleich einschreiten sollen, wollte aber unparteiisch erscheinen und verwies die Sache an den allgemeinen Sicherheits-Ausschuß, welcher nach drei Tagen Bericht erstatten sollte. Für die Verbrecher galt jetzt: „Zeit gewonnen, alles gewonnen.“ Eine Section von Paris trat sogar klagend vor den Convent über die Säumnigkeit der Behörden.¹⁾ „Eure Beschlüsse bleiben unausgeführt und die vollziehende Gewalt zieht pflichtvergeßene Beamte, welche die Unordnung fortzuerhalten suchen, nicht zur Strafe. — Euer Gesetz ist verachtet, alles ist provisorisch in Paris, nur die Tyrannei unserer volksmörderischen *Municipalbeamten* scheint sich zu verewigen. — Redet einmal ein ernstes Wort und bald werden die Tyrannen den Boden der Freiheit nicht mehr besudeln. Unsere Section bietet euch ihren Muth und ihre Kraft an, wenn ihr helfen wollt.“ Das hieß ernst reden mit dem Convent. Die Neuwahl des Gemeinderaths war angeordnet, gieng aber nicht vor sich. *Léonard Bourdon* entschuldigte die Säumnigkeit, weil die Vertheilung der Bürgerkarten so viel Zeit in Anspruch nehme. „Also mit Bürgerkarten will man uns foppen!“ rief *Barbarou*, „jetzt

¹⁾ *Mortimer-Ternaux* fand diese Adresse wieder, die man bisher nur aus dem „*Moniteur*“ kannte, wo sie stark abgechwächt ist, und theilt sie in ihrer ganzen Schärfe mit l. c. IV, p. 106—107.

ist einmal Zeit, daß die *Municipalität* sich vor der Würde der Nation beuge.“ *Bazire* aber machte darauf aufmerksam, daß die *Commune* von Paris noch mehr denn zwölf Millionen Kleinodien, Gold und Wertpapiere, aus dem Schloß und den Verdächtigen entnommen, in Verwahrung und noch keine Rechnung darüber abgelegt habe.

Diebstahl.

Tallien suchte zu entschuldigen, man wünsche die Wahl nicht schriftlich, sondern mündlich; auf den 9. October sei sie jedoch ausgeschrieben, auch sei die bisherige *Commune* mit den Vorarbeiten zur Rechnungsablegung noch nicht fertig. Übrigens habe sie ihre Macht hinsichtlich der Wertpapiere, die sie in Verwahrung habe, nicht mißbraucht. „Und hinsichtlich der Gefangenen am 2. September?“ wurde ihm entgegengerufen — doch *Tallien* fährt fort, als hätte er es nicht gehört, die *Commune* werde eine Abrechnung vorlegen und über die Verleumdung triumphieren. Man scheine zu vergessen, daß sie den 10. August gemacht habe. „Und die Septembermorde?“ wurde wieder von vielen Seiten ihm zugerufen.¹⁾

Die Commune.

Diese Frage schien die schlimmste Wendung zu nehmen. Da beschloß die *Commune* Rechnungsablegung von all ihren Mitgliedern zu verlangen und forderte durch Straßenaufschlag alle auf, denen seit dem 2. September Wertpapiere in ihrem Namen abverlangt wurden, dieselben auf der *Mairie* anzugeben. Das nahm aber wieder viele Zeit hinweg und vom Zeitgewinnen hieng alles ab. Darum gieng jetzt der Sicherheits-Ausschuß mit einer Anklage, deren Erledigung manchen Tag in Anspruch nehmen mußte, zum Angriff über. Am 1. October kam eine Abordnung des Überwachungs-Ausschusses vor den Convent, um die Verräther zu entlarven; sie könnten nachweisen, wie hoch die Beschlüsse der *National-Versammlung* aus der *Civilliste* bezahlt worden seien, mit andern Worten, wie theuer sich einzelne Abgeordnete an den Hof verkauft hätten.

Anklagen von Abgeordneten.

„Zeigt nur die Beweise,“ rief die *Versammlung*, „nennt die Namen und die Summen; einen solchen Verdacht ohne Beweise auszusprechen, ist ein moralischer Mordmord!“ Die Ankläger entgegneten, die Beweise fänden sich in der Kanzlei des Ausschusses, welche jedoch der Convent habe versiegeln lassen. Auf *Barbarou*' Anregung hin wurde sogleich beschlossen, einen Ausschuß von vierundzwanzig Abgeordneten zu ernennen, von denen aber keiner in der constituirenden oder legislativen *Versammlung* gewesen oder ein Abgeordneter der Stadt Paris sein durfte: sie sollten diese Papiere durchsuchen und darüber Bericht erstatten.

Commission der vierundzwanzig.

Der Sicherheits-Ausschuß vermochte jedoch keine Anklage nicht zu beweisen, wohl aber kam ein Beweis nach dem andern gegen sein Thun an den Tag.

Am 2. October berichtete *Joseph de Launay* über die Bitte einer großen Anzahl von Verhafteten seit dem 10. August, die betheuerten, daß die *Commune* kein Recht habe, sie der Freiheit zu berauben, und daß sie hauptsächlich deshalb in Freiheit gesetzt zu sein bitten, weil sie befürchten, daß demnächst wieder in den Gefängnissen wie am 2. September gemordet werde, und dabei

De Launay.

¹⁾ *Mortimer-Ternaux*, l. c. IV, p. 109.

sprach dieser Republikaner die würdigen Worte aus: „Es liegt im Vortheil und in der Würde des Conventes, Frankreich und ganz Europa zu beweisen, daß die Person der Gefangenen von Paris, seien sie nun schuldig oder unschuldig, ebenso heilig ist, als die aller andern Mitbürger, und da sie einmal unter dem Schutze des Gesetzes stehen, so bedeutet ihre Ermordung die Ermordung des Gesetzes selber! Entweder müssen wir zugrunde gehen, oder die Gesetze müssen wieder zur Herrschaft gelangen und die Unordnung ein Ende nehmen; das Beil der Revolution darf nicht mehr in den Händen der Verbrecher ein Werkzeug des Verbrechens und der Rachsucht sein! Wenn die Regierung nur im Geleite des Aufstandes vorangehen kann, wenn die Schreckensscenen, die vor kurzem vor unseren Augen geschahen, sich wieder erneuern sollten, wenn das Ansehen der Volksvertreter eines Tages erniedrigt oder verkannt, wenn die Staatsgewalt irrefeleitet oder vernichtet würde, so wäre die ganze Gesellschaft aufgelöst und wir könnten nur noch jammern auf den Trümmern der Freiheit. — Darum müssen eure Entschlüsse vorzugsweise Wiederherstellung der Ordnung anstreben, die Einschärfung der Zucht, die Auffindung der Mittel, um den Behörden wieder Kraft zu geben; kein Tropfen Blut darf unter einem andern Schwert fließen, als dem des Gesetzes. Wenn ihr nicht euer Staatsgebäude auf dieser Grundlage errichtet, so schwinden all eure Arbeiten hin, wie ein leerer Schatten, und von euren Nachwachen wird euch kein anderer Nutzen bleiben, als daß ihr eine andere Nationalversammlung einberufen müßt, der es dann ebensowenig gelingen wird, das Volk und seine Vertreter zu retten; denn für Gewaltmenschen hat jede Verfassung den unverzeihlichen Fehler, daß sie Ordnung und Zucht herstellen will.“

Neue
Sünden.

Einen andern Schlag gegen den Sicherheits-Ausschuß führten am nächsten Tag die Berichterstatter der Vierundzwanzig: sie hätten Tag und Nacht gearbeitet, bis jetzt aber keinen Beweis für die Verleumdung des Überwachungs-Ausschusses gefunden. Dagegen sei ihnen klar geworden, daß er nur verleunden wolle, namentlich, daß er Roland hasse und stürzen wolle. Ferner hätten sie die Beweise gefunden, daß viele Unschuldige in den Gefängnissen ermordet worden seien, bloß weil die Namen verwechselt wurden bei Niederschreibung des Verhaftsbefehls. Alle Beweisstücke, welche der Überwachungs-Ausschuß ihnen übergeben habe, enthielten nichts von Bedeutung. Dagegen sei man in den Verhören derer, die noch gefangen seien, zur Überzeugung von der Grausamkeit und Bosheit des Überwachungs-Ausschusses gekommen, und daß jene schuldlos seien. Es sei endlich Zeit, daß diese Parteimenschen in ihr Nichts zurückstürzen, und daß das Volk von Paris endlich erfahre, daß die Ränkeschmiede, denen es traute, seine wahren Feinde seien.

Marat spricht von einem wichtigen Verzeichnis von Bestechungen, von einem Briefe von Rives — es wird aber bewiesen, daß dieser Rives nicht der Abgeordnete, sondern ein Banquier ist, welcher dem Könige 800.000 Francs geliehen hat. — „Eure Bevollmächtigten,“ sagt Biron, „schämten sich, daß sie einer Partei als Werkzeuge dienen sollten, die in der fernsten Zukunft noch eine Schmach für Frankreich sein wird.“ Lacroix wies nach, daß die Mitglieder des Sicherheits-Ausschusses mit ihrer falschen Anklage nur Zeit gewinnen wollten. Die Erbitterung über diesen Streich stieg, als Buzot zeigte, daß Marat am Abend, da die falsche Anklage im Convent gemacht wurde, in Straßenanschlägen die Entdeckung einer großen Verschwörung der Brissotiner ankündete, daß man vor dem Stadthaus von Niederlagen des Heeres sprach und sie den Brissotinern zuschrieb. „Bürger! Jedermann, der eine Anzeige macht,

muss einen Beweis liefern, und wenn man gegen tadellose Bürger den Dolch der Anklage erhoben hat, so genügt es nicht, zu sagen: wartet, ich will die Beweise erst suchen, und wenn ich solche finde, so werde ich sie euch geben, sofern es mir gefällt.“

Marat hat schon lange das Wort verlangt; es entsteht Streit, ob man ihn hören soll oder nicht. Einer meint, Frankreich müsse den Mann ganz kennen, darum müsse man ihn hören. Ein anderer sagt, man müsse das Verbrechen anhören wie die Tugend. Marat hebt an: „Ich werde keine Zeit damit verlieren, die Anklage gegen mich zu widerlegen, das wäre unter meiner Würde. . . (Viele lachen.) Das wäre unter meiner Würde! (Das Gelächter wird stärker.) Nachdem die Versammlung die Anklage über mich angehört, so verlangt die Gerechtigkeit, daß sie auch meine Antwort anhöre. — Das Volk wird urtheilen zwischen meinen Anklägern und mir. Was meine Ansichten, was meine Stimmung, was mein politisches Leben anlangt, so stehe ich hoch über euren Beschlüssen! (Man hört Ausbrüche des Lachens und des Zornes.) Ihr werdet nie machen können, daß ich nicht sehe, was ich sehe. Nein, es ist euch nicht vergönnt, den Mann von Genie zu verhindern, daß er sich in die fernste Zukunft schwingt; ihr versteht den tiefblickenden Geist nicht, der die Welt erfassst und die Ereignisse voraussieht!“ Das Murren und Lachen über diese bombastische Rede wird immer stärker. — Von allen Seiten ruft man ihm zu, endlich von der Kanzel herabzusteigen. Marat aber läßt sich nicht einschüchtern, er schreit gegen Brissot, Lajource, Guadet, Bergniaud, „alle diese Männer, welche im Augenblicke der Wahlen Ränke spielten und zu einem so verhängnisvollen Kriege trieben, der allerdings durch unvorgesehene Ereignisse eine glückliche Wendung nahm, alle diese Männer, welche die Commune unterdrücken wollten, weil sie den Thron am 10. August umgestoßen hat.“ — „Und die Verbrechen des September?“ halft ihm von mehreren Seiten entgegen. — „Die mich unterbrechen, werfen mir eine beleidigende Zumuthung auf den Hals. Die Freisprechung Montmorins hat die Septembermorde hervorgerufen.“ — Guadet wirft ihm noch eine donnernde Apostrophe zu: er gehöre zu jenen, welche in der Revolution nur Mord, in der Freiheit nur Zügellosigkeit verstehen und im Vaterlande nur Partei. Die Versammlung stattet den Ausschuss mit unbeschränkten Vollmachten aus, um alles zu erheben, was das Thun des Überwachungs-Ausschusses der Commune anlangt. So war denn der Kriegsplan des Überwachungs-Ausschusses gescheitert. 1)

Die Commune mußte also gehorchen, die Neuwahl mußte vor sich gehen. Aber wie? in schriftlicher oder mündlicher Abstimmung? jene entsprach dem Wortlaut des Gesetzes, diese der beliebten Einschüchterungsmethode der Schreckensmänner, und sie betonten dafür die Volks-Souveränität, welche jede Section ausübe. Am 7. October erklärte die Section Gravillers dem Convent: „Wir dulden nicht, daß der Despotismus der Versammlung an die Stelle des Despotismus des Königs trete; wir dulden nicht, daß sich neue Tyrannen erheben, unter welchem Namen sie sich auch verhüllen.“ Die Versammlung gerieth über solchen Trost in gerechte Entrüstung und Präsident Lacroix gab ihr in den Worten Ausdruck: „Das Recht der Bitte ist heilig, aber diejenigen, welche bitten, dürfen nie vergessen, was sie den Vertretern des französischen Volkes schuldig sind, nicht bloß den Vertretern der Stadt Paris. Drohungen machen auf uns keinen Eindruck. Wir hören gerne die Sprache der Freiheit, dulden aber nicht die der Zügellosigkeit.“ —

Mündliche
Abstimmung.

1) Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 204, 250—255.

Eine Wache für den Convent. Ausschluss der Girondisten aus dem Jakobinerclub. Brissot und die Jakobiner.

Dass die National-Versammlung einer Wache bedürfe, wurde bei solchem Treiben in Paris der Mehrzahl klar.

Buzot. Die Versammlung genehmigte deshalb am 8. October den Antrag Buzots: „Eine neue Ordnung der Dinge beginnt in Frankreich; wir dürfen keinen anderen Herrn anerkennen als das Gesetz, welches von der freien Ansicht der Volksvertreter der ganzen Republik ausgeht. Die Volksvertreter gehören der ganzen Nation an, diese muss jene also ehren mit ihrer Wachsamkeit und decken mit ihrem Schild. Der Grundsatz der Einheit und Untheilbarkeit der Republik ist heilig, aus ihm schöpfte Paris seinen Reichthum und seinen Glanz. Paris hat den Despotismus zu Boden gestürzt, es hat der Freiheit gute Dienste geleistet und sich um das Vaterland wohl verdient gemacht; aber es hätte unjüngt gekämpft, wenn das Volk der Departements den Umsturz des Thrones nicht angenommen, die Revolution nicht unterstützt und nicht sein Blut und Geld in reichem Maße dem Vaterlande hingegeben hätte. Paris und die Departements stehen also in innigem Zusammenhang, ihr Zusammenhalten können nur Aufwiegler fürchten. Wenn man also den Departements ihr Recht der Theilnahme an der Wache des Convents zuerkennt und sie an den Mittelpunkt knüpft, zu dem alle Kräfte und alle Neigungen hinstreben, so beugt man nur dem Mißtrauen und den Spaltungen vor, die so leicht entstehen und in ihren Folgen so traurig sind, nimmt der Bosheit allen Vorwand, die festzustellende Verfassung zu untergraben, setzt die Versammlung in den Stand, sie mit Weisheit zu erwägen, um sie dann rein und vollständig der Genehmigung des Volkes und den Urversammlungen vorzulegen.“

Die Conventswache. Nach dem Antrage Buzots sollte die Conventswache bestehen aus viermal so viel Fußgängern und zweimal so viel Reitern, als jedes Departement Abgeordnete sandte, also aus 4470 Mann Bürgerwehr, welche in Paris in einer Kaserne wohnen und den Sold der Gendarmerie beziehen sollten. Der Rath des Departements sollte die Betreffenden unter den Bürgern wählen, welche eine Karte ihres Wohlverhaltens als Bürger besitzen.

Die Jakobiner. Die Jakobiner nahmen diese Conventswache als einen schweren Schlag gegen sich selber auf.

Robespierre schrieb sie den täglichen Zimmerberichten Roland's und der Verbindung der Girondisten zu, welche jetzt den Convent beherrschten. Seine Aufsätze gegen die Conventswache liefen immer auf das Dilemma hinaus: „Entweder haben die Abgeordneten das Vertrauen des Volkes oder sie haben es nicht. Haben sie das Vertrauen, so brauchen sie kein Heer zur Bewachung; haben sie das Vertrauen des Volkes nicht, so rufen sie nur die Mannschaft herbei, um das Volk zu unterdrücken.“¹⁾

Die Jakobiner sahen den Beschluss wegen der Conventswache als eine Kriegserklärung an und antworteten mit einem Gegenschlag. Sie schlossen

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 255—264.

am 12. October Brissot, der für das Haupt der Girondisten galt, aus den Listen ihrer Mitglieder aus, weil er in seiner Zeitung gesagt, die Wahlversammlung von Paris bestehe nur aus Ränkeschmieden, weil er die Commune von Paris mit überlegter Anschwärzung verfolge, weil er einige ihrer Mitglieder geradezu als Verbrecher bezeichnet, weil er sie eine zersetzende Partei genannt und damit in seinem Blatte ein verhängnisvolles Vorurtheil zu begründen gesucht habe. Aufgefordert, sich zu vertheidigen, habe Brissot versprochen, zu kommen, um auf die Vorwürfe Rede zu stehen, sei aber nie erschienen. Sein Stillschweigen bestärke also nur die ihm gemachten Vorwürfe. In der gleichen Sitzung wurde Danton an Pétions Stelle zum Präsidenten des Jakobinerclubs ernannt und hiemit war die Parteistellung Dantons gegen die Girondisten entschieden gezeichnet, wie die der Girondisten gegenüber den Jakobinern.

Die Ausschließung Vergniauds, Guadets, Gensonnés wurde am 11. Januar 1793 beantragt; es zeigte sich aber, dass sie sich längst selber ausgeschlossen, weil sie seit drei Monaten die Einlasskarten nicht erneuert, die Sitzungen auch nie besucht hatten. Couvet war schon im November mit Roland, Lantzenas und Girey-Dupré ausgeschlossen worden. Im Jakobinerclub hieß es, über die Girondisten müsse man nur mit geballten Fäusten herfallen.¹⁾ Im Mutterclub dagegen sei der Ursprung aller großen Ereignisse und hier sei die Revolution vorbereitet und ausgeführt worden; Jakobiner und Deputierte seien darin nur eins, und wer sich von der Gesellschaft entferne, sei ein falscher Zünger, über welchen das Vaterland seinen Fluch aussprechen müsse. Alle Abgeordneten müssen sich dem Jakobinerclub anschließen, vor allem sich dem Antrag der Girondisten widersetzen, eine bewaffnete Macht aus den Departements nach Paris zu ziehen; freilich solle diese nur aus 4500 Mann bestehen, könne aber leicht auf 30.000 Mann gebracht und dann ein gewaltiges Mittel in den Händen der Partei werden, um den Convent zu beherrschen, um die Souveränität des Volkes zu vernichten. Die Ausschließung Brissots theilte die Muttergesellschaft allen Tochtergesellschaften mit.

Brissot war also vor aller Welt der Fehbehandschuh hingeworfen; er hob ihn auf und führte seine Vertheidigung in einer eigenen Schrift, welche mit viel Talent, mit viel Geist, stellenweise mit hohem Schwung geschrieben, manche wichtige Geständnisse, manche neuen Züge aus dem damaligen Parteeleben und manche einschneidende Wahrheit enthält, aber doch an einem Gebrechen leidet: Brissot war nämlich bisher mit den Jakobinern gegangen und verdammte jetzt Grundsätze und Ansichten, zu denen er sich früher selbst bekannt hatte.²⁾

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 298—304.

²⁾ Die Schrift führt den Titel: „A tous les Républicains de France — sur la société des Jacobins de Paris. Par J. B. Brissot, député à la Convention nationale“, und hat das Motto aus Sallust's „Sugurtha“: „Qui sunt hi, qui republicam occupare cupiunt? Homines sceleratissimi, cruentis manibus, immani avaritia, nocentissimi; quibus fides, decus, pietas, postremo honesta atque in-

Brissot von den Jakobinern ausgeschlossen.

Danton.

Ausschluss anderer Girondisten.

Brissots Schrift gegen die Jakobiner.

Jean Pierre Brissot, geboren im Dorfe Warville bei Chartres am 14. Januar 1754 als Sohn eines Koches und Wirtes, der ihn vielseitig ausbilden ließ, diente zuerst in einer Amtsstube, die aber seinen Ehrgeiz nicht ausfüllte, und trat dann als Schriftsteller auf. Vor seinen Gläubigern floh er nach London, wo er ein Bureau gründen wollte, aber vom Sold als Spion in Dienste der französischen Polizei leben mußte. Nach Frankreich zurückgekehrt, gab er den „*Courier de l'Europe*“ heraus; die Regierung unterdrückte dieses Blatt und von da an soll er sie gehaßt haben. Die „*Gesellschaft der Freunde der Schwarzen*“ — der Genfer Clavière wurde hier sein vertrauter Freund — sandte ihn nach Amerika, um das dortige republikanische Leben, aber auch um die Zustände der Negerseelen näher kennen zu lernen. 1789 kam er mit Enthusiasmus für die Republik nach Paris zurück und war fortan bestrebt, durch den „*Patriote Français*“ für sie Theilnahme zu erwecken. Er wurde Mitglied des Gemeinderathes nach der Einnahme der Bastille und in diesem Vorstand des Untersuchungs-Ausschusses; er kam als solcher viel in Verkehr mit Karl Woidel, dem Vorstande des Untersuchungs-Ausschusses der National-Versammlung. Dieser Woidel, Abgeordneter von Saargemünd, war unablässig bestrebt, Verschwörungen auszuwickeln, und erlangte durch seine Anklagen gegen die Brüder Ludwig XVI. und gegen diesen selber einen gewissen Ruf. Wie jedoch machte er eine Anzeige gegen den Herzog von Orleans; vielmehr stand er in seinem Sold, übernahm seine Verteidigung und leitete den jungen Herzog von Chartres. Brissot dagegen war der stete Ankläger des Osterreichischen Ausschusses;¹⁾ nach ihm sollte die Königin mit dem Osterreichischen Gesandten und mehreren Ministern einen Ausschuss bilden zur Auffindung der Mittel, Frankreich zu beherrschen und einen Theil davon dem Kaiser in die Hände zu spielen. In diesem Osterreichischen Ausschuss war jedoch kein wahres Wort. Im Hochgefühl geistiger Überlegenheit — hatte Brissot zugleich hohen Ehrgeiz. Rudhomme sagt von ihm: „Brissot wollte eine Rolle spielen, er hatte viel Einsicht, glaubte aber noch viel mehr zu haben, als er besaß.“ — Er war es, der in der Legislative den Kriegsantrag stellte, wie er in der ebengenannten Schrift gesteht, nur um den König zu stürzen.²⁾ Ueberhaupt war er einer der erbittertesten und gefährlichsten Feinde Ludwigs XVI., seine stete Mahnung war: „Wenn man die Tuilerien trifft, so greift man das Übel an den Wurzeln an.“ In der legislativen Versammlung wie im Convent stand Brissot an der Spitze des diplomatischen Ausschusses; er überragte wirklich seine Genossen an Kenntniß der Staatsangelegenheiten; man warf ihm aber auch Leichtfertigkeit vor, daß er große Fragen in Aufschnalen abwägen wolle.

Jetzt galt Brissot als das Haupt der Gironde und von seinen ehemaligen Freunden, den Jakobinern, im Herzen angegriffen, suchte er auch die Jakobiner nach ihren Grundsätzen und ihrem Treiben als die Feinde der guten Sache hinzustellen.

honesti omnia quaestui sunt . . . Quos omnes eadem cupere, eadem odisse, eadem metnere in unum coëgit. Sed haec inter bonos amicitia, inter malos factio est. Quod si vos tam libertatis curam habetis, quam illi ad dominationem accensu sunt, profecto deinceps respublica non vastabitur.“ *Histoire parlem.*, XX, p. 123—158 findet sie sich vollständig abgedruckt.

¹⁾ Comité Autrichien.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 127—128.

„Ich will sie entlarven,“ sagte er, „diese Unruhestifter; die abergläubische Verehrung der Muttergesellschaft muß fallen. Drei Revolutionen waren Frankreich nöthig: die erste hat die unumschränkte Regierung gestürzt, die zweite hat das Königthum vernichtet, die dritte muß jetzt die Anarchie niederschlagen. Die zersekende Partei, die der Zahl nach nicht groß und in Wahrheit verächtlich ist, die man aber in der Krisis, in der wir uns jetzt befinden, brandmarken muß, ist die Partei der Desorganisatoren;¹⁾ das heißt, sie untergaben die vom Volk eingeleiteten Gewalten, sie treten die Gesetze mit Füßen, sie verleihen einer Municipalität die Gewalt der ganzen Nation; sie setzen die Vertreter derselben herab, sie bedrohen diejenigen, welche ihrer Partei widerstehen, mit Mord, sie unterzeichnen Verhaftsbefehle, die zugleich Todesurtheile sind; sie häufen Leute in den Gefängnissen an, um sie nachher in kalt vorbereiteten Aufhängen erlöden zu lassen; sie überschwemmen Armeen und Departements mit ihren Sendlingen, die Brand, Plünderung, Mordpredigten und das Volk an das Blutvergießen und an den Anblick abgeschchnittener Köpfe gewöhnen müssen. Sie umgeben die Minister mit falschen Anklagen, um ihnen das Zutrauen zu nehmen; sie hegen das Volk durch Straßenanschläge gegen die Regierung auf, weil sie ihre Schandthaten nicht gutheissen will. Sie wollen keine Gewalt, keine Autorität mehr gelten lassen als die ihrige, welche sie unter dem Wort Volks-Souveränität verstehen. Sie wollen Paris über alle Departements erheben, um selber über alles Herr zu sein. Sie wollen alles gleich machen, Eigenthum, Wohlstand, den Preis der Lebensmittel, die Talente, die Kenntnisse, die Tugenden, weil sie nichts von alledem haben. Sie wollen nur zerstören und nichts aufbauen; sie wollen eine Gesellschaft ohne Regierung oder eine Regierung ohne Kraft. Sie wollen keine Constitution, sondern nur eine Revolution, von Zeit zu Zeit Plünderungen und Massenmorde.“

„Was sind die Folgen dieser Richtung? Daß die Schurken herrschen; daß die Ehrenmänner zugrunde gehen oder fliehen; daß die Gesellschaft nur noch dem Worte nach besteht; daß die arbeitende Classe keine Arbeit und kein Brot hat. In diesen Abgrund führen uns die Desorganisatoren. Sie sind also die grausamsten Feinde des Volkes. — Wo findet ihr ihre Lehre? Höret nur die Vorträge im Jakobinerclub von Chabot, Robespierre und Collot d'Herbois; leset nur die Anschläge Marats, welche die Mauern der Straßen von Paris besudeln; leset nur die Geschichte der Septembermorde; blättert nur die Achtungslisten des berühmten Überwachungs-Ausschusses durch, höret nur auf ihre Straßenredner, auf ihre Prediger des Mordes, welche das Blutvergießen in Meaux, in Charleville, in Cambrai und bei verschiedenen Armeen Meutereien hervorriefen, und wenn man mich anklagt, weil ich nicht zu dieser Partei mehr gehören will, so klagt man zugleich ganz Frankreich an, welches sie verflucht, und ganz Europa, welches mit Bedauern sieht, daß unsere Revolution durch sie besudelt wird.“

Nun geht Brissot auf die einzelnen Vorwürfe über, die man gegen ihn vorbringe: er habe jedoch nur zum Krieg gedrängt, um den König zu stürzen; seine Gegner seien Staatsmänner von beschränktem Gesichtskreis.²⁾ Auf den Vorwurf, er bilde eine starke Partei, antwortet Brissot, die Stärke

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 125—126.

²⁾ „Politiques à vue étroite! c'est précisément, parceque ce roi parjure devait diriger la guerre, parce qu'il ne pouvait la diriger qu'en traître, parce-

Drei Revolutionen.

Desorganisateurs.

Thun der Jakobiner.

Folgen.

Häupter.

beruhe nur in der Wahrheit ihrer Grundsätze. „Ihr kennt diese Männer nicht hinlänglich: Guadet hat eine allzu starke Seele, um ein Parteimann zu sein; Vergniaud hat in allzu hohem Grade jene Sorglosigkeit, welche das Talent begleitet und vereinsamt; Ducos hat zu viel Geist und Rechtschaffenheit; Gensonné denkt zu tief, um je zum Kampf unter einem andern als Führer sich herbeizulassen. Was sie alle vereinigt, ist bloß die Liebe zur Freiheit und Vernunft; sie haben Genossen, aber bloß weil die Neigungen gemeinsam, rein und einfach, und weil die Ansichten eine Folge der Überlegung sind. Ich danke dem Himmel, daß ich diese Gesinnungsgenossen getroffen habe.“

„Man klagt mich an, daß ich schlecht rede vom 2. September; der 2. September spricht vielmehr schlecht von der Revolution, mit der man ihn absichtlich vermengt. Der 2. September wird für immer ein Tag der Schmach für Frankreich und der Trauer für die Menschheit sein. Man muß eine Seele von Roth und ein Herz von Eisen haben, um nicht die Barbaren zu verfluchen, welche kaltblütig den Mord so vieler Opfer angeordnet haben, von denen einige ohne Zweifel (?) den Tod verdienten, über die er aber nur durch den Ausspruch des Gerichtes verhängt werden sollte; jene Barbaren, welche durch etwa fünfzig Räuber den Mord vollziehen ließen, welche dem Befehl Schweigen geboten, welche den Arm der Bürger, die retten wollten, zu hemmen wußten und die noch die Feigheit besaßen, dem Volk von Paris diese Morde auf den Hals zu laden, und die Unverschämtheit hatten, sie gutzuheißen. Doch die Wahrheit wird schon an den Tag kommen! Nicht alle Trabanten Sulla starben in ihrem Bett.“¹⁾

Wie die Girondisten ihrer Thätigkeit den 10. August und die Absetzung des Königs zum Ruhme anrechneten, haben wir schon oben gesehen. Wir bedauern, daß Brissot sich seines Hasses und seiner Ränke gegen den guten König Ludwig XVI. rühmt, „den Letzten“,²⁾ wie er ihn zu nennen liebte. Was hat ihm der gute König selber gethan? und hat Ludwig nicht ein Opfer nach dem andern für sein Volk gebracht? Doch Brissot weist den Vorwurf, er sei ein geheimer Royalist, mit den Worten zurück: „Ich habe die Könige und das Königthum gehaßt vom Augenblicke an, da ich zur Vernunft kam; ich fluchte ihnen, als die Republikaner von heute, als mehrere der Cordeliers, welche sonst vor den Mächtigen krochen, die Prinzen ‚strahlende Sonnen des Ruhmes‘ nannten.“³⁾ All meine Werke athmen leidenschaftlichen Haß der Könige.“ Hierbei beruft sich Brissot auf ein Sendschreiben an Joseph II. über das Aufstandsrecht der Völker, auf seine philosophische Geschichte Englands und andere Bücher, die jetzt niemand mehr liest. Bei dem Vorwurf, den ihm Robespierre machte, er habe mit der Gironde zusammen Frankreich an den Herzog von Braunschweig verkauft, sagt er mit Recht: „Was ist das für ein Mann, der, auf eine Einbildung hin, öffentlich die Vertreter der Nation, welche ohnehin mit Verleumdung und Dolchen bedroht sind, dem Böbel preisgibt, den Mördern, die sich mit dem Namen ‚Volk‘ decken, bereit, auf den ersten Schrei der Verleumdung jeden niederzuschlagen, der ihnen unter die Hände kommt? Und das

que cette trahison seule le menait à sa perte: c'est pour cela seule qu'il fallait vouloir la guerre du roi!“ Hist. parlem., XX, p. 127.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 130—131.

²⁾ Louis le dernier.

³⁾ Collet d'Herbois in seinem Stütze „Le retour de Nostradamus en Provence.“

war am 2. September, wo Robespierre diese Verleumdung austieß, am nämlichen Tage, an welchem der bluttriefende Überwachungs-Ausschuß Verhaftungs- oder vielmehr Mordbefehle gegen die Abgeordneten der Gironde oder richtiger gegen mich erließ, — am Tage, an welchem die Verbrecher in Paris Gewalt hatten, in der Abtei ihre Schlachtbank aufstellten und ihre Opfer aufhäuften. Robespierre war ein Ungeheuer, oder das dumme Werkzeug eines Ungehens. Man klagte ihn an, nach der Diktatur oder nach dem Triumvirat zu trachten. Sein Benehmen schien es zu rechtfertigen, wenn die Mittelmäßigkeit seiner Begabung, wenn die Angst vor dem Tode, die ihn immer verfolgt, ihn nicht von dieser wichtigen Stelle fernhielten.“ Brissot behauptet, wenn er bedenke, daß Robespierre in der Commune die Gewalt hatte, wenn er an die Straßenaufschläge denke, in denen sein Gönner Marat ihn für das Tribunal vorschlug, und an die geheimen Warnungen, welche die Girondisten bekamen, an die kalten Spöttereien aller derer, die im Geheimnis der Morde waren, so könne er nur glauben, daß die Morde der Gefangenen nur der erste Theil des Planes waren, und daß im zweiten Act seine Gegner in der Versammlung ermordet werden sollten, und daß Robespierre mit Danton und Marat über die Leichen ihrer Gegner zum Triumvirat emporsteigen wollten.

Mit diesen Worten zeichnet Brissot die Entartung des Jakobinerclubs. Man höre dort keine tiefere Verhandlung mehr: Alles drehe sich um Persönlichkeiten. Die Zeit gehe mit Verleumdungen oder Declamationen hin; wenn eine Debatte beginne, so sei sie plump oder kopfslos. Wenn der Herzog von Braunschweig den Vorsitz führte, könnte er die Verhandlungen nicht besser leiten, um die Gesellschaft und Frankreich zugrunde zu richten. „Muth und Heuchelei dauern nur kurze Zeit, was aber weise ist und wahr, das währt lange. Was gut am Jakobinerclub war, der Grundsatz der Gleichheit, das ist jetzt überall im Lande zur Geltung gelangt; aber Frankreich verabscheut die zerstörenden Principien dieser Bande.“

In ähnlicher Weise klagt auch Mercier¹⁾ über die Entartung. „Wie konnte reines Gold sich in so gemeines Blei umwandeln? Die Jakobiner von heute gleichen denen von 1789 und 1790 so wenig, als die Franzosen von heute den Spartanern und Römern gleichen in den schönen Tagen ihrer Tugend und ihres Ruhmes.“ In dem Convent besprach ein Abgeordneter die Entartung mit den Worten: „Die Volksgesellschaften waren in ihrer Entstehung gleichsam Tempel der Freiheit und Gleichheit: hier sah man einst das Volk mit seinen Bevollmächtigten vereint, es klärte sie auf, es fällte sein Urtheil über sie. Jetzt ist aber alles gekünstelt. Die das große Wort führen, wollen nur Generale, Deputierte oder Minister werden. Bürger sind wenige mehr darin, nur Stellenjäger, die zusammenhalten, die Stimme des Volkes ersticken, es einschüchtern, die öffentliche Meinung verderben und die Freiheit besudeln oder ermorden. Einst herrschte in diesen Gesellschaften ein freier, stolzer Geist, jetzt sind die Mehrzahl der Mitglieder nur blinde Werkzeuge, Sklaven einiger Streber.“ Auch Mercier meint, es sei einer der größten Fehler der constituirenden Versammlung gewesen, daß sie nicht Scharfblick und Muth genug besaß, die Jakobinerclubs, namentlich den in Paris, zu schließen. Keine Regierung könne neben dem Club bestehen, man könne nicht einen Altar neben dem andern errichten.“²⁾ — Sein Ausbleiben aus dem Club entschuldigt Brissot mit dieser

¹⁾ Mercier, Le nouveau Paris, I, 2^e edition, p. 62.

²⁾ Ibid. I, p. 67.

Entartung. „Ich besuchte ihn nicht mehr, weil ich mit nutzlosen Verhandlungen meine Zeit nicht mehr verlieren wollte, weil ich empört darüber war, daß Redner, die jeden Schwundel und jede Volksschmeichelei hassen, ausgepiffen und verhöhnt wurden.“ Was denn der Jakobinerclub vor Versailles voraus habe; man verschweige jetzt im Club ebenso leicht die Wahrheit, als einst im Königschloß. „Ihr irrt euch, wenn ihr glaubt, man sei nichts, wenn man nicht Jakobiner ist.“) Eure Hände verleihen den Kranz des Ruhmes nicht mehr, ihr habt nicht das Monopol der Vernunft und Wahrheit. Freiheit, Liebe zur Ordnung, — das ist die Lösung der Zukunft. Die Partei der Gironde dagegen ist die Partei der Nation.“

Was soll aus den Jakobinern werden?

Will Brissot demnach das Aufhören der Jakobinerclubs? Nein! und hierin zeigt sich die Schwäche seines Blickes. Er glaubt, daß eine Umänderung, eine Besserung des Clubs möglich wäre, und hierin zeigt sich der Mangel an Urtheil. Aber sie sollen ja nicht glauben, daß die Jakobiner von Frankreich in den Jakobinern von Paris enthalten seien: „Ihr seid der Revolution nützlich gewesen, werdet jetzt der Republik nützlich. Ihr könnt ihr aber nur nützlich werden, wenn ihr euren Weg ändert und den Geist abschwört, der euch jetzt leitet. Achtung vor dem Convent und seinen Mitgliedern, Gehorsam gegen seine Beschlüsse, selbst wenn ihr über dieselben zu Gericht sitzt, völlige Freiheit der Ansichten, der Meinungen, Anstand und Auswahl bei den Verhandlungen, Liebe zur Ordnung, Haß gegen die Anarchisten: das sind die Merkmale des Charakters, den ihr fortan annehmen müßt. Ihr könnt nur noch Brüdergesellschaften zum Zwecke populärer Belehrung sein, wenn ihr auf der Höhe des Republikanismus stehen wollt.“)

Die Kirche der Republik.

Nach Brissots Ansicht muß diese Besserung von den Departements ausgehen. Sie haben ein Recht, es zu fordern, namentlich, daß Paris nicht den Vorrang vor den Clubs der Provinzen haben dürfe. Merkwürdig ist der folgende Satz: „Es gibt nur eine Republik in Frankreich, es kann also auch nur eine Kirche der Republik und Jakobiner geben. Ich gehöre zu dieser Republik, zu dieser Kirche, sie ist ebensowenig als die Republik — bloß in Paris. Die Verehrung, welche die Mitglieder aus den Departements dem Club in Paris darbringen, ist ein Aberglaube und schädigt die Rechte der Departements; es gibt ebensowenig eine Metropole der Jakobiner, als es eine Hauptstadt der Republik gibt und ein erstes oder zweites Departement. Es gibt keine Tochtergesellschaften, das wäre ein Zeichen von Unterordnung: alle sind einander gleich. Die Zukunft wird es lehren, wenn die Namen dieser Anarchisten längst verschollen sind. Ihr Gesichtskreis ist eng, Paris ist ihre Welt. Mein Gesichtskreis ist weiter: Frankreich, Europa, die Nachwelt.“)

Septembermorde.

Am Schlusse kommt Brissot noch einmal auf die Septembermorde zurück: sie seien nicht ein Werk des Zufalls und der Volksaufwallung, sondern geplant von einigen Häuptern und ausgeführt von bezahlten Mördern. Er könne dies beweisen. —

1) Buchez et Roux, l. c. XX, p. 151.

2) Ibid. XX, p. 151.

3) Ibid. XX, p. 152.

Die Pressfreiheit der Jakobiner.

Hat Brissot die Jakobiner belehrt? Gewirkt hat seine Schrift auf viele Jakobinerclubs in den Departements: der von Marseille, von Bordeaux, von Bayonne, von Nantes, von Orient, von Vologne, von Perpignan brachen mit der Muttergesellschaft in Paris. Der von Angers schrieb an sie: „Wenn Robespierre und Marat noch unter Euch bleiben, so rechnet nicht mehr auf die Gesellschaft von Angers, daß sie eine Tochter von Euch sein will.“) Im Jänner 1793 liefen eine Menge Schreiben aus Tochtergesellschaften ein, welche die bittersten Vorwürfe und die Mahnung enthielten: „Saget Marat und Robespierre aus Eurer Mitte und alle Aufwiegler, welche ihnen gleichen; wir wollen, daß die Herrschaft des Gesetzes endlich auf die Unruhen folge.“ Eine Zuschrift aus Blois verlangte die Wiederaufnahme von Roland, Brissot, Louvet und von allen Gegnern der Aufwiegler und die Ausstoßung Marats und Robespierres.) „Das ist das Werk Rolands, das kommt aus dem Boudoir der Penelope Roland; die Buzotins und Brissotins haben sich von ihr diesen Brief diktieren lassen.“ — „Ja, ja, das ist nur zu wahr,“ schrien die Weiber auf den Tribünen, „das ist die Arbeit der Roland. Dazu werden die Gelder der Civilliste verwendet.“ Man redete davon, denen in Blois die Schriften Robespierres zu schicken und das Journal Chaumettes, dann aber beschloß man, in einer Adresse die Grundsätze der Muttergesellschaft auszusprechen.)

Einwirkung Brissots.

Hier einige Sätze daraus: „Ihr nennt uns Desorganisatoren! Ja, wir sind es und unsere Pflicht wird es stets sein, die Tyrannei zu desorganisieren. Die Wüste des Brutus mit einem Dolche auf der Brust zeigt uns unsere Pflichten satfam an; man ist nicht gemacht, frei zu sein, wenn man nicht eine Meinung für sich hat. Ihr schöpft Eure Ansichten aus den Schriften Rolands, Brissots, und verlangt, wir sollen sie wieder aufnehmen. Davon sind wir weit entfernt und werden im Gegentheil noch einige andere von dieser Partei austreiben. — Robespierre aber wird bei uns bleiben, weil er immer der Vertheidiger unserer Grundsätze, der Freund des Volkes und der Menschheit gewesen ist. Auch Marat schließen wir nicht aus, obgleich er in seinem Blatte überpannt ist; wir billigen nicht alles, was er sagt, aber mit akademischen Redensarten vertilgt man die Aristokraten nicht. Der wichtigste Zweck der Volksgesellschaften ist die Überwachung der Minister und ihrer Handlanger. Fahrt Ihr nur fort mit Roland im Verkehre zu bleiben, Ihr werdet Euch dadurch um die Feinde des Vaterlandes wohl verdient machen. Werft Euch nur zu Füßen dieses Tartüffe, welcher 36 Millionen verwendet, um Euch mit Lehren zu vergiften, statt Euch Brot zu verschaffen. Wir sehen es, wie der Bürgerkrieg mit großen Schritten herannahet; wir zeigen Euch die Übel an, die uns bedrohen. Es ist ein großer Irrthum, wenn Ihr glaubt, auf diesem Wege zur Freiheit zu gelangen; Ihr schmiedet nur

Jakobiner-Grund-schriften.

Robespierre.

Marat.

Roland.

1) Buchez et Roux, l. c. XX, p. 153.

2) Ibid. XX, p. 441.

3) Sie ist vollständig abgedruckt bei Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 287—288.

neue Fesseln. Hier habt Ihr unser Glaubensbekenntnis: wir verlangen despotisch eine volksthümlische Verfassung, wir verlangen die Einheit und Nützlichbarkeit der Republik, die Freiheit und Gleichheit und den Tod Ludwig Capets und aller Tyrannen, wie sie auch heißen mögen.“ Hier konnten die Girondisten sehen, was ihnen selber bevorstand, wenn sie in die Verurtheilung Ludwigs XVI. einwilligten.¹⁾

Also die Jakobiner waren nicht nachgiebig, und hierin lag zum Theile ihre Stärke, während die Girondisten zu weich waren. Bald wußten die Jakobiner sich aus verschiedenen Städten Gegenadressen zukommen zu lassen, in welchen die glühendste Anhänglichkeit an ihre Grundsätze ausgesprochen war und diese Entschiedenheit und Beharrlichkeit erweckte in den außerhalb des Kreises Stehenden die Überzeugung, daß bei dieser Partei der Sieg sei. Darum finden wir so häufig, daß Generale,²⁾ die nach Paris kamen, den Jakobinerclub besuchten, um durch Ablegung ihres politischen Glaubensbekenntnisses sich seiner Gunst zu empfehlen, denn hier war die Macht der Entscheidung.

Chabot wagte es, in einem Sendschreiben Brissot entgegenzutreten:³⁾ es ward auch an den Straßenecken in Paris angeschlagen.

Der Erkapuziner wirft hier Brissot vor, daß er am 2. September früh den Plan zur Ermordung erfahren und daß er dieses Parteihaupt der Girondisten vergebens beschworen habe, die Versammlung möge sich an die Spitze der Revolution stellen, dann würden gar keine Ermordungen stattfinden von Seite des Volkes. — Brissot habe gelächelt und keine Antwort gegeben. Danton habe ihm das Räthsel dieses Verhaltens gelöst. Morande, der alle Schliche Brissots kannte, sei in der Abtei gefangen gefessen und Brissot habe sich in der Hoffnung gefreut, daß Morande ermordet werde, und bekanntlich können die Todten nichts mehr verrathen. Erst als diese Hoffnung vereitelt war, habe er gegen die Septembermorde zu sprechen und zu schreiben angefangen. Daß Brissot und die Girondisten sich das Verdienst des 10. August aneigneten, sei ganz ungerechtfertigt; sie hätten ja damals noch mit dem Hofe unterhandelt und erst, als der Thron umgestürzt war, hätten sie sich der Früchte der That und Brissot sich der Gewalt bemächtigt, indem er seine Freunde Roland und Clavière als Minister vorschob.

Chabots Sendschreiben ist derb und steht weit unter der Feinheit und Schärfe von Brissots anklagender Schrift. Die Jakobiner konnten weder ein schriftstellerisches, noch ein rednerisches Talent den Girondisten gegenüberstellen, die ihnen mit ihren Artikeln wie mit ihren Reden gleich lästig wurden. Daher fiel ihr Zorn auf die Presse überhaupt. Chabot nannte die Journalisten die Giftmischer der öffentlichen Meinung.

¹⁾ „Voici notre profession de foi: Nous voulons despotiquement une constitution populaire; nous voulons l'unité et l'indivisibilité de la république, la liberté et l'égalité; nous voulons la mort de Louis Capet et celle de tous les tyrans, quelque soit leur dénomination.“ Hist. parlem., XXIII, p. 288.

²⁾ So Kellermann am 14. November 1792; so Wimpfen am 28. November 1792.

³⁾ Wieber abgedruckt in der Hist. parlementaire, XX, p. 443—448: François Chabot à Jean Pierre Brissot.

In der Sitzung vom 21. December 1792 machte ein Mitglied auf die Haltung der eigenen Zeitung der Jakobiner¹⁾ aufmerksam; da sei die Beliebtheit Marats im Club verhöhnt; offenbar stehe dieser Redacteur im Solde Rolands und Brissots. Man müsse ihn also austreiben. Chabot meinte, man müsse alle Zeitungsschreiber aus dem Club fortjagen, nie mehr dürfe einer die Schwelle des Saales betreten; nur Milcens, der Redacteur des „Crescen“, und Audoin, der Redacteur der „Allgemeinen Zeitung“,²⁾ verdienten eine Ausnahme.

Desfliers, der Redacteur des Jakobinerblattes, erlangte mit großer Mühe das Wort, um sich zu verteidigen: Was habe er denn gethan? er habe geschildert, wie Marat mit Jubel in der Versammlung aufgenommen worden sei, und wie man ihn vor einem anderen Bürger sprechen ließ, der schon das Wort hatte. Siege denn in einer treuen Darstellung der Verhandlung eine Treulosigkeit? Wahrheit, und nichts als Wahrheit, sei seine Pflicht und ein treues Bild habe er gezeichnet. „Wenn ich darum treulos bin, weil ich die Wahrheit gesagt habe, so bin ich der treulosste aller Menschen. Meine Zeitung ist der treueste Spiegel, worin jeder sich sehen kann, wie er ist. Wehe dem, der Flecken an seinem Kleide oder üble Züge in seinem Gesichte hat! Nicht ich bin daran schuld, noch ist es der Spiegel.“ — Desungeachtet ward beschlossen, alle Journalisten fortzujagen. Desfliers ergriff sogleich die Flucht, oder, wie der Bericht sagt, „er wurde fortgetragen von allgemeinem Hohngeschrei“³⁾; wahrscheinlich waren noch Faustschläge und Fußtritte damit verbunden. Das war die Pressfreiheit der Jakobiner. — Zum großen Ärger der Jakobiner erschien aber das Blatt im gleichen Formate fort, wohlunterrichtet von ihren Sitzungen. „Wie kann dieser treulose Redacteur, trotzdem, daß wir ihn aus dem Tempel der Freiheit hinausgeworfen und ihm verboten haben, etwas über uns zu schreiben, es noch wagen, unsere Verhandlungen zu bringen, gerade so, wie sie gesprochen wurden? Da muß es einige verkaufte und rühdige Mitglieder unter uns geben, die ihm alles hinterbringen. Warum zögern wir so lange, aus unserem Schoße die unreinen Stoffe der Girondisten fortzuschaffen und auch die Journalisten davonzujagen, denen wir noch Zutritt gestattet haben? Jeden Morgen bringen zwei Blätter von Paris unsere Verhandlungen vom Abende vorher und gießen ihren Spott darüber aus.“ — „Hinaus, hinaus, mit allen Journalisten!“ erschallt es im Saale. Bergelich mahnt ein Mitglied an Mäßigung: „Wir müssen klug sein, ohne ungerecht zu sein. Eine Gesellschaft weiser Männer darf doch einigen friedlichen Schriftstellern nicht den Krieg erklären, welche in diese Räume kommen, um eure geistreichen Verhandlungen anzuhören.“ — „Hinaus!“ heißt es, „hinaus mit allen Schriftstellern! wir brauchen nur ein Journal, das von Milcens, das steht auf der Höhe der Gesellschaft.“ — „Ja,“ sagt einer, „alle Journale sind an Roland verkauft, alle machen Marat lächerlich und verhöhnern die Stützen unserer Gesellschaft.“⁴⁾

Desfliers beantragt, ein Bureau von Censoren einzuführen. „Wer will von Censoren reden! wie kann man diese wieder einführen?“ — „Nicht königliche Censoren, sondern Censoren von der Gesellschaft“

¹⁾ „Journal des Débats de la société des Jacobins.“

²⁾ „Journal universel.“

³⁾ „Le redacteur du ‚Journal des Débats‘ prend promptement la fuite, emporté par le vent des huées universelles.“ „Journal des Débats“ Nr. 35. — Buchez et Roux, l. c. p. 307—309.

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 280—281.

der Freiheit; das ist ein großer Unterschied! Jeder Zeitungsschreiber muß ihnen sein Blatt zustellen und sie untersuchen dann genau, ob etwas von Brissotismus, Rolandismus, Buzotismus oder Girondismus sich darin findet. In diesem Falle verbietet man ihm über die Jakobiner zu berichten und jagt ihn mit Schande fort. Gerecht die Zeitung den Jakobinern zum Lobe, so bezeugen die Censoren ihren Beifall, und der Redacteur darf fortfahren in seinen Berichten, und nach und nach darf man ihm selbst eine Ehrenkarte verleihen, daß er ein ausgezeichnete Journalist und patriotischer Geschichtsschreiber ist. Das ist das einzige Mittel, um dem Einflusse der Girondisten vorzubeugen. Wir bekommen auf diese Weise wenigstens einige Schriftsteller, deren wir sicher sind. Ein wahrer Jakobiner hat also keine Angst vor der Censur."

Sitzungs-
berichte.

Demnach ward beschlossen: „In Zukunft darf kein Schriftsteller Sitzungsberichte veröffentlichen, wenn diese nicht vorher die Genehmigung der Censoren haben. Finden diese in einem Blatte brissotinische, rolandinische, buzotinische oder girondistische Gedanken, so werden wir den Redacteur, nach einigen brüderlichen Warnungen, fortjagen, weil er nicht auf der Höhe der Jakobiner steht."

Welches Recht hatten solche Freiheitsmänner, über Geistesdruck unter den Königen zu klagen?

So schlossen sich die Jakobiner ab von den Girondisten. Was sie zusammenhielt, war weniger ein Lehrsatz, als die Gemeinsamkeit der Gefahr und der Vertheidigung. Die Jakobiner machten den 10. August, machten die Septembermorde, saßen im Rathe der Commune, stürzten die Verfassung, den Thron, und zwangen die Legislative, in die Hände des Conventes ihre Gewalt niederzulegen. Viele Mitglieder der Legislative saßen aber im Convente, leiteten ihn, beherrschten die Presse; sie lenkten die Regierung, verfügten über die Ministerien. Der Schrecken, den die Septembermorde erregten, trieb die Gemäßigten ihnen in die Arme. Sie greifen an, ihre Schläge gelten zunächst nur Marat und der Commune, dann aber wird es an den Jakobinerclub überhaupt kommen. Darum vertheidigen auch die Jakobiner Marat und die Commune um jeden Preis!

Robes-
pierre der
Jüngere.

In der Sitzung vom 24. October erklärte Augustin Robespierre:¹⁾ Zuerst wollten die Gegner den unerschrockenen Marat opfern. Dazu gebe es zwei Mittel, die Ausstoßung aus dem Convent und den Mord; mit diesem sei er wirklich bedroht. Die Officiere des Bataillons Marseille verfolgen ihn, weil er von der Cavallerie geschrieben habe, sie bestehe größtentheils aus Schurken, ehemaligen Gardes-du-Corps, und aus Kutschern von ehemaligen Aristokraten. Marat habe sich beklagt, daß ihn alles verlasse, nur nicht die Vernunft und die Gerechtigkeit. Darum müsse der Club nicht länger dem Zauderer Fabius nachmachen, sondern zum Angriffe übergehen!

Benta-
bole.

Darauf klagte Bentabole über die Gironde, sie lasse die Jakobiner im Convente gar nicht mehr zum Worte kommen, und spricht von einer eben

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 3-6.

ausgegebenen Broschüre, welche gegen die Übersiedelung des Conventes in die Tuilerien und für sein Verbleiben in der jetzigen Versammlung Partei nehme — warum? weil hier weniger Bürger Platz hätten auf den Gallerien, als im großen Saale des Schlosses. Die Presse, das Bureau und die Ausschüsse seien im Besitze der Gironde. Die Mitglieder des Conventes, welche nicht zur Gironde gehören, möchten darum im Jakobinerclub immer zur Vorbesprechung sich versammeln. Da werde man sehen, wie stark der Club im Convente vertreten sei. Zugleich solle die Stadt Paris in allem Ernste den Convent fragen, was er für das Volk thun wolle, und wenn das nicht wirke, sollen 100.000 Bürger von Paris — so viele werde man zusammenbringen — die Ausstoßung aller ehemaliger Mitglieder der constituirenden und legislativen Versammlung aus dem Convente verlangen.

Für die gleiche Ansicht tritt Fabre d'Églantine auf: mit einer Unverschämtheit ohnegleichen verweigere man im Convent den Jakobinern das Wort.¹⁾

Fabre
d'Églan-
tine.

Da erhob sich Garnier und forderte die anwesenden Conventsmitglieder auf, mit ihm zu schwören und den heiligen Bund des Gemeinwohls zu bilden; seien ihrer auch nur zwölf, sie würden zunehmen wie ein Strom und den Ränkeschmieden Angst einjagen. „Hier ist der Herd aller Pläne, die das Vaterland einst retten können. Die gesetzgebende Versammlung hatte einen Berg. Moses gab auf einem Berge die Gesetze. Der Berg des Convents wird Frankreich die Gesetze geben. Erklären wir feierlich den Bund fürs Gemeinwohl.“ Mehrere Mitglieder erhoben die Hand zum Schwure. Einer rief: „Ich schwöre, daß das Vaterland gerettet wird!“

Ligue
sainte
du
salut
publi-
que.

Fortan wurde jede Frage zur Parteifrage zwischen Berg und Gironde, zunächst der Krieg und der Heerführer Dumouriez.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 5.

Der Krieg im Spätjahr 1792.

Dumouriez im Argonnerwald.

Dumouriez.

Wir verließen oben Dumouriez in Sedan, nach Lafayettes Flucht zum Oberbefehlshaber ernannt und beschäftigt, die gesplattene und entnuthigte Armee in der Liebe zum Vaterlande und im Feuer des Krieges wieder zu einigen.¹⁾ In kurzer Zeit sollte die Entscheidung fallen, so hofften Freunde und Feinde. Niemand dachte damals, daß der Krieg dreiundzwanzig Jahre währen und sein blutiger Gürtel sich um den ganzen Erdbreis schlingen würde.

Lage.

Die Lage des neuen Oberbefehlshabers war sehr schwierig. Mit Lafayette waren am 21. September beinahe alle Stabsofficiere fortgegangen, fast alle Oberste und Oberstlieutenants, selbst ein Verwandter von Dumouriez.²⁾ Seine frühere Hoffnung, daß die Festungen den Feind aufhalten und er dadurch Zeit gewinnen werde, in die Niederlande einzufallen, und den Plan der Feinde, auf Paris loszugehen, vereiteln könne, bewährte sich nicht. Longwy ergab sich nach zweitägiger Belagerung schon am 22. August, es war eine kleine Festung, in der aber ein großer Vorrath von Kriegsgeräthschaften aufgehäuft war.³⁾ Thionville war ungeschlossen; wenn es ebenfalls fiel, so standen den Preußen der Weg nach Paris offen. Am 28. August standen sie schon vor Longuyon, am 30. August besetzten sie die Höhen um Verdun. Westermann, der für sein Thun am 10. August zum Oberstlieutenant erhoben worden war, die rechte Hand Dantons, „ein Mann von kühnem Geiste und feinem, geschmeidigem Verstande“, trieb zur Eile: die Armee sei in Verzweiflung und nahe daran, auseinanderzugehen, wenn sie ihren General nicht bald sehe. Als Dumouriez am 28. August in Sedan eintraf, fand er die Lage noch schlimmer, als er gefürchtet hatte. Die Armee, in zwei Corps getheilt; 6000 Mann auf dem rechten Ufer der Maas und in einem Lager auf den

Longwy.

Thionville.

¹⁾ Vergl. Bd. XV dieses Werkes, S. 520—522, und Bd. XVI, S. 112.

²⁾ Dumouriez, Mémoires, II, p. 378—379.

³⁾ Divenot, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik, II, S. 204.

Anhöhen von Bau, 7000 Mann drei Meilen rückwärts auf den Anhöhen um Sedan. Die Bestürzung war allgemein.¹⁾

Die Soldaten hielten alle Officiere für Verräther und nahmen dies zum Vorwande, um sich von allem Gehorsam und aller Mannszucht loszusagen. Die Officiere fürchteten sich vor den Soldaten und wagten nicht, ihnen etwas zu befehlen. Dumouriez erzählt: „Niemand commandierte: hätte der Herzog von Braunschweig nur ein Corps von 10.000 Mann vom 22. bis 28. August auf Sedan anrücken lassen, so würde die ganze Armee sich in die Festungen zerstreut haben oder nach Paris geflohen sein. Die Beamten des Departements sehnten sich nach einem Umschlage der Dinge zu Gunsten des Königs.“ Verdun war gut mit Lebensmitteln und Munition versehen, hatte aber nur zwei Bataillone zur Besatzung. Der fähige Galbaud, der in Eile weitere zwei Bataillone hineinwerfen sollte, fand die Festung schon eingeschlossen und kehrte wieder um. Dumouriez kannte die Gegend nicht, kannte die Officiere nicht, konnte sich auf niemand verlassen, kein Heldenruf gieng bei ihm wie bei Lafayette voraus, an welchem noch ein Theil der Armee hieng. Die Soldaten meinten von ihm, er könne bloß mit der Feder umgehen. Bei den Einwohnern fand er keinen guten Willen, nur Äußerungen der Furcht. Verdun, sah er voraus, konnte sich nicht lange halten, Sedan auch nicht; Mezières war nicht in besserem Zustande. Das Fußvolk, 23.000 Mann, war nicht zahlreich genug, die Reiterei war schlecht; aus Paris rückten nur zusammengeraffte Bataillone nach, ohne Mannszucht, die nicht eine Flinte loszuschießen gelernt hatten. Auf Luckner und Kellermann konnte er sich wenig verlassen.

Das Heer
untfloz.Noth-
lage.

Desungeachtet trug der General Zuversicht und eine fröhliche Stimmung zur Schau. Noch am 28. August abends hielt er Kriegsrath: auf der kleinen Armee liege das Heil des Vaterlandes, sie betrage aber nicht den vierten Theil der feindlichen Macht; doch sei von Vortheil, daß sie sich im eigenen Lande befinde, während die Preußen mit Belagerungen und der Noth an Lebensmitteln zu thun hätten, auch mache das Wetter ihren Marsch schwerfällig. Doch könne man nicht bei Sedan unthätig bleiben, es sei nöthig, je eber, je lieber einen Entschluß zu fassen. Durch den Kriegsrath wollte jedoch der General nur die Geister prüfen, überzeugt, daß Mittheilung der Pläne an Untergeordnete nur schwachen und schwankenden Generalen gezieme, die sich durch irgend eine Entschuldigung decken möchten.²⁾

Kriegs-
rath.

Der Kriegsrath stimmte der Ansicht Dillons bei, man müsse das Ufer der Marne behaupten und Chalons vor dem Feinde zu erreichen suchen; käme letzterer früher nach Chalons, so würde er sich zwischen Paris und dem französischen Heere befinden und an der Rettung der Hauptstadt liege mehr als an der Erhaltung eines Landes, welches die Franzosen im Augenblicke nicht vertheidigen könnten; also müsse man schnell hinter dem Walde von Argonne wegmarschieren, um Chalons zu erreichen oder Rheims, wenn Chalons schon vom Feinde besetzt sein sollte.

Dillon.

Dumouriez sagte, er wolle es sich überlegen, und entließ den Kriegsrath, nur den Oberstlieutenant Thouvenot behielt er bei sich, in dessen Physiognomie er den Ausdruck des Scharffinnes und des Muthes zu be-

Plan des
Feld-
herrn.

¹⁾ Dumouriez. Mémoires, II, p. 380.

²⁾ Ibid. II, p. 382—388.

Thouvenot.

merken glaubte; er täuschte sich auch nicht in ihm: er fand nicht nur unendlich viel Muth in ihm, sondern auch viele Kenntnisse und dass er im Augenblicke der Ausführung unerschöpflich an Hilfsmitteln, unermüdet thätig und von großen Entwürfen sei.¹⁾ Sobald sie allein waren, sagte Dumouriez zu ihm: er billige den Rückzug nach Chalons nicht, das hieße Lothringen, die drei Bisthümer und die Ardennen preisgeben, die man nicht wieder bekommen würde; überdies hieße das sich die Preußen auf den Hals laden und in diesem Falle würde der Rückzug bald fluchtähnlich werden: man müßte Chalons anzünden, Rheims und Soissons opfern, die Verbindung mit der Nordarmee und dem Heere unter Luckner würde dadurch aufgehoben; in den Gegenden von Rheims und Spornay würden die Preußen überflüssig Lebensmittel finden, könnten über Vitry und Troyes nach Paris gelangen und die Franzosen in beständigem Kampfe vor sich herjagen, da zwischen Paris und Chalons keine Stellung möglich sei, und mit ihrer überlegenen Reiterei vernichten. „Im Argonner Walde dagegen sind Frankreichs Thermopylen; bin ich so glücklich, noch vor den Preußen dahin zu gelangen, so bin ich gerettet.“²⁾ Thouvenot wurde überzeugt und unarmte in Begeisterung den Feldherrn.

Frankreichs Thermopylen.

Der Argonnerwald.

Also westlich von Verdun im Argonnerwalde wollte Dumouriez sich aufstellen. Der Argonnerwald war damals noch eine Strecke Gehölz, das sich von Sedan bis über Saint-Menehould ausdehnte und in einer Länge von dreizehn Meilen, aber in ungleicher Breite von drei bis vier Meilen, oft noch weniger;³⁾ er trennte die Bisthümer, ein reiches und fruchtbares Land, von der Champagne-pouilleuse, der Wüste von Frankreich, deren Boden eine lehmige Thonerde ist, wo es weder Wasser, noch Bäume, noch Wieswachs gibt, sondern nur einige elende Dörfer, auf unfruchtbarem Erdreiche zerstreut, auf welchem bloß einige unmerkliche Erhöhungen zu sehen sind. Die Argonne ist durchschnitten von Bergen, Flüssen, Waldströmen, Teichen und Morästen, hin und wieder kommt eine Ebene.⁴⁾ Für den Marsch einer Armee ist sie schwer zugänglich. Fünf Pässe führen durch den Wald: 1. Le Chêne-populeux, ganz offen, die Heerstraße von Sedan nach Rhetel; 2. La Croix-aux-Bois, ein Fahrweg von Briquenaie nach Vouziers; 3. Grand-pré, die Landstraße von Rheims nach Stenay; 4. La Chalade, der Weg von Varennes nach Saint-Menehould; 5. Islettes, die Straße von Verdun nach Paris über Saint-Menehould. Diese Stellung war ausgezeichnet, mit dem Blicke des Genies gewählt. In sicherer Lage konnte Dumouriez hier seine Mannschaft verstärken und einüben und hieng wie eine Wetterwolke den Preußen zur Seite; wollten sie ihn umgehen und sich nach Sedan wenden, so standen sie vor den festen Plätzen der Niederlande; wollten sie südlich den Wald umgehen, so stießen sie auf Metz und die Mittelarmee, mit der er sich vereinigen und ihren Rücken bedrohen konnte. Jedenfalls hielt er den

Die Pässe.

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, II, p. 388—390.

²⁾ Ibid. II, p. 391. „Voilà les Thermopyles de la France, si j'ai le bonheur d'y arriver avant les Prussiens, tout est sauvé.“

³⁾ Vergl. die Karte III in dem Schlachtenatlas von Hausler und Wöerl.

⁴⁾ Dumouriez, l. c. II, p. 392. La forêt d'Argonne.

Feind auf; man war schon im September, und damals machte man noch nicht leicht Winterfeldzüge. Es galt nur, dass er schnell die Pässe vor dem Feinde besetzte, und dass Verdun sich mindestens noch eine Woche hielt.

Die wichtigsten Pässe waren Grand-pré und Islettes, aber auch am weitesten von Sedan entfernt und dem Feinde am nächsten. Der stinke Dumouriez beschloß, selbst dahin aufzubrechen. Es gab zwei Wege: der eine hinter dem Walde war länger, aber auch sicherer: die Landstraße über Rhetel durch Le Chêne-populeux und von da östlich nach Saint-Menehould, aber dann errieth der Feind auch seinen Plan und Clerfayt würde gewiß sogleich Grand-pré besetzen und Braunschweig den Pass Islettes, und würde die Franzosen von Chalons abschneiden und zwingen, sich über Rhetel nach Rheims zurückzuziehen. Der andere Weg längs der Ebene zwischen der Maas und dem Walde war kürzer, aber gefährlicher, denn er mußte bei Stenay vorbei, wo Clerfayt mit seinen Österreichern stand. Dennoch schlug Dumouriez diesen Weg ein, überzeugt, dass der vorsichtige Clerfayt sich beim unerwarteten Angriffe auf das Nordufer der Maas in das feste Lager von Brouenne zurückziehen würde.

Bis in die Pässe.

Clerfayt.

So geschah es auch am 1. September. In Eile rückten die Franzosen voran, am 3. September besetzte Dumouriez den Pass von Grand-pré, am 4. September traf Dillon in Islettes ein, den übrigens schon Galbaud besetzt hatte, da er Verdun nicht zu erreichen vermochte; auch La Chalade besetzten sie. Dumouriez machte seine von Natur schon vorzügliche Stellung von Grand-pré noch durch Kunst nahezu unüberwindlich und bald fühlten seine Truppen seine Meisterschaft in der Wahl der Stellung und unterstützten ihn mit ihrem Eifer.¹⁾ Allen Abtheilungen wies er die Vertheidigungspunkte ihrer Stellungen an, selbst die Landbewohner zog er mit in seinen Vertheidigungsplan, befahl ihnen Verhaue längs dem ganzen Rande des Waldes zu machen und regte sie an, die Waffen zu ergreifen, sobald sie die Sturmlocke hören würden.

Vertheidigungsplan.

Doch bemerkte der General bitter, er habe bei diesen adeligen Glasbläsern wenig guten Willen gefunden. Es hatte sich nämlich bis zur Revolution das Vorrecht erhalten, dass nur die Edelleute das Recht besaßen, Glas zu machen; diese Arbeit setzte den Adel nicht herunter, ja man konnte ohne Adelsprobe nicht einmal unter die Glasbläser, deren es namentlich in dieser Gegend viele gab, aufgenommen werden. Auch gehörte ein Theil des Adels früher dem Prinzen Condé, dem es nicht an Anhängern fehlte. Aber der gemeine Mann war für den General; den Widerspruch der Officiere wußte Dumouriez zu beugen: als eines Tages einige zu ihm kamen, es lobend anerkannten, dass er den Geist der Armee neu belebe, dass er sie aus der ungünstigen Lage bei Sedan gezogen und sie in eine nahezu unbezwingliche Stellung geführt habe, dass aber dieses Lager ungesund sei und dass man den Preußen auf dem Marsche nach Chalons zuvorkommen und hinter der Marne Schutz suchen und Verstärkung an sich ziehen müsse, antwortete Dumouriez ernst: „Kameraden! das sieht einem Kriegsrathe

Adel und Glasbläser.

Die Officiere.

¹⁾ Dumouriez, Mém., II, p. 392—401.

ähnlich und soll doch keiner ohne meinen Befehl zusammenkommen; wenn ich Sie insbesondere um Rath frage, so ist es Ihre Pflicht, mir damit zu dienen."

Dumouriez suchte nach Kräften Verstärkung an sich zu ziehen. Beurnonville wurde von der Grenze der Niederlande mit seinen 10.000 Mann nach Ahetel abberufen. Chalons wurde zur Niederlage der Lebensmittel und zum Vereinigungspunkte der Recruten und Reserven bestimmt. Von der Rheinarmee sollten einige Regimenter das Heer unter Kellermann verstärken, der in Metz stand; dieser sollte sich an den linken Flügel der Preußen heften, wenn sie gegen Paris ziehen, oder wenn sie vordringen wollten, sie von der Seite und im Rücken angreifen.

Weil die Jahreszeit schon weit vorgerückt und regnerisch war und weil die Preußen versäumt hatten, Montmédy einzunehmen, welches ihnen im Rücken lag, da ihnen doch durch diesen Ort der Verkehr mit dem Luxemburgischen erschwert war und die Beziehung der Lebensmittel, so schloß Dumouriez daraus, daß der König lieber auf Paris losgehen als die noch übrige Zeit des Feldzuges auf Belagerungen verwenden werde. Auch schloß er dieses aus den Vor Spiegelungen, mit welchen die Emigranten den König hinhielten, und aus den Bitten der Brüder des Königs, welche ihn begleiteten, daß er den Weg von Chalons nach Paris, als den am wenigsten schwierigen, wählen und es für etwas Leichtes erachten würde, die Franzosen aus dem Argonnerwalde zu treiben. Aufgefangene Briefe zeigten ihm, daß die Emigranten hofften, in sieben bis acht Tagen in Paris zu sein. Dumouriez glaubte jedoch seine Stellung zu behaupten und schrieb darum an seine Regierung, als am 3. September die Nachricht eintraf, Verdun habe sich ergeben, ohne sich zu verteidigen: „Verdun ist über, ich erwarte die Preußen. Das Lager bei Grand-prés und bei den Fallettes sind die Thermopylen, aber ich werde glücklicher sein als Leonidas.“ —

Die Preußen in Verdun.

Verdun.

In der That hatte Verdun am 2. September capituliert, die Stadt, die so berühmt ist durch die Theilung des Reiches Karls des Großen, nachdem erst am 30. August der Feind vor derselben erschien. Sie war wohl mit Vorräthen versehen, aber unzureichend mit Vertheidigern, und die Bürgerschaft war ohne Eifer, sich für die Republik zu schlagen.

Braunschweig forderte am 31. August den Commandanten und die Bürger zur Übergabe der Stadt an den König Ludwig XVI. auf, dessen Brüder das Heer begleiteten: man mache sie verantwortlich für alles Unglück, das aus dem Widerstande erfolge. Es wurde ihm geantwortet, die Vertheidigung sei dem Commandanten vom König der Franzosen anvertraut; sie müßten treu sein dem König und dem Geseze und den Platz behaupten, so lange die Kräfte ausreichten, und sie hofften gerade dadurch die Achtung des Helden zu verdienen, gegen den sie zu kämpfen die Ehre hätten.

Darauf begann die Beschießung. Goethe, der diese Ergebnisse in seiner *„Campagne in Frankreich“* geschildert hat, erzählt, wie das Bombardement um Mitternacht begann und die stärkste Wirkung hervorbrachte und wie man bald ein Quartier in Flammen sah. Die Antwort aus der Stadt war schwach, die Besatzung war bald erschöpft von Ermüdung und die Einwohner in Verzweiflung. Nach fünfzehnstündigem Bombardement sandte die Stadt an den König um eine mildere Form der Belagerung, wurde aber gemahnt, binnen vierundzwanzig Stunden sich zu ergeben, wenn die Stadt nicht zerstört werden solle; die Garnison dürfe mit Waffen, ausgenommen Kanonen und Munition, abziehen; ihre Berufung auf den König, welcher in der Gewalt von Aufrehrern sei, könne nicht gelten. Als bald wandte sich der Rath der Stadt an den Vertheidigungs-Ausschuß, sich vor den Schrecken einer Erstürmung zu retten. Dieser erklärte: die Mauer hätten schon mehrere Brechen, von den dreißig Kanonen seien die meisten außerstand, zu antworten; der Platz werde dadurch schon beim ersten Sturm genommen werden, und es sei darum besser, der Nation 3500 Mann zu erhalten als nur um ein oder zwei Tage die unvermeidliche Übergabe der Stadt zu verzögern. Es wird erzählt, daß der Commandant Beurepaire, auf dem Rathhause in voller Sitzung von den Bürgern gedrängt, seine Zustimmung zur Übergabe gegeben, aber in demselben Augenblicke eine Pistole hervorgezogen und sich den Kopf zerschmettert habe.

So berichtet auch Goethe. Dumouriez sagt bloß, „daß Beurepaire, als er, vom Magistrat und den Einwohnern zur Übergabe gedrängt, in einer schwachen und unerfahrenen Besatzung keine hinreichende Schutzwehr gegen Schrecken oder Verrätherei sah, sich aus heroischer Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf schoss, um wenigstens eine Niederträchtigkeit, die er nicht hatte verhindern können, nicht zu überleben.“ — Beurepaire erschoss sich jedoch nicht in voller Versammlung, nicht im Kreise seiner Officiere, sondern allein in seiner Wohnung auf dem Rathhause, um drei Uhr morgens am 2. September. Als die Soldaten auf den Schuß in sein Zimmer drangen, fanden sie ihn entseelt, das Ludwigskreuz auf der Brust. Seinen Freunden hatte er früher geschrieben, er werde die Übergabe nicht überleben, er hielt sein Wort. Die Capitulation ward erst nach seinem Tode vom nächsten Officier im Dienste, Oberst Meyon, abgeschlossen, den die Regierung später dafür auf die Guillotine schickte.¹⁾ Beurepaire's Antwort an Braunschweig lautete nicht sehr republikanisch, sein Selbstmord aber wurde von den Republikanern in ihrem Sinne gedeutet: lieber sterben als den Monarchen huldigen! Goethe erzählt: „Beim Einzug der Preußen fiel aus der französischen Volksmenge ein Schuß, der niemand verletzte, dessen Wagetück aber ein französischer Grenadier nicht verleugnen konnte, noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, habe ich ihn selber gesehen: es war ein schöner, wohlgebildeter junger Mann, festen Blickes und ruhigen Betragens. Bis sein Schicksal entschieden wäre, hielt man ihn lässlich. Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er setzte sich aufs Mauerchen, blieb eine Zeitlang ruhig, dann überschlug er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur todt aus dem Wasser herausgebracht. Diese zweite heroische, ahnungsvolle That erregte leidenschaftlichen Haß bei den frisch Eingewanderten, und ich hörte sonst verständige Personen behaupten, man möchte weder diesem, noch dem Commandanten ein ehr-

¹⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, IV, p. 146.

liches Begräbniß gestatten. Freilich hatte man sich andere Gesinnungen versprochen, und noch sah man nicht die geringste Bewegung unter den fränkischen Truppen, zu uns überzugehen.“¹⁾ Die Garnison zog mit der Leiche Beurepaire's nach Saint-Menehould ab, wo sie sich mit dem Vortrab des Heeres unter Dumouriez vereinigte.

Der Herzog von Braunschweig sandte einige Bataillone, um die Citadelle zu besetzen, der Rath der Gemeinde und des Districts blieb in Amt und Würde. Viele Neugierige aus der Stadt besuchten das preußische Lager. Es wurde jedoch den Preußen kein Ball gegeben, noch haben weißgekleidete Mädchen an den einziehenden König eine Anrede gehalten. Der König von Preußen setzte keinen Fuß in die Stadt, der Kronprinz kam mehrmals in die Stadt, aber immer als einfacher Besucher.²⁾ Die beiden Brüder Ludwigs XVI. kamen, aber es fand gar kein officieller Empfang statt. Calonne kam mit ihnen, richtete in ihrem Namen die Regierung ein und erhob Geld aus den Cassen. Die Sieger erhoben Contributionen. Die Vorstände der Verwaltung des Departements wurden zur Regelung derselben zum Herzog beschieden. Sie ahnten ihr Los und giengen bloß auf dringendes Bitten des Volkes, um das Unheil, das im Weigerungsfalle angedroht war, abzuwenden; sie zeigten auch der legislativen Versammlung die Gründe ihres Schrittes an, und daß sie ihre Treue mit ihrem Leben verbürgten. Aber die Legislative war unversöhnlich, sie erklärte sie als Meineidige und Verräther in Anklagezustand, setzte alle Mitglieder des Rathes der Gemeinde, des Districtes, des Departements ab, welche sich an der Begleichung der Forderungen des Feindes betheilig hatten, und verhängte Todesstrafe auf jeden Beamten, der in Zukunft wegen Requisition mit dem Feinde verkehre oder irgend einen Auftrag von ihm übernehme. Die beiden Vorstände der Verwaltung, Gossin und Ternaux, die aus reinem Patriotismus und im Drange der Umstände gehandelt hatten, mußten achtzehn Monate später für ihre Aufopferung das Schafott besteigen. —

¹⁾ Goethe, Campagne in Frankreich 1792. Vom 3. September.

²⁾ So erzählen die heutigen französischen Geschichtschreiber gegenüber der herkömmlichen Erzählung Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 147—148; Merat, Verdun en 1792. — Goethe dagegen schreibt: „Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden: vierzehn der schönsten wohlherzogensten Frauenzimmer hatten Ihre Majestät mit angenehmen Reden, Früchten und Blumen bewillkommt. Seine Vertrautesten rathen ihm ab vom Genuß, Vergiftung besüchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, diese wünschenswerten Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Diese reizenden Kinder schienen auch unseren jungen Officieren einiges Vertrauen eingefloßt zu haben; gewiß diejenigen, die das Glück gehabt, dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Amuth und gutem Betragen sprechen und rühmen.“

Die Kanonade bei Valmy.

Wenn Braunschweig rasch handelte, so war die Gefahr noch immer groß. Das aber war seine Sache nicht, er war der Mann methodischer Kriegsführung. Er tastete lange unsicher umher und erst am 8. September begann der Vormarsch wieder.

Am 9. September griffen die Preußen entlang der ganzen Front die Vorposten an, wurden aber zurückgewiesen. Am 10. September wies Miranda bei dem Dorfe Mordaune einen ziemlich lebhaften Angriff zurück; General Stengel einen andern bei Saint-Fouvain. Miranda war nach Dumouriez ein Peruaner, nach andern stammte er aus Mexiko. Er war zuerst in spanischem Dienst bei der Regierung von Guatemala, verließ denselben aber, weil er wegen revolutionärer Bestrebungen verdächtig wurde, und flüchtete nach Europa, zuerst nach England; dann hielt er sich einige Zeit in Rußland auf und, als die Revolution ausbrach, glaubte er in Frankreich zu finden, was er suchte. Er hatte Geist und Kenntnisse, namentlich im Geniewesen, besaß Muth und gelangte durch Pktion in den Generalsstab.

Die Stellung der Franzosen war vortrefflich gewählt. Ihre Bewegungen waren durch die Bäume gedeckt und die Preußen fanden immer, wo sie angriffen, eine Front von 5000 bis 6000 Mann vor sich. Doch beschloß Braunschweig bei Grand-pré durchzubrechen. Am 14. September schien es zum Kampfe zu kommen. Da sah sich Dumouriez genöthigt, wegen eines Fehlers, den er begangen, seine gutgewählte Stellung aufzugeben.

Im Drange der Geschäfte hatte er sich von der Beschaffenheit des Passes Croix-aux-Bois nicht selber überzeugt, und im Mangel an Mannschaft nur zwei Bataillone mit vier Feldstücken dahin gesendet, die ihm hinreichend schienen, diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Er glaubte der Nachricht des Obersten, welcher den Krieg in Amerika mitgemacht hatte und von reifem Alter war, daß alle seine Befehle aufs pünktlichste vollzogen, die Verhauungen und Verhaue unangreifbar, und die Wege durch Gräben und Wolfsgruben unzugänglich gemacht wären, daß man jetzt einen Theil der Mannschaft zurückziehen könne, und einige hundert Freiwillige zur Vertheidigung genügten. Dumouriez traute, rief den Oberst mit seinen beiden Bataillonen zu sich, und in dem Passe blieben nur hundert Mann unter dem Befehle eines Hauptmannes zurück.

Davon erfuhr aber der General Clerfayt und ließ am 13. September früh durch Österreicher und Emigranten unter dem Prinzen Karl von Ligne die Verhaue angreifen; sie waren nur aus umgestürzten Bäumen gemacht, welche die Kaiserlichen bald auseinanderbrachten, die auch sonst die Schwierigkeiten des Weges leicht überwandten. Nach geringem Widerstande flohen die Freiwilligen durch den Wald, kamen ins Lager und brachten Dumouriez die traurige Nachricht. Dieser sandte sogleich den General Chasot mit zwei Brigaden und vier Kanonen, um den Paß wieder zu nehmen, und erhielt am 15. September um elf Uhr die Nachricht, daß die

Seinen den Paß nach einem mörderischen Gefecht, in welchem der Prinz von Ligne geblieben wäre, trotz der Verschanzung wieder eingenommen hätten. Doch die Freude war von kurzer Dauer. Durch den Sieg sicher gemacht, vergaßen die Franzosen den Weg wieder zu versperren und erlagen zwei Stunden nachher einem neuen stärkeren Angriffe der Oesterreicher; sie verloren ihre Kanonen. Chasot zog sich nach Bouzier zurück, da er von Grand-pré abgeschnitten war.

Karl von Ligne.

Karl Joseph von Ligne.

Der Fürst von Ligne, welcher in diesem Kampfe auf Seite der Oesterreicher fiel, war Karl, der älteste Sohn des berühmten Fürsten Karl Joseph von Ligne und einer Fürstin von Liechtenstein. Der junge Fürst hatte sich im Türkenkriege beim Sturme von Sabatsch ausgezeichnet, den Maria-Theresien-Orden erlangt und war schon Oberst. Dem Vater sind wir in den Schlachten des siebenjährigen Krieges und im Türkenkriege schon mehrmals begegnet, auch auf der Reise mit Kaiser Joseph II. und Katharina II. in die Krim. Er war Feldmarschall, Ritter des Goldenen Vlieses, Inhaber eines Regimentes, Commandeur des Maria-Theresien-Ordens, Grande von Spanien. Geboren 1735, aus einem der edelsten Geschlechter der Niederlande stammend, hatte er Oesterreich zur Heimat; durch seine Töchter wurden der Fürst von Clary und Aldringen, der Graf von Palffy und der Freiherr von Spiegel seine Schwieger söhne. Durch sein heiteres Wesen, durch seine feine Bildung, seinen Witiz war er willkommen in Versailles, zu Berlin und zu Petersburg. Die Eleganz seines Benehmens machte ihn zum Liebling der ersten Höfe Europas.

„Der Fürst von Ligne“, sagt die Staël,¹⁾ „ist von allen Franzosen als einer der liebenswürdigsten Männer Frankreichs anerkannt worden, und selten gestehen sie dieses Lob solchen zu, die nicht unter ihnen sind. Vielleicht sogar ist der Fürst von Ligne der einzige Fremde, der in der französischen Geistesart Muster geworden ist, anstatt Nachahm er zu sein.“ Er war ein tüchtiger Soldat und Dichter, hat über Geschichte und Kriegskunst originell geschrieben²⁾ und in schönen Versen seinen dichterischen Stimmungen Ausdruck gegeben; immer ist Geist und Eigenthümlichkeit in allem, was von ihm ausgeht. „Aber man muß sich den Ausdruck seines schönen Gesichtes, die eigene Munterkeit seines Erzählens dabei vorstellen, die Natürlichkeit, mit der er sich dem Scherz überläßt und man wird dann den Zauber seiner Gegenwart sich vorstellen können.“

Seiterkeit der Seele machte den Ausgang mit ihm so unangenehm, sein Gleichmuth schien unerschütterlich. Der Verlust seines großen Vermögens schien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Jetzt aber, da sein Stolz, seine Hoffnung, sein ältester Sohn, im Augenblick, da er tapfer wie sein Vater für Oesterreich kämpfte, erschossen wurde, suchte er vergebens Hilfe bei seiner Vernunft, war er ins Herz getroffen, und seine Bemühung, dies zu verbergen, machte die Thränen, die ihm entschlüpfen, nur umso schrecklicher. „Diese Furcht, gefühlvoll zu erscheinen, wenn man sich bisweilen über das Gefühl zu scherzen erlaubt hat, diese Scham der väterlichen Zärtlichkeit bei einem Manne, der den andern immer nur die Mittel zu gefallen und zu bezaubern gezeigt hatte, diese ganze Mischung von Ernst und

¹⁾ In ihrer Auswahl der Lettres et pensées du prince de Ligne. Paris 1809. 2 voll.

²⁾ Mélanges littéraires, militaires et sentimentales. Wien 1795—1811. — Vie du prince Eugene de Savoie. Wien 1809. — Oeuvres posthumes 1817. 6 voll.

Munterkeit, von Scherz und Vernunft, von Leichtigkeit und Tiefe machten den Fürsten zu einem Phänomen; denn der Geist der Geselligkeit in dem hohen Grade, wie er ihn besaß, gibt selten so viel Grazie und läßt dabei so viel Tüchtigkeit bestehen.“¹⁾

Nun stand aber auch General Dubouquet im Passe Chêne=popu=Leuz abgeschnitten und war in Gefahr, umzingelt zu werden; er zog sich gegen Chalons zurück. Demnach war durch ein Versehen die Stellung des Dumouriez unhaltbar geworden. Die Feinde konnten ihn jetzt im Rücken fassen und ihn zwingen, das Gewehr zu strecken oder, wenn er Widerstand leistete, die Seinen bis auf den letzten Mann niedermachen. Dann war das Heer vernichtet, auf welches Frankreich seine letzte Hoffnung setzte. Dumouriez selber gesteht, daß durch diesen Mißgriff sich die Armee in einer verzweiflungsvollen Lage befand, betont aber auch mit Stolz, daß sich nie ein General schneller herausgezogen habe. Er mußte sich zurückziehen, und daß er es schnell that, war sein Glück, und daß ihm sogleich der Gedanke kam, wenn er sich mit dem Rücken an Dillon lehne, welcher noch Islettes und die Straße nach Saint-Menehould besetzt hielt, so böten sie beide dem Feinde die Stirn, bildeten eine doppelt verschanzte Front und könnten die zerstreuten Truppen an sich ziehen. Demgemäß ergingen rasch die geeigneten Befehle und Dumouriez bewährte ebensoviel Scharfblick als Thatkraft. Sein Glück war das stürmische Wetter, welches die Feinde abhielt, noch in der Nacht durch den Engpaß Croix-aux-Bois zu dringen und die französischen Stellungen zu überflügeln.

Dumouriez hütete sich, so lange es hell war, irgend eine anscheinende Zurückstufung zum Abmarsch vornehmen zu lassen. Vom Fürsten von Hohenlohe gesendet, kam noch ein Officier, wahrscheinlich um zu sehen, was im Lager vorgehe, nach andern Nachrichten, um zur Capitulation aufzufordern. Von ihm erfuhr man, wie man im Lager überrascht sei, so viel Ordnung bei den Franzosen zu bemerken und so viele gebildete Officiere zu finden. Die Emigranten hätten den Preußen gesagt, die Armee werde bloß von Zuweilern, Schneidern und Schuhmachern befehligt. Natürlich antwortete man, die meisten Generale hätten schon mehrere Kriege mitgemacht; man schnitt auf: 18.000 Mann kämen am andern Morgen an, Kellermann stehe mit 30.000 Mann nur noch zwei Tagmärsche weit entfernt — und der Preuze merkte nichts von den Zurückstufungen zum Abzug. Zwei Stunden später war alles auf dem Marsch, während die Wachfeuer noch fortbrannten. Dumouriez verließ um zwölf Uhr das Schloß Grand-pré. Die Befehle giengen von Mund zu Mund, die Armee erfuhr nicht einmal die Ursache des Rückzuges, der ganz ruhig und so ordentlich vor sich gieng, daß der Feind auch nicht das geringste vermuthete. Am 16. September morgens acht Uhr, überschritten die letzten Truppen die Brücken über die Aisne, die sogleich abgebrochen wurden. Das Heer war gerettet, Dumouriez war entkommen. Die Armee marschierte in Schlachtordnung auf die Höhen von Utry, vier Meilen von Grand-pré. Jetzt auf einmal kam ein Schreck über einen Theil der Nachhut. Flüchtlinge kamen

¹⁾ Baruhagen, Denkwürdigkeiten, IV, S. 123—124.

und schrien, es sei alles verloren. Doch mit größter Kaltblütigkeit wurde von Dumouriez und Miranda die Ruhe wieder hergestellt. Der Rückzug war also ein Meisterstück.

Panischer Schrecken.

Der panische Schrecken war durch einen Angriff preussischer Husaren auf den Nachtrab entstanden. Dumouriez bemerkt: „Keine Truppen fliehen hurtiger und weiter als die Franzosen; mehr als 2000 Mann von allerlei Truppen entfernten sich mit unglaublicher Schnelligkeit, 30 bis 40 Meilen weit über Hétel, Reims, Chalons und Vitry; sie machten allerwärts bekannt, die Armee sei verrathen worden, sei vernichtet; Dumouriez und alle Generale seien zum Feinde übergegangen. Dies war das Hauptgeschrei der Flüchtlinge; sie behaupteten dem General ins Angesicht, er sei desertiert, indem er sie derb durchsuchteste.“¹⁾ Die Wirkung dieses Geschreies auf Paris war zu fürchten. Deshalb schrieb Dumouriez an die National-Versammlung: „Ich habe mich genöthigt gesehen, das Lager bei Grand-pré zu verlassen; der Rückzug war schon geschehen, als sich ein panischer Schrecken der Armee bemächtigte. 10.000 Mann sind vor 1500 preussischen Husaren geflohen. Der Verlust geht nicht über 50 Mann und einiges Gepäck. Es ist schon alles wieder in Ordnung, ich stehe für alles.“ So waren die Soldaten, mit denen, so war die Regierung, für die er siegen sollte — und nicht mit Unrecht erinnert Dumouriez an das Wort Sokrions an die Athener: „Ihr könnt von Glück sagen, daß ihr einen Anführer habt, der euch kennt, sonst wäret ihr verloren.“²⁾ Dazu kamen noch Hunger und schlechtes Wetter, die Monate September und October waren erschrecklich, doch litten die Preußen noch weit mehr durch Mangel und Krankheiten als die Franzosen.

Balmv.

In diesem Zustande konnten beide Heere nicht lange stehen bleiben. Der König drang auf eine Entscheidung; als er zu spät von der Flucht des französischen Nachtrabs hörte, sagte er ärgerlich: „Warum hat man mir den Rückzug nicht früher gemeldet? Nun wird mir der Feind entwischen!“ Er fieng mit Recht an, seinem Feldherrn Braunschweig zu mißtrauen, der überall mit strategischen Gründen die Kampflust seines Königs zu beschwichtigen suchte und seine Absicht durchkreuzte. Hätte nur Friedrich Wilhelm II. seinem eigenen Urtheil weniger mißtraut: er wollte die Schlacht und sein Feldherr wollte nur eine Demonstration. Derart kam es 20. September 1792 zur berühmten Kanonade von Balmv, so heißt eine Mühle, welche auf einer Erhöhung in der Nähe von Meneshould liegt.

Kellermann.

Dort befehligte Kellermann, der endlich auf das stete Andringen sich mit Dumouriez vereinigt hatte, den rechten Flügel des französischen Heeres; auch hatte Dumouriez Beurnonville und Chasot an sich gezogen und stand jetzt an der Spitze von mindestens 40.000 Mann. Die Preußen hofften, Kellermann und Dumouriez mit einem Schlag zu vernichten. Von den Höhen von la Lune begannen sie die Kanonade auf die Franzosen bei Balmv. Werden diese aushalten? Sie erwiderten lebhaft das Feuer. Eine Kugel fiel in einen Pulverwagen bei Balmv, Ver-

¹⁾ Dumouriez, I. c. II, p. 31.

²⁾ Ibid. III, p. 14.

wirung entstand. Diesen Augenblick wollte Braunschweig benutzen, die Höhen zu erklimmen und die Franzosen mit dem Bajonnette über den Haufen zu werfen. Es war mittags zwölf Uhr, der Nebel, der die Gegend umhüllt hatte, zerriß. In drei Colonnen rückten die Preußen die Anhöhe hinan, als wären sie auf der Parade, und keine Kugel, die einschlug, vermochte sie in Unordnung zu bringen, die Reihen schlossen sich immer wieder.

Aufmarsch der Preußen.

Goethe erzählt, von jeder Seite seien an diesem Tag 10.000 Schüsse verschendet worden und auf deutscher Seite seien ungefähr 1200 Mann und auch diese ganz unnütz gefallen. „Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf, denn man schoß mit Kanonen, als wäre es Pelotenfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr war es am gewaltigsten, die Erde bebte im ganz eigentlichen Sinne und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden sollte. Ich hatte soviel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu erproben, wie es eigentlich beschaffen sei, und begab mich deshalb nach dem Vorwerk La Lune — in die Region, wo die Kugeln herüberspielten. Der Ton ist wunderbar genug, als wäre er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisel, dem Büttelein des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Bald konnte ich bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgieng; ich achtete genau darauf und doch würde sich die Empfindung nur gleichnißweise mittheilen lassen. Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke, noch Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton hätte, der den Zustand, sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegungen des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Blut verchlungen zu sein. Bemerkenswert bleibt es indeffen, daß jenes gräßlich Bängliche durch die Ohren zu uns gebracht wird, denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch die eigentliche Ursache an diesen Empfindungen.“

Goethe.

Kanonenfieber.

So unser Dichter, während er auf der Höhe von La Lune „die glückliche Stellung der Franzosen in größter Ruhe und Sicherheit“ überschaute. Von da stiegen die Preußen hinab ins Thal und begannen die Höhe von Balmv hinaanzuklimmen. Kellermann wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, sein Adjutant ward tödlich getroffen, Verwirrung entsteht. Dies bemerkt der Herzog von Chartres, der spätere König Louis Philippe, und holt die Artillerie-Reserve herbei. Kellermann hat sich indes vom Fall erhoben, mahnt, die Preußen mit dem Bajonnette zu empfangen, und ruft, auf der Spitze seines Degens seinen Federhut schwingend: „Es lebe die Nation!“ Und der Ruf hallt durch die Reihen, welche sich rüsteten, die Preußen zu empfangen.

Louis Philippe.

Ein preussischer Bericht sagt: „Während drei ganzer Stunden blieb alles ruhig in einer Linie dem heftigsten Artilleriefeuer ausgesetzt, ohne daß nur ein Soldat gedacht hätte, seinen Platz zu verlassen. Vom ersten General

bis zum letzten Soldaten brannten alle vor Verlangen, gegen den Feind geführt zu werden, und wir würden den glorreichsten Sieg davongetragen haben, wenn überwiegende Beweggründe den König nicht abgehalten hätten, eine Schlacht zu liefern.“ — Also die Preußen rückten an und wollten sich schlagen, die Franzosen waren bereit, sie zu empfangen. Dennoch kreuzten sich die Bajonnette nicht. Die Fassung, die Kampfbereitschaft der Franzosen verblüffte den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der sie mit dem Fernglas beobachtete: „Sehen Sie,“ sagte er zu seiner Umgebung, „mit welchen Truppen wir zu kämpfen haben, die kalten Blutes unsern Angriff erwarten!“ — Mit den Worten: „Heute schlagen wir uns nicht!“ ließ er das Fernglas sinken und gab Befehl zur Umkehr. Die Kanonade dauerte indes von beiden Seiten fort. Gegen sechs Uhr fiengen die Preußen ihren Vormarsch wieder an und bemerkten dieselbe Kampfbereitschaft der Gegner, dieselbe Ungebuld nach dem Zusammenstoß, und bekamen wieder Befehl, innezuhalten. Um sieben Uhr hörte die Kanonade auf. Die Preußen zogen sich auf La Bune zurück und errichteten dort Verschanzungen; eine Gelegenheit, zu siegen, wie diese, kam nicht wieder. Gouvion Saint-Cyr, der berühmte französische General, gesteht selber zu, ein großes Unglück wäre erfolgt, wenn der Herzog den Angriff des Königs sich hätte entwickeln lassen.

Das sah aus wie eine Niederlage, denn fünfzig Tage schon waren sie auf dem Marsche, hunderte von Stunden waren die Preußen hergekommen, um die Franzosen wieder an Ordnung zu gewöhnen, und jetzt, wo sie ihnen nahe gekommen, waren sie vor der Entscheidung zurückgewichen. Die Franzosen aber, welche vor der Mustermarmee männlich ausgehalten hatten, stiegen in ihren Augen, wie in denen Europas. Die Preußen sanken. „Wir sind besiegt,“ sagte Wolfardt, „weil wir nicht geschlagen haben; wozu sind wir hergekommen, als um zu schlagen?“

Goethe bezeichnet in seiner kräftigen Weise den Eindruck: „Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspießen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig, zur Theilnahme an der gefährlichen Expedition gelockt; nun aber gieng jeder vor sich hin; man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten eben, als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet werden. Die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch einem jeden eigentlich Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; diesmal sagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Offenbar hatte der Herzog nicht geleistet, was man von ihm erwartete. Ganz Europa war enttäuscht über seine Befähigung.

Es gibt allerdings immer Leute, die auch eine Niederlage als Sieg darzustellen den Muth haben; so meint Girtanner,¹⁾ Braunschweig habe jetzt gezeigt, daß er wirklich ein großer Feldherr sei: „Es ward ihm ebenso leicht bei veränderter Lage der Dinge, einen wohlüberlegten Plan aufzugeben, als denselben zu entwerfen. Nur kleine Seelen sind hartnäckig und suchen mit Gewalt durchzudringen da, wo das Durchbringen unmöglich ist; große Geister, und unter diese gehört der Herzog von Braunschweig, kennen keinen Eigensinn. Sie beugen ihren Nacken unter das Joch des unerbittlichen Schicksals, welchem zu widerstreben Unsinn sein würde. Der Rückzug des Herzogs von Braunschweig aus Frankreich bewies seine großen militärischen Talente, welche vorher schon von ganz Europa bewundert worden waren.“

Richtiger hätte Girtanner gesagt: der Herzog von Braunschweig war ein abgelebter Mann, seine Wahl war ein Unglück; er war durch sein Alter zu bedächtig geworden, während ein rasches Vordringen, nach dem Urtheile der Gegner selber, zur glücklichen Entscheidung hätte führen müssen. Bei alledem hatte er kein Herz zum Feldzuge; umso unverzeihlicher ist es, daß er dennoch den Oberbefehl übernahm. Sybel bemerkt sehr richtig:²⁾ „Hätte er den Marschallstab dem König übergeben, ehe er in eine nach seiner Überzeugung verderbliche Unternehmung willigte, schwerlich hätte der König auf seinem Vorhaben bestanden: man hätte keine Vorbeeren hinter den Argonnen geerntet, aber, soweit menschliche Voraussicht reicht, das Grenzgebiet bis zur Maas mit allen Festungen behauptet. Hätte er trotz seiner Ansichten, als gehorsamer Officier, den Plan des Königs übernommen und dann mit Eifer und Raschheit durchgeführt, so hätte man schwerlich mit 60.000 Mann die Revolution bezwungen, wohl aber, nach der ganzen Lage der Dinge, glänzende Siege über die französischen Heerestheile davongetragen. In jedem Falle blieb das eigene Heer erhalten, kriegsfertig, moralisch überlegen und eine treffliche Grundlage für den kommenden Feldzug. Statt dessen aber gieng der Herzog mit Seufzen daran, die königliche Unbedachtsamkeit, wenigstens in der Langsamkeit seiner Ausführung, abzukühlen. Nach allen Seiten hin giengen seine prüfenden Blicke, nur nicht vorwärts.“ —

Unterhandlungen.

Besser wußte Dumouriez den Augenblick rasch zu erfassen. An die Stelle des Kampfes traten Unterhandlungen.

Dumouriez gibt vom französischen Standpunkte Braunschweig allerdings Recht,³⁾ daß er am 20. September mittags nicht angreifen ließ, es sei zu einem Angriffe schon zu spät gewesen und er wäre Gefahr gelaufen, alles zu verlieren, wenn er angegriffen hätte, denn außer Kellermann und Chajots Armee wäre eine Reserve von zwölf Bataillonen zum Angriffe der Preußen bereit gewesen. So wie aber am 21. September die Dinge standen, konnte Braunschweig nur an den Rückzug denken. Einmal stand Dumouriez an der Spitze von 60.000 Mann,⁴⁾

1) Girtanner, Historische Nachrichten und Betrachtungen über die französische Revolution, Bd. IX, S. 327.

2) Sybel, Revolutionszeit, Bd. I, S. 553 (2. Auflage).

3) Dumouriez, Mémoires, III, p. 43.

4) Ibid. III, p. 47—49.

Kein Kampf.

Goethes Urtheil.

Eine neue Epoche.

Urtheil über Braunschweig.

Girtanner.

Sybel.

Dumouriez.

Gefahr der Preußen.

die wieder Selbstvertrauen gewonnen hatten; in Rheims, in Chalons, in Eprenay, Vitry sammelten sich Truppen, ihn zu verstärken; seine Stellung war schwer anzugreifen. Die Preußen dagegen befanden sich im Mittelpunkte all dieser Truppenversammlungen, in einem ganz unfruchtbaren Lande; es fehlte ihnen an Lebensmitteln, an Wasser, an Futter für die Pferde. Es regnete vierzehn Tage in einemfort, Krankheiten rissen ein. Ein angefangener Brief, den man im Passe Croix-aux-Bois bei dem gefallenem Fürsten von Vigne fand und der auch im Convente 27. September vorgelesen wurde,¹⁾ zeigt die Stimmung im deutschen Heere: „Wir fangen an des Krieges müde zu werden. Die Emigranten versprachen uns mehr Butter als Brot; doch wir haben mit Linientruppen zu kämpfen, unter denen kein Soldat zu uns übergeht, und mit Freiwilligen, welche Widerstand leisten. Alle Bauern, die bewaffnet sind, feuern entweder auf uns oder machen uns erbarmungslos meuchlings nieder, wenn sie einen einzelnen treffen, oder einer sich im Quartier verschlafen hat. Das Wetter ist abscheulich, seit wir in Frankreich sind; es regnet in Strömen, die Wege werden dadurch so schlecht, daß wir die Kanonen nicht vor, nicht rückwärts bringen. Noch ärger ist der Hunger, wir haben unsägliche Mühe, dem Soldaten Brot zu verschaffen. Das Fleisch fehlt oft; viele Officiere bekommen fünf bis sechs Tage nichts Warmes. Unsere Schuhe und Röcke verfaulen, unsere Leute werden krank. Die Dörfer sind verlassen und liefern weder Gemüse, noch Brantwein, noch Mehl. Ich weiß nicht, was wir thun sollen, noch was aus uns werden soll.“

Brief des Fürsten von Vigne.

Stimmung im Heere.

So war die Lage — arg. Im Frühjahr 1814 stritten die Preußen in derselben Gegend, unter nicht minder schwierigen Verhältnissen und noch gegen einen ganz anderen Feldherrn, als Dumouriez und Kellermann waren, gegen den größten Kriegsheer aller Zeiten; aber sie stritten mit der Leidenschaft des Hasses und in der Überzeugung, daß der Sieg des Gegners den Untergang Preußens, die Wiederkehr eines unerträglichen Zustandes bedente, während sie jetzt auf einem nach ihrer Ansicht mehr durch die Romantik des Königs hervorgerufenen Kriegszuge sich befanden. Den meisten lag wenig daran, ob die Revolution in Frankreich siege oder falle. Der König war eifrig für die Rettung Ludwigs XVI. und seiner Familie; seine Umgebung, aus der Schule Friedrichs II., sah dagegen im ganzen Unternehmen einen Fehlgriff, lieber wären sie gegen Oesterreich gezogen: im Osten könne Preußen etwas gewinnen, nach Polen solle man ziehen statt gegen Frankreich, welches ein natürlicher Verbündeter Preußens sei.

Dumouriez' Plan.

Davon wußte und hoffte auch Dumouriez:²⁾ er kannte die Stärke und Schwäche der Gegner: sie konnten noch immer eine Schlacht wagen und siegen; verloren sie die Schlacht, so wären sie allerdings niedergemacht oder gefangen genommen worden. Am meisten fürchtete jedoch Dumouriez, daß sie sich unverzüglich aus den Pässen zurückziehen, ehe es später im Jahre, ehe die Wege noch schlimmer und die Krankheiten häufiger würden.

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 158. — Moniteur, Nr. 273. Réimpression de l'ancien Moniteur — avec des notes explicatives. Paris 1847—1863.

²⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 49—50.

„War die preußische Armee erst wieder in den Bisthümern, hatte sie die Pässe, deren sie sich bemächtigt, inne, so war sie ihrer Zusage näher, so hätte sie, indem sie immer den Engpaß der Islette maskierte, ruhig die Belagerung von Montmédy unternehmen können, welches gleich am Anfange hätte besetzt werden sollen; alsdann wäre Dumouriez genöthigt gewesen, sich von Kellermann zu trennen, ein Corps zurückzulassen, die Champagne zu decken und sich mit einer sehr kleinen Armee nach Sedan zu wenden, um Montmédy zu befreien. Seine Truppen waren aber nicht gut genug organisiert, um hoffen zu können, sich aus einem Feldzuge, wo alles aufs Manövrieren ankam, mit Ehren zu ziehen; er konnte geschlagen werden, indem er Montmédy befreien wollte. Genug, der Feldzug würde immer sehr schön gewesen sein, sie würden gute Winterquartiere in Lothringen gehabt haben und der folgende Feldzug, wenn der Herzog ihn mit verstärkter Macht unternommen hätte, konnte den Sturz der Revolution zustande bringen, weil der Herzog von Sachsen-Teschen glücklich im Norddepartement hätte den Krieg führen können, welches Dumouriez hätte von Truppen entblößen müssen, um sich dem König von Preußen zu widerlegen. Allein um diese Maßregeln zu ergreifen, welche die einzigen militärischen waren, hätten weder der König von Preußen, noch die französischen Prinzen bei der Armee sein müssen, und der Herzog von Braunschweig all seine Bewegungen in seiner Gewalt und den Muth haben müssen, aus der üblen Lage, worin er stat, sich zu ziehen, ohne sich zu schämen, zur rechten Zeit seinen Weg zurück zu nehmen.“¹⁾

Unterhandlungen.

Dumouriez suchte darum die Preußen noch einige Zeit festzuhalten. Das Mittel waren Unterhandlungen.

In einem vertraulichen Schreiben an den Kriegsminister Servan²⁾ meldet Dumouriez: „Ich bin jetzt daran, diese Armee durch Wachen, Hunger, Krankheiten und Fahnenflucht zu erschöpfen. In allen Gefechten habe ich den Vortheil gehabt; der wackere Kellermann hat mich kräftig unterstützt. Ich war der Fabius, er der Marcellus, und wir untergraben allmählich Hannibal-Braunschweig. Nachdem ich lange Zeit genug die Rolle des Zauberers gespielt habe, um auf diese berühmten preußischen Generale einen Eindruck zu machen, verfolge ich nun, da ich vernommen, daß sie um Hilfe geschrieben, den Plan, 70.000 bis 80.000 Mann um mich zu vereinen, mit denen ich sie zwingen will, sich in Bewegung zu setzen. Unterdessen unterhalten wir uns gegenseitig mit leeren Unterhandlungen, bei welchen der Vortheil auf meiner Seite ist und unsere Vorposten durch diese Art von Waffenstillstand Gelegenheit haben, das Decret über die Überläuferei in deutscher Sprache in Menge unter den Gegnern zu verbreiten.“ Goethe bemerkt:³⁾ „Endlich wurden sogar in Freundlichkeit von französischer Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutschen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündet war; die Franzosen ahmten das Manifest des Herzogs von Braunschweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gastfreundschaft.“

Also Verhandlungen! Während der Kanonade am 20. September war Lombard, der Geheimsecretär des Königs, von einer französischen Streif-

Seonhard.

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 50.

²⁾ Bei dem Doppelspiel, daß bei diesen Unterhandlungen getrieben wurde, muß man auf die vertraulichen Briefe mehr Wert legen, als auf die officiellen. Sie finden sich im Anhang zu Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, IV, p. 535—576.

³⁾ Vom 24. September 1792.

patrouille gefangen worden. Er ward am 22. September mit Westermann, Dumouriez' Adjutanten, in das preußische Hauptquartier zurückgeschickt und die Freilassung George de Barennes', der in Verdun festgehalten war, für ihn begehrt. Nach den Reden Heymanns', der mit Bouillé geflohen und jetzt Oberst im Dienste des Königs war, und einigen Äußerungen Dumouriez', solange er Minister war, glaubte der König,¹⁾ dieser habe sich mehr aus Ehrgeiz, als aus Überzeugung der Revolution angeschlossen, und ergriff diese Gelegenheit, um seine Wünsche für die Freilassung Ludwigs XVI., die Wiederherstellung des Königthums, das Ende der Unruhen und einen allgemeinen Frieden anzusprechen. In innere Verfassungsfragen ließ man sich nicht ein. Unter dem Vorwande eines Vertrags für Auswechslung der Gefangenen wurden nun wichtigere Verhandlungen eingeleitet.

Dumouriez verfaßte ein Schreiben an den König,²⁾ das sich um die Säge dreht, das Königthum sei jörnlich von der Nation abgeschafft, es sei jetzt unmöglich, sie dahin zu bringen, den Thron wieder aufzurichten. Man müsse nothwendig Frankreich als eine Republik betrachten, weil die ganze Nation die Abschaffung der Monarchie erklärt habe. Die Republik müsse man also anerkennen, oder sie bekämpfen. Keine Macht habe das Recht, einer so großen Nation Gesetze vorzuschreiben, also auch Osterreich und Preußen nicht, sich in die Regierungsform Frankreichs einzumischen. Sie wollten das Recht der Stärke anwenden — sie sehen aber jetzt ein, daß die Eroberung Frankreichs, welche ihnen als so leicht geschilbert wurde, ganz unmöglich sei. Der König kann doch die Franzosen, so groß auch der Unterschied der Ansichten sein mag, nicht für einen Haufen von Rebellen ansehen. „Rebellen sind jene Edelleute, welche, nachdem sie solange unter dem Namen der Monarchen das Volk gedrückt, nachdem sie selbst den Thron erschüttelt, endlich das Unglück Ludwigs XVI. dadurch auf den höchsten Gipfel gebracht haben, daß sie gegen ihr eigenes Vaterland die Waffen ergriffen, daß sie Europa mit ihren Verleumdungen erfüllten; sie sind durch ihr thörichtes und sträfliches Betragen die gefährlichsten Feinde ihres Königs und des Vaterlandes geworden. Ich selbst habe Ludwig XVI. mehr als einmal über ihre Chimären und ihre Verbrechen zeugen gehört. Sind sie geschätzt oder verachtet? Ich rufe den König und seine Armee zu Richtern auf.“

Dann suchte Dumouriez den König von Preußen schlau von den Osterreichern abzuwenden: seit 1756 sei Frankreich die Beute des Wiener Hofes, all seine Schätze dienten nur dazu, den Geiz der Oreicher zu befriedigen. Man sieht aus diesen Worten, welch zähen und blinden Haß in den Herzen der Franzosen die langen Kriege gegen Osterreich erweckt hatten. Seit Beginn der Revolution suche Osterreich die Franzosen über ihr wahres Interesse irrezuführen, um den König zum Meineidigen zu machen. Dem Wiener Hofe und dessen Benehmen habe er seine Absetzung zu verdanken. Osterreich sei seinen Bundesgenossen immer gefährlicher als seinen Feinden; es habe Frankreich auch einen mächtigen Krieg „gegen einen König zugezogen, den es hochschätze, gegen eine Nation, welche wir lieben und die uns liebt.“ — Eine solche Umkehr aller

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 178.

²⁾ Mémoire au roi de Prusse, abgedruckt im Anhang zum III. Bande der Mémoires de Dumouriez, p. 401—405.

gesunden Verhältnisse könne nicht von Dauer sein. Einst werde der König von Preußen alle Verbrechen Osterreichs erfahren, dann werde er diese Macht der Rache der Franzosen überliefern. Es komme den Franzosen schwer an, die Preußen als ihre Feinde anzusehen und ihren edlen König als Werkzeug der Treulosigkeit und Rachsucht der Oreicher. Man sage zwar, der König könne seine Bundesgenossen nicht verlassen, „hat aber ein Mann, der in Gesellschaft von Räubern gerathen, das Recht zu sagen, er könne mit dieser Gesellschaft nicht brechen? Worauf beruht Osterreichs Plan? Auf Treulosigkeit und Eroberungssucht. Die Preußen lieben das Königthum, weil sie immer gute Könige gehabt haben, und weil der jetzige König ihrer Liebe wert ist. Die Franzosen haben das Königthum abgeschafft, weil sie seit dem unsterblichen Heinrich IV. schwache oder zu stolze Könige gehabt haben.“ — Wie rasch ist Dumouriez' Verehrung zu Ludwig XVI. verflogen!¹⁾ „Der König von Preußen hat ein zu aufrichtiges Gemüth, um nicht von diesen Wahrheiten gerührt zu werden. Er kann mit einem Worte zwei großmüthige Nationen glücklich oder unglücklich machen. Er kann verhindern, daß unsere Ebenen mit den Leichen zweier achtungswürdiger Völker bedeckt werden.“ — Es gilt offenbar Dumouriez nur, durch Schmeicheleien den König loszureißen von Osterreich und zu einem Bunde mit Frankreich zu verleiten. — „Zuvorkommend und großmüthig sind die Franzosen gegen ihre Feinde, sie würden einem edlen Bundesgenossen allen nur möglichen Beistand leisten und sogar für ihn ihr Blut verspritzen. Willigt der König von Preußen ein, mit der französischen Nation zu unterhandeln, so wird er in ihr einen großmüthigen, mächtigen und standhaften Alliierten finden. Ist aber ein falsches Ehrgefühl größer als seine Tugenden, als seine Menschlichkeit und sein wahres Interesse, so wird er seiner würdige Feinde finden, die ihn zwar ungerne, aber aufs äußerste bekämpfen werden und unaufhörlich durch neue Rächer ersetzt werden. Soll der König von Preußen nur der Vollzieher vom Willen des treulosen Wiener Hofes sein und dessen Ehrgeiz seine Schätze und seine tapfere Armee opfern? — denn Preußen allein wird doch die ganze Last des Krieges zu tragen haben. Wird er aber Frankreichs Freund, so kann er die schönste Rolle spielen, die je ein König zu spielen vermochte. Er bedenke, daß er durch seine Waffen Ludwig XVI. und seine Familie nicht beschützen, sondern nur ihr trauriges Schicksal erschweren kann, wenn er unser Feind bleibt.“

Dumouriez suchte also um jeden Preis die Verbündeten zu trennen; er entschuldigte sich später damit, er sei nicht der persönliche, sondern der politische Feind des Hauses Osterreich damals gewesen: „Man war mit dieser Macht im Kriege begriffen und der General that seine Schuldigkeit, wenn er dem Kaiser einen Verbündeten abwendig zu machen suchte. Wäre es ihm gelungen, so würden vielleicht die blutigen Auftritte in Frankreich abgewendet worden sein.“²⁾

Diese Vorstellungen gegen Osterreich fielen damals auf keinen unfruchtbaren Boden. Die Kaiserin Katharina II. sprach sich noch immer nicht deutlich über Polen aus. Osterreich aber betrieb den Austausch Belgiens für Bayern und wollte die beiden fränkischen Fürstenthümer noch dazu haben. — Dem König wurde jetzt der französische Krieg lästig und zuwider und

¹⁾ Der General entschuldigt den Ton (Mém., III, p. 401) mit der Noth seiner Lage.
²⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 69.

Freiwillig
Wit-
heim II.

Du-
mouriez
an den
König,

gegen die
Emi-
granten,

Koat
über
Oster-
reich,

Schmei-
chelei
Preußen.

Schmei-
chelei

und
Sottung.

so gab er seinem Adjutanten Manstein die Erlaubnis, mit Dumouriez zu einem Essen zusammenzukommen. Bei der Verhandlung über die Auswechslung der Gefangenen wollten die Franzosen nichts von den Emigranten hören. Manstein gab nach: das Cartell betraf nur die preussischen, hessischen und österreichischen Truppen — und die armen Emigranten waren damit geopfert. — Dumouriez sprach dann von den Vorteilen eines Bundes zwischen Frankreich und Preußen. Manstein antwortete, sein König wünsche nicht die Fortsetzung des Krieges; er wollte sich auch nicht in die Verfassung des Landes mischen; seine Wünsche seien sehr gemäßigt; dabei übergab er dieselben in sechs Punkten schriftlich. Das Wesentliche war, daß Ludwig XVI. in Freiheit und wieder in die Macht eingesetzt werde, die er vor dem 10. August besessen; dann, daß die revolutionäre Propaganda aufhöre. Dumouriez gab als Antwort den eben eingetroffenen Beschluß des Convents, wonach die Monarchie für immer abgeschafft sei. Manstein schien betrübt und Dumouriez verhehlte es nicht, es sei ihm sehr leid, die Sache so aufs äußerste getrieben zu sehen,¹⁾ umso mehr, da er nicht wisse, wie dem Übel abzuhelpen sei. Am 25. August gieng Oberst Thouvenot in das Quartier des Königs, um das Cartell zu unterschreiben. Er wurde gut aufgenommen: Braunschweig sagte ihm viel Verbindliches über Dumouriez, daß er ihn vor zweiunddreißig Jahren gefangen genommen; damals hätte er ihn schwer verwundet gesehen. „Unsere Nationen sind nicht dazu gemacht, Feinde zu sein; ließe sich denn nicht ein Mittel finden, die Sache in Güte beizulegen?“ Uns ist bloß an dem Schicksal des Königs gelegen. Versichern Sie, daß Ludwig XVI. in der neuen Ordnung unter irgend einer Benennung eine Stelle erhalten soll, dann wird der König in seine Staaten zurückkehren und Ihr Bundesgenosse werden.“ — Von dem Memoire, das Dumouriez sandte, damit es, zu dem Besten beider Nationen, dem König vorgelegt werde, erklärte Manstein, es würde ohne Wirkung bleiben.

In einem vertraulichen Schreiben an den Kriegsminister Servan²⁾ erklärte Dumouriez: „Ich glaube, trotz des Widerstrebens des Königs wird man mir Vorschläge bringen. Ich werde sie auf der Stelle durch einen Courier übersenden. Es ist meine innigste Überzeugung, daß nichts für Frankreich besser wäre, als wenn man den König von Preußen vom Bunde mit Österreich losreißen könnte. Jetzt bin ich nur der Kreuzpunkt von Vorschlägen, die hin- und hergehen. Da die Preußen nur mir zu vertrauen scheinen, weil ich Minister des Außern war, so könnte ich, wenn es die Republik für geeignet hält und man mir eine Grundlage zu Verhandlungen sendet, thätig daran arbeiten und die Umstände benutzen. Ich erwarte darüber weitere Befehle; doch darf man überzeugt sein, daß die Verhandlungen meine militärische Thätigkeit nicht hemmen werden, und daß ich in der Lage, in der wir sind, den

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 61—68.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XIX, p. 177—183.

³⁾ Abgedruckt bei Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 542—544.

Knuten lieber zerhaue, als aufschürze. Es ist unumgänglich nöthig, daß der König von Preußen: 1. die Republik anerkenne und mit ihr verhandle, 2. sich vom Bunde zu Willkür lossage, 3. die Plätze Longwy und Verdun, die er eingenommen, räume und seine Truppen heimführe, 4. daß er sich nicht in unsern Krieg mit dem Hause Oesterreich einmische und erkläre, daß er ihn nicht als Reichskrieg betrachte, 5. daß er sich mit einer einfachen Fürbitte zu Gunsten Ludwig XVI. begnüge, ohne etwas in dieser Beziehung zu fordern, und 6. daß er die Gelegenheit der um ihren Besitz gebrachten Fürsten einem Rechtspruch unterwerfe. — Wenn diese Artikel mit vielleicht kleinen Abänderungen zugestanden werden können, so wird schnell daraus ein Bundesvertrag für Frankreich und Preußen erfolgen, der ohne weiteren Kampf den Völkern Belgiens die Freiheit geben wird. Ich habe in dieser Beziehung mit Manstein noch nichts abgemacht, aber im Gespräch durchblicken lassen, daß auf anderen Grundlagen schwerlich ein Vertrag zustande kommen werde.“

Also Dumouriez. Seine Lage war allerdings keine leichte. Das Hin- und Hergehen von Preußen zu den Franzosen und von den Franzosen zu den Preußen, konnte die Armee bedenklich machen. Der General fragte darum eines Tages seine Soldaten, die immer haufenweis um ihn waren, wenn er ins Lager kam: „Was denkt ihr denn, Kinder, von all den Unterhandlungen mit den Preußen? werdet ihr nicht argwöhnisch gegen mich?“ — Ein Officier antwortete im Namen aller: „Mein General! wäre es ein anderer als Sie, so würden wir unruhig sein und sein Betragen genau untersuchen. Aber bei Ihnen drücken wir die Augen mit völliger Sicherheit zu: Sie sind unser Vater!“¹⁾

Der Waffenstillstand hatte seit dem Verkehre Mansteins mit Dumouriez in der Fronte beider Armeen begonnen, der General aber dabei nichts unterlassen, sein Heer zu verstärken — bis auf 70.000 Mann — und den linken Flügel und den Rücken des Feindes zu beunruhigen, die Zufuhren dem Feinde zu erschweren, die Emigranten zurückzudrängen, seine Stellung zu besfestigen. Kellermann wurde vom Minister gezwungen, seinen Befehlen zu gehorchen.²⁾ In Kellermanns Quartier war am 24. September Massenbach gewesen. Bei der Tafel drehten sich die Verhandlungen um die Folgen des Krieges für die innere Lage Frankreichs. Die Söhne des Herzogs von Orleans waren anwesend, unter den Generalen auch Arthur Dillon, welcher Massenbach ersuchte, dem König und Braunschweig zu bedeuten, daß Ludwig XVI. und seine Familie, nachdem einmal die republikanische Partei den Sieg errungen habe, nur gerettet werden könnten, wenn die Verbündeten die Republik anerkennen und auf der Stelle Frieden schließen, und setzte vertraulich und leise noch bei, der Friede selber werde die Republik am besten zugrunde richten, indem früh oder spät Parteien entstehen müssen, welche den König wieder auf den Thron bringen werden; beharre man aber hartnäckig beim Krieg, so sei die nächste Folge, daß nicht bloß die französische Monarchie, sondern der ganze Adel zugrunde gehe; er selber halte sich dann für verloren. Man dürfe also nicht an Rückkehr der Emigranten oder der Ausgewanderten denken, welche von der ganzen Nation verachtet oder gehaßt seien. Dann habe Dillon unruhig um sich geblickt, und als er die übrigen Anwesenden in lautem Gespräche verwickelt fand, Massenbach mit den Worten: „Sehen Sie die schöne Gegend an!“ ans Fenster gezogen und ihm ins Ohr geflüstert: „Benachrichtigen

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 70.

²⁾ Ibid. III, p. 64—65.

Sie den König, daß man in Paris an einen Einfall in Deutschland denkt, weil man weiß, daß der Rhein nicht gedeckt ist, und weil man den Rückzug der deutschen Armee aus Frankreich dadurch zu erzwingen hofft.“

Män-
nungs-
vertrag.

Massenbach zögerte deshalb auch nicht, am gleichen Tage Braun-
schweig davon zu benachrichtigen, und darauf hin sei es zu einem geheimen Vertrag gekommen: die Preußen hätten versprochen, binnen zwanzig Tagen das französische Gebiet zu räumen, Verdun und Longwy zurückzustellen — Dumouriez habe sich dagegen verbindlich gemacht, ihren Rückzug nicht zu belästigen. So steht geschrieben in den inhaltreichen Denkwürdigkeiten eines Staatsmannes.¹⁾ Thourvenot aber habe im preussischen Hauptquartier vernommen, Friedrich Wilhelm II. sei geneigt, mit Oesterreich zu brechen, wenn man Ludwig XVI. in Freiheit setze, wenn man das Reich nicht angreife und sich darauf beschränke, sich Belgiens zu bemächtigen. Dieselben Denkwürdigkeiten besagen, daß namentlich Danton antrieb, gegen Räumung des Gebietes mit den Preußen sich abzufinden, und an Dumouriez vertraulich die Weisung erließ: es würden drei Bevollmächtigte des Conventes kommen, Prieur de la Marne, Carra und Sillery, von denen die beiden letzteren die nöthigen Vollmachten hätten, den Militärvertrag mit den Preußen in diesem Sinne abzuschließen, und am Tage nach ihrer Ankunft sei auch insgeheim der Räumungsvertrag abgeschlossen worden. Danton war zwar damals nicht mehr Minister, leitete aber doch noch mit seiner Energie die ganze Regierung. Dieselben Denkwürdigkeiten bemerken, Dumouriez habe in allem Ernst daran gearbeitet, Ludwig XVI. zu retten.²⁾

Danton.

Die Con-
vents-
commissi-
onäre

Wir hätten es also hier mit Schriften zu thun, die für die Öffentlichkeit berechnet waren und täuschen sollten, und mit andern geheimen Verhandlungen, die aber entscheidend waren.

charak-
terisiert.

Dumouriez bespricht gleichfalls die Ankunft der drei Convents-Commissäre, welche sogleich den Truppen den Eid auf die Republik abnahmen. „Sillery war beredt, schlau und hinreißend; Carra ein guter Volksredner, er hatte seit 1789 insbesondere an der Auflösung der Disciplin der Armee gearbeitet und die Liebe der Truppen gewonnen; Prieur war ein heftiger und strenger Jakobiner aus der Champagne.“³⁾ Die Franzosen seien zu raschen Neuerungen immer geneigt und die Armee sei mit der reißenden Schnelligkeit eines Stromes von der constitutionellen zur republikanischen Verfassung übergegangen. Diese drei Männer seien unverhofft angekommen, ungemein thätig gewesen und würden gewiß alle Maßregeln, die er zur Rettung des Königthums ergriffen hätte, in kurzer Zeit vereitelt haben. Dumouriez entschuldigt sich nämlich,⁴⁾ daß er jetzt, wo er in der Macht war, nicht für die Rettung des Mon-

1) Die Stelle ist wieder abgedruckt bei Buchez et Roux, Histoire parlem., XIX, p. 178—182.

2) Ibid. XIX, p. 183—184.

3) Dumouriez, l. c. III, p. 58—59.

4) Ibid. III, p. 59—60.

archen eintrat. Allerdings sei die monarchische Verfassung für ein so großes Land wie Frankreich besser, als die republikanische, aber jetzt sei nicht der Augenblick gewesen, dafür aufzutreten. Es wäre nur eine entsetzliche Spaltung in der Armee entstanden, welche Frankreich einem fremden König und den französischen Prinzen von Geblüt überlassen hätte, die sogleich die Verfassung beseitigt und die alte Wirtschaft wieder eingeführt hätten. — „Damals war Dumouriez die einzige Stütze seines Vaterlandes, er hätte es sich vorzuwerfen gehabt, daß er es Fremden, besonders aber seinen nachjüchtigen Mitbürgern in die Hände gespielt hätte; denn er hielt diesen Theil seiner Mitbürger für sehr strafbar, sich gegen dasselbe bewaffnet zu haben, und er hätte sich dieses Verbrechens zu einer Zeit schuldig gemacht, wo er gewiß war, sie bald vom französischen Grund und Boden zu vertreiben, den sie verwüsten und dem Despotismus wieder unterwerfen wollten. Er zweifelte nicht, daß, wenn es ihm gelänge, seine Armee für seine Meinung zu gewinnen, er sich entweder mit den Preußen und Emigranten vereinigen oder sich allein schlagen und gegen sie und den Nationalconvent werde fechten müssen. Er glaubte gewiß, daß die königliche Familie das Opfer seiner Erklärung werden würde; er hätte allen Parteien ein gleiches Recht gegeben, ihm diese Katastrophe vorzuwerfen, die er sich selbst nie verziehen haben würde; statt, daß er bei hinlänglich entschiedenen Vortheilen, um den Krieg bald zu beendigen, sich schmeicheln durfte, daß Frankreichs Triumph die Gemüther besänftigen oder auch, daß ihm die siegreiche Armee so viel Einfluß verschaffen werde, um das Leben des Königs zu sichern und die Constitution wieder herzustellen.“¹⁾

Du-
mouriez
für den
König.

Diese drei Commissäre hatten den Auftrag, Dumouriez zur Aufgebung seiner Stellung und zum Rückzug hinter die Marne zu bewegen. Er überzeugte sie jedoch, wie unbegründet die Besorgnisse in Paris wären, und versicherte, daß der Feind in acht Tagen schon thun werde, was man von ihm verlange, wenn er nicht sogleich aufbräche. Innerhalb sechs Tagen zeigte sich die Wahrheit dessen, was er versprochen — und sein Ansehen stieg.

gewinnt
die Com-
missäre.

Sillery schreibt an Pétion:²⁾ „Der General ist gegen die allgemeine Meinung fest auf seiner Ansicht geblieben und Frankreich wurde dadurch gerettet. Es war in großer Gefahr, wenn er nicht so hartnäckig seine Stelle behauptet hätte. In der That, hätte er sich nach Rheims oder Chalons geworfen, so hätten die Feinde, die fast vor Hunger starben, keineswegs gesucht, ihn anzugreifen, sondern hätten sich in das Gebiet von Bar begeben und hätten in unseren reichen Gegenden überwintert, sich erholt und verstärkt — im nächsten Jahre wären sie dann wieder gekommen, was sie jetzt nach meiner Ansicht werden bleiben lassen.“

Die Denkschrift wirkte nicht auf den König, wie Dumouriez wünschte. Friedrich Wilhelm II. fühlte sich durch einige derbe Stellen verletzt. Lucchesini machte ihm bemerklich, daß Dumouriez keine Vollmacht seines Ministers zu den Unterhandlungen vorgewiesen habe, ja daß bei dem jetzigen Stand der Dinge der Minister selbst vielleicht keine besitze, und daß der französische General allein Vortheil aus seiner Lage ziehe, und daß schon der Schein

Der
König.

1) Dumouriez, l. c. III, p. 57.

2) Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 551.

einer Unterhandlung Preußen bei den Verbündeten in ein falsches Licht bringe.¹⁾ Der König wurde unwillig auf Manstein, auf Braunschweig, und verlangte von letzterem eine entschiedene Erklärung im Sinne des früheren Manifestes und Erneuerung der Feindseligkeiten.

Braunschweigs
zweites
Manifest.

Infolgedessen veröffentlichte Braunschweig am 28. September ein neues Manifest und sprach darin von der Absetzung des Königs, als dem letzten Verbrechen der National-Versammlung, welche über Frankreich die beiden schrecklichsten Plagen, des Krieges und der Anarchie, gebracht habe. Auch der Convent, welcher die Rechte und das Wohl der Nation auf festerer Grundlage begründen sollte, habe gleich in seinem ersten Beschluss das Königthum abgeschafft und sich der Ansicht von vierzehn Jahrhunderten entgegengestellt. Nur die Feinde Frankreichs könnten sich über solche Dinge freuen. Die Monarchen beharrten fest auf den Plan, Ludwig XVI. seine Freiheit, Sicherheit und königliche Würde wieder zu verschaffen, und eine gerechte und auffallende Rache an denen zu nehmen, die sich noch länger Eingriffe in die Rechte des Königs erlauben sollten. Von dem Entschluss der französischen Nation, ohne Aufschub in der Person Ludwigs XVI. die königliche Würde herzustellen, hänge also Krieg oder Frieden ab.

Am 28. September erhielt Dumouriez dieses Manifest vom Adjutanten Braunschweigs und gab demselben sogleich die Antwort zurück: „Sagen Sie dem Herzog, daß ich mich mit meiner Denkschrift nicht an ihn, sondern an den König gewendet habe, daß von diesem Augenblick an der Waffenstillstand aufhört, und daß ich in Ihrer Gegenwart den Befehl dazu gebe.“²⁾

Seinen Soldaten theilte der General das Manifest mit den Worten mit: „Keinen längeren Waffenstillstand, meine Freunde! laffet uns diese Tyrannen angreifen und machen wir, daß sie es bereuen mögen, hiehergekommen zu sein und ein freies Land betreten zu haben!“ —

¹⁾ So bemerkt Sybel auf Grundlage preussischer Berichte l. c. I, S. 568. — Freiherr Langwerth von Simmern macht in seinem gründlichen Werke: „Österreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution von 1790 bis 1797“, Berlin 1880, I, S. 245 — die richtige Bemerkung: „Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der schlaue Italiener die Franzosen weit besser verstand und die Sache weit richtiger überjah, als die norddeutschen Staatsmänner und Generale. Vor allem war es aber doch die ihm eigene negative Art, welche ihn hier wie zu Reichenbach das Gewebe seiner Bestimmungsgenossen durchkreuzen ließ. Nach Art der Diplomaten seines Schlages mißbilligte er alles, wobel er nicht die Hände im Spiele gehabt. Und daneben mochte er sich dem König gefällig erweisen wollen, denn nur widerwillig hatte sich dieser alle diese Unterhandlungen gefallen lassen. Er hegte, nur in weit geringerem Maße, die Hoffnung, daß man Dumouriez persönlich für die Sache des Königthums gewinnen könne. Lucchesini trat nun des Königs Ansicht bei und meinte, die Franzosen wollten nur Zeit gewinnen — und es könne vorherhand nichts bei all diesen Dingen herauskommen.“

²⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 69.

Rückzug der Deutschen. Die Emigranten.

Demnach sollte es zur Schlacht kommen. Die Österreicher und die Emigranten stimmten im Kriegsrath des Königs für den Kampf, die Preußen dagegen. Doch zeigte sich bald, daß der Rückzug eine Nothwendigkeit sei, und man knüpfte von neuem Unterhandlungen an, um denselben minder verlustvoll zu machen.

Am 29. September brach der Herzog sein Lager bei La Lune ab, Balmy gegenüber. Bei dem anhaltenden Regen, bei der Menge der Kranken, war der Rückzug langsam und verlustvoll. Die Soldaten wateten im Morast. Die Ruhr nahm rasch überhand. Pferde und Kranke blieben liegen, die Kanonen versanken, die Munition wurde vergraben, um sie für den Feind unbrauchbar zu machen. Langsam folgten die Franzosen nach, belästigten aber die Preußen nicht, wie damals viele glaubten, gemäß des geheimen Räumungsvertrages, den allem Anschein nach die heftige Sprache der Erklärungen nur verdecken sollte. Die Österreicher aber, die sich bei La Lune von den Preußen getrennt hatten und bei Stenay über die Maas gegangen waren, um nach dem Luxemburgischen zu ziehen, wurden von den Franzosen angegriffen, aber diese durch Clerfayt mit einer heftigen Kanonade zurückgewiesen. Es war derselbe Clerfayt, der bei Croix-aux-Bois den Chasot zurückgeworfen, die Argonnen durchbrochen hatte — die einzig nennenswerte That des Feldzuges.¹⁾

General Dillon bekam es mit den Hessen zu thun und schrieb an den Landgrafen: „Sie haben eine Abtheilung Ihrer Truppen gegen Frankreich geführt; als Fürst opfern Sie Ihre Unterthanen für eine Sache auf, die Sie nichts angeht; als Krieger müssen Sie die Lage einsehen, in der Sie sich befinden. Sie sind umringt. Ich rathe Ihnen, morgen früh den Rückweg nach Ihrem Lande anzutreten und das französische Gebiet zu räumen. Ich will Ihnen die Mittel verschaffen, sicher an der französischen Armee vorbeizugehen, welche sich verschiedener Posten, durch welche Sie ziehen müssen, bemächtigt hat. Dieser Antrag ist freiwillig und ich verlange eine kategorische Antwort. Die Republik entschuldigt einen Irrthum, sie weiß aber auch einen Einbruch in ihr Gebiet und die Plünderung desselben ohne Erbarmen zu rächen.“ — Der Landgraf dankte für die Höflichkeit, erklärte aber, die dormaligen Vorgänge in Frankreich von einem ganz anderen Gesichtspunkte zu betrachten, als von dem ein irrefeiertes Volk sie ansehe.

Im Convent entstand großer Lärm über dieses Schreiben: es sei ein Verbrechen, eine Verrätherei, wenn ein General für sich Friedensvorschläge mache; man solle ihn anklagen. Chabot meinte, der Brief sei vielleicht eine Kriegslist. Als Dumouriez nach Paris kam, wurde er darüber vom Convent befragt und meinte, es sei etwas Prahlerei dabei, übrigens habe Dillon nachher die Hessen angegriffen und verfolgt. Derselbe Dillon war es, der am 11. October den Commandanten von Verdun aufforderte, die Festung zu übergeben sammt der Citadelle, wogegen er versprach, den Rückmarsch der Preußen nicht zu beunruhigen und für die Fortschaffung der Kranken zu sorgen. Am 12. October wurde die Capitulation geschlossen.

¹⁾ Langwerth-Simmern, l. c. I, S. 238.

Ummuth
der
Öster-
reicher.

Am 14. October wurde Verdun von den Preußen geräumt; der Hessen, der Österreicher und der Emigranten geschah in der Capitulation keine Erwähnung. Begreiflich, daß die Stimmung der Österreicher bitter und ihr Mißtrauen groß wurde. Von einer Mitwirkung mit den Preußen wollten sie nichts mehr wissen.

Songwy
geräumt.

Leptere beschleunigten ihren Marsch umsomehr, als sie jeden Tag Mannschaft durch Krankheit verloren und die französischen Bauern unerbittlich einzelne, die von der Armee zurückblieben, ermordeten. Am 20. October erreichten die Preußen Songwy, am 22. October wurde Stadt und Festung den Franzosen übergeben. Die französischen Generale waren im Vertrag als Generale der Republik anerkannt. Am 23. October war das französische Gebiet von den Preußen geräumt.

Emi-
granten.

Die Emigranten zogen sich meist in das Lüttichische zurück. Von Preußen wurde ihnen erklärt, daß man ihnen schlechterdings keine Unterstützung mehr zukommen lasse. Das war die Folge der Vereitelung der Hoffnungen, welche sie angeregt hatten. Die Lage der Armen war umso schrecklicher, als ihnen der Convent die Rückkehr nach Frankreich bei Todesstrafe verbat.

Von dem Vermögen, das sie im Vaterland zurückgelassen, konnten sie schwer mehr etwas erlangen; denn auf Cambons Antrag beschloß der Convent, daß alle, welche Gelder oder Geldeswert von Emigranten in Verwahrung hätten, dieselben binnen vierundzwanzig Stunden nach Verkündigung des Beschlusses bei Todesstrafe dem Staatsapparat zu überliefern hätten. Der Freund mußte also den Freund verrathen, der Bruder den Bruder; der Verwandte mußte am Verwandten zum Eidbrüchigen werden, oder das Schafott besteigen. Die heiligsten Grundsätze der Ehre und der Menschlichkeit wurden durch dieses Gesetz mit Füßen getreten.

Tob ihr
Los.

Welche Strafe sollte aber ein Auswanderer erleiden, der den Boden seines Vaterlandes wieder betrat? Tod ohne Rücksicht! Buzot meinte in der Berathung am 23. October: ¹⁾ „Derjenige, welcher aus dem Vaterlande flieht, wenn es in Gefahr ist, und ihm alß seine Kräfte und sein Vermögen entwendet, ist ein Niederträchtiger. Derjenige, welcher es flieht und ihm Feinde erweckt oder selber gegen das Vaterland die Waffen führt, ist ein Verräther; die ersteren müssen mit ewiger Verbannung, die letzteren mit dem Tode bestraft werden. Jedoch muß man auch die ersten mit dem Tode bestrafen, wenn sie ihre Verbannung brechen und es wagen, zurückzukehren.“ Das heißt also: der Emigrant ist hinzurichten. Wenn er nicht kommt, kann man ihn nicht tödten; denn bekanntlich hängen die Nürnberger keinen, sie hätten ihn zuvor. Viele mit den Waffen in der Hand ergriffenen Auswanderer wurden sogleich hingerichtet. Diese Maßlosigkeit des Hasses ist schändlich. Der Engländer Moore nennt diesen Entschluß ungerecht und grausam, weil er keinen Unterschied machte zwischen demjenigen, der sein Vater-

Moore's
Urtheil.

land bloß aus Furcht verließ und keine Partei dagegen nahm, und ihn in der That so hart strafte, als denjenigen, welcher sich mit feindlichen Heeren verband und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurde. „Dieser unsinnige, ungerechte Beschluß verurtheilt Weiber, weil sie furchtsam sind, wie es ihr Geschlecht mit sich bringt, und viele Männer verlieren ihr Leben, ihr Vermögen, und werden dem äußersten Mangel ausgesetzt, die nur auswanderten, um ihr Leben zu schützen, nicht vor dem Schwerte der Gerechtigkeit, sondern vor dem Dolche der Mörder!“ Briefe von Officieren aus dem Condé'schen Corps, die um Verzeihung baten und in französische Dienste eintreten wollten, wurden gar nicht berücksichtigt, selbst wenn siegreiche Generale sie befürworteten.

Leiden
der
Emi-
granten.

Schon Dante schildert, wie bitter das Brot der Verbannung schmecke, und wie schwer der Schritt sei, wenn man fremde Stiegen auf- und abgehe. Selten waren Verbannte größeren Leiden ausgesetzt worden, als jetzt diese französischen Emigranten. Die Sache, für die sie gekämpft, war erlogen. Das Vaterland stieß sie von sich, nachdem es ihnen ihr Besitzthum entzogen, und verbot ihnen die Rückkehr bei Todesstrafe. Diejenigen, an deren Seite sie in Waffen einherzogen, behandelten sie als falsche Rathgeber, nicht mehr als Waffenbrüder, und es beginnen jetzt für sie Jahre der Wanderung in Elend und Jammer. Man kann ihnen die Anerkennung nicht versagen, daß viele auch in der höchsten Noth ihre Würde zu wahren wußten, und auch, als der Sieg ihrer Gegner für die Ewigkeit gefestet schien, immer treu blieben dem Glauben ihrer Väter und der Anhänglichkeit an das königliche Geschlecht.

Condé's
Corps.

Condé's Corps löste sich auf. Ein junger Dichter in demselben schildert den Jammer der Trennung: „Wenn man eine Armee verabschiedet, so kehrt sie in ihre Heimat zurück. Aber hatten die Soldaten der Armee Condé's eine Heimat? Wohin sollte sie der Wanderstab führen, den man ihnen kaum in den Wäldern Deutschlands abzuschneiden erlaubte, nachdem sie die Musfete abgelegt, die sie zur Vertheidigung ihres Königs ergriffen hatten? Man mußte sich trennen; die Waffenbrüder sagten sich noch einmal Lebewohl und schlugen dann verschiedene Wege auf der Erde ein. Ehe sie giengen, nahmen sie alle Abschied von ihrem Vater und Feldherrn. Der alte Condé, mit weißem Haare, der Patriarch des Ruhmes, segnete seine Kinder, weinte über seinen zerstreuten Stamm und sah die Zelte seines Lagers mit dem Schmerze eines Mannes fallen, welcher die väterlichen Dächer zusammenstürzen sieht.“

Chateaubriand.

Diese Worte sind von Chateaubriand, der wie Goethe den Feldzug in die Champagne mitmachte. Der letztere strahlte schon im Glanze seiner Dichtungen; Chateaubriand sollte erst später als Dichter, als Redner, als Geschichtschreiber, als Staatsmann zu unsterblichem Ruhme aufsteigen. Seine Dichtung „Atala“ trug er schon im Manuscripte bei sich während der Belagerung von Thionville, sie rettete ihm sein Leben; zwei Kugeln hätten ihn getroffen, hätte nicht, wie er erzählt, „die ergebene Tochter sich zwischen ihren Vater und das feindliche Blei gestellt“. Eine Wunde, die ihm der Splitter einer Granate am rechten Schenkel beibrachte, war ernst. Dann ward er auch von der Krankheit ergriffen, welche die Preußen traf. An dem Jammer, den er durchmachte, können wir ermessen, wie bitter es seinen Kameraden ergieng. Überall auf dem Wege erblickte man

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 368—370.

steckengebliebene Pulverwägen, Kanonen, umgeworfene Karren, Soldaten, die im Schmutze erstickten oder dem Verscheiden nahe waren. „Beim Übergange in ein geackertes Feld sank ich bis über die Knie ein; meine Kameraden zogen mich wider meinen Willen heraus; ich bat sie, mich liegen zu lassen, denn ich wollte sterben.“ Mit der Hilfe einer Krücke fortkinkend, wusch er seine Wunde an einer Quelle. Die Schmerzen ließen nach, aber die Blattern hatten ihn ergriffen und in Todesgedanken setzte er sich einsam auf einen Rain. „Meine geschwächten Gedanken schwammen in einem Nebel. Die Gestalten meiner Dichtung umschwebten mich, um Abschied von mir zu nehmen. Ich hatte nicht mehr die Kraft der Erinnerung, ich sah in unbekannter Ferne die lustigen Gestalten meiner Eltern und Freunde. Ich glaubte lächelnde Gesichter zu sehen im Laub der Bäume, in den durchsichtigen Wolken, in den Lichtgarben der Sonne. Diese Bilder waren die Musen, welche dem Tode des Dichters beizohnen wollten. Mein Grab, mit ihrer Leier unter einer Eiche der Ardenennen gegraben, würde für den Soldaten und den Reisenden gut genug gewesen sein. — Die Sonne sank; ich begrüßte mit der ganzen Dankbarkeit meiner Gedanken das Gestirn, welches meine erste Jugend in meinen väterlichen Heiden beleuchtet hatte. Wir giengen beide zur Ruh — die Sonne, um strahlender wieder aufzustehen, ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, um nie wieder zu erwachen. In einem frommen Gefühle verlor ich die Besinnung. Das letzte Geräusch, das ich hörte, war der Fall eines Blattes.“

Dem Tode nahe,

genest.

Doch die Jugendkraft siegte; der Dichter erwachte wieder, die Kraft des Fiebers war gebrochen. — Anziehend erzählt er seinen Weg nach Brüssel: wie da österreichische Soldaten ihren letzten Bissen Brot, ihren letzten Trunk aus Mitleid mit ihm theilten; wie in Namur die Frauen ihm mitleidig durch die Stadt halfen; wie er in Brüssel seinen Bruder traf, der ihm noch 25 Louisdors auf den Lebensweg mitgab, und wie er für immer von ihm Abschied nahm. Das Haupt des Bruders fiel später auf der Guillotine. Der Dichter trat aber wieder die Wanderung an in die weite, weite Welt. Wir werden ihm öfter begegnen. —

Betrachtungen über den Feldzug in die Champagne.

Ende des Feldzugs,

Also endete der mit so viel Hoffnung unternommene Zug in die Champagne! An seiner Spitze stand ein ruhmliebender König, dessen Herz vor Verlangen glühte, die königliche Familie aus dem Temple in die Tuilerien zurückzuführen, und den Ruhm als Befreier, als Wiederhersteller des Rechtes und der Ordnung, heimzubringen. Ein Feldherr leitete ihn, der für eine der ersten militärischen Größen des Jahrhunderts galt; ein kampfgewöhntes Heer war bereit, seine Befehle auszuführen, an dessen Fahnen der Sieg gefesselt schien. Nach drei Monaten voll Entbehrungen kehrt es heim ohne Sieg, ohne Ruhm, entmuthigt, krank, stark gelichtet; den Weg, den es zog, erkennt man an den Leichen, die den Boden decken, an den Wagen und Geschützen, die es stehen lassen muß. Mißtrauen herrscht zwischen den bisher zu Sieg und Ruhm Verbündeten; die Gegner aber, die man so leicht niederzuwerfen gedachte, sind siegberauscht und rüsten sich, den Rhein und die Alpen zu überschreiten, Throne zu stürzen und dem alten Europa eine neue Gestalt zu geben!

Ferner, nach großen Opfern an tapfern Männern, an Geld, kein Sieg, aber kein Ruhm, wohl aber die Gewißheit, daß der Krieg fortbauere: man muß den Krieg fortführen, man hat gar keine Wahl zwischen Beendigung und Fortsetzung des Krieges. „Zurückweichen“, schreibt der österreichische Staatsmann Mercy d'Argenteau am 30. October 1792 an das Wiener Cabinet,¹⁾ „hieß den Feind nachlocken, ihm den Weg zu allen umliegenden Staaten öffnen und dort die Brennel der Anarchie und das Feuer eines allgemeinen Brandes verbreiten. Die Niederlande werden zuerst von der französischen Republik verschlungen werden, wenn man sie nicht mit Macht gegen das Eindringen und die geheimen Antriebe der von ihrem Erfolge berauschten Aufwiegler vertheidigt. Man muß sich der Grenzfestungen bemächtigen, damit sie uns zum Damme gegen das Übersfluten der Revolution dienen können, sonst werden sie gegen unsere Feinde Schutz- und Vorrathsorte, aus denen sie gegen uns zum Angriffe stürmen. Man muß also den Krieg fortsetzen, aber die thörichte Hoffnung aufgeben, eine ganze Nation zu fesseln und eine Masse von vier- undzwanzig Millionen niederhalten zu wollen. Man muß endlich die Gegenrevolution und die Emigrierten und für den Augenblick sogar die Absicht aufgeben, die Monarchie in Frankreich wieder herzustellen.“

aber kein Friede.

Mercy d'Argenteau.

„Die Monarchie“, fährt Mercy fort, „wird nur dann wieder erstehen, wenn die Anarchie alle Parteien ermüdet hat und die Aufrihrer keine Kraft mehr haben, und diesem Zeitpunkt werden unberechenbare Ereignisse vorhergehen. Vor den Emigrierten muß man sich hüten, weil sie die Ursache unserer Fehler, unserer Unglücksfälle, unserer Verlegenheiten sind, weil sie allem hinderlich im Wege stehen. An eine Gegenrevolution darf man nicht denken, weil sie, nachdem man sie schon einmal ohne Erfolg versucht hat, unmöglich, auch sogar nach neuen Plänen und mit neuen Mitteln unmöglich ist. Eine Gegenrevolution macht sich auf einmal oder gar nicht. Die Krisis der öffentlichen Meinung entscheidet über das Schicksal der Revolutionen: sie halten sich oder fallen durch diese, und die Gegenwart der Armeen ruft gewöhnlich diese entscheidende Krisis hervor. Die Lütticher, die Brabanter, die Polen haben beim bloßen Anblicke der gegenrevolutionären Heere die Waffen gestreckt.“

Gegenrevolution unmöglich.

„Hält aber die öffentliche Meinung den ersten Stoß aus, so muß man sich von einem zahlreichen Volke, das für seine Unabhängigkeit kämpft und obendrein von dem Fanatismus der Freiheit berauscht ist, keine politische Belehrung, nicht einmal mehr einen Vergleich versprechen. Genöthigt, sich nach Köpfen zu zählen, findet nothwendigerweise die einrückende Armee, daß sie einer ganzen bewaffneten Nation an Zahl nachsteht. Vergebens setzte man diesem Fanatismus der Freiheit, diesem hinreißenden Schwindel und dieser Art von Verzweiflung, welcher alles zur Hülfsquelle und Waffe wird, militärische Zucht und Erfahrung entgegen. So haben ehemals die Schweizer und Holländer und in unseren Tagen die Amerikaner, stark nur durch die öffentliche Meinung, durch Eintracht und Freiheitsliebe, zahlreichen, kriegerischen, wohlgeübten Heeren widerstanden.“

„Die französische Nation ist im Augenblicke des Einrückens der Verbündeten

¹⁾ Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, III, S. 388.

auf ihr Gebiet in die entscheidende Krisis eingetreten und seitdem haben die Häupter der Regierung muthig und erfolgreich die Probe der öffentlichen Meinung bei der neuen Revolution vom 10. August bestanden. Diese Nation hat fremde Heere auf ihrem Boden gesehen und ist in ihren Fäden einig und unerschütterlich geblieben. Also nicht im Augenblicke, wo sie eben diese Heere weichen sieht, die sich in dem von ihnen versuchten Unternehmen beinahe besiegt erklären und die Unmöglichkeit, es durchzuführen, anerkennen — nicht in einem solchen Augenblicke dürfte man sich schmeicheln, den stürmischen Andrang, um welchen diese mehr und mehr verirrte Nation sich schart, aufhalten zu können. In Frankreich gibt es gewiß eine große Zahl Unzufriedener; sie sind aber weder stark, noch kühn genug, um durch den Versuch eines bewaffneten Aufstandes den Bürgerkrieg anzufachen. Die gewandten Häupter der Revolution haben die Geister so zu stimmen gewußt, daß sie einem Bürgerkriege gegen sie vorbeugten. Sie sind jetzt des Erfolges ihrer Pläne ungefähr sicher und der Widerstand der Unzufriedenen hat bis jetzt nur zum Vorwande gedient, um ihre Güter zum Vortheile und zur Unterstützung der Revolution einzuziehen. Man verkauft die Besitzungen der Emigrierten, man hat für mehr als sechzig Millionen geistliche Pensionen unterdrückt, man wird keinen Gottesdienst, keine öffentliche Schuld mehr bezahlen, und so kann man sich unberechenbare Hilfsquellen eröffnen. Also die Gegenrevolution ist sowohl durch die öffentliche Meinung, als durch die Gewalt der Waffen fehlgeschlagen, man muß also darauf verzichten und das Ziel näher stecken.“

Der Krieg und sein Ausgang konnte nur verhängnisvoll werden für den armen König. Derselbe Staatsmann bemerkt: 1) „Die verbündeten Heere haben einige Plätze im Namen des Königs von Frankreich in Besitz genommen. Durch diesen ungereimten Widerspruch befand sich dieser Fürst in dem Falle, mit sich selber Krieg zu führen, sein eigenes Königreich anzugreifen und zu verteidigen, während er unter dem Messer der Meuterer war, die nicht verfehlt haben, diese Gelegenheit zu benutzen, um ihn für diesen Anschein und angeblichen Meineid zu bestrafen.“

Die Fehler, die den üblen Ausgang zur Folge hatten, liegen an den Monarchen, an den Emigranten, vor allem aber am Herzog von Braunschweig. Mercy nennt das Rundschreiben von Padua den ersten Schritt, welcher die Mächte in ein undurchführbares System und auf eine falsche Bahn führte, auf welcher man sich von dem wahren Ziele nur mehr und mehr entfernte.

Die Declaration von Pillnitz dagegen haben die Drohungen eines Kreuzzugs gegen die Unabhängigkeit der französischen Nation bestätigt und verwirklicht. 2) Mercy findet ferner, daß die Noten des Wiener Hofes später wieder in eine gute Bahn einlenkten, indem sie ankündigten, man wolle sich bloß gegen ungerechte Angriffe und selbst gegen den constitutionellen König von Frankreich verteidigen, wenn es diesem nicht gelänge, den Forderungen der Verträge, der Ruhe Europas und der Würde der Regierungen zu entsprechen; bald aber habe der unheilvolle und zu mächtige Einfluß der Emigranten die Höfe von Wien und Berlin wieder in ihre Absichten, Leidenschaften und Sonderinteressen ver-

wickelt und zu dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig geführt, welches keinen Anziehungspunkt darbot, welches niemanden erschreckte, weil es übermäßige Ansprüche und eine unerhörte Strenge ankündigte, welches endlich nichts erlangte, da es das Unmögliche forderte. „Ein Theil Frankreichs blieb bei diesem Aufrufe stumm, der andere beantwortete ihn mit Wuth- und Rachegeschrei. Ungeachtet dieses schrecklichen Fehlschlusses schmeichelte man sich, alles Mangelnde durch Macht zu ersetzen, alle politischen Fehler durch militärische Erfolge wieder gutzumachen. Man ist aber gewissermaßen unter den Auspicien und Farben einer noch von denselben Leidenschaften und denselben Ansprüchen verblendeten Partei, die ihren Untergang verursacht hatte, in Frankreich eingerückt.“

Man sieht aus diesen Textstellen, dieser österreichische Diplomat war ein Mann von scharfem Blicke.

Die politischen Fehler liegen auf den Monarchen, die militärischen auf Braunschweig. Dumouriez hat dieselben in seinen Denkwürdigkeiten eingehend geschildert. 1)

Er findet einen Hauptfehler darin, daß Braunschweig nicht Lafayette's Empörung, seine Flucht mit seinem Generalstabe und die Zerrüttung seiner Armee benützte. Am 21. August floh Lafayette, am 22. besetzten die Preußen das wichtige Longwy. Warum sandte Braunschweig nicht sogleich 30.000 Mann nach Mouzon und Sedan, um die Armee, die ohne Anführer war, in der ersten Bestürzung mit fortzureißen oder zu zerstreuen? Hätten sich Generale von altem Schlage, welche die Soldaten kannten — und deren gab es mehrere in der Armee der Prinzen — bloß mit einer kleinen Abtheilung gezeigt: die Reiterei wäre sicher und ein großer Theil der Linientruppen wahrscheinlich zu ihm übergegangen. Dumouriez bemerkt sehr wahr: 2) „Wenn man sich eines in einer Revolution begriffenen Landes bemächtigen will, wenn man sich einer mächtigen Partei in demselben versichert hält, wenn man einen gefangenen König befreien will, wenn man einen Feldzug zu spät unternommen hat, so muß man, besonders mit einer großen Armee, seiner Stärke durch Geschwindigkeit mehr Schnellkraft geben, und wie ein Ungewitter über die Hauptstadt herfallen, damit das Volk, welches man gewinnen will, nicht Zeit hat, sich zu befinden.“ — Ein rasches Vorgehen auf Mouzon und Sedan hätte die Armee mit fortgerissen oder zerstreut, und wäre ein Staatsstreich nur, trotz den Regeln der Kriegskunst, sicher gewesen, denn sobald diese Armee vernichtet war, blieb weiter kein Hinderniß, sowohl um den Krieg methodisch zu führen, als auch den Zug auf Paris ins Werk zu setzen.

Dumouriez findet Fehler in der Art, wie Braunschweig seine Truppen verwendete. Es bedurfte keiner so großen Armee, um Verdun einzunehmen, und er hätte während der Belagerung mit 20.000 Mann sich der Pässe der Argonnen bemächtigen sollen. Er findet den Fehler in der Säumigkeit des Herzogs. Nach der Einnahme von Verdun läßt er sechs köstliche Tage verloren gehen und zieht nicht sogleich nach Grand-pré, die Franzosen über den Haufen zu werfen, ehe sie Zeit haben, sich zu verstärken. Er weiß nicht, daß Dumouriez aus Mangel an Truppen den Pass bei Chêne-populeux unbesetzt lassen mußte. Der Österreicher

Das Manifest Braunschweigs.

Säumigkeit.

1) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. III, S. 390.

2) Ibid. III, p. 389.

1) Dumouriez, l. c. III, p. 94—108.

2) Ibid. III, p. 97.

Clersfayt überrumpelt den Paß bei Croix-aux-Bois und Braunschweig versäumt es, diesen Sieg auszubeuten, welcher das französische Heer vernichtet hätte. Er läßt Dumouriez entweichen und einen unglaublichen Rückzug machen und ruhig das gute Lager von Saint-Menehould einnehmen; er gibt ihm Zeit, seine beiden Truppenvereinigungen zu bewirken, und versäumt dann wieder eine Gelegenheit, die sich bietet, Dumouriez zum zweitenmale einzuschließen. Endlich greift Braunschweig am 20. September an, aber ungeschickt. Kellermann ist übel aufgestellt und Dumouriez konnte ihm im Anfange gar nicht helfen; er kann Kellermann im Angesichte seines Obergenerals schlagen, wie Hannibal den Minutius im Angesichte des Fabius schlug. Statt durch einen raschen Angriff, dessen Erfolg unfehlbar war, die Sache zu entscheiden, begann er ganz gemächlich eine unnütze Kanonade, die ihm viele Leute kostete und vier kostbare Stunden wegnahm. Statt vor dem Lager in Saint-Menehould zu paradiere, hätte der Herzog nach dem keines Widerstandes fähigen Chalons eilen, dort die Truppen zerstreuen und die Magazine wegnehmen sollen. Dumouriez hätte dann die Champagne preisgeben und hinter die Seine eilen müssen. Die Preußen aber hätten hinreichende Lebensmittel gehabt und den Kriegsschauplatz in der Mitte Frankreichs. Die gegenrevolutionäre Partei, die wirklich bestand, wäre hervorgetreten; der innere Krieg, der sich mit dem Angriffe einer furchtbaren Armee verbunden haben würde, hätte die Gegenrevolution zustande gebracht.¹⁾ Braunschweig ist entweder zu methodisch oder zu langsam zu Werke gegangen, und als er endlich infolge seiner Fehler und der Krankheit seiner Armee und des Mangels an Lebensmitteln sich zum Rückzuge entschließen mußte, war er wieder zu säumig. Jeder Tag, den er durch seine Unentschlossenheit verlor, vermehrte die Leiden, die Verluste und die Gefahren seiner unglücklichen Armee, und wenn er rasch sich zurückzog, hätte er noch Sedan und Montmedy einnehmen und da Winterquartier beziehen können. Sein Feldzug wäre auf diese Art nützlich gewesen, er hätte sich große Erleichterungen zum folgenden Feldzuge verschafft.²⁾

Fehler der Franzosen.

Dumouriez zählt aber auch die Fehler der Franzosen auf. Erstens seinen höchsten Feinden, daß er nämlich den Paß Croix-aux-Bois von Truppen entblößte und von den Österreichern überrumpelt ließ. Dann den Fehler Kellermanns, daß er sein Schlachtfeld mit seinem Lager verwechselte, wodurch die Kanonade bei Balmy veranlaßt wurde. Als dritten Fehler bezeichnet er, daß man die Preußen auf ihrem Rückzuge nachlässig verfolgte, und ruhig durch den Paß von Grand-pré gehen ließ. Er leugnet also einen geheimen Vertrag und daß die Preußen durch Unterhandlungen gerettet worden seien, weil sie auf ihrem Rückzuge nie in dem Fall gewesen seien, abgeschnitten zu werden. Der Rückzug sei in der größten Ordnung vor sich gegangen und mit vielem Glück. Der König von Preußen habe sich persönlich ausgezeichnet, indem er sich beharrlich bei seinem Nachtrab hielt und so viel Festigkeit des Geistes bewies, als er Muth bei dem Gefecht von Balmy zeigte, wo er sich an der Spitze seiner Colonne befand.³⁾

Die Jakobiner.

Schließlich gibt Dumouriez den Jakobinern noch einen Hieb, weil sie ihn beschuldigten, er habe die preussische Armee entkluften lassen. „Die Jakobiner waren von der größten Bestürzung zu der ausgelassensten Frechheit über-

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 102.

²⁾ Ibid. III, p. 103—104.

³⁾ Ibid. III, p. 83.

gegangen. Erst sahen sie schon im Geiste den König von Preußen als Eroberer in Paris ankommen. Als sich das Blatt gewendet, zweifelten sie wieder nicht, den König von Preußen mit Ketten beladen in Paris einführen zu sehen. Diese Bösewichter glaubten, man fange eine ganze Armee ebensolch, wie sie einen Aristokraten oder Gemäßigten in den Straßen von Paris ermordeten.“ Daher ihre Verleumdung gegen ihre Generale und gegen den König — sie brauchten jetzt nicht dankbar zu sein; aus Argwohn, die Generale möchten ihren aufblühenden Plänen sich widersetzen, verleumdeten sie dieselben. Dumouriez klagt über Undank des Vaterlandes gegen seinen Retter, als den er sich selber bezeichnet, und verkündigt schon 1795 der Republik ihren baldigen Untergang: „Sobald das Verdienst zu groß ist, wird es zum Verbrechen und die Dienstleistungen zum Verrath. Das neugeborene Frankreich vereinigt alle Fehler des sterbenden Rom in sich: es vergibt seinen Helden ihre Siege nicht.“¹⁾ —

Undank der Republik.

Dumouriez in Paris.

Also hatte Dumouriez den Ruhm, dem Feldzug in der Champagne eine glückliche Wendung gegeben und Frankreich gerettet zu haben. Er war der Held des Tages.²⁾ Der Sieg gab seiner Seele neuen Schwung. Er griff jetzt mit aller Kraft seinen alten Plan wieder auf, Belgien zu erobern und mit

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 107—108.

²⁾ Die Girondisten, früher durch Dumouriez aus dem Ministerium verdrängt, hatten beschlossen, ihrem Groll gegen ihn zum Vortheil der Republik zu entsagen. Roland hatte dem General geschrieben: „Ich sehe mich wieder im Ministerium. Sie stehen an der Spitze der Armee. Sie haben die Fehler Ihres Ministeriums zu tilgen und das schönste Feld für Ihren Ruhm zu durchlaufen. Sie haben sich in eine Intrigue gegen Ihre Kollegen hineinziehen lassen, aber Sie besitzen einige Ähnlichkeit mit jenen tapferen Römern, die zuweilen kleine Schlichkeiten begehen, über welche sie selbst zuerst lachten, aber sich nichtsdestoweniger wie Verzweifelte schlugen, wenn es die Ehre galt. Diesen Charakterzug, eine Folge unserer früheren Sitten, aber wenig verträglich mit der republikanischen Strenge, muß man Ihnen verzeihen, wenn Sie Siege ersehnen. Sie werden mich im Rathe jederzeit bereit finden, Ihre Unternehmungen zu unterstützen, solange sie das Wohl des Staates zum Zwecke haben, und ich werde Sie als Retter des Vaterlandes lieben, wenn Sie sich aufrichtig seiner Vertheidigung widmen.“ Der Brief stammt sicher aus der Feder der Frau Roland! — Jetzt kam der Sieger von Balmy zur Tafel des Ministers, ein reizendes Bouquet in der Hand. Madame Roland sagte lächelnd: „Das Schicksal macht lustige Streiche und Sie haben schwerlich erwartet, daß ich Sie wieder in demselben Hotel empfangen; aber die Blumen stehen dem Besieger der Preußen um nichts weniger schön, und ich nehme sie mit Vergnügen aus seiner Hand an.“ Am Abend wollte die Roland in die Oper gehen: „Es vertrug sich jedoch weder mit meinem Charakter, noch mit meinen Sitten, mit Dumouriez daselbst zu erscheinen. Als die Gesellschaft fort war, schlug ich Vergniaud vor, mich mit meiner Tochter in die Loge zu begleiten. Die Logenbeschießerin sagte, der Minister sei darin. Erstaunt bemerkte ich Dantons dicke Gestalt, neben ihm Fabre und drei oder vier Frauen von zweideutigem Aussehen. Das Schauspiel hatte begonnen, sie sahen auf die Bühne hinab. Danton neigte sich nach der Nebenloge hin, um mit Dumouriez zu sprechen, den ich erkannte. Ich hatte dies alles mit einem Blicke erschaut, ohne daß jemand in der Loge mich sah. Nun zog ich mich schnell zurück und warf die Thüre zu. Danton und Fabre begleiteten Dumouriez auch in die übrigen Theater, wo er die Schwäche hatte sich zu zeigen. Ich für meine Person habe ihn seitdem nie wieder gesehen. Dennoch hat man uns als Mitschuldige an seinem Verrathe anschwärzen wollen. Dumouriez ist thätig, wachsam, geistreich, tapfer, wie geschaffen für den Krieg und die Intriguen, der Einzige, der die Fähigkeit besitzt, ein großes Heer gut

Man des belgischen Krieges. Frankreich zu vereinigen, wie er selber sagt,¹⁾ mit dem Hintergedanken, Osterreich einen Hauptstreich zu versetzen und es nebst Preußen dahin zu bringen, den Frieden zu wünschen. „Frankreich hatte jetzt die Leiden des Krieges in seinem Innern erfahren. Jetzt war es nach seiner Meinung Zeit, ihn im Ausland zu führen, und da er die Neutralität des Reiches nicht aufheben wollte, so konnte er den Kriegsschauplatz nirgends andershin als nach den Niederlanden verlegen. Übrigens rechnete er viel auf die beständige, längst geäußerte Neigung der Einwohner; wenn er Belgien mit Frankreich vereinigte, gab er Frankreich in dem belgischen Volke einen mächtigen Verbündeten. Er bekam ein Mittel in die Hände, damals Frieden zu machen, seine siegreiche Armee nach Frankreich zurückzuführen und dann deren Einfluss zur Wiederherstellung der Verfassung und folglich zur Wiedereinsetzung des Königs zu benutzen. Denn während dieser Reise bemerkte er nichts, was ihn für das Leben dieses unglücklichen Fürsten hätte besorgt machen können, es sei nun, daß man zu stark sich freute über den Rückzug der Preußen, oder daß die beiden Parteien noch nicht heftig genug gekämpft haben mochten. Marat war dazumal allgemein verhaßt und hatte noch nicht das gräßliche Übergewicht erhalten, wodurch die Nation in alle Arten von Verbrechen gestürzt worden ist.“ Die Freude war in der That groß, überall auf dem Durchzug wurde Dumouriez als Retter begrüßt.

Der General nach Paris, Rascher ließ sich der Kriegsplan in Paris mit dem Minister erörtern, wirksamer waren die Mittel zum Feldzug in unmittelbarem Verkehr mit den Gewalthabern zu erlangen. Aber es war ja seit Lafayette den Generalen verboten, die Armee zu verlassen. Dumouriez war jedoch gewöhnt, sich wenig um die Gesetze zu kümmern, überließ die Verfolgung der Feinde seinen untergebenen Generalen, hielt in Bouzier noch Heerschau über die Truppen, die er gegen Belgien bestimmte, und eilte nach Paris. Dem Kriegsminister schrieb er: „Es ist nicht die Pflicht eines Generals, an der Spitze oder am Ende seiner Colonnen einherzumarschieren, wenn sie nicht unmittelbar vor dem Feinde stehen; ich wende die zehn Tage besser dazu an, mit den Ministern all das zu verabreden, was zum Gelingen des Feldzuges nöthig ist.“

vor dem Convent. Am 11. October traf der Sieger in Paris ein. Am 12. October erschien er vor den Schranken des Convents, der ihn mit rauschendem Beifall empfing.

Doch hatte Dumouriez noch mehr, nämlich ein besonderes Zeichen der Nationalzufriedenheit, erwartet, denn er bemerkt: der Convent habe kaum die Ernennungen gebilligt, die er als General aus Noth oder Willigkeitsgefühl gemacht, statt die alten Republiken in ihrer Dankbarkeit durch Siegesfeste und Triumphfeiern nachzuahmen.²⁾ Dumouriez wußte in seiner Rede die tönensten Saiten anzu-

zu führen; aber er hat nicht Charakter genug für seinen Geist. Ungeduld und Ungestüm machen ihn unbesonnen und voreilig.“ — Roland, Mém., I, p. 384—387 und 447—448.

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 91 ff.

²⁾ Ibid. III, p. 110.

schlagen.) „Die Freiheit triumphirt überall. Geleitet von der Philosophie wird die Welt durchziehen und sich auf alle Throne setzen, nachdem sie den Despotismus niedergeschmettert und die Völker erleuchtet hat. Die Verfassung, an der ihr gerade arbeitet, wird die Grundlage des Glückes und der Verbrüderung aller Völker werden. Der gegenwärtige Krieg wird der letzte sein und die Tyrannen und die Bevorrechteten werden, in ihren verbrecherischen Berechnungen betrogen, allein die Opfer dieses Kampfes zwischen Willkür und Vernunft sein. — Die Armee hat sich um das Vaterland verdient gemacht. Als ich ihre Führung am 28. August übernahm, war sie auf 17.000 Mann herabgeschmolzen und durch Verräther in Verwirrung gebracht. Dennoch zitterte sie weder vor der Übermacht, noch vor der Heißheit, noch vor den Drohungen, noch vor der Grausamkeit und den anfänglichen Erfolgen von 80.000 Despotenknechten. Die Engpässe des Argonnerwaldes wurden die Thermopylen, wo diese Handvoll Soldaten der Freiheit vierzehn Tage hindurch jenem furchtbaren Heere einen gewaltigen Widerstand entgegensetzten. Glücklicher, als die Spartaner, wurden wir vom gleichen Geiste derer unterstützt, mit denen wir uns im unersteigbaren Lager von Saint-Menehould vereinigten. In ihrer Verzweiflung wagten die Feinde einen Angriff, welcher der kriegerischen Laufbahn meines Genossen und Freundes Kellermann einen neuen Sieg hinzugefügt hat.“ — Diese Anerkennung, daß eigentlich Kellermann das Verdienst des Sieges von Valmy gehöre, macht dem Herzen Dumouriez' Ehre.

Dann erging sich Dumouriez im Lobe seiner Krieger: „Sie entfalteten Tugenden, ohne welche sogar der Muth schädlich wird. Sie zeigten Brutalität in ihre Führer, Gehorsam, Geduld und ertrugen standhaft die Beschwerden. Der Boden ist dort dürr, es fehlt an Holz und Wasser. Die Deutschen werden noch lange daran denken. Ihr Blut, welches dort den Boden tränkte, wird ihn vielleicht befruchten. Das Wetter war sehr regnerisch und kalt, unsere Soldaten waren schlecht gekleidet, ohne Stroh, um sich darauf zu legen, ohne Decken, bisweilen zwei Tage ohne Brot — und doch habe ich sie nie murren gehört. Ihrem Singen und ihrer Fröhlichkeit nach hätte man diese fürchterliche Stelle für ein Lustlager halten können. — Die Hoffnung, zu siegen, hielt sie aufrecht! — Ihre Beschwerden, ihre Entbehrungen erhielten den Lohn; der Feind ist unter dem Hunger, dem Elende und der Krankheit erlegen. Jene furchtbare Armee ist auf der Flucht und zählt kaum noch die Hälfte. Leichname und gefallene Pferde bezeichnen ihren Weg. Kellermann verfolgt sie, während ich mit einer gleichen Anzahl den unglücklichen Belgiern zuhülfe kommen will. Ich bin nur auf vier Tage hiehergereist, um mit dem Minister den Winterfeldzug zu verabreden. Ich ergreife diese Gelegenheit, um Ihnen meine Huldigung darzubringen, und werde mich würdig zeigen, Söhne der Freiheit zu befehligen und die Gesetze aufrecht zu erhalten, welche das selbtherrliche Volk sich durch Ihren Mund selber geben wird.“

Also senkte sich das Schwert des Siegers vor dem Convente. Der Präsident drückte die Zufriedenheit der Versammlung aus und mahnte ihn, in seinem Eifer fortzufahren und seine Waffenbrüder auf dem Wege der Ehre und der Freiheit zu leiten und sich neue Ansprüche auf die Achtung und die Dankbarkeit der Republik zu erwerben.

Dumouriez' Adjutanten überreichten dann der Versammlung eine Fahne, welche die Soldaten den Emigranten wegnahmen, die theils in Stücke ge-

¹⁾ Hist. parlem., XIX, p. 286—288. — Dumouriez, Mém., III, p. 405—407.

Fahne der Emigranten. hauen, theils geflohen seien. Auf Vergniauds Antrag beschloß die Versammlung, diese Fahne solle durch Hentershand auf dem Schafott zerstört werden, während die den Preußen und Oesterreichern abgenommenen Fahnen im Saale des Conventes aufzuhängen seien. Andere Officiere legten das Ludwigskreuz auf den Tisch der Versammlung; einige Tage später, am 15. October 1792, erklärte Manuel dieses Zeichen der Tapferkeit für einen Flecken auf einem Kleide; in einer Republik dürfe ein solches Andenken der Sklaverei nicht geduldet werden und alle Inhaber desselben hätten es dem Convente auszuliefern.

Dumouriez bei den Jakobinern. Mit den Wölfen muß man heulen, war ein Grundsatz des findigen Dumouriez. Am 14. October erschien er bei den Jakobinern. Santerre führte ihn auf.

Santerre und Dumouriez. Der eitle Bierbrauer von Saint-Antoine zeigte sich gerne öffentlich mit dem siegreichen Verteidiger des Vaterlandes, ein Schimmer von dessen Ruhm fiel unwillkürlich auf den breitbrustigen Commandanten, der wegen seiner „großen Verdienste um den 10. August“ vor kurzem die Würde eines Brigadegenerals erhalten hatte. Der schlaue Dumouriez ließ sich das gefallen: er brauchte zum Feldzuge nach Belgien eine Menge Kanonen und Wagen, welche der Bürgerwehr von Paris gehörten, und die er ohne Santerres Zustimmung nicht erhalten konnte.

Robespierre. Beim Eintritte in den Saal umarmte der General den neuen Gebieter, Robespierre, was Beifall erweckte und von seiner Seite berechnet war; denn er war nur einmal im Jakobinerclub gewesen, damals, als er sein Ministerium antrat,¹⁾ und seitdem Gegenstand vieler ungünstigen Beurtheilungen geworden. „Mitbürger, Brüder und Freunde,“ hob der General an,²⁾ „ihr habt eine schöne Epoche begonnen. Ihr habt die alte Geschichte Frankreichs zerrissen, welche nichts war, als ein Gemälde des Despotismus. Eine neue Ära beginnt mit dieser Revolution, welche unseren Armeen Begeisterung und uns den nöthigen Muth gegeben hat, überlegene Streitkräfte zurückzuweisen; die Mühen, das Elend, der Hunger haben uns nicht müde gemacht, nicht erschreckt; wir sind muthvoller als je. Wir geben den Despoten das zurück, was sie uns anthaten. Von jetzt bis zu Ende des Monats hoffe ich 60.000 Mann unter mir zu haben, mit denen ich die Könige angreifen und die Völker von der Tyrannei erretten will.“ — Diese Anekdote erlangte Beifall und wurde im echten Sansculottenton von Danton beantwortet:³⁾ „Als Lafayette, dieser gemeine Verschnittene der Revolution, die Flucht ergriff, haben Sie der Republik Ihre Dienste gewidmet, indem Sie nicht an ihrer Rettung verzweifeln. — Sie haben unsere Brüder zusammengeschart und seitdem mit Geschick jene Stellung behauptet, welche den Feind zugrunde richtete, und haben Sie sich wohl um das Vaterland verdient gemacht. Eine noch schönere Laufbahn steht Ihnen jetzt offen: daß nämlich die Pike des Volkes das Scepter der Könige zerbricht, und daß die Kronen vor dieser rothen Mütze fallen, womit Sie die Gesellschaft beehrt hat. Gehen Sie jetzt, General, um durch neue Dienste diejenigen, welche Sie dem Vaterlande soeben erweisen haben, noch zu überrreffen, und uns darüber zu trösten, daß Sie den Despoten von Preußen nicht gefangen nach Paris gebracht haben. Kommen Sie dann zurück, unter uns Ihren Wohnsitz

Danton's Antwort. Sie der Republik Ihre Dienste gewidmet, indem Sie nicht an ihrer Rettung verzweifeln. — Sie haben unsere Brüder zusammengeschart und seitdem mit Geschick jene Stellung behauptet, welche den Feind zugrunde richtete, und haben Sie sich wohl um das Vaterland verdient gemacht. Eine noch schönere Laufbahn steht Ihnen jetzt offen: daß nämlich die Pike des Volkes das Scepter der Könige zerbricht, und daß die Kronen vor dieser rothen Mütze fallen, womit Sie die Gesellschaft beehrt hat. Gehen Sie jetzt, General, um durch neue Dienste diejenigen, welche Sie dem Vaterlande soeben erweisen haben, noch zu überrreffen, und uns darüber zu trösten, daß Sie den Despoten von Preußen nicht gefangen nach Paris gebracht haben. Kommen Sie dann zurück, unter uns Ihren Wohnsitz

¹⁾ Vergl. Bd. XV dieses Werkes, S. 413. — Wegen Santerre: Dumouriez, Mémoires, III, p. 136.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 309.

³⁾ Ibid. XIX, p. 309—310 und die Version dieser Rede bei Robespierre, Deuxième lettre à ses commettans, ibid. p. 311.

aufzuschlagen, und Ihr Name wird einen Platz haben auf den schönsten Blättern unserer Geschichte.“

Dumouriez bei den Jakobinern. Man sieht, auch Danton verstand mit den Wölfen zu heulen. Übrigens fand Dumouriez Gefallen an Danton, und er rieth den Girondisten, ihn zu schonen und sich mit ihm zu verbinden. „Wären sie verständig genug gewesen, sich mit ihm zu verbinden, so hätte er die wilde Partei Marats zu Boden gestürzt, die Jakobiner gezähmt oder gar vernichtet, und vielleicht hätte Ludwig XVI. ihm das Leben verdankt. Allein er ist aufs äußerste gebracht worden und hat seiner Rachsucht alles aufgeopfert. Bei einer scheußlichen Außenseite“, sagt Dumouriez,¹⁾ „hatte Danton ein hartes, ungestüm leidenschaftliches Herz; er war sehr unwissend, sehr roh, hatte aber sehr viel natürlichen Verstand, viel Stärke und Nachdruck im Charakter. Er allein hatte in Paris noch Muth, als die Preußen anrückten, und widersetzte sich, daß man den König und den Convent hinter die Loire bringe.“

Aber so ganz ungeschoren sollte Dumouriez nicht aus dem Jakobinerclub hinauskommen. Ein ehemaliger Schauspieler schwang sich auf die Tribüne, Collot d'Herbois, und hielt an Dumouriez eine Predigt, von der Robespierre sagt, man könne daraus erkennen, bis zu welchem Grade die Freiheit die Seele und das Genie der Menschen steigerte.²⁾

„Dumouriez!“ schrie er ihn an, „bring deinen Kameraden die Beweise unserer Achtung und unserer Dankbarkeit. Was dich selber anlangt, hast du bisher die Ehre gehabt, sie zu befehligen, und hast dich bis jetzt wenigstens der Ehre würdig gezeigt. Gestehe es nur, es ist schon viel, ein General an der Spitze eines Heeres freier Männer zu sein; gestehe es nur, daß die Könige dir keine so schönen Geschenke geben konnten, als du jetzt bekommst — durch das Vertrauen des französischen Volkes. Ach, wie sind die Trabanten des Despotismus schwach und furchtsam gegenüber den Soldaten des Vaterlandes! Wie fliehen sie schnell bei ihrem Anblicke! Wie rasch erlosch der Ruhm dieser einst in Europa so gerühmten Feldherren vor den ersten Entwürfen der Generale der Republik! Wie klein erscheint dieser so viel gefeierte Braunschweig dir gegenüber, Dumouriez! Erkenne darum die Macht und die Wunder der Freiheit! Die Freiheit verlangt nicht allein Tapferkeit, das ist eine ganz gewöhnliche Eigenschaft, sondern helbenhafte Geduld, edelmüthige Liebe zum Vaterlande, hochherzige Hingebung an die Menschheit; für all diese Regungen waren die Herzen deiner Vorgänger verschlossen. Wir sind oft getäuscht worden und sind darum argwöhnisch oder vielmehr wir müssen es sein. Aber du wirst uns nicht betrügen! Ganz Frankreich beobachtet dich; du hast nur zu wählen zwischen Unsterblichkeit und Ehrlosigkeit, zwischen der Achtung der Welt und dem Fluche und der Rache der betrogenen Menschheit! du kannst nicht schwanken, du weißt ganz gut, daß es nichts Größeres gibt als den Titel: Wohlthäter der Menschheit und Begründer der Freiheit der Völker. Wäre dein Vaterland auch dankbar, du fändest deinen Lohn in deinem Thun und deinem Ruhme. Wähle nur große Vorbilder; denke nur an Themistokles: als er aus dem Vaterlande, das er gerettet, fliehen und bei denen, die er besiegt hatte, Schutz suchen mußte, schlug man ihm vor, ein Heer gegen sein Vaterland zu führen. Doch er

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 117.

²⁾ Deuxième lettre à ses commettans.

sagte: „Dieses Schwert wird nie den Tyrannen gegen Griechenlands Freiheit dienen!“ — und stieß es sich in die Brust. Schütze dich vor den Verführungen des Ruhmes; bedenke, daß die Generale der Republik mit den Tyrannen keinen Vergleich abschließen dürfen! Krieg auf Leben und Tod! Hüte dich vor den Schlingen der Schmeichler! du mußt doch selber gestehen, daß du den König von Preußen allzu artig behandelt hast. Doch Oesterreich soll für alles herhalten! 1) Laß doch dieses verfluchte Geschlecht all die Schmach bezahlen, die es der Menschheit angethan hat. Du wirst jetzt bald nach Brüssel kommen. Die Größe deiner Sendung wird dir all das eingeben, was du thun sollst, und triffst du das heillose Weib, was dort herrscht (die Erzherzogin Maria Christina), so erinnere dich daran, was die Gerechtigkeit unterdrückter Völker verlangt. Wie viel Gutes kannst du dort thun, welche göttliche Wollust genießen, einem Volke das Glück und die Freiheit zu geben! Welche süße Thränen werden da fließen! Die Mütter werden dich ihren Söhnen zeigen und sagen: die Franzosen sind die Wohltäter der ganzen Welt. Erröthend werden dir die Mädchen den Kranz aufsetzen und gestehen: die schönste Aussteuer ist die Freiheit!“ Collot d'Herbois fügte noch bei: „Wir haben gesagt, du wirst Brüssel erobern; du wirst meine Frau dort finden und du wirst sie küssen.“ So predigte der spätere Würgengel der unglücklichen Stadt Lyon die Pflicht, für Menschenwohl zu wirken.

Antwort Dumouriez'. Dumouriez heute wieder einmal mit den Wölfen und antwortete, diese herrliche Rede bleibe ewig in seine Seele eingegraben und werde nicht nur ihm, sondern auch der ganzen Nation von Nutzen sein, und darum beantrage er ihren Druck, der dann auch sogleich einstimmig beschlossen wurde. —

Marat und Dumouriez.

In Republiken wirkt der Neid am mächtigsten. Der Glanz von Dumouriez' Ruhm that namentlich den Augen Marats wehe und aus seinem wirklichen Verdienste um Wiederherstellung der Kriegszucht entnahm er den Stoff zu einer Anklage.

Die Föderierten. Dumouriez bewies Klugheit, Eifer und Muth der Unbändigkeit der Föderierten gegenüber. Acht Bataillone solcher Föderierten waren in seinem Heere, sie hatten überall auf dem Durchzug die größten Ausschweifungen begangen, hatten einigen Officieren, welche sie wieder zur Ordnung bringen wollten, den Kopf abgehauen, anderen die Epauletten und das Ludwigskreuz abgerissen und einen Oberstlieutenant, der sich dagegen wehrte, ermordet. 2) Dumouriez selber erklärten sie kurzweg für einen Verräther, welcher die Armee verkauft hätte. Von ihnen gieng auch auf dem nächtlichen Marsche das Geschrei aus, alles sei verloren. Achtundzwanzig dieser Flüchtlinge ließ er deshalb die Augenbrauen und die Haare abscheren, die Uniform ausziehen und jagte sie als Feiglinge von der Armee fort. Im Lager von Saint-Menehould drohten andere, sie wollten dem General schon den Kopf zurechtlegen, und wollten keine Epauletten, kein Ludwigskreuz, keine gestickte Uniform mehr dulden. Dumouriez wies diesen Bataillonen ein besonderes Lager an und umstellte sie mit treuen Truppen und fuhr

1) Buchez et Roux. l. c. XIX, p. 310—314. L'Autriche paiera tout.

2) Dumouriez, l. c. III, p. 112—115.

an: „Ihr Leute da, denn ich kann euch weder Mitbürger, noch Soldaten, noch meine Kinder nennen, schaut hier vor euch das Geschütz und hinter euch die Reiterei! Ihr habt euch durch Verbrechen entehrt, ich dulde jedoch weder Mörder noch Henker um mich. Bei der geringsten Meuterei lasse ich euch in Stücke hauen. Bessert ihr euch aber, betragt ihr euch wie die tapfere Armee, die ich zu führen die Ehre habe, so werdet ihr einen guten Vater in mir finden. Die Bösewichter unter euch, die beauftragt sind, euch zu Verbrechen aufzureizen, müßt ihr von euch austreten oder mir anzeigen.“ Dies wirkte. Die Truppen betrugten sich fortan sehr gut und gehörten zu seinen treuesten und tapfersten Soldaten. 1) Hier erreichte Dumouriez durch Klugheit und Muth sein Ziel.

In Réthel aber unter General Chasot waren zwei Pariser Bataillone (das eine hieß das republikanische, das andere führte von der Section Mauconseil den Namen), die, von einem Baumeister Paloy befehligt, wie Cannibalen sich benahmten. Vier preussische Flüchtlinge waren dort angekommen, Dienst unter französischer Fahne begehrend. Drei wollten in ein Dragoner-Regiment eintreten und der vierte, ein Chirurg, stellte sich dem General Chasot zur Verfügung. Paloy aber sagte zu seinen „Aposteln“, das seien Emigranten; er mißhandelte die Fremden und sagte ihnen ins Gesicht: „Ich habe den Parisern vier Emigrantenköpfe versprochen, ich werde ihnen eure Köpfe in Weingeist und in einer bleiernen Kiste versiegelt zusenden.“ Am andern Morgen verlangten seine Leute von Chasot die Hinrichtung der „vier Emigranten“. Er that alles, die Unglücklichen zu retten. Die Wildlinge riefen aber: „Wenn der General unserem Verlangen widerstrebt, so muß man ihn selber abthun.“ Chasot ließ Generalmarsch schlagen, als wenn der Feind annahnte; die Meuterer reichten sich aber nicht um die Fahne, sondern hieben die Unglücklichen zusammen, tanzten eine Carmagnole um die Leichen und riefen: „So behandelt man die Aristokraten!“ Als Dumouriez davon hörte, befahl er Beurnonville, die beiden Bataillone zu unzingeln, ihre Fahnen an ihre Sectionen, sie selbst mit gebundenen Händen nach Paris zurückzuschicken und sie dort bestrafen zu lassen. Beurnonville vollzog den Auftrag mit Klugheit und Muth und befahl ihnen, die Fahnen und Gewehre abzugeben. Da erkannten die Soldaten die Größe ihres Vergehens, knieten nieder und flehten um Gnade. Beurnonville gab ihnen Gewehre und Fahnen zurück, nachdem sie zweiundvierzig Anstifter ausgeliefert hatten. Die beiden Bataillone gehörten bald zu den besten der Armee.

Paloy entfloh nach Paris und meldete Marat, was geschehen. Es ist derselbe Paloy, welcher unter dem Vorwand, die Tuilerien nach dem 10. August wieder einzurichten, den Brachtbau entstellte und eine große Summe hiefür anrechnete, und welcher es betrieb, daß von den 500.000 Francs, die für den Unterhalt der königlichen Familie ausgeworfen waren, der größte Theil zur Abtragung von Nebenbauten des Temple verwendet wurde. — Marat ergriff mit Begier diesen Anlaß, um über Dumouriez und die Aristokratie der Officiere überhaupt herzufallen.

Dumouriez wußte dies und besuchte in Paris das Stadtviertel der Lombarden, aus dem eines dieser Bataillone war, rühmte das Bataillon, unter dem sich aber einige Bösewichter eingeschlichen, die es jedoch selber fortgejagt habe. Dem Bataillon selber habe er jetzt beim Krieg gegen Brabant den Ehrenposten angewiesen, und er enthusiastisierte damit die Versammlung, namentlich

1) Dumouriez, l. c. p. 55—56.

als er beim Abschied sagte: „Ich kann euch nicht alle umarmen; ich umarme euch also in der Person eures Präsidenten.“ — So glaubte denn Dumouriez Marat den Boden unter den Füßen weggezogen zu haben, der aber heftete sich wie ein bissiger Hund an seine Fersen, zog in der Sitzung des 16. October bei den Jakobinern über die Mißhandlung von Bürgern los und erreichte den Auftrag, daß er mit zwei Abgeordneten diesen Abend noch den General aufsuchen und zur Rede stellen solle. Als bald machte sich Marat mit den beiden andern auf den Weg. Wie Marat selber erzählt,¹⁾ war es schwer, Dumouriez zu finden. Es hieß, er sei im Theater; dort sagte man aber, er sei schon nach Hause gegangen. Marat suchte ihn in seiner Wohnung, da hieß es aber, er speise in der Stadt. Marat ließ sich jedoch durch all diese Schwierigkeiten nicht abschrecken, denn der Haß macht findig und ausdauernd: er erreichte sein Ziel.

„Dem Sohne des Mars gab ein Kind Thalias“ in der Straße Chanteraine ein Fest.²⁾ Bei der schönen Julie Talma und bei ihrem durch seine Kunst berühmten Gatten war zur Verherrlichung des Siegers von Valmy alles geladen, was Paris damals an Geist, Schönheit und Ruhm Hervorragendes besaß. Hier war das alte Paris der feinen Tonart beisammen. In diese schönen Säle dringt nun auf einmal der schmutzige Marat, den Kopf mit einem blauen Schnupftuch umwunden, die Brust halb bloß, in unsauberen Kleidern und Stiefeln, schreiend und mit herrlichem herausfordernden Blick. Er stößt zuerst auf Santerre, nimmt den Verlegenen am Arm und zwingt ihn, daß er ihm Dumouriez zeige. „General,“ fährt er diesen an, „ich komme im Namen der Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit, um Sie wegen der Maßregeln gegen zwei Bataillone Freiwilliger zur Rede zu stellen. Man kann doch nicht glauben, daß 1200 Mann ohne einen wichtigen Grund sich zu Ausschreitungen fortreißen ließen. Da muß etwas anderes dahinterstecken: man sagt, die Ermordeten waren Emigranten.“ — „Und wenn es Emigranten waren!“ entgegnete Dumouriez. — „Die Emigranten“, antwortete Marat, „sind Rebellen und Ihre Behandlung der beiden Bataillone ist unverzeihlich.“ — „Wer sind Sie denn, daß Sie so mich zur Rede zu stellen wagen?“ frug Dumouriez, als ob er Marat bisher nicht gekannt hätte. — „Sie wollen wissen, wie ich heiße? gut, ich bin Marat.“ — „Ach so, Sie sind also der Mensch, der Marat heißt?“³⁾ rief der General, indem er ihn mit dem Blicke der Verachtung von oben bis unten maß; „mit Ihnen habe ich nichts weiter zu reden. Gehen Sie zum Kriegsminister, der hat alle Acten.“ — Marat fährt fort zu schreien, da stürzt aber Talma auf ihn los, packt ihn am Arm, schaut ihn mit der Miene der Drohung an, wie sie nur dem berühmten Schauspieler zugebote stand, und fährt ihn mit Donnerstimme an: „Bürger Marat, mit welchem Rechte kommst du daher, unsere Frauen und Schwestern zu beschimpfen?“ — und führt den Erschreckten hinaus. Seine Begleiter folgen ihm. Ein Wikopf nimmt sogleich eine Räucherpfanne und räuchert ihnen nach, gleich als ob die Zimmer verpestet wären. Unter allgemeiner Heiterkeit beginnt das Fest von neuem. Der Ball war aber noch nicht zu Ende, als schon ein Artikel über „die große Versammlung der Feinde der Revolution und der Girondisten bei Talma“ erschien.⁴⁾ Zehn Nummern hindurch fuhr Marat mit immer neuen Verleumdungen fort,

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 317.

²⁾ Ibid. XIX, p. 317.

³⁾ „Ah! c'est vous qu'on appelle Marat!“

⁴⁾ „Grande conspiration, découverte par l'ami du peuple. Grand ressemblement des Girondins et des Contrerévolutionnaires chez Talma.“

Dumouriez anzugreifen, nannte ihn einen Verräther, weil er den König von Preußen nicht gefangen nach Paris gebracht habe, einen Sardanapal, und drückte sein Erstaunen aus, daß das Volk noch an die Reinheit seiner Gesinnung und an die Klugheit dieses Verehrers der Nymphen der Oper glauben könne. Im Jakobinerclub klagte er Dumouriez wie Chasot als Aristokraten und Verräther an. Doch erreichte er keinen Beschluß; denn man hielt es für unklug, einen General zu verfolgen, der soeben der Republik so große Dienste geleistet. Dagegen wurde Marat im „Landboten“ von Gorsas mit Spott überschüttet, wie diese Figur der Apokalypse von zwei gleich mageren Schindmähren begleitet, im Saale, wo so viel Schönheit vereint war, erschienen sei, um Dumouriez auf die Folterbank zu setzen. Der General schein Angst gehabt zu haben; denn er habe ihm den Rücken gekehrt.¹⁾

Marxen sind zähe in ihrem Hasse. Am 28. October erhielt Marat nach langem Warten im Convente endlich das Wort, da er eine „Aufklärung von höchster Wichtigkeit zu machen habe“. Eine große Verschwörung sei gegen ihn angeklüftet. Lange kam er nicht zum Gehöre vor dem Lachen und Murren in der Versammlung. „Ich bitte um Stille, Herr Präsident!“ rief er. — „Ich kann Ihnen das Wort geben, aber ich kann die Versammlung nicht zwingen, still zu sein.“ — „Es gibt eine Verschwörung gegen mich. . .“ Wieder allgemeines Gelächter. — „Hinterlistige Minister, treulose Generale fälschen die Acten, welche sie uns schicken, und haben die Versammlung zu einem blutgierigen Beschlusse fortgerissen.“ — „Was sagt da der Blutmenschen Marat?“ rief die Versammlung. Nun zählt Marat alle Schritte auf, die er gethan habe, um über das Ereignis in Bethel ins reine zu kommen, nennt bald Chasot, bald Dumouriez einen Verräther unter dem steigenden Murren der Versammlung und rühmt seine Verdienste um die Freiheit. „Ich weiß, daß ein großer Theil der Versammlung mich ungern sieht.“ — „Alle, alle; wir verabscheuen dich!“ — Der Präsident läßt hierauf die Actenstücke verlesen, die einen überwältigenden Eindruck gegen Marat hervorbringen, der zuletzt behauptet, die Bataillone hätten nur insofern gefehlt, indem sie selbst Justiz übten, denn die vier Ermordeten seien Emigranten gewesen, und Emigranten seien dem Tode verfallen.²⁾

Kersaint brachte die Verhandlung zum Abschlusse, indem er actenmäßig nachwies, wie der Mord der Bier die französische Armee beschimpft, wie die beiden Bataillone die Mörder selber ausgeliefert hätten, wie sie ihr Vergehen bereut und ihre Generale selber Thränen vergossen hätten, und wie sie jetzt die eifrigsten seien, im Blute der Feinde den Flecken auf ihrer Fahne abzuwaschen. Unter den Anstiftern, die sie ausgeliefert, seien zehn hingerichtet worden. Die vier vermeintlichen Emigranten seien allerdings geborene Franzosen, die aber durch frühere Schicksale unter preussische Regimenter kamen, und die erste Gelegenheit ergriffen, um zu ihren Landsleuten zu fliehen und für die Freiheit zu kämpfen; statt brüderliche Ausnahme hätten sie im Vaterlande den Tod gefunden. Man müsse einen Schleier über diese unselige That werfen. — Boileau fragte noch, ob man auf einen Mann, der in einem Straßenanschlage für die Mörder Bürgerkronen verlangte und der nur Unruhe in der Versammlung erzeuge, noch weiter hören dürfe, ob die Rednerbühne nicht besudelt sei, sobald Marat sie besteige? Für jeden andern wäre der Eindruck dieser Versammlung ein niedererschmetternder gewesen.³⁾ —

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 317—320.

²⁾ Ibid. XIX, p. 329—334.

³⁾ Ibid. XIX, p. 334—336.

Custine erobert Mainz und besetzt Frankfurt.

Die Rheinarmee. Während Dumouriez in die Pässe des Argonnerwaldes eilte, um die Preußen aufzuhalten, und Kellermann aufgeboten wurde, sich mit ihm zu vereinigen, blieb die Rheinarmee unter Biron, der in Straßburg stand, in Unthätigkeit, denn seine linke Flanke war bloßgestellt. Da betrieben die Emigranten, daß die österreichische Abtheilung unter Erbach, welche den Rhein gegen die Franzosen decken sollte, zur Belagerung von Thionville verwendet werde, denn diese Festung werde dann bald fallen. Sie fiel aber nicht, ihr Befehlshaber Wimpfen war ein tapferer Mann, der alle Mittel der Vertheidigung anzuwenden verstand, und der fiete Regen hemmte die Belagerer. Durch den Abzug der 7000 Oesterreicher unter Erbach nach Thionville war nun die Rheingegend unbesetzt und die Gefahr für Deutschland umso größer, als der Kurfürst von der Pfalz sich für neutral erklärte hatte. Da waren eine Menge kleiner Staaten, reiche Stifte, alte Städte und gefüllte Magazine, eine große Beute leicht zu gewinnen. Custine, der auf Vorposten bei Weißenburg stand, bat Biron um Erlaubnis zu einem Zuge gegen Speyer: „Man müsse die deutschen Magazine zerstören, von Adel, Geistlichen und Beamten Kriegsteuer erheben, das Volk aber schonen und die Pfaffengasse, so nannte er die rheinischen Bisthümer, heimsuchen.“¹⁾ Er erhielt die Erlaubnis und sammelte ein Heer um Landau, 13.000 Fußgänger, 4000 Reiter und 40 Kanonen.

Custine. Adam Philipp Graf von Custine, geboren zu Metz 1740, gehörte zu jenen Edelknechten, welche aus Ehrgeiz der Revolution sich zuwandten. Jung noch trat er in die Armee, machte den siebenjährigen Krieg mit und bekam durch die Kunst Choiseuls ein Regiment. Als Oberst machte er den Krieg in Nordamerika mit, mußte aber wegen einer handgreiflichen Beleidigung, die ihm an der Spitze seines Bataillons widerfuhr,²⁾ den Abschied nehmen. In der Revolution verschaffte ihm Lafayette wieder eine Stellung und dem Volke waren die Überläufer aus den Reihen des Adels willkommen. In der constituierenden Versammlung sprach Custine für Einziehung der Güter des Clerus, gegen die Rechte des Adels, doch brachte er es als Redner zu keiner Bedeutung. Jetzt sollte er als Heerführer gegen Deutschland auf leichte Weise sich einen Namen erwerben. Die Verkommenheit deutscher Zustände verhalf ihm dazu.

Speyer. Das große kaiserliche Magazin zu Speyer wurde nur von 3000 Mann, 2000 Mainzern und 1000 Oesterreichern, bewacht. Zum Unglücke war diese Mannschaft in lauter kleine Abtheilungen zersplittert. Der Oberst Winkelmann erhielt Kunde vom Plane der Franzosen, bat um Verstärkung, erhielt aber keine.

¹⁾ Klein, Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation 1792 bis 1793. Mainz 1861.

²⁾ Der erste Officier schoß sich, weil er für eine Beleidigung von seiner Seite keine Gemüthung erlangen konnte, eine Kugel durch den Kopf. Custine verspottete den Todten noch auf der Parade („Il ne s'est pas brulé la cervelle, il y a longtemps qu'elle était calcinée“), worüber die Officiere so empört wurden, daß sie den Obersten körperlich mißhandelten.

Desungeachtet leistete er am 29. September der sechsfachen Übermacht der Franzosen — sie kamen mittags 17.000 Mann stark — vor den Thoren der alten Reichsstadt drei Stunden lang mannhafsten Widerstand, endlich mußte er der Übermacht weichen und zog sich durch die Stadt dem Rheine zu; einige Gefinnungsgenossen der Franzosen gaben aus den Häusern Feuer auf die sechtenden Deutschen. Die 2000 Mainzer waren meist junge, an das Feuer nicht gewöhnte Soldaten, die 1000 Oesterreicher aber wehrten sich am Rheine noch wie Löwen. Doch kein Rahn war da, sie auf das andere Ufer des Stromes zu retten; sie mußten sich also kriegsgefangen ergeben, die Officiere versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu dienen. Die Gemeinen wurden nach Straßburg gebracht, wo man sie bearbeitete, in Briefen an die Heimat die Schönheit französischer Zustände zu schildern, um der Verbreitung der Revolution in Deutschland Vorschub zu leisten. Die Zeitungen hatten dies bisher schon in reichem Maße gethan. Jffland wundert sich in seinen „Blicken in die Schweiz“, wie die Regierungen das ungeschente Werben für die Revolution so unvorsichtig dulden könnten, und erzählt, wie sich über die Vorlesung der Zeitungen die Bauern am Weine erhitzten, über eingebildetes oder wirklich erkittenes Unrecht klagen und zuletzt eine andere Welt verlangen, worin der Bauer Herr ist, und meint, der Brand der Schüssler werde bald beginnen. — „Wahrlich, ich bin erstaunt über die Gleichgiltigkeit so vieler Großen gegen das Gift, das auf diese Art so offenbar und täglich unter ihren Augen ausgestreut wird. Was kann diese Gleichgiltigkeit veranlassen? Eigenliebe? der Glaube: ‚Bei uns ist so etwas unmöglich?‘ Schlafrigkeit? Genügen mit dem Gedanken: ‚Solang ich lebe, hält es wohl?‘ — oder der Nebel, womit das Heer der Schmeichler die Gefahr verbirgt? Möge keiner Ursache haben, es zu bereuen.“

So fiel das alte Speyer in die Gewalt der Franzosen. Custine wollte Mannszucht halten. Am nächsten Morgen aber stiegen viele Soldaten an zu plündern: sie hätten ein Recht dazu, denn die Stadt sei im Sturme genommen. Der Generalmajor wurde geschlagen und Custine ließ einige der Wildesten unter den Freiwilligen sogleich erschießen. Dafür erlitt er bittere Angriffe von Marat, gegen welche er sich dadurch zu decken suchte, daß er reiche Beute nach Hause sandte.¹⁾ Das große Magazin ward geleert und nach Landau gebracht. Die Stadt Speyer mußte eine Brandschatzung von 500.000 Livres zahlen. Der Vorwand war: in Speyer hätten Emigranten übernachtet, in Worms aber hätte der Kurfürst von Mainz dem Prinzen Condé und seinem Gefolge den Aufenthalt gestattet. Darum sandte Custine den General Neuwinger mit 6000 Mann und 32 Kanonen nach dieser alten Reichsstadt und forderte eine Brandschatzung von 1,200.000 Livres, wovon dem Fürstbischhof 400.000, dem Domcapitel 200.000, der Stadt 600.000 Livres angelegt wurden. Der Professor Böhmer aus Worms reiste zu Custine, und erwirkte von ihm Herabsetzung der Kriegsteuer der Stadt auf die Hälfte, wofür er ihn jedoch an einige reiche Stifte und Klöster erinnerte, so daß trotzdem die Kriegsteuer auf 1,480.000 Livres erhöht wurde. Böhmer wurde dafür von Custine zu seinem Secretär angenommen.

Wir haben in Böhmer ein Zeichen jener Zeit, einen Deutschen, der für die französische Bewegung schwärmte, und über der vorgeblichen Weltrepublik sein Vaterland vergaß und die Pflichten, die er ihm schuldete. Jakobinische

¹⁾ Aufgezählt werden 12.066 Säcke und 362 Fässer Mehl, 1500 Zelte, 3600 Flinten, 2 Haubitzen, 4 Kanonen.

Gesinnungen waren in den Städten am Rheine sehr verbreitet. In den „Briefen eines reisenden Dänen“¹⁾ wird versichert, daß von Frankfurt an bis durch Mainz, Mannheim, Stuttgart, Zürich und Basel immer zehn eifrige Demokraten gegen einen sich befinden. Die mehrsten denkenden Männer seien Illuminaten. Namentlich in Mainz war diese geheime Verbindung sehr stark; auch Damen nahmen an derselben Antheil und die Republikanisierung Deutschlands wurde hier besprochen, lange ehe die Franzosen kamen. Professor Hofmann in Mainz pries die französische Revolution in einer öffentlichen Vorlesung und sagte zum Schlusse: „Wenn nicht bald eine dergleichen Revolution in Deutschland ausbricht, so verzweifle ich an der Vorlesung.“

In der Schrift: „Die Mainzer Clubisten auf Königsstein“ sagte eine Dame: „Wenn ich an diese Versammlungen beim Thee denke, wo das Glück der stumpfen Mainzer zubereitet, berathschlagt, wo der Kurfürst und Coadjutor abgesetzt, der Adel aufgehoben, der Pfaffheit ein Tritt gegeben, die Rätthe abgeschafft, und unsere Brüder auf den Thron gesetzt wurden, und wenn ich bedenke, was dies alles für große und unsterbliche Menschen waren, die dies ewige Werk beim Thee errichten halfen . . .“ — Die meisten Professoren an der Universität zu Mainz waren Mitglieder dieses Ordens und schmiedeten Anschläge gegen den Fürsten, dessen Brot sie aßen und der sie mit Wohlthaten überhäufte. Lange ehe die Gefahr über Mainz kam, war die Stadt französisch. Sie waren es, die Custine versprachen, die Stadt ihm in die Hände zu liefern, sobald er sich nur zeige.

Begehrlich, daß dieser Mangel an deutscher Gesinnung, daß dieses rasche Vordringen der Franzosen am ganzen Rheine Schrecken erregte, namentlich war in Mainz die Muthlosigkeit groß.²⁾ Die Vornehmen flüchteten ihre ganze bewegliche Habe, ihren Hausrath, ihre Kostbarkeiten nach Frankfurt und anderen Orten. Unzählige Fahrzeuge von allerlei Größe, mit Waren tief beladen, mit hunderten von Flüchtlingen, fuhren unaufhörlich nach Koblenz hinab. Die Straße nach Frankfurt war mit Wagen wie besäet. Schiffe und Wagen wurden um ungeheure Summen gemietet, mit der Hälfte des Geldes hätte man noch Mainz in den gehörigen Verteidigungszustand setzen können. Der Schrecken war so panisch, daß mancher sein Gepäck zu Schiff bringen ließ und in der Eile vergaß, den Empfänger zu bestimmen, dem es der Schiffer abliefern sollte. Zu Lande gieng die Auswanderung nicht besonnener vonstatten. Die Rheinbrücke war tagelang vom frühen Morgen bis zum Thorischlusse mit Fuhrwerken aller Art bedeckt. Der Domschatz und das große Reichsarchiv wurden nach Düsseldorf gebracht. Mainz war eine wichtige Festung; es hätte sich lange halten können, wäre von oben aus Muth gezeitigt worden. Würde Augsburg 955, als die Gefahr vor den Ungarn den höchsten Grad erreicht hatte, als alles auf dem Spiele stand, sich gehalten haben, bis Kaiser Otto zur Entscheidungsschlacht herankam, wenn nicht der herrliche Bischof Udalricus an todesmuthigem Eifer für die Verteidigung allen vorangeleuchtet hätte? Forster hat Anlaß bitter zu bemerken:³⁾ „Zulezt kam der Kurfürst selbst von Aschaffenburg herüber, und um die guten Bürger

¹⁾ Von Sneedorff, geschrieben in den Jahren 1791 und 1792. S. 113.

²⁾ Stramberg, Rhein. Antiquarius, I. Bd., II, S. 119—121.

³⁾ Georg Forsters Sämmtliche Werke, VI, S. 383.

über die Gefahr einer Belagerung vollends zu beruhigen, ließ er in Eile seine kostbarsten Effecten fortschaffen, und reisete im Dunkel der Nacht, in einer Kutsche, woran er die Wappen hatte auslöscheln lassen, an einen sicheren Zufluchtsort. Noch fehlt der beste Zug an diesem Gemälde. Kaum hatte der Adel und die Clerisei ihre Kostbarkeiten gerettet, so ergieng ein strenges Verbot, das allen übrigen Einwohnern die Nachahmung bei schwerer Ahndung untersagte.“

So war Gesinnungslosigkeit in Mainz. Aber auch Custine war kein Spiegel des Muthes. Ein Feldwebel Niel von Wiesbaden machte sich anheischig, die ganze französische Armee aus der Gegend zu vertreiben, wenn man ihm nur drei Pferde und zwei Mann dazu mitgeben wolle. Dies wurde bewilligt und mit seinen beiden Gehilfen ritt dieser Feldwebel nun seitwärts von Worms von Dorf zu Dorf und bestellte Quartier für 25.000 Mann Preußen. Sobald die Franzosen davon hörten, zogen sie sich in größter Eile zurück. In Rheintürkheim ließen sie sogar das aufgetragene Mittagessen stehen. Am 10. October stand kein Franzose mehr auf deutschem Boden.¹⁾

Aber seine Verbündeten in Mainz benachrichtigten Custine, daß es nur ein panischer Schrecken gewesen, und ersuchten ihn, sich der Festung Mainz zu bemächtigen. Zu gleicher Zeit beschloß der Convent, in welchem er Freunde hatte, daß Custine ganz unabhängig von Viron vorgehen könne,²⁾ und trug ihm auf, im Rücken der preußischen Armee zu agieren und sie zum Rückzuge zu zwingen.

Von Frankenthal aus sandte Custine Böhmer, den Straßburger Professor Stamm und den Obersten Houchard als Spione nach Mainz. „Ich weiß ganz genau die Anzahl der Soldaten und die Schwächen der Festung; ich werde meine Maßregeln so nehmen, daß ich immer zurückkehren kann. Wenn ich auch weiter nichts thue, als daß ich den Rückzug der Österreicher beschleunige, so daß sie Menschen und Gepäck im Stiche lassen, so habe ich schon etwas Großes gethan“, schrieb er an Viron.³⁾ Von den Spionen kam ermunternde Nachricht, man sei unzufrieden mit der kurfürstlichen Regierung und eingenommen für die Sache der Freiheit, die Besatzung sei schwach, es mangle an Munition, niemand denke an ernstern Widerstand. Wedekind, Doctor, Professor und kurfürstlicher Leibarzt, begab sich heimlich zu Custine und traf Verabredung mit dem Franzosen. Der Commandant der Artillerie, Eikemayer, war mit im Spiele. Alles, was er war, verdankte der Mann der Großmuth des Kurfürsten: dieser hatte ihn als armen, aber talentvollen Knaben unterrichten lassen, hatte ihn zu höheren Stellen befördert und ihn mit Geschenken überhäuft. All diese Wohlthaten lohnte Eikemayer damit, daß er jetzt die Schwächen der Festung dem Franzosen mittheilte, daß er Kugeln, die nicht paßten, zu den Geschützen legen ließ und von Pulvermangel sprach, während 468.000 Pfund vorrätzig waren.

Am 18. October zog der rechte Flügel der Franzosen den Rhein hinab und bemächtigte sich aller Schiffe und Rachen. Am 19. morgens ward Mainz von der linken Seite des Rheines berannt. 12.000 bis 13.000 Mann⁴⁾ betrug

¹⁾ Darstellung der Mainzer Revolution, I, S. 29. — Girtanner, l. c. IX, S. 391. — Klein, l. c. S. 79—93.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 73—75.

³⁾ Klein, l. c. S. 62—70.

⁴⁾ Ibid. p. 82—84.

Custine
kein
Geb.

Kriegs-
list Niel.

Wichtig
auf
Mainz.

Wede-
kind.

Eike-
mayer.

Der
Feind vor
Mainz.

das ganze Belagerungsheer. Eine kleinere Abtheilung stand weiter rückwärts, um die Belagerung zu decken. Die Franzosen hatten keine Belagerungsgeschütze, nur Feldstücke, und zum Ersteinen der Festung nur Leitern, die sie unterwegs aus den Scheunen der Bauern geraubt hatten, die sie aber vor der Front hin- und herführen ließen, um zu schrecken. Eikemayer, der auf dem Stephanstürme den Feind beobachtete und Bericht erstatten sollte, schrieb bei diesem Anblicke: „Ach, nun sind wir verloren, da fahren sie schon die Sturmleitern an! seht nur die vielen Zelte, das ist wenigstens eine Armee von 50.000 Mann; wie wollen wir, ohne Pulver und Kugeln und ohne Mannschaft, da Widerstand leisten?“ — Professor Metternich stand ihm zur Seite — einst Schullehrer, welchen dann der Kurfürst in Göttingen weiter hatte ausbilden lassen, um ihn als Professor an der Universität zu verwenden, jetzt seinem Wohlthäter mit Undank lohnend: er hatte die Taschen voll Nationalcocarden, die er alsbald von Gasse zu Gasse an die Begegnenden austheilte. Douchard kam mit 4000 Mann ganz nahe. Als er in Kanonenschußweite war, zogen die Seinen weiße Fahnen auf und riefen: „Hoch lebe der Prinz Condé!“¹⁾ — Der verrätherische oder schwachköpfige Befehlshaber auf dem Hauptstein ließ anfragen, ob er auch auf den Prinzen Condé schießen dürfe. Indes waren die Franzosen der Festung so nahe gekommen, daß die Kanonen sie nicht mehr trafen, und steckten die dreifarbigige Fahne aus. Schüsse, die in die Stadt trafen, überzeugten die Mainzer bald, daß nicht die Helden Condés vorbeigegangen wären. Die Bürger, die anfangs entschlossen waren, die Wälle zu vertheidigen, hielten sich jetzt für verrathen, warfen die Flinten von sich und eilten von den Wällen zu ihren Weibern und Kindern nach Hause.

Nun sandte Custine 19. October einen Trompeter an den Gouverneur, Herrn von Gumnich, und warnte ihn, „an der Wuth des Kurfürsten theilzunehmen“ und die Stadt den Greueln eines Sturmes auszusetzen,²⁾ mit seinem Kopfe müsse er dafür haften. Er möge ja nicht zaudern; schon morgen sei keine Zeit mehr: — eine reiche und glückliche Stadt werde dann in einen Steinhaufen verwandelt.³⁾ Der Gouverneur verlor den Kopf, erklärte aber doch mündlich, er

¹⁾ Klein, I. c. S. 89.

²⁾ Ibid. p. 94.

³⁾ Was versteht Custine unter „Wuth des Kurfürsten?“ Seinen hervorragenden Eifer gegen das revolutionäre Frankreich. Er wünschte feurig dem unglücklichen König zu helfen und zu einer Gegenrevolution beizutragen. Darum fanden bei ihm die Emigranten die freundlichste Aufnahme, wurden Artois und Condé bei ihrer Ankunft mit hundert Kanonenschüssen begrüßt, festlich und glänzend nebst 600 Emigranten bewirthet; seine Residenz in Worms, der Bischofshof, wurde Condé zum Wohnsitz angewiesen und der Prinz vielfach unterstüßt. Im März 1792 hatte Frankreich dem Kurfürsten die Neutralität angeboten, er wies sie jedoch stolz zurück. Der Feste, welche der Kurfürst dem neuen Kaiser Franz II. und dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm II. gab — und der folgenschweren Berathungen, die in Mainz damals gepflogen wurden, haben wir oben gedacht. Karl von Erthal, Kurfürst seit 1774, war auch der erste Reichsfürst, der sogleich am Kriege theilnahm und bei dem Congresse in Mainz sich verbindlich machte, 2000 Mann zu stellen.

Wenn aber der Kurfürst so eifrig für den Krieg, warum war die Festung Mainz, sonst ein Bollwerk gegen Frankreich, in so verfallenem Zustande? — Seit der Ehe Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette hielt man den Frieden mit Frankreich auf immer für gesichert, dachte man nicht mehr an die kostspielige Unterhaltung der Festungswerke: Wälle und Gräben wurden zu Ackerfeld, Weinbergen, Gärten benützt, es kam sogar die gänzliche Auflassung in Frage. Als der Krieg mit der Revolution drohte, geschah wohl einiges zur Ausbesserung — aber langsam. Als die Verbündeten gegen Frankreich zogen, galt ihr Sieg für gewiß. „Es ist nur ein Spaziergang nach Paris!“ Als bei der Tafel Gumnichs alle Theilnehmer an der Revolution für heikenswerth erklärt wurden, rief Gumnich: „Gernach, wo soll ich all die Henker und die Stricke hernehmen!“ Klein, I. c. S. 25—27.

verlange Bedenkzeit bis zum 21. October. Er verließ sich ganz auf Eikemayer und dieser war mit Custine einverstanden und wahrscheinlich auf Eikemayers Rath sandte Custine am 20. October wieder ein Schreiben an den Gouverneur:¹⁾ er könne die Wuth seiner Grenadiere nicht mehr zurückhalten. Diese sehen auf nichts, als auf den Ruhm, im Kampf die Feinde der Freiheit zu besiegen, und auf die reiche Plünderung, welche der Lohn der Tapferkeit sein soll. — „Schonen Sie doch das Blut so vieler unschuldigen Schlachtopfer, so vieler tausend Menschen. Nach unserm Leben fragen wir nicht, wir verlieren es ganz ruhig.“ Zu gleicher Zeit sandte er an die Vorsteher des Volkes um Abwendung der Schrecken der Erstürmung: „Alle Mittel habe ich, eure Stadt in Asche zu verwandeln, Rüste zur Verfertigung feuriger Kugeln, Haubitzen und Raketen. — Die Preußen und Oesterreicher sind geschlagen: ihre Armeen fliehen vor den Fahnen der Freiheit. Öffnet uns darum als Brüder die Thore und rechnet auf brüderliche Behandlung, wo nicht, so ist der morgige Tag der letzte eures Lebens. Noch wenige Stunden habt ihr Zeit, bedenk' euch, handelt.“

Der Schlotter fuhr in den Kriegsrath, er beschloß die Übergabe gegen freien Abzug der Besatzung mit Kriegscasse, Geschütz und Gepäck, gegen das Recht aller Bewohner, mit ihrer Habe auszuwandern, gegen Unversehrtheit des Eigenthums des Fürsten, sofern er mit Frankreich Frieden schliesse. Eben traf ein Eilbote aus Darmstadt mit der Nachricht ein, bis am 22. October würden einige tausend Hessen eintreffen; da hieß es aber, die Hessen kämen zu spät, die Festung sei schon so gut wie übergeben!

Der Capitulation sollte sich auch der Hauptmann Andujar vom Regiment Coloredo mit 900 Mann fügen: „Sagen Sie Ihrem Commandanten,“ entgegnete er, als er das Schreiben des Gouverneurs bekam, „daß weder ich, noch der geringste unter den kaiserlichen Soldaten die Schande dieser Capitulation mit ihm theilen wolle; jeder von uns läßt sich eher in Stücke hauen, als daß er sich Franzosen auf Discretion übergibt.“ Hierauf redete Andujar zu seinen Officieren: „Wer von uns will bei der Capitulation den Franzosen schwören, nie mehr gegen sie zu dienen?“ — „Keiner, keiner!“ riefen sie einstimmig. Dem Gouverneur meldete er hierauf, wenn er sie unterstützen wollte, so würden sie die Festung bis aufs äußerste vertheidigen; wo nicht, so müßten sie abziehen.²⁾ Indes war der Vertrag der Übergabe schon abgeschlossen,³⁾ aber mit der Bedingung, daß alles was zur Festung gehöre, Geschütz, Kriegs- und Mundvorrath, Einrichtungen u. s. w., den Franzosen gehöre. Den Beamten, Geistlichen, überhaupt jedem gegenwärtigen oder abwesenden Einwohner von Mainz, war das Recht zugestanden, sich mit seiner Habe zu entfernen; es war aber nicht die Zeit bestimmt, bis zu welcher ihm Paß und Geleit erteilt werde. Andujar wartete vergebens auf Antwort vom Gouverneur; wenn er nicht abzog, so wurden die Oesterreicher, die den Mainzern Vorwürfe machten, daß sie eine so wichtige Festung den Franzosen übergeben, noch ehe sie angegriffen worden, gefangen genommen. Darum zog Andujar alle Posten an sich zum Abzug. Der Gouverneur versprach noch zu vermitteln. Andujar entgegnete: „Neunhundert streitbare Männer

¹⁾ Klein, I. c. S. 95—96.

²⁾ Ibid. p. 104—106.

³⁾ Der Vertrag bei Klein, I. c. S. 108—109.

Custines
Brahle-
rei.

Freigkeit
des
Kriegs-
raths.

Andujar
und 900
Oster-
reicher.

Capitu-
lation.

Metternich.

Douchard.

Gumnich.

erbeteln nicht, was sie mit den Waffen in der Hand behaupten können. Keiner von uns kann sich mit Ehre der Willkür des Feindes überlassen. Marsch!" In seinem Bericht an den General über den Vorgang meldete Andujar: „Es schmerzt mich, daß ich in vierundzwanzigjährigem Dienste hier das erstemal gegen die Subordination gehandelt habe. Aber wie wäre es sonst möglich gewesen, diese 900 Mann dem Kaiser und dem Vaterland zu erhalten?“

Am 21. October 1792 ward Mainz übergeben.¹⁾ Custine nahm Wohnung im Schloß; die Bürgerschaft versicherte er der Freundschaft der Republik: sie könnten jetzt nach ihrer Wahl sich eine Regierung wählen.

Am 22. October zog die deutsche Besatzung ab, 2162 Mann. Gegen die Capitulation wurde ihnen der Betrag ihrer Kriegscasse, 25.000 Gulden, weggenommen. Die Kriegsbente war groß. 237 Kanonen, 468.000 Pfund Pulver, 20.000 Bomben. Damit hätte man sich wenigstens elf Tage wehren können, denn die Hessen standen schon in Koblenz und die Preußen nahe dabei. Aber Verrath und Feigheit waren gleichmäßig schuld, daß dieses Bollwerk Deutschlands die Beute eines französischen Prahlschusses wurde, der an seinen Kriegsminister meldete, die Pferrreicher seien aus Furcht, ermordet zu werden, rasch abgezogen, und er habe sie ziehen lassen, um den Greneln vorzubeugen, mit denen sie die Stadt Mainz bedrohten.

Daß Custine das Feldherrntalent mangelte, beweist der Umstand, daß er sich nicht sogleich aufmachte gegen Koblenz, Ehrenbreitstein und Rheinfels. Durch ihre Besetzung wäre er Herr des Rheinstromes geworden und der in jenen Festungen enthaltenen wichtigen Magazine. Er hätte dadurch den Rückzug der Preußen aus Frankreich sehr erschwert, vielleicht unmöglich gemacht und die Verbindung mit den französischen Armeen der Mosel und in den Niederlanden hergestellt. Die Wegnahme von Koblenz war leicht: man schleifte dort im ersten Schrecken schon die Festungswerke. Eine Gesandtschaft bot ihm schon die Stadt an. Frankfurt und Gießen wären ihm dann mühelos in die Hände gefallen. — Allein die Habgier und die Sucht zu blenden ließen Custine die richtigen Ziele übersehen: er wollte Frankfurt plündern.

Schon am 21. October sandte er Houchard mit 400 Mann auf dem rechten Ufer des Main über Höchst gegen Frankfurt und Neuwinger mit 1500 Mann auf dem linken Ufer. Am 22. October standen die Franzosen vor dem Bockenheimer Thor. Der Magistrat ließ Houchard fragen, was seine Absicht

¹⁾ Die Bürger waren mit der Übergabe höchst unzufrieden, viele untröstlich, die meisten glaubten an Verrath und sprachen offen von der Feigheit der höchsten Militärbehörde, und von der Schwäche der Statthaltertschaft. — Um zwölf Uhr wurden die Thore geöffnet, unter denen, welche das französische Lager besuchten, war auch Forster mit seiner Frau; er rief einem Soldaten zu: „Vive la République!“ und bekam die höhnische Antwort: „Sacré, elle vivra sans vous“, die sein Verrath am Kaiser, der ihn an die Unversittät Mainz berufen hatte, die sein Verrath am Vaterlande wohl verdiente. Im Lager wurden Nationalcoarden von gesponnener Wolle ausgetheilt; auch erhielt den Bruderkuß, wer ihn wollte. Was das für saubere Brüder waren, zeigt der Raubzug nach Frankfurt. Die Scham und der Ingrimm der Bürger über den Verrath stieg, als sie sahen, wie gering das Heer und wie kläglich der Aufzug der Franzosen war, viele kamen barfuß und in zerrißenen Hosen. Klein, I. c. S. 109—113.

sei: „Ich verlange weiter nichts, als Speise und Trank gegen bare Bezahlung, ich warte hier auf Verstärkung.“ Diese langte um drei Uhr nachmittags mit Neuwinger vor Sachsenhausen an. Neuwinger gab auf die Frage, was seine Absicht sei, die Antwort: „Ich muß heute noch dem Magistrat einen Brief meines Feldherrn überreichen und wünsche daher, in die Stadt einzuziehen.“ Den könne er am Thore abgeben, hieß es. — „Ich muß ihn selber überreichen.“ Als man ihm dies verweigerte, rief Houchard: „Kanonen vor, Kanonen vor!“ Widerstand war unmöglich, weil man unerwartet angegriffen, also nicht gerüstet war. Die Brücke fiel nieder und unter dem Rufe: „Hoch lebe die Freiheit!“ zogen die Franzosen unter klingendem Spiel, mit fliegenden Fahnen in Frankfurt ein und nahmen Quartier bei den Einwohnern, bezahlten aber alles bar, was sie von ihren Gastgebern empfiengen. Die Kanonen stellten sie auf dem Rossmarkt auf, die Pferde aber auf dem jetzigen Goetheplatz. Das Schreiben an den Rath klagte über Schutz, den die Stadt den Emigranten angedeihen ließ, und über Verunglimpfung des französischen Namens in den Frankfurter Zeitungen, wofür die Stadt eine Brandschätzung von zwei Millionen Gulden zu erlegen habe. Was Custine fordere, „sei mäßig im Verhältnis zu den enormen Kriegskosten, welche der Frankreichs grausamsten Feinden gewährte Schutz veranlaßt habe.“ Die Brandschätzung müsse am andern Tag mittags zwölf Uhr spätestens erlegt sein. Der Magistrat sandte an Custine nach Mainz und bewies, daß er die Sache der Emigranten nicht unterstützt, im Gegentheil sich ganz unparteiisch verhalten habe, dann, daß Pressfreiheit in der Stadt bestand und der Magistrat die Zeitungen nicht hemmen konnte, unabhängig über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen.

Custine ließ nur 500.000 Gulden an der Strafe nach. In der Nacht noch mußte die Anleihe für die Stadtcasse eröffnet werden. Die Bürgerschaft zeigte aber einen edlen Sinn. So viele Bürger erschienen mit Geldbeiträgen im Römer, daß die Cassabeamten Gehilfen zur Aufnahme des Geldes herbeiziehen mußten. Aus den niedersten Volksklassen brachten viele ihren Sparpfennig und wollten nichts von Zinsen dafür wissen. Custine suchte die niederen Volksklassen gegen die höheren aufzureizen, was ihm jedoch nicht gelang. Er sagte in einem Aufruf: „Die Aristokratie des Reichthumes ist die schrecklichste von allen. Sie hat in Frankreich die Revolution veranlaßt und wird sie auch in Deutschland hervorrufen.“ — Darum sollte die Brandschätzung nur von den vornehmen Familien und von den Stiften und Klöstern aufgebracht werden.

Am 27. October erschien Custine selber an der Spitze von 1500 Mann neuer Truppen in Frankfurt und hielt, umgeben von seinem Generalstab, auf dem Rossmarkt Musterung über seine Truppen. Die Bürger fürchteten Plünderung und rüsteten zur Gegenwehr: namentlich thaten sich einige vierzig junge Metzger, jeder von seinem Hunde begleitet, zusammen und folgten dem General nach, um, sobald er den Befehl zur Plünderung erteile, ihn zu überfallen und zu tödten.¹⁾ „Habt ihr neulich den Kaiser hier gesehen?“ — Einige Stimmen riefen: „Ja!“ Custine höhnte: „Ihr werdet nun keinen mehr sehen!“ — und war verstimmt, daß auf dieses Wort das Volk nicht

¹⁾ Kriegf., Deutsche Culturbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert. Leipzig 1871. Seite 203.

mit „Vivat!“ antwortete. Zu gleicher Zeit ließ er an den Straßenecken eine Proclamation anschlagen, um Spaltung unter die Bürger zu bringen: wer nicht wenigstens 30.000 Gulden eigenes Vermögen besitze, solle von der Kriegsteuer frei sein und das Geld, das er schon bezahlt habe, zurück erhalten.

Die ärmere Volksklasse sollte sich der Ankunft der Franzosen zu erfreuen haben: „Ich bin nach Deutschland gekommen, die Schwachen zu schützen und die ungerechten Verwalter von Reichthümern zu überzeugen, daß die Menschen, ihrer Geburt nach an Rechten einander gleich, nicht bestimmt sind, das Joch der Reichen zu tragen.“ — Aber Custine erreichte damit sein Ziel nicht. Ein Sachsenhäuser zum Beispiele erklärte, als man, um Klagen über die Behörde zu erlangen, ihm sagte, er möge nur arme Sachsenhäuser bringen: „Wir haben keine Armen; wer unter uns arbeiten will, findet reichlich sein Brot. Für Gebrechliche und Hausarme, die nicht arbeiten können, sorgen reiche Stiftungen.“ — In einer Adresse der Handwerker an den Führer der Franzosen hieß es: „Wir sind frei, wir lieben unsere Obrigkeit nicht aus slavischer Furcht, sondern weil sie aus väterlicher Liebe für das Wohl der Bürger sorgt. Warum wollen Sie uns also von Fesseln befreien, die wir nicht tragen? Warum wollen Sie uns Wohlthaten aufdringen, deren wir nicht bedürfen? Warum wollen Sie eine Verfassung erschüttern, die nicht ihr Alter, sondern ihre Güte ehrwürdig macht? Warum die süße Ruhe eines Volkes stören, das im Schoße der Freiheit glücklich lebt?“ — „Frankfurts Bürger“, heißt es weiter, „sind nicht unterdrückt, nicht Erpressungen ausgefetzt; ihre Behörden bestehen aus Mitbürgern, ein Drittel sind Handwerker, legen über die Finanzzustände der Bürgerschaft regelmäßige Rechenschaft ab, tragen die gemeinen Lasten mit; die Reichen besitzen keine Vorrechte; die Armen sind durch öffentliche Stiftungen und durch Privatwohlthätigkeit gegen Noth geschützt, die Abgaben sind äußerst gering. Da sich General Custine einen Beschützer der Freiheit und öffentlichen Wohlfahrt nennt, würde er seinen eigenen Grundsätzen zuwider handeln, wenn er die Frankfurter nicht bei ihrer Verfassung ließe; diese könnten nur wünschen, daß die französische Republik mit ihrer neuen Verfassung ebenso glücklich sein möge, als die Frankfurter mit der ihrigen.“

Es war dies eine gute Antwort auf die französischen Freiheitsphrasen, durch welche sich die Frankfurter nicht täuschen ließen. Das Volk hatte hellen Sinn und bewies Charakter; der Rath zeigte Würde, gab sich jedoch vergebene Mühe, Custine von seinen Forderungen abzubringen. Der Franzose brauchte Geld und unternahm darum diesen Raubzug, bei dem er auch hoffte, die österreichische und preussische Kriegscasse wegzufangen, die aber schon in Sicherheit gebracht waren. — Als Custine die Sachsenhäuser fragte, ob sie ihm nicht einen schönen Baum zum Freiheitsbaume anweisen könnten, gaben sie ihm zur Antwort, dazu wären ihre Bäume nicht gewachsen.¹⁾ Dem milden Sinne der Bewohner schien es empörend, daß Neuwinger im „Römischen Kaiser“ einen emigrierten französischen Grafen mit gespannter Pistole verhaftete und

¹⁾ Die reiche Literatur über Custines Treiben in Mainz und Frankfurt ist verzeichnet im Revolutions-Almanach 1794, S. 146—155 (147 Schriften).

zu anderen Emigranten vor das Thor und von da nach Mainz bringen ließ, wo sie alsbald aufgenüpfet wurden.

Der Hochmuth stieg diesem Eroberer sichtlich zu Häupten. Am 30. October klagte er den General Kellermann an, der offenbar bei Valmy sich bewährt hatte: er sei unfähig, Armeen zu führen. Mehrere Girondisten traten für Kellermann ein, desungeachtet beschloffen die Minister ihn abzuberufen. Kellermann antwortete: nur in einem Anfälle von Wahnsinn oder in einem Rausche könne Custine solches geschrieben haben. Nachdem er 15.000 Mann für Belgien abgeben mußte, habe er die zurückziehenden Preußen bei dem schlechten Wetter, bei dem Mangel an Lebensmitteln und den Krankheiten im eigenen Heere nicht besser verfolgen können. Doch die Jakobiner waren für Custine und es blieb beim Beschlusse gegen Kellermann, der nachträglich froh sein durfte, daß er eine Stelle bei der Alpenarmee bekam. —

Anlage
Kellermanns.

Montesquieu erobert Savoyen.

Das Haus Savoyen konnte den Fortschritt der Demokratie in Frankreich nur mit argwöhnischem Auge beobachten, denn sie drohte im Fortschreiten auch die Stützen des Hauses niederzureißen. Eingekleidet zwischen zwei kriegerische Großstaaten mußte Savoyen immer kampferüstet sein. Die Regierung war darum streng monarchisch, militärisch. Von Beschlüssen einer National-Versammlung konnte hier keine Rede sein. Alle Kräfte des Staates waren stramm angepannt. Der König mußte mit Umsicht und Kraft die Zügel in der Hand und Ordnung in den Einnahmen halten. So regierte Karl Emanuel III. 1730—1773, so Victor Amadeus III. 1773—1796. Das Heer war die Stütze der Regierung, darum pflegte er zu sagen, ein Tambour sei ihm mehr wert, als ein Gelehrter. Darum verbot er seinen Unterthanen den Besuch der Universität Pavia, weil dort freiheitlich gelehrt werde. Die Familienverbindung mit den Bourbonen erhielt die Regierung in derselben Richtung.

Seit dem Beginne der Revolution hatte darum der Hof von Turin sich als Gegner gezeigt. Die beiden Brüder Ludwigs XVI. waren vermählt mit Prinzessinnen von Savoyen. Der Prinz von Piemont war der Gemahl ihrer Schwester, darum zog sich auch der Graf von Artois, als die erste Auswanderung begann, nach Turin zurück. Doch nicht bloß Familienrücksichten, sondern die Übergangung von der Gefahr, welche der Sieg der Revolution in Frankreich für sein eigenes Land bringe, trieben den König zu Rüstungen. Die Savoyarden sprachen dieselbe Sprache, hatten dieselben Sitten, wie die Franzosen, und liebten als echte Söhne der Berge die Freiheit.¹⁾ Sie wurden nicht durch Abgaben gedrückt, klagten aber doch über die Last der Steuern.

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, II, p. 246, und die Rede Grégoires. — Hist. parlem., XX, p. 384—395.

Spannung. Die Idee von Volkssouveränität und vom Glück durch die Freiheit erhitze die Köpfe. Die Regierung schritt gegen die Neuerer vergebens mit Strenge ein. Manche flüchteten nach Frankreich und wurden mit Jubel von den Jakobinern aufgenommen; diese thaten wieder alles, um durch ihre Sendlinge eine revolutionäre Bewegung hervorzurufen. Die Regierung häufte Truppen in Savoyen an, besonders Artillerie. In Paris sah man darin einen Plan auf Lyon. König Victor Amadeus, 1773—1796, sah Ludwig XVI. als Gefangenen an und behandelte dessen Gesandten Choiseul so kalt, daß dieser um seine Abberufung bat. Hinwiederum waren Nizza und Piemont voll von **Emigranten.** Emigranten, die in Nizza sogar militärisch eingereicht wurden, und aus der Dauphiné und der Provence kamen in einemfort Adressen an die Nationalversammlung, welche eine Sicherung gegen die Absichten des Hofes von Turin verlangten.

Dumouriez. So war die Lage, als Dumouriez Minister des Aeußeren wurde. Nach dem Grundsatz der Römer, die Beleidigungen kleiner Mächte zu übersehen, solange man mit einer großen Macht zu kämpfen habe, wollte er die Beziehungen zum Hofe in Turin erst regeln, wenn der Streit mit Osterreich und Preußen beendet wäre. Allein die Unvorsichtigkeit der Emigranten, deren Versicherungen von der Ohnmacht der Revolutionäre der Hof von Turin glaubte, der Übermuth der Jakobiner und der Eifer der Savoyarden trieben den Minister vorwärts, daß er dem Geschäftsträger in Turin fünf Beschwerden vorlegte, über die er eine freimüthige Antwort vom König verlangen müsse. Man beeilte sich in Turin nicht zu antworten und Dumouriez brachte nun die Sache an die Legislative und beauftragte Semonville,¹⁾ damals Gesandten in Genua, nach Turin zu reisen²⁾ und über das Treiben der Auswanderer in Nizza und die Anhäufung von Truppen in Savoyen zu klagen und über Unterhandlungen mit der Schweiz zur Verbindung gegen Frankreich kategorisch Erklärungen zu verlangen.

Semonville beschaffte. Nun wurde früher der Hof von Turin als ein verwandter behandelt und, wenn man einen Gesandten schickte, jeweils angefragt, ob dessen Person genehm sei. Von dieser Gepflogenheit wußte Dumouriez nichts und vergaß ihm der König Mittheilung zu machen. Semonville reiste sogleich von Genua ab als bevollmächtigter Minister für Frankreich, wurde aber desungeachtet in Alexandria verhaftet unter dem Vorwande, er hebe ganz Italien auf und verbreite am meisten jakobinische Ansichten. Nach dem Völkerrechte hätte der Hof in Turin einfach gegen diesen Gesandten verfahren sollen. In Paris behandelte man dies Benehmen als vollkommenen Bruch und rief sogar die Geschäftsträger ab. Semonville ward für die Beleidigung dadurch entschädigt, daß man ihn zum Gesandten in Constantinopel ernannte. Doch reiste er nicht dahin ab, da auch die Pforte Schwierigkeiten machte, seit die Gesandten sie auf das wüthlerische Treiben Semonvilles, auf sein Talent zu Mänken aufmerksam gemacht hatten.

¹⁾ Charles Louis Huguet Marquis de Semonville, geboren 1759, der Sohn eines Secretärs des Königs, war schon mit neunzehn Jahren Rath im Parlament, zeichnete sich durch Feinheit und Schärfe des Geistes aus und hielt 1783 eine vielbewunderte Rede für die Einberufung der Reichsstände. Minister Montmorin sandte ihn nach Belgien, um über die Kräfte des Aufstandes zu berichten. 1791 kam er als Gesandter nach Genua.

²⁾ Dumouriez, l. c. II, p. 248—249.

Der Minister brachte diese Angelegenheit wieder an die Versammlung, aber man zögerte mit der Kriegserklärung,¹⁾ zog jedoch ein Heer an der Grenze von Savoyen zusammen, an dessen Spitze der General Montesquion stand. Der Hof von Turin that nichts, um wieder gute Beziehungen anzuknüpfen, und so blieb die Frage lange Zeit in Schwebe, bis Dumouriez als Sieger nach Paris kam und anrieth, daß Montesquion unverzüglich Savoyen und die Grafschaft Nizza besetze,²⁾ und daß man sich, wenn diese Eroberung vollbracht wäre, an der natürlichen Grenze, den Alpen, halten müsse, die er zu vertheidigen übernehmen sollte. Er sollte die Neutralität der Schweiz auf das schonendste beobachten, bei Lyon immer ein kleines Reservecorps zu diesem Zwecke bereit halten und sich nur mit Vorsicht in die Genfer Handel mischen, um die Ruhe dieser Handelsstadt zu erhalten. Man verließ sich auf die Klugheit und die Talente Montesquions, und es wurden die Befehle ausgefertigt, ihm alle fehlenden Bedürfnisse auf das schleunigste zuzuführen. Die Ereignisse waren aber dem Plane vorausgeeilt.

Schon am 15. September hatte Lebrun, der Minister des Aeußeren, den Antrag auf Krieg gegen den König von Sardinien gestellt, weil der Turiner Hof „der erste Zufluchtsort der großen Verbrecher und der erste Mittelpunkt der niederträchtigen Verschwörungen“ gewesen sei; der König habe alle Rechte, alle Verträge, ja sogar die Schickslichkeit verlegt. Darum habe der Ministerrath schon am 8. September dem General den Befehl ertheilt, in Savoyen einzufallen. Bisher war dies jedoch nicht geschehen, denn er habe einen Theil seines Heeres an die Armee Biron's und Kellermann's abtreten müssen und fühle sich zu schwach zu einem Angriffe. — Dieses Zögern war nicht nach dem Sinne der Jakobiner. Überhaupt war ihnen Montesquion nicht genehm, weil er vor dem 10. August bei seiner Anwesenheit in Paris sich gegen eine Enthebung des Königs erklärt hatte.³⁾ Montesquion war eine Größe der constituierenden Versammlung, jetzt aber waren die Republikaner bei der Macht.

Nun war der Convent versammelt, so hörte man aus Chabots Mund Anklagen gegen Montesquion:⁴⁾ er sei ein Mann, auf den sich die Nation nicht verlassen könne: er habe das Heer in Savoyen zu groß geschildert, bloß um nicht zwanzig Bataillone an die Rheinarmee abzuliefern; er habe behauptet, die Absetzung des Königs würde die französische Armee in Verwirrung bringen. Tallien sprach ihm alle militärischen Kenntnisse ab, Garat verlangte seine alsbaldige Absetzung. Als Larivière meinte, man solle doch das Benehmen des Generals zuerst prüfen, ehe man ihn für schuldig erkläre, rief ihm Willaud-Varennes zu: „Still, still! Sie sind der Vertheidiger aller Verräther! Sie haben früher auch Lafayette vertheidigt!“ — Larivière forderte nun, daß man Willaud als Verleumder zur Ordnung rufe. Da sagte Danton: „Was, zur Ordnung rufen! Danton.“

¹⁾ Dumouriez, l. c. II, p. 250—251.

²⁾ Ibid. III, p. 127—128.

³⁾ Montesquion = Fegoujac, geboren zu Paris 1763, war beim Ausbruch der Revolution Oberstallmeister beim Grafen von Provence, dem späteren Ludwig XVIII., wurde vom Pariser Adel in die Nationalversammlung gewählt und that sich durch seine Reden über das Finanzwesen hervor.

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 53—54.

warum? Im römischen Senate sprachen Brutus und Cato offen und fest die ganze Wahrheit. Wir aber, bei unseren elenden Sitten, nennen das Persönlichkeiten. Ich bin entschlossen, jeden, der mir verdächtig vorkommt, ohne alle Umschweife zu verklagen. Den Montesquieu muß man absetzen, denn er ist verdächtig, und das darf keiner unserer Feldherren sein. Wir müssen uns schrecklich machen und ein auffallendes Beispiel von Strenge geben. Auch hat der Staatsrath seine Absetzung bereits beschlossen und dem General Anselme, dessen Talente und Bürgerthum bekannt sind, seine Stelle übertragen.“ — Der Antrag ward zum Beschlusse erhoben.

Am Tage, an welchem Danton den General abgesetzt hatte, stand aber Montesquieu, der alles still und klug vorbereitet hatte, schon in Savoyen. Am 22. September waren die Franzosen an fünf verschiedenen Orten in das Land eingerückt. Am 23. besetzte er schon Montmelian, am 25. zog er in Chambery ein. Am 24. kam schon Nachricht in die Versammlung von den glücklichen Fortschritten der Operationen und stellte der Kriegsminister den Antrag, drei Bevollmächtigte nach der Armee des Südens abzuschicken, um die Gesinnungen des Generals zu erforschen.

Lacroix beantragte Zurücknahme des Beschlusses vom vorigen Tage; Manuel unterstützte ihn, sonst möchte der General durch einen neuen Sieg das Unrecht des Convents gegen ihn noch größer machen. Carra meinte, der Convent dürfe einen einmal gefassten Beschlus schlechterdings nicht zurücknehmen, auch dürfe man nie einen General am Ruder lassen, der den 10. August mißbillige. Danton rieth, man müsse vorsichtig verfahren, damit die Absetzung keine unangenehmen Folgen habe. Bisher sei nichts zu besorgen gewesen, denn er (Danton) habe diesem einen sichereren Mann beigegeben und zu diesem gesagt: „Wache über Montesquieu, gib acht auf alle seine Schritte und, sobald du ihn auf Verrath ertappst, schieße ihm eine Kugel durch den Kopf!“ — Es wurden vier Bevollmächtigte zu dem Heere abgeschickt.

Am 28. September wurde ein Schreiben Montesquiou's vom 25. vorgelesen, worin er seinen Einzug in Chambery meldete, und wie die Feinde so eilig flohen, daß er sie nicht habe einholen können. Statt Soldaten habe er Mithlicheres gefangen: Waffen-, Kriegs- und Mundvorrath. „Das Volk auf dem platten Lande, wie in den Städten, läuft uns entgegen. Überall sieht man die dreifarbigige Cocarde. Beifallklatschen und Freudengeschrei begleiten all unsere Schritte. — Die Gemüther sind für eine der unseren ähnliche Revolution gestimmt. Bereits macht man den Vorschlag, ein 84. Departement Frankreichs zu gründen oder eine Republik unter französischem Schutze. Ich wünsche zu wissen, was die Regierung hierin thun will.“

Soll die Republik Eroberungen machen? Bancal wies auf die feierliche Verwahrung wider jede künftige Eroberung hin, welche die constituierende Versammlung ausgesprochen. Dagegen meinten andere: Frankreich dürfe kein Land auf einige Zeit frei machen und es dann wieder in die Hände seiner früheren Tyrannen ausliefern; es müsse die Freiheit verbreiten, soweit als möglich; ganz Europa müsse nur eine Familie von Republiken werden.

Louvet stellte dagegen den Antrag, der Convent solle allen Völkern erklären, sie könnten sich eine Verfassung wählen und Gesetze geben,

wie sie wollten. Wohin die Waffen Frankreichs dringen, da müsse jedes Land für gänzlich unabhängig erklärt werden. Danton aber behauptete, die Franzosen müßten jedem Volke erklären, daß es sich von keinem König mehr dürfe beherrschen lassen; sei es thöricht genug, es dennoch zu wollen, so dürfe man dieses nicht dulden. Der Convent müsse ein Empörungsauschuß gegen alle Könige der Erde sein. Es dürfe keinen König mehr in Europa geben, denn schon ein einziger könnte die allgemeine Freiheit in Gefahr bringen. Der Kriegsminister Servan aber beantragte, auf dem Revolutionsplatze¹⁾ ein Fest der Befreiung Savoyens zu veranstalten. Da müsse man die Marseillaise, „hymne des Franzosen“, abzingen. Die Nachbarn müssen sie hören und dieses Lied müsse die Hoffnung der Völker und der Schrecken der Tyrannen werden.

Montesquieu aber bot in einem Aufruf den Savoyarden die Freundschaft Frankreichs und das kostbarste Gut der Menschen, die Freiheit, an: sie möchten dieselbe unter dem Schutze Frankreichs im Glück genießen.

Kaum war Savoyen besetzt, so wurde Montesquieu gegen Genf beordert. —

Die Händel in und mit Genf.

Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch war in Genf ein Streit zwischen Aristokratie und Demokratie, zwischen den alten Familien, welche im Alleinbesitze der Regierung bleiben wollten, den Neubürgern, welche Gleichheit der Rechte, und den Hinterlassenen, welche Bürgerrechte ansprachen. Die Parteien waren Repräsentanten, Negatifs, Ratifs, Habitanten.

Schon im Jahre 1734 überreichten tausend Bürger eine Denkschrift, welche die Ansicht entwickelte, daß die Bewilligung von Abgaben zu den wichtigen Angelegenheiten gehöre, die durch einen Beschluß vom Jahre 1570 der Generalversammlung vorbehalten waren. — Von dieser Vorstellung²⁾ bekam die demokratische Partei den Namen Repräsentanten. Der Rath verzögerte die Antwort und verließ sich auf die Garnison und die Einwohner, welche kein Bürgerrecht besaßen,³⁾ die Habitanten. 1737 vermittelten Frankreich, Bern und Zürich einen Frieden.⁴⁾ Die obersten Beamten, Syndics, konnten nur aus den Mitgliedern des Kleinen Rathes gewählt werden. Der Generalversammlung blieb die Wahl der Syndics und die gesetzgebende Gewalt vorbehalten, das Recht über Krieg und Frieden, Bündnisse, Veräußerung und Erwerbung von Domänen, über Anleihen und Abgaben; vor die Generalversammlung dürfe aber nichts gebracht werden, was nicht vorher vom Großen Rath gebilligt worden. Der Große Rath wurde auf 250 Mitglieder vermehrt,

1) Ghemals Place Louis XV.

2) Représentation.

3) Habitans.

4) Edit de pacification.

Die Be-
hördn. ergänzt ward er durch den Kleinen Rath, welcher aus 24 Mitgliedern bestand und das eigentliche Regierungs-Collegium bildete, an dessen Spitze die jährlich von der Generalversammlung gewählten vier Syndics standen. In ihm, welcher die Mitglieder in den Großen Rath wählte, lag das aristokratische, in der Generalversammlung das demokratische Element der Verfassung. Also eine Mischung und gegenseitige Beschränkung, welche Ruhe in Aussicht stellte.

Clubs. Dennoch blieb der Friede nicht von Dauer — bei dem Geist der Unruhe, des Mißtrauens, der Eiferucht gegen jede obere Behörde. Berathende Versammlungen der Compagnien waren verboten, die Unzufriedenen thaten sich in Cercles (Clubs) zusammen, die eine politische Organisation erhielten, und so blieb der Keim der Unruhen — und von Zeit zu Zeit hatten Frankreich, Bern und Zürich zu vermitteln.

Stete
Unruhe. Von Genf sagte man, es sei da ein ewiger Sturm in einem Glas Wasser. Da aber dieser Streit Schriften voll Geist und Feuer hervorrief, so achtete ganz Europa auf die Gährungen in der kleinen Republik. Rousseaus **Rousseau.** „Contrat social“ bekam eine weltgeschichtliche Bedeutung und wurde besonders in Genf viel gelesen. Die Natifs und Habitanten sprachen jetzt die Bürgerrechte als allgemeine Menschenrechte an. Was die Regierung that, wurde getadelt. Begreiflich, daß diese dafür den „Emil“ und den „Gesellschaftsvertrag“, weil sie die christliche Religion und alle Regierungen angriffen, 1762 durch den Henker verbrennen ließ.

Negatifs. Vierzig Bürger reichten gegen dieses Verfahren eine Vorstellung ein und verlangten eine Generalversammlung, also wieder Repräsentanten. Der Rath wies diese Forderung ab, daher der Name Negatifs für die Rathspartei. Tronchin vertheidigte den Rath in seinen „Briefen vom Land“,¹⁾ Rousseau antwortete in den „Briefen vom Berg“.²⁾ Ein Ungenannter griff Tronchin noch grünblischer an, nannte das Verfahren des Rathes ungesetlich, worauf der Kleine Rath 1765 abtreten wollte, weil er das Vertrauen seiner Mitbürger verloren habe. Da wurde man sorglich vor Unruhen. 900 bis 1000 Bürger erklärten der Regierung ihre Ergebenheit. Der Rath blieb, aber auch der Geist der Unzufriedenheit und die Gährung. Wieder mischten sich Frankreich, Bern und Zürich ein und in Genf wollte die Ruhe nicht einkehren. 1768 vermittelte Necker einen Vergleich, wonach die Generalversammlung die Wahl der Hälfte der Mitglieder des Großen Rathes erhielt und das Recht, jährlich vier Mitglieder des Kleinen Rathes abzurufen, die dann nicht mehr gewählt werden dürften. Die Repräsentanten verzichteten dagegen auf das Recht, die gesetzlichen Wahlen zu verweigern.

Die
Natifs. Nun regten sich aber die Natifs: sie wollten Bürgerrechte. Voltaire wirkte auf sie, der überhaupt für Genf eine auflösende Bedeutung hat. Sie waren bisher vom Beruf der Chirurgen, Apotheker, Notare ausgeschlossen, und verlangten jetzt Ertheilung des Bürgerrechtes. Es waren viele begüterte Männer unter ihnen, einige aus Geschlechtern, die schon über ein Jahrhundert in Genf gelebt hatten. Der Rath aber verweigerte die Annahme ihrer Denkschrift, weil das Recht, Vor-

¹⁾ „Lettres écrites de la campagne.“

²⁾ „Lettres écrites de la montagne.“ Vergl. Bd. XII dieses Werkes, S. 167.

stellungen einzugeben, nur den Bürgern zukomme. Als ein Theil Anstalten zu einem bewaffneten Aufstand machte, rief der Rath die Bürger unter die Waffen. Drei Natifs wurden getödtet, acht Anstifter verbannt und so die Ruhe wieder hergestellt.

Doch dauerte diese Ruhe nicht lange. 1774 gab die Durchsicht aller Gesetze Anlaß zu neuen Bewegungen. Frankreich mischte sich ein. Bergennes suchte durch Stärkung des Rathes künftigen Unruhen vorzubeugen, mahnte ihn unter dem Versprechen von Hilfe, sich jeder Neuerung zu widersetzen. Du Roveray gab eine Vorstellung gegen solches Gebaren ein, der französische Minister verlangte jedoch Genugthuung für diese Beleidigung. Der Prozeß gegen ihn gab Anlaß zu Unruhen: die Repräsentanten zogen 1781 in Waffen durch die Straßen, die Natifs machten es ihnen nach. Als Du Roverays Eingabe von Senkershand verbrannt und er für unfähig erklärt wurde, irgend eine Stelle zu bekleiden, galt dies für Unterwerfung unter französisches Machtgebot und die Repräsentanten erhoben sich in Waffen gegen den Rath, und es beschloß die Generalversammlung, daß die Natifs in der Betreibung bürgerlicher Berufsarten gleiche Rechte mit den Bürgern, Zutritt zu den Officierstellen in den Compagnien haben und jährlich acht Natifs das Bürgerrecht, alle aber in der dritten Generation und in einzelnen Fällen schon in der zweiten dieses erhalten sollten.¹⁾

Der Rath rief die Garantiemächte zu Hilfe. Frankreich drohte mit dem Einmarsch eines Heeres, und im Vertrauen auf diesen Schutz verweigerte der Rath die Vollziehung des Edictes vom 10. Februar 1781, zu Gunsten der Natifs, weil es mit Waffengewalt erzwungen worden sei. Nun griffen die Natifs zu den Waffen, viele Negatifs entflohen. Die Rätthe wurden zur Resignation gezwungen, und durch einen Ausschuß der Generalversammlungen neubefest. Ein Sicherheits-Ausschuß²⁾ von zwölf Mitgliedern sollte für die Sicherheit der Republik sorgen; er riß aber, wie später der Wohlfahrts-Ausschuß in der französischen Revolution, bald alle Gewalt an sich und beschränkte die Rätthe auf die Verwaltung der Justiz und auf die Vertheilung des Bürgerrechtes an Natifs. 480 Personen erhielten dasselbe in der Zeit von nicht ganz zwei Monaten.

Nun nahte aber im Mai 1782 ein Heer von 6000 Franzosen, 3000 Piemontesen und 2000 Bernern. Die Stadt ward aufgefordert, den alten Rath wieder einzusetzen; einundzwanzig Häupter der Revolution sollten sich auf zwanzig Stunden von der Stadt entfernen. Die Clubs beschloffen sich zu vertheidigen. Schon sollte die Beschießung der Stadt beginnen, da entsank vielen der Muth. Nach stürmischen Verhandlungen siegte die Meinung für Übergabe der Stadt. Am 2. Juli rückten die Belagerer ein, die Bürger mußten ihre Waffen abgeben. Die alten Rätthe wurden wieder eingesetzt, die an die Natifs ertheilten Bürgerrechte wurden widerrufen. Zweiundzwanzig Monate blieb eine fremde Garnison in der Stadt. Am 13. November 1782 wurde ein Friedens-

¹⁾ Bögelin-Escher, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, Band III, S. 261—275.

²⁾ Commission de sûreté.

edict dem Rathe zur Genehmigung vorgelegt; es suchte die Demokratie etwas zu beschränken, gestand aber den Ratifs alle Arten von Gewerben zu. Zehn Jahre hindurch sollten jährlich fünf Ratifs, später jährlich drei das Bürgerrecht erlangen. Die Cercles aber sollten aufhören, statt derselben wurden offene Kaffeehäuser errichtet, in denen jedoch keine abgeschlossenen Zimmer sein durften, politische Gespräche waren in denselben verboten. Alle Bürger mußten, wie die übrigen Einwohner, ihre Gewehre im Arsenal niederlegen. Zugleich ward Amnestie verheißten.

Reformation.

Verbannte.

Viele Repräsentanten und Ratifs kehrten jedoch nicht mehr in die Stadt Genf zurück und suchten im Ausland ein Unterkommen, einige in Konstanz, andere in Brüssel, viele wollten nach Irland, doch kam es nicht zu der geplanten Colonie. Viele Uhrenmacher zogen nach Neuchâtel und von da an ist dort die Uhrenfabrication in Flor. Dumont, Du Roveray und Clavière giengen nach Paris und gelangten dort zu Macht, vergaßen aber nie den Haß gegen die Vaterstadt, welche sie vertrieben.

Die Revolution in Paris brachte neue Gährung nach Genf. 1789 erhielten die Bürger hier wieder ihre Waffen, wurden alle Ratifs in vierter Generation Bürger. Die Menschenrechte wurden Losungswort. Die untersten Classen nahmen die Benennung Citoyens an.

Clavière.

Al das beschwichtigte Clavières Haß nicht — eitle Leute vergessen ja eine Beleidigung niemals. „Wenn ich je zurückkomme, soll es mit dem Feuerbrand in der Hand geschehen“, schrieb er an einige Gesinnungsgenossen, die ihn einluden, in seine Vaterstadt zurückzukehren. Als Finanzminister faßte er insbesondere den Gewinn ins Auge, den Frankreich, welches 30 Millionen Livres Zinsen jährlich an Genfer Capitalisten zahlte, aus der Erwerbung der schönen Stadt am Lemansee machen würde. Im September schrieb er an Montesquieu, kaum dieser Savoyen besetzt hatte: „Ich hoffe, daß Sie bald in Genf einrücken werden. Man muß dieses Aristokratennest zerstören und dort die Schätze fischen, die wir darin vergraben haben.“ — Die Beziehungen Frankreichs zur Schweiz waren seit der Eroberung Savoyens überhaupt gespannt. Bern fürchtete für das Waadtland, wo französische Freiheitsgedanken die Köpfe erhitzten, und errichtete ein Lager von 20.000 Mann in Noyon am rechten Ufer des Sees.

In Genf aber nahmen die Dinge diesen Verlauf: Clavière hatte einen Genfer beauftragt, seinen Mitbürgern nur zu sagen, daß Montesquieu Befehl habe, einzuziehen, und daß ihr Heil nur in der Unterverfung unter Frankreich bestehe. Der Brief wurde schnell verbreitet. Der Kleine Rath beschloß, altem Herkommen und alten Verträgen gemäß, die Cantone Zürich und Bern um 1600 Mann Hilfstruppen zu bitten, um die eigene Unabhängigkeit wahren zu helfen. Der Große Rath billigte diesen Entschluß. Die Partei Clavières aber erhob ein großes Geschrei dagegen. Die Mehrzahl der Bürger hatte jedoch Sorge vor dem Einmarsch der Franzosen und genehmigte in der Generalverfam-

Aufregung in Genf.

lung den Antrag, daß die Hintersassen bewaffnet und Bern und Zürich um Hilfe angegangen werden sollten.

Das war es aber gerade, was Clavière erreichen wollte. Sein Brief hatte den Genfern bange gemacht und bloß aus Angst vor einer französischen Besatzung riefen sie Schweizertruppen zuhilfe. Da hatten denn die Franzosen einen Grund, sich zu beschweren; ihr Geschäftsträger Châteauneuf erklärte auch sogleich, nach dem Vertrag von 1782 dürften die 1600 Schweizer in Genf nur mit Genehmigung der Garantemächte Frankreich, Sardinien und Bern einrücken; ein Einmarsch ohne Frankreichs Zustimmung würde von diesem als Feindseligkeit behandelt. Die Regierung in Genf aber wies darauf hin, daß Sardinien und Frankreich mit einander im Kriege seien, und berief sich auf einen älteren Vertrag von 1584, wonach sie Hilfe von ihren Bundesgenossen Zürich und Bern zu erbitten berechtigt wären. Schnell kamen die 1600 Schweizer. Châteauneuf aber verlangte Bestrafung derer, welche sie gerufen hätten, und legte Verwahrung ein. Darüber waren jedoch viele Genfer empört und die Generalversammlung schlug die Forderung ab. Châteauneuf verließ Genf und Montesquieu erhielt Befehl, sich mit seinen Truppen vor die Stadt zu legen, „um den Freunden der Freiheit, die dort in großer Zahl wären, die freie Wahl zu sichern.“ — Clavière schrieb Montesquieu am 8. October: „Die Besetzung Genfs scheint mir unumgänglich nöthig, um die Revolution in Savoyen zu sichern, zumal sie nur eine geringe Anzahl von Soldaten erfordert.“¹⁾

Frankreich.

Zum Glück für die Genfer war Montesquieu anderer Ansicht als Clavière und empört über das Unrecht, das er begehen sollte.

Montesquieu.

Schon am 3. October hatte er an Clavière geschrieben: „Ich hoffe, daß Sie bei tieferem Nachdenken selber finden, daß der Charakter eines großen Volkes rein bleiben muß, und daß bloß das große Geseß des Volkswohles etwas gestatten kann, was die Moral verbietet, und hier findet dies nicht statt.“ An Servan schrieb er am 6. October: „Wenn die Genfer nachgeben und die Schweizer abziehen, soll ich auch dann Genf besetzen? Nicht 20.000 Flinten sind in Genf, sondern bloß 12.000. Und wenn wir die Schweizer zurückschicken, so können wir diese Flinten erhalten, ohne eine Belagerung, ohne daß wir uns benehmen nach der Art Ludwigs XIV. Achten Sie wohl darauf, daß Ihr Ministerium nicht durch ein ungerechtes Benehmen besudelt wird.“²⁾ — Am 13. October schrieb er wieder an Servan, der jedoch nicht mehr Minister war: „Wir verderben vielleicht mit diesem Unternehmen den ganzen Feldzug. Wollte man durchaus diese Stadt haben, so brauchte man nicht zuerst zu drohen und unsern Gesandten fortgehen zu lassen, ehe ich hinlänglich gerüstet war. Wenn ich angreife, so kann es nur mit Bomben sein, und wenn die Genfer sich auf den Ruinen ihrer Häuser vertheidigen wollen, so werde ich mit bloß 15.000 oder 18.000 Mann diesen festen Platz nicht einnehmen. Clavière hat einen

Servan.

1) Mémoire justificatif pour le général Montesquieu.

2) Diese Briefe hat Mortimer-Ternaux zuerst veröffentlicht, l. c. V, p. 28—29.

schlimmen Gedanken gehabt, umso mehr als uns die Besetzung Genfs nichts nützt, nachdem wir ja Savoyen haben. Wir müssen nur die Schweizer hinausgehen machen und wir richten mit Artigkeit mehr aus als mit Drohung.“ — Das waren ganz richtige Gedanken.

Der
Convent
an die
Schwei-
zer.

Der Convent verhandelte über die Schweiz am 9. October 1792.¹⁾ Mailhe schlug hier eine Adresse an die dreizehn Cantone vor, worin er den Mord der Schweizer am 10. August entschuldigte und erklärte: „Wir haben die Tyrannei der Bourbonen abgeschüttelt, wie Ihr die der Habsburger, und jetzt schlagen Euch dieselben Österreicher vor, Mitschuldige des Hasses zu werden, den sie gegen die Freiheit hegen. Ein Feind mehr oder weniger, das ist den Franzosen gleichgiltig. Wir siegen über alle Tyrannen und Völker. Aber sehet Ihr nicht ein, daß unsere Feinde die Euren sind? Welche Schmach, welche Gefahr ladet Ihr Euch auf den Hals, wenn Ihr, nachdem Ihr die neuern Völker gelehrt habt, daß die Volks-Souveränität unveräußerlich ist, jetzt die Sache der Tyrannen zu der Euren machen wollt.“

Erster
Vertrag.

Die Schweizer im allgemeinen wußten wohl, was sie von diesen Lockungen denken sollten. Einen Krieg auf Leben und Tod wollten sie mit Frankreich jetzt nicht, und bedeuteten Genf, wie sie gern ihre Truppen zurückzögen, wenn es mit Ehren geschehen könnte, und ihren Wünschen kam die wohlwollende Besinnung Montesquiou's entgegen. Am 20. October 1792 wurde ein Vertrag geschlossen, wonach die Schweizer Genf räumten, Montesquion aber mit seinen Franzosen sich zurückzog.

Zweiter
Vertrag.

Die Freude in Genf war groß. Der französische Gesandte kam nach der Stadt zurück, doch der Vertrag wurde in Paris verworfen. — Ein zweiter Vertrag wurde am 3. November abgeschlossen, wonach bis zum 1. December beiderseits die Truppen zurückgezogen sein sollten und der freie Verkehr unter den Einwohnern und mit Savoyen und den beiden Republiken wieder hergestellt sein müsse. Genf behielt sich nur die Verträge von 1584 mit Bern und Zürich vor.

Montes-
quion
an-
geklagt.

Aber auch dieser zweite Vertrag ward vom Ministerium verworfen und es gelang Clavière, Mißtrauen gegen Montesquion zu erregen, namentlich auch hinsichtlich der Kosten für die Verpflegung der Armee, und Clavières Freund Barbaroux beantragte, Montesquion in Anklagestand zu versetzen.

Du Ro-
veray.

Bergezens schrieb Montesquion, nichts könnte den Interessen Piemonts mehr dienen, als ein Mißverständnis der französischen Regierung mit der Schweiz, wenn es im Frühjahr Rache für seine bisherigen Verluste nehmen wolle. Roveray erstattete im Sinne Clavières Bericht über den General: „Geübt in der Kunst der Täufel, habe er den Freunden der Freiheit geschmeichelt, Bürgerinn geäußert, aber seine Handlungen hätten seine Grundsätze Lügen gestraft. Er habe gesprochen wie ein freier Mann und gehandelt wie ein Sklave. Wie Lafayette habe er die Armee verlassen und sei vor die Schranken des Convents gekommen. Unaufhörlich habe er über die Unzulänglichkeit der Truppen geklagt und dennoch

diejenigen zurückgewiesen, die ihm von allen Seiten her zukamen. Durch seine Zögerung habe er es dem König von Sardinien möglich gemacht, seine Artillerie herzustellen. Am 15. August hätte er Savoyen schon besetzen können, sei aber erst am 25. September eingerückt. Er habe aber nicht bloß den Convent hinsichtlich der Stärke des Feindes hintergangen, sondern habe auch das Vermögen des Staates durch trügerische Lieferungsverträge geschädigt und zuletzt eine schimpfliche Übereinkunft mit Genf geschlossen, welche die Ehre Frankreichs herabsetzte, und seinen Kriegerern vor Genf Fesseln angelegt; er habe diesen Vertrag vollzogen, noch ehe er genehmigt war, und sich also die gesetzgebende Gewalt angemahnt, aber auch die vollziehende Gewalt, denn er war ungehorsam gegen die Weisungen der Regierung, und so habe er die Patrioten in Genf der dortigen Aristokratie preisgegeben.¹⁾

Monte-
quion

Dubois Crancé, der Commissär des Convents bei der Armee gewesen war, unterstützte die Anklage; sie ward vom Convent angenommen und ein Bevollmächtigter abgeandt, um Montesquion zu verhaften. Am 13. November traf dieser Staatsbote im Hauptquartier früh sieben Uhr beim Generallieutenant Dornac ein, wies diesem seine Vollmachten vor und befahl ihm, seinen Obern zu verhaften. Doch er kam zu spät, Montesquion hatte in der Nacht noch eine Andeutung von Paris erhalten und war in aller Frühe fortgeritten. Wohin? — erst nachträglich erfuhr man's — nach Genf. Sogleich ward von der Stadt seine Auslieferung verlangt. Die Syndics erklärten jedoch, er sei schon über den See gefahren. So war es in der That. Doch hat Montesquion nicht, wie ihm seine Ankläger nachredeten, die Kriegscasse mitgenommen, sondern er mußte in Genf Geld aufnehmen, um einen Kahn nach Coppet zu bekommen; von da fuhr er nach Premgarten bei Zürich, wo er sich lange aufhielt. Am 7. September 1795 wies Pontecoulant siegreich vor Gericht die Unschuld des Generals gegenüber jeder Anklage nach. Montesquion konnte also nach Frankreich zurückkehren, wo er 1798 starb. So behandelte die Republik den Eroberer Savoyens.

flieht zu
den
Schwei-
zern.

Was sollte man aber Genf gegenüber thun? Brissot mahnte die Genfer, den heiligen Grundsatz der Gleichheit ihrer Republik einzupumpfen, Genf könne der Gleichheit nicht entgehen. Es sei ein beinahe unsichtbarer Trabant eines großen Planeten und werde der moralischen Laufbahn desselben folgen müssen. Man könne sich vorläufig damit begnügen, daß die Schweizer-Truppen bis zum 1. December Genf verlassen. In diesem Falle sollten die französischen Truppen die Neutralität und Unabhängigkeit des Genfer Gebietes in Ehren halten und sich zurückziehen, wenn sie es bisher besetzt hielten, und so blieb es also doch zunächst bei dem Vertrage, den Montesquion mit Genf, Zürich und Bern abgeschlossen hatte. —

Brissot.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 304—305. — „Moniteur“ Nr. 314.

¹⁾ „Moniteur“ Nr. 284.

Savoyen wird mit Frankreich vereinigt.

Ver-
samml-
ung in
Cham-
bery.

Indessen war in Savoyen große Unruhe. — Am 24. September trat in Chambery nach den noch von Montesquieu angeordneten Wahlen eine National-Versammlung zusammen, welche zunächst das nachahmte, was die Pariser gethan hatten.¹⁾

Etb.

Die Abgeordneten schworen zunächst, tren zu sein der Nation, die Freiheit und Gleichheit aufrecht zu erhalten und bis in den Tod zu vertheidigen. Diesen Eid legten auch die Gallier ab; auch hier mußte der Pöbel sogleich sich in die Verhandlungen mischen, weil es in Paris also war. Dann donnerte ein Mitglied gegen das Haus Savoyen und die Gallier brüllten: „Fort, fort mit den Herzogen aus dem Hause Savoyen!“ Sofort wurde noch einmal geschworen, künftig kein Königthum, keinen Adel, kurz nichts zu dulden, was gegen die Gleichheit wäre. Hierauf nahm die Versammlung den Namen National-Versammlung der Allobroger an — das ganze Mittelalter, die ganze Neuzeit ward in ihrer Geschichte wie mit einem Schwamme weggewischt und dagegen eine Erinnerung aus den Classiken an die Hosen tragenden Allobroger festgehalten. Schon hatte sich auch ein Jakobinerclub in Chambery aufgethan und eine Abordnung desselben begrüßte den Präsidenten der Allobroger und sprach von Freiheit und Gleichheit, und dieser gewährte den allobrogischen Jakobinern, der allobrogischen Sitzung beizuwohnen. Dann wurden freiwillige Gaben auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt — goldene und silberne Uhren, die nicht mehr recht gehen wollten — und das Christusbild im Saal wurde mit dreifarbigem Bändern umwunden, der Heiland also zum Jakobiner gemacht.

Nach-
ahmung
der Fran-
zosen.Streif-
gläubigkeit.

Die Sitzungen waren in der Kirche. Der Bischof von Chambery stellte das Ansuchen, man möge am Sonntag doch keine Sitzung halten, damit der Gottesdienst stattfinden könne, es ward ihm aber barsch abgeschlagen. Die Savoyarden ahmten also auch in der Rücksichtslosigkeit gegen die Religion die Pariser nach: man denkt unwillkürlich an den Affen des Erasmus. Die Güter der Geistlichkeit wurden ohneweiters für Nationalgüter erklärt, alle Mönchsorden wurden aufgehoben, so männliche wie weibliche. — Bei dieser Richtung gegen alles historische Recht versteht es sich von selber, daß die königlichen Krongüter, die Güter des Malteser-Ordens, des Sanct-Mauritius-Ordens, des Sanct-Lazarus-Ordens für Güter der Nation erklärt wurden. Dennoch ward bemerkt, daß die Einkünfte von Savoyen nicht hinreichten, jedem Mitglied der Versammlung — es waren deren 600 — täglich zwölf Livres zu geben, sie müßten mit sechs Livres vorlieb nehmen. Bisher hatte die Auflage auf Salz und Tabak viel eingetragen: diese Steuern wurden jedoch, weil mißlieblich, alsbald abgeschafft wie aller Adel und alles Lehenwesen. Viele Adelige waren entflohen: es wurde beschlossen, daß die Güter der Ausgewanderten, die binnen zwei Monaten nicht zurückkehren würden, der Nation gehören sollten.

Wie vom süßen Trunk der Freiheit berauscht, warf sich Savoyen in die Arme Frankreichs.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 373—376.

Zu einer Zuschrift an den Convent in Paris sagte die allobrogische National-Versammlung: „Gefesgeber der ganzen Welt!“ Wir verfluchen das Andenken der Könige wie Ihr! König von Jerusalem und Cypern, betrachte uns nicht länger als deine Unterthanen; denn wir haben geschworen, frei zu leben, und wir sind bereit, eher zu sterben als in Sklaverei zurückzusinken! — Das freie Savoyen wünscht aufs entschiedenste sich mit Eurem Reich zu vereinigen. Es sehnt sich danach, sich in die Arme der französischen Republik zu stürzen und mit euch nur ein Volk von Brüdern zu bilden.“

Der Gironde, welche damals die Gewalt in den Händen hatte, konnte dieser Wunsch nur schmeicheln, doch durfte die Vereinigung nicht überstürzt werden; auf der andern Seite fürchtete sie, daß ihr die Commune auch in Savoyen das Spiel verderbe und Septembermorde auch in den Alpen anstelle, und sie hatte ihren Grund dazu: Huguenin und Michaux trieben sich als Abgeordnete der Commune in Savoyen herum. Michaux war sonst seines Zeichens ein Komödiant. Huguenin „mit der Sturmglöck im Herzen“ kennen wir schon, diesen alten schulden- und mit Schulden beladenen Advocaten von Nancy, der sich am 20. Juni, am 10. August hervorthat und Präsident der Commune ward, der so viele verhaften ließ und dessen Name unter dem schmählichen Aufruf steht, welcher die Städte Frankreichs zu Septembermorden aufforderte. Wir begreifen deshalb, daß die Regierung am 8. October 1792 den Befehl erließ, solche Individuen nicht nach Savoyen durchzulassen, und wenn sie sich im Lande schon umtrieben und keinen Auftrag der Regierung nachwiesen, sie sogleich zu verhaften und nach Paris abzuliefern.²⁾ Huguenin trieb nachher in Belgien sein Wesen, wo er schamlos stahl: Bilder und kostbare Geräthe in zwölf schwerbeladenen Wagen nahm dieser Räuber nach Paris mit. Unter seinen Beutestücken war auch das Bett der Erzherzogin Maria Christine.

Die Ehre der Republik verlangte, daß die Regierung durch solche Menschen ihre republikanischen Bestrebungen nicht schänden ließ.

Religiöse Festlichkeiten fanden nicht mehr statt. Um das Leben nicht gar zu öde erscheinen zu lassen, mußte die Republik Feste veranstalten. So wurde denn am 14. October in Paris ein Fest der Befreiung Savoyens abgehalten, bei welchem auch das Verzeichniß der am 10. August Gefallenen abgelesen wurde. — Am 29. October gaben die Savoyarden in den Champs-Elysées ein großes Bankett, um die Befreiung ihres Landes durch die siegreiche Philanthropie zu feiern. Anacharsis Cloots war auch dabei. Man trank auf die Gesundheit aller Menschen, die sich nicht mehr in zwei Classen theilen, Freie und Sklaven, sondern die insgesammt Brüder seien. Man öffnete einen riesigen Vogelkäfig und ließ die Thiere fliegen — zur Feier der eigenen Freilassung.

Am 6. November überreichten im Convent zwei Abgeordnete von Nizza die Bitte um Einverleibung ihrer Grafschaft in Frankreich, welches ihnen die Menschenrechte zurückgegeben habe. „Wir erwarten von euch Leben oder Tod.“

¹⁾ „Législateurs du monde.“

²⁾ Mortimer-Ternaux hat diesen Befehl zuerst veröffentlicht Histoire de la Terreur, V, p. 57—58.

Lieber wollen wir uns unter den Trümmern unserer Heimat begraben lassen, als die Herrschaft unserer Verfolger wieder zu dulden.“ So trat denn die Frage wieder nahe, was mit diesen eroberten Ländern zu machen sei. Nach Danton's Ansicht war man verpflichtet, keine Könige mehr darin aufkommen zu lassen.¹⁾ Der Präsident²⁾ Héroult-de-Séchelles gab hochtönende, aber doch unbestimmte Antwort. Auch Gegenden am Rhein verlangten damals Vereinigung mit Frankreich: acht Gemeinden aus Nassau, Saarbrück und Bergzabern im Herzogthum Zweibrücken, und der diplomatische Ausschuss, dem diese Bitten übergeben wurden, besprach die Frage: „Wie weit kann ein Staat sich ausdehnen, ohne seine Freiheit zu gefährden?“ — Am 11. November hatten die in Paris anwesenden Savoyarden um die Vereinigung ihrer Heimat mit Frankreich gebeten.³⁾ Jetzt trat am 21. November die Deputation der allobrogischen National-Versammlung aus Chambery vor den Convent, vier Mann hoch. Der Sprecher war Oberst Anton Doppet, später General im Dienste der Republik und durch die Schläge, die er bekam, berüchtigt, damals aber auf der Höhe seines Ansehens, um den Dank für die Befreiung mit dem Wunsche nach der Vereinigung auszusprechen.

Bottschaft aus Savoyen. Doppet legte das Protokoll der Sitzung zu Chambery am 22. October 1792 vor:⁴⁾ von 655 Gemeinden habe die Mehrzahl unbedingte Vereinigung mit Frankreich verlangt. Dann verlas er eine Zuschrift dieser Allobroger an den Convent,⁵⁾ worin der Dank an Frankreich und die Bewunderung seines Ruhmes ausgesprochen ist, wovon auch einige Strahlen auf das arme Savoyen fallen möchten, und erzählte dann, wie die Versammlung in Chambery von allen Gewalten im Lande anerkannt sei, wie der Senat schwor, wie Priester und Mönche kamen und huldigten, und wie man eine provisorische Verwaltung eingerichtet habe, wie aber die Mehrzahl des Volkes Vereinigung mit Frankreich wünsche.

Grégoire. Der Präsident Grégoire gab hochfliegende Antwort: „Einst war Frankreich der Zufluchtsort von entthronten Fürsten; jetzt suchen freie Völker dort Hilfe. Seit das Königthum in Frankreich abgeschafft ist, beginnt eine neue Epoche im Leben der Menschheit, das Weltalter des Geistes, der seine ewigen Wahrheiten entfaltet: die Throne stürzen in den Abgrund, die Wunden der Völker verheilen, die Menschheit wird verjüngt, das Schicksal der großen Völkerfamilie

¹⁾ La Convention nationale doit être un comité d'insurrection générale contre tous les rois de l'univers.

²⁾ Vom 21. September 1792 bis zum 24. Januar 1793 präsidierten: Pétion vom 21. September bis zum 5. October, J. P. Lacroix vom 5. bis zum 19. October, Guadet vom 19. October bis zum 1. November, Héroult-de-Séchelles vom 1. bis zum 16. November, Grégoire vom 16. bis zum 30. November, Barrère vom 30. November bis zum 14. December, Defermon vom 14. bis zum 28. December, Treillard vom 28. December bis zum 11. Januar, Vergniaud vom 11. bis zum 24. Januar.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 322

⁴⁾ Extrait du procès verbal de la seconde séance de l'assemblée des députés des Communes de la Savoie, le 22 Octobre 1792 l'an premier de la République. — Buchez et Roux, l. c. XX, p. 373.

⁵⁾ „Liberté, égalité. L'assemblée des Allobroges à la Convention nationale de France.“ — Buchez et Roux, l. c. XX, p. 374.

ein besseres. Der größte Theil der Menschheit ist nur darum in Knechtschaft, weil er nicht Nein zu sagen wagt. „Ihr aber, ehrenwerte Savoyarden, habt Nein gesagt, und alsbald erstrahlte die Freiheit auf euren Bergen und ihr tratet ein in die neue Ära der Menschheit; fürchtet also die Drohung der Despoten Europas nicht, im Frühjahr werden sie den Krieg anfangen, aber nur ihr Grab graben. Diese Bemühungen der Könige sind nur das Testament des Königthums. Ihr wünscht euch mit Frankreich zu vereinigen? Der Convent wird eure Bitte in ihrer Bedeutung zu würdigen wissen. — Jedenfalls findet ihr in den Franzosen immer Freunde. — Die Tugend ist die Quelle alles Glückes, die Gerechtigkeit zeichnet den Nationen die Weite ihrer Rechte und den Kreis ihrer Pflichten vor. Unsere Arme sollen sich nur noch erheben gegen die Tyrannen, um sie zu bekämpfen, gegen die Menschen, um sie zu umarmen, gegen den Himmel, um für seine Segnungen zu danken. Die Palmen der Brüderlichkeit schmücken die Vorderseite des Tempels der neuen Zeit. In Europa wird es bald keine Festungen, keine Grenzen und keine einander entfremdeten Völker mehr geben.

Die ganze Versammlung erhob sich unter dem Ruf: „Es lebe die Verbrüderung der Völker, es leben die Nationen!“ und die Abgeordneten von Savoyen wurden vor den Präsidenten geführt, der ihnen im Namen von Frankreich den Bruderkuß gab. Das ist französischer Enthusiasmus. „Abstimmung über die Vereinigung!“ rief man im Saale.

Barrère warnte vor stürmischer Lösung einer Frage, die für das Wohl Savoyens wie Frankreichs aus politischen und finanziellen Rücksichten gleich ernst erwogen werden müsse. — Simon aber drang umsomehr auf rasche Vereinigung, als die Savoyarden in acht Tagen mehr vollbracht hätten, als die Franzosen in drei Jahren, nämlich Abschaffung des Königthums und Adels, Bändigung der Priesterchaft, Einziehung des Kirchengutes und dergleichen.

Erst am 27. November stellte Grégoire nach eingehender geistreicher Behandlung der Frage den Antrag und beschloß der Convent:¹⁾ Savoyen soll vorläufig das 84. Departement bilden unter dem Namen Departement Montblanc. Die Ur- und die Wahlversammlungen sollen alsbald zehn Abgeordnete in den Convent führen. Vier Bevollmächtigte des Conventes sollen nach Savoyen reisen, um das Land in Districte und Cantone einzutheilen. Die Zollhäuser an der Schweizer und piemontesischen Grenze sollen beibehalten werden. An den Hauptorten der Districte und in den Zollhäusern an der Grenze sollen Bevollmächtigte angestellt werden, um die Echtheit der Assignaten zu beglaubigen. —

Eroberung von Nizza. Pläne gegen Rom.

Anselme, der Stellvertreter Montesquiou's bei der Armee am Var, der Grenze Frankreichs, einem Bergströme, der bald keine Brücken dulden will und verheerend alles überschwemmt, bald wieder matt in seinem Bett hin-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 384—396.

Los der Savoyarden.

Verbrüderung der Völker.

Barrère.

Simon.

Departement Montblanc.

Die Grafschaft Nizza.

schleicht, erhielt zu gleicher Zeit, da Montesquieu in Savoyen einrückte, Befehl, die Grafschaft Nizza zu besetzen, eine italienische Schweiz, nur daß der Öl- und Citronenbaum die Stelle der Buche und Tanne einnimmt. Das Land erhebt sich amphitheatralisch vom Meere bis zu den Gipfeln der Berge. Über die Colz von Tenda, von Finistère, Argentière und Barbacena gelangt man aus demselben nach Piemont. Mehrere Waldströme stürzen von diesen Bergen nach dem Meere. Das Land ist leicht zu vertheidigen, wenn die Bewohner für die Regierung sind, abgehärtete Nachkommen der alten Ligurer, Schäfer in den Bergen, welche die Jagdflinte immer auf dem Rücken tragen, unerschrockene Seefahrer an der Küste, Schiffer, findige Handelsleute.

Stärke der Piemontesen, 8000 Mann regelmäßiges Militär, 12.000 Milizen hatte der König von Sardinien zur Vertheidigung der Grenze entboten, 214 Kanonen und Mörser standen ihnen zur Verfügung. Saint-André stand an der Spitze. Für Lebensmittel und Mundvorrath war hinreichend gesorgt. General Anselme dagegen hatte nur 12.000 Mann, nur wenig Geschütz. Marseille hatte ihm 6000 Mann Bürgerwehr gesendet. Man staunt über seine Kühnheit, daß er doch den Var zu überschreiten wagte, oder über die Feigheit Saint-Andrés, der ein befestigtes Lager auf einer uneinnehmbaren Anhöhe bei Saorgio bezogen hatte und dennoch verzagte, auf das Gerücht hin, das Anselme verbreiten ließ, er werde mit 40.000 Mann den Var überschreiten und der Contreadmiral Truguet an der Küste ein Corps landen lassen, und so würden die Piemontesen die Waffen strecken müssen.¹⁾ Im ersten Schrecken, als Anselme Miene machte, den Var zu überschreiten, verabschiedete Saint-André die Milizen, zog alle Posten ein, ließ Munition und Geschütze im Stich und zog sich zurück.

Schreck in Nizza. Darüber entstand großer Schrecken in Nizza. Wer konnte, floh mit seiner besten Habe, und doch zählte die Stadt 40.000 Bewohner. 5000 Emigranten waren darin, 800 darunter in Waffen geübt. Vergebens forderten sie die Piemontesen auf, Widerstand zu leisten. Anfangs wollten sie allein den Var vertheidigen, doch fühlten sie sich an Zahl zu schwach und zogen den Piemontesen nach, zumal **Truguet.** Truguet am 28. September in der Nähe von Nizza auf halbe Kanonenschußweite mit seinen Schiffen erschien. Vor dem Gesindel sich fürchtend, das eine Plage aller Seestädte ist, sandten die wenigen Beamten und Bürger, die in Nizza zurückgeblieben waren, an Anselme die Bitte, daß er schleunigst die Stadt unter den Schutz Frankreichs nehme. Erst in der Nacht des 29. September 1792 zogen die Franzosen unter dem Ruf der Bewohner in die Hauptstadt der Grafschaft ein, 3500 Mann im ganzen.²⁾ Nur zögernd war Anselme vorgegangen, einen Hinterhalt fürchtend. Doch kein Feind zeigte sich; nur in Montalban, dessen Eroberung 1744 so viel Blut gekostet, und in Villafranca hatten die Piemontesen Garnisonen zurückgelassen. Der Befehlshaber von Montalban wurde aber durch die Drohung, man werde die kleine Festung erstürmen, so erschreckt, daß er dieselbe schon am 29. September übergab. Das machte Anselme derart Muth, daß er am 30. mit 14 Dragonern und einer Abtheilung Infanterie sich vor Villafranca zeigte und den Commandanten zur augenblicklichen Übergabe auf-

forderte, und der arme Mann war so feig, daß er mit 19 Officieren und 300 Mann, denen 100 Kanonen, 5000 Flinten, 1.000.000 Patronen, zwei Kriegsschiffe, ein gefülltes Arsenal und Mund- und Kriegsvorrath in Hülle und Fülle zugebott standen, die Festung übergab. Man weiß nicht, soll man über die Kühnheit der Franzosen mehr staunen oder über die Leichtgläubigkeit und Feigheit der Piemontesen, die doch sonst tüchtige Soldaten sind, oder annehmen, daß geheime Verbindungen all das ins Werk setzten.

Das Volk war entrüstet über diese Feigheit der Landesvertheidiger und die Ausschweifungen der Fremden. Die Priester predigten gegen die gottlosen Franzosen und die Männer der Berge kamen in Bewegung.

Die Vorposten wurden von den Bauern niedergeschossen. Mittelpunkt des Widerstandes war das kleine Fürstenthum Dneglia,¹⁾ ein Städtlein mit einem Hafen. Truguet legte sich am 23. October mit seinen Kriegsschiffen vor den Ort. Er sandte ein Boot ab, um ihn zur Übergabe aufzufordern, sonst habe er eine Beschießung zu befürchten. Das Boot trug Parlamentärsflagge, desungeachtet wurde es beim Landen mit Flintenschüssen empfangen, die einen Officier und vier Matrosen tödteten und den Flaggen capitän und mehrere andere verwundeten. Von Schüssen verfolgt, erreichte das Boot mit Mühe das Admiralschiff. Truguet legte seine Schiffe nun quer vor das Städtlein und überschüttete Dneglia mit einem Hagel von Kugeln. Am andern Morgen landeten die Franzosen, plünderten und mordeten, wen sie trafen, auch die Mönche, die in ihren Klöstern auf ihre Unverletzlichkeit als Priester gerechnet hatten. Am Abend schifften sich die Franzosen wieder ein. Dneglia war nur noch ein Haufen Trümmer.

Jetzt brach aber der Aufstand aus. Die Franzosen wurden in Soz-pello, dem höchsten Punkt, den sie besetzt hielten, angegriffen und gezwungen, nach Nizza zurückzukehren. Diese Schlappe und der Umstand, daß er sich doch menschlich gegen die Bewohner zeigte und strenge Kriegszucht handhaben wollte, machte den Eroberer von Nizza mißlieblich bei den Jakobinern. Die Commissäre berichteten an den Convent, diese Niederlage sei eine Folge seiner Verleugnung der Principien der Revolution, seiner Schwäche und seiner Sorglosigkeit. Im Februar 1793 wurde er inmitten seiner Armee verhaftet und nach Paris in die Abtei gebracht. Eine Wunde rettete ihn vor der Guillotine. Er bat, daß man ihn zu ihrer Pflege in seine Heimat lasse. Es geschah und so vergaß man auf ihn.

Dieser feige Rückzug der Piemontesen gab zu umfassenden Plänen An-regung. Einige Flüchtlinge aus Sardinien ratheten zur Eroberung ihrer Insel. Der Korse Barthélemy Arena, welcher Abgeordneter in der Legislative gewesen war, trieb sogar zu einer Fahrt nach Rom, von wo aus die Franzosen nach Norden ziehen und Oesterreicher und Piemontesen im Rücken fassen sollten.

Arena schrieb deshalb an seinen Freund Brissot, der den diplomatischen Ausschuss im Convent leitete, wie er ihn in der Legislative geleitet hatte:²⁾ Rom sei für die Republik ein viel gefährlicherer Feind als Preußen und Oesterreich. Darum müsse man die Gelegenheit benützen, in Rom einen andern Bischof ein-

¹⁾ Jomini, Histoire critique et militaire des guerres de la révolution. Nouvelle édition. Paris 1820. Vol. II: Campagne de 1792, p. 184—187.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 191.

¹⁾ Jomini, l. c. II, p. 202—204.

²⁾ Mortimer-Ternaux hat diesen Brief gefunden und Hist. de la Terreur, vol. V, p. 80—81 mitgetheilt.

sehen und eine allgemeine Erhebung veranstalten: „Wir sind ja die Herren im Mittelmeer. Von Rom können wir nach der Lombardei ziehen. Wir sind den ganzen Winter hindurch stärker an Zahl als unsere Feinde. Wir leben auf Kosten der Tyrannen und verschaffen uns noch tausend andere Vortheile, die Sie auf den ersten Blick erkennen.“

Plan auf Rom.

Der Plan fiel in Paris auf einen günstigen Boden, das Ministerium war geneigt, eine Fahrt nach Rom anzuordnen; man suchte nur einen Anlaß, und der Maler David lieferte einen, indem er dem Convent mittheilte: zwei Künstler der französischen Schule seien in Rom roh ins Gefängnis geworfen und der Inquisition überliefert worden.

In der That waren die Bildhauer Ratter und Chinard verhaftet worden, aber bloß, weil sie das Volk gegen die päpstliche Regierung aufzuwiegeln suchten. Es ist bekannt, daß man gegen Fremde nirgends duldsamer war, als in Rom, daß niemand sich dort freier bewegen konnte, als ein Künstler. Verbreitung von Umsturzplänen darf keine Regierung dulden, die etwas auf sich selber hält. Der Ministerrath sandte am 23. November 1792 ein drohendes Schreiben an den Papst.

Da Kunstangelegenheiten unter dem Ministerium des Innern standen, so gieng der Antrag von Roland aus. Wer aber den Stil der Madame Roland kennt, der sieht auf der Stelle, daß das Schreiben aus ihrer Feder stammte. Was war aus dem einst vor Andacht glühenden Kinde geworden? Die eitle Hofmeisterin des Papstes. Ihr Mann war offenbar so stolz auf ihr Schreiben, daß er es sogleich in „Moniteur“ abdrucken ließ,¹⁾ gegen alle Artigkeit im diplomatischen Verkehr, so daß der Heilige Vater das Schreiben im „Moniteur“ lesen konnte, ehe es ihm selber zukam, was er nur als Verhöhnung ansehen mußte. Hier nur die Grundgedanken dieses Schreibens: „Freie Franzosen, Söhne der Kunst, erleiden auf Ihren Befehl ungerechte Verfolgung (?). Man kann ihnen kein anderes Verbrechen vorwerfen, als daß sie ihre Ehrfurcht für die Rechte der Menschheit und ihre Liebe zum Vaterlande kundgaben (?). Dennoch sind sie zu Schlachtopfern des Despotismus und Aberglaubens bestimmt (?). Aber der Nachfolger des heiligen Petrus wird von dem Tage an, da er dieses zugibt, kein Fürst mehr sein, denn die Vernunft bricht jetzt den Scepter der Tyrannei; Freiheit ist das allgemeine Lösungswort und die Fürsten, die auf ihren Thronen wanken, können nichts Besseres thun, als diese Freiheit zu begünstigen, wollen sie einem gewaltsamen Sturze vorbeugen. Frankreich sieht aber diesen Untergang der Fürsten nicht bloß sicher voraus, es will auch jetzt schon seine Kinder vor ihren Wirkungen schützen, darum fordert es die Freilassung dieser Künstler im Namen der Gerechtigkeit, im Namen der Künste, im Namen der Vernunft, im Namen einer freien, stolzen, großmüthigen Nation! — — Oberhaupt der römischen Kirche, jetzt noch Fürst eines Staates, der aber schon daran ist, Ihrer Hand zu entschlipfen! Sie können den Staat und die Kirche nicht anders erhalten, als durch das uneigennützigste Bekennen jener evangelischen Grundsätze, welche

Madame Roland an den Papst.

¹⁾ Le conseil executif provisoire de la République française au prince-évêque de Rome. — „Moniteur“ Nr. 332. Wieder abgedruckt in den Memoiren der Roland; auch bei Mortimer-Ternaux, Hist. de la Terreur, V, p. 82—84.

die reinste Demokratie, die zärtlichste Menschlichkeit, die vollkommenste Gleichheit athmen, und deren die Nachfolger Christi sich bloß bedient haben, um einen Staat zu vergrößern, der jetzt vor Alter zerfällt. Doch die Jahrhunderte der Unwissenheit sind jetzt vorüber, die Menschen können nicht mehr unterworfen werden, als durch Überzeugung, nicht anders geführt, als durch die Wahrheit, und durch nichts anderes gefesselt, als durch ihre Wohlfahrt. Die Staatskunst und das Geheimnis der Regierungen bestehen jetzt nur noch in der Anerkennung der Menschenrechte, in der Sorgfalt, ihnen die Anwendung zu erleichtern, zur größten Wohlfahrt aller, zum möglich geringsten Schaden jedes einzelnen. Das sind heute die Grundsätze der französischen Republik. Zu gerecht, um selbst in der Diplomatie etwas zu verschweigen, zu mächtig, um zu Drohungen ihre Zuflucht zu nehmen, aber auch zu stolz, um eine Beleidigung zu verhehlen, ist sie bereit zu strafen, wenn ein friedfertiges Verlangen unerfüllt bleiben sollte.“ Also zeigt die stolze Republikanerin dem Oberhaupte der Christenheit die Ruthe, wenn es ihr nicht gehorchen wollte. Welche Selbstüberhebung! —

Das übrige Italien. Spanien.

Übrigens geht diese Überstürzung von der Angst vor den Fremden zum höchsten Selbstgeföhle und zum Übermuth bereits durch Heer und Flotte Frankreichs. In Neapel war die Schwester Marie Antoinettes, die Königin Maria Karolina, die Seele der Regierung.¹⁾ Sie mußte blind sein, wenn sie nicht voraussah, daß die französische Bewegung den Stand aller Regierungen bedrohe. Darum fanden, soweit die Mittel es erlaubten, Rüstungen statt: die Milizen wurden wieder eingeübt, die Linientruppen wurden in besseren Stand gesetzt, die Flotte wurde durch sechzig Kanonenboote verstärkt; doch war dies alles nur zur Verteidigung. Es gereichte jedoch den jungen Republikanern zum Hochgenuss, diesem schwachen Staate ihre Stärke fühlen zu lassen.

Selbstgeföhle der Franzosen.

Die französische Flotte erschien am 7. December 1792 unerwartet vor Neapel: sechzehn Kriegsschiffe unter dem Contreadmiral de la Touche-Tréville. Vergebens ließ die Regierung ihn wissen, nicht mehr als sechs Schiffe könnten zugleich in ihren Hafen eingelassen werden. Der Admiral ließ mit seinem ganzen Geschwader ein und erklärte, er habe einen Auftrag von der Republik an den König beider Sicilien; wenn die Antwort nicht günstig ausfalle, so werde er die Stadt beschießen und nicht ruhen, bis er sie in einen Schutthaufen verwandelt habe. Nicht ein hochgestellter Mann überbrachte die Drohung, sondern ein einfacher Grenadier, Belleville, wie zum Hohne für die Majestäten. Daß in Neapel böse Elemente nur auf ein großes Unglück lauerten, um loszuschlagen, zeigt der ermutigende Zuruf, mit dem Belleville in den Straßen begrüßt wurde:²⁾ „Muth, ihr braven

Belleville.

¹⁾ Vergl. das so viel urkundlich Neues enthaltende und anziehend geschriebene Werk von Alexander Freiherrn von Helfert: Königin Karolina von Neapel und Sicilien, Wien 1877, S. 5.

²⁾ Émonville war noch nicht in Constantinopel. Vergl. das ihn betreffende Schreiben bei Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 424—431.

Franzosen! fahrt so fort, es sind 50.000 Menschen, die auf eurer Seite stehen.“ Dieser Grenadier wurde dadurch so trotzig, daß er dem König, als dieser von Vermittlung zwischen Frankreich und seinen Feinden sprach, kurzweg erklärte, Frankreich braucht keine Vermittlung als Sieg oder Tod.¹⁾ — Was war die Forderung? Die französische Nation sei gekränkt, weil der neapolitanische Minister, Acton, in einer Note an die Pforte zu verhindern suchte, daß dort Herr von Sémonville als französischer Botschafter angenommen wurde;²⁾ wenn binnen einer Stunde der König dieses Verfahren nicht mißbillige, Acton mit Entziehung seines Vertrauens bestrafe, seinen Gesandten Wilhelm Ludolph nicht abberufe und nach Paris einen Gesandten zur Abbitte schicke, so werde der Admiral von seiner ganzen Macht Gebrauch machen und der Verwüstung und dem Tode nicht eher Einhalt thun, bis Neapel in einen Schutthaufen verwandelt sei.

Was sollte der König thun? Zwar bot ihm der Anführer der Lazzaroni³⁾ 50.000 Mann an, um den Kampf zu bestehen. Sollte es die Regierung auf eine Zerstörung Neapels, auf eine Hinnekelung ihres Volkes ankommen lassen? England hatte damals noch nicht den Krieg erklärt; es rüstete zwar, aber im Augenblicke war die französische Flotte Herrin des Mittelmeeres. Sie konnte eine Stadt nach der andern in Neapel und Sicilien zerstören und unermesslichen Schaden anrichten. Die Regierung war überrascht, man beschloß nachzugeben, mit glatten Worten die Franzosen fortzuschaffen. General Acton antwortete also 17. December sogleich: „Der König mißbillige das Verhalten seines Gesandten bei der Pforte, rufe denselben ab und habe seinem Gesandten in London befohlen, nach Paris zu eilen, um „die gute Eintracht mit der französischen Regierung zu befestigen“. Der König anerkannte also die Republik in Frankreich.

Die Flotte fuhr dann ab, um eine Landung in Sardinien zu unternehmen, erlitt aber auf der Höhe von Cagliari durch einen Sturm große Schädigung, so daß sie am 25. December wieder vor Neapel erschien, um dort Schutz zu suchen. Der König ließ sie denn auch mit allem Nothwendigen versehen.

In Genua gährte es, die französischen Ideen drangen unter das Volk, es sprach laut von seinen Rechten, es klagte, daß die Berathungen des Senats in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt seien. Und der Senat beschloß in der Angst, seine Berathungen sollten, vom 18. October an, gedruckt und ange schlagen werden. Selbst viele vom jungen Adel wünschten eine Vereinigung mit Frankreich.

Benedig lag am Fehrfieber des Alters krank, rüstete etwas, vermied aber ängstlich jeden Zusammenstoß mit Frankreich. Der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., war sogar der erste Fürst, welcher die Republik anerkannte, und an „die hochgeehrten Herren, welche den vollziehenden Staatsrath der französischen Republik ausmachen“, schrieb, daß ihm die Person des Gesandten Lassotte sehr genehm sei, weil er durch ein freimüthiges und rechtschaffenes Betragen die Bande der Freundschaft zwischen beiden Staaten zu befestigen suche.

¹⁾ Nach Pope, Memoire, I, p. 9, waren es Freimaurer, die auf die Republik losstürzten.

²⁾ Jomini, I. c. II, p. 374—377.

³⁾ Capo del popolo.

So lag denn Italien ohne Macht vor Frankreich da und lockte wie eine reiche und glänzende Beute seinen Ehrgeiz und seine Eroberungsgier. Nur Sardinien hielt die Fahne der Unabhängigkeit aufrecht, aber mit schwacher Hand, welcher bloß der Beitritt Oesterreichs Stärke gab.

Auch an der spanischen Grenze ward ein Heer aufgestellt. Spanien war ja der nächste Verwandte des Königs von Frankreich. Der gute Karl IV. war empört über die Absetzung Ludwigs XVI. Aber Spanien war damals krank an Ohnmacht, seine Finanzen waren erschöpft. Die Industrie stand still. Fremde zehrten an den letzten Resten spanischen Wohlstandes. Womit sollte die Regierung einen Krieg führen? Mit Mühe hielt sie 40.000 Mann auf den Beinen, von denen die Mehrzahl zu Besatzungen von Städten und Festungen verwendet werden mußten. Also konnte Spanien nur gute Beziehungen zu Frankreich wünschen.

Das war auch die Ansicht Arandas. Zwar wurde dieser am 16. November 1792 seiner Stelle enthoben, und kam am selben Tage der Günstling der Königin, Manuel Godoy, zur Regierung. Aber auch er wußte nichts anderes zu thun, als einen Vorschlag zu gegenseitiger Entwaffnung zu machen, wobei schwache Hoffnungen ausgesprochen wurden, dies möge das Schicksal des vormaligen Königs verbessern. In diesem Falle verspreche Spanien in dem Kriege, worin sich Frankreich mit andern Staaten befinde, vollkommene Neutralität. —

Die Belagerung von Lille.

Als Beurnonville von Dumouriez aus dem Nordwesten nach dem Argonnerwalde abberufen wurde, suchte der Statthalter von Belgien, der Herzog von Sachsen-Teschen, die Schwächung der französischen Stellung zu einem Angriffe auf eine Festung, zum Einmarsche in Frankreich zu benützen und den Preußen zugleich eine Diverfion zu machen, und zwar sollte es einer jener Festungen gelten, welche die zerstreuten Feinde in ihren Schutz aufgenommen hatte. Damals glaubte man noch den Emigranten und hoffte auf die von ihnen so oft angekündigte gute Stimmung der Einwohner für die Sache des Königs. Bald war man aber enttäuscht und wußte zuverlässig, daß in Maubeuge, in Valenciennes und in andern besetzten Orten die Einwohner nichts für die Sache des Königs wagen würden. Ebenfowenig konnte man in Givet, Phillippeville, in Douay auf Einverständnisse rechnen, zudem waren dies nur kleine Waffenplätze. Da beschloß der Herzog einen Versuch auf Lille zu machen, die erste Festung Frankreichs durch ihre Stärke und Größe. Wenn irgendwo eine Stimmung für den König war, so mußte sie sich bei ihrer großen Einwohnerschaft zeigen.¹⁾ Daher ward ein Angriff

¹⁾ „Neue militärische Zeitschrift.“ Wien 1812. 1. Heft, S. 37—38.

auf diese Festung beschloffen. Vielleicht ließ sich die zahlreiche Bevölkerung durch einige Bomben zur Übergabe schrecken.

Ein glückliches Cavalleriegefecht, wobei die Österreicher bis in eine Vorstadt von Lille ein Nationalbataillon verfolgten und beinahe ganz niederhieben, hatte vielleicht den Muth der Besatzung gebrochen. Damals gieng das Gerüde, Dumouriez sei bei Saint-Menehould eingeschlossen und unterhandele wegen Waffenstreckung, und wirkte vielleicht gleichfalls niederschlagend auf die Vertheidiger. Es war also ein Wagestück, das gelingen konnte, allerdings mit unzureichenden Mitteln für eine regelmäßige Belagerung unternommen. Dazu wären wenigstens 40.000 Mann erforderlich gewesen, während der Herzog nur 17.000 Mann hatte, und ein reicher Belagerungsпарк, während dieser aber nur etwa fünfzig Geschütze zusammenbrachte. Nur als ein ernstlicher Versuch darf also das ganze Unternehmen betrachtet werden. Gelang er, so waren die Vortheile ungeheuer; mißlang er, so konnte man sich immer noch nach Tournay zurückziehen. Keine feindliche Armee war in der Nähe, man brauchte also den Rückzug nicht zu übereilen.

Am 24. September setzte sich der Herzog in Bewegung gegen Lille. In allen Gefechten wurden die Franzosen geworfen. Staray vertrieb die Feinde aus der Vorstadt Fivés, die man zur Anlegung von Kesselbatterien geeignet fand. Ein Ausfall der Franzosen, dieselben wieder zu erobern, erwies sich als vergeblich. Feldzeugmeister Graf Browne, dem die Leitung des Angriffs auf Lille übertragen war, ließ durch den Marquis de Chasteler bei hellem Tage die Tranchéen eröffnen. Die Arbeiten nahmen raschen Fortgang. In der Nacht vom 28. September waren schon die Mäste für die glühenden Kugeln beendet. Am 24. und 29. forderte der Herzog die Stadt zur Übergabe auf: alle jene, welche die Waffen niederlegen werden, sollen wie Freunde behandelt werden und sie sollen den Schutz des Gesetzes genießen; alle, die Widerstand leisten, sollen als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen König behandelt werden. Die Municipalität antwortete aber: „Wir haben soeben unseren Eid erneuert, treu zu sein der Nation, die Freiheit und Gleichheit aufrecht zu erhalten oder auf unserem Posten zu sterben. Wir sind keine Meineidigen.“

Demnach war auf eine Übergabe durch Androhung nicht zu rechnen, man mußte also suchen, durch Schrecken die Einwohner umzustimmen. Eine Stunde nach dem Eintreffen der Antwort begann das Feuer auf allen Batterien.¹⁾ Am Abend gerieth ein Theil der Stadt, leider auch die Domkirche, in Brand. Die Festung besaß in Denoue einen muthigen General, besaß überlegene Artillerie und erwiderte das Feuer mit größtem Nachdrucke. Vom 30. September bis 1. October wurde von beiden Seiten mit größter Lebhaftigkeit fortgesetzt. Am 2. that aber das Feuer der Belagerer schon nicht mehr große Wirkung, da mehrere alte Geschütze unbrauchbar geworden waren. Die Beschießung dauerte fort bis zum 6. October, doch ohne große Wirkung zu thun. In der Festung waren 4000 Mann regelmäßiges Militär und 6000 Mann Bürgerwehr, darunter aber seit langer Zeit gut eingeeübte Artilleristen.²⁾

Au eine Abschließung und Ausshungerung konnte der Herzog bei seiner geringen Mannschaft nicht denken; Lille bekam im Gegentheile vom Süden her

¹⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XIX, p. 131—132. Blocus de Lille.

²⁾ Der Muth der Belagerten wird im Schreiben der Conventscommissäre an den Convent gerühmt, Hist. parlem., XIX, p. 244—246, aber auch mit großer Erbitterung

mit jedem Tage Verstärkung und Lebensmittel. Am 6. October traf die Nachricht von dem Rückzuge der Preußen, von der Aufhebung der Belagerung von Thionville ein, und von Custines Zug nach dem Rheine. Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als die Belagerung aufzuheben. Der Herzog ließ daher am 6. October Kriegsvorrath und Kanonen abführen und setzte sich am 7. gegen Gruson in Bewegung. Der Feind that nicht das geringste, seinen Abzug zu stören.

Der Convent erklärte, daß Lille sich um das Vaterland Verdienste erworben habe, ließ zwei Millionen zur Vertheilung an die Beschädigten und zur Herstellung der zerstörten Gebäude anweisen und beschloß, ein Denkmal auf dem Hauptplatze der Stadt solle die Erinnerung an den Muth der Bewohner verewigen.¹⁾ Es ward jedoch erst unter der Regierung Louis Philipps errichtet. Der Abgeordnete Gossuin beantragte,²⁾ einen Preis von 100.000 Livres auf den Kopf des Herzogs von Sachsen-Teichen zu setzen. Ein anderer hielt dies für unwürdig eines Republikaners: ein solcher dürfe sich nur durch Thaten des Edelmutthes hervorthun. Jean Débry jagte dagegen, er begreife diese feudale Ehrenhaftigkeit nicht, Tyrannen zu schonen, welche die Völker bekriegen. Man müsse diese wilden Thiere ausrotten; zugleich komme er auf seinen Vorschlag der Errichtung einer Legion von Tyrannenmördern zurück, sie entspreche den Grundsätzen der allgemeinen Sittlichkeit! — Das ist eine saubere Moral! Besser erinnerte Lecointe-Buhravan an das Recht der Wiedervergeltung, daß man in einem solchen Falle auch auf die Generale der Republik einen Preis aussetzen könnte: man entehre sich vor ganz Europa, und Mächte, welche bisher neutral blieben, möchten in die Reihe der Feinde eintreten.³⁾ —

Dumouriez' Feldzug gegen Belgien. Die Schlacht bei Gemappes.

Indes bewegten sich schon die Regimenter Dumouriez' nach der belgischen Grenze. Er verließ Paris am 20. October, nachdem er vier Tage dort verweilt, um den Kriegsplan festzustellen und die einflussreichsten Persönlichkeiten dafür zu gewinnen. Danach sollte Montesquion, wie gesagt, Savoyen und die Alpen Grenze behaupten, sollte der Minister des Auseren, Lebrun, durch alle ersinnlichen Mittel die Neutralität der Schweiz und des schwäbischen und fränkischen Kreises zu erhalten suchen. In Brunntrut sollte man nur so viel Truppen lassen, als nöthig sei, um eine Gegenrevolution zu verhindern. Custines Zug nach Frankfurt mißbilligte Dumouriez: er werde die Preußen und Hessen auf den Hals bekommen, durch seinen verwegenen und ungerechten

erzählt, daß die Erzherzogin Christine selber im Lager war und einige Bomben abschoss, und daß sie Lille „eine Höhle von Schurken“ nannte. Ibid. XIX, p. 246.

¹⁾ Auch eine dreifarbigte Fahne ward der Stadt zuerkannt mit der Inschrift: „A la ville de Lille la patrie reconnaissante“ und mit der Umschrift: „Périsse quiconque agira, parlera ou pensera contre la République française.“ — Histoire parlem., XIX, p. 247.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XIX, p. 244—250.

³⁾ Ibid. XIX, p. 249.

Angriff die Neutralität der Grenze verletzen und endlich höchst verletzen sein mit dem Rückzuge. Um diesen zu sichern, sammelte Mennier 12.000 Mann in Landau. Man befahl Kellermann, 50.000 Mann bei Thionville zusammenzubringen und dann rasch gegen Koblenz zu marschieren, um dort den Preußen zuvorzukommen, und schließlich zwischen Bingen, Koblenz und Trier Winterquartiere zu nehmen. Da Kellermann aber nicht unter Custine stehen wollte, kam Beurnonville an seine Stelle. Auch Dillon wurde abberufen, Valence erhielt seinen Posten. Dumouriez behielt sich die Eroberung Belgiens vor. So war der Kriegsplan für das Ende des Jahres, das ebenso schön zu werden versprochen, als der September und October regnerisch gewesen waren.

Noth der
Armee.

Dumouriez verlangte von der Regierung sechs Millionen Vorschuss,¹⁾ um den Sold der Armee zu bezahlen, forderte Schuhe und Ueberdöcke für seine Soldaten, die halb nackt waren. Es wurde ihm alles versprochen, aber nichts gehalten. Die Schuld war der neue Kriegsminister Pache, den Roland für diese Stelle empfohlen hatte, und in welchem die Girondisten wieder einmal ihren Mangel an Menschenkenntnis zeigten. Hinsichtlich dieses Mannes gesteht Madame Roland, man habe mit Recht gesagt: Menschenkenntnis müsse das erste Talent derer sein, welche regieren wollten, denn Irrthümer in dieser Beziehung seien die unheilvollsten. Aber, setzt sie entschuldigend hinzu, in Revolutionszeiten seien sich diesem Talente Schwierigkeiten in Menge entgegen und endlich gebe es einen solchen Grad von Heuchelei, daß es keine Schande mehr sei, von ihr übertölpelt zu werden, denn man müsse selbst ein Verworfenener sein, um sie nur zu erkennen. Sie nennt Pache kurzweg den Tartüffe in der Politik.²⁾

Pache.

Roland.

Pache war der Sohn eines Schweizerz, der Portier beim Marschall de Castries war, eine gute Erziehung und auch einige Kenntnisse erlangt hatte, und Lehrer der Kinder seines Herrn wurde. Er gieng dann in die Schweiz zurück, wie er sagte, um in einem freien Lande zu leben, in der That aber, um sich von dem Hause zu entfernen, das ihn an seine niedere Geburt erinnerte. Nach der Einnahme der Bastille kam er nach Paris zurück, wie er meinte, weil seine Kinder sich nach der Hauptstadt sehnten, in Wahrheit, weil ihm sein Instinct sagte, daß sein Talent zu Ränken jetzt ihn emporbringen könne. Er sandte dem Marschall de Castries die Pension zurück, die dieser ihm für die Dienste ausgesetzt hatte, um als freisinniger Feind der Aristokratie zu erscheinen. Eigentlich war es nur eine Handlung des Undankes; auch benötigte er diese Summe nicht mehr, da ihm der Austausch seiner Güter und die glückliche Erwerbung einer Nationaldomäne einen gewissen Wohlstand verschafft hatten. Dieser schlaue Mensch gründete mit Mennier und Monge eine Gesellschaft zur Belehrung des Volkes und Belebung des Bürgerfunns, in Wahrheit, um irgend eine Grundlage der Macht zu gewinnen. Er war sehr fleißig in dieser Gesellschaft und schien dem Vaterlande alle Zeit zu widmen, welche er nicht auf seine Kinder verwenden mußte. Unter dem Volke hieß er nur „der gute Kerl“ und „der Papa Pache“³⁾. Eine Grundlage der Macht verschaffte ihm der ungeschickte Roland. Januar 1792 wurde er hier vorgestellt, und hat sicher gegenüber dem eingebildeten und hoch-

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 121—135.

²⁾ Roland, Mémoires, II, p. 169—181.

³⁾ „Le bon homme“ et „le papa Pache“.

müthigen Mann nur die Begeisterung und Beiseidenheit eines hingebungsvollen Schülers gezeigt, der sich für unendlich gering hält. Gerade damit gewann er aber Roland und dessen Gattin. Diese sagt: ¹⁾ „Er geht in der Beiseidenheit so weit, daß man sich versucht fühlt, die Meinung, die er selbst von sich zu hegen scheint, zur eigenen zu machen und nicht viel hinter ihm zu suchen; er ist ein durch und durch logischer Kopf und es fehlt ihm nicht an Kenntnissen. Da er aber eine unendliche Behutsamkeit besitzt und niemals ganz mit der Farbe herausrückt, so kommt man bald auf die Vermuthung, daß er mehr wisse, als er sagt, und legt ihm am Ende ein umso größeres Verdienst bei, als man im Begriffe gestanden war, mit Unrecht, gar keines an ihm entdecken zu wollen. Ein Mensch, der wenig spricht, mit gutem Verstande alles anhört, worauf man zu reden kommt, und sich bloß einige wohlangebrachte Bemerkungen erlaubt, erwirbt sich bald den Ruf der Gewandtheit.“

Als Roland Minister wurde, waren seine Kanzleien alle von Anhängern der alten Regierung besetzt. Er traute seinen Beamten nicht, sie hingegen suchten ihn als Mann, der das Geschäft nicht verstehe, bloßzustellen. Da hatte er einen Vertrauten nöthig, der ihm Urkunden aufsuchte oder als Spion über die Gesinnungen der Untergebenen berichtete, der mündlich rasch seine Befehle den Vorstehern der einzelnen Abtheilungen mitzutheilen verstand. Sofort erschien ihm Pache als der Mann, welcher Geschäftserfahrung, gefunden Verstand und republikanische Einfachheit besitze, und dieser nahm eine Stelle im Ministerium an, aber nur „um dem Staatswohle zu dienen“, und wehrte sich gegen jeden Titel und Gehalt.²⁾ Jeden Morgen um sieben Uhr stellte sich Pache mit einem Stück Brod in der Kanzlei des Ministers ein, blieb da bis drei Uhr, ohne daß man ihn bewegen konnte, etwas anzunehmen. Er war aufmerksam, klug, voll Eifer, entsprach seiner Bestimmung vortrefflich, besänftigte Roland, wenn seine Untergebenen ihn durch aristokratische Widersprüche erbitterten. Roland behandelte ihn als seinen „hochschätzbaren Freund“ und Madame Roland überschüttete ihn mit Beweisen ihrer Hochachtung und lobte ihn allenthalben. Als Servan Kriegsminister wurde und anfangs auch nichts von der Geschäftsgebarung verstand, sagte er zu Roland: „Überlassen Sie mir den Papa Pache, diesen Ehrenmann, Sie bedürfen seiner nicht mehr. Sie übersehen Ihre Arbeit hundertmal; nachdem das Chaos entwirrt ist, brauchen Sie eine dritte Person zur Überwachung nicht mehr, während ich bei der Überhäufung der Geschäfte in der größten Noth bin; woher soll ich jemand bekommen, dem ich ganz vertrauen kann?“ — Roland gab nach und Pache gieng bereitwillig ins Kriegsministerium. „Servan“, meint Dumouriez,³⁾ „war finster, hart und dabei doch schwachmüthig, argwöhnisch, schwankend, melancholisch, seine Gesundheit untergraben. Er hatte nur den Rückzug der Preußen abgewartet, um seinen Abschied zu nehmen, bei dem er sich das Commando der Phrenäenarmee erbat.“ (3. October.)

Wer sollte jetzt Kriegsminister werden? Roland empfahl Pache, offenbar als zuverlässigen Diener der Girondisten, und Pache übernahm die Würde ohne Unruhe und Bedenken, und die Roland theilt ihm noch alles mit, was sie gegen die Jakobiner auf dem Herzen hatte, „gegen die Herrschaft lasterhafter und verbrecherischer Menschen, die bloß deswegen nach der Macht streben,

Pache als
Minister.

Servan.

Pache als
Minister.

¹⁾ Roland, Mémoires, II, p. 172—173.

²⁾ Ibid. II, p. 173.

³⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 124.

um der verdienten Strafe zu entgehen.“¹⁾ Sie glaubte, in „dieser tugendhaften Seele“ die sicherste Stütze ihres Mannes an sich gefesselt zu haben, und Pache hörte alles an — mit der Schweigsamkeit eines Vertrauten. Kaum aber war er Minister, so trat er im Ministerrathe überall den Ansichten Rolands entgegen. „Die ärgsten Bergmänner, ein Fabre, ein Chabot, waren seine täglichen Gäste. Er umstellte sich mit ihren Freunden und gab ihren Geschöpfen Unter, sämmtlich verschmitzten Lakaien-seelen, unwissenden Lämmeln oder Ränkeschmieden, wie sie selber waren.“²⁾ Die rechtschaffenen Leute stiegen an zu seufzen. Madame Roland hielt ihm in einem freundschaftlichen Briefe vor, was sie für ihn gethan, was von ihm gehofft und wie sie enttäuscht sei. Pache gab gar keine Antwort, zog aber überall gegen Roland los als Feind des Volkes. Er ist das Unglück der Familie Roland geworden. Wie war die Roland früher so geneigt, jeden Spötter an dem König zu bemerken! — jetzt ist ihr selber ein Balken im Auge. Nie war ein schlechterer Mann Minister, als den sie zum Amte empfahlen hatte. Sie muß selber gestehen, daß er Regimenter als vollständig verrechnete, die auf ein kleines Häuflein herabgeschmolzen waren, daß er über 130 Millionen, die er als Minister erhalten, keine Rechnung zu stellen wußte.

Mehr als Madame Roland litt übrigens Dumouriez durch diesen Minister. Er meint, man hätte gar nicht vermuthen können, daß dieser so kluge Mann ein so wüthender Jakobiner werde. Ubrigens müsse das Verlangen, unabhängig zu werden und den Roland auszustecken, Pache getrieben haben, sich den Jakobinern in die Arme zu werfen. Wahrscheinlich war Pache oft verlegt durch den Stolz Rolands und hat manches hinuntergeschluckt, und jetzt ergoß sich die lange angesammelte Erbitterung; — sie aber war folgen schwer, weil der Mann Minister wurde.

„Diesem Menschen“, meint Dumouriez,³⁾ „ist die Auflösung der Armeen und alles darauf folgende Unheil zuzuschreiben, welches die Früchte eines ruhmvollen Feldzugs vernichtet hat, durch den Frankreich Frieden, Rückkehr zum Gesetze, Wiedereinführung der Verfassung, Wiederherstellung des Königs, Ende der Anarchie und allgemeines Vergeben und Vergessen erlangt hätte. In der Monarchie wurden allerdings oft Minister gewählt, die den Geschäften schaden und den Haß und das Ueßend des Volkes vergrößerten. Aber nie ist der Ministerwechsel größer gewesen, als zur Zeit der Revolution, nie hat der Parteigeist so viel Einfluß bei der Ernennung und Abdankung der Minister gehabt und der Vöberei und Unwissenheit so freies Spiel gelassen, als bei der Abschaffung der Monarchie.“ Dann fährt Dumouriez fort, es wolle mit den Ministern in Frankreich jetzt überhaupt nicht viel heißen. „Ein Ausbund von einem Duzend verwegener Vösewichter herrscht, bis irgend eine andere ungereimte Regierungsform sie austreibt, welche abwechselnd durch die Guillotine gehoben und gestürzt wird — und das ist die Freiheit der Franzosen, das ist der Gegenstand ihres rasenden Enthusiasmus.“⁴⁾ Diesem

¹⁾ Roland, Mémoires, II, p. 177.

²⁾ Ibid. II, p. 178.

³⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 139.

⁴⁾ Ibid. III, p. 139—140.

haben sie ihren Charakter, ihre Gesetze, ihre Religion aufgeopfert.“ Eine große Wahrheit liegt in diesen Worten.

Der General verließ am 20. October Paris, wie er sagt, mit Freuden. Wir denken, er war angeekelt vom Parteitreiben, von der Heuchelei, zu der er sich herabwürdigen mußte, nur um die Mittel zum Feldzug zu erlangen, und doch hatte er das Hochgefühl, der Retter Frankreichs zu sein. Aber er fand, daß der Neid ihm überall Steine vor die Füße schob, und mußte sich an den Ausspruch Plutarchs im „Leben des Cato“ erinnern: „Der Ruhm ist, wie das Licht, denen nützlich, welche dessen Wirkung empfinden, als denjenigen, welche damit bekleidet sind.“ Die Jakobiner verbreiteten, er sei nur nach Paris gekommen, um Weibhrauch einzunehmen, um gefährliche Complotte mit den Girondisten anzuspinnen, die ihn durch ihre Schmeicheleien heimlich in ihre Falle zu locken suchten. Man warnte vor dem neuen Cäsar oder Monk. Ja, Marat kündigte geradezu an, Dumouriez wolle die Niederlande erobern, um Herzog von Brabant zu werden. So die Jakobiner, die seine offenen Feinde wurden.

Aber die Girondisten bereiteten ihm nicht minder Schwierigkeiten. Minister Roland warf ihm gerade vor, er meine, es sei nöthig, daß man seinen Plänen und seinen Meinungen folgen müsse: man solle ihm schon darum mißtrauen.¹⁾ Das waren seine Freunde und der gewandte Mann fühlte nur zu gut, daß ihnen die Lebenserfahrung abgieng, daß sie ehrgeizige Träumer waren. Er wendet auch auf sie einen Ausspruch Plutarchs im „Leben des Cato von Utika“ an: „In diesen übertriebenen Tugenden herrscht oft nichts als die Laune und schlecht sich unter der Larve der Tugend ein“, und bemerkt dabei: „Die Heuchelei ist ein zu schwacher Kämpfer gegen so entschiedene Vösewichter, wie die Häupter der Jakobiner waren.“ Mit anderen Worten: Dumouriez sah mit seinem Scharfblick den Untergang der Gironde voraus, denn in Revolutionen siegen zuletzt die einfachsten Grundsätze, die mit einer rücksichtslosen Thatkraft verbunden sind. Das war ja die Stärke der Jakobiner. Sie redeten wenig, handelten aber mit einer entsetzlichen Entschlossenheit.

Dumouriez begab sich einige Tage auf ein Landgut, um freie Luft zu athmen und von den Ränken der Hauptstadt auszuruhen und den Plan des Feldzuges im Einzelnen zu entwerfen. Er wollte nicht wie die Preußen seine Kraft auf einen Punkt werfen, sondern, da er viermal mehr Soldaten als der Feind hatte, in vier verschiedenen Zügen in Belgien einrücken, die miteinander in Fühlung bleiben und einander unterstützen könnten; in offener Schlacht wollte er dann den Herzog von Sachsen-Teßchen schlagen und vor sich hertreiben. Valence sollte mit 15.000 Mann gegen Namur aufbrechen und Clerfayt, der in starken Märschen aus den Argonnen herannahte, abschneiden und verhindern, sich mit dem Herzog von Teßchen zu vereinigen. Harville sollte mit 12.000 Mann nach Charleroi ziehen, sich in Namur festsetzen und die Truppen aufhalten, die aus dem Luxemburgischen kommen könnten. Dumouriez selber wollte mit 40.000 Mann auf Mons und dann auf Brüssel losgehen, den Herzog vor sich herdrängen und schlagen,

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 137—138.

wo er ihn treffe. Labourdonnaye sollte von Lille nach Flandern rücken und sich der Seepläze bemächtigen. Von Antwerpen sollte er dann der holländischen Grenze entlang ziehen und bei Mörmonde wieder an der Maas eintreffen. Also in offener Schlacht sollten die Franzosen siegen; der Glaube sollte schwinden, daß sie nur für Handstreich geeignet seien. Dieser Plan hatte umso mehr Aussicht auf Gelingen, als die Franzosen vierfach an Truppen den Gegnern überlegen waren. Die Österreicher waren allerdings Soldaten, die keine Furcht kannten, und kampfgelübt. Clerfayt und Beau-Lieu waren Anführer von Namen. Allein Clerfayts Truppen kamen von Stenay her ermüdet an und der Herzog hatte nicht 20.000 Mann verfügbar für die Schlacht.

Wie drängte es da den heißblütigen Dumouriez zum Kampf der Entscheidung und wie wiegte er sich in stolzen Hoffnungen, als Befreier der Belgier aufzutreten und durch den Sieg die Entscheidung über das Parteitreiben in Frankreich in die Hände zu bekommen, und, wie er behauptet, König und Verfassung zu retten! — Glänzend, als Befreier sollten die Franzosen in das reiche Land einziehen.

Dies besagt auch sein Aufruf an das Volk in Belgien: „Wir betreten Euer Gebiet, um Euch zu helfen, den Baum der Freiheit zu pflanzen, ohne uns irgendwie in die Verfassung einzumischen, die Ihr Euch selber geben werdet. Vertraut der französischen Republik und dem Heere, das sie Euch zur Hilfe sandte. Wir werden Euer Eigenthum und Eure Gesetze achten. — Vereinigt deshalb Euer Eigenthum und Eure Waffen mit den unserigen! Wenn Ihr die Oberhoheit des Volkes errichtet und darauf verzichtet, unter Despoten zu leben, so werden wir Eure Brüder, Eure Freunde, Eure Helfer sein.“ Seine Generale, Officiere, Soldaten mahnte er: „Stolze Republikaner, meine tapferen Kameraden! Wir ziehen jetzt in Belgien ein, um barbarische Feinde daraus zu verdrängen und die treulosen Emigranten zu verjagen. Betreten wir also diese schönen Provinzen als Freunde, als Brüder, als Befreier, und beweisen wir Milde gegen die Kriegsgefangenen und Milde gegen die Einwohner.“ — Zugleich mahnte er seine Officiere, ja die Truppen von Unordnung und Plünderung abzuhalten.

Das hieß den Belgiern das Herz abgewinnen. Aber der Kriegsminister Pache that das Mögliche, ihm diesen guten Voratz zu vereiteln. Er sandte weder Kleider, noch Schuhe, noch Belagerungswerkzeuge, noch Kriegsvorrath, noch Artillerie, noch Geld zur rechten Zeit. Die Armee braunte vor Begierde, den Feldzug zu eröffnen, aber es fehlte an allem, was nöthig war; die alte vortreffliche Verwaltung der Lebensmittel bei der Armee, welche durch sechzigjährige Erfahrung zur höchsten Vollkommenheit gekommen war, wurde vom Kriegsminister nur deshalb aufgehoben, weil sie eine alte Einrichtung, also aristokratisch war. Einem Juden Cerf aus Straßburg, einem Meunier und Hasenfrag, wurden die Lieferungen überlassen. Sie betrogen Frankreich um Millionen und die Armee darbt und kam nach dem Sieg dahin, daß

sie nahm, wo etwas zu holen war, das heißt, sie plünderte in Belgien. Dumouriez mußte dies zu verhindern suchen, dann brach er aber mit der Armee, oder er sah durch die Finger, dann brach er mit den Belgiern und konnte sein Wort nicht halten. Dumouriez meint, die Jakobiner hofften, daß die allgemeine und unvermeidliche Hungernoth bei der Armee den General bewegen würde, Belgien so zu behandeln, wie Custine die deutschen Länder behandelte, so daß die Belgier, dadurch aufgebracht, zu Gewaltthatigkeiten schreiten würden, welche dem Convent das Recht oder vielmehr den Vorwand geben könnten, sie als Feinde zu behandeln, das Land als ein erobertes mit Frankreich zu vereinigen, und dann unter einer andern, aber ebenso grausamen Gestalt, das Raubsystem einzuführen, welches man nachher angenommen hat. Jedenfalls meint er, habe man ihn um sein Ansehen zu bringen und zu stürzen gesucht. Man habe gehofft, ihn zu irgend einem Schritte der Verzweiflung zu zwingen, der ihn vor den Augen der Welt verächtlich machen und den Glanz seiner Siege verdunkeln würde.

Doch nicht bloß der vom Haß der Jakobiner und von Unkenntnis geleitete Minister hemmte Dumouriez, sondern auch einer seiner Generale, Labourdonnaye. Unbotmäßigkeit und Eifersucht der Niederen wie der Höheren war ja Charakter der Republik. Labourdonnaye, aus einem altadeligen Hause in der Bretagne, früher Erzieher der Kinder des Grafen Artois, hatte alle Rücksichten seines Standes vergessen und sich in die Revolution geworfen, theils um sein Vermögen zu retten, theils um eine Rolle zu spielen, die Clubs besucht und durch Gunst der Jakobiner die Stelle eines Generalleutenants und das Commando über das Nordheer erworben. Kaum hatte er dies, so strebte er nach Unabhängigkeit und gedachte den Oberbefehl zu erlangen und spann Ränke gegen Dumouriez, warf ihm den Ehrgeiz eines Cäsar vor, und meldete insgeheim den Jakobinern in Paris, er trachte Herzog von Brabant zu werden. Dumouriez legte die Beweise seiner Falschheit den Commissären des Convents vor.¹⁾ Labourdonnaye weinte, gestand, versprach alles. Dumouriez verzieh, hatte aber schlechten Dank. Labourdonnaye vergaß seine Bethuerungen, klagte an seiner Instruction, um ihr eine andere Bedeutung zu geben. Der Mann, der einen unsäglichen Ehrgeiz besaß, aber wenig Fähigkeiten, wie er denn auch bald im Dunkel verschwand, aus dem er nie hätte emporsteigen sollen, hielt seinen eigenen Plan für besser und wollte Ostende und dann Antwerpen belagern und gab bei den Jakobinern vor, nur Eifersucht sei schuld, daß Dumouriez diesen Plan verwerfe.

So gab es denn Verzögerungen. Paches vermeintliche Sparsamkeit lähmte nicht nur den Dienst der Armee, sondern steigerte auch die Kosten des Krieges auf 200 Millionen Francs. Dumouriez braunte der Boden unter den Füßen, er hatte dem Convente versprochen, am 14. November in Brüssel, am 30. in Lüttich zu sein; er wollte die Kaiserlichen über den Rhein treiben, dann seine Winterquartiere von Cleve bis Bonn beziehen, Balence nach Andernach schicken, um über Koblenz mit Kellermann in Verbindung zu

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 141, 145 ff.

treten und so den Rhein zu beherrschen und Luxemburg zu nehmen. Müde des Wartens auf die nöthigen Schuhe, Oberröcke, Lagergeräthschaften und das Geld zum Solde der Armee, rechnete zuletzt Dumouriez bloß auf den Eifer seiner Soldaten und auf das Glück und eröffnete den Feldzug. Am 3. November begannen die Gefechte. Die Oesterreicher wichen vor der französischen Übermacht in eine mit Geschick gewählte Stellung vor Mons zurück und rüsteten sich zur Schlacht, welche über den Besitz Belgiens entscheiden sollte und von dem Dorfe Femappes den Namen bekam, welches den Schlüssel der Stellung bildete, und um welches am heissesten gestritten wurde. Kaiser Joseph II. hatte die Festungen auf dieser Seite schleifen lassen und so mußte hier eine feste Stellung gesucht und eine Schlacht um den Besitz des Landes geschlagen werden.

Trotz des Mangels einer Festung, trotz der vierfachen Überlegenheit des Feindes an Mannschaft und Geschütz, beschloß der Herzog von Sachsen-Teschen hier die Schlacht anzunehmen, denn sonst mußte er sich bis Brüssel zurückziehen und dem Feinde freiwillig einen Theil des Landes abtreten, in welchem er die Mittel gewann, auch des übrigen Theiles sich zu bemächtigen. Auch wenn die Oesterreicher hier geschlagen wurden, waren die Nachtheile nicht größer, als wenn sie ohne Kampf sogleich den Rückzug antraten. So rieth denn diesen muthigen Männern die Lage der Dinge, hier die Schlacht zu wagen, ohne die Menge der Feinde zu zählen. Am Kampfe nahmen nur 13.200 Mann Antheil, aus Mons mußte auch das letzte Bataillon abziehen, um die Reserve zu bilden. Die Kühnheit der Oesterreicher an diesem Tage ist ebenso bewundernswert, als die Ruhe, mit der sie dem Anmarsch der Überzahl zuschauten, und der Heldennuth, mit dem sie ihre Stellung vertheidigten.

Dem militärischen Scharfblicke Clerfayts war die leichte Erhöhung hinter dem Walde von Sars nicht entgangen; parallel mit dem Rande des Waldes zieht sich der Kamm der Höhe hin; rechts bietet das Dorf Femappes eine feste Stellung, links Duesmes, ein Vorort von Mons; diese Anhöhe beherrscht die Gegend. In der Vertiefung unter Femappes liegt das Dorf Quaraignon und noch tiefer Wames, geeignete Orte für die Vorposten. Das Dorf Femappes zieht sich wie ein Amphitheater hin und ist mit Gesträuch umgeben, wodurch es sich zur Vertheidigung eignet, zumal es die ganze Ebene bestreicht. Die Annäherung zum linken Flügel erschweren die Anhöhen von Vertchaumont und Ballizel. Diese Stellung hatten die Oesterreicher verschanzt und die Redouten mit Geschütz versehen. Clerfait befehligte in Femappes, Beaulieu in Duesmes, der Herzog von Sachsen-Teschen in der Mitte der Stellung.¹⁾

Diese suchte Dumouriez zu erstürmen. Am Abend des 5. November stellte er sein Heer in convexer Linie in Schlachtordnung auf. Harville sollte am anderen Morgen den linken österreichischen Flügel umgehen und ihm den Rückzug nach Brüssel abschneiden. Beurnonville sollte die Stellung in Duesmes

erzwingen, Ferrand das Dorf Quaraignon nehmen und den rechten österreichischen Flügel umgehen und erst, wenn beide Flügel geschlagen worden, sollte der Herzog von Chartres, der spätere König Louis Philippe, Femappes mit der Mitte wegnehmen. Da Dumouriez einen Angriff in der Nacht fürchtete, wozu auch der kluge Beaulieu rieth, so mußte das Heer in Schlachtordnung bleiben: die Soldaten schlofen den Tornister unter dem Rücken, die Waffe in der Hand, die Kanonen blieben angespannt, die Pferde gefastelt, die Reiter ruhten neben ihnen, den Zügel um den Arm geschlungen. — Dumouriez meint, Beaulieus Rath wäre der beste gewesen, nur wäre er jetzt auf andere Soldaten gestoßen, als unter Biron im Frühjahr.

Bei Tagesanbruch besichtigte Dumouriez die Front und ließ dann um acht Uhr den Kampf auf den Flügeln beginnen. Das Wetter war neblig, den Fortgang oder Rückgang des Kampfes konnte man nur am Kanonendonner er-messen. Beurnonville kam langsam gegen Duesmes voran, Dumouriez eilte selber nach dem linken Flügel, um Ferrand anzufeuern; unter seinen Augen wurde das Dorf Quaraignon genommen, aber erst nach hartnäckigem Widerstand. Ebenso schwer war der Widerstand der Tiroler Jäger im Wäldchen Defleuu, das erst nach zehn Uhr geräumt wurde. Um eisk Uhr erst konnte der Kampf auf die Hauptstellung beginnen, aber die Verluste waren entsetzlich. Statt geradezu in das Dorf zu dringen, suchten die Franzosen Schutz hinter Deckungen gegen das mörderische Feuer. Ferrand verlor den Kopf und ließ unnützerweise kanonieren. Soldaten, die voll Eifer und gutem Willen waren, murrten und wurden ungeduldig. Dumouriez sandte Thouvenot, der sich an ihre Spitze stellte und schnell in die rechte Flanke des Dorfes einfiel, während drei Bataillone in die linke über einen Morast den Weg fanden. Jetzt mußten die Oesterreicher Femappes aufgeben.

Sofort bildete Dumouriez Sturmcolonnen gegen die Mitte, sie drangen mit französischem Ungestüm vor, eine Brigade aber barg sich vor dem Andrang der österreichischen Reiterei hinter einigen Häusern und machte so eine Lücke, durch welche die Gegner in das französische Centrum hätten eindringen können. Dies bemerkte Dumouriez' junger Kammerdiener, Baptist Renard, und von Heldennuth und Liebe zu seinem Herrn angefeuert, flog er im Galopp zu General Drouet, der diese Brigade befehligte, beschämte ihn wegen seines Rückzuges, besetzte die Lücke, führte die sieben Schwadronen, welche, durch das furchtsame Benehmen der Brigade eingeschüchtert, zurückgewichen waren, wieder in die Öffnung und stellte das Gefecht wieder her. Louis Philippe sammelt die Reste mehrerer Bataillone, läßt aus deren Fahnen einen Büschel machen und ruft ihnen zu: „Ihr werdet das Bataillon von Femappes heißen und morgen das Bataillon des Sieges; denn ihr haltet ihn in euren Reihen!“ und stürmt an ihrer Spitze empor und sie nehmen die Stellung und drängen die Oesterreicher aus dem Dorfe den Abhang hinunter. Der Bruder des Herzogs von Chartres, der junge Montpensier, wird abgesendet, dem Obergeneral diesen Sieg zu melden. Dieser hatte sich voll Sorge nach seinem rechten Flügel gewendet, der nicht recht vorangehen wollte, um ihn entweder zum Sturme anzuführen oder den Rückzug der ganzen Armee anzuordnen. Er kam zur rechten Zeit: die Truppen hatten keinen Führer und litten entsetzlich. Dampierre war verwundet, Beurnonville war säumig. Eben sprengen die kaiserlichen Dragoner im Galopp zum Angriff heran. Die Ankunft des Oberbefehlshabers aber gibt Muth zum Widerstand: er stimmt die Marseillaise an und führt sie zum Sturme auf die Höhen. Ein

¹⁾ Scheis, Neue militärische Zeitschrift, I, 4, S. 54—58.

fran-
sien.

Se-
mappes
6. No-
vember.

Thou-
venot.

Renard.

Louis
Philippe

Beginn
des
Feldzugs.

Warum
bei Mons
die
Schlacht.

Plan des
Herzogs.

Gute
Stellung

bei Fe-
mappes.

Du-
mouriez'
Schlacht-
plan.

erbitterter Kampf entspinnt sich, die Kanoniere werden auf ihren Kanonen getödtet, die Österreicher weichen.

Es ist zwei Uhr. Der Sieg ist errungen, aber um einen hohen Preis. 4000 Tödtete und Verwundete auf jeder Seite beweisen die Hartnäckigkeit des Kampfes. Die Franzosen sind so ermattet, daß sie den Feind nicht verfolgen können, und Beauclieux deckt den Rückzug mit solcher Ruhe, daß ihnen die Lust dazu vergeht. Der Herzog von Sachsen-Teschen zieht sich hinter Mons zurück, in welches am anderen Morgen die Sieger einrücken.¹⁾

Das war die Schlacht bei Jemappes, in welcher die Österreicher sich mit Ruhm bedeckten: ihre Aufstellung war meisterhaft, ihre Tapferkeit bewundernswert; sie sind nur der vierfachen Überzahl und der Menge der Geschütze erlegen, nachdem sie die Reihen ihrer Gegner arg gelichtet hatten.

Groß war der Jubel der Franzosen, es war die erste offene Schlacht, in welcher die Revolution siegte — aber um viele Opfer. Dumouriez bemerkt: „Es gab kein Corps bei dieser französischen Armee, welches nicht im Feuer gewesen wäre und den Feind nicht mit dem kleinen Gewehre angefallen hätte. Den größten Verlust haben die Bataillone des Centrums erlitten, welche stillstanden und dem feindlichen Feuer fortwährend ausgesetzt waren. Diejenigen, welche mit dem Angriffe eilten und blind ins Feuer liefen, haben am wenigsten gelitten.“²⁾

Der Sieger Dumouriez athmete in vollen Zügen die dankbare Anerkennung seiner „Kinder“ ein, die ihm als ihrem „Vater“ auf dem Schlachtfeld jubelten. Es war der schönste Augenblick seines Lebens. Er schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten“ den Sieg „1. dem Obersten Thouvenot zu, welcher den Angriff zur Linken beschloß und angeführt hat; 2. dem Kammerdiener Baptist Renard, welcher die Infanterie und Cavallerie des Centrums wieder sammelte; 3. dem Herzog von Chartres, welcher den linken Flügel des Centrums wieder in Ordnung brachte, und 4. dem ungestümen Angriff auf die Schanzen durch den rechten Flügel, den er selber leitete.“ — Die Österreicher sprachen wenig und schrieben noch weniger über die Schlacht — das ist ihre angestammte Art. Die Gefatomben, welche sie geschlachtet, zeugen am besten für ihre Heldenthat. Schweigend empfingen sie den Feind, schweigend starben sie an der Stelle, die sie für ihren Kaiser vertheidigen mußten. Man denkt an die Inschrift der Dreihundert bei Thermopylä: „Fremdling! kommst du nach Sparta, verkündige dort, du habest uns da liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“

Feier des Sieges. Unsymmisch wußten die Franzosen ihren Sieg zu feiern. In einem Schreiben voll Schwung meldete Dumouriez den Sieg dem Convent.³⁾ Der Adjutant, welcher Renard ihn überbrachte, stellte den Baptist Renard vor. Man wollte alles von ihm

¹⁾ Nach den amtlichen Angaben hatten die Österreicher 505 Tödtete, 513 Verwundete und geriethen 423 in Gefangenschaft. Dumouriez gibt seinen Verlust auf 600 bis 700 Tödtete und 1300 Verwundete an. Ein Zeitgenosse, ein deutscher Officier, welcher die vier ersten Feldzüge der Revolution beschrieb, gibt den Verlust der Österreicher auf 3000, der der Franzosen auf 7000 Mann an. Driessot warf Dumouriez gar einen Verlust von 10.000 Mann vor. — Schels, l. c. S. 62—63.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XXI, p. 89.

³⁾ Ibid. XXI, p. 81—85, 89.

hören: er hat fünf Schwadronen gesammelt und vier Bataillone und sich zuerst mit dem Säbel in der Hand in eine feindliche Verschanzung gestürzt und sie genommen. „Was willst du als Lohn?“ fragte ihn der Präsident. „Die Ehre, die Uniform der Bürgerwehr zu tragen.“ Der Saal ertönte vom Jubelruf. Der Adjutant umarmt Renard, der Convent beschließt einstimmig, daß der Präsident ihm den Bruderkuß ertheilen, daß er auf Kosten der Nation bekleidet, bewaffnet und beritten gemacht werden und daß Dumouriez ihm eine entsprechende Stelle in der Armee ertheilen solle.

Jean Débry beantragte, den 6. November zu einem Nationalfesttag zu erheben.¹⁾ La source entgegnete, man solle warten bis alle Tyrannen niedergeschlagen und alle Völker befreit seien; dann möge man ein Weltbefreiungsfest feiern. Barrère, der spätere Blutmenschen, that süßlich: „Keine Feste, wo Menschen ums Leben kamen; die Befreiung Savoyens hat kein Blut gekostet, die mögt Ihr feiern. Aber 4000 Österreicher sind gefallen und das waren doch auch Menschen, nur die Könige gehören nicht zum Menschengeschlecht. Auch Franzosen fielen. Ich verlange ein einfaches Grabmal.“ — Dagegen erhob Vergniaud seine Stimme: „Allerdings sind Menschen dabei zugrunde gegangen, aber die Freiheit triumphiert. Die Natur hat den Menschen die Liebe zum Ruhme und zum Vaterlande verliehen und die Leidenschaft für die Freiheit. Gesetzgeber, man muß diese edlen Neigungen pflegen; wehe den Staatsmännern, welche es versäumen, dieses heilige Feuer zu nähren! — Denkt an das Bruderfest von 1790. Feiert also einen Sieg, welcher ein Sieg der Menschheit ist. Wohl sind Menschen dabei zugrunde gegangen, aber nur damit in Zukunft keine mehr also zugrunde gehen. Im Namen der allgemeinen Verbrüderung, welche Ihr begründen wollt, schwöre ich, jede dieser Schlachten ist ein Schritt weiter zum Frieden, zur Menschlichkeit und zum Völkerglück!“

Sofort beschloß der Convent ein Nationalfest, um den Sieg der Republik zu ehren.

Nur einen Menschen in Paris ließen die Lorbeeren des Siegers von Jemappes nicht schlafen, Marat. Er griff in seinem Blatte sogleich Dumouriez' Bericht²⁾ über die Schlacht an, welcher im Convent verlesen wurde, und zwar an der verwundbarsten Stelle. Der General schilderte die gute Stellung der Österreicher, welche dennoch im Sturme genommen wurde, und sagte dabei: „Dieser ewig denkwürdige Tag bedeckt das französische Volk mit unsterblichem Ruhme. Es ist kein Bataillon, keine Schwadron, ja kein einzelner Mann in der Armee, der sich nicht geschlagen und Leib an Leib gekämpft hat.“ Da nun mindestens 70.000 Mann in der Schlacht verwendet wurden, mußte die Zahl der Tödteten größer sein als Dumouriez sie angab: 300 Tödtete und 600 Verwundete. Marat sagte darum mit Recht, es müßten viel mehr Soldaten gefallen sein. Seine eigene böshafte Erfindung aber war: Dumouriez habe absichtlich die Pariser Bataillone aus Messer geliefert. Er zürnt ihm, daß er die Österreicher ent schlüpfen ließ; kein einziger wäre entkommen, wenn es dem Feldherrn Ernst gewesen wäre. Er schließt also: „Dumouriez ist einer der Intriganten und großen Spitzhuben, welche das öffentliche Mißtrauen immer umgeben muß, die man keinen Schritt machen lassen darf, ohne daß sie vor einer Enthüllung zittern.“³⁾

¹⁾ Débats de la convention, Paris 1828, I, p. 336—339.

²⁾ Er ist abgedruckt bei Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 84—91.

³⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 12.

Vergniaud.

Siegessäfeste.

Marat gegen Dumouriez.

Lang-
fames
Vor-
rücken.

Dumouriez zog übrigens jetzt rasch voran, allerdings nicht so schnell, als er wünschte. Die Welt bewunderte die Raschheit seines Vorschreitens, während sein Herz von Unmuth schwellte über die Langsamkeit, zu der ihn die Regierung nöthigte.

Sachsen-
Teichen.

Nach der Schlacht von Femappes hat er fünf Tage verloren, weil er nicht Lebensmittel und Futter für die Pferde hatte und folglich nicht vorrücken konnte. Das mußte man in Paris nicht, darum tadelten ihn auch Fachmänner, daß er allenthalben zu schnell angreife, um hernach zu langsam zu verfolgen. Andere haben nicht ohne Grund dem Sieger vorgeworfen, er habe nicht nöthig gehabt, den Gegner offen anzugreifen, er hätte ihn auch durch einfache Umgehung zum verlustreichen Rückzug zwingen können.¹⁾ Der General preist dagegen den Herzog von Sachsen-Teichen, meint aber dabei, er habe zu wenig Truppen gehabt, die Niederlande zu beschützen, sobald die Einwohner nicht auf seiner Seite waren; mit andern Worten: auch die Österreicher hätten nutzlos Menschen geopfert. Aber er sei wegen der Art, wie er sich vertheidigt habe, alles Lobes wert. Sein Rückzug bis Lüttich war muthvoll und vollkommen gut angeordnet. „Die Kaiserlichen haben ein besonderes Talent, ihre leichten Truppen gut zu gebrauchen, ihre Märsche zu decken und den Feind abzuhalten. Es ist immer zu bewundern, daß sie nie in Unordnung geriethen und bis zuletzt eine so gute Haltung befaßen.“²⁾

Der revolutionäre Sauertheil wirkte. Als Dumouriez am 7. November in Mons einrückte, gieng ihm voll Jubel die ganze Stadt entgegen. Ein Aufruf folgenden Inhalts war an den Straßenecken angeschlagen: „Im Angesicht von Himmel und Erde erklären wir, daß alle Bande, welche uns an das Haus Osterreich-Lothringen knüpften, zerrissen sind. — — Alle Gewalt geht vom Volke aus, und darum erklären wir, daß alle Behörden aufhören, welche nicht vom Volke gewählt sind.“³⁾

Jako-
biner-
klub.

Am gleichen Tage bildete sich ein „Club der Freunde der Freiheit und Gleichheit“ in Mons, und Dumouriez kannte die Macht der Jakobiner zu genau, als daß er nicht seiner Eröffnung in der rothen Mütze beigewohnt hätte, welche ihm als Pfand ihrer republikanischen Gesinnungen der Präsident darbot; der General antwortete, daß er ohne Rückhalt der erhabenen Sache der Völker ergehen, seine Gesinnung in nichts ändern könne und mit Dank diese Bürgerkrone annehme.

Zu einer großen Schlacht kam es nicht mehr, die Schriftsteller sprechen nur noch von einem militärischen Spaziergang. Doch fanden noch ernstere Gefechte statt, zum Beispiel am 13. November bei Anderlecht, an dem Dumouriez in Kampfeshitze selber sich betheiligte. Die Truppen hörten davon, eilten „ihrem Vater“ zuhülfe, hieben ihn heraus und schalteten ihn tüchtig — was ihn freute. „Wie sollte man solche Menschen nicht lieb gewinnen,“ sagt er, „wie sollte es einem nicht leid thun, zu sehen, daß so edle Charaktere durch Verbrechen herabgewürdigt werden? Ach, Franzosen, wie habt ihr euch seit 1792 verändert!“⁴⁾

1) Dumouriez, Mémoires, III, p. 178, 180, 241—248.

2) Ibid. III, p. 242.

3) Pronuntiation des administrateurs provisoires, élus par le peuple de Mons en suite de la déclaration du général Dumouriez le 8 Novembre. — Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 91.

4) Dumouriez, Mémoires, III, p. 193.

Am 14. November zogen die Franzosen in Brüssel ein unter dem freundigen Zuruf des Volkes, Dumouriez hielt Mannszucht, seine Soldaten begiengen nicht die geringste Gewaltthat. Er hatte also seiner Regierung gegenüber Wort gehalten, aber sie zwang ihn, sein Wort zu brechen, das er den Belgiern gegeben hatte, nämlich den Schutz des Eigenthums: er mußte sogleich 80.000 Livres aus den öffentlichen Cassen nehmen und 300.000 Livres von einem Banquier gegen einen Wechsel auf den Nationalchat leihen, nur um die Armee auf einige Tage unterhalten zu können, wenn sie nicht rauben sollte.

Pache und Cambon wollten seine Lieferungsverträge, seine Wechsel nicht gelten lassen: die bisherigen Lieferanten seien eine schelmische Aristokratenbrut. Sie hoben alle Verbindungen ehemaliger Lieferanten auf und setzten einen Ausschuss des Einkaufs ein, welcher alle Arten von Einkäufen besorgen und dann genaue Rechnung ablegen sollte, dessen Mitglieder aber nicht selber Lieferanten sein dürften. Der Einkauf der Lebensmittel wurde dadurch also sechs Personen in die Hände geliefert und damit eigentlich nur das alte Kornhandels-Monopol erneuert, welches unter der alten Regierung eine der Hauptursachen zur Revolution geworden war. Die Republik war also nicht weiser als die Monarchie. In einem so weitläufigen und in seinen Erzeugnissen so mannigfaltigen Land wie Frankreich konnte die Einförmigkeit der Preise nur durch das Maximum festgestellt werden, im Ausland mußte sich die Regierung doch wieder an Lieferanten wenden. Dumouriez behauptet,¹⁾ Clavière habe in Verbindung mit der Gironde diese Maschine in Gang gebracht. „Die Anhänger der Gironde waren meist große Capitalisten und insgeheim die Helfershelfer der unter dem Namen der Regisseurs verborgenen Lieferanten. Der arme Roland und vielleicht Cambon selbst hatten sich durch Trugschlüsse hinreißen lassen; die Untergebenen der Minister fanden aber der Armee nicht zugute, die an allem darbt. Cambon wollte bei den Kleidern der Handwerker in Paris beschäftigen und so kam alles höher zu stehen und war doch nicht zur Hand, wenn man es bedurfte.“²⁾ Man ließ zum Beispiel Tücher aus Berviers im Lüttichischen kommen und in Paris für die Soldaten Kleider aufertigen. Man kaufte in Belgien Leder zu Schuhen auf; die Lieferanten schickten sie von Paris und erhielten 9 Livres für das Paar, während sie in Lüttich selbst nur 4 bis 5 Livres kosteten. Die Regenmäntel, welche man in Lüttich um 19 bis 21 Livres lieferte, kosteten in Paris 50 Livres und wurden von da zur Armee geschickt. Das Getreide gieng von den Niederlanden nach Nantes und von da nach Paris, wurde in Montmartre gemahlen und das Mehl dann nach Belgien geschickt.

Ein anderer Grund der Beschwerden: Dumouriez wollte in Belgien in klingender Münze bezahlen, der Finanzminister aber wollte die Assignaten anbringen, und zwar zum Nennwert, während sie in Paris selber fünf Procent verloren. Die Kaufleute wollten sie um den Nennwert nicht nehmen, schenkten lieber den Soldaten die Ware, als daß sie auf eine Assignate wechselten. Die

1) Dumouriez, Mémoires, III, p. 199.

2) Ibid. III, p. 288.

Armee verlangte vom General eine Verordnung, die den Kaufmann zwingt, die Assignaten in klingender Münze zu wechseln; das hielt Dumouriez jedoch für ein Unrecht. Kurz, er war in einer Lage, daß er mit der Armee zerfallen mußte oder mit den Belgiern.

Noth der Armee. Da die alten Lieferanten abgeschafft waren, und die neue Ordnung noch nicht recht im Gange war, so bekamen die Soldaten nichts und mußten darben oder stehlen. Sie waren ohne Schuhe, campierten im Schlamm, hatten Heu um ihre Füße gewickelt. Ihre übrige Kleidung paßte zu diesem Anzuge. Man hatte zwar lange Mäntel und Ueberöcke an die Truppen verteilt, allein über 1500, welche dergleichen erhalten hatten, waren davon nach Hause geeilt, ungefähr ebensoviele lagen in den Lazarethten, wo es an allem fehlte. Mangel an Lebensmitteln hemmte den Lauf der Eroberung. „Wenn Clerfahnt die bedrängte Lage der Armee gekannt hätte, so hätte er sie mit Vortheil angreifen können, da die Artillerie nicht zu gebrauchen war, weil mehr als 6000 Pferde aus Mangel an Futter umstanden. Nicht 10.000 Flinten waren mehr in gutem Stande. Der Reiterei fehlte es an Pistolen, Säbeln und Mänteln. An Geld fehlte es gänzlich, oft legte der Oberstab zusammen, um die Vöhnung für den laufenden Tag vorzuschließen.“¹⁾

Die Unordnung hatte ein großes Übel zur Folge, sie verschlechterte den Charakter der Soldaten.

Die Armee zuchtlos. Wir sahen früher, welche Mühe Dumouriez hatte, Zucht und Ordnung in seiner Armee geltend zu machen, und er rühmt sich mit Recht,⁴⁾ daß er das unmöglich Scheinende möglich gemacht habe, daß er nicht allein über die Preußen und Oesterreicher gesiegt, sondern über seine eigene zuchtlos gewordene Nation einen viel schwereren und hartnäckigeren Sieg davongetragen habe, indem es ihm gelang, in einem Heer, wovon ein Viertel aus aufgelösten Linientruppen, drei Viertel aus Bürgerwehren bestand, aus Freiwilligen verschiedener Gemüthsart, von ungleichem Wert, stolz über ihre erfochtenen Siege, und vermöge des Grundsatzes der Gleichheit mehr an nachsichtige als an strenge Behandlung gewöhnt, eine Art von Zucht und Liebe zur Ordnung wieder herzustellen. Gleich im Anfange des Feldzuges fehlte es allen Bataillonen an Officieren. Der Generalstab war schlecht gewählt und ohne Ansehen; die Soldaten selbst bestimmten den Dienst der Hauptleute, der Lieutenants und Unterofficiere, und dieser Dienst hing von der Willkür eines unbändigen Hausens ab, der kein Oberhaupt über sich erkennen wollte. Ein einziger Jakobiner war im Stande, ein ganzes Bataillon durch seine mordbrennerischen Reden in Blut zu setzen, und der Officier mußte, um seine Stellung zu behalten oder emporzukommen, den Soldaten durch strafbare Gefälligkeiten schmeicheln.²⁾ —

Neuerungen in Belgien.

Eine neue Schwierigkeit bereitete für Dumouriez' Plan der Unabhängigkeitssinn der Belgier. Sie hatten allen Grund, geordnete Zustände zu verlangen. Zwar hatte Dumouriez alles Schöne und Gute versprochen, war aber

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 287.

²⁾ Ibid. III, p. 289—290.

nicht im Stande, sein Wort zu halten. Sein Minister arbeitete ihm entgegen, die jakobinischen Sendlinge aus Paris wollten plündern unter dem Vorwande, die Freiheit zu verbreiten und die Aristokratie zu besiegen. Die Soldaten raubten, weil ihre Regierung nicht für sie sorgte. Aber selbst Generale, wie Labourdonnaye, erhoben wider Wissen und Willen des Obergenerals hohe Kriegssteuern.

Labourdonnaye. Ein gewisser Sta, ehemals Syndicus in Lille, war dabei seine rechte Hand. So legte Labourdonnaye die Lieferung von einer Million Gulden binnen drei Tagen der Stadt Tournay auf; Ostende mußte 80.000 Francs bezahlen; Gent sollte 200.000 Säcke Getreide liefern, Brügge und Ypern große Geldsummen, wenn sie nicht als „Feinde Frankreichs“ behandelt werden wollten.¹⁾ Da rieth ein angesehenener Bürger, Malou-Riga, welcher Dumouriez kannte, der Stadt, welcher Sta schon mit 500 Reitern und 200 Kanonen drohte, sie solle sich an den Obergeneral selber wenden, und sogleich schrieb Dumouriez an Malou-Riga: „Ich sende Ihr Schreiben und die unverjämte Forderung Stas sogleich an meinen Minister. Sagen Sie Ihren Beamten, daß sie sich an mein Versprechen halten, und daß sie sich vor den wilden Drohungen Stas ebenso wenig, als vor dem Horne Labourdonnayes fürchten sollen. Wir haben Belgien nicht erobert, wir erheben also auch keine Kriegsteuer. Wenn wir bares Geld brauchen, so entlehnen wir es von Eurem Clerus und erweisen Eurem Vaterlande damit noch einen Dienst, indem wir sonst vergrabene Schätze in Verkehr bringen, über die wir nachher mit Euch abrechnen.“ — Von seiner Regierung verlangte Dumouriez die Abberufung Labourdonnayes, der als Eroberer wird abgesetzt. verfare, während er, Dumouriez, nicht der Attila und die Geißel der Belgier sein wolle. Der Minister mußte nachgeben, an die Stelle Labourdonnayes trat Miranda.

Begreiflich, daß die Belgier geordnete Zustände, daß sie nur bezahlen wollten, was sie selber bewilligt hätten. Aber nicht bloß in Geldfragen waren sie heiklich, sondern auch in religiösen Angelegenheiten. Die Mehrzahl der Bevölkerung hieng eifrig am katholischen Glauben, während den Jakobinern Religiosität der Belgier. alles, was an Religion erinnerte, ein Grenel und ein Gegenstand der Verhöhnung war. Wohin aber die französische Armee drang, da entstanden sogleich Jakobinerclubs. Dumouriez mußte ihre Bildung begünstigen, ihr Treiben schützen, wenn er sie schon für gefährlich hielt, denn die Macht dieser Gesellschaft war auch für ihn furchtbar.

Drei Parteien. Welche Ordnung der Dinge sollte sich aber in Belgien herausbilden? Es gab drei verschiedene Parteien. Eine große und die vermöglichste hieng am Glauben der Väter und an der alten Verfassung. Sie hatten gegen Die Anhänger der Stände. Joseph II. nur Parteiung gemacht, weil er in seinem Eifer für Reformen beide zu bedrohen schien. Jahrelang hatte man den Haß gegen die Regierung in Wien genährt, jetzt wünschte man die Oesterreicher wieder zurück, deren Ver-

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 185, 216—218. — Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, V, p. 57.

²⁾ Borgnet, Histoire des Belges à la fin du XVIII siècle, vol. II, p. 1—37.

treibung aus dem Lande man doch begünstigt hatte. Kurz vor ihrer Abreise aus Brüssel, am 8. November, hatte die Erzherzogin Christina die Erklärung erlassen, der Kaiser wolle die Verfassung und die Joyeuse Entrée unverändert und völlig erhalten.¹⁾ Die demokratische Partei dagegen wünschte aus Belgien eine Republik zu machen, die sich aber selber regiere, jedoch mit Frankreich ein Schutz- und Trugbündnis schließen könne. Unter dieser waren auch viele Katholiken. In Mons zum Beispiel mußte am 24. November jedes Mitglied der Gemeinde von Hennegau schwören: „In der katholischen, römisch-apostolischen Religion erzogen, schwöre ich Treue und Ergebenheit dem souveränen Volke, das mich gewählt hat, schwöre ich die Freiheit und Gleichheit der Rechte zu erhalten, schwöre ich frei zu leben und zu sterben und mich zu halten an die Religion meiner Väter, welche die katholische apostolische und römische ist.“ — Die dritte Partei war die der Annexionisten; sie wollten einfachen Anschluß an Frankreich.

Der Tag der Wahlen nahte. Dumouriez erließ einen Aufruf an die Bewohner. Er drückt das aus, was damals der girondistische Theil der französischen Regierung mit Belgien im Plane hatte.²⁾

Der Anfang ist natürlich mit Haß gegen die Österreicher gerichtet, gegen welche sich die Belgier unter Joseph II. erhoben hatten. Das Volk habe die Freiheit gewollt, aber der Adel und die Geistlichen hätten es geüßt, verrathen und verkauft und auf seine Kosten einen Frieden mit Wien geschlossen. Die verrathenen Soldaten seien darum auseinander gelaufen. Weil sie keine Veränderung in der Regierungsform anstrebten, so sei der ganze Aufstand ein bloßer Aufruhr geworden. Anders hätten es die Franzosen gemacht: sie hätten Königthum, Adel und Clerus niedergeworfen und einen Freistaat gegründet. Erst seit diesem Zeitpunkt sei das französische Volk wirklich frei und der Sieg kröne seine gerechten Waffen. „Dieses siegreiche Volk hat Euren Nothschrei gehört und mir den Auftrag ertheilt, Eure Tyrannen zu verjagen. Das habe ich gethan. Aber Ihr irrt Euch, indem Ihr glaubt frei zu sein, wenn Ihr keine Österreicher mehr im Lande habt. Wenn Ihr die Stände beibehalten wollt, so habt Ihr die Revolution noch gar nicht angefangen, denn die Stände theilen die Staatsbürger in zwei ungleiche Classen, da sie doch von Natur alle gleich sind. Wollt Ihr frei sein, so müßt Ihr souverän sein. Unter einem souveränen Volke gibt es weder Adelige, noch Unadelige, weil alle Staatsbürger von Geburt aus gleich sind. Als Gott den Menschen nach seinem Bilde erschuf, da machte er weder Edelleute, noch Bürgerliche. Ihr müßt also alle Titel und Vorrechte zerstören.“ Das ist eine sehr einfache Lehre, die unhistorische Theorie der Revolution. Dann eifert der Aufruf gegen die Geistlichkeit: er definiert sie als „eine Classe von Staatsbürgern, welche sich der Armut und dem Beten gewidmet hat, deren strenge Moral sie durch ihre Reden sowohl als durch ihr Beispiel liebenswürdig machen soll, die aber durch Aberglauben, durch Lug und Trug politische Rechte erworben hat.“ Das ist eine sehr oberflächliche Betrachtung der Geschichte. Auch gibt er ein sehr wohlfeiles Mittel an, um die Religion wieder zu ihrer vorigen Reinheit zurückzuführen:

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 57—66.

²⁾ Vergl. dazu Dumouriez, Mémoires, III, p. 216—228.

„Nehmt den Priestern ihre Reichthümer wieder, die eigentlich Euch gehören.“ Während er also unbarmherzig über Bischöfe, Päpste und Mönche loszieht, finden nur die Weltgeistlichen Gnade vor seinen Augen. „Diese achtungswürdige Classe wird durch Armut erniedrigt; darum bezahlt ihre Dienste besser, damit sie in Achtung erhalten werde, aber bereichert sie nicht, sonst verderbt Ihr sie; erhebt sie nicht zur politischen Körperschaft, sonst macht Ihr sie stolz.“ — Dumouriez will sie also behandelt wissen wie die Kanarienvögel, denen man wenig Futter geben muß, damit sie hübsch singen. Dem Bürgerstande dagegen wendet er seine volle Gunst zu. „Unglücklicher Bürgerstand! Ihr ehrwürdigen Landbewohner, Ihr betriebenen Handwerker, Ihr Kaufleute, die Ihr Leben und Thätigkeit in Euer Vaterland bringt, welches von beiden Ständen tyrannisiert wird, die Euch zugrunde richten, erhebt Euch wieder zu Eurer Würde! Ihr macht eigentlich das belgische Volk aus. Für Euch zu streiten sind wir gekommen. Ihr seid unsere Brüder und uneresgleichen. Mein Herz schlägt Euch noch mehr entgegen, als mein Verstand zu Euch spricht. Ich liebe Euch, weil Ihr allein in der ersten Revolution, deren Opfer Ihr waret, Muth, Rechtschaffenheit und Liebe zur Freiheit bewiesen habt.“ — In allen Städten, durch welche die Franzosen zogen, habe er den Ausbruch reiner Freude gesehen. Aber mit Schmerz habe er rufen hören: „Hoch lebe die Freiheit und hoch leben die Stände!“ Dieser Ruf bedeute nach seiner Ansicht soviel als: „Hoch lebe die Freiheit und hoch lebe die Sklaverei!“¹⁾ Er warnt sie, der Erzherzogin Maria Christina zu trauen, die, ein weiblicher Despot, nicht aus Großmuth oder Gerechtigkeitsliebe, sondern als Apfel der Zwietracht die Verfassung von Brabant ihnen wieder in Aussicht gestellt habe, und droht schließlich, daß die Franzosen wieder die Belgier ihrem Adel, ihrer Priesterschaft und ihrer verfehlten Verfassung überlassen, wenn sie sich nicht rasch entscheiden zwischen Freiheit und Sklaverei.

Die Wirkung, welche Dumouriez von diesem Aufrufe erwartete, trat nicht ein: den Jakobinern war er zu wenig nach ihrem Sinne und den andern zusehr gegen alles historische Recht.

Im Jakobinerclub in Brüssel wurde die Vorlesung des Aufrufs unterbrochen und ausgepiffen. Die Stadt Antwerpen sandte dem General seinen Aufruf ungelesen zurück. Die Stadt Löwen widersetzte sich der Abschaffung der Stände. In Vilvorde beschloßen die Bürger, daß sie in der katholischen Religion leben und sterben und bei der alten Verfassung beharren wollten. Viele Männer aus Limburg schlossen sich in Waffen der österreichischen Armee auf ihrem Rückzuge an, ein Zeichen der Anhänglichkeit an Osterreich. —

Der Convent und Belgien.

Die Neigung der Belgier sollte ein wichtiger Schritt gewinnen, der einen alten Wunsch derselben erfüllte. Seit dem Westfälischen Frieden war zu Gunsten der Holländer die Schelde geschlossen. Am 16. November 1792 beschloß das Ministerium in Paris, daß diese Einschränkung den Grundsätzen

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 216—228.

des Naturrechtes zuwider wäre, welche alle Franzosen aufrecht zu halten geschworen hätten; daß der Lauf der Flüsse das gemeinschaftliche und unveräußerliche Eigenthum der Einwohner aller derjenigen Länder sei, die von ihren Wassern bespült werden; daß also keine Nation ohne Ungerechtigkeit verlangen könne, den Lauf eines Flusses ausschließenderweise zu behaupten oder zu verhindern, daß die Nachbarvölker, welche an die oberen Ufer desselben stoßen, nicht desselben Vortheils theilhaftig sein sollten. Ein solches Recht sei ein Überbleibsel der Feudalherrschaft und dem Naturrechte zuwider, also ohne Giltigkeit. Demnach müsse der Oberbefehlshaber der französischen Armee die Freiheit der Schiffahrt auf der Schelde und Maas sicherstellen.¹⁾

Am 28. November fuhren sechs Schiffe in Begleitung der Fregatte „Ariel“ die Schelde hinauf und legten im Hafen von Antwerpen vor Anker, nachdem am 25. November der französische Gesandte im Haag vergebens gebeten hatte, daß einige Kriegsschiffe die Schelde hinauffahren dürfen, um die Citadelle von Antwerpen auf der Seite des Flusses anzugreifen.

Die Wahlen. Trotz der Mahnung des Obergenerals und der schönen Dinge, die er in Aussicht stellte, wollten die Belgier nicht wählen, wie er meinte. Er nahm daher starken Einfluß auf die Wahlen, zum Beispiel am 18. November in Brüssel, wo man die Wahlberechtigten in die Gudulakirche berief und diese mit Soldaten umstellte, so daß die Wähler schwer hineinkommen konnten. Ein französischer Commissär eröffnete den Wahlgang mit der Rede, daß es aus sei mit der alten Verfassung von Brabant und daß man für neue Zustände auch neue Beamte haben müsse. Die Liste der Repräsentanten war schon zum voraus gefertigt und wurde nach einer Wahl bloß zum Schein verlesen. Dumouriez gab dem Advocaten Balza, der alles geleitet hatte, den Bruderkuß und setzte die Gewählten in ihr Amt ein.²⁾

Balza.

Die Beschwerden des Generals darüber, daß man die früheren Armeelieferanten verhaftete und vor die Schranken des Conventes berief, hatte einen derben Brief von ihm an den Minister zur Folge und eine Klage an den Convent: er könne unter diesen Umständen den Feldzug nicht fortsetzen; der Convent sollte also zwischen dem Minister Pache und dem General Dumouriez entscheiden.

Die vier Commissäre.

Der Convent entschied nichts, sondern wählte auf Cambons Antrag am 30. November vier Bevollmächtigte, welche sogleich abreisten und an Ort und Stelle über die Thatfachen Erkundigungen einziehen sollten. Diese Bevollmächtigten waren: Danton, Lacroix, Camus und Gossuin.³⁾

Danton wird von Dumouriez geschildert als Mann von großer Thatkraft, aber ohne Erziehung und als im moralischen und physischen Sinne gleich abscheulich. „Lacroix war ein Betrüger, ein Wüßling, ein Raufbold, ein Mensch ohne Grundsätze; Camus, der härteste, stolze, steifste und pedantischste unter allen Jansenisten; Gossuin, ein wildes, wüthendes Thier, voll der niederträchtigsten Ideen.“ Nach Dumouriez Angaben waren diesen vier noch beigegeben:

¹⁾ „Moniteur“, Nr. 327, 22 Novembre 1792. — Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 61—66.

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 64.

³⁾ Ibid. V, p. 52—57.

Treilhard, ein Mann vom Schlage des Camus, und Merlin von Douay, den Dumouriez einen ziemlich guten Mann, allein von schwarzer Galle und von einem überpannten, unverdauten Republikanismus angesteckt, nennt. Danton und Lacroix insbesondere wirft Dumouriez vor,¹⁾ daß sie, soviel an ihnen war, in Belgien die Unordnung und Anarchie beförderten, ja daß sie das Volk zu allen Ausschweifungen antrieben, den Belgiern sogar einen Vorwurf daraus machten, daß noch keine Köpfe fielen und daß überhaupt ihre Revolution viel zu gelind sei. Außer diesen sechs Commissären, erzählt Dumouriez, seien noch zweiunddreißig andere ernannt worden, lauter Jakobiner, „mehrentheils wilde, reißende Thiere und Bösewichter, die, kaum sie den Fuß in diese reichen Provinzen setzten, schon zu rauben und zu mordend anfiengen. Sie hatten sich in dieses mitleidswürdige Land getheilt und, während sie mit den Waffen in der Hand das Volk zwangen, auf seine Vereinigung mit der französischen Republik anzutragen, plünderten sie die Kirchen, die Schlösser, die öffentlichen Cassen, verkauften sie zum niedrigsten Preise das Mobilienvermögen aller derer, welche ihnen im Wege standen und die sie unter der gehässigen Benennung der Aristokraten bezeichneten, und schickten eine Menge Hausväter, Greise und Kinder als Geiseln in die französischen Grenzfestungen.“

zweiunddreißig andere.

Wir können uns denken, in welcher Stimmung Dumouriez sich befand! Damals schon sagte der Marschall von Castries, der sich in Spaa aufhielt, Dumouriez werde das Schicksal Lafayette's haben, und behauptete auch Marat in seinen Blättern, er werde ausreißen wie Lafayette. Marat war unermüdetlich, den General zu verleumden und verlangte öffentlich seinen Kopf, denn er habe jetzt den Herzog von Sachsen-Teichen um Geld ent schlüpfen lassen, wie früher den König von Preußen. Er beschuldigte ihn auch des Diebstahls: der General und seine Adjutanten strotzten von Geld und zündeten ihre Pfeifen mit Assignaten zu 50 Livres an.

Marat.

Die Jakobiner hatten also Belgien schon in ihre Hand genommen und Dumouriez' Einfluß war zurückgedrängt. Am 4. December sprach im Convent Balza, an der Spitze einer Abordnung von Brüssel, Tournay und Mons, den Wunsch aus, die französische Nation möge den Belgiern und Lüttichern gegenüber sich verpflichten, keinen Vertrag zu schließen und in keine Unterhandlung mit irgend einer Macht sich einzulassen, außer unter der Bedingung, daß die Unabhängigkeit Belgiens und Lüttichs vollkommen anerkannt werde, wofür sie 40.000 Mann zum Kriege für die Freiheit stellen würden.

Ungebot aus Belgien.

Barrère lobte die Belgier, daß sie das Feudalwesen gebrochen hätten, und rieth ihnen noch, von ihren theokratischen Vorurtheilen abzustehen, sie hätten ja die Schätze der Religion noch im Rückhalte für die Freiheit. Waffen und Assignaten brauche ein geknechtetes Volk, um seine Ketten zu zerbrechen. Frankreich habe nur die Österreicher besiegt und habe in Belgien nichts erobern wollen, als ihre Herzen.

Indes war Danton mit seinen Genossen in Belgien angekommen. Er war unzufrieden mit Dumouriez, daß er die Vorurtheile des Volkes schon. Belgien müsse Schritt halten mit Frankreich und darum in einem Monat erreichen, wozu Frankreich vier Jahre gebraucht habe. Seine Commissäre riß er zu derselben

Danton.

¹⁾ Dumouriez, l. c. p. 277—278.

Aufsicht fort und sie sandten Camus nach Paris, damit er der Regierung dort die nöthige Aufklärung gebe. Welche Rathschläge dies waren, geht aus der Rede Cambons hervor, der am 15. December im Namen des Kriegsausschusses, der Finanzen und der äußern Angelegenheiten sprach, nachdem Camus am 11. in Paris eingetroffen war. An Offenheit der Sprache und Reclit durchgreifender Maßregeln ließ es dieser Minister in der That nicht fehlen.¹⁾

Cambon stellt zuerst die Frage: „Wozu führen wir Krieg?“ und gibt die Antwort: „Zur Vernichtung aller Vorrechte. Krieg den Schloßern, Friede den Hütten!²⁾ Jeder Privilegierte, jeder Tyrann muß als Feind behandelt werden in den Ländern, in welche wir einziehen. Das ist die natürliche Folge unserer Grundsätze. — Wie aber war bisher im Gegentheil unser Benehmen? — Die Generale, welche in Feindesland einzogen, trafen dort Tyrannen und ihre Knechte; unser Muth jagte die einen wie die andern, wir sind als Triumphatoren und als Brüder in die Städte eingezogen. Wir haben zu den Völkern gesagt: ‚Ihr seid frei‘, haben uns aber auf Worte beschränkt. Unsere Generale haben in Verlegenheit über das einzuschlagende Benehmen uns um Verhaltungsmaßregeln gebeten, zuerst Montesquieu, dann Custine, der, kaum er Deutschland betrat, euch fragte, ob er nicht die Feudalrechte, den Zehnten, die Privilegien, kurz alles, was sich an die Knechtschaft hängt, unterdrücken, und ob er den Adelligen, Priestern und Reichen Kriegssteuern auflegen sollte. Ihr saßet darüber keinen Beschluß, er aber glaubte, den Vortheil der Republik nicht schädigen zu dürfen, und erhob Kriegssteuern. Man hat ihn darum angeklagt, doch mit Unrecht.

„Dumouriez hat beim Einzug in Belgien große philosophische Grundsätze ausgesprochen, aber er hat sich auf Unreden an die Völker beschränkt. Bis jetzt hat er alles geschont, Adel, Vorrechte, Frohnden, Lehensrecht. Alles ist noch auf dem alten Fuß, alle Vorurtheile walten noch im Lande, und das Volk ist nichts darin; das heißt, wir haben ihm allerdings versprochen, es glücklich zu machen, es von seinen Unterdrückern zu befreien, aber wir haben bloß so geredet. Das Volk, in den Banden des Adels und der Priester liegend, hat allein nicht die Kraft, seine Ketten zu brechen, und wir haben nichts gethan, ihm zu helfen, sie abzuschütteln. Gemäß den Weisungen des Ministeriums glaubte der General, seine Souveränität und Unabhängigkeit schonen, ihm keine außerordentlichen Lasten auflegen zu müssen; seine Fuhrwerke zahlen sogar die üblichen Zölle; er wollte auch die Einwohner nicht zu Lieferungen für unser Heer zwingen.

„Diese philosophischen Grundsätze theilen wir auch, aber wir wollen und dürfen die Gewalthaber nicht schonen. Alle diejenigen, welche Freiheiten und Vorrechte genießen, sind unsere Feinde, man muß sie vernichten, sonst kommt unsere eigene Freiheit in Gefahr. Wir haben nicht bloß die Könige zu bekämpfen; wären sie es allein, so bräuchten wir bloß zehn oder zwölf Köpfe abzuschlagen zu lassen; wir haben es noch mit all ihren Mitschuldigen zu thun, mit den bevorrechteten Kasten, welche im Namen der Könige an den Völkern zehren und sie seit Jahrhunderten unterdrücken.“³⁾

„Eure Ausschüsse haben sich also gesagt: Alles, was in den Ländern, wohin ihr die Waffen trägt, kraft der Tyrannei und des Despotismus besteht, ist Un-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 339—348. Rapport sur la conduite à tenir par les généraux français dans les pays occupés par les armées de la République.

²⁾ Ibid. XXI, p. 340. „Guerre aux châteaux, paix aux chaumières!“

³⁾ Ibid. XXI, p. 341.

maßung; denn die Könige hatten kein Recht, Privilegien zu ertheilen zu Gunsten einer kleinen Zahl und zum Nachtheil der Mehrheit. So hat auch Frankreich 1789 gesprochen: ‚Nichts ist unter dem Despotismus geseklich, ich zerstöre alles, was da besteht, durch einen einzigen Act meines Willens.‘ In der Nacht vom 4. August vollendete es die Revolution, indem es sowohl den Adel als das gesammte Lehenswesen und alles, was an der Knechtschaft hängt, abschaffte. So muß jedes Volk thun, welches frei werden will, um euren Schutz zu verdienen; denn wir beschützen niemals Vorrechte.

„Wir müssen uns also in den Ländern, in welche wir einziehen, als Revolutionsgewalt erklären. — Wir dürfen nicht den Mantel der Menschlichkeit umhängen, wir haben solche kleine Kunstgriffe nicht nöthig. All unsere Handlungen müssen vielmehr strahlen im Glanze der Vernunft und der Allmacht der Nation. Es wäre unnütz, unsere Grundsätze und unsern Gang zu bemänteln, sie sind den Tyrannen längst bekannt; wir müssen im Gegentheil die Sturmglocke läuten, sobald wir in ein feindliches Land kommen. Läuten wir sie nicht, verkünden wir nicht feierlich die Absezung der Tyrannen und der Bevorrechteten, so vermag das an die Fesseln gewohnte Volk seine Ketten nicht zu zerbrechen, es wagt gar nicht aufzustehen, wir werden ihm bloß mit Worten, statt mit einem wirksamen Beistand zuhulfe kommen.“¹⁾

„Sind wir also wirklich die Revolutionsgewalt, so muß alles, was den Rechten des Volkes entgegen ist, in einem Lande, das wir betreten, umgeworfen werden. Folglich müssen wir unsere Grundsätze bekannt machen, indem wir alle Tyrannen zerstören. Nichts darf uns in unserem Entschlusse aufhalten. Haben wir also aus einem Lande die Tyrannen und ihre Helfershelfer verjagt, so müssen die Generale beim Einzug in einen Ort sogleich in einer Erklärung der Bevölkerung darthun, daß wir ihnen das Glück bringen, sie müssen sogleich den Zehnten, die Lehensrechte und jegliche Knechtschaft für abgestellt erklären.“²⁾

„Doch hättet ihr noch nichts gethan mit dieser bloßen Abschaffung. Die Aristokratie regiert überall, man muß also die bestehende Obrigkeit abschaffen. Nicht das mindeste darf von der vorigen Regierung übrig bleiben, sobald die Revolutionsgewalt ankommt. Die Volksregierung muß eingeführt, alle Behörden müssen erneuert werden, oder ihr habt nur Feinde an der Spitze der Geschäfte. Ihr könnt kein Land frei machen, ihr könnt nicht in Sicherheit dort bleiben, wenn die alten Oubrigkeiten ihre Macht behalten, die Sansculotten müssen also um jeden Preis die Verwaltung in die Hände bekommen. Schon haben die im ersten Augenblick niedergeschlagenen Aristokraten der Länder, welche unsere Heere behaupten, neue Hoffnungen gefaßt und verhehlen nicht länger ihre blutgierige Freude und hoffen auf eine Bartholomäusnacht und man kann leicht beweisen, daß in Belgien zum Beispiel vier oder fünf Parteien schon bestehen. Die Aristokraten spenden Geld, um das Volk in Irrthum zu führen und ihre alte Macht zu erhalten; man sieht da nichts als Adelige, Geistliche, Landstände. Das Volk gift dabei nichts, es bleibt sich selber überlassen, und ihr wollt doch,

¹⁾ Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XXI, p. 342. „C'est à nous de sonner le tocsin.“

²⁾ Ibid. XXI, p. 342.

Revolu-
tions-
recht.

Die
Sturm-
glocke.

Völliger
Umstürz.

Herr-
schaft der
Sans-
culotten.

Belgien.

Cambon.

Du-
mouriez.

Belgien.

Kampf
gegen die
Privile-
gierten.

daß es frei sei. Doch es wird nicht frei sein, wenn wir unsere Grundsätze nicht stärker ausdrücken. Habt ihr nicht die Vertreter der Belgier vor den Schranken gesehen, furchtlos und schwach? Sie wagten nicht, ihre Grundsätze zu bekennen, sie zitterten und sagten zu euch: Werdet ihr uns verlassen? Werden eure Heere abziehen, ehe unsere Freiheit begründet ist? Werdet ihr uns der Gnade unserer Tyrannen überlassen? Wir sind nicht stark genug, schützt uns mit eurer Macht! — Nein, Bürger, ihr werdet sie nicht im Stiche lassen. Aber ihr werdet den Keim ihrer Spaltungen vernichten und der Unglücksfälle, die sie bedrohen. In Savoyen hat das Volk viel stärker sich kundgegeben und damit angefangen, alles zu zerstören, um alles neu zu schaffen; folgen wir diesem Gang in die Länder, wo wir den Umsturz erst anbahnen müssen. Schaffen wir aber Sicherheit für Person und Eigenthum! — Die Völker müssen allsogleich zu Urversammlungen berufen werden, damit sie vorläufig Beamte und Richter einsetzen zum Schutze von Personen und Eigenthum.¹⁾

„Was muß beim Einmarsch in ein Land unsere erste Sorge sein? — die Besitzungen unserer Feinde als Pfand für den Ersatz der Kriegskosten einzuziehen. Wir müssen also die beweglichen und unbeweglichen Güter, welche dem Fiscus, den Fürsten, ihren Gönnern, Anhängern und Theilnehmern gehören, ihren freiwilligen Helfershelfern, den geistlichen und weltlichen Körperschaften, überhaupt allen Mitschuldigen der Tyrannen zugehören, unter den Schutz der Nation stellen, und damit man die reinen und uneigennütigen Absichten der französischen Republik nicht verkenne, so müßt ihr zur Verwaltung und Besorgung dieser Güter keine besonderen Beamten ernennen, sondern die Aussicht darüber denjenigen anvertrauen, welche das Volk selber ernennt. Wir nehmen nichts, sondern ihr erhaltet alles für die Kriegskosten; ihr habt aber dann auch das Recht, von dieser Verwaltung alle Feinde der Republik auszuschließen, die etwa versuchen möchten, sich dabei einzuschleichen. Darum darf niemand an der Wahl theilnehmen oder gewählt werden, wenn er nicht vorher den Eid leistet auf die Freiheit und Gleichheit, und wenn er nicht schriftlich vorher auf die Privilegien und Vorrechte verzichtet, die er haben könnte. Aber auch dann, wenn dies angeordnet ist, dürft ihr ein Volk, welches an die Freiheit noch nicht gewöhnt ist, noch nicht gänzlich sich selber überlassen. Wir müssen ihm mit unserem guten Rath beistehen und Bruderschaft mit ihm schließen. Der Convent muß ihm also sogleich Bevollmächtigte aus seiner Mitte schicken, um brüderliche Beziehungen zu unterhalten.“²⁾

„Aber auch diese Maßregel reicht noch nicht aus. Die Volksvertreter sind unverletzlich. Sie dürfen daher niemals Beschlüsse vollziehen. Ihr müßt daher auch Vollzieher ernennen. Das Ministerium muß also National-Commissäre absenden, die sich mit der vorläufigen Regierung hinsichtlich der Vertheidigung des eben befreiten Landes und für die sichere Verpflegung unserer Heere und über die Mittel vereinbaren, wie die Auslagen, die wir für sie gemacht haben oder noch machen könnten, gedeckt werden. Eben befreite Völker haben wegen der Abschaffung aller vorigen Auslagen keine Staatseinkünfte. Sie nehmen daher ihre Zuflucht zu euch, und ihr müßt den Schatz der Nation allen Völkern eröffnen, die frei werden wollen. Worin be-

steht aber unser Schatz? In unseren liegenden Gründen, die wir in Assignaten in Umlauf gebracht haben. Wenn wir also in ein Land einrücken, so werden wir seine Steuern abschaffen und ihm einen Theil unserer Assignaten anbieten und ihm damit zur Wiedereroberung seiner Freiheit verhelfen. Wir bieten ihnen also unsere Revolutionsmünze (die Assignaten) an. Diese Münze wird seine Münze werden. Wir brauchen also nicht um große Kosten unsere Papiere in bares Geld umzusetzen, um in dem Lande Kleidungsstücke und Lebensmittel zu bekommen. Ein und dasselbe Interesse wird nun beide Völker zur Bekämpfung der Tyrannen vereinigen. Damit vermehren wir dann unsere eigene Macht; denn wir haben einen Abfluss für die Menge der in Frankreich im Verkehr befindlichen Assignaten, vermindern ihren Überflus und erhöhen ihren Credit durch die Güter, welche wir unter den Schutz der Nation genommen haben.“¹⁾

„Es ist möglich, daß wir zu außerordentlichen Abgaben schreiten müssen; denn die militärische Verfahrensart würde in den Steuerpflichtigen ein ungegründetes Mißtrauen erwecken. Wir sind keine Steuereintreiber und wollen das Volk nicht drücken. Eure Commissäre werden sich schon mit den vorläufigen Behörden vereinbaren und mildere Mittel ausfindigen. Sie werden diese außerordentlichen Steuern den Reichen auf den Hals laden. Die Armen aber und die Arbeiter werden davon frei bleiben. So machen wir die Freiheit beim Volke beliebt; es wird nichts bezahlen, aber alles verwalten.“

„Ihr habt aber noch nichts gethan, wenn ihr nicht hoch und feierlich die Strenge eurer Grundsätze gegen jeden erklärt, der nur eine halbe Freiheit will. Es ist euer Wille, daß die Völker, zu denen ihr eure Waffen bringt, frei sein sollen. Wenn sie sich mit der privilegierten Klasse aussöhnen, so dürft ihr diesen Handel mit den Tyrannen nicht dulden. Ihr müßt also zu den Völkern, welche die privilegierten Kasten beizubehalten wünschen, sagen: ‚Ihr seid unsere Feinde!‘ Man wird sie also als Feinde behandeln, weil sie weder Freiheit noch Gleichheit haben wollen. Wenn sie aber im Gegentheile geneigt sind zu einer freien Regierung, so müßt ihr ihnen nicht bloß helfen, sondern ihnen auch einen Schutz von Dauer zusichern. Erklärt ihnen also, daß ihr nie mit ihren alten Tyrannen verhandeln werdet; denn sie könnten fürchten, daß ihr sie einmal zum Vortheil des Friedens aufopfert. Erklärt hoch und feierlich, daß ihr eher sterben wollt, als euch je vertragen mit den Unterdrückern des Volkes. Erklärt ihnen auch, daß, sobald eine freie Volksregierung begründet ist, dann die Macht eurer Commissäre aufhört. Ist der Krieg zu Ende, so rechnet man dann ab. Ihr bringt eure Auslagen in Anschlag und rechnet davon die euch gemachten Lieferungen ab. Bleibt man euch schuldig, so werdet ihr es machen wie Nordamerika und euch zu allem bereit erklären, was die Freiheit eurer Nachbarn erhalten kann. Bleibt aber ihr schuldig, so bezahlt ihr bar; denn die französische Republik bedarf keines Credit.“²⁾ —

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 345—346.

²⁾ Ibid. XXI, p. 347.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 343—344.

²⁾ Ibid. XXI, p. 344—345.

Die Beschlüsse vom 15. December 1792.

Cambon verlas dann die Hauptgrundsätze seines Antrags, die von der Versammlung angenommen und dadurch zum Gesetz wurden. Sie wurden für viele Länder folgenschwer, darum stehe hier ihr Wortlaut:¹⁾

1. In den Ländern, welche durch die Heere der französischen Republik eingenommen worden, sollen die Generale sogleich im Namen der französischen Nation die Abschaffung aller bestehenden Auflagen und Steuern ankündigen, des Zehnten, der Lehensrechte, seien diese nun beständig oder zufällig, der wirklichen und persönlichen Knechtschaft, des ausschließlichen Jagdrechtes, des Adels und überhaupt aller Vorrechte, und sollen dem Volk erklären, daß sie ihm Friede, Beistand, Bruderschaft, Freiheit und Gleichheit bringen.

2. Sie sollen die Oberherrschaft des Volkes öffentlich ausrufen und die Abschaffung aller vorhandenen Obrigkeiten; sie werden hierauf das Volk zu Urversammlungen oder Gemeindeversammlungen berufen, um eine vorläufige Staatsverwaltung zu wählen und einzurichten. Sie werden in der Sprache des Landes den beiliegenden Aufruf verkünden, anschlagen und vollziehen lassen:

„Brüder und Freunde!²⁾ Wir haben die Freiheit erobert und wir wollen dieselbe erhalten. Unsere Eintracht und Stärke sind Bürge dafür. Wir bieten Euch den Genuß dieses unschätzbaren Gutes an. Es hat Euch immer gehört und Eure Unterdrücker konnten es Euch nur durch ein Verbrechen rauben. Wir sind gekommen, Eure Tyrannen zu verjagen. Sie sind geflohen. Zeigt Euch nun als freie Männer — und wir sichern Euch dann vor ihrer Rache, vor ihren Plänen und ihrer Rückkehr. — Von diesem Augenblicke an verkündet die französische Republik die Unterdrückung aller Eurer bürgerlichen und militärischen Gerichtshöfe, aller Behörden, die Euch bisher regiert haben. Sie verkündet die Abschaffung aller Auflagen, die Ihr bisher bezahlen mußtet, sie mögen heißen, wie sie wollen, der Lehensrechte, der Salzsteuer, der Auflagen, der Zölle, der Abgaben bei der Einfuhr und Ausfuhr der Waren, des Zehnten, der ausschließlichen Jagd- und Fischereigerechtigkeit, der Frohnden, des Adels und überhaupt jeder Art von Abgaben und Knechtschaft, mit denen Euch Eure Unterdrücker bisher belastet haben. Ferner schafft sie unter Euch ab alle adeligen, geistlichen und andern Körperschaften, alle Vorrechte und alle Privilegien, die sich nicht mit der Gleichheit vertragen. — Ihr seid von diesem Augenblicke an Brüder und Freunde und insgesamt Staatsbürger, alle gleich an Rechten und alle berufen, gleichmäßig Euer Vaterland zu vertheidigen, zu regieren und ihm zu dienen. Vereint Euch sogleich zur Gemeindeversammlung, setzt schnell eine vorläufige Verwaltung ein; die Gewaltboten des französischen Freistaates werden sich mit Euch vereinbaren, um Euer Glück und die Bruderschaft zu befestigen, welche fortan zwischen Euch bestehen soll.“

3. Alle Vertretungen und Beamten der alten Regierung, alle früher für adelig erachteten Leute, alle Mitglieder einer ehemals bevorrechteten

¹⁾ Buchez et Roux, Hist. parlam., XXI, p. 351—352.

²⁾ Ibid. XXI, p. 352—353.

Zunung sollen, jedoch nur bei den ersten Wahlen, unfähig sein zu Stellen in der vorläufigen Staatsverwaltung oder bei der vorläufigen Gerichtsbarkeit.

4. Die Generale sollen alsbald unter die Aufsicht und den Schutz des französischen Freistaates alle beweglichen und unbeweglichen Güter stellen, welche dem Fiskus, dem Fürsten, seinen Gönnern und Anhängern und freiwilligem Gefolge, welche den öffentlichen Stellen, den geistlichen und weltlichen Innungen und Genossenschaften angehören. Sie sollen ohne Verzug ein genaues Verzeichniß davon aufstellen und dasselbe dem Ministerium ein-senden und alle Maßregeln ergreifen, die in ihrer Macht stehen, daß diese Güter nicht angetastet werden.

5. Die von dem Volke ernannte vorläufige Verwaltung soll die Ober-aufsicht über die Gegenstände haben, die unter den Schutz der französischen Republik gestellt sind. Sie soll die vorhandenen Gesetze ausführen lassen in Hinsicht auf bürgerliche oder Criminalprozesse, auf Polizei und öffentliche Sicherheit. Sie soll gehalten sein, die Steuern zu regeln und zu erheben, die für den einzelnen Ort oder für die Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes nöthig sind. Sie kann Steuern ausschreiben, jedoch dürfen dieselben nicht auf den armen und arbeitenden Theil des Volkes fallen.

6. Sobald die vorläufige Verwaltung eingerichtet ist, wird der Convent Bevollmächtigte aus seiner Mitte ernennen, um mit denselben Bruderschaft zu schließen. Auch das Ministerium wird sogleich Bevollmächtigte ernennen, welche sich alsbald dahin begeben, um sich mit der vom Volke ernannten vorläufigen Verwaltung zu vereinbaren über die Maßregeln zu gemeinsamer Betheiligung, über die Beschaffung von Kleidung und Lebensmittel, welche die Heere der Republik benöthigen, und über die Deckung der Ausgaben, welche sie während des Aufenthaltes auf ihrem Gebiete machen mußten.

7. Die vom vollziehenden Staatsrath ernannten Bevollmächtigten sollen demselben alle vierzehn Tage von ihrer Thätigkeit Bericht erstatten, ihre eigenen Bemerkungen beifügen; der Staatsrath wird sie dann annehmen oder verwerfen und dem Convent darüber berichten; die vom Volke ernannte vorläufige Verwaltung und die Berrichtungen der National-Commissäre sollen aufhören, sobald die Einwohner die Oberherrschaft des Volkes, seine Freiheit und Unabhängigkeit erklären und eine freie Regierung einführen.

Cambons bejubelte Brandrede und die darauffolgenden Beschlüsse des Conventes erregten verdientes Aufsehen in Europa. Sie kündeten einen Krieg der Armen gegen die Reichen an, eine Umkehr aller Dinge durch ganz Europa. Die Fürsten erfuhren, was ihnen bevorstand, wenn die Franzosen siegten; der Grund zu einer neuen großen Coalition war damit gegeben. Aber auch die Völker konnten merken, was es mit der Uneigennützigkeit Frankreichs und mit der französischen Freiheit für eine Bewandtniß habe: die Freiheit war der Deckmantel, um die Völker auszuplündern. Die Güter der Kirche, des

Folgen
dieser Be-
schlüsse

bei
Fürsten
und
Bistümern.

Staates, sollten nur Deckung geben für die französischen Assignaten und das gelobte Land der Freiheit vor dem drohenden Staatsbankrott retten. Jedes Volk hat sonst seine eigene Art glücklich zu sein: diese Staatsweisen im Convent jedoch forderten, daß die Völker nur in französischer Weise sich frei und glücklich fühlen sollten. Ganz Europa war mit einer alle geschichtlichen Erinnerungen, alle seine Bildung vernichtenden und blutigen Pöbelregierung bedroht.

Belgien. Am 1. Jänner 1793 sollten diese Anordnungen in Belgien in Kraft treten. Dort war man schnell überzeugt, der Convent sende seine Heere nur, um das Land zu plündern und zu tyrannisieren. Die Commissäre zogen alle Güter der Geistlichen ein und nannten sie Nationalgüter, ohne sich darum zu kümmern, ob es den Belgiern auch recht wäre, ihre Geistlichkeit zu berauben und deren Güter für Nationaleigenthum zu erklären. Es blieben der Nation weder öffentliche Gelder, noch eine constituirende Macht übrig, um den Gang der Regierungsgeschäfte fortzusetzen. All das geschah nur, um sie zu zwingen, sich an Frankreich zu übergeben. Cambon hoffte den Ertrag der Kriegskosten aus Belgien herauszuschlagen, worin er sich aber bitter täuschte, während die Belgier sonst, wenn man ihnen Freiheit ließ, 40.000 Mann und 50 Millionen anboten.

Dumouriez. Dumouriez wurde mit diesem Decret ins Herz geschnitten.¹⁾ Er hielt es nicht bloß für ungerecht, sondern auch für unpolitisch, weil es vollends alle Hilfsquellen vernichtete, die man bei den Belgiern gefunden haben würde, um sich an der Maas zu halten. Es vernichtete aber auch sein Ansehen, seine Ehre, denn er hatte ja in der Proclamation vom 3. November den Belgiern erklärt, die Franzosen kämen in ihr Land als Brüder und Freunde und brächten ihnen vollkommene Freiheit und überließen es ihnen ganz allein, sich die Verfassung zu geben, welche sie wollten, und würden sich durchaus nicht in ihre inneren Angelegenheiten mengen — und jetzt kamen diese Beschlüsse, die den Belgiern ihr Vermögen und ihre Freiheit raubten. Dumouriez stand als Lügner da und mochte nicht „der Attila eines Volkes werden, dessen Freierzigkeit, Güte und Muth eine ganz andere Behandlung verdient.“²⁾ Er verwahrte sich gegen das Gesetz und erklärte dem Convent, er würde die Ausübung desselben nicht übernehmen, und verlangte nach Paris zu gehen, um seine Stelle niederzulegen: es sei ihm unmöglich, die Armee fernerhin zu führen, wenn man nicht besser das Lieferungswesen anordne, wenn der Kriegsminister nicht abtrete. Bis die Erlaubnis kam, brachte er abgeschlossen und voll Gram seine Tage im bischöflichen Palast zu Lüttich zu. In Plutarchs „Aleomenes“ fiel ihm eine Stelle auf: „Weil die Sache nicht schön ist, so ist es Zeit, die Schande derselben zu bemerken und sie aufzugeben.“ Zugleich gab er vor, er müsse den Plan zum Feldzug gegen Holland der Regierung vorlegen. Dabei hatte er jedoch noch einen geheimen

Grund, den er aber sorgfältig verborgen hielt:¹⁾ — er wollte dem unglücklichen Ludwig XVI. das Leben retten, indem er die Aufmerksamkeit des Conventes auf die Gefahren von außen und auf die Nothwendigkeit richten wollte, einen wohlüberlegten Plan zu dem bevorstehenden Feldzug zu machen. Er hoffte, daß die Wichtigkeit dieser Vorstellung und die mancherlei Triebfedern, deren er sich bei den verschiedenen Parteien bedienen wollte, den Lauf des schändlichen Prozesses unterbrechen würden, den die Jakobiner gegen Ludwig XVI. angestrengt hatten. Damit kommen wir an den Prozeß des Königs und das Parteileben während desselben.

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 240.

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 294 ff.

²⁾ Ibid. III, p. 287—289.

Der Prozeß des Königs und der Partekampf während desselben.

Die königliche Familie im Temple.

Während in Paris und in ganz Frankreich die wildesten Leidenschaften toben, spielt sich hinter den Mauern des alten Templer Schlosses ein denkwürdiges Idyll ab, zeigen die Mitglieder der königlichen Familie im Unglücke die schönsten Tugenden des Familienlebens. Man hatte ihnen alles genommen, was ihr Leben erheiterte: Glanz, Herrschaft, Freiheit und Freunde. Keine Menge treuer Diener drängt sich mehr um sie, auf jeden ihrer Winke lauschend. Sie sind rein auf sich selber angewiesen, haben aber Stärke genug in sich, um ihr Unglück mit Fassung und Würde zu ertragen, und mildern durch reine Liebe und Treue die Leiden des Kerkers.

Cléry. Einen einfachen, wahrhaften Bericht über ihr Leben im Kerker hat uns der Kammerdiener des Königs, Cléry, hinterlassen. Treu, wie er selber, wird diese einfache Darstellung immer die Leser fesseln.¹⁾ Cléry konnte am 10. August nicht mit dem König in die Versammlung gelangen; er mußte im Schlosse bleiben und harrete, wie viele andere, eines sicheren Todes, entkam aber nach der Drehbrücke, schloß sich Schweizern an, die in einem Hause Zuflucht fanden, und erhielt hier, während ringsumher gemordet wurde, die Nachricht, daß der König abgesetzt sei; er flüchtete dann zu seiner Frau in ein Landhaus bei Paris, erfuhr hier, daß der König im Temple ohne Bedienung sei, und bat, da er von der Kindheit des Kronprinzen an bei demselben Kammerdiener gewesen sei, seine Dienste fortsetzen zu dürfen. So kam denn Cléry wieder zur königlichen Familie, bei der nur noch ein anderer Diener, Hué, war, vor dem 2. September. Da fand er denn Municipalbeamte als Aufseher, die ihm sogleich bedeuteten, er möchte nicht so demüthig gegen den König in seinen Reden sein. Hué wurde am 2. September verhaftet und der Commissär Matthieu, ein ehemaliger Kapuziner, bedeutete Cléry: „Nehmen Sie sich wohl inacht mit Ihrer Ausführung, es könnte Ihnen ebenso gehen.“ Derselbe Matthieu sagte am 2. September zum König: „Die

Matthieu.

Preußen marschieren gegen Chalons. Sie werden für all das Übel verantwortlich, was daraus entstehen kann. Wir wissen, daß unsere Frauen und Kinder unkommen werden; Sie werden aber vor uns sterben. Jedoch noch ist es Zeit.“ — „Ich habe alles für das Volk gethan,“ entgegnete der König, „ich habe mir nichts vorzuwerfen.“ Manuel bot an, daß die Gemeinde für Hué einen andern Diener stellen wolle; der König aber, in Sorge, man möchte ihn mit lauter fremden Aufpassern umgeben, lehnte es dankend ab: „Ich werde den Kammerdiener meines Sohnes brauchen, und wenn der Gemeinderath nicht damit zufrieden ist, werde ich mich selbst bedienen. Hiezu bin ich entschlossen.“ Cléry schildert die Schrecken des 3. September, als das Volk um jeden Preis den Kopf, ja sogar den durch die Straßen geschleiften Leib der Lamballe der Königin zeigen wollte, und erfuhr von einem der Beamten, daß man entschlossen, den König aus dem Wege zu räumen, nur noch nicht einig sei über die Art der Ausführung.¹⁾

Manuel.

Der Templethurm.

Nach den Septembertagen wurde es ruhiger, und dies gibt Cléry Anlaß, das Leben der königlichen Familie zu schildern. Sie wohnte in einem alten Thurm des ehemaligen Templer Schlosses, das mit einer acht Schuh dicken Mauer umgeben war und dunkle Räume hatte. Zwei kleine Thürme standen an der Seite des großen. In einem derselben war die Treppe, in anderen waren kleine Zimmer. Der Thurm hatte vier Stockwerke. Im unteren war ein Speisesaal und eine Bibliothek von 1200 bis 1500 Bänden. Der zweite Stock wurde zur Wohnung für die Königin, die königliche Prinzessin, den Dauphin und Madame Elisabeth bestimmt. Im dritten Stockwerke wohnte der König. Das obere Stockwerk blieb verschlossen. In beiden bewohnten Stockwerken waren immer Municipalbeamte, welche den Gefangenen auf Schritt und Tritt folgten und sie argwöhnisch belauerten. Verschließer war ein ehemaliger Mauthbeamter Tison, der nicht bloß den König und die Königin, sondern auch die Municipalbeamten zu beobachten und anzuzeigen hatte, ein Mensch von rauhem und böhartigem Charakter, der keines Funken von Mitleid fähig, dem alles Gefühl von Menschlichkeit fremd war. Seine Frau, die vor ihrem Manne zitterte und öfter betrunken war, hatte Anfälle von Neure. Aus ihren Geständnissen erjah die königliche Familie, welche ruchlosen Anzeigen gegen sie gemacht und welche schwarze Pläne gegen sie geschmiedet wurden.

Tison.

Der König stand gewöhnlich um sechs Uhr des Morgens auf, barbierte sich dann selbst, Cléry frisirte ihn.²⁾ Dann gieng Ludwig in das Nebenzimmer, las und verrichtete sein Morgengebet bis neun Uhr, während die Thüre offen blieb, damit der Municipalbeamte ihn immer unter den Augen habe. Indes gieng Cléry zur Königin hinunter, die ihre Thüre nicht eher aufmachte, als bis er kam, um den Municipalbeamten zu verhindern, daß er hineintrete. — Cléry machte die Toilette des Prinzen, der Königin und der Prinzessinnen. Das war der Augenblick, in dem er ihnen ins Ohr flüstern konnte, was er gehört hatte. Er mußte aber große Vorsicht anwenden, der Madame Elisabeth zuerst immer ein Zeichen geben, daß er etwas wisse, und diese, damit er der Königin etwas sagen könne, indes mit dem Municipalbeamten reden. Um neun Uhr wurde das Frühstück im Zimmer des Königs genommen. Um zehn Uhr gieng der König mit seiner Familie in den zweiten Stock hinunter, um dort den Tag zuzubringen. Er beschäftigte sich mit der Erziehung seines Sohnes, ließ ihn einige Stellen aus Corneille und Racine hersagen, gab ihm Unterricht in der Geographie und übte ihn

Tagesordnung.

Unterricht der Kinder.

¹⁾ Cléry, l. c. p. 1—15.

²⁾ Ibid. p. 15—26.

Der Dauphin. im Kartenzeichnen und Malen. — Das frühzeitige Talent des jungen Prinzen entsprach den zärtlichen Sorgen des Königs vollkommen. Sein Gedächtnis war so glücklich, daß er auf einer Karte, die mit einem Bogen Papier bedeckt war, die Departements und ihre Districte, die Städte und den Lauf der Flüsse angab. Es war die neue Geographie Frankreichs, die der König ihm beibrachte. Die Königin ihrerseits beschäftigte sich mit der Erziehung ihrer Töchter. Die übrige Zeit des Vormittags verging mit Nähen, Stricken und Teppichstickereien. Um ein Uhr, wenn das Wetter schön war, ließ man die königliche Familie in den Garten hinuntergehen. Vier Municipalbeamte und ein Legionschef der Nationalgarde begleiteten sie. Damals rissen eine Menge Arbeiter die Nebenbauten um den Thurm herum ab und führten neue Mauern auf, ein Entweichen unmöglich zu machen. So konnte die königliche Familie sich nur in einer alten Kastanienallee ergehen. Cléry lehrte bei diesen Spaziergängen die Kinder Ball- oder Wurfspiele spielen, laufen und andere Übungen machen: Bewegung war ja für ihre Gesundheit unerlässlich. Am zwei Uhr gieng man wieder hinauf, zur Mittagstafel, wo Cléry aufwartete. Bierbrauer Santerre kam als Oberbefehlshaber der Bürgerwehr täglich zur selben Stunde, von zwei Adjutanten begleitet, in den Temple und durchsuchte genau die verschiedenen Zimmer. Bisweilen redete ihn der König an, die Königin aber niemals. Nach der Mahlzeit gieng man hinauf in das Zimmer der Königin. Die Majestäten spielten eine Partei Piquet oder Trif-raf.¹⁾

Um vier Uhr ruhte der König ein wenig. Die Prinzessinnen saßen an seiner Seite, jede ein Buch in der Hand. Die größte Stille herrschte, während der König schlummerte. Cléry bemerkte: „Welch ein Schauspiel! Ein König, vom Hass und von der Verleumdung verfolgt, von dem Throne in Ketten gestürzt, von seinem Gewissen aufrecht gehalten, schläft ruhig den Schlaf des Gerechten! Seine Gemahlin, seine Kinder und seine Schwester betrachten mit Ehrfurcht seine edlen Gesichtszüge, deren Heiterkeit noch durch das Unglück erhöht zu sein scheint und auf denen man das Glück herauslesen kann, dessen er jetzt genießt. Nein, dieser Anblick wird nie aus meinem Gedächtnisse schwinden!“

Sectüre. Beim Erwachen des Königs begann wieder der Unterricht. Cléry gab dem Dauphin unter Aufsicht des Königs Schreibstunden, machte für ihn Vorschriften aus den Werken Montesquieu's und anderer berühmter Schriftsteller, und übte dann die Kinder in einem Nebenzimmer im Spielen mit dem Federball. Hierauf setzte sich die ganze Familie um einen runden Tisch. Die Königin las aus einem Geschichtsbuche oder aus einem anderen Werke laut vor — zum Unterrichte der Kinder und zu ihrem Vergnügen. Oft aber gaben unvorhergesehene Ähnlichkeiten mit ihrem Schicksale Anlaß zu sehr traurigen Betrachtungen. War die Königin müde, so löste sie die Prinzessin Elisabeth ab. So giengs bis acht Uhr, dann aßen die Kinder zu Nacht. Dem König war es dabei ein Vergnügen, ihnen Rathsel aufzugeben. Der Kronprinz betete hierauf laut sein Abendgebet und aus eigener Umgebung schloß er in dasselbe immer noch die Lamballe ein und seine Gouvernante, die Marquise Tourzel.²⁾

Nachrichten von außen. Dabei hatte Cléry öfter Gelegenheit, der Königin den Inhalt der Zeitungen ins Ohr zu flüstern. Keine Zeitung durfte in den Temple kommen, aber Cléry's List wußte doch auf dem Laufenden zu bleiben. Er hatte nämlich einen Ausrufer der Zeitungen gedungen, der zur bestimmten Stunde, abends

sieben Uhr, während Cléry in einem Nebenzimmer mit Aufräumen beschäftigt schien, vor der Ringmauer des Temples, als wollte er seine Zeitungen anpreisen, das ausschrie, was in der National-Versammlung, auf dem Gemeindehause und bei den Armeen vorgegangen war. Um neun Uhr trennte man sich, nie ohne das schmerzliche Gefühl, daß man sich vielleicht nicht mehr sehe. Die Königin und die Prinzessinnen schlossen sich in ihre Zimmer ein. Einer der Municipalbeamten brachte die Nacht in dem Raume vor demselben zu, der andere vor dem Schlafzimmer des Königs, welcher bis um Mitternacht zu lesen pflegte, Geschichte, lateinische und französische Classiker, die „Nachfolge Christi“, jenes herrliche und tiefe Werk, welches so vielen Millionen schon in der Bedrängnis Trost und Erhebung eingefloßt hat. Ludwig XVI. sah die ganze Härte seines Schicksals voraus und bereitete sich jeden Tag darauf vor, dasselbe würdig zu bestehen.

Aus der Hoheit der Behandlung ließ sich die Zukunft erschließen. — 500.000 Livres hatte die Legislative zum Unterhalte des Königs im Templethurm bestimmt. Davon wurden Ludwig XVI. am 4. September durch den Secretär Pétiens gegen Quittung 2000 Livres übergeben und weiter erhielt jener nie einen Sou. 526 Livres hat der König an den verhafteten Hús auszusahlen, die dieser ihm vorgeschossen, sie kamen aber nie in dessen Besitz. Einige Sachen, welche die Lamballe zurückgelassen hatte, sandte Madame Elisabeth an die erste Kammerfrau derselben, sie kamen aber auch nie an ihre Adresse. Unter den Municipalbeamten, die den König beobachten sollten, wählte man die rohesten Fanatiker: einer setzte sich, während der König in seinem kleinen Gemache las, dicht neben ihn; Ludwig XVI. bemerkte ihn sehr ruhig, das Zimmer sei für beide zu klein, der Beamte aber beharrte auf seinem Willen und Ludwig that an diesem Tage Verzicht auf seine Lectüre; ein anderer behielt den Hut immer auf dem Kopfe vor dem König; ein dritter fand den Unterricht des Dauphin zu wenig republikanisch und störte ihn; ein vierter schloß daraus, daß die Königin gerade die Geschichte Condés und der Fronde las, sie wolle ihrem Sohne dadurch Rachegefühle gegen sein Vaterland beibringen; ein fünfter fand, man wolle den Prinzen in Ziffern sprechen lehren; ein sechster sagte ganz laut: „Wenn der Henker diese Familie nicht guillotiniert, so werde ich sie selbst guillotiniern.“¹⁾

Ähnlicher Gesinnung waren die Schildwachen, die man wählte. Sie präsentieren das Gewehr nie vor dem König, wohl aber vor den Municipalbeamten, die ihn auf seinem Spaziergang begleiteten; sie sangen schmutzige Lieder vor den Kindern, die an ihnen vorübergiengen; einer schrieb über die Thüre vom Zimmer des Königs: „Die Guillotine ist permanent und erwartet den Tyrannen Ludwig XVI.“²⁾ Cléry erhob die Hand, um die Worte auszuwischen, der König hinderte ihn daran.

Am abscheulichsten benahm sich der Schließer Rochez, derselbe der am 20. Juni zuerst die Thüre des Königs geprenzt hatte, entschlossen, den Monarchen niederzuschlagen. Eine abscheuliche Gestalt, mit wildem, frechem Auge, in der Tracht eines Sappeurs, am Gürtel einen breiten Säbel und einen Bund großer Schlüssel tragend. Sollte die königliche Familie zum Spaziergange in den Garten hinabgehen, so suchte er gewiß absichtlich lange den Schlüssel zu jeder der acht Thüren, die geöffnet werden mußten, und blies, namentlich beim Herausgehen,

¹⁾ Cléry, l. c. p. 30—35. „Si le bourreau ne guillotinaut pas cette famille, je la guillotinerai moi-même.“

²⁾ „La guillotine est permanente et attend le tyran Louis XVI.“

¹⁾ Cléry, l. c. p. 26, 32.

²⁾ Ibid. p. 27—29.

jedesmal besonders den Prinzessinnen den Tabatsqualm ins Gesicht. Die Wachen lachten über diese Verhöhnung. Nur die Rücksicht, daß die Kinder der Bewegung in der frischen Luft und im Sonnenlichte bedurften, war schuld, daß der König und die Königin bei solcherlei Beschimpfungen nicht gänzlich aufs Ausgehen verzichteten. Wer das Unglück hat, darf für den Spott nicht sorgen. Hin und wieder präsentierten die Wachen das Gewehr mit dem Kolben nach oben, und drängten sich ganz nahe an die Gefangenen.¹⁾ — So hielt die Revolution Revue über das Königthum! Schmähende Inschriften bekamen die hohen Gefangenen bei diesen Spaziergange, der eine Erholung sein sollte, genug zu Gesicht.²⁾

Zeichen von Treue. Doch traten auch Anzeichen von Anhänglichkeit den Blicken der Majestäten entgegen. An den Fenstern der am Garten stehenden Häuser sahen die Gefangenen hin und wieder beim Spaziergange bekannte Gesichter oder Buchstaben, die auf Anhänglichkeit deuteten, oder es fielen Blumen herab, welche dasselbe erkennen ließen. Selbst unter den Schildwachen, die jeden Tag wechselten, war dann und wann ein Anhänger des Königs, einer, der noch nicht vom Parteigeist verwirrt war. Eines Tages präsentierte ein Bauer, der Schildwache stand, das Gewehr vor Cléry. „Sie irren sich“, sagte dieser. „Was, mein Herr, Sie sind nicht der König?“ — „Sie kennen ihn also nicht?“ — „Wie habe ich ihn gesehen und ich möchte ihn wohl anders als hier sehen!“ — „Sprechen Sie sachte. Ich werde in dieses Zimmer gehen und die Thüre halb auflassen, und dann werden Sie den König sehen. Er sitzt am Fenster, mit dem Buch in der Hand.“ Cléry theilte der Königin den Wunsch der Schildwache mit und der König hatte die Güte, von einem Zimmer in das andere spazieren zu gehen. Cléry näherte sich von neuem der Schildwache. „Ach, mein Herr“, sagte sie ihm, „wie gut ist doch der König, wie er seine Kinder liebt!“ Der Mann war so gerührt, daß er kaum sprechen konnte. „Nein,“ fuhr er fort, indem er sich auf die Brust schlug, „ich kann nicht glauben, daß er uns so viel Übles zugefügt hat.“

Durch andere kamen Nachrichten in das Gefängnis: gute, wie zum Beispiel daß einige Anhänger gerettet seien, und schlimme, zum Beispiel vom Mord der Gefangenen von Orleans in Versailles, 9. September 1792. Den König schmerzte insbesondere die Ermordung des Herzogs von Brissac und des Ministers Delessart. Brissac hätte bei der Auflösung seines Regiments fliehen können; der König mahnte ihn, sich zu retten. Brissac antwortete: „Sire, wenn ich fliehe, gelte ich für schuldig und Sie für mitschuldig. Meine Flucht wäre also eine Anklage gegen Sie; lieber will ich sterben!“

Die Verfindung der Republik. Am 21. September kam der Municipalbeamte Dubin, begleitet von einem Haufen berittener Gendarmen und einer großen Menge lärmenden Volkes, und verlas mit Stentorstimme am Fuße des Thurmes den Beschluß der Abschaffung des Königthumes und die Einsetzung der Republik. Hébert und Destournelles hatten gerade die Wache und beobachteten die Wirkung der Nachricht auf den König mit hämischen Lächeln. Der König bemerkte es und wollte seinen Feinden nicht die Freude gewähren, eine Gemüthsbewegung auf seinem Gesichte zu lesen. Er hatte ein Buch in der Hand und fuhr fort ruhig zu lesen: sein Gesicht veränderte sich gar nicht. Die Königin zeigte dieselbe Standhaftigkeit. „Nicht ein Wort, nicht eine Bewegung, welche die boshafte Freude dieser beiden Menschen

1) Cléry, l. c. p. 77.

2) „Nous aurons mettre le gros cochon au régime.“ — „A bas la louve Autrichienne.“ — „Il faut étrangler les petits louvetaux.“ — An einem Galgen hing eine Figur mit der Unterschrift: „Louis prenant un bain d'air.“

hätte vergrößern können!“ — Am Abend desselben Tages bemerkte Cléry dem König, der Prinz bedürfe Vorhänge und Decken zu seinem Bette, weil die Kälte anfangs, fühlbarer zu werden. Cléry schrieb die Forderung auf: „Der König verlangt für seinen Sohn Vorhänge und Decken“ — und Ludwig unterzeichnete sie. Destournelles, dem das Papier übergeben wurde, meinte, es sei sehr dreist, sich noch des Titels König zu bedienen, der doch durch den Willen des Volkes abgeschafft worden sei. Das Blatt mußte neu geschrieben werden. Mit Mühe bekam der Prinz etwas frische Leinwand.

Am 8. October darauf kam Manuel mit zwanzig Municipalbeamten, dem König den Beschluß des Conventes feierlich mitzutheilen¹⁾ und alle Orden, die er anhatte, auch den vom Goldenen Kieß, mitzunehmen. — Manuel that vertraulich, der König zeigte aber Ruhe und Würde. „Wie geht es Ihnen hier,“ fragte Manuel, „haben Sie, was Ihnen nöthig ist?“ — „Ich begnüge mich mit dem, was ich habe“, antwortete Ludwig XVI. — „Sie sind ohne Zweifel von den Siegen unserer Armeen unterrichtet, von der Einnahme von Speier, Nizza und der Eroberung Savoyens?“ — „Ich habe vor einigen Tagen einen dieser Herren davon sprechen gehört, der das ‚Journal du Soir‘ las.“ — „Wie, haben Sie denn nicht die Zeitungen, die so interessant werden?“ — „Ich bekomme keine.“ — „Sie müssen, meine Herren“, wandte sich Manuel an die Municipalbeamten, „dem Herrn (auf den König zeigend) alle Zeitungen geben; es ist gut, daß er sich von unseren Siegen unterrichte, denn“, sagte er, indem er sich von neuem zum König wandte, „die demokratischen Grundzüge verbreiten sich. Sie wissen, daß das Volk die Königswürde abgeschafft und eine republikanische Regierungsform angenommen hat?“ — „Ich habe davon gehört und wünsche, daß die Franzosen das Glück finden, das ich ihnen immer habe verschaffen wollen.“ — „Sie wissen auch, daß die National-Versammlung alle Ritterorden abgeschafft hat? Man hätte Ihnen sagen sollen, daß Sie die Zeichen derselben ablegen sollten. Da Sie in die Classe der übrigen Staatsbürger zurückgetreten sind, müssen Sie als ein solcher behandelt werden. Fordern Sie übrigens alles, was Sie nöthig haben, man wird sich beeifern, es Ihnen zu verschaffen.“ — „Ich danke Ihnen“, sagte der König, „ich habe nichts nöthig.“ — Sogleich fuhr er im Lesen fort. Manuel hatte gesucht, einiges Bedauern zu entdecken oder die Ungeduld zu reizen; er fand aber nur eine große Selbstverleugnung und eine unerschütterliche Heiterkeit. — Als Cléry ins Zimmer des Königs zurückkam, sagte ihm dieser: „Sie haben diese Herren gehört, Sie werden alle meine Ordenszeichen von meinen Kleidern abnehmen.“ Kreuze und Ordensbänder wurden hierauf abgenommen und in einen Kasten gelegt.

Die Gemeinde gieng in der Unbarmherzigkeit zu einer maßlosen Härte und unverzeihlichen Beschimpfung der königlichen Familie. Am 29. September traten sechs Municipalbeamte in das Zimmer, wo die königliche Familie versammelt war. Einer von ihnen las einen Beschluß des Gemeinderathes vor, Papier, Tinte, Feder, Bleistift und selbst die beschriebenen Papiere, die sowohl die gefangenen Personen in der Tasche hätten, als die sich in ihrem Zimmer befänden, sowie die des Kammerdieners und der anderen Personen im Thurm hinwegzunehmen; wenn sie etwas nöthig hätten, solle Cléry ihre Forderung in ein Register schreiben, welches dem Rathe vorgelegt werde — und wie auf der That ergriffene Diebe mußten nun die königlichen Personen ihre Taschen öffnen, ihre Papiere, Bleistifte,

Ab-
legung
der
Orden.

König-
licher
Sinn.

Härte der
Com-
mune.

1) Cléry, l. c. p. 39—42, 62—65.

Sacktäschchen herausgeben, worauf die Beamten noch Zimmer und Schränke durchsuchten und die in dem Beschlusse bezeichneten Dinge mitnahmen.¹⁾

Raum hatte die königliche Familie das Abendessen eingenommen, so erschienen die sechs Beamten wieder und verlasen einen zweiten Befehl der Commune, welcher eine Versekung des Königs in den großen Thurm enthielt: er sollte also von seiner Familie getrennt und ihnen der letzte Trost der Unglücklichen, der Trost, gemeinsam zu leiden, genommen werden. Der Schmerz aller war unansprechlich. Die Damen umschlangen den König mit ihren Armen, bedeckten seine Hände mit Küffen und Thränen, und suchten vergebens die Beamten zu erweichen. Der König mußte die Seinen in diesem Jammer zurücklassen. „Diese Trennung,“ sagt Cléry, „welche ganz andere Unglücksfälle voraussehen ließ, war einer der schrecklichsten Augenblicke.“²⁾ Ich folgte dem König in sein neues Gefängnis; sein Zimmer war aber noch nicht fertig, es stand nur ein Bett darin, aber keine Möbel. Der Geruch war unerträglich.“ Cléry hatte Sorge für die Gesundheit des Königs, und bestand darauf, daß man ihn in seiner Nähe lasse, und brachte die Nacht auf einem Stuhl bei Ludwig XVI. zu. Als der Diener am Morgen zum Dauphin hinabgehen wollte, um ihn anzukleiden, fuhr ihn ein Municipalbeamter, Béron, an: „Sie werden keine Gemeinschaft mit den gefangenen Frauen haben, Ihr Herr auch nicht, auch soll er seine Kinder nicht wiedersehen.“ Der König verlangte vergebens, daß man ihn zu seiner Familie führe, und machte rührende Vorstellungen gegen diese Barbarei. „Wir haben keinen Befehl dazu“, entgegneten die Beamten barsch. Eine halbe Stunde darauf wurde ein Stück Brot und ein Krug Wasser gebracht, in das man, um es trinkbar zu machen, den Saft einer Citrone gedrückt hatte. „Sie haben vergessen, daß wir zu zwei sind, aber ich vergesse es nicht,“ sagte der König und gab Cléry die Hälfte, „nehmen Sie das, ich habe mit dem übrigen genug.“ Cléry stieg darüber an zu weinen und der König ließ jetzt auch seinen Thränen freien Lauf. „So aßen der König und sein Diener das Brot der Thränen und der Gleichheit.“ Um zehn Uhr meldete ein Beamter, er sei beim Frühstück der Königin gewesen und seine Familie befände sich wohl. Der König dankte und bat, ob er nicht einige Bücher bekommen könnte, die er gestern bei der Königin zurückgelassen; denn er habe nichts zu lesen. Der Beamte aber konnte nicht lesen und Cléry mußte ihn begleiten. So kamen sie zur Königin und zu den Prinzessinnen, die alle weinten, und deren Schmerz sich beim Anblick Clérys vermehrte. Der Ausdruck des Kammers im Antlitze der Königin, ihre Drohung, sich tod zu hungern, die rührende Bitte, wenigstens einige Augenblicke des Tages mit dem König zusammen sein zu dürfen, machte die Beamten weich und ängstlich. Wenn die Königin Ernst machte mit ihrer Drohung! „Gut!“ sagten sie, „heute sollen Sie mitammen essen.“ Da war die Freude ebenso groß, wie kurz vorher noch der Schmerz. Die Frauen knieten nieder und dankten Gott für das unerwartete Glück. Einige Beamten weinten, selbst Simon rief: „Ich glaube, diese verdammten Weiber könnten mich zum Weinen bringen“, setzte aber, als hätte er sich selber auf einer Schwäche ertappt, sogleich hinzu: „Als Sie am 10. August das Volk mordeten, da haben Sie nicht geweint.“ — „Das Volk ist sehr über unsere Gefinnungen betrogen“, gab die Königin zur Antwort.³⁾

¹⁾ Cléry, l. c. p. 43—44, 64—65.

²⁾ Ibid. p. 45—48.

³⁾ Ibid. p. 48. „Le peuple est bien trompé sur nos sentimens.“

Jeden Tag gab es solche Quälereien. Die Gemeinde that, als befürchte sie ein Entkommen des Königs und als zitterte sie für ihre Verantwortlichkeit. Um den ganzen Temple wurde ein Graben gezogen.

Eines Tages wurde beschlossen, den königlichen Gefangenen alle schneidenden Instrumente wegzunehmen. Die Gefangenwärter durchsuchten ihre Taschen. Der König nahm ein kleines Messer, ein Schabeisen, einen Compas heraus. Er hätte nur gern ein Taschennecessaire bei sich behalten. Die Municipalbeamten erklärten aber, die Beschlüsse der Commune glichen darin der Erklärung der Menschenrechte, daß sie buchstäblich ausgeführt werden müßten. Sie nahmen der Königin Scheren, Messer, Zahnstocher. Marie Antoinette sagte laut, da solle man doch auch die Nadeln mitnehmen, denn sie stechen sehr scharf. Ein Blick der Madame Elisabeth mahnte sie an das vorsichtige Schweigen der Verachtung.¹⁾ Diese Entbehrung war umso schmerzlicher, als die königlichen Frauen jetzt eine Menge Arbeiten aufgeben mußten, die sie bisher beschäftigt und zerstreut hatten. Eines Tages sah der König, wie Madame Elisabeth beim Flickens eines Rockes den Faden mit den Zähnen abbeißen mußte, weil ihr eine Schere fehlte. „Welch ein Gegensatz!“ rief er, „einst fehlte Ihnen nichts in Ihrem schönen Haus von Montreuil.“ — Mit einem Blick des zärtlichsten Gefühls antwortete Madame Elisabeth: „Darf ich irgend einen Verlust bedauern, wenn ich Ihr Unglück theilen kam?“ Selbst die gleichgiltigsten Sachen gaben der Gemeinde Anlaß, eine Bitte grob abzuschlagen, und es zeigte sich dabei die Roheit und der gemeine Haß dieser Leute. Eines Tages sandte der König ein Verzeichniß von Büchern, die er zu lesen wünsche. Ein Mitglied der Commune meinte, man könne Louis Capet diese Bitte nicht abschlagen: er suche Unterhaltung, und es sei Sache der Ehre, sich nicht gehässig zu zeigen, wie es auch die Ehre einer großen Nation verlange, Achtung zu haben vor dem Unglück. Ein anderer aber meinte, Ludwig habe doch nur mehr vierzehn Tage zu leben, und zum Durchlesen dieser Bücher brauche man viele Zeit. Ein dritter erklärte, die Bücher könnten vielleicht für den Dauphin bestimmt sein, aber es sei keines darunter, das für ihn passe: Ovid zum Beispiel verderbe nur die Jugend; man solle ihm andere schicken, zum Beispiel die Geschichte des Aufstandes von Nordamerika, die Geschichte der englischen Revolution, das Leben Cromwells, die Geschichte Karls IX., eine Schilderung der Bartholomäusnacht.

Theilnahme an den Leiden der königlichen Familie war ein Verbrechen. Dem Doctor Leclerc warf man vor, daß er der Königin guten Rath für die Gesundheit ihrer Tochter ertheilt habe. „Die Frau Louis Capets sagte mir, daß ihre Tochter eine Flechte an der Wange habe, und fragte mich, welche Mittel sie dagegen anwenden solle. Bürger, da man das Unglück ehren muß, da die Tochter nicht für das Verbrechen ihres Vaters bestraft werden darf, da sie überdies sehr hübsch ist, so wäre es schade, wenn ihr die Flechte bliebe, denn sie ist ein wahres Wunder der Natur . . .“ — Da unterbrach ihn mit finsternem Blick der Vorsitzende: „Die Haut der Schlange ist ebenso sehr ein Wunder der Natur. Bürger, gehen sie zur Hauptsache über ohne Umschweife.“ — „ . . . So verordnete ich ihr Rossfett und Saffaparilla, sehr einfache Mittel, die nicht gefälscht werden können und nicht schädlich sind. Übrigens habe ich, ehe ich danach schickte, mit

¹⁾ Ferrières, Mémoires III, p. 275—276. Nach Harmand de la Meuse, Recueil d'anecdotes relatives à la révolution. Paris 1820.

einem Collegen gesprochen, der das Recept mitunterzeichnete.“ — Die geringsten Dinge wurden mit einer Wichtigkeit behandelt, als ob das Staatswohl davon abhänge. Als Ludwig darum bat, sich selbst rasieren zu dürfen, wurde dies vor den Gesammtath der Commune gebracht: gesetzt, es werde bewilligt, so müßten in den Temple zwei Rasiermesser gebracht und immer nur in Gegenwart von vier Commissären gebraucht werden, welchen er sie nachher wieder zurückstellen müsse, und jedesmal sollte ein Protokoll über die Zurücknahme aufgenommen werden. Noch größer war die Berlegenheit, als die Königin und die Prinzessin Elisabeth um eine Schere baten, um die Nägel zu schneiden, und um einen Zahnarzt, da ihre Tochter einen geschwollenen Backen habe. Ein Mitglied glaubte, man solle die Sache auf sich beruhen lassen, die Geschwulst werde bald wieder vergehen. Die Sache schien aber so wichtig, daß sie an den großen Rath der Commune gelangte, der zugleich über die Art beschließen sollte, wie man beim Schneiden der Nägel der Fürstinnen vorgehen müsse. Der große Rath behandelte dann die Sache sehr umständlich und gründlich, bewilligte dem König zwei Rasiermesser, wobei er aber jeder Verantwortlichkeit für das Leben des Gefangenen enthoben sein wolle, verweigerte den Zahnarzt; über das Abschneiden der Nägel sollte später ein Beschluß gefaßt werden. Diese Kleinlichkeit wäre lächerlich, wenn sie nicht so wahr und zu empörend wäre.

Gebäulichkeit.
Hoher Sinn des Königs
und der Königin.
Karl I.
 Diese hübschen Redereien dienten nur dazu, den heroischen Muth und die fromme Ergebung Ludwigs XVI. in ein helleres Licht zu stellen.¹⁾ „Ich bin nur ein duldbender Mensch,“ sagte er, „der König ist weg“, und sich zum Dauphin wendend, fuhr er fort: „Die Könige werden wie die hohen Bäume vom Winde bewegt und oft vom Sturm gepeitscht.“ Vor tiefer Bewegung konnte die Königin die Thränen nicht mehr zurückhalten; da sie aber sah, wie sehr ihn dies schmerzte, sagte sie: „Ach, ich weine weniger wegen meiner, als für Sie.“ — „Unser Augen“, erwiderte Ludwig mit einer Art Begeisterung, „sind uns nicht gegeben, um unser eigenes Glück zu beweinen, als um zum Himmel aufzublicken, woher die Quelle jedes Trostes fließt und von wo allein wir Trost erwarten dürfen.“ Dann auf die Bestimmung seines Sohnes übergehend, meinte er: „Es scheint mir, daß er Gott lieber sein wird, wenn er von allen verlassen und inmitten seiner Feinde nur Gott zu seinem Vater hat; möge er nie vergessen, wenn er eines Tages den Thron seiner Ahnen besteigt, daß die Könige und das Volk nur eins sind, daß das Volk nie leiden wird, ohne daß der König es fühlt! — Ach, es sind nicht die Grausamkeiten, die man mir vorwirft, was mir wehe thut, sondern der Schmerz, ein Volk, das ich immer liebte, so sehr gegen mich eingenommen zu sehen. Man wirft mir vor, daß ich die constitutionellen Bischöfe nicht anerkennen wollte; wie kann man aber verlangen, daß der allerchristlichste König Eindringlinge schätze, während selbst die heidnischen Kaiser sie verachteten und sie in der Kirchengeschichte nicht zu den Nachfolgern der Apostel gezählt wurden?“ Madame Elisabeth bemerkte, er sei ärger mißshandelt, als Carl I. Ludwig entgegnete bescheiden: „Meine Feinde wollen mich berühmt machen; ich bedurfte des Unglücks, um etwas zu gelten, und man läßt mir, Gott sei Dank, es nicht daran mangeln.“ In der That schien die Geduld Ludwigs mit den Beschimpfungen zu wachsen, die man ihm anthat. Er wußte, daß man ihm das Essen verweigern wolle, machte sich aber wenig daraus und sagte zu Cléry: „Der Mensch braucht eigentlich nur Brot und Wasser zum Leben, und

wenn man mich einschränkt, werde ich es auch zu ertragen wissen.“¹⁾ All seine Liebe vereinigte sich auf den Dauphin; er war der Gegenstand seiner Zärtlichkeit und seiner lebhaftesten Sorgen. Als der Kleine eines Tages unwohl wurde, schien Ludwig tief ergriffen; doch eine traurige Ahnung eröffnete ihm plötzlich eine schlimme Zukunft: „Ach, der Tod würde ihn, wie mich, von vielen Leiden befreien!“

Der Dauphin zeigte sich als ein Knabe von Kopf und Herz. An der Theilnahme, welche die andern Mitglieder der Familie einander erwiesen, lernte er auch die Pflicht, für sie zu sorgen.

Cléry wurde krank,²⁾ täglich besuchte ihn die königliche Familie, und bewies ihm die zärtlichste Theilnahme. Die Prinzessin Elisabeth brachte ihm oft Medicinen, die sie für sich selbst bestellt hatte. Eines Abends benützte die Prinzessin, welche an diesem Tag mit Cléry nicht hatte sprechen können, den Augenblick, da die Municipalbeamten mit Cléry sprachen, um dem Dauphin eine kleine Schachtel mit Specacuanha zuzustecken, und befahl ihm, es dem Diener zu geben, wenn sie selber nicht mehr kommen könne. Sie kam aber nicht wieder. Cléry kam erst um elf Uhr, um dem König das Bett zu machen, und wunderte sich sehr, den Prinzen noch wach zu finden, der ihn mit leiser Stimme zu sich beschied. „Meine Tante“, sagte er, „hat mir eine kleine Schachtel für Sie gegeben und ich habe nicht einschlafen wollen, ohne sie Ihnen erst zu überreichen. Es war Zeit, daß Sie kamen, denn meine Augen giengen schon verschiedenemale zu.“³⁾ — „Meine Augen“, bemerkte Cléry, „füllten sich mit Thränen: er bemerkte es, küßte mich und schlief drei Minuten nachher sehr fest.“ Mit dieser Empfänglichkeit verband der Prinz alle Liebenswürdigkeit seines Alters. Dit machte er durch seine Laune, seine Naivetät und seine kleinen Schelmenstreiche, daß seine Eltern ihre schmerzliche Lage vergaßen.⁴⁾ Aber er fühlte sie selbst, er sah sich, obgleich noch sehr jung, in einem Gefängnis von Feinden bewacht. Er hatte in seinem Betragen und in seinen Reden die Zurückhaltung angenommen, welche der Instinct vielleicht einem jeden Alter in Gefahren einflößt. Nie habe ich ihn von den Tuilerien, nie von Versailles, noch von irgend einem Gegenstande reden hören, welcher der Königin oder dem König eine traurige Rückermierung hätte verursachen können. Sah er einen Municipalbeamten, der gefälliger als seine Genossen war, so eilte er der Königin entgegen, es ihr mit dem Ausdruck der größten Zufriedenheit mitzutheilen. Eines Tags heftete er sein Auge starr auf einen Beamten, der ihn fragte, an welchem Ort er ihn gesehen habe. Leise entgegnete er: „Es war auf der Reise nach Varennes.“ Einen anderen Beweis seines tiefen Gefühls führt Cléry⁵⁾ in folgendem an: Ein Steinmetz war beschäftigt, Löcher an der Thüre des Vorzimmers zu machen, um darin große Riegel zu befestigen; der junge Prinz beschäftigte sich mit den Werkzeugen des Handwerkers, indes daß dieser frühstückte. Der König nahm den Hammer und das Stemmeisen seinem Sohne aus der Hand und zeigte ihm, wie er sich dabei benehmen müsse, und arbeitete damit einige Augenblicke. Der Maurer, bewegt, den König so arbeiten zu sehen, sagte zu Seiner Majestät: „Wenn Sie einst aus diesem Thurne gehen, werden Sie sagen können, daß Sie selbst an Ihrem

¹⁾ Journal de Cléry, p. 73—76.

²⁾ Cléry, Journal, p. 76.

³⁾ Ibid. p. 77.

⁴⁾ Ibid. p. 76.

⁵⁾ Ibid. p. 77.

¹⁾ Ferrières, Mémoires, III, p. 281.

Gefängnisse gearbeitet haben.“ — „Ach,“ sagte der König, „wann und wie werde ich herausgehen?“ Der Dauphin weinte; der König ließ den Hammer und den Meißel fallen, und als er in seine Stube hineinkam, gieng er heftig auf und ab. — „Merke dir,“ sagte der Maurer zum Dauphin, „die Freiheit hat uns alle frei gemacht und gleich!“ — „Gleich, mag sein,“ entgegnete der Knabe witzig, „aber hier ist nicht der Ort, wo Sie mich überzeugen können, daß sie uns alle frei gemacht hat!“ —

Wie mißtrauisch die Gemeinde sich benahm, davon führt Cléry viele Züge an. Ein Municipalbeamter ließ die Makronen zerstückeln, um zu sehen, ob nicht ein Billet darin versteckt sei.¹⁾ Ein anderer ließ aus derselben Ursache die Pfirsiche entzwei schneiden und die Kerne spalten. Ein dritter zwang Cléry eines Tages, von der Seifenessenz, welche der König zu seinem Barte brauchte, zu trinken, aus Besorgnis, es möchte Gift sein. Eines Abends drückte eine Schildwache dem vorübergehenden Cléry die Hand und fragte: „Ist es wahr, daß man den König in einen Kerker geworfen hat, und daß Sie bei ihm sein müssen?“ — „Sie sehen ja das Gegentheil“, sagte Cléry und eilte weg. Ein anderer Beamter hatte das Gespräch bemerkt und angezeigt, die Schildwache habe Cléry ein Papier übergeben, wahrscheinlich einen Brief für den König. Cléry wurde verhört. Die Schildwache bekam vierundzwanzig Stunden Arrest. Am andern Tag traten sechs Gendarmen mit dem Säbel in der Hand in das Zimmer, in dem die königliche Familie speiste, und verhafteten Cléry. Man kann sich die Bestürzung der Majestäten denken. Vor dem Pöbel im Hofe, der ihn in Stücke reißen wollte, wurde Cléry nur dadurch gerettet, daß ein Officier sagte, es wäre nöthig, ihn so lange leben zu lassen, bis er Geheimnisse, die er allein wüßte, ausgegagt habe. Cléry kam in den Justizpalast und vor das Revolutionsgericht. Er benahm sich in seinen Antworten klug, entgegnete dem Ankläger, er sei nicht würdig, Beamter des Volkes zu sein, wenn er das Knistern eines Briefes gehört, der vom König sei, und ihn nicht sogleich durchsuchte. Das gefiel den Geschworenen, sie sprachen Cléry frei, und er wurde noch in derselben Nacht in den Temple zurückgeführt — zur Freude der königlichen Familie, die ihn schon für verloren hielt. Aber bittere Stunden sollten gleich wieder kommen. Die Beamten sahen, daß die Königin ihr ganzes Dasein ihrem Sohne widmete und Erleichterung ihres Unglückes in seiner Dankbarkeit und in seinen Liebesungen suchte. Sie trennten jetzt den Prinzen von ihr, ohne ihr früher etwas zu sagen. Der Prinz wurde dem König übergeben.²⁾

Auch die Tochter des Königs, die spätere Herzogin von Angoulême, hat über ihren Aufenthalt im Temple einen Bericht hinterlassen.³⁾ Da begegnen uns schmerzliche Erinnerungen, zum Beispiel vom 3. September, wo man den Kopf der Lamballe der königlichen Familie ans Fenster hielt. — „Der König fragte, was der Lärm bedente. Ein junger Officier antwortete: ‚Man will Ihnen den Kopf der Lamballe zeigen.‘ Meine Mutter war ergriffen von Entsetzen, und das ist der einzige Augenblick, wo die Festigkeit sie verließ. Der Lärm vor dem Gefängnisse dauerte bis drei Uhr. Wir wußten, daß das Volk die Thore hatte erbreden wollen, daß die Municipalbeamten es dadurch verhinderten, daß sie eine dreifarbigte Schärpe daran banden, daß sie endlich gestatteten, daß sechs der

¹⁾ Cléry, Journal, p. 69.

²⁾ Ibid. p. 53—56.

³⁾ Récit des événements arrivés au Temple — in den Mémoires sur le Temple, p. 183—256.

Mörder den Thurm besuchen durften mit dem Kopf der Madame Lamballe, daß sie aber ihre Leiche nicht mit hereinschleifen durften. Als diese sechs Gesellen eintraten, stieß Rochez tausend Freudenerschreie aus beim Anblick des Hauptes der Lamballe und schalt einen jungen Mann, weil ihm übel wurde bei diesem entsetzlichen Anblick. Kaum war der Lärm vorüber, so sandte Pétion, statt sich um die Beschwichtigung der Meheleien zu bemühen, seinen Secretär mit etwas Geld für meinen Vater. Dieser Mensch benahm sich sehr läppisch und sagte tausend Dinge, über die man sonst hätte lachen müssen. Er glaubte zum Beispiel, meine Mutter bleibe vor ihm stehen, weil sie seit jenem entsetzlichen Anblick unbeweglich stehen geblieben war und nichts von all dem mehr sah, was weiter im Zimmer vorgieng. Der Municipalbeamte, der seine Schärpe vor das Thor gehangen, ließ sich dafür von meinem Vater bezahlen. Meine Tante und ich hörten die ganze Nacht den Generalmarsch schlagen. Meine unglückliche Mutter versuchte gar nicht zu schlafen; wir hörten sie in einemfort schluchzen. Doch glaubten wir nicht, daß das Morden noch fortduere. Erst später erfuhren wir, daß es drei Tage gewährt hatte. Man kann nicht alle Scenen wiedergeben, die damals stattfanden, sowohl von Seite der Beamten als unserer Wärter. Alles machte ihnen Angst, so sehr hielten sie sich für schuldig. Eines Tages schoß ein Mann im Innern des Thurmes sein Gewehr ab, um es zu probieren. Ein andermal rief man, während wir beim Abendessen saßen, zu den Waffen: sie glaubten, das fremde Heer sei eingerückt. Der entsetzliche Rochez nahm einen großen Säbel und sagte zu meinem Vater: ‚Wenn sie kommen, so bring ich dich um!‘ Und doch kam der Lärm nur von einer Verwirrung der Wache her. Ein andermal unternahmen ungefähr hundert Arbeiter, vielleicht auf Anrathen eines unserer Freunde, das Gitter am runden Thurm aufzubrechen. Die Beamten und die Wache eilten herbei, die Arbeiter wurden vertrieben; vielleicht waren auch Opfer darunter! — Die Strenge unserer Wächter nahm mit jedem Tage zu.

„Doch trafen wir auch zwei Municipalbeamte, welche die Leiden meiner Eltern mildereten, indem sie ihnen Theilnahme bewiesen und Hoffnungen einflößten. Einmal sprach eine Schildwache mit meiner Tante durch das Schlüsselloch. Der Arme weinte in einemfort im Temple. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist; möge ihm der Himmel lohnen für seine Anhänglichkeit an seinen König. — Wenn ich von meiner Mutter Unterricht bekam oder sie mir half, Auszüge aus Büchern zu machen, so mußte immer ein Municipalbeamter mir über die Schultern schauen, indem man an Verschwörungen dachte. Man nahm uns die Zeitungen weg, damit wir keine Nachrichten vom Auslande bekämen. Eines Tages brachte man meinem Vater eine Zeitung und sagte ihm, es sei etwas sehr Wichtiges darin. Wirklich stand hier der abscheuliche Satz, man werde den Kopf des Königs in eine Kanone laden. Das ruhige Schweigen voll Verachtung nahm ihnen die Freude, mit welcher sie diese höllische Schrift gebracht hatten. Eines Abends brachen Municipalbeamte in tausend Beschimpfungen und Drohungen aus und wiederholten, was uns übrigens schon oft angedroht war, daß wir sterben müßten, sobald die Feinde kämen. Mit meinem Bruder hätten sie noch Mitleid, aber als Sohn eines Tyrannen müsse er auch sterben. Das sind Scenen, die meine Familie alle Tage auszuhalten hatte.“¹⁾

Wer hätte vom schönen Königskind in Versailles wenige Jahre vorher noch ahnen können, daß diese feurigen Augen sich so bald mit bitteren Thränen füllen, daß hinter der edelgewölbten Stirne so bald so entsetzliche Erinnerungen haufen würden? —

¹⁾ Mémoire sur le Temple, p. 189—193.

Wiss-
trauen
der
Wächter.

Cléry
vor
Gericht.

Madame
Robesp.

3. Sep-
tember.

Pétion.

Die
Königin.

Tob-
anz-
drohung.

Bei-
tungen.

Das Parteitreiben in Paris

erklärt, wie der Haß gegen den armen König zu einem immer stärkeren, zuletzt alle Schranken niederreißenden Strome anschwellen mußte. Das Feuer der Parteilidenschaft loderte unaufhörlich empor, bald war es diese, bald jene Frage, welche ihm immer wieder neue Nahrung gab — im October war es das Lager vor Paris und die Lebensmittelfrage.

Kein König mehr konnte Servan seit dem 10. August hindern, ein Lager vor Paris durch den Convent beschließen zu lassen. Es ward beschloffen. Sogleich sprach jedoch die Commune von Paris für sich die Arbeiten und die Bewachung, die Polizei und die Versorgung desselben mit Lebensmitteln an. — Die Bewachung des Lagers bildete die Bürgerwehr von Paris und der Umgegend, sechs Bataillone Föderierte und zwei Divisionen der Pariser Gendarmerie zu Fuß und zu Ross. Die Commune aber hatte die hohe Hand in dem Lager, das anfangs sehr in Mode war. Wie einst auf dem Marsfeld gruben und hackten und karren Tausende von Freiwilligen unter den Klängen patriotischer Lieder an den Schanzen.¹⁾ Aber die Preußen und Oesterreicher kamen nicht, und nach und nach erlosch der Eifer. Die Föderierten mußten an die Grenze abrücken und die Pariser hatten bald genug geschaufelt und Wache gehalten und man kam darauf, bezahlte Arbeiter für das Lager zu verwenden, und seit dem 13. September wurde dies Regel. Der Staat bezahlte 42 Sous für den Tag, die Commune aber stellte die Arbeiter an und hatte damit Gelegenheit, ein kleines Heer von Tagelöhnern immer zur Verfügung zu haben. Alles Gefindel zog sich hier zusammen und bald war das Lager ein Herd der Unruhen. Gearbeitet wurde wenig oder gar nicht. Zuerst beschwerten sich die fleißigen Arbeiter von Saint-Antoine darüber und gaben dem Finanzminister Cambon Anlaß, über Verschleuderung von Staatsgeldern zu klagen und den Grundsatz aufzustellen, daß hinfüro nicht nach dem Tag, sondern nach der Größe der Arbeit gelohnt werden solle, und daß das Ministerium die Sache wieder in die Hand nehme. Auch wurde der Lohn herabgesetzt und die Ausnahme der Arbeiter strengen Regeln unterworfen. Händler mit geistigen Getränken und Lebensmitteln mußten die Erlaubnis der Aufseher zum Verkauf im Lager einholen.

Darob große Unzufriedenheit in einigen Sectionen und bei den Arbeitern. Letztere sandten an den Convent:²⁾ der Beschluß entspreche nicht der Gleichheit, welche Gesetz der neuen Zeit sei, er nehme dem Starken am bisherigen Taglohn fünf Sous, dem Schwachen fünfzehn. Der Taglohn dürfe nicht nach der größeren oder kleineren Stärke eines Arbeiters bemessen werden; denn alle hätten gleiche Bedürfnisse. Der Convent hätte vielmehr den Taglohn überhaupt erhöhen sollen, wenn er auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit gesehen hätte — in dieser regnerischen Zeit sei die Arbeit nach dem Stück unmöglich. Die allzugroße Ungleichheit des Lohnes zwischen den Mitgliedern der Republik führe zum Ehrgeiz und dieser zur Aristokratie, die man so sehr verabscheue. Mehrere Abgeordnete der Versammlung seien nur darum Aristokraten geworden, weil die Nation ihren Ehrgeiz stachelte, indem sie ihnen einen allzu großen Taglohn gab. Der Taglohn aller solle in viel gerechterem Verhältnis stehen.

¹⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, IV, p. 224—241.

²⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 104.

„Ihr müßt mit eurem Decret ein gutes Stück zurückgehen. Fast alle Arbeiter sind Familienväter und doch die Stütze der Nation; denn sie haben sich am 10. August erhoben.“

Fervaint machte auf die drohungsvolle Robheit in dieser Eingabe aufmerksam, hinter welcher ganz andere Leute steckten. Es stellte sich heraus, daß der Leiter der Arbeiten sich gar nicht um das Kriegsministerium bekümmert habe, daß neben ihm ein anderer Bauführer eigenmächtig aufgetreten sei und Arbeiter aufgenommen habe, die man niemals arbeiten sah, daß das ganze Lager, welches bis jetzt 860.000 Livres gekostet habe, nichts tauge, daß man vieles wieder einreißen und nach einem andern Plan, welcher 880.000 Livres erfordere, aufbauen müsse, und daß man nur nach der Leistung bezahlen dürfe. Die Girondisten befürchteten mit Recht, daß ein Heer von Arbeitern im Dienste der Commune sich bilde, und fanden die Kosten zu hoch. Im Falle einer Niederlage wäre es eine Thorheit, sich in Paris einzuschließen, Frankreich sei nicht bloß in Paris, sondern in den 84 Departements. Die Nordamerikaner hätten nie die Thorheit begangen, alles in die Behauptung einer Stadt zu setzen. Nachdem man im Siegen sei über Europa, brauche man kein verschanztes Lager bei Paris. Man berief sich auf Dumouriez, der gerade damals in Paris war und diese Ansicht umso lieber für die richtige erklärte, als er die Kanonen bei Paris zum Feldzuge nach Belgien mitnehmen wollte. So wurde denn die Verabschiedung der Arbeiter für den 20. October beschloffen, das Geschenk eines dreifachen Taglohnes sollte ihnen noch verabreicht werden. Die Dienstauglichen sollten zur Armee abrücken, die andern in ihre Heimat zurückkehren und noch ein Reisegeld erhalten, drei Sous für die Meile. „Brot oder Arbeit!“ riefen sie im Convent, „sorgt als Väter für eure Kinder!“ — „Wir sind die Väter von 25 Millionen Bürgern und können das Vermögen der Republik nicht unter euch allein vertheilen!“ — Viele reisten ab, viele blieben, und zwar in geheimer Verbindung mit der Commune.

Eine Wache für den Convent kam von neuem zur Sprache.

Chaumette redete am 10. October bei der Übergabe einiger neuen Geschenke an bewaffnete Sectionen von dem Ehrgeiz einer Partei, welche in einer Wache des Convents nur eine eigene Wache verlange. Wo man die Gesetze mit Waffen durchführen müsse, da seien die Gesetze gewiß schlecht. Man sage allerdings, es sei bloß eine Ehrenwache,¹⁾ aber wozu eine Ehrenwache für eine Versammlung, die von freien Bürgern ohnehin umgeben ist? Chaumette warnte vor Ruhestörern, welche die Commune anklagen, der sie ihre eifrigsten Männer genommen habe: sie wollten nur neue Unruhen herbeiführen, um den Convent zu bewegen, daß er Paris verlasse.

Durch diese freche Rede ermutigt und ohne Zweifel von Chaumette heimlich gestachelt, sandten einige Sectionen, als ob es im Namen aller wäre, eine Abordnung an den Convent, welche die Versammlung mit den Worten anredete: „Stellvertreter des Souveräns! Die Abgeordneten der Sectionen von Paris kommen, um euch ewige Wahrheiten zu sagen, euch an Grundsätze zu erinnern; welche die Natur und die Vernunft in die Herzen aller freien Männer eingruben. Keine Worte, sondern Sachen! Man hat euch vorgeschlagen, euch mit den Tyrannen

¹⁾ Chaumettes Rede im „Moniteur“ nur unvollständig, dagegen ganz bei Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 261—262.

gleichzustellen, indem man euch mit einer Wache umgeben wollte.“ — Die Frechheit dieser Rede rief einen Sturm des Unwillens hervor, man solle auf der Stelle die Einführung der Wache beschließen. Nur mit Mühe ward es erreicht, daß die Deputation weiter sprechen durfte. Sie bezeichnete den Plan einer Wache als eine gehässige und gefährliche Maßregel und erklärte am Schluß, indem der Sprecher die Arme kreuzte: „Die Sectionen erwarten eure Entscheidung.“

Guadet. Guadet führte gerade den Vorsitz und gab die spitzige Antwort: „Hier ist die Stätte, wo das Volk seine Souveränität ausübt; dem Convent sind alle Rechte der Republik anvertraut; er wird sie zu vertheidigen wissen. Er wird immer mit Vergnügen die Rathschläge guter Bürger anhören, aber er versteht, daß er Befehle nur vom französischen Volk selber annimmt.“ — **Gensonné** rief: „Wenn wir einer Gemeinde so große Freiheit gewähren, so berechtigen wir alle andern dazu; Frankreich wird sich dann in 44.000 Republiken theilen.“ Das Beste sei, diese ganze Eingabe todzuschweigen, worauf auch der Convent darüber zur Tagesordnung übergieng.¹⁾

Bürger der Gironde. Der Ärger über die Frechheit dieser Adresse war groß, die Gironde versäumte aber wieder einmal die günstige Stimmung. Niemand dachte daran, daß man jetzt die Wache für den Convent beschließen müsse, und doch sprachen schon in den nächsten Tagen einige Sectionen im Sinne der Ordnung auch ihren Abscheu vor der Frechheit aus und konnten also die Girondisten sehen, daß, wenn sie nur muthig im Sinne der Ordnung vorangiengen, die vermöglichen Bürger in Paris sich in Masse an sie anschließen würden.

Neue Mar-seiller. Ähnliche Zuschriften kamen aus den Departements, und am 21. October rückte sogar das längst angekündigte Bataillon der Mar-seiller ein, welches den Kern der neuen Wache bilden sollte. Sein Sprecher sagte vor dem Convent: „Wir bieten euch unsere Arme an gegen die Aufwiegler, welche ein Tribunal oder eine Dictatur errichten wollen. Ihr gehört ganz Frankreich an. Alle Soldaten des Vaterlandes haben ein Recht, euch zu bewachen. Wir bitten zunächst um diese Ehre. Die Söhne von Marseille hassen die Dictatoren, wie sie die Könige hassen, und ihr könnt auf sie rechnen für Aufrechthaltung der Geseze gegen jene Männer, die keine Geseze anerkennen wollen.“

Ab-schaf-fung des Martial-gesetzes. Hier hätte also die Gironde augenblicklich zugreifen sollen. Statt dessen ließ sie sich am gleichen Tage auf Antrag eines Pariser Redners, Gouchon, den Beschluß der Abschaffung des Martialgesezes entreißen, welches unter Umständen ihre einzige Rettung gegen ihre frechen Gegner hätte sein können.²⁾

Die Commune. Da war das Auftreten der Commune ein viel feckeres und entschiedeneres. Die Adresse, welche der Convent im Stillschweigen zu begraben beschloß, hatte, ließ sie drucken, an den Straßenecken von Paris anschlagen, und beschloß ihre Versendung an die 44.000 Gemeinden von Frankreich.

Barbarou. Barbarou zeigte diese trokige Herausforderung am 25. October dem Convent an und dieser beschloß, die Gemeinde sei verantwortlich für alle Kosten,

und verbot die Versendung. Am 30. October meldete der Minister des Innern, daß ganze Pakete auf die Post gegeben worden seien, er jedoch ihre Absendung verhindert habe. Da erhob sich **Chabot** und fragte, wie Roland haben wissen können, was in den Packeten sei. Ob es denn keine Sicherheit des Briefgeheimnisses in der Republik mehr gebe. — **Barrière** zog gegen die Keckheit der Commune los, welche die Geseze breche, verlangte aber auch, daß Roland erscheine und erkläre, wie er hinter das Geheimnis gekommen sei. Roland erscheint und erklärt, jemand, der die Pakete machen half, habe ihm die Anzeige gemacht; er dürfe ihn aber nicht nennen. Sofort entstand ein wilder Streit für und gegen Roland. Der Berg klagte ihn an, die Gironde vertheidigte ihn.¹⁾

Zulezt gieng der Convent über sein Benehmen zur Tagesordnung über und gestattete **Barbarou** das Wort, der die Folgen dieser Anarchie in beredten Worten zeichnete. Der Convent entehre sich vor ganz Europa. Die Pariser Demagogen rissen Frankreich an den Rand des Abgrundes, und sie riefen all diese Streitereien nur hervor, um sich der Strafe für ihre Räubereien zu entziehen. Die Commune thue, was sie wolle. Dreizehn von den achtundvierzig Sectionen hätten offen dem Geseze des Convents über die Wahlen Troß geboten. — Die Section des Pantheon habe sogar darüber berathen, ob sie, wenn ihr Vorsitzender vor den Convent gerufen werde, nicht in Waffen gegen die Versammlung ziehen solle.²⁾

Barbarou schilderte zum Schlusse lebhaft die Hilflosigkeit des Convents gegenüber den Meuterern von Paris: „Wenn sie jetzt die Sturmlocke läuten lassen, welches Mittel haben wir, um die Ordnung herzustellen oder Angriffen auf den Saal vorzubeugen? Die Exekutivgewalt? Sie ist ohne Kraft und vielleicht einem Verhaftsbefehl ausgesetzt. Das Departement? Man anerkennt seine Autorität nicht. Die Commune? Sie besteht größtentheils aus Männern, die ihr verfolgen solltet. Der Obergeneral der Bürgerwehr? Man schreibt ihm enge Beziehungen zu den Triumvirn zu. Die Gewalt der Regierung? Sie besteht nicht. Die guten Bürger? Die wagen nicht, sich zu rühren. Die schlechten? Ja, die umgeben euch und Catilina steht an ihrer Spitze!“

Und nun schlug **Barbarou** zur Sicherheit folgende vier Geseze vor: **Einträge Barbarou.**
1. Der Convent erklärt, daß er in Paris bleibe. Wenn aber die Nationalvertretung in der Stadt, wo sie ihre Sitzung hält, beschimpft wird, so verliert diese Stadt das Recht, sie in ihren Mauern zu beherbergen, und die Stellen, die mit ihr zusammenhängen. Das gegenwärtige Gesez soll sogleich dem Volke zur Genehmigung vorgelegt werden. 2. Die Föderierten, die Dragoner der Republik, die Gendarmen und andern Linientruppen und Freiwilligen, welche sich in Paris befinden oder in der Umgebung, versehen in Übereinstimmung mit der Bürgerwehr von Paris die Wache beim Convent und bei den anderen Ämtern. 3. Der Nationalconvent ist, kraft der ihm vom Volke anvertrauten Vollmacht, der Gerichtshof und spricht das Urtheil über

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 104—109.

²⁾ Mortimer-Ternaux, I, c. IV, p. 267—271.

¹⁾ „Moniteur“ Nr. 295. — Buchez et Roux, I, c. XIX, p. 436—457.

²⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 243—263.

die Verschwörer. 4. Der Nationalconvent setzt die Municipalität und den großen Rath von Paris ab und trägt der Behörde des Departements auf, vorläufig Bevollmächtigte für die Geschäfte der Municipalität zu ernennen. Die Sectionen von Paris sind von heute an nicht mehr in permanenter Sitzung.¹⁾

Beifer der Gironde. Das waren tiefeingreifende und sehr nützliche Vorschläge: sie hätten die Ordnung erhalten können; doch Barbaroux hätte sich auch vorher mit seiner Partei besprechen sollen. Er aber wollte die Ehre für sich haben. Und so waren die Girondisten überrascht, sahen einander verlegen an, der Antrag ward vertagt und wieder ein günstiger Augenblick verloren. Als am 31. October Chaumette Abbitte für die Commune leistete, gieng der Convent über ihr Vergehen zur Tagesordnung über, ohne zu bedenken, daß dieses nur ein Rückschlag der Commune für den Augenblick war, um gleich wieder den Anlauf zu einem weiteren Wagniß zu nehmen.

Damit zeigte die Gironde, daß sie nicht die Kraft in sich hatte, den Staat in diesen Stürmen zu retten, weil sie zu wenig die Parteidisziplin kannte. Jeder handelte für sich und der Beifall über einen rednerischen Erfolg ließ sie nur zu häufig vergessen, mit welcher gefährlichen Feinden sie es zu thun habe und wie sie sich gegen diese Arglistigen schützen solle.

Buzot. So war es auch bei dem Bericht am 27. October, wo Buzot über das Gesetz gegen die Aufreizer zum Mord und Mordmord berichtete. Er beantragte: „Wer durch Straßenausschläge, durch Flugchriften und durch Reden in öffentlichen Versammlungen zum Blutvergießen, zum Mordmord oder Aufstand reizt, soll mit zwölf Jahren Ketten bestraft werden, wenn ein Attentat ohne Mord dabei stattfand; mit Todesstrafe jedoch, wenn ein Mord begangen wurde. Die Drucker solcher Schriften sollen mit vier Jahren schwerer Haft und die Verbreiter derselben mit drei bis sechs Monaten Gefängnis bestraft werden.“ Bei diesem Anlaß sprach Genfonné, man möge den Unruhestiftern den Stoff zu ihren Anklagen benehmen, namentlich dadurch, daß man vollkommene Selbstlosigkeit zeige. Ganz Europa schaue auf Frankreich, und überall verkündeten die Despoten, in diesem Lande sei das Königthum nur deshalb abgeschafft, damit einige Parteidämmerer sich mit den einzelnen Stücken des Purpurs schmücken könnten. Man möge also beschließen, kein Mitglied des Conventes könne vor sechs Jahren nach Einführung der neuen Verfassung irgend ein öffentliches Amt bekleiden.

Genfonné. Die konstituierende Versammlung war schon einmal durch ihre Eitelkeit in diese Falle gegangen und jetzt ließ sich der Convent im Augenblick zum gleichen Beschluß fortreißen. Ein Abgeordneter wandte mit Recht ein, niemand habe die Befugnis, das Wahlrecht des Volkes zu beschränken; ein anderer sagte, man könne 749 Bürger nicht bürgerlich enterben. Als Camus meinte, man solle den Antrag nur auf Ämter mit Gehalt beschränken, entgegnete Chabot: „Nein, wir sollen der Macht und nicht bloß dem Gehalt entsagen.“ Rewbell erklärte dagegen entschieden: „Ich will ein Vaterland haben. Ich leugne, daß der Cou-

vent ein Recht hat zu seinem Beschluß. Als ich hier in diese Versammlung kam, war ich Bürger. Ihr aber habt gewagt, mich meines Rechtes zu berauben. Ich will keine Republik, wo ich nicht Bürger mit Vollberechtigung sein kann. Was hätte Lyfurg gethan, den man angeführt hat, wenn man ihm den schönsten Anspruch, dessen Besitz er seinen Mitbürgern sichern wollte, entrißen hätte? Große Ereignisse bereiten sich vor und werden euch in euren Arbeiten sehr hemmen. Man will euch wegbringen, weil ihr die Ordnung liebt. Man will euch verurtheilen, man will euch selbst auflösen. Habt den Muth, euch über Beschämung hinauszusetzen, und vertagt diesen Antrag auf die Zeit der Berathung über die Gesamtverfassung.“ Und der Convent gieng in der That darüber zur Tagesordnung über.¹⁾

So war denn die Versammlung hin und wieder von Begeisterung hingeworfen, und so kam es manchmal im Laufe der Sitzungen zu ganz widersprechenden Beschlüssen, die ein Zeugnis sind von der Währung der Geister, aber auch von der Mißlichkeit des Einkammer-Systems. Derselbe Convent, welcher jetzt erklärt, keines seiner Mitglieder dürfe vor sechs Jahren nach Abschluß der Verfassung ein öffentliches Amt annehmen, beschloß im Sommer 1795, daß zwei Drittel seiner Mitglieder in den Rath der Alten und in den der Fünfhundert gewählt werden müßten.

Die Commune hatte abgebeten und der Convent hatte ihr verziehen. Doch dauerte der Friede nicht lang. Schlimme Nachrichten aus der Vendée, wo der Bürgerkrieg anhub, und aus dem Süden, namentlich aus Lyon, schließlich aus Paris selbst, erregten neue Spannung.

Der Vorstand der Pariser Gerichte, Target, berichtete,²⁾ daß die Gefängnisse, welche durch die Septembemorde geleert waren, schon wieder gefüllt und die Gefangenenlisten in solcher Unordnung seien, daß man nicht wisse, warum die einzelnen in Haft wären. Die Bürger schmachteten in der Republik unter einem größeren Druck als in der Monarchie, und die Schurken, welche überall plünderten wollten, schwagten, um es irre zu führen, dem Volke vor, das Gesetz sei ohnmächtig. Darum sei zu wünschen, daß die Gefängnisse untersucht, die Namen und der Grund der Verhaftung festgestellt würden, desgleichen die Art der Behandlung der Gefangenen. Dieser Bericht regte sehr auf. „Es ist Zeit, einmal das Verbrechen zu strafen“, meinte Kerjaint; „wenn man keinen König mehr hat, muß man das Gesetz auf den Thron bringen.“

Noch tiefer ergriff der Bericht Rolands am 29. October über den Zustand der Behörden in Paris seit dem 10. August, über die Hindernisse, welche der Ausführung der Gesetze entgegenstehen und über die Mittel zur Abhilfe.³⁾ Es war eine mit Beweisen belegte, vernichtende Anklage des Treibens der Commune, der die Wegnahme von kostbaren Werthsachen in Privathäusern ohne Empfangscheine, Diebstahl hinterlegter Güter der Hauptstadt und der Departements, Anmaßung der

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 193—204. — Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 399—405.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 103—122.

³⁾ Rapport du ministre de l'intérieur. Débats de la Convention nationale, I, p. 201—224.

¹⁾ „Moniteur“ Nr. 306. — Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 180—181.

Wider-
spruch
der Be-
schlüsse.

Die
Gefäng-
nisse.

Rolands
Bericht.

Amtsgewalt, Vermengung aller Vollmachten, schwere Angriffe auf das Eigenthum und die persönliche Sicherheit, beharrliche Weigerung, die Rechnung abzulegen, Unordnung und Ungehorsam, Verachtung jeglicher Autorität und Vernichtung der Bürgerwehr durch einen schlechten Befehlshaber vorgeworfen wurden. Immer nur das Gerede von Volks-Souveränität und Bethörung des Volkes mit dem Wahn, daß es alles vermöge, um es dann thun zu lassen, was den Verführern gut dünke! In den Sectionen eine Tyrannei, welche den gesunden Menschenverstand durch Berwegtheit, die Vernunft durch Lärm entweder in Erstarrungen setze oder unterjochte. Gewalt nenne man Recht, Frechheit nenne man Energie.

Das Bild war nur zu richtig. Ein Schreiben war unter den Beweizstücken, wonach Fournier der Amerikaner erklärt hatte, binnen vierzehn Tagen komme es zu einem neuen vollständigen Ueberlasse. Man müsse sich da der Cabale Roland und Brissot entledigen; auch Buzot, Bergniaud, Guadet, Barbarou, Lajource gehörten dazu. Nur ein Mensch könne das Vaterland retten und dies sei Robespierre. Roland hatte seine Nachrichten von Dubail, dem Vicepräsidenten des Tribunals vom 17. August, welcher Fournier von Grund aus kannte. —

Louvet klagt Robespierre an.

Unter lautloser Stille, bei steigender Aufregung der Gemüther, las Lanjuinais Rolands Bericht vor. Aller Blicke richteten sich auf Robespierre, Marat, Panis. Kaum war der Bericht verlesen, als viele Abgeordnete seinen Druck und die Verjendung in die Departements verlangten.

„Ich verlange das Wort gegen den Druck des Berichtes“, rief Robespierre, „und ich will nicht bloß gegen seine Verbreitung, sondern auch über diese gefährliche Zunnuthung das Wort ergreifen.“ — „Zur Ordnung!“ rief ihm die Rechte zu; „er spielt schon den Dictator!“ Dantons mächtige Stimme kam Robespierre zuhülfe: „Präsident, wahren Sie ihm das Wort; ich verlange es gleichfalls. Es muß alles klar werden.“ — Robespierre hob eine lange Rede¹⁾ voll Selbstlob an, die immer wieder mit dem Ruf: „Zur Sache, zur Sache!“ unterbrochen wurde.²⁾ Er klagte über Verleumdung, über Verletzung der Rechte des Volkes, welches ihn in den Convent gesandt habe. „Keiner ist hier, der es wagt, offen als Ankläger gegen mich aufzutreten und mit mir von dieser Tribüne herab eine ruhige und ernste Verhandlung zu beginnen!“

„Wohlan, ich will es, Robespierre!“ entgegnete Louvet, indem er sich in die Mitte des Saales stürzte. „Und wir auch, wir klagen dich auch an!“ riefen zu gleicher Zeit Rebecqui und Barbarou.

Lautlos horcht alles. — Wieder kam Danton Robespierre zuhülfe: „Fahre ruhig fort, es sind gute Bürger da, die dich hören wollen.“ — Ruhig nach außen, aber bleich vor innerer Aufregung, fuhr Robespierre fort: „Will man unsere Stimme ersticken, will man einen Patrioten opfern? Ich verlange meinerseits auch angehört zu werden mit Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit. Weil ein Mitglied hier die Anklage angeboten hat, so möge man es anhören. Aber ich verlange auch,

daß die Versammlung einen Tag bestimme zur Besprechung der vom Minister vorgebrachten Dinge.“

Wieder kommt Danton Robespierre zuhülfe:¹⁾ „Es ist Zeit, es ist hohe Zeit, daß wir wissen, mit wem wir da zusammenstehen, und daß unsere Collegen wissen, wer wir sind. Man kann es nicht verhehlen, es bestehen große Keime der Zwietracht in dieser Versammlung. Wohlan, dieses Mißtrauen muß aufgehört, und wenn es Schuldige unter uns gibt, so muß ihnen geschehen, was recht ist. Ich erkläre es dem Convent, ich erkläre es der ganzen Republik, daß ich das Individuum Marat nicht mag. Ich habe sein Temperament hinlänglich kennen gelernt: er ist vulcanisch, bissig und immer unverträglich. Nach einem solchen Geständnis darf ich wohl auch sagen, daß ich unparteiisch bin und daß ich entschlossen bin, eher zu sterben, als die Ursache einer Zerzeißung der Republik zu werden.“²⁾ — Ich will meine Ansichten über die politische Lage vollkommen mittheilen. Ich begreife, daß das menschliche Gefühl aus den Seufzern des Ministers des Innern und der Bürger spricht, aber dieses Unglück war unzertrennlich von der Revolution, wie Garat in seinem neulichen Bericht sehr gut auseinander gesetzt hat.³⁾ Ohne Zweifel ist jeder Republikaner befugt, die Mthung der Gerechtigkeit gegen jene herauszufordern, welche revolutionäre Bewegungen hervorgerufen haben, nur um ihre Rachelust zu befriedigen. Aber man darf auch nicht aus bloßer Leidenschaft für Ordnung und Gesetz so weit gehen, unter der Farbe des Parteigeißles und einer Verschwörung das darzustellen, was vielleicht nur kleinliche und erbärmliche Ränke sind. Bemühen wir uns, den Groll und die persönlichen Befürchtungen zu beschwichtigen, lassen wir uns nicht durch leere und eingebildete Complotte erschrecken, deren Existenz zu beweisen sehr schwer sein möchte. Ich selber habe niemand angeklagt, bin aber auch bereit, alle Anklagen zurückzuweisen. Ich bin unangreifbar. Ich verlange, daß die Frage auf den 5. November vertagt werde, damit diejenigen, welche anklagen wollen, und die, welche sich vertheidigen müssen, Zeit genug haben, sich zum Kampf, zu dem man uns herauszufordern scheint, vorzubereiten.“

Buzot antwortete, es handle sich einfach um Thatsachen, die der Minister Roland vorgebracht habe: seien sie wahr, so müsse man Heilmittel anwenden. Ein großer Theil der Versammlung verlangte schon den Schluß der Sitzung, aber Louvets Eifer, seine Anklage zu begründen, und die Neugier brachten den Streit in neuen Fluß, und Louvet hob an, von einer großen Verschwörung zu sprechen, die auf Frankreich laste.⁴⁾ Man müsse endlich wissen, ob die Partei, von der man rede, aus 7 oder 8 Männern bestehe oder aus 730; entweder müsse die Mehrzahl als Siegerin oder als besiegt aus dieser Verhandlung hervorgehen. Man müsse endlich Frankreich den Grund angeben, warum man einen Mann in dieser Versammlung dulde, den die öffentliche Meinung als ein Schesusal bezeichne (und dabei deutete er auf Marat); man müsse entweder feierlich seine Unschuld anerkennen oder sich von seiner Gegenwart befreien. Dann gieng Louvet auf den Jakobinerclub über, um die Pläne der Anarchisten zu schildern, und auf dessen Entartung. „An jener Stätte, wo sich 1000 bis 1500 Männer ver-

¹⁾ Buhez et Roux, l. c. XIX, p. 410—436.

²⁾ Einmüthiger Beisall. Buhez et Roux, l. c. XIX, p. 415—418. — Débats de la Convention nationale, I, p. 225—228.

³⁾ Garats Bericht im „Moniteur“ Nr. 318. — Über denselben Débats de la Convention nationale, I, p. 227.

⁴⁾ Buhez et Roux, l. c. XIX, p. 422—436.

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 225.

²⁾ Buhez et Roux, l. c. XIX, p. 411—412; XX, p. 121—122.

sammelten, bildete sich seit Jänner 1792 eine an Mittel und Zahl noch schwache, aber an Rechet und Ruchlosigkeit starke Partei, welche mit den Anschulldigungen gegen den Hof zugleich die wildesten Anschulldigungen gegen die Linke der Legislative vorbrachte. An der Spitze dieser Bande stand ein Mann, von dem einige hühige Schwächer immer ein pomphafte Lob machten, wenn er sich nicht selbst lobte: ein Mann, den seine Bertrauten den einzig tugendhaften Menschen nannten, den einzigen, dem man die Rettung des Vaterlandes anvertrauen könne; ein Mann, der die niedrigsten Schmeicheleien an einige hundert Bürger verschwendete, die er zuerst als Volk von Paris, dann bloß als Volk und zuletzt als Souverän behandelte; ein Mann, der ohne Unterlaß von seinen vielen Vorzügen, Verdiensten und Tugenden ohne Zahl sprach, mit denen er ausgestattet sei, und der, nachdem er zwanzigmal immer die Stärke, Größe, Güte und Hoheit dieses Volktes gepriesen hatte, schwor, daß er auch zum Volk gehöre. Eine plumpe List, bei der man, den Götzen und die Anbeter verschmelzend, zuletzt dahin kommt, sie für einander haßbar zu machen; ein Mittel, dessen sich alle nach der höchsten Gewalt Strebenden, von Cäsar bis Cromwell, von Sulla bis zu Masaniello, schuldig machten."

Dann gieng Loubet auf die Schmeichler über, die immer unverschämter in ihrer verleumderischen Verfolgungsjucht, immer kriechender in ihrem Lob für das Volk, immer unkluger in ihrer Vergötterung Robespierres wurden, der am 10. August gar keinen Antheil habe, sich aber dennoch die Verdienste desselben aneignen wolle.¹⁾ „Am 12. August war ich im provisorischen Rath. Ein Mann tritt herein, alles steht auf; ich traue kaum meinen Augen: es ist Robespierre. Er wird sich mitten unter uns setzen — ich täusche mich: er setzt sich auf die erhöhte Stelle, die er sich im Bureau ausgesucht hatte — seit langem gab es ja keine Gleichheit mehr für ihn! Was, Robespierre, der hochmüthige Robespierre, welcher in den Tagen der Gefahr den Posten verließ, auf den ihn das Zutrauen seiner Mitbürger berief, der bloß eines Abends vor 1500 Zeugen sich verbindlich machte, der Rath des Volktes zu werden, vorausgesetzt daß das Volk ein lebhaftes Verlangen danach bezeuge, Robespierre willigte ein, einfacher Municipalbeamter zu werden? Von diesem Augenblicke war es mir klar, daß der Generalrath sich mit großen Plänen trage und daß mehrere seiner Mitglieder zu hohen Dingen bestimmt seien. — Aber gehört ihnen denn diese Revolution vom 10. August, auf die Robespierre und seine Freunde pochen? Nein! sie ist die That der Vorstädte und der Föderierten, in deren Mitte sie sich nicht befanden; sie ist das Werk der Legislative, die sie unaufhörlich angriffen; sie gehört 200 muthigen Abgeordneten an, welche dort unter dem Donner der Kanonen den Beschluß verkündeten, den König zu entheben. Die Revolution vom 10. August gehört allen an; aber der 2. September, ihr verschworene Barbaren, der gehört euch an, nur euch! Sie selber rühmen sich dessen: mit wilder, blutigieriger Verachtung bezeichnen sie uns nur als die Patrioten des 10. August und behalten sich selber den Titel der Patrioten vom 2. September vor. Möge diese Unterscheidung nur bleiben; sie geziemt dem Muth, der euch eigen ist! Möge sie bleiben, zu unserer ewigen Rechtfertigung und eurer andauernden Schmach! — Diese angeblichen Volktsfreunde schoben auf das Volk von Paris die Schandthaten, mit welchen die erste Woche des Septembers besudelt ist. Sie thaten ihm die elendste Beschimpfung an: sie haben es schmachvoll verleugnet!

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 228—233.

Ich kenne es, dieses Volk von Paris, denn ich bin da geboren, ich habe in seiner Mitte gelebt: es ist tapfer, aber, wie alle Tapferen, gutmüthig; es ist ungeduldig, aber es ist edelmüthig; es empfindet ein Unrecht lebhaft, aber nach dem Siege ist es hochherzig; es weiß zu kämpfen, aber es mordet nicht. — Es ist wahr, man sah es in Masse am 10. August vor den Tuileries. Es ist falsch, daß man es am 2. September vor den Gefängnissen sah. Wie viel Fenster waren darinnen? Zweihundert vielleicht, oder nicht einmal soviel. Wie viel Zuschauer waren außen, durch eine unbegreifliche Neugier festgehalten? Nicht doppelt soviel. — Ja, fragt nur Pétion, der es mir gesagt hat. Aber warum hat das Volk die Morde nicht verhindert, da es keinen Antheil an denselben nahm? — Warum? weil die Macht des Maires von Paris gefesselt war, weil Roland umsonst sprach, weil der Minister der Justiz gar nicht sprach, weil die Vorstände der 48 Sectionen, obgleich bereit, so viele entsetzliche Unordnungen zu verhindern, vergebens auf das Aufgebot des Bürgerwehrgenerals warteten, weil Municipalbeamte in ihren Schärpen bei den Hinrichtungen den Vorsitz hatten! Aber warum hat denn die Legislative diese nicht verhindert? Volktsvertreter! Ihr werdet die Legislative rächen, ihr werdet die Ohnmacht rächen, in die man eure Vorgänger versetzt hatte! Sie ist unter den vielen Verbrechen, dessen ich diese Sträflinge bezichtige, das größte. Die Legislative war tagelang verkannt, verhöhnt durch einen unverschämten Demagogen, der vor ihre Schranken kam, um ihr Beschlüsse aufzudrängen, der zur Commune zurückkehrte, nur um sie anzulagen, und der sogar in den Ausschuß der Einundzwanzig trat, um mit der Sturmglöcke zu drohen!" (Diese Bewegung. Robespierre sucht vergebens das Wort zu erlangen).¹⁾

Bisher hatte man Loubet in lautloser Stille angehört — jetzt aber konnte Cambon seine Gefühle nicht mehr beherrschen, er stand auf, machte eine Faust gegen Marat, Panis und Sergent und rief: „Ihr Schurken, jetzt kommt das Todesurtheil für die Dictatoren!“²⁾ Lacroix aber bat Loubet, ihm einen Augenblick das Wort abzutreten, um die Sache näher zu beleuchten, und sagte: „Eines Abends nach dem 10. August kam Robespierre an der Spitze einer Deputation der Commune und forderte die Auflösung des Directoriums des Departements. Ich hatte den Muth, diesen Vorschlag zu bekämpfen, und die Versammlung gieng darüber zur Tagesordnung über. Als ich von der Rednerbühne herabstieg, sagte mir Robespierre: wenn die Versammlung sein Verlangen nicht gutwillig genehmige, so werde man sie mit der Sturmglöcke dazu zwingen. — Mehrere Mitglieder der Deputation sagten ihm dasselbe nach, und viele Mitglieder der Versammlung hörten es.“ — „Ja, wir bezeugen es,“ riefen mehrere Abgeordnete. „Ich gieng wieder zur Rednerbühne zurück“, fährt Lacroix fort, „und meldete es der Versammlung: die Commune mag uns morden lassen, aber wir wollen immer unsere Pflicht thun. Die Versammlung blieb fest. Robespierre kehrte zur Commune zurück, um uns anzulagen. Und zwei Stunden nachher warteten mich mehrere meiner Collegen, ja nicht durch den Hof der Feuillans zu gehen, weil dort Menehelnörder auf mich lauerten.“

Robespierre wollte auf die Tribüne springen, der Präsident hielt ihn auf: „Man wird Ihnen die Gerechtigkeit nicht verweigern, Sie anzuhören, wenn der Ankläger seine Rede beendet hat.“ Dann fuhr Loubet fort³⁾ Robespierre

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 235—237.

²⁾ Buchez et Roux, I. c. XIX, p. 430—431.

³⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 236—237.

der Lügen und Drohungen anzuklagen, mit denen er verdiente Stellvertreter des Volkes belästete: sie hätten Frankreich dem Feinde verkauft, beschuldigte er sie am Tage vor den Mordthaten. „Wie ein Despot hielt er die Thore von Paris verschlossen und würdigte das Ansehen der Nation herunter. Alle Mauern der Hauptstadt sah man mit Anschlagzetteln besetzt — des Inhalts, wie Ähnliches die blutigierigsten Völker nicht aufzuweisen haben: man müsse morden, ohne Aufhören morden. Die besten Patrioten waren darin dem Tode gewidmet, alle Minister als Verräther geschildert, einen einzigen ausgenommen und immer denselben. Ha! Danton, wirst du von dieser Ausnahme dich rechtfertigen können?“ — Hierbei sah Loubet Danton fest ins Gesicht. „Wirst du vermögen, deinen Charakter bei der Nachwelt reinzuwaschen?“¹⁾

Im Gefühl, wie sehr er so manchem aus dem Herzen sprach, gieng dann Marat. Loubet siegestrunken zum Angriff auf Marat über: „Damals sah man mit Entsetzen einen in den Jahrbüchern der Verbrechen ganz einzigen Mann wieder auftauchen, und glaubt ja nicht, daß wir unsere Meinung über ihn ändern, wenn ihr euch jetzt von diesem verwegenen Spion und Sturmkläuter zum Meuchelmord wieder losjagen wollt.“²⁾ Wenn er nicht zu eurer Partei gehörte, wie käme es denn, daß dieses Ungeheuer wieder lebend aus dem Grabe emporstieg, wozu es sich selbst verdammt hatte? Wenn ihr ihn nicht leitetet, nicht beschützet, wozu nahm denn er, dessen Dasein bisher ein Problem war, die Mittel her, die er immer besitzt — er, der eben noch sein äußerstes Elend gestanden, als er von Roland 15.000 Francs verlangte, welche dieser ihm abjähig? Wie hätte er sonst das Geld für seine zahlreichen Straßenanschläge aufgebracht, die große, für ihn unerreichbare Auslagen erforderten, wenn ihr ihn nicht für seinen Eifer belohntet? Warum stellten Sie, Robespierre, diesen Menschen der Wahlversammlung vor, die Sie durch die Ränke und den Schrecken beherrschten? Warum ließen Sie mich beschimpfen, als ich den Muth hatte, das Wort gegen Marat zu verlangen? — Mein Gott! — ich habe jetzt den Namen ausgesprochen. Dieser Mensch ward als Bewerber um die Wahl in einer Rede Robespierres bezeichnet, nachdem er Briefe verleumdet hatte. Als ich die Versammlung verließ, wurde ich von der Leibwache Robespierres, von Kerlen, die mit Knütteln und Säbeln bewaffnet waren, und ihn überall begleiteten,³⁾ beschimpft. Als ich die Schwelle überschritt, sagte mir einer von ihnen: „Jetzt kommt es bald an dich!“

Die Commune. Dann kam Loubet an den Plan der Commune von Paris, welche mit den anderen Communen von Frankreich sich vereinigen und die Gewalt in die Hand nehmen wollte, an die Septembermorde, an den Schrecken, der in allen Familien herrschte, und wie dennoch die Pläne vereitelt wurden, weil der größte Theil von Frankreich von diesen entsetzlichen Dingen nichts wissen wollte.⁴⁾ Nur Paris hatte den traurigen Vorzug, mit so viel Mord und Plünderung besudelt zu werden, und die Barbaren gestanden, daß sie noch 20.000 Leichen haben müßten. Nicht ohne Grund verglich Loubet die Septembertage mit den Proscriptionen des Sulla und faßte dann seine Anklage mit den Worten zusammen: „Robespierre, ich klage dich an, lange Zeit die reinsten und eifrigsten Patrioten verleumdet zu haben, in

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 431—432.

²⁾ „Cet enfant perdu de l'assassinat.“ — Ibid. XIX, p. 432.

³⁾ „Ces hommes, armés de gros bâtons, de sabres, qui l'accompagnaient partout.“ Ibid. XIX, p. 432.

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 433—434.

jenen schrecklichen Tagen des September, in denen deine Verleumdungen das Gewicht von Todesurtheilen hatten. Ich klage dich an, die Stellvertreter der Nation erniedrigt, verfolgt und ihr Ansehen herabgesetzt zu haben. Ich klage dich an, dich beständig zu einem Gegenstand der Abgötterei erhoben und geduldet zu haben, daß man dich in deiner Gegenwart als den einzig tugendhaften Mann in Frankreich bezeichnete, welcher das Vaterland retten könnte, und daß du von dir selber dieses zu verstreben gabst. Ich klage dich an, daß du durch alle möglichen Ränke und durch Schrecken die Wahlversammlung von Paris tyrannisiert und nach der höchsten Gewalt gestrebt hast.

„Aber unter euch befindet sich noch ein anderer Mann, dessen Name nie mehr meinen Mund beschmutzen soll, den ich euch nicht weiter anzuklagen brauche; denn er hat sich selber angeklagt, und er scheut sich nicht, öffentlich zu behaupten, daß nach seiner Ansicht noch 260.000 Köpfe fallen müssen. Er hat selber gestanden, daß er den Umsturz der Regierung zustande gebracht habe. Dieser Mann sitzt noch mitten unter euch. Mit Unmuth sieht Frankreich, mit Staunen Europa auf eure lange Schwäche. Ich verlange, daß ihr Marat in Klagestand versetzt und daß der Sicherheits-Ausschuß das Benehmen Robespierres und einiger anderen prüfe und anderweitige Maßregeln treffe, die für die gegenwärtige Lage passen. Ihre Pläne sind nur verschoben, sie belauern euch und halten eure Nachsicht für Schwäche.“ — Marat.

Folgen der Anklage Loubets. Die Föderierten.

So Loubet. Unter rauschendem Beifall verließ er die Rednerbühne. Seine Gesinnungsgenossen hätten ihn rasch unterstützen sollen, der Augenblick war günstig. Hätte Robespierre jetzt gesprochen, er wäre verloren gewesen. Doch er kannte seine Leute: er bat um acht Tage Frist, damit er sich verantworten könne, und sie ward ihm bewilligt. So erlangte er die nöthige Zeit zu seiner Freisprechung und die Gewalt über Leben und Tod seiner schwachen Gegner.¹⁾ Eindruck der Rede Loubets.

Der Engländer Moore, welcher der Rede bewohnte, sagt in seinem Tagebuch:²⁾ „Robespierre gerieth dadurch in solche Verwirrung, daß er nachher nie wieder zu völligem Muth und zur Besinnung gelangte. Beredsamkeit wirkt heftig und augenblicklich auf eine Versammlung von Franzosen. Loubets Rede brachte gegen Robespierre auffallenden Unwillen hervor. Bei einigen Stellen glaubte ich, letzterer gerathe in persönliche Gefahr. Daß er einen so langen Ausschub zu seiner Bertheidigung verlangte, ward ihm wahrscheinlich von Danton oder einem andern seiner Freunde unter den Fuß gegeben. Er that sehr klüglich daran. Ein Versuch, auf der Stelle zu antworten, mußte ihn seinen Prozeß verlieren machen. Seine ganze Beredsamkeit und Gewandtheit reichten damals nicht hin, den starken Eindruck auszulöschen, welchen Loubet hervorgebracht hatte. Er setzte sich freilich

¹⁾ „C'était obtenir en même temps et son absolution et le pouvoir de vie et de mort sur ses faibles adversaires.“ — Loubet, Mémoires, p. 53. — Débats de la Convention nationale, I, p. 240—243.

²⁾ Moore, Tagebuch, II, S. 200.

durch seine unweife Prahlerei dem Angriffe aus, war aber keineswegs darauf gefaßt. Besonders hatte seine Partei an dem Tage die Gallerien aus der Acht gelassen; denn die Zuhörer zeigten ihm keine Vorliebe. Auch war diese Erscheinung ihm so neu, daß sie vieles beigetragen haben soll, ihn um seine Fassung zu bringen.“

Die Jakobiner. Gewiß ist, die Jakobiner fühlten sich sehr bedroht. Am Abend war der Club überfüllt, unter großem Geschrei ward die Streichung Louvets aus dem Verzeichnis der Mitglieder verlangt. Als einige meinten, man solle Pétion zum Schiedsrichter zwischen Robespierre und Louvet wählen, entgegnete Merlin von Thionville: „Was, ihr wollt ein Schiedsgericht zwischen den Grundsätzen und dem Furchtum? ist Pétion nicht fehlbar? besucht er nicht Roland? sieht er nicht in seinem Hause Lasource, Vergniaud, Barbaroux und all die Hänfeschmiede, welche uns verfolgen?“ Augustin Robespierre aber meinte, nie sei die Freiheit in größerer Gefahr gewesen. Nicht das ganze Volk, nur das Volk von Paris sei für die Jakobiner. Man müsse die Departements aufklären. Jeder Anwesende auf den Gallerien müßte die wahre Lage in den Provinzen schildern. Maximilian Robespierre beschwor die Anwesenden, alle Persönlichkeiten ruhen zu lassen und nur der großen Sache zu gedenken. Man solle den Feinden nur Geduld entgegensetzen! die Freiheit werde doch triumphieren.

Chabot. Chabot aber eiferte gegen die Behauptung Louvets, daß die Männer des 10. August nicht diejenigen seien, welche den 2. September gemacht haben: — es seien die nämlichen. Ubrigens wollten die Girondisten jetzt den Jakobinern an den Hals gehen. Er für seinen Theil möchte seit Louvets Rede nicht mehr neben diesem schlafen, aus Furcht, von ihm ermordet zu werden. Sie wollten jetzt die Patrioten einzeln abthun: zuerst Robespierre, Marat, Danton und Santerre in Anklagezustand versetzen; dann machten sie sich an Bazire, Merlin, Chabot, Montant, selbst an Grangeneuve, wenn sich der nicht so eng an sie angeklammert hätte. Dann würden sie eine Anklage gegen die Vorstadt Saint-Antoine schleudern, schließlich die achtundvierzig Sectionen anklagen und im ganzen würden so 800.000 Menschen geopfert werden. Doch hätten sie noch kein volles Vertrauen in ihre Kräfte; denn sie verlangten den Ostracismus. — Der Convent habe gar kein Recht, eine Anklage gegen einen seiner Mitglieder zu schleudern, und er könne keine That-sache der Revolution als ein Verbrechen erklären.“

Geständnis eines Mörders. Wie erregt die Stimmung war, zeigt das Geständnis eines anwesenden Föderierten: er habe am 2. September mit einer beträchtlichen Anzahl von Kameraden in den Gefängnissen gearbeitet, habe aber geglaubt, nur Verschwörer und Falschmünzer zu ermorden und Paris vor Brand und Blut zu schützen. Am nächsten Tag müsse er zur Armee abreisen und er bedauere, die Hauptstadt in einem so gefährlichen Augenblick großer Spaltungen zu verlassen.“

Föderierte. Gewiß, in Paris war die Aufregung groß. Saint-Just meldete im Club, es rühre sich in der Stadt, es stehe etwas ganz Besonderes bevor; sie fülle sich mit Soldaten, im Augenblick, wo man Robespierre vernichten wolle; man denke in seiner Person das Volk zu vernichten.“ „Welche Regierung ist das, die den Baum der Freiheit auf das Schafott pflanzt und dem

1) Buchez et Roux, l. c. XX, p. 27—34.

2) Ibid. XX, p. 32—33.

3) Ibid. XX, p. 33.

4) Ibid. XX, p. 196—197. — Mortimer-Ternaux, Hist. de la Terreur,

Geseh die Sichel des Todes in die Hand gibt?“ Gewiß, eine gute Bemerkung, zu der aber Mortimer-Ternaux ebenso gut ein anderes Wort hinzufügt: „Wer spricht diese Wahrheit aus? Ein Mitglied des künftigen Wohlfahrts-Ausschusses! So sind diese Demagogen immer: wenn sie nicht das Übergewicht haben und Achtungen befürchten, so predigen sie Versöhnung und Milde; können sie nicht zum Tode verurtheilen, so verlangen sie die Aufhebung der Todesstrafe. Sie erklären sich bereit, sich für das Wohl aller zu opfern; aber sie rechnen darauf, daß man sie nicht beim Wort nimmt.“ — So spricht jetzt auch Augustin Robespierre über das Loz, das seinen Bruder bedrohe: „Wohlan, Sie mögen Maximilian opfern. Der Verlust eines Mannes hat nicht den Untergang der Freiheit zur Folge.“¹⁾

Ubrigens war Paris sicher in großer Aufregung. Die jakobinischen Blätter warfen den Girondisten vor, daß sie die Verurtheilung des Königs verzögern, und tadelten Danton, daß er sein getreues Werkzeug, Marat, feig preisgegeben habe. Unter dieser Aufregung gieng Buzots Antrag gegen die Aufreizer zum Morde nicht durch, zumal der Berichtstatter, Lepelletier-Saint-Fargeau,²⁾ keine Beschränkung der Presse zugeben wollte. Bei der Verhandlung entschied Dantons Stimmstimme — mit dem Satz: „Die Freiheit der Presse oder der Tod.“³⁾ — Somit gieng auch der zweite Theil vom Antrag der Commission der Neum in die Brüche. Buzot war ja früher selbst am eifrigsten für Pressefreiheit.

Das gab begreiflich dem halbverrückten Marat den Muth, seine Gegner mit Roth zu bewerfen. Er nannte die Gironde „die heuchlerische und barbarische Bande von der Rhône“, Buzot nannte er einen Pedanten, Lacroix einen Formelmenschen, Genouonné einen verwirrten Kopf, Roland einen Tartüffe, Brissot einen Lügner; seine 260.000 Köpfe verlangte er ungeachtet nachher, wie vorher.⁴⁾ „Solange die Republik nicht frei ist von ihren Drängern, solange ihr sie nicht alle aufs Schafott geschickt habt, könnt ihr keine Ruhe haben. Das ist meine herzinnige Meinung, und jetzt jetzt mich in Anklagezustand, wenn ihr wollt.“

Zimmer mehr Föderierte kamen nach Paris auf Anregung der Gironde, für die Jakobiner ein Gegenstand der Sorge. Man suchte sie ihnen abwendig zu machen. Marat ließ diesen tapferen Sansculotten ein Frühstück anbieten. Es half nicht. Am 4. November⁵⁾ traten die Sprecher der neuen Antömmelinge vor den Convent, baten um Maßregeln zur baldigen Herstellung der Gesehe gegen die Anarchie und klagten über die Beschimpfungen, denen sie ausgesetzt seien, nicht von Seite ihrer Waffenbrüder, sondern der Aufwiegler in Paris.⁶⁾

1) Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 320.

2) Débats de la Convention nationale, I, p. 245—248.

3) „La liberté de la presse ou la mort!“ — Buchez et Roux, Hist. parlem., XIX, p. 443.

4) Buchez et Roux, l. c. XX, p. 34—35.

5) Débats de la Convention nationale, I, p. 267—268.

6) Marat war am 24. October 1792 in der Kajette der Föderierten erschienen, hatte je drei Mann von der Compagnie zum Frühstück eingeladen, sich von ihnen ihre Wohnung, ihre Betten zeigen lassen und dabei geäußert, es sei unbillig, daß so tapfere Soldaten so schändlich behandelt würden. Sie aber hatten seine Absicht bemerkt, sie nur aufzuzeigen. — Buchez et Roux, l. c. XX, p. 180.

Die Föderierten. „Man sagt, wir wollen den König tödten, wir denken aber nicht mehr an Ludwig XVI.; man sagt, wir wollen den Convent aus Paris fortführen, das ist aber nicht wahr, sondern sie sind es, welche die National-Versammlung vertreiben, welche die Scenen vom 2. September erneuern, den Schatz plündern, im Blute all ihrer Feinde und aller guten Bürger schwimmen wollen.“ Wir wissen gewiß, daß der größte Theil unter euch den Dolchen in den Achtungslisten dieser Tribunen geweiht ist. Sie rüsten mit allen ihren Mitteln zu einem Aufstand, aber sie mögen zittern, denn wir sind da.“

Die Sectionen. Aber zu gleicher Zeit erschien auch vor dem Convent eine Abordnung der Sectionen von Paris, nämlich von den Jakobinern angestachelt, mit der Frage, da es kein Lager mehr vor Paris gebe, so seien auch keine weiteren Bewaffneten und kein weiteres Heer mehr nöthig.

„Warum also Bewaffnete für den Convent, warum vertraut er sich nicht den Bürgern von Paris? Sind denn die Volksvertreter nicht hinlänglich beschützt durch das Vertrauen des Volkes? Zieht ihr seiner Liebe die Bajonnette vor? Habt ihr Furcht wie Despoten? Umgebt euch mit Achtung und ihr werdet sicher sein. Das Volk von Paris hat nie seine Eide gebrochen. Seid mir immer unsere Freunde, uns gleich und unsere Brüder. Wir haben uns unserer Waffen beraubt, um sie den Freiwilligen zu ihrem Marsch an die Grenze zu geben. Der Kriegsminister sollte uns bald Flinten und Kanonen liefern, aber er hat es seit drei Monaten nicht gethan. Wir sind ohne Waffen und von Bewaffneten umgeben. Fürchtet man, daß die Männer des 10. August einen schlechten Gebrauch von den Kanonen und Flinten machen? Die Zeit drängt, der Sturm braust heran, vernehmet den Wunsch des Volkes von Paris!“¹⁾

Mouyer. Mouyer hielt dieser Deputation mit Recht entgegen, Freiheit sei keine Frechheit, und fragte sie, was denn die Stadt Paris für die Ruhe gethan habe, warum sie die Aufwiegler nicht verhaftete, warum sie die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht vollziehe und sich dadurch der Freiheit würdig zeige? Legendre erzählte, daß die Föderierten sich Ausschreitungen erlaubten; nach einem brüderlichen Wahl wären sie gestern durch die Straßen von Paris gezogen und hätten singend die Köpfe Marats, Robespierres und Dantons gefordert.²⁾

Barrère. Diesmal entschied Barrères Falschheit zu Ungunsten der Gironde, mit welcher er bisher zu gehen schien: er war der Mann der Phrase und haschte nach dem Schein, in wichtigen Augenblicken die Entscheidung in seiner Gewalt zu haben.

„Seit mehreren Tagen“, hob er an, „haben wir Verhandlungen, die nicht zum Glück der Republik verlaufen. Statt mit dem Wohl der Gesamtheit, beschäftigen wir uns mit den Streitigkeiten einiger Dictatoren, die nie die Ehre haben

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 180.

²⁾ Ibid. XX, p. 180—181. — Débats de la Convention nationale, I, p. 268.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 184. — Das Lied lautete:

La tête de Marat, Robespierre et Danton,
Et de tous ceux, qui les défendront
O gué!
Et de tous ceux, qui les défendront
O gué!

werden, daß ihr Name in die Jahrbücher der französischen Nation eingetragen wird. Auf der einen Seite verlangten Föderierte den Kopf Marats, auf der andern betreiben die Aufwiegler neue Unruhen. Beide verdienen Ahndung. Diese Unruhen kommen vom Plane her, eine neue Macht zu schaffen. Ich halte diese Ehrenwache für eine lächerliche und unzureichende Maßregel. Was vermögen 4000 Mann gegen eine Bevölkerung, wie die der Stadt Paris! Kann man damit einen Aufstand gegen euch hindern? Die öffentliche Meinung muß unsere Ehrenwache sein. Nur auf diese können wir rechnen.“ Das hieß nach rechts schlagen. Dann schlug Barrère nach links und donnerte gegen die Anarchie, das Ungeheuer, das sich aus dem Schoße der Commune von Paris erhebe, und dessen Hände, dessen Arme sich über die ganze Stadt ausbreiteten. Die Sectionen von Paris gehorchen dem Convent nicht. Das muß aufhören. Beide eben verlesenen Adressen sollte man übrigens drucken lassen und dem Minister auftragen, für die Ruhe von Paris zu sorgen, die Commune verhalten, die Aufwiegler einzuliefern, und den Sicherheits-Ausschuß mit einem Bericht über den Zustand von Paris beauftragen.¹⁾

Der Minister Pache aber schrieb: „Ich habe keine bewaffnete Macht nach Paris berufen; ich kenne keinen Grund, warum eine solche in Paris nöthig ist, und der erste Befehl, den sie von mir bekommen, ist, daß sie an die Grenze abrücken. Man würde ihnen schlecht dienen, wenn man ihren Muth hieher fesseln wollte. Sie müssen überall hingehen, wo es Ketten zu brechen gibt.“ Damit wollte er den Girondisten die Waffe entwenden, auf die sie vertraut hatten. Die Föderierten sollten zur Armee Custines abrücken. —

Wie Robespierre sich vertheidigt.

Unter steigendem Streit kam man zum 5. November, dem Tage, an welchem Robespierre sich vertheidigen sollte. Die Spannung war groß, die Tribünen, die Zugänge zum Saal gedrängt voll, die Gallerien überfüllt, namentlich von Frauen, 700 bis 800, höchstens von 200 Männern. Die Gänge entlang konnte man kaum vor Frauen kommen. Frauen waren die eifrigsten Anhängerinnen Robespierres, waren immer bemüht um seinen Rednerstuhl bei den Jakobinern, bei den Cordeliers, im Convent.

Auf die Frage, woher dieser Eifer der Frauen für den nichts weniger als schönen und anmuthigen Redner, gab Condorcet die Antwort: „Weil die französische Revolution eine Religion ist und Robespierre eine Secte derselben errichtet hat. Er ist ein Priester und es fehlt ihm nicht an andächtigen Zuhörern. Offenbar ist aber seine ganze Gewalt nur ein Weiberleben (das heißt, er kann nur reden, wenn es aber einmal zum Schaffen kommen sollte, so wird er nichts vermögen). Robespierre predigt und tadelt, er thut wüthend, ernsthaft, schweremüthig, bei kaltem Blut überspannt, ohne Widerspruch in seinen Gedanken und in seinem Betragen. Er schreit gegen die Reichen und Großen, kommt mit Wenigem

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 269—271.

Pache.

5. November 1792.

Die Frauen für Robespierre.

aus und kennt keine Bedürfnisse. Er kennt nur einen Beruf, den Beruf zu sprechen, und spricht denn auch unaufhörlich. Er tritt auf, wenn er Eindruck machen kann; er tritt ab, wenn beliebtere Schauspieler die Bühne betreten. Er erwirbt sich den Ruf einer klösterlichen Strenge, die nach Heiligprechung trachtet. Er geht auf Stelzen, er spricht von Gott und Vorsehung und nennt sich den Freund der Armen und Schwachen. Er zieht Weiblein hinter sich her und läßt sich mit hohem Ernst ihre Anbetung und Hulldigung gefallen. Er verschwindet vor der Gefahr und zeigt sich allgegenwärtig, sobald die Gefahr verschwindet. Er hat alle Eigenschaften, die das Oberhaupt einer Secte besitzen muß.“

Robespierre hatte sich lang und sorgfältig vorbereitet und seine Rede gut eingelernt. Er erschien spät, es war schon gegen Mittag, aber voll Zuversicht, welche der rauschende Beifall, mit dem ihn die Gallerien begrüßten, nur steigern konnte. Er trat eigentlich nicht als Angeklagter, sondern schon im Gefühl eines Siegers auf, und sprach zwei Stunden lang, indem er zuerst die einzelnen Anklagen gegen sich zu widerlegen suchte und dann zu allgemeinen Gesichtspunkten übergieng, immer im Ton einer verachtenden, die Blößen seiner Gegner enthüllenden Selbstverehrung. Mirabeau hatte schon von ihm gesagt: „Dieser Mensch bringt es zu etwas, denn er glaubt an sich selber“, und diese Zuversicht, verbunden mit einem seltenen Talent der Lüge und der Verleumdung übte eine magische Wirkung auf alle Zuhörer, die keinen tieferen Blick besaßen.¹⁾

Robespierre gieng gleich auf den Kern der Sache, aber in stolzem Ton: er verteidigte sich nur, weil jeder Volksvertreter es dem Wohl des Volkes schuldig sei, weil das Werk der Verleumdung, weil der Haß und die Rache aus dem Heiligthum der Gesetze schwinden und die Wahrheit und die Eintracht dahin zurückkehren sollten. Wessen klage man ihn denn an! Dafs er nach der Dictatur, dem Triumvirat, dem Tribunal, kurz, dafs er nach der höchsten Gewalt trachte. Da hätte er aber nicht bloß den Thron, sondern auch die gesetzgebende Macht stürzen und vor allem verhindern müssen, dafs der Convent zusammenkomme. Nun sei aber gerade er es gewesen, der in seinen Schriften einen Convent verlangt habe, als einziges Hilfsmittel, das Vaterland zu retten. Seine Gegner hätten ihn deshalb einen Brandstifter genannt, aber der 10. August habe seine Forderung gut geheifen. „Um Dictator zu werden, hätte ich nicht bloß Paris beherrschen, sondern auch die zweiundachtzig andern Departements mir unterwerfen müssen. Wo aber waren da meine Schätze, meine Heere, meine festen Plätze? Alle Macht ruht ja vollständig in den Händen meiner Feinde. Ich hätte ja vollkommen ein Narr sein müssen, wenn ich in solcher Lage einen solchen Plan entworfen hätte.“ — „Das wird Ihren Gegnern nicht schwer fallen zu beweisen“, rief ein Abgeordneter. — „Und wenn sie es auch beweisen, so müssen sie noch beweisen, dafs ein verrückter Mensch dem Staat am gefährlichsten sei.“ — „Gerade am allergefährlichsten“, rief der Abgeordnete. Selbstgefällig fuhr Robespierre fort: man werfe ihm Marat vor, und erzählte dann, wie im Jänner 1792 Marat,

¹⁾ Seine Rede ist vollinhaltlich in seinen Lettres à ses commettans, IV, dann in der Hist. parlém., XX, p. 198—219, in den Débats de la Convention nationale, I, p. 273—296, wiedergegeben.

zu, dem er damals noch keine Beziehungen gehabt, ihn besucht und im Ton der Verzweiflung über die Lage gesprochen habe. „Ich sagte ihm, dafs die feurigsten Patrioten gerade so über ihn dächten, wie ich, dafs er nämlich den nützlichen Wahrheiten, die in seinen Schriften seien, selber ein Hindernis entgegensetze, indem er immer auf abgeschmackte und gewaltthätige Maßregeln zurückkomme, über welche die Freunde der Freiheit wie die Anhänger der Aristokratie gleich empört seien. Marat fand meine Ansichten eng und beschränkt, und schrieb nachher über mich, ich hätte weder die Weite des Blickes, noch die Kühnheit eines Staatsmannes, und beschuldigte mich sogar des Feuilleantismus, weil ich nicht entschieden genug auf den Umsturz der Verfassung hinarbeite.“ — Dann wies Robespierre den Vorwurf ab, er sei schuld an Marats Wahl zum Abgeordneten. Man habe vielmehr Marat nur darum in den Convent gewählt, weil man die Aristokraten haßte, als deren Todfeind Marat galt. Paris sei damals in der höchsten Gefahr gewesen und man habe seine Übertriebenheiten übersehen und nur auf seinen Patriotismus geachtet. Dann pries er die Wahlversammlung und den Grundsatz, mit lauter Stimme zu wählen. Das heißt, er pries sich selbst, denn er hatte es ja beantragt, und klagte am Schluß dieses Abschnittes über die Verfolgungen, die er für seine Liebe zum Vaterland erdulden müsse. Der Anklage, dafs er einen Despotismus der Meinung bei den Jakobinern ausübe, hielt er den Satz entgegen: „Was soll Despotismus der Meinung sein, in einer Gesellschaft von ungefähr 1500 freien Männern, welche für die feurigsten Patrioten gelten, wenn es nicht die natürliche Herrschaft der Principien ist? Aber diese Herrschaft ist nicht das persönliche Eigenthum dieses oder jenes Menschen, der sie ausspricht, und sie gehört der allgemeinen Vernunft und allen Menschen an, welche ihre Stimme hören wollen. — Und ich, wenn ich eine solche Herrschaft bei den Jakobinern erlangt hätte, was könntet ihr daraus gegen mich folgern? Ihr habt eine sehr bequeme Methode angenommen, eure Herrschaft zu sichern. Ihr gebt euren Gegnern den Namen Schurken und Ungeheuer, und behandelt eure Anhänger als Muster der Vaterlandsliebe. Ihr beschäftigt uns also immer mit dem Gewicht unserer Fehler und eurer Tugenden. — Auf was gründen sich alle eure Vorwürfe? Die Mehrzahl der Jakobiner verwarf eure Ansicht. Das war ein Unrecht. Das Publicum machte es gerade so. Was wollt ihr daraus zu euren Gunsten schließen? Habe ich denn Schätze verschwendet, um Grundsätze siegreich zu machen, die in alle Herzen gegraben sind? Ihr habt das Thun der neuen Minister verteidigt, wir die Grundsätze. Ihr wolltet die Macht, wir die Gleichheit. Worüber wollt ihr nun klagen? Aber ihr sagt, nicht die Eigenschaft, sondern das Interesse der Freiheit leite euch gegen den Jakobinerclub, welcher nur eine Höhle von Parteil Männern und Räubern sei, inmitten einer kleinen Zahl von ehrenhaften, aber betrogenen Leuten. Ihr werdet gar noch einmal auf die Ausrottung der Jakobiner antragen! Wir wollen dann sehen, ob ihr mehr Gabe der Überredung und mehr Erfolg habt, als Leopold und Lafayette.“

Sofort geht Robespierre zur Verttheidigung der Commune vom 10. August über. Die hohen Ziele, zu denen ihre Mitglieder bestimmt, seien die Opfer für das Vaterland, die Rettung Frankreichs gewesen. Die Mitglieder seien die edelsten Bürger, starke und erhabene Geister gewesen, mit denen man Siege des Heldenthums erkämpfte, die ewig in der Geschichte glänzen werden. — Robespierre sucht hier Mohren weiß zu waschen und magt noch zu sagen: „Die Kränke verschwinden mit den Leidenschaften, durch die sie entstanden. Bloß die großen Thaten und die großen Charaktere bleiben. Wir

kennen die Namen der Parteimänner nicht, welche gegen Cato auf die Rednerbühne Steine warfen; aber die Blicke der Nachwelt ruhen auf dem heiligen Bild des großen Mannes.“ Statt zu handeln wie das römische Volk, benehmen sich die Girondisten wie Clodius nach der Unterdrückung der Verschwörung des Catilina. Clodius klagte den Cicero an, dieser aber schwor, er habe das Vaterland gerettet, und das Volk lohnte ihm mit Beifall. Was habe denn die Commune Ungeheuliches gethan? Verhaftungen vornehmen lassen? Könne man denn immer mit dem Gesetzbuch die heilsamen Maßregeln abmessen, welche in Zeiten der Noth die Rettung des Vaterlands verlange? Ob man denn den Schriftstellern, welche die Freiheit lästerten, nicht die besoldete Feder habe zerbrechen müssen? Ob man nicht die Feinde der Freiheit habe verhaften müssen? ¹⁾

Robespierre suchte sogar zu rechtfertigen, daß die Commune Commissäre in die Departements sandte, um ihre Grundsätze zu verbreiten und sie zum Anschluß an die Pariser zu bestimmen. „Erschien denn der Sturz des Thrones so leicht, bevor er erfolgte? Müßte man nicht in ganz Frankreich die Partei der Tyrannen vernichten und folglich allen Departements die heilsame Bewegung mittheilen, welche eben Paris ergriffen hatte? Sollte man nicht dabei die nämlichen Beamten verwenden, die das Volk zum Aufstand aufgereizt hatten? Es handelte sich um das öffentliche Wohl, es galt ihren Kopf und man macht ihr jetzt ein Verbrechen daraus, daß sie Bevollmächtigte an andere Gemeinden sandte, um ihr Werk zu befestigen!“ — Von den entsetzlichen Maßregeln, welche diese Commissäre anriethen, spricht Robespierre allerdings nicht, er erhebt nur die Frage:

„Wolltet ihr denn eine Revolution ohne Revolution? Was ist das für ein Geist der Arittelei, der jetzt die beurtheilen will, die unsere Fessel gebrochen haben? Wer kann immer die Folgen so großer Erschütterungen ermessen? wer den Punkt bestimmen, wo die Wagen anhalten sollen? Welches Volk möchte unter solchen Bedingungen je das Joch der Tyrannen abschütteln? Die Freunde der Freiheit in Paris haben im letzten August für alle Departements gehandelt. Man muß ihnen ganz Recht oder ganz Unrecht geben: ihnen ein Verbrechen aus einigen scheinbaren oder wirklichen Ausschreitungen zu machen, die von einer großen Erschütterung unzertrennlich sind, hieße sie für ihre Hingebung bestrafen. Sie könnten sonst zu ihren Richtern sagen: Wenn ihr die angewendeten Mittel tadelt, so laßt uns die Früchte des Sieges. Nehmt eure Verfassung und eure alten Gesetze wieder, gebt uns aber den Preis unserer Opfer und unserer Kämpfe — gebt uns unsere Mitbürger, unsere Söhne zurück, welche für die gemeinsame Sache gefallen sind.“ Das Volk, welches euch sandte, hat alles gut geheißsen, sonst wäre ihr nicht da. Es hat euch nicht den Auftrag gegeben, mit dem strengen Auge von Inquisitoren die Thaten zu untersuchen, die mit dem Aufstand zusammenhängen, sondern durch weise Gesetze die ihm geschenkte Freiheit zu befestigen. — Das Weltall, die Nachwelt werden in diesen Ereignissen nur die geheiligte Ursache und ihr erhabenes Resultat darin erblicken. Ihr müßt sie gerade so auffassen, wie jene. Ihr müßt nicht wie Friedensrichter, sondern wie Staatsmänner und Gesetzgeber der Welt hierüber urtheilen! Glaubt ja nicht, daß ich diese unsterblichen Grundsätze angerufen habe, als brauchten wir mit einem Schleier einige tadelnswerte Handlungen zu bedecken. Nein, wir haben keinen Fehler begangen (!). Ich schwöre es bei dem umgestürzten Thron und bei der erstehenden Republik!“

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 285. — Buchez et Roux, I. c. XX, p. 205—219.

Das ist die nackte Rechtfertigung der Revolution. Robespierre spricht sie nur ungeschwehter aus, als die Girondisten, die gleich negativ waren, wie die Jakobiner, aber nur eine Revolution mit Glacehandschuhen wollten. ¹⁾

Ja, sogar die Rechtfertigung der Septembermorde hielt der Redner nicht unter seiner Würde! Er schämt sich der Worte nicht: die Commune habe gethan, was sie konnte, um die Septembermorde zu hindern. Die Männer, welche gegen den Feind an die Grenze ziehen mußten, hätten vor ihrer Abreise die ihnen so oft versprochene Bestrafung der Verschworenen verlangt, das Volk sei nach den Gefängnissen gelaufen und habe gemordet. ^{für die Septembermorde.}

„Was vermochte da der Magistrat gegen seinen entschlossenen Willen? Warum hat denn die Nationalgarde und warum haben die Föderierten nichts dagegen gethan? Die Föderierten waren ja selber dabei thätig. Der Magistrat konnte nur dafür sorgen, daß dabei die nöthigen Formen beobachtet wurden, um Unschuldige nicht mit den Schuldigen zu verwechseln, und darum waren Municipalbeamte dabei thätig. Es war der einzige Dienst, den sie der Menschlichkeit unter solchen Umständen erweisen konnten. — Hat nicht Roland selber von dem Geist der Klugheit und Gerechtigkeit gesprochen, den das Volk dabei bewies? Hat nicht Louvet in seinem Blatt selber drucken lassen: ‚Ehre dem großen Rath der Commune! Er ließ die Sturmglöcke läuten, er hat das Vaterland gerettet!‘ — Allerdings berührt Robespierre hier den wunden Fleck der Girondisten! ²⁾

Darauf wird der Mann weinerlich in der in jener Zeit beliebten Sentimentalität: „Man versichert, ein Unschuldiger ist gefallen; andere sprechen von mehr als einem, aber einer ist schon zuviel. — Bürger, weinet über diesen unglücklichen Mißgriff! — Ich habe selber darüber lange geweint. Weinet sogar über die schuldigen Opfer, die unter dem Schwerte der Volksgerechtigkeit fielen. Aber setzt eurem Schmerz auch eine Grenze, wie alle menschlichen Dinge eine Grenze haben. — Behalten wir auch noch eine Thräne für noch rührendere Unglücksfälle. Weinet über die 100.000 Patrioten, die von der Tyrannei geopfert wurden! Weinet über unsere Mitbürger, die unter den Flammen ihrer Häuser das Leben aushauchten! über die Kinder, die in der Wiege oder in den Armen ihrer Eltern geschlachtet wurden! (als ob die Österreicher lauter Herodesse gewesen wären!) Habt ihr nicht auch Brüder, Söhne und Gatten zu rächen? Die Familie der französischen Gesetzgeber ist ja das Vaterland, das ganze Menschengeschlecht — die Tyrannen und ihre Mitschuldigen ausgenommen. Weinet, weinet um die unter ihr verhasstes Joch geschmetterte Menschheit! Aber tröstet euch und gebietet allen niederen Leidenschaften ein edles Schweigen. Ihr wollt ja das Glück Eures Vaterlandes sichern und das Glück der ganzen Welt anbahnen. Tröstet euch, wenn ihr auf die Erde die verbannte Gleichheit und Gerechtigkeit zurückbringen, wenn ihr durch gerechte Gesetze die Quelle der Verbrechen und das Unglück eurer Mitmenschen verstopfen wollt.“ — Diese weinerlichen Stellen waren insbesondere auf die Frauen der Gallerien und die Eitelkeit der Deputierten berechnet. ^{Sentimentalität.}

Einige der Septembermorde waren doch zu schreiend, als daß sie nicht Mitgefühl in allen Herzen erregen mußten, die noch etwas Adel besaßen. Robes-

¹⁾ Débats de la Convention nationale. Paris 1828. Vol. I, p. 283—284.

²⁾ Ibid. I, p. 288.

Herzens-
härte. pierre aber spricht gegen dieses Mitgefühl mit dem Unglück die schrecklichen Worte aus: „Die Sentimentalität, die fast ausschließlich für die Feinde der Freiheit seufzt, ist mir verdächtig. Höret doch auf, unter meinen Augen immer das blutige Gewand des Tyrannen zu schütteln, oder ich müßte glauben, daß ihr Rom wieder in Ketten schlagen wollt!¹⁾ — Bei diesen ewigen Schilderungen des Mordes der Lamballe und Montmorins meint man ja ein Manifest Braunschweigs zu lesen. Ihr ewigen Verleumder, wollt ihr den Despotismus rächen? wollt ihr die Wiege der Republik besudeln? wollt ihr den Feinden der Freiheit Waffen in die Hände geben? wollt ihr die Revolution, welche die Republik geschaffen hat, in den Augen Europas entehren?“

Das
des Con-
vents. Sofort bemüht sich Robespierre zu beweisen, daß er den gesetzgebenden Körper nicht durch sein Benehmen herabgewürdigt habe. „Die Würde der französischen Versammlung ist so groß, daß sie selbst durch die unsinnigsten Reden eines unverschämten Demagogen nicht herabgewürdigt werden kann, so wenig als die Gottheit durch die Schmähungen eines Lästervers, so wenig als die Sonne, welche der ganzen Natur Leben verleiht, durch das Geschrei der wilden Horden Asiens.“ — Das war derbe Schmeichelei für den Convent, die aber gewirkt zu haben scheint.

Tadel der
Gironde. Dann tadelt er einige Anträge, welche die Gironde gestellt hatte, so den gegen die Aufreißer zum Mord. Wenn dieses Gesetz durchgegangen wäre, wer wären die ersten Opfer gewesen? Die Girondisten, denn sie reizten ja zum Mord Robespierres. „Habt ihr nicht in lächerlicher Verleumdung behauptet, ich strebe nach der Tyrannei? habt ihr nicht bei Brutus geschworen, daß ihr die Tyrannen erstechen wollt? Ihr sehet, es ist also erwiesen durch euer eigenes Geständnis, daß ihr eure Mitbürger aufgefordert habt, mich zu meucheln. Ziehen nicht Föderierte durch die Straßen, welche die Köpfe einiger Volksvertreter fordern? Ihr verlangt eine Wache und für den Minister eine Art Militärdictatur, dann die Achtung unbequemer Gegner unter dem Titel Ostracismus: ihr redet also von Achtungen und Tyrannei, nur um selber zu ächten und zu tyrannisieren.“²⁾

Eigenlob. Zum Schluß spielt Robespierre noch einmal den Eblen: er kann ja keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne sich selber zu loben. „Was bleibt mir noch gegen Ankläger zu sagen übrig, die sich selber anklagen? Laßt uns diese vergeblichen Ränke in ewiger Vergessenheit begraben! Könnten wir doch den Blicken der Nachwelt die wenig ruhmreichen Thaten unserer Geschichte entziehen, wo die Volksvertreter, durch feige Ränke verwirrt, die große Bestimmung, zu der sie berufen waren, vergessen zu haben scheinen. Was mich betrifft, so werde ich keinen Antrag stellen, der meine Person angienge. Ich habe dem leichten Vortheil entsagt, auf Verleumdungen meiner Gegner durch weit furchtbarere Anklagen zu antworten. Ich entsage der gerechten Rache, der ich gegen meine Verleumder Lauf geben dürfte. Ich verlange keine andere, als die Rückkehr des Friedens und den Triumph der Freiheit. Mitbürger, schreitet festen und raschen Schrittes auf eurer glänzenden Laufbahn weiter! Könnte ich doch mit dem Opfer meines Lebens und meines guten Rufes beitragen zum Glück und zum Ruhme unseres gemeinsamen Vaterlandes!“

¹⁾ „La sensibilité, qui gémit presque exclusivement pour les ennemis de la liberté, m'est suspecte; cessez d'agiter sous mes yeux la robe sanglante du tyran, ou je croirai, que vous voulez remettre Rome dans ses fers!“ — Débats de la Convention nationale, I, p. 288—289.

²⁾ Ibid. I, p. 289—290.

Robespierre hatte die rechten Saiten angeschlagen. Unter rauschendem Beifall stieg er von der Rednerbühne. Der Druck seiner Rede wurde sogleich beschloffen; ja Merlin verlangte sogar, daß 15.000 Exemplaren abgezogen würden, da Roland auch Louvets Rede in 15.000 Exemplare habe abziehen lassen. Die Majorität war übrigens müde und wollte Übergang zur Tagesordnung, das heißt, daß Louvets Antrag auf Unterjuchung des Benehmens Robespierres keine Folge gegeben werde. Louvet erhob sich: er sei bereit, jeden Grund, jeden Schatten eines Grundes in dieser Vertheidigung zu widerlegen — er konnte aber nicht zum Worte kommen. Man sprach unter stürmischer Aufregung für, gegen und über die Rückkehr zur Tagesordnung. *Hérault-de-Séchelles* läßt abstimmen und der Übergang zur Tagesordnung wird beschloffen. *Barbaroux* stellt sich vor die Schranken, um als Ankläger gehört zu werden, da man ihn als Mitglied nicht reden lassen wolle. Mehrere vom Berg verlangen einen Tadel gegen *Barbaroux*, weil er den Charakter der Volksvertreter herabsiehe.¹⁾

Barrère sucht den Vermittler zwischen den Parteien zu machen: „Ich bin dagegen, daß man unsern Collegen an der Schranke anhört; diese Stellung ist die eines Angeklagten und *Barbaroux* ist es nicht. Er kann nicht als Bittsteller da sein, denn ein Volksvertreter entscheidet über Bitten, stellt aber keine: will er anklagen, so stehen ihm die Gerichte offen. — Was bedeuten in den Augen eines Gesetzgebers all diese Anklagen von Dictatur, von Ehrgeiz nach der höchsten Gewalt und diese lächerlichen Pläne eines Triumvirats? — Mitbürger, gebet Menschen, keine Wichtigkeit, welchen die öffentliche Meinung besser als wir ihre geziemende Stelle zu geben wissen wird. Machen wir keine Fußgestelle für Pygmäen.“

Barrère kommt echt *Barrère*'scher Schwulst: „Wenn es in der Republik einen Mann gäbe mit dem Genie *Cäsars*, mit der Kühnheit *Cromwells*, einen Mann, der mit dem Talente *Sullas* auch seine gefährlichen Mittel verbände, so würde ich ihn voll Muth vor euch anklagen. Ein solcher Mann könnte der Freiheit gefährlich werden. Wäre hier ein Gesetzgeber von großem Genie, von tiefem Charakter, von weitreichendem Ehrgeiz, so würde ich zuerst fragen, ob er eine Armee unter seinem Gebot, oder einen großen Schatz zu seiner Verfügung, oder eine große Partei in einem Senat oder in der Republik hätte. Solche Männer müßtet ihr als gefährliche Verschwörer in Anklagezustand versetzen, sofern man sichere Spuren eines Angriffes auf die Rechte des Volkes hätte. Aber Eintagsfliegen, Meuterer im kleinen, Staatsmänner, die nie in der Geschichte glänzen werden, sind nicht dazu angethan, die kostbare Zeit wegzunehmen, die ihr den großen Arbeiten, mit denen euch das Volk betraute, widmen sollt. — Man geht nicht sogleich auf die Dictatur los — bei einer Nation, welche so muthige und aufgeklärte Vertreter hat, und welche mit so großer Einsicht den Vortheil der freien Presse besitzt, vor welcher alle Aufwiegler, alle Ränkeschmiede verschwinden und jede Verühmtheit, welche nicht auf uneigennütigen Diensten und wahrer Liebe zum Vaterlande beruht. Also Schluß dieser politischen Zweikämpfe der Eitelkeit und des Hasses! Geben wir dem aufmerksamen Europa nicht länger das traurige

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 296—297. — *Buchez et Roux*, I. c. XX, p. 219.

Schauspiel erbärmlicher Leidenschaften, welche sonst die Menschen beherrschen, aber den Gesetzgebern fremd sein müssen! Ihr habt noch große Arbeiten zu liefern für die allgemeine Sicherheit, für die Colonien, für den öffentlichen Unterricht, für die Verfassung. Die Versammlung möge ihren Beschluß also begründen: In Anbetracht, daß er sich nur mit den großen Angelegenheiten der Republik beschäftigen soll, geht der Convent zur Tagesordnung über.“¹⁾

Barbaroug. Lärm entstand, einige verlangten, man solle Barbaroug anhören. Couthon meinte, sein Benehmen verdiene nur Mitleid. Beschämt geht Barbaroug von der Schranke weg an seinen Platz. Louvet und Lanthenas erstürmen gleichzeitig die Rednerbühne, keiner gelangt zum Wort. „Herunter, herunter!“ heißt es. — Robespierre aber wird übermütig: „Ich mag eure Tagesordnung nicht, wenn ihr eine Einleitung davorsetzt, die für mich beleidigend ist!“ — und es wird einfacher Übergang zur Tagesordnung beschlossen. —

Steigendes Ansehen Robespierres.

So hatte denn Robespierre gesiegt und stieg an Ansehen, rein durch die Fehler der Girondisten. Louvets Angriff war mutzig, wurde aber von seinen Gesinnungsgenossen nicht gehörig unterstützt und Louvet klagt in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Ich rechnete sicher darauf, ihn durch meine Entgegnungen zu zerschmettern; aber die Girondisten standen mit dem Berg auf, um mich am Reden zu verhindern. Für mich regten sich nur der stolze Barbaroug, der tapfere Buzot, der tugendhafte Lanjuinais und unsere kraftvolle Rechte. Brissot aber, Bergniaud, Condorcet blieben stumm; sie meinten, wenn eine einfache Tagesordnung Robespierre für den Augenblick rette, so werde sie ihn doch so vollständig heruntersetzen, daß er für alle Zukunft keinen Einfluss mehr habe. Als ob gegenüber dieser blutgierigen Partei es sich um Ehre handelte, als ob es sie nicht zu allen Verbrechen ermutigen würde, wenn sie im Augenblick straflos durchkäme! Dieser ungeheure Fehler der republikanischen Partei schnitt mir ins Herz. Von da an sah ich sicher voraus, daß die Männer mit den Dolchen in der Hand über die Leute von Geist und Grundsätzen den Sieg davontragen würden. Von da an kündigte ich meiner theueren Vodoïska an, daß wir uns für die Zukunft auf das Schafott oder die Verbannung vorbereiten müßten.“²⁾ Louvet hat recht: wenn die Häupter der Gironde nach seiner Rede rasch auftraten, wurde Robespierre verurtheilt; sie ließen sich die günstige Gelegenheit entschlüpfen — und eine ähnliche kehrte nie wieder. Sie reizten in einemfort den Mann, und Beharrlichkeit im Hass und in der Herrschsucht war seine Stärke.

Robespierre. Lacretelle sagt in dieser Beziehung mit Recht: „Robespierre war nur einer der Schurken, welche Frankreich mit dem Untergange bedrohten, aber

¹⁾ „La Convention nationale, considérant qu'elle ne doit s'occuper que des intérêts de la République, passe à l'ordre du jour.“ — Hist. parlem., XX, p. 223.

²⁾ Mémoires de Louvet de Couvray, Paris 1823, p. 54.

er war darunter der gefährlichste. Keiner gieng so gerade auf das Ziel der Herrschaft los, und sein Anhang war umso sicherer, je weniger man begriff, auf was er sich eigentlich gründe. Er war ein Mensch, der nur einen Gedanken, nur einen Willen, nur eine Leidenschaft hatte; seine düstere Seele enthüllte sich niemals, selbst nicht vor seinen Mitschulbigen. Unempfindlich für die Neigungen und Vergnügen, die sich in das Herz selbst der verkehrtesten Menschen einschleichen, ließ er sich durch nichts von der Verfolgung seines Zieles abhalten. Unererschütterlich in seiner Heuchelei, war es immer die Tugend, in deren Namen er zum Aufstand aufforderte oder eine Abschachtung hervorrief. Sein Phlegma wahrte ihm eine gewisse Würde in seiner populären Rolle; mitten in allen politischen oder religiösen Stürmen wäre dieser Mann ein mächtiges, blutgieriges Secten- oder Parteihaupt geworden, dem das Volk nachgelaufen wäre.“¹⁾

Vom Convent stürzten die Sieger abends in den Jakobinerclub.²⁾ Mit Jubel wurde Robespierre empfangen. Garnier pries den schönsten Tag der Freiheit, keiner habe dem Convent mehr Ehre gemacht: die Wahrheit triumphiere. Robespierre, dessen Feder immer die Wahrheit und sein Herz geleitet, habe sich in seiner ganzen Größe gezeigt: seine Tugend, seine männliche und urwüchsige Beredsamkeit habe die Feinde zerschmettert. Man bat Robespierre um den Abdruck seiner Rede, die man überall und allenthalben verbreiten sollte, damit man sehe, daß an Robespierre sich anschließen so viel bedente, als der unbestechlichen Tugend zu huldigen und der Strenge republikanischer Grundsätze.³⁾ — Merlin von Thionville aber höhnte „den tugendhaften und immer tugendhaften Roland“. Ventabole dagegen tadelte den Convent wegen des einfachen Überganges zur Tagesordnung: er habe gemarktet mit der Gerechtigkeit und der guten Sache.

Manuel will auch eine Rolle spielen. Er liest eine Rede, die er im Convent nicht mehr halten konnte. In der Einleitung preist er Robespierre: jungfräulich sei dieser aus der constituierenden Versammlung hervorgegangen, in welcher der verdorbenste und reichste der Höfe sein Gold und seine Laster wirken ließ: „Zimmer jaß er zur Seite Pétions, sie beide sind die Zwillingbrüder der Freiheit“, worauf ihm aber Collot d'Herbois entgegenhielt: Robespierre sei dann der Stern des Sommers und Pétion sei der Stern des Winters. Dann kam Manuel auf die Bartholomäusnacht der Freiheit, die er pries und bei der die ganze Stadt mitgewirkt habe, und daß sie sich Vorwürfe zu machen habe, denn wenn man Meuchelmörder dulde, so mache man sich verdächtig der Mitschuld; worauf ihn Collot d'Herbois wieder anfuhr: man müsse ernsthafter reden, man dürfe sich nicht verhehlen, „daß der 2. September der große Glaubensartikel unserer Freiheit ist.“⁴⁾ Wir setzten über das Unglück der einzelnen, aber ohne diesen Tag wäre die Freiheit nie zustande gekommen.⁵⁾ Manuel ist ja dieser Revolution nicht fremd, er wird wohl merken, daß er dabei das Werkzeug eines großen Tages gewesen ist, und er spreche für

¹⁾ Lacretelle, Précis hist. de la Révolution française.

²⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XX, p. 232—237.

³⁾ Ibid. XX, p. 233—234.

⁴⁾ „Il ne faut pas se dissimuler que c'est le grand article du Credo de notre liberté.“ — Buchez et Roux, l. c. XX, p. 235—236.

⁵⁾ „Nous gémissons sur les maux particuliers qu'elle a produits, mais que sans cette journée la révolution ne se serait jamais accomplie.“ — Buchez et Roux, l. c. XX, p. 237.

Robespierre im Jakobinerclub.

Manuel.

Collot d'Herbois.

Der 2. September.

gelobt von Barrère einen so großen Fortschritt mit der Achtung, die er verdiente! Aber er sage auch, daß ohne den 2. September es keine Freiheit und keinen Nationalconvent gäbe. — Da erhob sich Barrère, um die Gunst der Jakobiner wieder zu gewinnen, die er durch seine Rede am Morgen über die Pygmäen verschert zu haben fürchtete. Ein gewöhnlicher Mensch sehe im 2. September ein Verbrechen; denn es seien die Geseze verletzt worden, aber ein Staatsmann sehe zwei große Dinge darin: 1. Die Verschwörer giengen zugrunde, welche das Schwert des Gesezes nicht erreichen konnte. 2. Alle unheilvollen Entwürfe giengen zugrunde, welche die Hydra des Feuillantismus, des Royalismus und der Aristokratie erzeugte, welche ihr häßliches Haupt hinter den Wällen von Longwy und Verdun erhob. Das hätte er am Morgen sagen wollen, wenn nicht Schluß der Verhandlung gefordert worden wäre; auch hätte er in die Ehrenkronen einige Cypressen geflochten. Das ist ein Musterstück von echt Barrère'scher Blumenrede. Fabre d'Églantine aber erklärte, daß man den 2. September nicht vom 10. August trennen dürfe. Dieselben Männer, welche die Tuilerien stürzten, seien auch in die Gefängnisse der Abtei von Orleans und Versailles gedrungen.

Pétion. Auch Pétion meinte, er müsse bei dieser Gelegenheit mit dreinreden, und veröffentlichte einen Vortrag, den er im Convent gehalten haben würde, wäre nicht Schluß der Verhandlung bestimmt worden. Darin spricht er auch über Robespierre und charakterisiert ihn: ¹⁾ „Er schöpft leicht Verdacht und ist außerordentlich mißtrauisch. Überall sieht er Verschwörungen, Verräthereien und Fallgruben. Sein melancholisches Temperament und seine schwarzgallige Einbildungskraft zeichnen ihm alle Gegenstände unter schwarzen Farben. Er duldet keinen Widerspruch wider seine Meinung, er hört auf niemand als sich selbst. — Er vergibt dem niemals, der seine Eigenliebe beleidigt hat, und gesteht nie sein Unrecht ein. Leichtsinzig klagt er andere an und wird böse, wenn man nur den leisesten Verdacht gegen ihn hegt. Immer glaubt er, man beschäftige sich mit ihm, und nur, um ihn zu verfolgen. Mit seinen geleisteten Diensten prahlt er und spricht ohne Maß von sich selber. Er weiß nicht, was sich schickt, und schadet dadurch selber der Sache, die er verteidigt. Vor allem sucht er die Gunst des Volkes, macht ihm ohne Unterlaß den Hof und hascht nach seinem Beifall. Diese letzte Schwachheit namentlich, die sich in all seinen Handlungen im öffentlichen Leben kundgibt, hat den Glauben erwecken können, daß Robespierre nach hohen Dingen trachtet und eine dictatorische Gewalt an sich reißen will. Ich kann mich aber nicht überzeugen, daß ein so thörichter Gedanke ernstlich seine Seele beschäftigt und das Ziel seines Ehrgeizes gewesen ist.“

Marat. „Es gibt aber einen Mann, der sich mit diesem unsinnigen Plane beaufacht hat, der nie aufgehört hat, die Dictatur für Frankreich zu fordern, als eine Wohlthat, die uns retten könnte vor der Anarchie, zu der er selber anreizte, die uns zur Freiheit und zum Glücke führen könnte. Er fordert diese tyrannische Gewalt — für wen? Ihr werdet es mir nicht glauben wollen; denn ihr kennt nicht genug seine wahnsinnige Eitelkeit! Er fordert sie für sich, ja für sich, für Marat. Wenn seine Narrheit nicht gar so blutigierig wäre, so gäbe es auf der Welt nichts Lächerlicheres als dieses Geschöpf, welches die Natur selbst mit dem Stempel ihres Unwillens gezeichnet zu haben scheint.“ ²⁾ — Sonst ist Pétions Rede mehr eine Bertheidigung seines eigenen Verhaltens. Wichtig aber ist sie als Quelle für

¹⁾ Discours de Jérôme Pétion sur l'accusation intentée à Robespierre. Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 99—115.

²⁾ Ibid. XXI, p. 110—111.

die Geschichte der Septembertage.) Robespierre antwortete in einem der „Briefe an seine Wähler“ und Pétion gab Gegenantwort, welche aber das ganze Verhältnis zu Robespierre nur noch gehässiger machte.

Auch an den Jakobinerclub, wo er seit einiger Zeit lebhafteste Angriffe erfahren, richtete Pétion ein Sendschreiben, ²⁾ worin er zu behaupten wagte, er liebe es nicht, von sich selber zu sprechen, und habe sich nie erlaubt, öffentlich ein einziges Wort über die Dienste zu sagen, die er der Freiheit geleistet. Jetzt müsse er es aber thun den Verleumdungen gegenüber, und nun hebt er hervor: „Ich habe die Freiheit geliebt und gepflegt, noch ehe sie in meinem Vaterland geboren ward. Ich habe mich der Erforschung der Geseze und der Regierung hingegeben und noch vor der Revolution Werke verfaßt, welche die Liebe zur Freiheit und Gleichheit athmen. Ich habe mit Standhaftigkeit und Muth die Rechte des Volkes in der constituirenden Versammlung vertheidigt. Ich habe die Jakobiner zur Zeit der berüchtigten Spaltung mit den Feuillants gerettet. Ich habe den Augenblick erlebt, wo diese Gesellschaft nur aus drei Mitgliedern der National-Versammlung bestand und aus zwanzig bis dreißig anderen Bürgern. Der Schrecken hatte den Rest zerstreut, selbst mehrere der Männer, die jetzt dort die größte Rolle spielen. — Von den drei Mitgliedern war eines damals noch wenig bekannt, Robespierre. Er galt nur für einen Patrioten, genoß indes nicht jene Beachtung, welche Weisheit und gemessenes Benehmen in öffentlichen Angelegenheiten erwerben. Ich sah, wie Robespierre zitterte, wie er fliehen wollte, wie er sich in der Versammlung nicht mehr zu zeigen wagte! — Fragt ihn, ob ich selber zitterte! Ich selber habe Robespierre von der Verfolgung gerettet und mich für ihn ausgesetzt, als alle Welt ihn verließ. — Ich habe mehr als einmal Paris gerettet und das Blut des Volkes geschont; ich habe nicht wenig dazu beigetragen, den Sieg am 10. August herbeizuführen. Seit jenem Tag hatte ich nicht mehr den gleichen Einfluß auf die Ereignisse. Man wird aber schon merken, ob dies mehr Nutzen oder Schaden für das Glück dieser Stadt und die Ruhe ihrer Einwohner hatte. Ich hoffe, noch meinem Vaterlande zu dienen. Ich erkläre, daß ich keine Partei Brissot kenne; es gibt keine solche. Kein Mensch ist weniger zum Parteiführer gemacht, als Brissot. Ich erkläre, daß die Gesellschaft der Jakobiner die größten Dienste geleistet hat; daß sie deren noch sehr wichtige leisten kann, und daß ich sie mit all meinen Kräften vertheidigen werde, aber ohne Vorurtheil; daß ich ihren Ansichten folgen werde, aber nur, wenn ich sie für gut halte; daß ich sie aber bekämpfen werde, wenn ich sie für schlecht halte. Ich bin immer, was ich stets war, unerschütterlich in meinen Grundsätzen; mag kommen, was da will, so erkläre ich, ich will als freier Mann sterben.“

Pétion täuschte sich in der Hoffnung, mit diesem charakterlosen Bettelbrief die Gunst der Jakobiner wieder zu gewinnen. Chabot warf ihm in der Sitzung vom 5. November sein charakterloses, sein schwankendes Benehmen vor. ³⁾ Er zweifle an seiner Tugend, wenn Pétion sage, er kenne keine Partei Brissot. — Chabot warf ihm sein Verhalten am 20. Juni vor und wie sein ganzes Absehen nur darauf gieng, Roland und Clavière ins Ministerium zu bringen. Pétion aber müsse wissen, wie Brissot die Versammlung geleitet habe. Doch wolle er

¹⁾ Als solche wurde sie oben benützt.

²⁾ Lettres de Jérôme Pétion à la société des Jacobins, XXI, p. 113—115.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 300—304. — Club des Jacobins, Séance du 7 novembre.

weiter nichts sagen über den Brief, den offenbar Madame Bétion geschrieben habe, und er rede nicht nur so ins Blaue damit, denn sie erblicke in Robespierre schon lange einen Nebenbuhler für den Ruhm ihres Mannes — darum habe sie auch auf den Gallerien zu jedem Satz geklatscht, den Louvet gegen Robespierre vorbrachte.

Anacharsis Cloots Weltrepublik.

Soviel erreichte Bétion mit seiner Fuchschwänzeri. Auch Anacharsis Cloots ließ sich über den Streit vernehmen in einer Schrift, die den Titel hat: „Weder Marat, noch Roland.“¹⁾ Sein ganzes Reden geht auf die Universal-Republik hinaus. „Trog der kleinlichen Trugschlüsse und der kleinlichen Leidenschaften wird die Wahrheit triumphieren in dem Reich der Freiheit. Die Partei des Menschengeschlechtes wird den Sieg davontragen über die Partei Marat und über die Partei Brissot. Dieser Sieg wird um so leichter sein, als Marat mit seinen Dolchen beinahe allein dasteht, wie Medea mit ihrem Gift. — Man muß nicht das Ich gelten lassen, sondern das Wir. Das Ich heißt Brissot, Cloots, Robespierre, das Wir heißt Frankreich und das Menschengeschlecht. Doch es lebe die Universal-Republik!“

Die Girondisten täuschten sich in ihrem Wahn, der Übergang zur Tagesordnung sei eigentlich eine Unfähigkeitserklärung für Robespierre, sie waren geschlagen im Convent; Robespierres Gestalt aber wuchs an Ansehen durch die Verhandlungen und die ganze Partei zeigte neuen Muth.

Bazire.

Man sieht es an dem Bericht Bazires, welcher der Sohn des Thürstehers bei den Karthäusern in Dijon, dann Archivar der Stände von Burgund und 1791 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und später des Conventes war, eines der frechsten Bergmänner, beschränkt und boshaft, treulos und lügnertisch, durch seinen bössartigen Charakter aber von Bedeutung für die Partei ob seinem Talent anzuklagen, wenn sie jemand an den Hals gehen wollte.²⁾ Bazire wagte am 6. November dem Convent einen Bericht im Namen des Sicherheits-Ausschusses vorzulegen über die Lage der Stadt Paris und der Septembertage, zu dem aber nicht alle Mitglieder des Ausschusses, sondern nur die vertrautesten Jakobiner geladen waren. In diesem also gefälschten Bericht wurde über Verleumdungen der Stadt Paris geklagt, da sie doch so ruhig sei, und wurden die Septembermorde den Royalisten zur Last gelegt, die aus Paris nicht hätten entfliehen können und sich als Patrioten geberdet, und die Morde in den Gefängnissen begonnen hätten. Diener der Prinzessin Lamballe hätten im Gefängnis zu morden begonnen, um das Leben ihrer Herrin zu retten, nur einer plötzlichen Verwirrung sei der Mord dieser Dame zuzuschreiben. Der Mord der Gefangenen von Orleans sei aber von Dienern der Königin ins Werk gesetzt worden. Daraus könne man ersehen, wie ungerecht die Anschuldigungen gegen Paris seien; während die edlen Einwohner dieser Stadt, diese tugendhaften Vertheidiger der Freiheit, alles Lob verdienten, mache man sie verantwortlich für einige von den Royalisten hervorgerufene Unruhen. Indes seien die Pariser so ruhig und üben sich so in der Geduld und geben Bürgschaft dafür, daß man

Lüge über Paris.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 139—146. — „Ni Marat, ni Roland. Opinion d'Anacharsis Cloots, député du département de l'Oise, à la Convention nationale.“ — „Veritas atque libertas“ ist die Überschrift.

²⁾ In einer Schrift aus dem Jahre 1798 hieß es von ihm: „Il servait d'espion au comité de Sûreté générale; il était Crétois, c'est à dire de la crête de la Montagne.“ — Bazires Bericht Débats de la Conv. nationale, I, p. 279—303.

heiteren Tagen entgegenstehe. Der Convent solle darum der Stadt sein Vertrauen aussprechen. Darin bestehe das Geheimnis der öffentlichen Ruhe.

Es war nur ein Gegenschlag gegen die Rede Louvets. Die Mehrzahl des Conventes hörte mit sprachlosem Staunen zu, bis ein Mitglied des Ausschusses erklärte, er wisse nichts von diesem Berichte und es könne keine ordentliche Sitzung stattgefunden haben.

Ein Bergmann erhob sich sogleich zur Vertheidigung: Bazires Bericht werde die Irrthümer zerstreuen und die Departements über Paris beruhigen. Dagegen rief Buzot: „Ich will auch, daß Vertrauen und Friede wieder erstehe; aber ich habe nie glauben können, daß zwischen Tugend und Laster es eine Veröhnung geben kann und eine Freundschaft zwischen den Männern des 10. August und den Septembermördern.“ — „Sind wir denn Septembermörder?“ riefen einige vom Berg. — „Was ist das für ein seltsamer Bericht!“ entgegnete Buzot, „lauter Lügen! Durch den Druck würde man nur Lügen verbreiten, denn es ist nicht wahr, daß die Ruhe in Paris herrscht. Wenn die Mehrheit der Pariser Ruhe wünscht, so schließe sie sich an den Convent an, und umgebe sich der Convent mit der für eine beratende Versammlung nöthigen Macht, damit man für die Ruhe einstehen kann, welche zur Reife und Weisheit seiner Beschlüsse nöthig ist.“ — L'assource unterstützte Buzot. Der Bericht sei nur ein Gewebe von Lügen und Widersprüchen. Der Convent wolle nicht Paris bei den Departements verlästern; nicht das Volk von Paris, sondern einige Schurken hätten die Septembermorde eingeleitet, und wollten neue Unruhen beginnen, damit das Volk sich in ihre Arme werfe.³⁾ Gewisse Leute wollten der Stadt Paris einreden, daß sie einen vorwiegenden Einfluß auf die anderen Departements ausüben müsse, eine Art behördliche Obergewalt habe über das übrige Frankreich; das sei aber eine Falle, die man ihr lege, denn die anderen Departements würden nie eine Verletzung der Gleichheit im Rechte dulden. „Ihr schmeichelt Paris, ich kläre es auf; ich bin Republikaner, ihr aber seid es nicht.“ Murzen von Seite der Linken will den Redner unterbrechen, er fährt aber muthig fort: „Ihr solltet aber nicht zur Herrschaft gelangen, ehe ihr meine Stimme erstickt und mit meinem Blut den Scepter gefärbt habt, mit dem ihr die Nation beherrschen wollt. Ich verlange, daß der Bericht nicht gedruckt werde.“ — Der Convent nahm seinen Antrag an, Bazire erhielt einen Tadel, und sein Bericht sollte nicht gedruckt werden.²⁾ —

Buzot.

Die Föderierten. Die Lebensmittelfrage. Unruhen.

Neuen Stoff zum Haber gaben die Föderierten, welche von allen Seiten nach Paris strömten. Die Tochtergesellschaften meldeten von verschiedenen Seiten an die Mutterloge, daß diese Föderierten von einem ganz anderen Geiste beseelt seien, als jene, welche am 10. August den Thron gestürzt hätten. Die Jakobiner in Paris thaten ängstlich, Santerre ließ die Posten verdoppeln.

Wieder die Föderierten.

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 306—312.

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. IV, 347—356 — Débats de la Convention nationale, I, p. 279—312.

Die alten Föderierten, hieß es, kamen, um die Tyrannei zu zerstören; man beruft neue, um die Freiheit zugrunde zu richten; man muß diese fortschicken; Die Frage kam wieder vor den Convent.

Wache. Pache zeigte an, er habe den Föderierten in Paris Befehl gegeben, an die Grenze abzurücken, der Commandant der Hauptstadt, Berruyer, erhebe jedoch Einsprache. Die Sache wurde dem Militärausschuß überwiesen. Wieder griffen die Jakobiner zum Mittel, nicht alle Mitglieder des Ausschusses zur Sitzung einzuladen, und so konnten sie hier den Bericht ungestört ausarbeiten: Biron und Custine benötigten Verstärkung; in Paris seien Freiwillige, welche nichts zu thun hätten, man dürfe ihren Eifer nicht erkalten lassen; diese Tapferen würden gewiß nicht schwanen zwischen den Genüssen von Capua und dem Ruhm, der sie erwarde; überdies sei der Sold, den diese Freiwilligen in Paris beziehen, eine Last für die Republik. Demnach sollten diese Föderierten binnen vierzehn Tagen in Bataillone eingereiht und an die Grenze gegen den Feind gesendet werden; die sich weigerten, sollten keinen Sold weiter bekommen und in ihre Heimat zurückkehren.¹⁾

Buzot. Die Gironde war überrascht, leitete aber diesmal entschlossenen Widerstand. Buzot sprach sein Erstaunen über den Antrag aus. Die Bevollmächtigten der Legislative hätten den Freiwilligen des Departements der Eure gesagt, daß es sich nur um einen Aufenthalt von sechs Wochen in Paris handle zum Schutze gegen einen Handstreich, und in dieser Überzeugung hätten diese Freiwilligen Weib und Kinder und ihr Geschäft verlassen. Gerade so verhalte es sich mit den neuen Marseillern; sie hätten das Recht, sich frei in Paris aufzuhalten. Niemand könne sie daran hindern. Statt dieses treulosen Antrages hätte man offen sagen sollen: „Wir senden euch zurück, denn die Sectionen von Paris wollen euch nicht.“ Ob man im Augenblick, da der Prozeß des Königs begünne, Paris von Truppen entblößen dürfe? Man spreche immer vom Volke, aber von welchem? Man mache das Volk von Paris zum Souverän, während unter dem Volke alle zu verstehen seien, welche in Frankreich wohnen. Man begehe ein Unrecht gegen Männer, die Hunderte von Stunden weit hergekommen seien, bloß um den Convent zu schützen.²⁾

Barbarou für Conventwache. Lacroix wies auf die Bedrängnis Custines hin, der Verstärkung verlange, und da sei das einfachste, daß man ihn rasch sende, was an Mannschaft in Paris vorhanden wäre. — Barbarou klagte über die Arglist, die jedoch niemand täuschen dürfe. Wo denn die Armee Kellermans und Biron's sei? Ob man glaube, daß diese 15.000 Mann von Paris so schnell nach Mainz kämen? Man habe sichere Mannschaft in Paris sehr nötig; ob denn da die Geseze in Ausführung kämen, ob der Nationalshaß sicher wäre, oder gar das Leben der besten Bürger, ob der Kriegsminister für die öffentliche Ruhe einstehen könne; der Minister des Innern wenigstens erklärt, daß er nicht dafür einstehe. Es bliebe also kein anderes Mittel, als diese wahrhaften Republikaner, welche kamen, um die Freiheit zu vertheidigen, in Paris zurückzuhalten; sie werden die Arbeit der Bürger von Paris theilen, beide einander brüderlich beschützen und die Eintracht und den Bruderstimm aller Franzosen befestigen. „Verhandeln wir jetzt offen und ernst die Frage über die Conventwache, ich will nachweisen,

daß sie im Vortheil von Paris liegt. Wir wollen die Einheit der Republik; das beste Mittel sie zu sichern ist die Einrichtung dieser bewaffneten Schutzmacht.“¹⁾

Cambon. Cambon schilderte nach Barbarou die Anarchie in der Hauptstadt: ob man wieder die Septembertage leben, ob die Zurücksendung der Föderierten der Anfang dazu sein solle. Der Vorwand des Föderalismus sei nichtig; wenn die Deputierten des Südens ihn wollten, so wären sie nicht da. Die Bewohner des Südens hätten zu ihren Erwählten gesagt: „Geht in den Convent und unterzeichnet den Gesellschaftsvertrag; geht und verpflichtet euch für uns und unsere Kinder; begründet die Freiheit, die Gleichheit, und macht der Unordnung ein Ende. Wir wollen vereint bleiben mit unseren Brüdern. Wir wünschen das Glück aller; wir wollen die Ordnung und die Herrschaft der Geseze; geht und unterzeichnet die gegenseitigen Pflichten.“ — **Garnier.** Garnier sprach dagegen wieder im Sinne der Commune: Custine sei in Gefahr; woher Hilfe nehmen, wenn man ihm nicht die schon ausgerüsteten Mannschaften aus Paris sende? Diese Stadt sei jetzt ruhig und ihre Bürgerwehr reiche aus zum Schutze derselben wie des Convents.

Barrère. Gegen Garnier erhob sich Barrère, der zugleich bei der Gironde sein letztes Vorgehen in Vergessenheit zu bringen suchte: Bazire habe über den 2. September berichtet, statt über den Zustand von Paris; so habe auch Letourneur²⁾ im Namen des Militär-Ausschusses einen Bericht gestellt, den man nicht von ihm verlangt habe. In mehreren Städten Frankreichs stehen Truppen genug, denen man nur den Marschbefehl geben dürfe. Es sei gar nicht nötig, daß man die Föderierten aus Paris wegziehe. In der Hauptstadt aber habe man sie nötig, denn da seien außerordentliche Zustände: der Royalismus erhebe wieder das Haupt, eine Menge Aristokraten, eidweigernde Priester, heimgekehrte Emigranten strömen nach Paris. — Kennt man die Bestandtheile des großen Rathes der Commune hinlänglich? — Da sei der Hauptstein des Anstoßes! Wenn der Convent gleich nach der Abschaffung des Königthums die Commune auseinander gejagt hätte, so hätte er sich ein Verdienst um das Vaterland erworben. Unter dem Donner der Kanonen und dem Geheul der Sturmglocken entstanden, hätte diese Commune verschwinden sollen, sobald die Revolution vollendet war. Man habe aber Nachsicht gezeigt und zum Dank dafür habe die Commune dem Convent getrotzt. Man dürfe ihr keine Hoffnung lassen, daß sie dies ein zweitesmal thun dürfe, und darum sei es gut, wenn der Convent eine bewaffnete Macht zur Verfügung habe.

Die Bergmänner waren rasend vor Zorn über Barrère und fragten, ob denn Barbarou das Recht habe, eine Armee nach Paris kommen zu lassen. Pétion salbaderte von Eintracht und Freiheit, von Vergeben und Vergessen. Der Convent aber beschloß am 16. November, daß alle Freiwilligen, die Paris zuhülfe gekommen seien, dort in dem Zustand, in welchem sie sich befinden, vorderhand bleiben könnten.³⁾

Aber noch eine viel schwerere Frage trat an den Convent; die Frage der Lebensmittel.

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 346—349.

²⁾ Buchez et Roux, I, c. XX, p. 305—312.

³⁾ „Que tous les volontaires venus au secours de Paris resteront provisoirement dans l'état où ils sont.“

¹⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 340—341.

²⁾ Ibid. I, p. 341—343.

Schon am 30. October wurde gemeldet, daß die Departements Seine und Oise, Aisne und Somme die freie Durchfuhr des Getreides hemmten. Der Convent sendet Mitglieder und Vollmachten dahin. Aus Lyon wurde gemeldet, daß 30.000 Arbeiter ohne Verdienst seien, und wurde Hilfe vom Staat begehrt. Der Ausschuss für die Lebensmittel erklärt, das Eigenthum sei zwar ein heiliges Recht, aber der Staat könne seine Ausübung regeln. Jeder Bürger müsse ein kleines Opfer bringen, damit der Staat seine andern Rechte sichere. Nun hänge die Ruhe von der Fülle oder dem Mangel an Lebensmitteln ab. Da müsse denn die Freiheit des Einzelnen zurücktreten vor dem allgemeinen Wohl und es könne darum derjenige, welcher in der Zeit der Noth Getreide zu verkaufen habe, gezwungen werden, es auf den Markt zu bringen. — Chabot klagt Roland an, der zu seinem Vortheil die Getreidepreise künstlich steigern lasse. — Cambon rechtfertigt den Minister, klagt aber die Municipalitäten an, daß sie durch ihr Haschen nach Volksgunst das Getreide vertheuert hätten. Man möge dem Minister außer den schon bewilligten 27 Millionen zwölf weitere anweisen, damit er Getreide im Ausland ankaufe. — Ferrand beantragte am 16. November Todesstrafe gegen jeden, der den freien Verkehr des Getreides hemme. — Bessroy dagegen schreibt die Hungersnoth gerade dem freien Verkehr des Getreides zu: man solle gegen die Händler einschreiten und die Bauern zwingen, jedes Jahr, von einem October bis zum andern, einen Theil ihrer Ernte aufzubewahren, und daß die Regierung von drei zu drei Monaten den Preis des Getreides bestimme. — Boyer-Fonfrède macht diesen Antrag lächerlich und weist auf England hin, wo die Regierung nie selber Getreide aufkaufe und in dem Fall einer Hungersnoth nur die Einfuhr aus dem Ausland begünstige.

Am 19. November sprach Roland für die unbedingte Freiheit des Verkehrs. Am 26. November dagegen trafen Nachrichten ein von Unruhen in den Departements Loire und Cher und Eure und Loire. Der Girondist Lidon, der dort gewesen, erklärte, das Treiben der Commissäre der Commune sei schuld an diesen Ausläufen; niemand wage mehr sein Getreide dem Verkehr zu übergeben, aus Furcht, für einen Getreidewucherer zu gelten. Roland klagte wieder über die Commune, welche das Getreide aus lauter Popularitätshascherei niedriger verkaufe, als sie es eingekauft habe. Dadurch lege sie dem Staat jeden Tag eine Last von 12.000 Livres auf. Durch ein ähnliches Verfahren seien auch die Holzvorräthe in der Hauptstadt verschwunden. Ihr ganzes Treiben sei dumm und schlecht. Infolge der steten Aufregung sitze man im Elend. Die Schurken lärmten und die Dummen erschrecken. Wenn diese Commune so fortfahre, so sei Paris und der Convent verloren.¹⁾

Die Commune regte sich dawider. Das Volk, welches die Revolution gemacht und die Freiheit aufrecht erhalten habe, sei in Sorge und Elend. Eine neue Aristokratie, die Getreidewucherer seien jetzt daran schuld, während früher der König Getreidewucher getrieben habe. Im Namen des Gemeinwohls möge der Convent strenge einschreiten gegen Wucher und den Behörden das Recht geben, den Preis der nöthigen Lebensmittel zu bestimmen. — Fayou sprach für die Vorrathshäuser: die Erwählten des Volkes müssen auch für die Bedürfnisse des

Volkes sorgen und verfügen, daß jeder Landwirt auf seine Ehre hin angebe, wie groß sein Vorrath sei, und daß die Behörde so die ganze Masse des Getreides aufnehme, was nöthig sei, ankaufe, und daß kein Bürger mehr Getreide kaufen dürfe, als er und die Seinen benötigen. Das war die Einleitung zum Maximum von 1793. — Lequinio wies diesen Vorschlag als undurchführbar zurück: die letzte Ernte sei gut ausgefallen und die Noth komme nur vom Mangel an Verkehr und dieser von den Drohungen gegen die Händler. Er sage es offen, er halte einen Getreidehändler für einen Wohlthäter seines Vaterlandes. Was solle denn der Landwirt mit dem Überschuss des Getreides machen, wenn nicht der Händler komme und ihm denselben abnehme? — Saint-Just behauptete gar, all dieser Mangel werde nicht aufhören, so lange der König noch lebe. So mußte denn der arme Ludwig XVI. auch noch schuld sein an der Hungersnoth!

Die Mitglieder, welche der Convent in die ausständischen Departements sandte, fanden nicht die beste Aufnahme. In Courville stießen sie auf 6000 bewaffnete Bauern, bei denen die Berufung auf ihre Würde als Volksvertreter gar nicht anschlug. „Das sind Charlatane,“ riefen die Bauern, „Aristokraten; sie wollen uns nur einschläfern! man muß sie aufhängen!“, schlugen sie, zerrissen ihnen die Kleider, setzten sie auf einen Haufen Getreide und befahlen ihnen, einen niederen Preis zu bestimmen. Als sie sich weigerten, setzte man ihnen das Gewehr auf die Brust und drohte ihnen mit dem Tod und sie gaben nach. Unter Murren über ihre Feigheit hörte die Versammlung am 30. November ihren Bericht, welcher mit den Worten schloß: „Offenbar haben diese Bestimmungen ein Ackergesetz zum Ziel und die Feststellung eines niederen Getreidepreises; ihr Grund ist religiöser Fanatismus. — Die Bauern haben in Paris gesagt: Wir wollen der Kammer in Paris schon Vernunft beibringen. Wir wollen wieder unsere Pfarrer und unsere Kirchen!“¹⁾ Es bezog sich dies auf Cambons Antrag, jedes Bekenntnis möge seine Priester selber bezahlen.

Pétion jammerte über den Fanatismus, der seine Fackel wieder anzünde. — Danton aber klagte, daß man die Bauern falsch behandle. „Ich kenne keinen andern Gott, als den des Weltalls, keine andere Verehrung, als die der Gerechtigkeit und Freiheit. Doch der vom Schicksal mißhandelte Mensch hofft auf Genüsse im Jenseits — in dem Maß, als er hier ohne Recht entbehren muß! Laßt den Bauern diesen Glauben, wenn er auch irrig ist. Es ist ein Verbrechen, seine Hoffnung anzutasten. Der Bauer liebt auch seinen Pfarrer; laßt ihm diese Zuneigung. Es wäre gut, wenn der Convent durch eine Erklärung zum Volk spräche, daß er nichts zerstören, sondern alles nur besser machen wolle, und daß, wenn er den Fanatismus verfolgt, dies nur für die Freiheit der religiösen Ansicht geschieht. Doch wäre es nützlich, wenn der Convent den Prozeß des Königs beschleunigte, denn man muß den Royalisten wie den Fanatikern alle Hoffnung nehmen.“

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 371—389. — Débats de la Conv. nationale, I, p. 482.

¹⁾ „Moniteur“ Nr. 306, 309, 322, i. 25.

Lebens-

mittel.

Freier

Verkehr.

unruhen.

Roland

klagt die

Commune an.

Maximum,

Saint-

Just.

Die

Bauern

und der

Convent.

Danton.

Robespierre.

Das hieß Robespierre aus dem Herzen sprechen, der alsbald anhub: „Ich verlange, daß morgen schon der Tyrann der Franzosen, das Oberhaupt aller Verschwörer, zur Strafe für seine Missethaten verurtheilt werde; daß ihr dann morgen, das Recht auf das Eigenthum mit der Sorge für das Leben der Menschen versöhnend, einen Beschluß faßt über die Lebensmittel. Es werden dann alle Feinde der Freiheit euch zu Füßen fallen, und ihr werdet die Unparteilichkeit und die Eintracht in den Schoß dieser Versammlung zurückgebracht haben!“¹⁾

Buzot.

Die Jakobiner verlangten Aufgebot von Mannschaft, von Waffen gegen die Aufständischen. Die Girondisten aber fürchteten, daß man ihnen unter diesen Vorwand die Föderierten wegnehme, und hoben hervor, daß man in Paris unter dieser Maske nur predige, was die aufständischen Bauern thun. Als Buzot mit dem Antrag, das Ministerium möge erklären, ob es für die öffentliche Ruhe eintreten wolle, nur die Frage wegen Errichtung der Conventswache anzubahnen schien, unterbrach der Berg seine Rede mit Geschrei. „Ich ziehe mich zurück,“ rief Buzot, „weil die Rednerbühne nicht frei zu sein scheint.“

Marat.

Marat drängte sich hinauf: „Herunter, herunter!“ ertönte es von der Rechten. Marat bleibt jedoch oben und hebt dann hervor, daß Achtung die Grundlage des Gehorsams sei: nicht mit Bajonetten und Kanonen bezwinde man Aufstände und beuge ihnen vor. Es sei Blut geflossen im Departement du Loiret, denn die Truppen ständen unter dem Einfluß der Kornwucherer. Man möge nur das Commando einem tüchtigen Heerführer übergeben, er meine Santerre. — Legendre findet, Royalisten seien am Aufstand schuld und man möge deshalb den Prozeß Ludwigs beschleunigen. — Saint-André meint, Ludwig sei vom Volk am 10. August schon gerichtet, man habe nur noch seine Strafe zu bestimmen. — Lacroix tadelt die Feigheit der Commissäre. Manuel behauptet, man habe ihnen das Beil und die Feder gereicht; sie hätten das Beil nehmen und sich die Hand abhauen sollen.

Beschließung vom 30. November.

Der Convent beschloß, die vollziehende Gewalt mit strengen Maßregeln gegen Aufläufe und die Anstifter derselben zu beauftragen; er tadelt das Benehmen der Commissäre, die, statt lieber zu sterben, eine Minderung des Getreidepreises unterschrieben, erklärte diese Vollmacht für null und nichtig und beschloß einen Aufruf an das Volk, worin der Vortheil und die Nothwendigkeit des freien Verkehrs der Lebensmittel dargestellt und zugleich erklärt werden solle, daß der Convent nie die Absicht gehabt habe, ihnen die Geistlichen wegzunehmen, welche ihnen die Civilconstitution des Clerus gegeben hat.

Die Geistlichen.

Damit wollte man die Bauern beschwichtigen, welche der Vorschlag Cambons vom 16. November, jede religiöse Partei solle selber ihre Geistlichen bezahlen, in Aufregung gebracht hatte. Cambon wollte sparen. Also für die

riefigen Güter, welche der Staat eingezogen hatte unter dem Versprechen, den Geistlichen einen anständigen Gehalt dafür auszukzahlen, sollten diese Geistlichen jetzt gar nichts erhalten. Selbst Männer der Bergpartei fanden diesen Beschluß ungerecht, grausam und unklug.

Robespierre.

Nur Brudhomme sah in seiner Durchführung die wahre Freiheit und Gleichheit aller Bekenntnisse¹⁾ und hoffte auf Rückkehr der Urkirche. Robespierre aber sah in der Maßregel einen Mangel an politischer Klugheit:²⁾ trotz allem Aberglauben enthalte die christliche Religion doch noch den Gedanken an ein göttliches Wesen, vor dem sich der Reiche wie der Arme, der Starke wie der Schwache beugen müsse, lehre also die Gleichheit. Den Priestern den Gehalt verweigern, heiße die Religion zugrunde gehen lassen oder religiösen Parteien noch viel mehr Stärke geben, denn der Fanatismus werde erwachen, wenn das Volk seine Priester beraubt sehe. Auch wäre es ein Bruch des gegebenen Wortes.

Heirat der Geistlichen.

Die Bauern wollten aber nicht bloß, daß ihre Pfarrer vom Staat ihren Gehalt erhielten, sondern daß sie auch ehelos blieben; den Pfarrer, der sich ein Weib nahm, jagten sie in vielen Orten kurzweg aus der Gemeinde. Schon am 17. November 1792 mußte der Convent anordnen, daß jeder Geistliche, der sich verheirate und deshalb von seiner Gemeinde beunruhigt werde, sich in jede Ortschaft, die ihm passe, zurückziehen könne, die Gemeinde aber, welche ihn vertrieben, müsse ihm seinen früheren Gehalt auszahlen. Die heiratslustigen Geistlichen wendeten sich deshalb um Schutz an den Convent, die neuvermählten führten ihm ihr Weib vor oder dankten brieflich.

Lebon.

Die constitutionellen Bischöfe.

So der Priester Joseph Lebon,³⁾ früher Pfarrer in Neuville-à-Liberty, später als Commissär des Conventes in Arras in so entsetzlichem Andenken. Die constitutionellen Bischöfe waren in der Regel gegen die Heiraten der Pfarrer. Als aber der Bischof von Versailles einem Verheirateten die kanonische Institution verweigerte, wurde er von dem Gerichte dazu gezwungen; auch zog ihn der Jakobinerclub zur Verantwortung. Der erste Bischof, welcher selber ein Weib nahm, war Thomas Lindet in Oureux: er verlangte sogar für seinen Schritt noch eine Anerkennung vom Convent. Prieur von der Marne aber meinte, das Heiraten sei einfache Bürgerpflicht und für ihre Erfüllung könne man keine Belohnungen geben. Manuel führte die verheirateten Priester in der Regel vor dem Convent auf: „Wenn ein Priester ein Weib nimmt, so fördert er die gute Sitte und gibt ein glänzendes Beispiel des Bürgerfinnes.“

Einsichtigere merkten aber bald, daß trotz alles Ruhens um die Gunst der Jakobiner rasch auch für sie die Verfolgung kommen werde, die jetzt gegen die eidweigernden Priester im Schwunge war. — Daß schlimme Zeiten für alle Priester herannahen, konnte man aus dem Vorschlag des Capitäns Curtius an den Convent erschließen, dem Dey von Algier je drei Priester für einen gefangenen Republikaner als Sklaven anzuliefern: der Dey werde,

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 399—402.

²⁾ Robespierre, Lettres à ses commettans, Nr. VIII.

³⁾ Paris, Histoire de Joseph Lebon et des tribunaux révolutionnaires d'Arras et de Cambrai. Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 404—408.

¹⁾ Débats de la Conv. nationale, I, p. 473—484. „Je demande que le tyran des Français soit demain condamné à la peine de ses forfaits.“

Lebens-
mittel.

Schon am 30. October wurde gemeldet, daß die Departements Seine und Oise, Aisne und Somme die freie Durchfuhr des Getreides hemmten. Der Convent sendet Mitglieder und Vollmachten dahin. Aus Lyon wurde gemeldet, daß 30.000 Arbeiter ohne Verdienst seien, und wurde Hilfe vom Staat begehrt. Der Ausschuss für die Lebensmittel erklärt, das Eigenthum sei zwar ein heiliges Recht, aber der Staat könne seine Ausübung regeln. Jeder Bürger müsse ein kleines Opfer bringen, damit der Staat seine andern Rechte sichere. Man hänge die Ruhe von der Fülle oder dem Mangel an Lebensmitteln ab. Da müsse denn die Freiheit des Einzelnen zurücktreten vor dem allgemeinen Wohl und es könne darum derjenige, welcher in der Zeit der Noth Getreide zu verkaufen habe, gezwungen werden, es auf den Markt zu bringen. — Chabot klagt Roland an, der zu seinem Vortheil die Getreidepreise künstlich steigern lasse. — Cambon rechtfertigt den Minister, klagt aber die Municipalitäten an, daß sie durch ihr Halben nach Volksgunst das Getreide verteuert hätten. Man möge dem Minister außer den schon bewilligten 27 Millionen zwölf weitere anweisen, damit er Getreide im Ausland ankaufe. — Ferrand beantragte am 16. November Todesstrafe gegen jeden, der den freien Verkehr des Getreides hemme. — Bessroy dagegen schreibt die Hungersnoth gerade dem freien Verkehr des Getreides zu: man solle gegen die Händler einschreiten und die Bauern zwingen, jedes Jahr, von einem October bis zum andern, einen Theil ihrer Ernte aufzubewahren, und daß die Regierung von drei zu drei Monaten den Preis des Getreides bestimme. — Boyer-Fonfrède macht diesen Antrag lächerlich und weist auf England hin, wo die Regierung nie selber Getreide aufkaufe und in dem Fall einer Hungersnoth nur die Einfuhr aus dem Ausland begünstige.

Unruhen.

Am 19. November sprach Roland für die unbedingte Freiheit des Verkehrs. Am 26. November dagegen trafen Nachrichten ein von Unruhen in den Departements Loire und Cher und Eure und Loire. Der Girondist Vidon, der dort gewesen, erklärte, das Treiben der Commissäre der Commune sei schuld an diesen Aufständen; niemand wage mehr sein Getreide dem Verkehr zu übergeben, aus Furcht, für einen Getreidewucherer zu gelten. Roland klagte wieder über die Commune, welche das Getreide aus lauter Popularitätshascherei niedriger verkaufe, als sie es eingekauft habe. Dadurch lege sie dem Staat jeden Tag eine Last von 12.000 Livres auf. Durch ein ähnliches Verfahren seien auch die Holzvorräthe in der Hauptstadt verschwunden. Ihr ganzes Treiben sei dumm und schlecht. Infolge der steten Aufregung sitze man im Elend. Die Schurken lärmten und die Dummen erschrecken. Wenn diese Commune so fortfahre, so sei Paris und der Convent verloren.¹⁾

Roland
klagt die
Commune an.

Die Commune regte sich dawider. Das Volk, welches die Revolution gemacht und die Freiheit aufrecht erhalten habe, sei in Sorge und Elend. Eine neue Aristokratie, die Getreidewucherer seien jetzt daran schuld, während früher der König Getreidewucher getrieben habe. Im Namen des Gemeinwohl möge der Convent strenge einschreiten gegen Wucher und den Behörden das Recht geben, den Preis der nöthigen Lebensmittel zu bestimmen. — Fayou sprach für die Vorrathshäuser: die Erwählten des Volkes müssen auch für die Bedürfnisse des

¹⁾ „Moniteur“ Nr. 306, 309, 322, 325.

Volkes sorgen und verfügen, daß jeder Landwirt auf seine Ehre hin angebe, wie groß sein Vorrath sei, und daß die Behörde so die ganze Masse des Getreides aufnehme, was nöthig sei, ankaufe, und daß kein Bürger mehr Getreide kaufen dürfe, als er und die Seinen benötigen. Das war die Einleitung zum Maximum von 1793. — Lequinio wies diesen Vorschlag als undurchführbar zurück: die letzte Ernte sei gut ausgefallen und die Noth komme nur vom Mangel an Verkehr und dieser von den Drohungen gegen die Händler. Er sage es offen, er halte einen Getreidehändler für einen Wohlthäter seines Vaterlandes. Was solle denn der Landwirt mit dem Überschuss des Getreides machen, wenn nicht der Händler komme und ihm denselben abnehme? — Saint-Just behauptete gar, all dieser Mangel werde nicht aufhören, so lange der König noch lebe. So mußte denn der arme Ludwig XVI. auch noch schuld sein an der Hungersnoth!

Maxi-
mum,Saint-
Just.

Die Mitglieder, welche der Convent in die aufständischen Departements sandte, fanden nicht die beste Aufnahme. In Courville stießen sie auf 6000 bewaffnete Bauern, bei denen die Berufung auf ihre Würde als Volksvertreter gar nicht anschlug. „Das sind Charlatane,“ riefen die Bauern, „Aristokraten; sie wollen uns nur einschläfern! man muß sie aufhängen!“ schlugen sie, zerrissen ihnen die Kleider, setzten sie auf einen Haufen Getreide und befahlen ihnen, einen niederen Preis zu bestimmen. Als sie sich weigerten, setzte man ihnen das Gewehr auf die Brust und drohte ihnen mit dem Tod und sie gaben nach. Unter Murren über ihre Feigheit hörte die Versammlung am 30. November ihren Bericht, welcher mit den Worten schloß: „Offenbar haben diese Bestimmungen ein Ackergesetz zum Ziel und die Feststellung eines niederen Getreidepreises; ihr Grund ist religiöser Fanatismus. — Die Bauern haben in Paris gesagt: Wir wollen der Kammer in Paris schon Vernunft beibringen. Wir wollen wieder unsere Pfarrer und unsere Kirchen!“¹⁾ Es bezog sich dies auf Cambons Antrag, jedes Bekenntnis möge seine Priester selber bezahlen.

Die
Bauern
und der
Convent.

Báton jammerte über den Fanatismus, der seine Fackel wieder anzünde. — Danton aber klagte, daß man die Bauern falsch behandle. „Ich kenne keinen andern Gott, als den des Weltalls, keine andere Verehrung, als die der Gerechtigkeit und Freiheit. Doch der vom Schicksal mißhandelte Mensch hofft auf Genüsse im Jenseits — in dem Maß, als er hier ohne Recht entbehren muß! Laßt den Bauern diesen Glauben, wenn er auch irrig ist. Es ist ein Verbrechen, seine Hoffnung anzutasten. Der Bauer liebt auch seinen Pfarrer; laßt ihm diese Zuneigung. Es wäre gut, wenn der Convent durch eine Erklärung zum Volk spräche, daß er nichts zerstören, sondern alles nur besser machen wolle, und daß, wenn er den Fanatismus verfolgt, dies nur für die Freiheit der religiösen Ansicht geschieht. Doch wäre es nützlich, wenn der Convent den Prozeß des Königs beschleunigte, denn man muß den Royalisten wie den Fanatikern alle Hoffnung nehmen.“

Danton.

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 371—389. — Débats de la Conv. nationale, I, p. 482.

Das hieß Robespierre aus dem Herzen sprechen, der alsbald anhub: „Ich verlange, daß morgen schon der Tyrann der Franzosen, das Oberhaupt aller Verschwörer, zur Strafe für seine Missethaten verurtheilt werde; daß ihr dann morgen, das Recht auf das Eigenthum mit der Sorge für das Leben der Menschen versöhnend, einen Beschluß faßt über die Lebensmittel. Es werden dann alle Feinde der Freiheit euch zu Füßen fallen, und ihr werdet die Unparteilichkeit und die Eintracht in den Schoß dieser Versammlung zurückgebracht haben!“¹⁾

Die Jakobiner verlangten Aufgebot von Mannschaft, von Waffen gegen die Aufständischen. Die Girondisten aber fürchteten, daß man ihnen unter diesen Vorwand die Föderierten wegnehme, und hoben hervor, daß man in Paris unter dieser Maske nur predige, was die aufständischen Bauern thun. Als Buzot mit dem Antrag, das Ministerium möge erklären, ob es für die öffentliche Ruhe eintreten wolle, nur die Frage wegen Errichtung der Conventswache anzubahnen schien, unterbrach der Berg seine Rede mit Geschrei. „Ich ziehe mich zurück,“ rief Buzot, „weil die Rednerbühne nicht frei zu sein scheint.“

Marat drängte sich hinauf: „Herunter, herunter!“ ertönte es von der Rechten. Marat bleibt jedoch oben und hebt dann hervor, daß Achtung die Grundlage des Gehorsams sei: nicht mit Bajonetten und Kanonen bezwinde man Aufstände und beuge ihnen vor. Es sei Blut geflossen im Departement du Vivert, denn die Truppen ständen unter dem Einfluß der Kornwucherer. Man möge nur das Commando einem tüchtigen Heerführer übergeben, er meine Santerre. — Legendre findet, Royalisten seien am Aufstand schuld und man möge deshalb den Prozeß Ludwigs beschleunigen. — Saint-André meint, Ludwig sei vom Volk am 10. August schon gerichtet, man habe nur noch seine Strafe zu bestimmen. — Lacroix tadelte die Feigheit der Commissäre. Manuel behauptet, man habe ihnen das Beil und die Feder gereicht; sie hätten das Beil nehmen und sich die Hand abhauen sollen.

Der Convent beschloß, die vollziehende Gewalt mit strengen Maßregeln gegen Aufläufe und die Anstifter derselben zu beauftragen; er tadelte das Benehmen der Commissäre, die, statt lieber zu sterben, eine Minderung des Getreidepreises unterschrieben, erklärte diese Vollmacht für null und nichtig und beschloß einen Aufruf an das Volk, worin der Vortheil und die Nothwendigkeit des freien Verkehrs der Lebensmittel dargestellt und zugleich erklärt werden sollte, daß der Convent nie die Absicht gehabt habe, ihnen die Geistlichen wegzunehmen, welche ihnen die Civilconstitution des Clerus gegeben hat.

Damit wollte man die Bauern beschwichtigen, welche der Vorschlag Cambons vom 16. November, jede religiöse Partei solle selber ihre Geistlichen bezahlen, in Aufregung gebracht hatte. Cambon wollte sparen. Also für die

riefigen Güter, welche der Staat eingezogen hatte unter dem Versprechen, den Geistlichen einen anständigen Gehalt dafür auszusahlen, sollten diese Geistlichen jetzt gar nichts erhalten. Selbst Männer der Bergpartei fanden diesen Beschluß ungerecht, grausam und unflug.

Nur Brudhomme sah in seiner Durchführung die wahre Freiheit und Gleichheit aller Bekenntnisse¹⁾ und hoffte auf Rückkehr der Urkirche. Robespierre aber sah in der Maßregel einen Mangel an politischer Klugheit:²⁾ trotz allem Aberglauben enthalte die christliche Religion doch noch den Gedanken an ein göttliches Wesen, vor dem sich der Reiche wie der Arme, der Starke wie der Schwache beugen müsse, lehre also die Gleichheit. Den Priestern den Gehalt verweigern, heiße die Religion zugrunde gehen lassen oder religiösen Parteien noch viel mehr Stärke geben, denn der Fanatismus werde erwachen, wenn das Volk seine Priester beraubt sehe. Auch wäre es ein Bruch des gegebenen Wortes.

Die Bauern wollten aber nicht bloß, daß ihre Pfarrer vom Staat ihren Gehalt erhielten, sondern daß sie auch ehelos blieben; den Pfarrer, der sich ein Weib nahm, jagten sie in vielen Orten kurzweg aus der Gemeinde. Schon am 17. November 1792 mußte der Convent anordnen, daß jeder Geistliche, der sich verheirate und deshalb von seiner Gemeinde beunruhigt werde, sich in jede Ortschaft, die ihm passe, zurückziehen könne, die Gemeinde aber, welche ihn vertrieben, müsse ihm seinen früheren Gehalt auszahlen. Die heiratslustigen Geistlichen wendeten sich deshalb um Schutz an den Convent, die neuvermählten führten ihm ihr Weib vor oder dankten brieflich.

So der Priester Joseph Lebon,³⁾ früher Pfarrer in Neuville-à-Liberté, später als Commissär des Conventes in Arras in so entsetzlichem Andenken. Die constitutionellen Bischöfe waren in der Regel gegen die Heiraten der Pfarrer. Als aber der Bischof von Versailles einem Verheirateten die kanonische Institution verweigerte, wurde er von dem Gerichte dazu gezwungen; auch zog ihn der Jakobinerclub zur Verantwortung. Der erste Bischof, welcher selber ein Weib nahm, war Thomas Lindet in Coreux: er verlangte sogar für seinen Schritt noch eine Anerkennung vom Convent. Prieur von der Marne aber meinte, das Heiraten sei einfache Bürgerpflicht und für ihre Erfüllung könne man keine Belohnungen geben. Manuel führte die verheirateten Priester in der Regel vor dem Convent auf: „Wenn ein Priester ein Weib nimmt, so fördert er die gute Sitte und gibt ein glänzendes Beispiel des Bürgerfinnes.“

Einsichtigere merkten aber bald, daß trotz alles Ruhens um die Gunst der Jakobiner rath auch für sie die Verfolgung kommen werde, die jetzt gegen die eidweigernden Priester im Schwunge war. — Daß schlimme Zeiten für alle Priester herannahen, konnte man aus dem Vorschlag des Capitäns Curtius an den Convent erschließen, dem Dey von Algier je drei Priester für einen gefangenen Republikaner als Sklaven anzulieferu: der Dey werde,

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 399—402.

²⁾ Robespierre, Lettres à ses commettans, Nr. VIII.

³⁾ Paris, Histoire de Joseph Lebon et des tribunaux révolutionnaires d'Arras et de Cambrai. Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 404—408.

¹⁾ Débats de la Conv. nationale, I, p. 473—484. „Je demande que le tyran des Français soit demain condamné à la peine de ses forfaits.“

wie Frankreich, dabei seinen Vortheil haben.¹⁾ Eine ganz heidnische, die Grundanschauungen des Christenthums hassende Richtung brach sich Bahn. Sie zeigt sich in der Anrede Chaumettes an bloß bürgerlich getraute junge Ehepaare: „Die Ehe ist nicht mehr ein Joch, noch eine Kette; sie ist nicht mehr, als was sie sein soll, die Vollendung der großen Absichten der Natur, die Bezahlung einer angenehmen Schuld, welche jeder Bürger an sein Vaterland abträgt. Die Ehescheidung ist der Schutzgott der Ehe, ihr war es vorbehalten, bisher unbekannte Reize an die Stelle der Abspannung und des Ekels an einem unauflösliehen Bande zu bringen. Die Leichtigkeit des Bruches gibt zaghaften Seelen erst die rechte Stärke. Weil sie sich trennen können, sind die Gatten nur um so inniger verbunden.“²⁾

So war denn dieser neue Kampf zwischen Gironde und Berg ohne ein anderes Ergebnis verlaufen, als daß sie den Haß ihrer Feinde vermehrt und ihre Macht nicht verstärkt hatte. „Wehe dem Besiegten,“ sagt ein Kenerer, „wenn die Sieger uneins werden, denn, um ihren eigenen Zwist abzulenken, machen sie einen Seitenangriff und suchen einander vor allem an Eifer zu übertreffen in Vernichtung ihrer gedemüthigten Feinde.“

Schon während der Sitzung am 1. October, als der Streit über die Commune noch tobte, schrieb Merlin von Thionville, es sei endlich Zeit, daß der entthronte König unter dem Schwert der Nation falle, und daß alle, welche mit ihm verschworen waren, ihm auf das Schafott folgen müssen. Die Beweise seiner Schuld seien im Besitz des Überwachungs-Ausschusses. „Ich verlange, daß der Verruchte, welcher das Blut des Volkes in Strömen vergießen wollte, durch Euch gerichtet werde, denn der Convent muß für ihn das Geschworenengericht sein, welches sowohl die Anklage beantragt, als auch das Urtheil ausspricht.“³⁾ Die Girondisten wagten keine Einsprache, auch nicht, als am 16. October der Jakobiner Bourbotte, gelegentlich einer Zuschrift des Clubs von Auzerre, von neuem wiederum den Beginn des Prozeßes verlangte, mit dem Beifuge: wenn jemand unter den Anwesenden meine, daß die Gefangenen des Temple nicht mit dem Tod bestraft werden sollen, so möge er diese Tribüne besteigen und sie verteidigen. Er wenigstens verlange für sie das Todesurtheil. Kein Girondist hatte den Muth, die Herausforderung anzunehmen.⁴⁾ Nur Brissot sprach am nächsten Tag in seinem „Patriote français“ von gewissen Menschen, die, um dem Volk zu schmeicheln, den Kopf des Königs und seiner Frau verlangten; die weisen Männer jedoch, welche gleichfalls das Verbrechen dieser Individuen verabscheuen, wollen doch die Formen der Gerechtigkeit beobachtet wissen.

Also gaben die Girondisten zu, daß der König ein Verbrecher sei, und daß er den Tod verdiene! Das war Feigheit, die ihnen bitter zu stehen kam;

¹⁾ Zuerst mitgetheilt von Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 405.

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 408.

³⁾ „Je demande que l'infâme, qui voulait verser en grands flots le sang du peuple français, soit jugé.“ — Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 197.

⁴⁾ Ibid. XIX, p. 321.

denn man warf ihnen am 26. October vor, mit ihren Formen der Gerechtigkeit trachteten sie nur den Prozeß des Königs hinauszuschieben. Die wahren Patrioten dürften darum nicht nachlassen, bis man die ganze königliche Familie der Guillotine überliefert habe.¹⁾ Statt muthig für den König einzustehen, wurden die Girondisten also von einem Zugeständnis zum andern und zuletzt zur eigenen Entehrung gedrängt. —

Anklage des Königs. Der Bericht Balazés und Mailhes.

Wenn sie vom Kampf ermüdet waren, warfen sich beide Parteien wieder auf die Frage über das Loß des Königs und schöpften darin neue Stärke des Hasses gegeneinander und zuletzt war es weniger das Loß des Königs, als der Gewinn im Partekampfe, was entschied. Weil die Gironde innehielt, betrieben die Jakobiner den Prozeß, denn es galt, ihnen in der Gunst des Volkes einen Vorsprung abzugewinnen: so lange Ludwig lebe, sei die Republik in Gefahr, hätten die Royalisten Hoffnung, den Thron wieder herzustellen; und weil die Jakobiner ihnen zuvorkommen schienen, waren die Girondisten gleich eifrig den König zu richten und für schuldig zu erklären, allerdings mit dem Hintergedanken, ihn durch Appellation oder Berufung an das Volk zu retten, bis sie zu spät erkannten, daß sie zu weit gegangen seien, um innezuhalten, und daß über die Leiche des Königs der Tod auf sie selber zuschreite.

Der Prozeß des Königs gehört zu den wichtigsten Theilen der französischen Revolution. Konnte aber gegen den König noch ein Prozeß angestrengt werden, nachdem er die härteste Strafe schon erlitten hatte,²⁾ die Absezung? Wer sollte über ihn richten? Der Convent oder das Volk in den Urversammlungen? Durfte aber der Convent Ankläger und Richter zugleich sein?

Den Anlaß, diese Fragen zu verhandeln, gaben die Papiere, die gleich nach dem 10. August in den Tuileries in der Wohnung des Königs, der Königin und der in ihrem Dienst befindlichen Personen gefunden und in fünfzehn Abschnitten bekannt gemacht wurden. Sie enthielten aber nichts Wesentliches gegen den König. Doch die Befangenheit des Hasses fand darin Stoff, ihn anzuklagen. Es waren viele Bettelbriefe darunter. Leute verlangten Geld oder Stellen und beriefen sich dabei auf Dienste, die sie der guten Sache geleistet hätten. Ideenreich ist allein der Plan zu einer neuen Verfassung, wahrscheinlich aus der Feder von Mirabeaus Secretär Pellené. Das waren aber lauter Schreiben aus der Zeit, da die Verfassung noch in der Entwicklung war. Der König hatte nachher die ganze Verfassung genehmigt und sich daran gehalten. Seine Gegner hatten

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 195.

²⁾ In der Verfassung heißt es: „Sollte der König sich an die Spitze einer Armee stellen und dieselbe gegen die Nation kehren, oder sollte er nicht auf eine feierliche Weise einem solchen Unternehmen sich widersetzen, falls dasselbe in seinem Namen geschähe, so wird er angesehen, als habe er der königlichen Würde entjagt.“

Ehescheidung.

Mißhandlung des Königs.

Merlin von Thionville.

Bourbotte.

Brissot.

Die Gironde.

Berg und Gironde.

Kann der König gerichtet werden?

Gefundene Papiere.

Gohier. Sie gestürzt und ihn ins Gefängnis geworfen. Desungeachtet wußte Gohier Gift aus diesen Papieren zu ziehen, ein Rechtsgelehrter von Rennes, der sich in der Legislative durch seinen Haß gegen die eidweigernden Priester, überhaupt durch seinen Haß gegen das Einwirken der Religion auf das Leben hervorgethan hatte. Innere und äußere Feinde bedrohten Frankreich, sagte er am 16. September. Die aufgefundenen Papiere bewiesen, daß der König sowohl die einen als die andern begünstigt habe. Dies suchte er durch falsch erzählte Thatfachen zu beweisen, die mit Lobreden auf die Jakobiner untermischt waren.

Neue
Papiere.

Bericht
Balazés.

Oben wurde von den wichtigen Papieren erzählt, welche der Sicherheits-Ausschuß gefunden habe, und durch die er beweisen wollte, daß Mitglieder der zweiten National-Versammlung sich vom König hätten bestechen lassen, um gemeinschädliche Beschlüsse durchzuführen, und wie der Convent einen Ausschuß von vierundzwanzig Mitgliedern ernannte, um die Sache zu untersuchen, und wie am 24. November der Ausschuß berichtete, daß nichts gegen Mitglieder des Convents darin sich befinde, wohl aber gegen den König. Der Convent befahl darum, diese Briefe zu drucken: sie enthalten Nachrichten über die Verwendung der Gelder der Civilliste und Polizeiberichte, die namentlich auch zeigen, wie der König von seinen eigenen Dienern an die Polizei verrathen wurde. Über diese Papiere¹⁾ berichtete nun der Girondist und vertrauteste Freund Bergniaud's, Charles Leonore Dufriche-Balazés,²⁾ Advocat und Grundbesitzer aus dem Departement de l'Orne, am 6. November an den Convent, im Namen des Ausschusses der Vierundzwanzig, in einer Art, die von dem Haße gegen das Königthum gleich sehr, wie von seiner Barbarei und seinem Mangel an logischem Denken zeugt. Balazés suchte namentlich zu beweisen, daß der König kein einfältiger Mann sei, wie man gewöhnlich glaube, sondern ein abgefeimter Betrüger. Man könne aus diesen Papieren all seine Pläne zum Untergange der Freiheit beweisen. Balazés mangelhafte Beweisführung wird durch Anreden an den König, wie wenn er anwesend wäre, unterbrochen. So sagt er: „Du kannst also nicht länger leugnen, Ludwig Capet, daß du an jenen schwarzen Complotten Antheil genommen hast, welche der schändliche Bouillé in seinen Manifesten an den Tag legte. Du kannst nicht länger sagen, du habest keinen Antheil an der Flucht deines Bruders. Du kannst nicht leugnen, daß du mit dem preußischen Hof einen Briefwechsel unterhalten hast, um eine Kriegserklärung hervorzurufen.“ — Ein andermal heißt es: „Ja, Meineidiger! es bleibt sonnenklar, daß du dir Hoffnung machtest, mit 1,500.000 Livres ein Decret zu erkaufen, welches die Civilliste von einem Theil der Pensionen befreien und dieselben dem Nationalstab aufbürden sollte.“ Am Ende fragt er, wessen dieser Schuldige des Königs dahin, diese beziehe sich bloß auf die Mittel, die man zur Vollendung der Gesetze anwenden möchte. Allerdings sehe die Verfassung nur auf den Hochverrath die Absetzung als die höchste Strafe, jetzt aber sei die Absetzung vom Throne keine Strafe mehr, weil die königliche Würde ganz abgeschafft wäre. Daher müsse Ludwig Capet auf andere Weise bestraft werden, oder die Constitution müsse erklären, daß seine Verbrechen unbestraft bleiben. Das heißt,

¹⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, V, p. 178—177.

²⁾ Rapport fait par Dufriche-Balazés au nom de la commission extraordinaire des Vingt-quatre sur les crimes du ci-devant Roi. — Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XX, p. 239—262.

weil der König schon bestraft wäre, müsse er noch einmal bestraft werden.

Balazés Bericht erschien vielen Mitgliedern nicht stark genug, dennoch beschloß der Convent die Drucklegung und Versendung desselben. Stark genug erschien dagegen der Bericht, welchen Mailhe am 7. November hielt, ein Rechtsgelehrter aus dem Departement de la Haute-Garonne, welcher immer unter den Jakobinern saß, ohne jedoch zur eigentlichen Spitze des Berges zu gehören. Er hatte seinerzeit die Freilassung der Schweizer von Chateaubien befürwortet, dann den Krieg gegen den Kaiser und den Verlust der Feudalrechte ohne jegliche Entschädigung betrieben und beantragt, daß man jedem Geistlichen, der ein Weib nehme, jährlich 100 Francs Zulage verabreiche. Jetzt beantragte er im Namen des gesetzgebenden Ausschusses, daß man dem König den Prozeß mache. Mailhe gehörte zu jenen Männern, welche der bestehenden Macht schmeicheln: hätte er unter Ludwig XIV. gelebt, er wäre vor dem großen König im Stanbe gefrohen und hätte für die ewigen Rechte des Königthums geeifert und jeden Gegner derselben zum Tode verurtheilt; jetzt bewies er der siegreichen Demokratie, daß sie Recht habe und thun dürfe, was sie wolle.

Mailhe.

Mailhe stellte gleich im Anfange seines Vortrages die zwei Hauptfragen auf: „1. Kann Ludwig XVI. wegen der Verbrechen gerichtet werden, die man ihm zur Last legt? 2. Wenn er gerichtet werden kann, durch wen soll es geschehen?“¹⁾

Soll man ihn wie jeden andern Staatsverbrecher vor einen gewöhnlichen Gerichtshof bringen, oder soll man aus den 83 Departements einen eigenen Gerichtshof zu diesem Zwecke versammeln? Ist es nicht natürlicher, daß der Convent selber über ihn zu Gericht sitze? Ist es nöthig oder schicklich, das Urtheil der Genehmigung aller Mitglieder der Republik in den Urversammlungen zu unterbreiten? Diese Fragen habe der Gesetzgebungs-Ausschuß lange und reiflich erwogen. Die erste Frage erfordere die strengste Untersuchung, nicht wegen der Franzosen, von denen nur ein kleiner Theil an der Lehre von der Unverletzlichkeit noch festhalte, sondern wegen der auswärtigen Nationen und der ganzen Menschheit, die auf Frankreich hinblicke und zwischen dem Bedürfnis und der Angst schweben, die Tyrannen zu bestrafen, und die sich vielleicht nur nach der Ansicht von der Gerechtigkeit der Franzosen richten werde. Also auch in dieser entsetzlichen Frage schreitet Frankreich an der Spitze der Menschheit einher, ist es das Spiegelbild aller Völker! Die Gütlichkeit ist unvertilglich!

Ob
Ludwig
zu
richten.

Wiefern
er unver-
letzlich?

Allerdings habe die Verfassung die erbliche Königswürde bestätigt und die Person des Königs heilig und unverletzlich genannt und als höchste Strafe für den Hochverrath nur die Absetzung bestimmt; nach geschehener Abdankung habe er nicht mehr Recht als jeder andere Staatsbürger. Aber damit könne doch nicht gemeint sein, daß der König, wenn er nur nicht Hochverrath begehe, sich den

¹⁾ „Louis XVI, est il jugeable pour les crimes, qu'on lui impute d'avoir commis sur le trône constitutionnel? Par qui doit-il être jugé? — Mailhe, au nom du comité de législation. Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 278—298.

ungezähmtesten Leidenschaften überlassen, daß er seine Macht zur Vernichtung der Verfassung verwenden dürfe, und daß er nach der Absetzung keine andere Strafe zu erwarten habe, als den Verlust seines Scepters; — sollte denn die Nation kein Recht haben, sich zu rächen und der Welt ein großes Beispiel zu geben? Nie und nimmermehr! Die Unverletzlichkeit hat einen andern Sinn: der König ist unverletzbar nicht um seiner selbst willen, sondern um der Nation willen; sie hat nur das Wohl der Nation zum Zwecke.

Die Vertheidiger der Verfassung sagen, Frankreich könne nicht ohne Monarchie bestehen und eine Monarchie nicht ohne die Unverletzbarkeit; denn könnte der König vom gesetzgebenden Körper gerichtet werden, so wäre er abhängig und würde entweder die königliche Gewalt von der gesetzgebenden gänzlich vernichtet werden und diese würde in tyrantischer Weise alle Gewalt an sich ziehen, oder die königliche Gewalt würde kraftlos und unfähig sein, das Gesetz zu vollziehen, und in beiden Fällen wäre die Freiheit dahin. Das seien aber Trugschlüsse. Die Abhängigkeit der Könige vom Gericht des Volkes, die Verantwortlichkeit und Verurtheilung derselben hätten der Freiheit nie geschadet. Die Unverletzlichkeit durfte ja niemals schädlich sein, sonst hätte man nicht festgestellt, daß der König keinen Befehl erlassen dürfe, welcher nicht von einem Minister unterzeichnet sei. Nun aber wurde sie in Frankreich schädlich und merkte man, daß der Nation eine Grube gegraben werde, nur klieben die Hände unsichtbar. Man hörte den Donner rollen und sah den Blitz nicht. Soll denn Ludwig XVI. nicht persönlich für das Unglück verantwortlich sein, das er persönlich veranlaßt hat? Er hat die unsinnige Unverletzbarkeit, die ihm als Oberhaupt der vollziehenden Gewalt zukam, selber vernichtet, indem er ohne Hilfe seiner Minister Verbindungen eingieng. Daher sei er auch nun persönlich verantwortlich. Wie könne man aber unterscheiden, ob er sich dem Unternehmen einer fremden Macht nur zum Schein oder wirklich widersetze, wenn man sein Verhalten nicht untersuchen oder über ihn zu Gericht sitzen darf? Dennach gibt es selbst nach der Verfassung Fälle, in welchen die Unverletzbarkeit des Königs aufgehoben ist. Dem gesetzgebenden Körper stehe also das Recht zu, über alle persönlichen Verbrechen des Königs zu entscheiden. Oder sollte der gesetzgebende Körper durch die Unverletzbarkeit so gebunden sein, daß er aus Furcht vor derselben das Wohl des Staates aufopfern dürfte? ¹⁾

Doch darüber haben die Männer des 10. August entschieden und der gesetzgebende Körper, welcher Ludwig seines Amtes enthob und ins Gefängnis that. Die Nation hat also gesprochen, ihr Wille ist unumschränkt. Hier verschwinden alle Schwierigkeiten. Die Unverletzbarkeit des Königs ist gerade so, als wäre sie nie gewesen. Wenn Ludwig auch durch keinen verfassungsmäßigen Gerichtshof gerichtet werden könnte, so folgt daraus nicht, daß er auch nicht durch die Nation gerichtet werden kann; denn sonst stände der König höher als die Nation, und wäre von derselben unabhängig. Die Nation ist durch die Unverletzbarkeit des Königs nicht gebunden, sie kann es auch nicht sein. Ludwig war König bloß durch die Verfassung. Die Nation aber ist souverän auch ohne Verfassung und ohne König. Ihre Souveränität ist unveräußerlich, ein Naturrecht, und die Nation würde auf dieses unveräußerliche Recht verzichten haben, wenn sie sich des Rechtes begeben hätte, den Mann zu richten, den sie zum Oberhaupte der Verwaltung einsetzte. Würde der gesetzgebende Körper, der ebenfalls unverletzbar ist, diese Un-

verletzbarkeit mißbraucht haben, dann würde sich die Nation erhoben und ihn zur Rechenschaft gezogen haben. Wenn man sagt, der König ist durch die Absetzung schon hinlänglich bestraft, man kann ihn doch keiner doppelten Strafe unterwerfen, so hatte dieser Einwurf nur Kraft, solange die Verfassung bestand. Die Nation aber fand, daß die Verfassung nichts tauge, und wollte keinen König mehr in Frankreich. Die Republik wurde eingeführt und Ludwig hörte damit auf, König zu sein.

Bestraft muß er aber werden nach dem Gesetz über die Veruntreuung der Staatsbeamten. Er ist in den Augen des Gesetzes weiter nichts als der vornehmste Staatsbeamte. Jenes Gesetz gegen untreue Staatsbeamte sei aber zu allen Zeiten und an allen Orten gewesen; es sei so alt als die politische Gesellschaft. Es beruhe auf dem Gesellschaftsvertrag und folge nothwendig aus dem Grundsatz, daß die Nation der Souverän sei. Es ist auch immer in der Geschichte angewendet worden, selbst wenn die Völker keine ausdrücklichen Gesetze gegen verbrecherische Könige hatten. Denn es liege in der Natur der Oberherrschaft der Nation, den Mangel geschriebener Gesetze, so oft es nöthig sei, zu ergänzen und die Verletzung des Gesellschaftsvertrages am König zu bestrafen, wie am einfachen Bürger. ¹⁾

Nun kommt Mailhe zur Betrachtung der Verbrechen, welche Ludwig XVI. begangen habe, zum Beispiel des Blutvergießens am 10. August, von dem Mailhe so gut wußte als wir, daß es erlitten sei, und sagt pathetisch zum Schluss: „Die vorhandenen und künftigen Geschlechter, alle Nationen der Welt erwarten in ungeduldigem Schweigen von euch die Belehrung, ob ein Monarch ungestraft die Bürger ermorden dürfe, ob er ein Gott sei, bei dessen Streichen man seine Hand küssen und extragen, oder ein Mensch, dessen Verbrechen man ahnden müsse.“

Darauf kommt Mailhe mit der Frage, von wem und wie er gerichtet werden solle, ob aus allen Departements Frankreichs Richter gewählt werden sollen oder ob der Convent ihn zu richten habe? Für den letzten Vorschlag habe sich der Ausschuss entschieden; denn im Convent saßen die Männer, welchen die Nation ihre Ruhe, ihren Ruhm und ihr Glück anvertraut habe. Keine fremden Höfe hätten Geld genug, diese Richter zu bestechen. Er könne sich keinen weniger verdächtigen, keinen leidenschaftsloseren Gerichtshof verlangen als den Convent. Sei Ludwig unschuldig, so möge er sich rechtfertigen; sei er strafbar, so müsse sein Schicksal den Nationen zum Beispiel dienen. Eine Bestätigung des Urtheilsspruchs von den Urversammlungen sei nicht nöthig und nicht möglich.

Infolge dieser Beweise, die mit Beispielen aus der Geschichte bespickt waren, stellte Mailhe die Anträge: Ludwig solle durch den Convent gerichtet werden. Drei Mitglieder desselben haben alle Beweise seiner Verbrechen zu sammeln und dem Convent vorzulegen, mit einer darauf gegründeten Anklage, die nebst den Belegen gedruckt und vertheilt werden solle. Acht Tage nach der Vertheilung beginnen die Verhandlungen, welche bei namentlichem Aufruf der Mitglieder mit Stimmenmehrheit entscheiden. Ist die Anklageacte angenommen, so soll sie Ludwig XVI. und seinen Vertheidigern mitgetheilt werden,

Deutelei
der Un-
verletz-
barkeit,

Ludwig
straf-
fällig.

Wer soll
richten?

Der
Convent.

Anträge.

Gang
des Pro-
zesses.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 282—283.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 279—285.

auch die Belege, wenn er sie verlangt, nur müssen diese durch zwölf Commissäre in den Temple hin und dann wieder in das Nationalarchiv zurückgebracht werden, die sie nicht aus den Augen verlieren dürfen; vorher müssen aber beglaubigte Abschriften davon im Nationalarchiv hinterlegt werden. Der Convent bestimmt dann den Tag, an welchem Ludwig vor ihm erscheinen soll; dieser kann seine Vertheidigung vortragen oder vorlesen oder durch seine Rathgeber vortragen oder vorlesen lassen. Jedenfalls muß die Vertheidigung vom Angeklagten unterzeichnet sein. Der Convent fällt dann durch Namensaufruf sein Urtheil.¹⁾ —

Die ersten Verhandlungen.

Am 13. November begann der Convent über die Anträge Mailhes zu verathen, und schon die Vorfrage: „Kann der König gerichtet werden?“ erregte eine steigende Aufregung. Wie gefährlich es war, für den König zu sprechen, zeigt der Umstand, daß diejenigen, welche für ihn eintraten, in der Einleitung die sogenannten Verbrechen Ludwigs zugaben, bloß um nicht niedergeschrien zu werden. Dumouriez ist in vollem Recht, wenn er sagt, der Prozeß sei in der wildesten Wuth mit einer cannibalischen Freude fortgeführt worden, seine Acten seien in aller Händen und würden zur Schande für die französische Nation auf die späteste Nachwelt kommen. Nie sei ein so großes Verbrechen mit so vieler Niederträchtigkeit und so anhaltendem, festem Willen verübt worden. Über 150 unter den sogenannten Richtern hätten ihre Meinung noch vor Ansicht der Acten und Beweisthümer öffentlich in Druck legen lassen und dieses allein hätte ihre Abstimmung verdächtig und ihre Person verwerflich machen sollen. Allein der unglückliche Ludwig XVI. hatte nicht das Recht, seine Richter zu prüfen.

Dumouriez bedauert mit Grund, daß die 310 Mitglieder des Convents, die bei allen auf sie gerichteten Dolchspitzen den Muth hatten, für des Königs Leben zu stimmen, nicht mit Nachdruck darauf bestanden haben, daß alle Richter, die ihre Meinung vor dem Endurtheil abgegeben hatten, ihre Stimmen nicht geben oder daß diese Stimmen nicht mitgezählt werden dürften. Er spendet ihnen aber dennoch ein schönes Lob: „Verzeihet, edle Männer, diese Betrachtung einem strengen Geschichtschreiber, der, weit entfernt, euch den geringsten Vorwurf machen zu wollen, im Gegentheil wünschte, euch eine Ehrensäule errichten zu können, welche eure Namen, wie die der Sieger bei Marathon, enthielte und aufbewahrte. Ja, es haben sich in einer Versammlung, die schlechter als irgend eine auf der ganzen Welt, zusammengesetzt war, 310 Männer gefunden, welche einen wahren Heldenmuth bewiesen haben und denen das königliche Haus ewige Dankbarkeit schuldig ist. Empfangt, edle Bürger, gefühlvolle Seelen, empfangt den Huldigungszoll eines Kriegers, der in euch mehr Muth entdeckte, als er je selbst gezeigt hat;

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 297—298.

mehr Muth, als alle Franzosen zusammen bewiesen haben, die er je zum Siege geführt hat.“¹⁾

Pétion nannte die Unverletzbarkeit des Königs abgemacht. Morisson, Abgeordneter der Vendée, trat aber mit mehr Geist und Muth als Pétion. Pétion je besaß, für diese Lehre ein und meinte, daß der König durch die Absehung schon die härteste Strafe bestanden habe. „Was wollt ihr, was könnt ihr jetzt noch mehr? Das Volk, sagt man, ist souverän und hat demnach kein anderes Gesetz, als seinen höchsten Willen. Ich aber halte entgegen, seine Rechte und seine Macht haben ihre nothwendigen Schranken in den Pflichten, die ihm seine eigene Gerechtigkeit auferlegt. Ihr ruft die unveräußerlichen Gesetze der Natur und das Recht an, welches jeder Mensch hat, den Angriff eines andern zurückzuweisen. Aber sind wir denn mitten im Kampf? O nein, der, um den es sich handelt, ist heute ohne Waffen, ohne Schutz, ohne Macht, uns zu schaden. Keiner kann verurtheilt werden, außer kraft eines Gesetzes, das schon vor dem Vergehen bestand. So lange man mir nicht den Text eines solchen Gesetzes zeigt, das auf Ludwigs angebliche Verbrechen anwendbar ist, erkläre ich euch, daß ihr über Ludwig nicht zu Gericht sitzen dürft.“²⁾

Ihm trat Anton Saint-Just gegenüber,³⁾ der hier zum erstenmal Aufsehen erregte und später durch seine republikanische Blut bei kaltem Kopf und durch sein kühnes aber grausames Herz sich zur Macht in einer solchen Zeit berufen zeigte. Er ist geboren im Departement Isère 1768 und war noch Student der Rechte, als ihn das Departement de la Nièvre zum Abgeordneten in den Convent wählte. Der junge Fanatiker schnitt die Unverletzlichkeit rasch mit einer neuen Theorie entzwei:⁴⁾ Der König dürfe nicht als einfacher Bürger, sondern müsse als König verurtheilt werden, den man weniger zu richten als zu bekämpfen habe; die Formen des Prozeßes gründen sich weniger auf das bürgerliche Gesetz, als auf das Kriegsrecht. „Man darf die Frage mit dem König nicht in die Länge ziehen, nicht zu lange die Aufmerksamkeit auf ihn richten. Eines Tages werden vielleicht die Menschen, welche von unseren Vorurtheilen so weit entfernt sind, als wir von denen der Bandalen, über die Barbarei eines Jahrhunderts staunen, wo man mit einer Art heiliger Scheu einen Tyrannen richtete, wo das Volk einen Tyrannen bei der Prüfung seiner Verbrechen zum Range eines Bürgers erhob. — In der Zeit Cäsars war man weiter voran: der Tyrann wurde im vollen Senate geopfert, ohne andere Febrlichkeiten, als mit zweiundzwanzig Dolchstichen, ohne ein anderes Gesetz, als das der Freiheit Roms. Heute dagegen macht man hochachtungsvoll einem Menschen den Prozeß, welcher der Mörder seines Volkes war, welcher auf der That ergriffen wurde, die Hand im Blute, die Hand im Verbrechen! Wer mit solcher Wichtigthuerei über eine gerechte Strafe verhandelt, wird nie eine Republik begründen. Eure Feinheit der Bildung ist ein großes Hindernis der Freiheit. Man verschönert alle Verirrungen, jeder bringt den Prozeß des Königs mit seinen besonderen Ansichten in Verbindung: die einen fürchten, später die Strafe für ihren Muth zu leiden, die andern haben der Monarchie noch nicht entsagt. — Uns selbst beurtheilen wir mit Strenge, ja ich möchte sagen, mit Wuth; wir sinnen nur darauf, die Thatkraft des Volkes und der Freiheit

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 312—313.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 323—329.

³⁾ Ibid. XX, p. 329.

⁴⁾ Ibid. XX, p. 329—334.

zu lähmen, während man nur zögernd den gemeinsamen Feind anklagt. Wir suchen die Freiheit und machen uns zu Sklaven; wir suchen die Natur und leben untereinander wie wüthende Wilde; wir wollen die Republik, die Unabhängigkeit und Einheit, wir spalten uns — und schonen einen Tyrannen! Wenn wir das Beil zitternd in der Hand halten, wenn wir am ersten Tag der Freiheit die Erinnerung an unsere Ketten achten, welche Republik werden wir da gründen, inmitten unserer Streitigkeiten und gemeinen Schwächen?!) — Einen König richten wie einen Bürger — die kalte Nachwelt wird staunen! Richten heißt ein Gesetz anwenden; ein Gesetz ist ein rechtliches Verhältnis: welches rechtliche Verhältnis besteht aber zwischen der Menschheit und den Königen? Was gibt es denn Gemeinsames zwischen Ludwig und dem französischen Volk, um ihn nach seinen Verbrechen noch zu schonen. Schon das Regierenwollen ist ein Verbrechen, ein Attentat, welches die Verblendung des Volkes nie rechtfertigen kann. Man kann nicht unschuldig regieren, der Unstimm ist zu groß. Jeder König ist ein Rebell und Usurpator. Das Gericht, das über Ludwig richten soll, ist ein Kriegsrath. Ludwig ist ein zweiter Catilina. — Volk, wenn dieser König losgesprochen wird, so find wir deines Vertrauens nicht würdig und du kannst uns der Treulosigkeit anklagen.“

Faucher wollte Ludwig schonen, aber auch als Mann der Freiheit beliebt bleiben. Darum begann er mit einem Siegesjubel über den Bestand der Republik: 2) dadurch sei Ludwig schon gerichtet. „Er hat mehr verdient als den Tod. Die ewige Gerechtigkeit verdammt den gestürzten Tyrannen zur langen Qual, mitten unter einem freien Volke zu leben. — Geben wir in diesem Augenblick der Unruhe der Welt ein großes Beispiel: verschieben wir das Urtheil, bis Kühheit an die Stelle der Nachelust getreten ist, und er sei ein denkwürdiges Beispiel unserer Gerechtigkeit und Mäßigung! Wir dürfen Ludwig nicht nach einem Gesetze behandeln, das später entstand als sein Vergehen. Lassen wir also diesen Verbrecher, welcher König war, leben; er diene lange Zeit den Verschwörern zum Spiegelbild und er sei ein lebendiges Zeugnis der Dummheit und des Fluches, der sich an das Königthum knüpft! Wir werden den Völkern sagen: Seht diesen Menschenfresser an, der sich ein Spiel daraus machte, uns zu verzehren. Das war ein König! Es gab kein Gesetz für sein Vergehen; aber die Natur rächt sich an den Fehlern unserer Gesetzgebung und verhängt eine Strafe, welche noch schrecklicher ist als der Tod. — Die Natur verwehrt die Todesstrafe, wenn sie nicht das einzige Mittel ist, sich gegen einen Angriff zu schützen. Sobald der Feind unschädlich gemacht ist, ruft uns die Natur zu: halt ein, erwürge nicht kaltblütig deinesgleichen! — Auch der Freiheit soll man einen Menschen nicht länger berauben als es nöthig ist. Jeder Mensch kann sich bessern, selbst ein Tyrann, wenn er keine Leute zu seiner Verfügung findet. Es wäre der Gipfel der Barbarei, die Todesstrafe anzuwenden, wo das Gesetz sie nicht auspricht. Warum wollen wir uns einer nutzlosen Grausamkeit schuldig machen? Wen soll der Tod des Königs schrecken? Die einfachen Bürger? — sie haben Abscheu vor dem Königthum! Den mächtigen Verschwörer, den die Leidenschaft zu herrschen verzehrt? — nein! er denkt: die Herrschaft ist lang, der Tod ist kurz. Ehrgeiz und Ruhmsucht lehren, allen Gefahren zu trotzen. Wenn aber der Tyrann sich gefaßt machen muß, mit Ketten beladen zu werden und ein langes Leben in Schmach und Niedrigkeit zuzubringen, seinen Zeitgenossen zum Spott und

Hohn zu dienen: so ist das die härteste und die geeignetste Strafe, um einen stolzen und ehrgeizigen Charakter zurückzuhalten. Er wird seinen Ruhm in einer weniger gefährlichen Laufbahn suchen, denn Erniedrigung scheint ihm als die höchste Gefahr. Er wird den Ruhm in schönen Thaten suchen und vielleicht der Held der Freiheit werden. Also sei der Spott und der ewige Fluch die Strafe für Ludwig XVI.!)“

Faucher sucht dann zu beweisen, daß Ludwigs Hinrichtung nicht bloß ohne Nutzen, sondern sogar eine Gefahr sei für die Republik; denn die feurigen Aristokraten sehen es gerne, wenn er aus dem Leben scheidet, weil sie seiner Schwäche ihr Unglück zuschreiben. Die Gemäßigten und Schwachen, die sich gern an die Stärkeren anlehnen, mögen den schwachen Mann auch nicht. „Schlagt ihr ihm den Kopf herunter, so gebt ihr nur den Verschwörern neue Hoffnung und neue Mittel. Dann hat der königliche Knabe überall Anhänger. Also ersparet den Verschwörern ein letztes Verbrechen und der Menschheit ein letztes Trauerspiel. Die Erhaltung Ludwigs ist das Grab der Hoffnungen der Royalisten. Man hat sich auf eine Stelle in Montesquieu berufen: Bei den freiesten Völkern gibt es Fälle, wo man einen Schleier über die Freiheit werfen muß, wie man die Statuen der Götter verhüllt, und in den Staaten, wo man am meisten auf die Freiheit hält, gibt es Gesetze, die sie einem einzigen gegenüber verletzen.“ 3) — Aber darf die Unschuld der Ruhe des Vaterlandes geopfert werden? darf der Friede des Vaterlandes beruhen auf der Verletzung der Gerechtigkeit? auf einem Verbrechen der Nation? auf einer blutigen Ehrlosigkeit, welche dem ganzen Erdkreis Schrecken einjagt? — Hier ward der Redner durch Murren unterbrochen und konnte erst nach einiger Zeit seinen Schlusssatz stellen: — „Bürger! nur die Gerechtigkeit, die Klugheit, die Weisheit, die Muth sichern die Ruhe des Vaterlandes. Ich stelle also schließlich den Antrag, daß man Ludwig nicht vor Gericht stelle.“ 4)

Hier hat also Fauchets Herz gesprochen. Sein Widerstand gegen die blutgierigen Pläne der Jakobiner wäre aber preiswürdiger und erfolgreicher gewesen, wenn er der Wahrheit entschiedener die Ehre gegeben und Ludwigs wohlwollenden Sinn gepriesen und nicht am Anfang seiner Rede zugestanden hätte, er sei ein Verbrecher an seinem Volke. Diese volkschmeichlerische Feigheit brachte ihn um die Ehre einer muthigen That.

Sofort trat der kugelrunde François Robert auf, mit dem feisten Gesicht, in dem man nie die Spur eines tiefen Gefühls oder ernstesten Gedankens sah, dessen berüchtigtes Weib, Madame Keraglio, am 2. September sich mit Danton, nachdem er die Septembermorde angeordnet, ruhig zum Speisen setzte, und sprach darüber, daß man Ludwig nicht aus Rache, sondern aus Pflicht, nicht aus Leidenschaft, sondern aus Verehrung für das Grundgesetz jeder gesellschaftlichen Ordnung („Das Gesetz muß für alle gleich sein, ob es jetzt beschützt oder straft“) vor Gericht stellen müsse; 4) denn er habe mehr Verbrechen begangen als alle ihm vorausgehenden Könige (?). Es wäre schon ein Verbrechen, wenn man es nur in Frage stellte, ob man ihn vor Gericht stellen müsse. Und dann schreibt er ihm alles Blut zu, was seit

1) Buchez et Roux, l. c. XX, p. 334—337.

2) Montesquieu, Esprit de lois, liv. XII, chap. 19.

3) Buchez et Roux, l. c. XX, p. 337—342. — Débats de la Convention nationale, I, p. 379—391.

4) Article II de la Déclaration des droits.

1) Buchez et Roux, Hist. parlementaire, XX, p. 332

2) Ibid. XX, p. 334.

Anfang seiner Regierung in Frankreich vergossen worden ist, zum Beispiel in Nancy (?). Die Unverletzlichkeit stellt er als ein Urding hin; hätte sie Bestand, so hätte sie der 10. August jedenfalls wirkungslos gemacht (?). An diesem Tage habe das Gesetz zu Ludwig gesagt: „Du bist ein Verräther, du bist ein Feind, mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, du sollst gerichtet werden.“ Eure Pflicht ist, Ludwig zu richten. Als gefangener Feind steht er einstweilen unter dem Schutze der Nation; sie mordet nicht, aber sie richtet. Entkäme er, ohne gerichtet zu sein, so hätte jedermann das Recht, ihn zu tödten.“ Also Robert, der weise Redacteur des „Mercure National“, der Handslanger Dantons, der aber von Danton sich zurückzog, als es mit dessen Macht zur Reize gieng; er suchte später immer mit den Mächtigen gutzustehen und erwarb sich als Armce-lieferant ein großes Vermögen.

Rouzet Am 15. November stellte Rouzet aus Toulouse die zwei Fragen: „Liegt es im Interesse der Nation, Ludwig XVI. vor Gericht zu stellen? und ist es gerecht, ihn zum Tode zu verurtheilen?“¹⁾ und verneinte mithin alle beide. Mit Ludwig vernichte man das Königthum nicht. Dann wolle man Richter und Ankläger in derselben Frage sein. Eine große Nation dürfe nicht zu Maßregeln von Despoten sich herablassen. Nur der Tyrann glaube, durch Schrecken seine Herrschaft zu befestigen. Welche Feigheit, wenn ein Volk von 25 Millionen seine Unabhängigkeit durch den Ritt des Blutes festmachen will! Es sei nicht wahr, daß die Verbrechen Ludwigs ihnen ein Recht dazu geben.

für den König. „Hat er bei seiner Thronbesteigung freiwillig auf einen Theil der angeblichen Rechte, welche seine Vorgänger in Anspruch nahmen, verzichtet? Hat er nicht die Knechtschaft auf seinen Gütern aufgehoben? Hat er nicht all die Männer in seinen Rath berufen, welche die öffentliche Stimme ihm bezeichnete, selbst diejenigen, die bloß Versuche machten und die Augen des Publicums blendeten? Rechtschaffene Männer aber, wie Schurken, die man ihm aufdrang, haben ihn der Reihe nach in Irthümer geführt. Er war umgeben von Leuten, in deren Vortheil es lag, ihn zu betrügen, und so stürzte er von einem Abgrund zum anderen. — Das französische Volk ist für immer von den Königen befreit. Ist es damit nicht hinlänglich gerächt? Soll es immer nur Blut haben und wieder Blut und soll es immer in dieser Stadt vergossen werden, welche sonst die Heimat des Vergnügens, die Zuspucht der Künste und Wissenschaften ist? Also noch immer Blut, Blut bei denen, welche auch nur ein Übermaß von Empfindsamkeit verführen konnte? Müßt ihr nicht Blut genug vergießen, wenn ihr das Menschengeschlecht befreien wollt! Und ihr, grausame Gesellen, die ihr die Volkssache vergöttert, um unter diesem treulosen Schleier eure eigene Nachsucht zu verhüllen, habt ihr nicht Opfer genug in den Unglücklichen, welche die Noth oder das Los des Krieges gegen das Vaterland in den Kampf führt? — Ludwig ist schon gerichtet und trägt eine strengere Strafe, als ihm die Verfassung eine androhte. Die Strenge, die man euch vorschlägt, wäre nur eine That der Schwäche, der Feigheit, des Hohnes, der Wuth oder der Angst. Ihr müßt der Welt, die auf euch schaut, das Schauspiel eines Königs zeigen, eines Königs, der mit seiner

¹⁾ „Est-il de l'intérêt de la nation de juger Louis XVI? Est-il de sa justice de le punir?“ — Buchez et Roux, l. c. XX, p. 347. — Débats de la Conv. nationale (15 Novembre), I, p. 393—394.

Familie in die Classe der Bürger zurückgetreten ist, ein Schauspiel, das weit mehr Eindruck macht, mehr Wirkung hat, eine Lehre, die weit erhabener ist, als alle Henker der Welt zusammen eine hervorbringen können.“ Rouzet beantragte also, man solle der Nation, wenn die neue Verfassung zur Genehmigung vorgelegt werde, über das Schicksal des Königs und seiner Familie und aller anderen Mitglieder des Hauses die Entscheidung überlassen. Bis dahin aber solle der Convent darüber wachen, daß für die Sicherheit und den Unterhalt des Königs und seiner Familie in geziemender Weise gesorgt werde. Ehre dem muthigen Rouzet!

Ein abtrünniger Priester folgte ihm in seiner Rede, der Bischof Grégoire,¹⁾ der sich darauf berief, er habe schon vor sechzehn Monaten die Verurtheilung Ludwigs XVI. beantragt. Die Unverletzlichkeit erstrecke sich bloß auf die Geschäfte seiner Verwaltung und gehe seine Privathandlungen nichts an; sie verschwinde übrigens auch, wenn man sie im vollsten Umfange annehme, vor dem Recht der Souveränität der Nation, welches ein Recht der Natur, ein unveränderliches Recht sei. Übrigens sei das ganze Benehmen Ludwigs seit dem Anfange der Revolution nichts als Verrätherei, Treulosigkeit und Meineid: er habe sich nur verächtlich gemacht. Während des Kampfes um die Tuilerien habe er hier im Saale der Versammlungen noch geessen. Man müsse allen Völkern Könige wie Ludwig XVI. wünschen. Der Anstoß, den Frankreich gegeben, wirke jetzt weit. Die Geduld der Völker sei erschöpft. „Alle schwingen sich auf zur Freiheit. Der Vulkan bricht aus, die ganze Welt steht auf, die Könige kommen aus der Mode. Alle Moden kommen von Frankreich. Europa würde an eure Kleinmüthigkeit glauben, wenn ihr im Augenblick, wo es die Fesseln zerbricht, Ludwig Straflosigkeit zusichert. Die Despoten würden wieder vom göttlichen Rechte der Krone sprechen.“

So dieser abgefallene Priester, der aber im letzten Augenblicke noch feige daran denkt, daß er sich den Rücken decken muß, denn ein Geistlicher darf keine Todesstrafe verhängen. Darum sagt er: „Ich bin gegen die Todesstrafe. Ich hoffe, dieser Überrest von Barbarei wird aus unseren Gesetzen verschwinden. Es genügt der Gesellschaft, wenn der Schuldige nicht mehr Schaden kann. Ihr werdet ihn also ohne Zweifel dazu verurtheilen, daß er noch lebe, damit das Entsetzen über seine Schandthaten ohne Unterlaß ihn umdränge und ihn das Schweigen der Einsamkeit verfolge. Aber hat die Neue eine Stätte im Herzen der Könige?“ — Mit der letzten Frage nimmt Grégoire seinen Antrag, den König leben zu lassen, wieder zurück und will sich also bei den Jakobinern wieder beliebt machen. So trägt der klägliche Mann Wasser auf beiden Achseln.²⁾

Am 15. November sprachen nur Rouzet und Grégoire. So viele Redner hatten sich aber angemeldet, daß es Februar werden konnte, bis nur die Vorfrage entschieden wurde, ob der König gerichtet werden könne. Das gieng vielen zu lang und Barrère beantragte darum, die noch nicht gehaltenen Reden sollten gedruckt und an die Mitglieder des Convents vertheilt werden.

Indes wurden auch Zuschriften, offenbar von Jakobinern veranlaßt, aus den Provinzen verlesen.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 351—356. — Débats de la Convention nationale, I, p. 394—401.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 351—356.

Eine lautete: „Die Mäner unserer Brüder, die Opfer der Treulosigkeit dieses feigen Mörders und seiner Mitschuldigen schreien um Rache. Wir verlangen sie auch. Der Verräther falle unter dem Schwerte des Gesetzes!“¹⁾ — Eine andere verlangte die ewige Einsperrung Ludwigs; denn man müsse seine Verbrechen seiner schlechten Erziehung zuschreiben.

Es wurden aber auch Zuschriften an den Convent gegen die Jakobiner verlesen. So mahnte die Stadt Provins: „Stürzt die Trümmern, die Dictatoren von der Höhe des tarpejischen Felsens herunter!“ Die Bürger von Nevegers mahnten: „Erschreckt die Schurken!“ So erklärte die Stadt Cherbourg: „Wie kann die Stadt Paris, einst so berühmt wegen ihrer Vaterlandsliebe, ein anderes Bild auf den Altar stellen, als das des Gesetzes?“ Die Stadt Havre schrieb: „Die Anarchisten sollen den Boden der Freiheit fliehen; sie sind nicht wert, die Luft, die wir einathmen, auch einzuathmen.“²⁾

Eine Menge gedruckter Reden erschien nun, in denen bald Leidenschaft, bald Bosheit sich kundgaben.

Der Rechtsgelehrte Michael Azema, aus dem Departement de l'Arde, meinte sogar, die Unverletzbarkeit habe aus den Königen Götter und Götzenbilder gemacht, die zuletzt Ungeheuer wurden; die Strafe für Ludwig müsse der Tod sein.

Thomas Payne Viel besprochen wurde die Erklärung des Thomas Payne, der an der Begründung der Republik in Nordamerika thätig gewesen war und nach ihrer Beendigung in England Unruhen hatte erregen wollen, sich dann in den Strudel der französischen Revolution warf und dafür, wie wir früher sahen, am 26. August 1792 auf Guadets Antrag das Bürgerrecht erhielt und in den Convent gewählt wurde. Da er aber das Französische nicht sprach, wenn er es auch verstand, so wagte er nie auf der Rednerbühne zu erscheinen, sondern gab seine Ansichten nur in Zuschriften an den Convent ab. So auch jetzt am 20. November — über das Schicksal des Königs.³⁾

Ludwig solle vor Gericht gestellt werden; sei er unschuldig, so müsse man ihm Gelegenheit geben, dies an den Tag zu legen; — sei er aber schuldig, so möge der Wille der Nation ihn bestrafen oder begnadigen. Dann fährt der Königshasser fort: unter den kronentragenden Banditen in Europa bestehe eine Verschwörung, nicht bloß gegen die Freiheit Frankreichs, sondern aller Völker. Alles lasse schließen, daß Ludwig XVI. mit zu dieser Bande gehöre. Er sei aber der Einzige, den man bisher habe packen können, und man müsse ihn schon darum ins Verhör nehmen, um aus ihm die Geheimnisse der ganzen Verschwörung herauszubringen, wie man aus zwei aufgefangenen Spitzbuben das Geheimnis der Bestehlung des Garde-meuble herausbrachte. Dann zieht Payne los über die Treulosigkeit des englischen Hofes, der hinter allen Ränken gegen die Freiheit der Völker stecke, gegen den Landgrafen von Hessen, der mit Menschenfleisch handele, und schließlich wieder gegen Ludwig XVI., der für sich der Auf-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 361.

²⁾ Ibid. XX, p. 361—362.

³⁾ Thomas Payne adresse à la Convention la lettre suivante. — Hist. parlem., XX, p. 367—371.

merksamkeit wenig wert sei, dessen Prozeß aber die abscheulichen Pläne der Regierungen ans Tageslicht bringen könne. Frankreich hat allerdings eine Revolution vollendet, aber die Republik ist noch nicht sicher, solange rings um sie herum despotische Regierungen bestehen. Es liegt also in seinem Vortheil, daß alle Völker frei werden, daß die Revolution eine allgemeine wird, und da Ludwigs Prozeß die Verächtlichkeit der Regierungen und die Nothwendigkeit der Revolution beweisen kann, so muß man diese kostbare Gelegenheit ausnützen, um der ganzen Welt die Ehrlosigkeit der Fürsten klar darzulegen. An Ludwig liege weiter nichts, er sei ein schwacher und beschränkter Kopf, schlecht erzogen und ein Trunkenbold. Sei er abgeurtheilt, so könne man ihm Mitleid zeigen, nur dürfe dieses nicht irgend eine Beziehung zum närrischen Gedanken von der Unverletzlichkeit der Könige haben.¹⁾ Also dieser plumpe Verleumder, der aber damals in Paris in hohem Ansehen stand.

Die Angelegenheiten Savoyens und die Vorträge über die Finanzen, über neues Maß und Gewicht unterbrachen die Verhandlungen über den König. Erst am 28. November kam die Anklage wieder in Fluss.²⁾

„Als Menschenfreund“, sagte Defort oder, richtiger geschrieben, Faure, Defort. „war ich immer in meinem Gefühl ein Gegner der Könige; Titus, Trajan, Marc-Aurel, von denen die Geschichte so viel Gutes erzählt, hatten doch eine stark ausgesprochene Färbung von der Grimmigkeit ihres Standes. Der Besitz unumschränkter Gewalt muß selbst die Tugend verderben.“ Dann fährt Defort in grimmigen Worten fort, die aber nur seine wohlwollende Absicht für den König verdecken sollten: „Gebt der Welt ein großes Beispiel von Tugend und Hochherzigkeit. Laßt Ludwig Capet in diese erhabene Versammlung und vor die Schranken treten und saget zu ihm: ‚Du bist jetzt nicht mehr König, so ist der Wille des Volkes. Wir wollen dir keine Schandthaten nicht weiter vorhalten, empfinden haben wir sie genug. Wir waren deine Kinder, und du wolltest uns erwürgen. Du verdienst eigentlich den Tod, wir schenken dir aber das Leben. Ja, wir thun noch mehr für dich, wir geben dir den Rang eines französischen Bürgers. Dieser Titel ist viel mehr wert als der eines Königs. Statt dich demnach niederzuschlagen, erhebt dich also das französische Volk.‘ — Ludwig bietet keine Gefahr mehr für euch, gegenüber den unveräußerlichen Rechten des Volkes; ist er doch und sein Geschlecht nur noch ein Abenteurer gegenüber der Souveränität des Volkes. Wo soll er denn noch Freunde finden? Bei der Armee? Die bringt ihn um. Im Innern? Seine Freunde sind ohnmächtig, feig und gemein. Ein wahrer Republikaner ist nicht grausam und nicht wild. Er verjagt die Könige, aber er fürchtet sie nicht.“ Defort beantragt also, daß man zur Tagesordnung übergehe, oder diese Frage den Urversammlungen vorlege, damit man den Willen des Volkes erfahre. Hier trat zum erstenmal der Gedanke einer Berufung an die Urversammlungen über das Schicksal des Königs in dem Convent auf.³⁾ Appellation an das Volk.

Das sind die wesentlich originellen Behandlungen der Frage. Andere brachten nur die bisherigen Ansichten in anderer Form wieder vor.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 371.

²⁾ Suite de la discussion sur la question du jugement de Louis XVI. — uchez et Roux, l. c. XX, p. 386.

³⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 455—458.

Gertou. Gertou, Rechtsgelehrter aus den Pyrenäen, eiferte gegen die Unverleßbarkeit, wollte aber einen aus den 83 Departements gewählten Gerichtshof für den König. Auch Ducos bestritt dem Convent das Recht und die Macht, diese Frage zu entscheiden, welche vor die Urversammlungen kommen müsse. Andere wieder wollten Ludwig einfach als Kriegsgefangenen behandelt wissen, als Barbaren. Genevois aus dem Departement der Jfere, meinte, er müsse den Kopf aufs Schafott tragen, selbst wenn er ein Marc-Aurel gewesen wäre, wenn dies zur Erhaltung der Freiheit nöthig wäre. Überhaupt seien die Tugenden der Könige wahre Verbrennungen gegen die Völker, denn sie dienten nur zur Befestigung des Despotismus und brächten die Menschen dahin, daß sie endlich die Knechtschaft liebten.¹⁾ Also wenn ein König schlecht ist, so muß er gestürzt werden; ist er aber gut, so muß er auch fallen. Ferner beantragte Genevois, daß man die königliche Familie für ewig aus Frankreich verbanne.

Manuel. Manuel wollte offenbar seine schwindende Gunst bei den Jakobinern wieder gewinnen, als er zur Beschleunigung des Prozeßes trieb. Alle Könige seien strafbar, denn durch sie seien die Völker vom Thron gestoßen. Schon Homer habe die Könige Menschenfresser genannt. „Der Todeskampf der Könige darf nicht langsam sein. Hört Ihr nicht, wie alle Völker die Sturmglöcke läuten? Ein tochter König ist nicht einmal ein Mensch weniger!“²⁾

Carra. Carra faßelte, die Nachwelt, die Gerechtigkeit, die Politik, die ganze Natur verlange die schnelle Hinrichtung des entthronten Bösewichtes. Der Convent möge sogleich über die Formalitäten der Hinrichtung berathen. — **Boultier.** Boultier meinte, man müsse nicht bloß das Königthum abschaffen, sondern auch die Könige weg- und abthun, diese Geißeln der Menschheit, diese unversöhnlichen Feinde der Wohlfahrt des Volkes; man solle den Talisman der Unverleßbarkeit zerbrechen, dann werde es nicht an Dolchen fehlen, um den entkrönten Tiger niederzustoßen. **Prost.** Prost aus Dole raste gar, die Schädel gestürzter Tyrannen seien die festeste Grundlage für eine Republik.

Robespierre. Maximilian Robespierre schlug die oben ausgesprochenen Sätze seines Schülers Saint-Just breit. Er sei zwar gegen die Todesstrafe, nur beim König mache er eine Ausnahme. Ludwig müsse sterben, weil das Vaterland leben müsse. Er schlage also vor, sogleich über Ludwigs Schicksal zu entscheiden. Seine Frau, wie die andern Personen, solle man wegen dem gleichen Verbrechen vor das Strafgericht stellen. Der Convent solle Ludwig als Verräther am französischen Volk und als Verbrecher an der Menschheit erklären und an der Stätte hinrichten lassen, wo die Märtyrer der Freiheit am 10. August fielen. Auf derselben Stelle solle dann ein Denkmal errichtet werden, welches in dem Herzen der Völker das Gefühl für ihre Rechte und den Abscheu vor den Tyrannen nähre und in den Herzen der Tyrannen den heilsamen Schrecken vor der Gerechtigkeit des Volkes.³⁾

¹⁾ „Il me semble que les vertus d'un roi sont un grand crime envers une nation.“

²⁾ „L'agonie des rois ne doit pas être lente. Entendez-vous les peuples qui la sonnent; un roi mort n'est pas un homme de moins.“

³⁾ Débats de la Conv. nationale, I, p. 498—510. Séance du 3 Decembre.

Die Papiere des eisernen Wandschranks.

Ein neuer Beitrag war zu den Anklagen gegen den armen König gekommen. Am 20. November war nämlich der Minister Roland mit einem großen Packet Papiere im Convent erschienen und hatte erklärt: „Ich bringe hier Actenstücke, die durch sich und durch den Ort, wo sie gefunden wurden, eine große Wichtigkeit haben.¹⁾ Ich glaube, sie werfen ein neues Licht auf die Ereignisse des 10. August, auf die ganze Revolution und auf die Persönlichkeiten, die dabei eine Rolle gespielt haben. Mehrere Mitglieder der constituierenden und der legislativen Versammlung sind darin bloßgestellt. Sie enthalten Schreiben von Laporte und mehreren anderen Personen im Dienste des Königs. Es sind auch eigenhändige Briefe des ehemaligen Königs selber darunter und eine Anzahl von Plänen für seine Leibwache, für sein Haus, für seine Heere und über Vorgänge, die mit der Revolution zusammenhängen. Hätten diese Stücke sich in den Gemächern der Tuilerien gefunden, so hätte ich sie euren Commissären übergeben. Aber sie schienen mir wegen ihrer Wichtigkeit insbesondere behandelt werden zu müssen. Sie waren in einem so eigenthümlichen und so geheimen Ort, daß, wenn die einzige Person, die davon wußte, mir sie nicht entdeckt hätte, es unmöglich gewesen wäre, sie zu finden. Sie waren hinter einer Fläche des Getäfels, in einem Loch in der Mauer, das mit einer eisernen Thür verschlossen war. Der Arbeiter, der es gemacht hat, theilte es mir mit. Ich glaube, daß die Versammlung einen besonderen Ausschuss für die Prüfung derselben ernennen soll.“

Damit hebt in der Revolution die Geschichte vom eisernen Wandschrank²⁾ an. Der Minister legte die Papiere auf den Tisch und es wurde ein Ausschuss von zwölf Mitgliedern zur Untersuchung ernannt.

Ludwig XVI. liebte Handarbeiten und hatte einen besonderen Geschmack für die Schlosserei. Ein Schlosser aus Versailles, namens Gamain, gab ihm Unterricht und der König wurde ein tüchtiger Schlosser, so daß er einmal alle Schösser in den Tuilerien, weil man sie von neuem sichern wollte, verändern konnte. Als er Versailles verlassen mußte und nicht mehr jagen konnte, wurde Arbeit im Zimmer umsomehr ein Bedürfnis für den an Bewegung gewöhnten Mann, und er schlosserte eifrig in den Tuilerien.³⁾ Als die Lage immer ernster wurde, legte sich der Gedanke nahe, wichtige Papiere derart zu bergen, daß sie bei einem neuen vorauszu sehenden Einbruche des Volkes in die Tuilerien vor der Wegnahme gesichert wären. Der König ließ Gamain aus Versailles kommen, machte einen eisernen Wandschrank mit ihm, der in der Mauer des Ganges zum Schlafzimmer des Königs so geschickt angebracht wurde, daß er ohne Gamains Anzeige schwerlich entdeckt worden wäre. — Die Zahl der aufgefundenen Stücke war 125. Ein Ausschuss wurde ernannt, sie zu prüfen, nur Männer, welche weder Mitglieder des Convents, noch der Legislative gewesen waren.

¹⁾ Rolands Aured in den Débats de la Conv. nationale, I, p. 409—410.

²⁾ Armoire de fer.

³⁾ Campan, Mémoires, II, p. 222.

Zabel
Rolands.

Zugleich wurde aber von der Linken Roland vorgeworfen, daß er bloß mit Gamaïn und Henutie, dem National-Baumeister, die Papiere erhoben habe und nicht mit Beiziehung des Ausschusses, welcher überhaupt die in den Tuilerien gefundenen Papiere zu prüfen hatte und in einem Saale ganz in der Nähe beschäftigt war; es wäre also nichts einfacher gewesen, als ihm diese Papiere sogleich zu übergeben, statt sie zuerst ins Ministerium mitzunehmen und dann wieder in den Saal des Convents zu tragen. Auch hätte auf der Stelle ein Protokoll über den Fund verfaßt werden sollen. Roland gesteht, diese wichtige Formlichkeit leider vergessen zu haben. Die Linke überschüttet ihn deshalb alsbald mit Vorwürfen. Camille Desmoulins fragt, wozu nachträglich eine Commission dienen solle, die die Papiere wahrscheinlich von Roland schon gesichtet seien. Die Rechte hebt Rolands anerkannte Ehrlichkeit und Sittenstrenge hervor. Im Jakobinerclub fragte man aber nach Rolands Recht, für sich den Wandischrank zu eröffnen; er könne Papiere weggenommen haben, welche seine Partei bloßstellten; die Freunde des Königs aber könnten sagen, daß er Papiere weggenommen habe, welche Ludwig XVI. entlasteten, und man beschloß, der Anklage gegen Roland die weiteste Verbreitung zu geben.

Rolands
Ber-
theidi-
gung

Roland ergriff am 21. November eine Gelegenheit, sich vor dem Convent zu rechtfertigen.¹⁾ „Man wirft mir vor, daß ich nicht sogleich vor Zeugen protokolllarisch ein Verzeichnis der aufgefundenen Papiere abfaßte; man behauptet, daß Kleinodien bei den Papieren waren, die ich wahrscheinlich sogleich entwendet habe. In Wahrheit habe ich nur Papiere gefunden und war dabei von zwei Zeugen begleitet. Muss ich denn immer, wenn ich etwas finde oder zu finden meinen werde, zuerst den Convent bitten, Commissäre für mich zu ernennen?“ — Der Convent entschuldigte Roland, aber die Gegner hatten fortan einen neuen Grund, den Minister zu verdächtigen.

Bericht
über die
Papiere.

Die Spannung auf den Bericht über diese Papiere war groß; die Gallerien waren am 5. December überfüllt und die Stille erwartungsvoll. Doch hatte sich wenig von Bedeutung gefunden — darunter die Briefe Mirabeaus, welche sein Angebot bewiesen, den Hof gegen einen lebenslänglichen Gehalt von demselben zu unterstützen; auch ein Schreiben des Königs an Lafayette, daß er sich mit Mirabeau zum Besten des Staates und des königlichen Dienstes verabrede. Mirabeaus Standbild im Jakobinerclub wurde dafür noch denselben Abend zertrümmert. Auch Merlin von Douay und Barrère wurden anrücklich, daß sie sich als Mitglieder des Liquidations-Ausschusses um eine beträchtliche Summe hätten erkaufen lassen. Barrère war in einem Schreiben dem König empfohlen, daß er „die bestmöglichen Gesinnungen habe und seinen Bericht über die Domänen in diesem Sinne abgeben werde“. — Das war ganz die Art dieses Achselträgers, der jetzt seinen Sitz als Präsident verließ, um sich zu rechtfertigen: er begreife gar nicht, wie man ihm „die bestmöglichen Gesinnungen“ zuschreiben könne, er sei immer gegen den König gewesen und habe zweimal die Zahl der Domänen vermindert, die der König für sich habe behalten wollen. Der Convent war mit dieser Rechtfertigung zufrieden und bat ihn, seinen Sitz wieder einzunehmen. Auch Merlin wußte seinen Patriotismus in ein günstiges Licht zu setzen.

Mira-
beau.

Die Todten können sich nicht vertheidigen und Mirabeau, der in den Unterhandlungen mit dem König sicher die bestmöglichen Gesinnungen gehabt hatte, kam jetzt in Verzug. Ein Mitglied sagte: „Allzulange hat das Volk selbst-

gemachten Göttern geräuchert. Mirabeau war ein Verräther und der Himmel hat es jetzt an das Licht gebracht. Ich verlange, daß das Heiligthum der Gejeze nicht länger durch das Bild eines Mannes geschändet werde, den ihr anfragen würdet, wenn er noch lebte. Ich verlange überdies, daß sein Leichnam aus dem Pantheon genommen werde.“¹⁾ Manuel entgegnete, Mirabeaus Ruhm sei zwar in Arrest zu nehmen und sein Bild zu verhüllen, aber nicht wegzuschaffen; denn er hatte Mirabeaus Briefe, welche er im Gefängnisarchive zu Vincennes als Beamter der Pariser Commune auffand, unbefugt und schleuberisch herausgegeben gegen ein Honorar von 10.000 Francs und mit einer feurigen Lobrede begleitet und suchte darum begreiflich die Ansicht über den großen Redner zu mildern.

Manuel.

Mit jedem Tage wurde jedoch klarer, wie tiefgehend die Frage über das Schicksal des Königs sei. Die Bergmänner warfen beharrlich der Gironde vor, sie suche den König zu retten und den Thron wieder herzustellen. Stolz auf ihre republikanische Gesinnung, schwiegen anfangs die Girondisten zum Vorwurfe.

Am 4. December aber riß Buzot die Geduld und er stellte den Antrag: „Wohlan, um jeden Verdacht zu entfernen, verlange ich, daß der Convent gegen jeden die Todesstrafe ausspreche, der in Zukunft vorschlagen will, in Frankreich die Könige und das Königthum wiederherzustellen, unter welcher Bedingung dies auch immer sei.“²⁾ Zum Zeichen der Zustimmung erhob sich fast die ganze Versammlung.

Todes-
strafe für
Royalis-
mus.

Phélippeaux bat, nur vor der Hand den Enthusiasmus zu mäßigen: man müsse vor allem aus der Unruhe und Aufregung herauskommen, welche der frühere König veranlasse, und er beantrage darum rasche Entscheidung über Ludwig XVI. Darob entsteht großer Streit. — Als Merlin von Lyonville vorschlägt, man solle zu Buzots Antrag den Zusatz machen: „wenn es nicht in den Urversammlungen geschieht“, da rief man ihn zur Ordnung; ja einige wollten ihn sogar zur Abtei schicken, worüber Merlin sich bitter beschwerte, man halte ihn für einen Royalisten und doch bedauere er nur, daß er Brutus nicht in jenem Augenblicke nachgemacht habe, in welchem der Tyrann ihm lange so nahe saß, am 10. August, wo Ludwig XVI. in der Loge der Schnellreiber sich aufhielt. — Guadet machte die spitze Bemerkung: „Jeder könne seine Meinung sagen und es sei gut, daß alles herauskomme, insbesondere, daß manche einen Despoten an die Stelle des anderen setzen wollten, um unter ihm zugleich Straflosigkeit für ihre bisherigen Vergehen und Zuversicht für ihre zukünftigen zu erlangen.“³⁾ Diese Worte riefen einen neuen Sturm hervor, bis der Convent Buzots Antrag annahm.

Phélip-
peaux.

Pétion beschwichtigte beide Parteien mit dem Antrage: „In Zukunft soll sich der Convent jeden Tag von Mittag bis zum Schlusse der Sitzung nur mit dem Prozesse Ludwigs XVI. beschäftigen.“⁴⁾

Pétion.

1) Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 175.

2) „La convention décrète au nom de la République la peine de mort contre quiconque proposerait ou tenterait de rétablir en France, soit la royauté, soit tout autre pouvoir attentatoire à la souveraineté du peuple.“ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 180.

3) Ibid. XXI, p. 175—176

4) Buchez et Roux, Hist. parlem., XXI, p. 180.

Robespierre stürzte auf die Rednerbühne. Als er aber überhaupt gegen den Prozeß des Königs zu sprechen begann, das heißt auf einfachen Mord drang, zwang ihn drohender Zuruf, dieselbe zu verlassen. Die Gallerien brüllten über diese Beleidigung ihres Liebling, der an seinen Platz gehen wollte, doch Barrère lud ihn ein, wieder auf die Rednerbühne zurückzukehren. Viele verlangten, die Versammlung möge entscheiden, ob man gezwungen sei, Robespierre anzuhören. Sofort sprach Robespierre den Satz aus: „Kein Volk hat das Recht, einen König zu wählen“, worüber die Mehrheit in Sachen ausbrach und einer wüthig bemerkte: „Man möge diese Frage dem Congress aller Völker vorlegen.“ Unererschüttert aber fuhr Robespierre fort: ¹⁾ „Ja, die Versammlung hat die kostbarste Gelegenheit verloren, die einzige Grenze zu bestimmen, welche der allzu unbestimmten und oft nicht verstandenen Volkshoheit zusetzt. Man muß aber darüber klar werden. Die Versammlung hat noch nicht ausgesprochen, daß ein förmlicher Prozeß statfinde; sie hat bloß erklärt, daß sie selber das Urtheil über den ehemaligen König sprechen werde. Ich behaupte also, man muß ihn nach diesen Grundätzen kraft des Rechtes verurtheilen oder freisprechen.“ Die Mehrzahl der Versammlung murkte über diesen schändlichen Vorschlag und stimmte Pétion zu, daß fortan stets von Mittag bis abends sechs Uhr der Prozeß des ehemaligen Königs verhandelt werden solle. ²⁾ Damit war der Antrag Robespierres verworfen.

Robespierre.

Täglich der Prozeß.

Die Jakobiner.

Robespierre konnte nur im Jakobinerclub, wo er im Triumph auf die Rednerbühne getragen wurde, über diesen Beschluß losziehen. „Man will die Männer des 10. August vernichten, man will die Departements gegen Paris aufregen, man plant sehr schlau die Verufung einer bewaffneten Macht und Hemmung im Urtheile über den König. Man fängt die Journale ab und hält unsere Briefe zurück. Die vollziehende Gewalt ist in den Händen unserer Feinde. Zeigen wir es der ganzen Welt an.“ — Als bald brachen seine Anhänger in die heftigsten Drohungen aus — gegen „den König Pétion und den Kronprinzen Barbaroux“. ³⁾ Robespierre bat jedoch seine Gesinnungsgenossen, die anwesend waren, in Zukunft ihm nicht das Wort entziehen zu lassen, denn seine Stimme ersticken hieße die Stimme des Volkes selber ersticken. „Lieber wollen wir sterben auf der Tribüne, als daß wir uns das Wort entziehen lassen.“ — „Morgen müssen wir alle auf dem Posten sein“, hieß es dann, „und wenn bis Sonntag Ludwig XVI. nicht todt ist, so müssen wir die Pariser zu einem neuen Wittgange aufstacheln.“

Gang des Prozeßes.

Auf Quinettes Antrag wurde beschloffen: „Die Commission der Einundzwanzig sollte am 9. December eine Darstellung aller Verbrechen, die Ludwig XVI. zur Last gelegt werden, mit allen Beweisen vorlegen, und am 10. December solle über alle an Ludwig zu stellenden Fragen berathschlagt und der König noch am selben Tage befragt, dergleichen solle ihm dann eine Abschrift der Anklage und der Fragen mitgetheilt werden; dann solle ihn der Präsident über zwei Tage wieder bestellen, um ihn zum letztenmale zu verhören. Am Tage nachher solle der Convent unter Namensaufruf über das Schicksal des Königs entscheiden.“

¹⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XXI, p. 180—183.

²⁾ Ibid. XXI, p. 184.

³⁾ Ibid. XXI, p. 248—252.

In fünf Tagen sollte die Commission der Einundzwanzig ihren Bericht fertig haben; erst am 10. December konnte er aber vorgelegt werden. ¹⁾ Der Verfasser dieses Berichtes war Robert Lindet, ein Rechtsgelehrter, Deputirter des Departements der Eure, ein Bruder des Bischofs im gleichen Departement, welcher unter allen eidleistenden Bischöfen zuerst ein Weib genommen hatte. Robert Lindet war ein eifriger, aber sein Vorgehen immer gesetzlich deckender Bergmann. Brissot hat ihn nicht mit Unrecht eine Hyäne genannt. Der löbsartige Charakter dieses Thieres gibt sich in seiner sogenannten „Darstellung der Verbrechen Ludwig Capets“ in der That kund, denn dieser beste König ist darin als ein Tyrann dargestellt, „welcher sich unablässig bemüht habe, die Fortschritte der Freiheit aufzuhalten oder zu verzögern, ja wohl gar dieselbe durch beständig aufgehäuften und erneuerte Frevelthaten zu vernichten, und als er dies nicht vermochte, eine Verschwörung entwarf und leitete, welche den Staat zugrunde richten sollte.“ Lindet klagt über die Kürze der Zeit zur Abfassung seines Berichtes und nennt diesen daher flüchtig, und diese Flüchtigkeit ist in der That so auffallend, daß er von unrichtigen Zeitangaben und falschen Thatsachen wimmelt. Man sieht, dem Haffe genügte der Schein, um Genauigkeit war es ihm nicht zu thun. ²⁾ Wo die Thatsachen seiner Annahme widersprechen, nimmt Lindet zu Vermuthungen seine Zuflucht; dadurch wird alles, was der König that, in eine falsche Färbung gebracht. Nur so ist es möglich, daß Lindet am Schlusse seines Berichtes behaupten konnte: Ludwig habe vom Beginne der Revolution an all seine Schritte dahin eingerichtet, den Scepter des Despotismus wieder an sich zu reißen und alle, die seinen Bemühungen sich widersetzen würden, aus dem Wege zu räumen. Er sei fester und beharrlicher gewesen, als jeder seiner Minister; der Bund von Preußen und Osterreich, der Krieg mit dem Auslande, der Bürgerkrieg, der Untergang der Colonien seien die Mittel gewesen, um wieder zur unbedingten Selbstherrschaft zu gelangen. — Haarsträubende Unwahrheiten sind aufgestapelt. Während zum Beispiel selbst die Gegner des Königs anerkennen müssen, daß er mit Erfolg einen glühenden Eifer für die französische Seemacht immer bekundete, wagte Lindet zu behaupten, Ludwig allein sei schuld am Verfall der französischen Flotte. Wenn wir fragen, wozu denn der Convent sich dieses Lügengewebe vor der eigentlichen Anklage noch vorlesen ließ, so denkt man unwillkürlich an Mörder, welche, ehe sie an ein großes Verbrechen gehen, noch einen starken Trunk nehmen, um Muth zu fassen.

Lindets Bericht über Ludwig

ist leichtfertig

und lägenhaft.

¹⁾ In der Anklage des Königs waren drei Commissionen thätig: Die der Vierundzwanzig, am 1. October 1792 ernannt, um die Papiere des Sicherheits-Ausschusses und der Commune zu prüfen und jene Papiere, die bei Laporte und Septeuil gefunden wurden. Ihr Berichterstatter war Valazé. Dann die Commission der Zwölf, am 21. November ernannt, um die Papiere des eisernen Wandschraufs zu prüfen. Ihr Berichterstatter war Hul. Endlich die Commission der Einundzwanzig, am 6. December bestellt aus Mitgliedern beider vorigen Commissionen. Ihre Berichterstatter waren Robert Lindet und Barbaroux. Vergl. Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, V, p. 218—219.

²⁾ Am 20. Juni 1789 ließ bekanntlich der König den Saal der Berathung für die Stände herrichten, während Lindet den 25. Juni angibt. So sind in seiner Angabe über den Kampf in der Bastille nicht weniger als drei wesentliche Sachfehler. Das Blutbad in Nancy, woran bekanntlich einige Schweizer von Chateauneuf schuld waren, wird dem König zur Last gelegt und anderes mehr. — Rapport sur les crimes imputés à Louis Capet. Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 259—276.

^{Distracismus} Während dieser Tage brachte noch eine andere Frage den Convent in Aufregung, nämlich die des Distracismus gegen einzelne Mitglieder.

Von der Wahlversammlung der Rhonemündungen war nämlich 9. December eine Zuschrift eingelaufen, die mit den Worten schloß: „Bedenket wohl, daß das Volk sich das Recht gewahrt hat, diejenigen unter seinen Vertretern mit der Axt zu belegen, welche es wagen sollten, das Vaterland zu verrathen.“ Marat sollte nämlich ausgestoßen werden. Guadet verlangte einen feierlichen Beschluß in diesem Sinne und der Convent nahm den Antrag an, daß die Urversammlungen in acht Tagen zusammentreten und die Bestätigung oder Rückberufung der Mitglieder des Conventes beschließen sollten.¹⁾ — Manuel machte nur auf die Schwierigkeit der Ausführung aufmerksam; das Volk könnte auch, durch Aufreizungen verleitet, den Mann wieder wählen, den man austoßen wolle, auch könnte der ganze Convent geändert werden. Die Sache bedürfe daher einer genauen Berathung. Die Mitglieder waren nämlich gewählt durch die Wahlkörper und nun sollten die Urversammlungen entscheiden. — Guadet selber wurde wieder schwankend und verlangte, der Antrag solle erst am dem Tage nach dem Gerichte über den König entschieden werden. Da warnte aber Prieur von der Marne, es könne auch im Prozeße des Königs die Entscheidung an die Urversammlungen beschlossen werden, was sicher den Bürgerkrieg zur Folge haben würde — was die ganze Versammlung so besorgt machte, daß sie den eben gefaßten Beschluß widerrief.²⁾

^{be-schlossen,}
^{wider-rufen.}
^{Folgen.} Das war also eine neue Unbesonnenheit der Partei der Gironde; ihre Gegner mußten gar wohl, auf wen der Antrag gemünzt war. Die Unabsehbarkeit der Deputierten, die Unantastbarkeit der Volksvertretung wurde an diesem Tage von den Girondisten selber verleugnet und die Bergmänner schlossen später unter Anwendung desselben Grundsatzes, bei einem Aufstande des Pariser Pöbels, die Girondisten aus der Versammlung aus und schickten sie aufs Schafott. —

Anklage und Verhör des Königs vor dem Convent am 11. December.

^{Beschluß vom 11. December 1793.} Der Convent beschloß, daß Ludwig sogleich durch den Oberbefehlshaber der Bürgerwehr vor die Schranken gerufen und über alle in der Anklageacte enthaltenen Thatsachen verhört werde, auch daß der Präsident berechtigt sein solle, jede andere Frage an ihn zu thun.³⁾

Jedem andern Angeklagten wird sonst die Anklage schriftlich vor dem Verhöre zugestellt. Der ehemalige König aber sollte überrascht werden, vor der Versammlung sich vielleicht eine Blöße geben, die den Rest seines Ansehens vernichte.

¹⁾ „La Convention décrète que les assemblées primaires se réuniront pour prononcer sur le rappel des membres, qui auront trahi la patrie.“ — Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 256.

²⁾ Ibid. XXI, p. 257—259.

³⁾ Ibid. XXI, p. 311—324.

Cléry erfuhr dennoch am Abend vorher, was im Plane sei, und flüsterte es dem König beim Ausziehen zu, und daß man den Vorfall habe, ihn während des Prozeßes von seiner Familie zu trennen. Ludwig dankte; was ihn am meisten schmerzte, war die Trennung von der Familie.

Am 11. December war in Paris alles vorgeföhrt, um einem Aufstand vor-zubeugen; seit fünf Uhr rasselte der Generalmarsch durch die Straßen, um sechs Uhr begaben sich die Bürger in Waffen auf ihre Posten; die Wachen waren verdoppelt, alle Behörden in Permanenz. Eine Menge Menschen sammelte sich im Vorhofe des Temple, man hörte Commandorufe, Pferdegetrappel, Waffengeklirr, Trommelschläge. Der Lärm stieg mit jedem Augenblick.

Die königliche Familie kam um neun Uhr zum Frühstück zusammen, aber unter den Augen der Municipalbeamten. Diese beständige Qual für die königliche Familie, sich nicht frei äußern und ihrem Herzen in dem Augenblick Luft machen zu können, wo so viele Furcht sie heunruhigen mußte, war eine der größten Bosheiten ihrer Tyrannen und einer ihrer süßesten Genüsse. Endlich mußten sie sich trennen. Ihre Blicke drückten das aus, was sie sich nicht sagen konnten. Der Dauphin gieng mit dem König hinunter. Statt der üblichen Stunde in der Geographie schlug der König jetzt bei dem Lärm vor, eine Partie Siam zu spielen, die der Kleine gern spielte; er verlor jedoch diesmal alle Spiele und rief ärgerlich: „Ich kann es nicht über sechzehn bringen, diese Zahl ist eine Unglückszahl.“ — „Das wußte ich schon lange“, antwortete der König. Das Spiel wurde aufgegeben. Der Unterricht begann. Da meldete ein Beamter dem König, der Maire werde ihm bald einen Besuch abstatten, den Sohn aber sollte er zu seiner Mutter bringen. Der König umarmte seinen Sohn zärtlich mit den Worten: „Umarme deine Mutter in meinem Namen.“ Dann gieng er einige Zeit heftig auf und ab, setzte sich hierauf am Kopfe des Bettes und vertiefte sich im Nachdenken, so daß der Commissär ganz dicht an den König kam, ohne von ihm bemerkt zu werden. Auf einmal drehte sich der König um: „Was wollen Sie von mir? — „Ich fürchtete, Sie seien unwohl, und wollte sehen, ob Sie etwas von mir bedürften.“ — „Ich danke Ihnen,“ versetzte der König mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, „aber die Art, wie man mir meinen Sohn genommen hat, ist mir äußerst empfindlich.“¹⁾

Der Maire kam erst um ein Uhr. Es war Chambon, ein geschickter Arzt, ein militärischer Schriftsteller von Namen, ein Mann von Mäßigung, voll Mitgefühl und gut von Herzen, der aber jetzt eine schwere Pflicht zu erfüllen hatte. Mit ihm kamen der Procurator Chaumette, der Secretär Coulombeau, einige Municipalbeamte und der unvermeidliche Oberbefehlshaber Santerre mit seinen Adjutanten. Der Maire begann in einem Tone, dem man die Ergriffenheit anmerkte: „Ich habe den Auftrag, Ihnen kund zu thun, daß der Convent Sie vor seinen Schranken erwartet, und ich soll Sie dahinbringen.“ Dann verlas der Schreiber den Beschluß des Befehles vom 6. December: „Dienstag den 11. December soll Ludwig Capet vor die Schranken des Conventes gebracht werden, um die Fragen zu beantworten, welche der Präsident ihm vorlegen wird.“ — „Capet ist nicht mein Name,“

¹⁾ Cléry, l. c. p. 85—89.

entgegnete der König, „so hieß einer meiner Vorfahren. Ich habe nie so geheißen. Übrigens stimmt dies mit der Behandlung überein, die ich seit vier Monaten gewaltsam habe erdulden müssen. Während der zwei Stunden, während denen ich Sie erwartete, hätten Sie mir meinen Sohn lassen können. Ich werde Ihnen folgen, nicht um dem Nationalconvent zu gehorchen, sondern weil meine Feinde die Macht in Händen haben.“

Cléry gab dem König den Überrock und Hut, sie folgten dem Maire und es gieng die Treppe hinunter in den Hof, wo viele Mannschaft aufgestellt war und ein alter Mietwagen seiner harpte, mit zwei elenden Pferden bespannt. Ludwig warf noch einen Blick nach dem Thurm hinauf, wo seine Familie in Angst auf jeden Ton lauschte. Eine Thräne rollte über seine Wange. Im Wagen saß er zur Seite des Maire. Die Fenster waren offen. Eine Menge Menschen konnte ihn sehen. Sein Gesicht war ruhig, er schien keine Furcht zu hegen. Die Vorsichtsmaßregeln waren wie in einer Stadt, die erstürmt zu werden fürchtet. Vom Temple bis zum Convent standen die Reihen der Bürgerwehr. Auf den Hauptplätzen waren Kanonen aufgestellt, reitende Boten flogen durch die Straßen. Jede Ansammlung von Menschen war verboten. Reiterei gieng dem Wagen voraus, Reiterei folgte ihm. Drei Geschütze fuhren hinter ihm her; drei Reihen Bewaffneter geleiteten den Wagen rechts und links mit geladenem Gewehr. Überall, wo der Zug durchkam, mußten Thüren und Fenster geschlossen sein. Sonst herrschte ein Schweigen, wie wenn das Volk das Gefühl gehabt hätte, daß ein großes Verbrechen bevorstehe, und wenn die Gedanken einander anklagen. Der König sprach während der Fahrt wenig, nur als der Wagen beim Thor Saint-Denis stillstand, fragte er, ob dieser Triumphbogen auch abgetragen werde. Der Maire antwortete, da das Thor ein Meisterstück der Baukunst sei, so werde es wohl stehen bleiben, was den König zu befriedigen schien.¹⁾

Um zwei Uhr hielt der Wagen. Santerre legte seine Hand auf den Arm des Königs und führte ihn so in das Haus, wo der Fleischer Legendre eben beantragt hatte, daß kein Vorschlag eines Mitgliedes, keine Rede einer Deputation die Anklage und das Verhör Ludwigs unterbrechen dürfe. „Das Schweigen des Grabes muß den Schuldigen erschrecken.“²⁾ Defermou bemerkte, daß es Gebrauch sei, dem Angeklagten einen Stuhl beim Verhör anzubieten, und daß man einen solchen auch dem König hinstellen solle. Sofort brachte ein Diener einen Stuhl. Manuel, der schon ansteng, als lau bei den Jakobinern verdächtig zu werden, stellte den Antrag, man solle sich, da man es heute nur mit einem König zu thun habe, einstweilen mit einer wichtigen Frage beschäftigen, und Osselin liest einige Artikel von Ausnahmen vom Gesetz über die Auswanderer. Da meldet Santerre: „Bürger Präsident, Ludwig Capet steht vor der Thüre.“ Barrère antwortet: „Der Convent hat beschlossen, daß Ludwig Capet vor ihn gebracht werde. Vollziehen Sie seinen Beschluss.“ Santerre geht hinaus und diesen Augenblick benützt Barrère, um die Versammlung zu mahnen: „Ihr seid im Begriff, das Recht der Nation zu üben, und allen Staatsbürgern wegen des standhaft weisen Betragens verantwortlich, welches ihr da zeigen müßt. Europa beobachtet euch, die Geschichte schreibt eure Handlungen und Gedanken nieder, und eine unparteiische Nachwelt wird euer Betragen mit unerbittlicher

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 311. — Révolutions de Paris, Nr. 179.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 286.

Strenge richten. — Geduld nebst dem tiefsten Stillschweigen ist dem Charakter der Richter angemessen. Die Würde dieser Sitzung muß der Majestät des Volkes entsprechen: es will durch euren Mund den Königen eine große Lehre und der Welt ein nützliches Beispiel geben.“ — Dann wandte er sich an die überfüllten Gallerien: „Bürger auf den Tribünen, auch ihr tragt bei zum Ruhm und zur Freiheit der Nation, von der ihr einen Theil ausmacht. Ihr wißt, daß die Gerechtigkeit nur in ruhigen Verhandlungen thront. Der Convent verläßt sich auf eure gänzliche Hingebung an das Vaterland und auf eure Ehrfurcht für die Stellvertreter des Volkes. Erinnert euch des schauerlichen Schweigens, welches Ludwig empfing, als er von Varennes zurückkehrte — ein Schweigen, welches das Urtheil der Nationen über die Könige andeutet.“

Ludwig XVI. trat ein, die Generale Santerre und Berruyer zur Seite; die Stille war feierlich. Aller Augen richteten sich auf den König: er sah unbefangen aus und schaute ruhig sich um. Würde und die Ruhe der Unschuld sprachen aus seiner Haltung. Sein Antlitz trug die Blässe vom langen Aufenthalt im Gefängnis; da ihm alle schneidenden Werkzeuge weggenommen waren, so überdeckte der Bart seine Wangen und sein Kinn; er war magerer geworden und die Kleider hiengen an ihm, wie wenn sie entlehnt wären. Sein Auge schweifte über die Versammlung, wie wenn es einen theilnehmenden Blick suchte. Mancher schien gerührt beim Anblick des einst allmächtigen Mannes, mancher senkte beschämt den Blick, wenn er daran dachte, wie er bei ihm gebettelt und seine Geschenke nur zu seinem Verderben verwendet hatte.

„Ludwig,“ hebt Barrère an,¹⁾ „das französische Volk klagt Sie an. Der Convent beschloß, Sie zu richten. Man wird Ihnen die Vergehen vorlesen, deren Sie bezichtigt sind. — Sie können sich setzen.“

Der König hätte hier ganz einfach sagen können, sie hätten als seine Unterthanen kein Recht, über ihn zu richten; er sei unverletzlicher König und werde auf keine Anklage eine Antwort geben. Er sei allerdings jetzt in ihrer Gewalt, aber Gewalt schaffe kein Recht. Ludwig XVI. schlug diesen Weg nicht ein, weil er überzeugt war, nur das Gute seines Volkes gewollt zu haben, und daß eine unparteiische Darstellung seines Verhaltens dies sonnenklar hinstellen müsse.

Da hob ein Secretär an: „Ludwig, das französische Volk klagt Sie an, eine Menge Verbrechen begangen zu haben, um die Tyrannei zu begründen und die Freiheit umzustürzen“, und las nun eine Anklageacte vor, in welcher alles, was während seiner Regierung in Frankreich geschehen, ihm zur Last gelegt und er zum Träger aller Sünden gemacht war, an denen frühere Jahrzehnte die Schuld trugen.²⁾ Auch seine schwachen Versuche, einige Reste von königlicher Macht zu retten, weil sie zu einer gesunden Staatsordnung nöthig schienen, wurden ihm als Tyrannei angerechnet, und all seine Wohlthaten zu verbrecherischen Versuchen umgestempelt.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 287.

²⁾ Ibid. XXI, p. 288 ff.

Ver-
drehte
Thats-
sachen.

So war ihm zum Verbrechen angerechnet, daß er am 20. Juni die Sitzung der Versammlung unterbrochen habe, während damals noch kein Gesetz vorhanden war, welches den König verhinderte, die Sitzungen zu unterbrechen, während heute noch der König im freien England das Parlament auflösen kann, sobald er es für gut findet. So war ihm das Zusammenziehen von Truppen im Juli 1789 als Verbrechen angerechnet, während er damals noch absoluter König und verpflichtet war, gegen die Aufwiegler einzuschreiten, die mordeten und plünderten. Ludwig sei der Vollziehung der Beschlüsse der Nacht vom 4. zum 5. August ausgewichen, die ja den ganzen Staat umgestalteten, und deren Genehmigung also reiflich erwogen sein mußte; dergleichen habe er sich lange gestraubt, die Menschenrechte anzuerkennen, die doch die weitreichendsten Folgen hatten, deren Gutheißung also nicht überstürzt werden durfte. Ferner wurde Ludwig angeklagt, er habe sich der Abschaffung der Leibeigenschaft widersetzt, während er doch schon 1779 auf seinen Gütern alle andern persönlichen Dienste sammt der Leibeigenschaft aufgehoben hatte, weil diese der Würde des Menschen entgegen wäre. Ihm waren die Octobertage zur Last gelegt, während er doch an dem Schmause der Gardes-du-corps gar keinen Antheil hatte. Ferner habe Ludwig mit Hilfe Mirabeaus das Volk zu verführen gesucht; besser hätte der Ankläger gesagt, er habe mit Hilfe dieses Staatsmannes eine Ordnung der Dinge zu schaffen getrachtet, welche Ordnung mit Freiheit verbunden und dauerhaft sein sollte. Schriften, im Schlosse gefunden, bei denen Ludwig nur den Namen ihrer Verfasser beigezeichnet hatte, wurden als Beweisstücke behandelt, als habe er ihre Ansichten gebilligt; manches Actenstück war dem König ganz unbekannt. Das Verzeichnis der Gaben an Dürftige wurde zur Anklage mißbraucht, er habe aus der Popularität ein Mittel machen wollen, das Volk zu unterjochen. Die Edelleute, welche am 28. Februar aus edlem Eifer ins Schloß kamen, um das Leben des Königs zu schützen, und der verhinderte Auszug nach Saint-Cloud wurden ihm zum Verbrechen angerechnet, wie die Flucht nach Varennes und Bouillés Pläne, obschon die erste National-Versammlung über diese Flucht schon entschieden hatte. Ludwig war erst am 14. September in seine Gewalt wieder eingesetzt worden, dennoch ward ihm das Blut der auf dem Marsfeld am 17. Juli Gefallenen angerechnet, wie die Zögerungen bei der Prüfung der Verfassung. Der König hatte Schriften zur Vertheidigung der Verfassung gegen die rasenden Angriffe der Jakobiner verbreiten lassen, diese Schriften wurden jetzt in der Anklage als freiheitsmörderische bezeichnet. Die Zusammenkunft des Kaisers und des Königs von Preußen war als sein Verbrechen dargestellt, wie seine Zögerung, die Einverleibung von Avignon und Venaissin gutzuheißen. Die durch die Jakobiner im Süden hervorgerufenen Unruhen waren gleichfalls Ludwig XVI. zur Last gelegt. Während Septeuil, der Schatzmeister der Civilliste, versicherte, daß der König nie einem bewaffneten Emigranten das mindeste habe zukommen lassen, war Ludwig XVI. beschuldigt, das Heer der Emigranten besoldet zu haben, namentlich wurde einem Briefe seines älteren Bruders Louis Stanislaus Xaver Bedeutung beigelegt: „Unser sind hier zwei, aber beide nur eins. Wir haben einerlei Gesinnungen, einerlei Grundsätze, einerlei Eifer, Ihnen zu dienen. Wir schweigen; denn, wenn wir zu früh sprächen, so würden wir Sie in Gefahr setzen. Wir werden aber sprechen, sobald wir des allgemeinen

Brief von
Ludwig
XVIII.

Beifalls versichert sind, und dieser Zeitpunkt ist nahe. Was man uns im Namen dieser Leute sagt, darauf hören wir nicht. Was uns in Ihrem Namen gesagt wird, das wollen wir zwar anhören, aber gerade auf unserem Wege fortgehen. Wenn man also von Ihnen verlangt, daß Sie uns etwas zu wissen thun sollen, so thun Sie es ohne Anstand! Seien Sie wegen Ihrer Sicherheit völlig unbesorgt! Unser ganzes Dasein ist Ihrem Dienste gewidmet. Wir arbeiten eifrig daran und alles geht gut. Sogar unseren Feinden ist an Ihrer Erhaltung zu viel gelegen, als daß sie ein unnützes Verbrechen begehen sollten, wodurch sie sich selbst mehr zugrunde richten würden.“¹⁾ — Ludwig anerkannte jedoch dieses Schreiben nicht als echt; wäre es aber auch echt, so war er nicht verantwortlich für den Inhalt eines an ihn gerichteten Briefes.

Zu den härtesten Dingen der Anklage gehörte wohl, daß man dem König den raschen Fall der Festungen Longwy und Verdun zuschrieb, während doch die Vertheidigungsanstalten unter dem nahezu unabhängigen Kriegsminister standen. Eine schreiende Ungerechtigkeit ist auch der Vorwurf, er habe das Seewesen zugrunde gerichtet und sei schuld am Untergange der Colonien. Keinem König von Frankreich lag die Blüte des Seewesens mehr am Herzen als Ludwig XVI. Da die Officiere auswandern wollten, gab er sich alle Mühe, sie zurückzuhalten. Die Wirren in den Colonien aber hat der „Club der Freunde der Schwarzen“ auf dem Gewissen mit seiner unklugen Aufreizung der Neger. — „Das Innere des Staates wurde durch Schwärmer beunruhigt. Sie haben sich zum Beschützer derselben aufgeworfen, indem Sie deutlich die Absicht zeigten, durch dieselben Ihre vorige Macht wieder zu erlangen.“ — Unter den Schwärmern sind die pflichtgetreuen katholischen Priester verstanden. Man darf nur die Schwierigkeit der Stellung des Königs in Erwägung ziehen und die Mißgriffe, welche die constituierende Versammlung in religiösen Dingen begieng, um das Unmaß von Ungerechtigkeit und Thorheit in dieser Anklage zu verstehen. Schließlich wurde dem König noch der 10. August angerechnet und er angeschuldigt, das Blut der Franzosen vergossen zu haben; während gerade seine Scheu, Blut zu vergießen, den Thron gestürzt und ihn selber zum Gefangenen gemacht hat.

Vor-
würfe.

So ist denn in der Anklage alles auf den Kopf gestellt und die ganze Geschichte des Königs verdreht; sie ist ein Bündel von ungerechten Behauptungen und Lügen. Die Fehler der Zeit waren Ludwig XVI. persönlich zugeschrieben. — Selbst der Republikaner Thiers²⁾ muß diese Anhäufungen von ungerechten Beschuldigungen zugestehen, allerdings in den etwas gewundenen Worten: „Wenn man den Wunsch, seine ehemalige Macht wieder zu erlangen, nicht als natürlich zugab, so konnte in dem Benehmen des Königs alles als ein Verbrechen angerechnet werden, denn sein ganzes Betragen war ein einziges lautes Bedauern, untermischt mit einigen schüchternen Bemühungen, das Verlorene wieder zu erlangen.“ — Ludwig XVI. hat jedoch nicht mehr absoluter König sein, sondern nur eine Verfassung haben wollen, in der Ordnung mit Freiheit auf die Dauer möglich wäre.

Char-
akter
der
Anklage.

1) Débats de la Conv. nat., II, p. 99 — im Acte énonciatif, p. 95—117.

2) Thiers, Révolution française, II, chap. 18.

Verhör. Nachdem die Anklage als ein Stück verlesen war, fieng der Präsident an, den König über die einzelnen Punkte derselben zu befragen. Ludwig antwortete ruhig, fest und umsichtig.¹⁾ Einige Anklagen wies er als Entstellungen nach, andere lehnte er ab, weil seine Minister dafür verantwortlich seien. Von der Verfassung habe er sich nie entfernen wollen. Andere wies er in wenigen schlagenden Worten als ungereimt von sich.

Ant-
worten
Ludwigs. Vom 20. und 23. Juni 1789 erklärte er geradezu: „Damals war kein Gesetz vorhanden, welches mich verhinderte, die Sitzungen der Stellvertreter zu unterbrechen, oder meinen Willen, in welcher Art die Stände berathen sollten, kundzugeben.“ Gegen die Anklage, er habe im Juli 1789 Truppen gegen Paris marschieren lassen, erklärte er mit Recht: „Das hieng damals von mir ab, aber ich habe niemals die Absicht gehabt, Blut zu vergießen.“²⁾ Hinsichtlich der Beschlüsse des 4. August antwortete Ludwig, er habe darüber die Bemerkungen gemacht, die ihm gerecht schienen. Über das Fest der Gardes-du-corps sagte er, es sei grundfalsch, daß die Nationalcocarde vor seinen Augen je mit Füßen getreten und die Nation gelästert wurde. In seiner Gegenwart sei nie etwas derart vorgefallen. Den Vorwurf wegen der Verhandlungen mit Mirabeau lehnte er damit ab, die Verfassung sei damals erst ausgearbeitet worden. Thränen traten ihm in die Augen, als man ihm sogar seine Wohlthätigkeit zum Verbrechen machte und man ihm vorwarf, er habe Millionen ausgeheilt, um das Volk zu verführen. „Niemals“, sagte er, „hatte ich ein größeres Vergnügen, als denen zu geben, die etwas bedurften. Ich hatte keine andere Absicht dabei.“ — Die Anklage betreffs der Dolchritter, er habe nämlich die Edelleute am 28. Februar ins Schloß berufen, bezeichnete er geradezu als abgeschmackt. Hinsichtlich der Flucht nach Varennes berief sich der König auf die Erklärung, die er vor den Commissären der National-Versammlung abgelegt hatte. Der Vorfall am 17. Juli könne ihm nicht zur Last gelegt werden. Die Übereinkunft von Pillnitz habe er bekannt machen lassen, sobald sie ihm amtlich angezeigt war. Hinsichtlich anderer Anklagen bemerkte er, er habe nur gethan, was ihm die Minister der Verfassung vorschlugen. Wenn die Minister geirrt haben, so könne er nichts dafür. Den Gardes du Corps jenseits des Rheins habe er verboten etwas zu zahlen. Die Schritte seiner Brüder habe er mißbilligt. Wenn Longwy und Verdun entblößt waren, so seien sie es ohne sein Vorwissen und Verschulden gewesen. Er habe durch die Verfassung das Recht gehabt, einem Beschluss die Genehmigung zu versagen, und von diesem Recht habe er gelegentlich der eidweigernden Priester Gebrauch gemacht. Der Plan zu einer Gegenrevolution sei nie in seinen Kopf gekommen; nie habe er die Mitglieder zu bestechen gesucht; er habe sie nicht einmal gekannt. Den Vorwurf, er habe die französische Nation in Deutschland, Italien und Spanien verächtlich werden lassen, wies er damit zurück, die diplomatische Correspondenz müsse das Gegentheil darthun. Überhaupt bedauerte er hin und wieder, daß er die Papiere nicht zur Hand habe, mit anderen Worten, daß das Verhör übereilt sei, daß man ihm die Anklage nicht vorher schriftlich mitgetheilt habe,

¹⁾ Interrogation de Louis Capet. Buchez et Roux, Hist. parlem., XXI, p. 287—302. — Débats de la Convention nationale, II, p. 104—119.

²⁾ „J'étais le maître de faire marcher des troupes dans ce temps-là; mais je n'ai jamais eu l'intention de répandre du sang.“ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 288.

wie man es jedem anderen Angeklagten thue, und daß man ihm damit die Möglichkeit genommen habe, mit den Urkunden eine ungerechte Anschuldigung zurückzuweisen. Hinsichtlich des Vorwurfs, er habe die Schweizer gemustert und diese hätten zuerst auf die Staatsbürger geschossen, antwortete der König: „Ich habe alle Truppen gemustert, die an jenem Tag bei mir versammelt waren; die verfassungsmäßigen Beamten waren bei mir, die Rätthe des Departements, der Maire und der Bürgerrath. Ich hatte sogar eine Gesandtschaft der National-Versammlung ersuchen lassen, zu mir zu kommen, und nachher habe ich mich nebst meiner Familie in die Legislative begeben.“ — „Warum haben Sie den Maire auf das Schloß berufen?“ fragte Barrère. — „Wegen der Gerüchte, die sich damals verbreiteten.“ — „Sie haben das Blut der Franzosen vergießen lassen“, rief Barrère, Weisfall haßend. — „Nein, mein Herr,“ rief Ludwig mit sichtbarem Unmuth, „niemals! Nicht ich, nein!“ Lappisch war die Anklage, er habe Septeuil bevollmächtigt, einen beträchtlichen Handel mit Getreide, Zucker und Kaffee zu treiben. Der König entgegnete, von dieser Sache sei ihm auch nicht das mindeste bekannt, und Lally-Tolendal hat das Märchenhafte dieser Anklage, in welcher Thatfachen, Ort und Zeit bunt durcheinander geworfen waren, augenscheinlich nachgewiesen.¹⁾

„Ludwig, haben Sie noch etwas hinzuzusetzen?“ fragte Barrère am Schluss. Der König antwortete: „Ich verlange eine Abschrift der Anklageacte und Mittheilung der Actenstücke; auch verlange ich, daß man mir einen Vertheidiger bewilligt, um meinen Prozeß zu führen.“²⁾

Der
König
verlangt
die
Acten.

„Ludwig, man wird Ihnen die Actenstücke vorlegen, auf welche sich die Anklage gründet.“ Sofort stellte sich der Secretär des Conventes, Valèze, vor den König, dem er den Rücken kehrte, und schob ihm von 47 Actenstücken eines nach dem andern über die Schulter zu, jedesmal mit der Frage: „Kennen Sie diese Schrift?“ — Empört über diese Ungezogenheit sagte der König: „Es ist mir nicht möglich, zu bestimmen, ob die Schriften von mir sind, wofür man mir nicht erlauben will, dieselben genauer zu prüfen.“ Nun gab Valèze dem König eine Schrift nach der andern in die Hände. Der König untersuchte sie nun genau; bei der Mehrzahl erklärte er, sie seien unecht. Sofort kam die Rede auf die Papiere im eisernen Wandschrank³⁾ und fragte Barrère: „Haben Sie einen eisernen Wandschrank in den Tuileries machen lassen und darin einige Papiere verborgen?“ Ludwig erklärte überrascht, nichts davon zu wissen, und schwächte damit den Eindruck seiner Vertheidigung. Zu Cléry sagte er am Abend: „Ich war weit entfernt, an all die Fragen zu denken, die man mir vorgelegt hat. Auch ein Verzeichniß der Geschenke war darunter. Großer Gott! das ist ein Verzeichniß der Almosen, die ich ausgeheilt habe, auch das wird mir jetzt zum Verbrechen angerechnet!“

Vortage
der
Beweise.

Der
eiserne
Schrank.

„Ludwig,“ sagte endlich der Präsident, „die Versammlung ladet Sie ein, sich in den Conferenzsaal zurückzuziehen, die Versammlung muß jetzt berathen.“ Mit den Worten: „Ich wünsche einen Rechtsbeistand“ zog sich der König zurück.

Ein
Rechts-
beistand!

¹⁾ Lally-Tolendal, Déclaration. — Buchez et Roux, l. c. XXI.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 298.

³⁾ Ibid. XXI, p. 299—301.

Das Verhör allein hatte zwei Stunden gedauert und Ludwig kaltblütig und mit Würde die meisten Fragen beantwortet. Wenn auf den Gallerien Geräusch entstand, sah er sich ruhig um und fuhr dann mit der gleichen Gelassenheit fort, seine Antworten zu geben. Er war unvorbereitet, seine Gegner aber hatten lange vorher alle Fragen besprochen. Der Engländer Moore sagt darum, er könne von Ludwigs Verstand nur eine vortheilhafte Meinung fassen, und bemerkt ganz richtig: „Es war nicht großmüthig; es war ein höchst schändliches Verfahren, dem König bis auf den letzten Augenblick zu verhehlen, daß man die Absicht habe, ein Verhör mit ihm anzustellen, und alsdann unvorbereitet mit ihm vor die Schranken zu eilen. Wie leicht hätte ihn dies derart bestürzt machen können, daß die Bosheit gewonnenes Spiel gehabt hätte! Überraschung oder Unwillen konnten leicht seinen Antworten oder seinem Benehmen eine Verwirrung mittheilen, welche sicher seine Feinde auf Rechnung seines bösen Gewissens geschoben hätten. Es läßt sich vermuthen, daß man gerade zu diesem Zweck so geheimnißvoll verfahren sei. War aber das der Fall, so sahen sich alle seine Feinde in ihrer Hoffnung getäuscht, und die Hinterlist, mit der sie seinen Charakter zu beschimpfen strebten, diente bloß dazu, denselben in schönerem Lichte zu zeigen.“

Ludwig trat nun in das sogenannte Audienzzimmer, während der Sturm, der in der Versammlung losbrach, an seine Ohren schlug. Die Leichtfertigkeit, mit der man den ehemaligen König behandelte, der dem Lande so viele Wohlthaten gespendet hatte, zeigte sich in allem. Es war kein Stuhl im Zimmer, Ludwig mußte stehen. Er stellte sich vors Licht und las in einem Exemplar der Verfassung, das er stets bei sich trug, den Abschnitt über gerichtliche Verhandlungen. Keine Erfrischung war ihm gereicht worden und doch hatte Anklage und Verhör nahezu sechs Stunden gedauert. Während der Fahrt war er den Blicken von Tausenden ausgesetzt. In der Versammlung waren alle Blicke nur auf ihn gerichtet. Gemüthsbewegungen von solcher Tiefe erschöpfen die Kräfte; sie rufen alle durchgestandenen Kämpfe noch einmal vor die Seele. Ludwig fühlte sich erschöpft. Ein Grenadier zog ein Stück Brot aus der Tasche und gab davon ein Stück an Chaumette ab. Ludwig trat leise vor Chaumette und bat ihn, ihm auch ein Stück zu geben. Dieser fuhr, stolz zurücktretend, den ehemaligen König an: „Sprechen Sie laut, wenn Sie etwas wollen!“¹⁾ — „Ich bitte Sie um ein Stück Brot“ — sagte der einstige Herrscher über ein so schönes Reich laut. — „Recht gern,“ sagte Chaumette; „da, brechen Sie ein Stück ab; es ist zwar ein spartanisches Mahl, und hätte ich noch eine Wurzel, ich würde Ihnen recht gerne die Hälfte davon geben.“ — Der König aß nur ein wenig von dem Brot. Indes kam der Befehl zur Rückkehr in den Temple. Der König wagte nicht den Rest des Brotes wegzuworfen, aus Furcht, man möge es irgend mißdeuten. Couloombeau warf es aus dem Wagen. „Das Brot muß selten sein“, sagte der König. — „Woraus schließen Sie das?“ fragte Chaumette. — „Weil mein Stück stark nach Erde schmeckte.“ — „Meine Großmutter hat mir immer gesagt“, erwiderte Chaumette: „Nub, wirf kein Brot weg, denn du kannst keines

machen.“ — „Da muß ihre Großmutter eine verständige Frau gewesen sein“, antwortete der König.

Die Rückfahrt in den Temple geschah in derselben Gesellschaft, wie die Abfahrt, nur daß der König einige Beschimpfungen mit in den Kauf nehmen mußte. Kohlenführer und Lastträger standen in Reih und Glied und sangen, während der König vorbeifuhr, den Vers der Marseillaise: „Ein unreines Blut muß unsere Furchen düngen.“¹⁾ Einst hatte man ihm zugesungen: „Wo wird einem wohlter, als im Schoße seiner Familie?“²⁾ —

Der König wieder im Temple. Die Rechtsbeistände. Commune und Convent.

Gegen sieben Uhr war der König wieder im Temple, sehr ermüdet und erschöpft.³⁾ Sein erster Blick war nach dem Thurm, in welchem seine Lieben saßen, seiner harrend. Kaum war er in seinem Gemache, so verlangte er eine Zusammenkunft mit seiner Familie. Die Wächter waren hart genug, es ihm zu verweigern, weil kein Befehl von der Commune da sei. Dann bat er, daß man wenigstens sie von seiner Rückkehr benachrichtige, was man auch versprach. Die Sorge um die Seinen hatte ihren guten Grund: der Tag war für sie voller Dualen: die Commissäre hatten der Königin auf ihre Fragen bloß gesagt, daß der König in den Convent abgeholt worden sei. Sie fürchteten, ihn nicht mehr zu sehen, man werde ihn vielleicht gleich zur Hinrichtung abführen. Madame Elisabeth sagte zu Cléry: „Die Königin und ich sind auf alles gefaßt, wir geben uns keiner Täuschung hin über das Bos, das man ihm bereitet; er wird als Opfer seiner Güte und seiner Liebe für sein Volk sterben, für das er seit seiner Thronbesteigung unablässig gearbeitet hat. Ach wie grausam ist dieses Volk getäuscht! Die Religion des Königs und sein großes Vertrauen auf die Vorsehung halten ihn allein in diesem entsetzlichen Unglücke aufrecht.“⁴⁾ Cléry“, fuhr sie fort, „indem ihre Augen sich mit Thränen füllten, bleiben Sie bei meinem Bruder, verdoppeln Sie Ihre Sorge um ihn und ergreifen Sie jedes Mittel, ohne sich selbst zu gefährden, um uns Nachrichten von ihm zukommen zu lassen.“ Darauf verabredeten sie, wie er durch gewisse, nicht auffallende Zeichen ihnen trotz der argwöhnischen Befauerung der Commissäre sichere Nachrichten über den König mittheilen könne. Die Noth ist erfinderisch und Cléry war gewandt. Als man dem König das Abendessen aufstellte, bat er noch einmal, daß man ihn zu seiner Familie führe; — wenigstens solle man ihm den Sohn lassen. Aus Mißtrauen waren aber die Aufseher Barbaren. „Ich rechne auf keine Gerechtigkeit“, sagte der König.⁵⁾

Die andere Frage, die ihn sehr beschäftigte, war, ob man ihm einen Rechtsbeistand bewilligen werde, zumal das Gesetz jedem Angeklagten einen

¹⁾ „Qu'un sang impur abreuve nos sillons.“

²⁾ „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?“ — Rapport de la Commune et l'entretien de Capet avec un des Commissaires. — Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 312—317.

³⁾ Cléry, l. c. p. 94.

⁴⁾ Ibid. p. 89.

⁵⁾ Ibid. p. 96. — Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 322.

¹⁾ Buchez et Roux, Hist. parlem., XXI, p. 314.

Sachwalter bewilligte. Treilhard hatte beantragt, dem König diese Bitte zu gewähren, der Berg aber hatte stürmischen Widerstand geleistet.¹⁾

Marat. Marat rief mit seiner schrillen Stimme: „Hat man es denn hier mit einem gewöhnlichen Prozeß zu thun? sollen wir uns durch Hofränke aufhalten lassen?“ — Im Dunkel gieng es in der Abendstimmung so wild her, daß es Stöße und Schläge regnete und der Präsident ausrief: „Der Tempel der Geseze hat sich in eine Bühne von Gladiatoren verwandelt!“ Zuletzt siegte die Ansicht Pétiou's: „Ohne alle Geseze der Menschlichkeit an den Kopf zu stoßen, können man dem König einen Rechtsbeistand nicht verweigern.“²⁾

Bertheidiger. Vier Mitglieder, darunter Cambacérès, meldeten diesen Beschluß dem König, welcher erklärte, er wähle Target und, wenn dieser nicht könne, Tronchet, wenn es aber möglich sei, alle beide, denn das Gesez erlaube ihm zwei Bertheidiger zu erwählen. Beide waren Mitglieder der constituierenden National-Versammlung gewesen. Der König war also überzeugt, daß er auf dem Boden der Verfassung unantastbar sei. Die Wahl eines so tugendhaften Königs war für jeden ehrenvoll, aber gefährlich bei dem Haffe seiner Feinde und bei der Feigheit der Mehrzahl.

Target. Auch Target war feig: er entschuldigte sich, er sei alt, kränklich und ein Republikaner, könne darum die Stelle nicht annehmen,³⁾ und stellte sich somit als Feigling für alle Zeiten bloß. Tronchet nahm an, suchte sich aber zugleich den Rücken zu decken: er würde ausschlagen, wenn er seine Neigungen und seinen Charakter bloß befragte; aber ein solcher Auftrag könne nicht ausgeschlagen werden, bei der Öffentlichkeit der Sache, ohne daß man selbst gleichsam ein Urtheil zum voraus damit ausspreche. „Wie dem aber auch sein mag, ich will die Pflicht übernehmen, welche die Menschlichkeit mir auferlegt. Als Mensch darf ich nicht meinen Beistand einem andern Menschen verweigern, über dessen Haupt das Schwert der Gerechtigkeit hängt. — — Übrigens erkläre ich, daß ich nie eine Belohnung annehmen werde, sei der Ausgang des Prozeßes, welcher er wolle.“

Malessherbes. Edler lautet das Schreiben eines Greises, der zweimal Minister Ludwigs gewesen war, des Herrn Lamoignon de Malessherbes, eines Mannes aus einer parlamentarischen Familie, der früher als Generaldirector des Buchhandels die Encyclopädie begünstigt hatte und jetzt in seinen alten Tagen erleben mußte, zu welcher entseßlichen Dingen ihre Verbreitung und die Anwendung ihrer Lehren führte. „Bürger Präsident,“ schrieb der edle Greis,⁴⁾ der Ludwigs reine Begeisterung für das Wohl seines Volkes aus der Zeit her kannte, wo er mit ihm als Minister gearbeitet hatte, „ich bin zweimal im Rathe dessen gewesen, der einst mein Herr war, zur Zeit, wo jedes Mannes Ehrgeiz auf dieses Amt gerichtet war. Ich bin ihm jetzt denselben Dienst schuldig, wo es ein Amt ist, das viele für gefährlich ansehen. Wenn ich ein Mittel wüßte, ihm meine Gesinnungen kundzugeben, so würde ich mir nicht die Freiheit nehmen, mich an Sie zu wenden. Ich dachte aber, vermöge der Stellung, die Sie einnehmen, haben

1) Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 324 ff.

2) Ibid. XXI, p. 326.

3) Cléry, l. c. p. 97.

4) Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 327. — Cléry, l. c. p. 97—98.

Sie mehr Gelegenheit, als irgend ein anderer, den König meinen Wunsch wissen zu lassen.“ Malessherbes Name hatte damals einen solchen Klang, daß kein Widerspruch sich gegen ihn erhob. Beide wurden angenommen.

Es gab auch sonst noch muthige Männer, die sich zu freiwilligen Bertheidigern anboten. Sourdat von Troyes,¹⁾ Huet, Guillaume, und selbst eine Dame, Olympia de Gouchez. Der König war für Tronchet und Malessherbes, beide nahmen, bei der Masse von Stoff, der in kurzer Zeit durchgearbeitet werden mußte, einen jungen Rechtsgelehrten, Desèze, zur Hilfe, der mit so viel Eifer, Geist und Muth seine Aufgabe löste, daß er einen unsterblichen Namen und später das Ministerium der Justiz erlangte.²⁾

Als die Bertheidiger in den Temple zum König wollten, stießen sie hier auf eine Weisung der Commune: 1. des Königs Kammerdiener dürfe, außer mit dem König, mit keinem Mitgliede seiner Familie ferner verkehren; 2. die Bertheidiger dürften mit dem König nur in Gegenwart der Municipalbeamten sprechen, und nur mit ihm, da alle Mitglieder der Familie eine Verschwörung bilden. Der König beschwerte sich bei Cambacérès und auf dessen Anzeige beschloß der Convent am 1. December, daß der Verkehr des Königs mit seinen Bertheidigern frei sein und daß man ihm Papier, Tinte und Federn geben müsse.

Aber die Commune antwortete mit einem noch schärferen Beschlusse, daß die Rechtsbeistände beim Eintritte in den Temple genau, selbst an den geheimsten Stellen, untersucht werden, daß sie sich entkleiden und andere Kleider anziehen müssen, daß sie nur in Gegenwart der Gemeindebeamten mit Ludwig sprechen dürfen, daß sie erst nach der Verkündung des Urtheils über den König den Temple wieder verlassen dürfen, daß sie schwören müssen, nie etwas von dem zu sagen, was sie im Temple gehört haben.

Wie zum Troß gegen den Convent sollte dieser Beschluß der Commune ihm durch vier Mitglieder zugestellt werden. Barrère ließ sie anfangs nicht zu, weil er den Sturm voraussah. Sie kamen jedoch am Abend wieder und jetzt

1) Sein Angebot Buchez et Roux, l. c. XIX, p. 327—328. — Guillaume, einst Mitglied der constituierenden Versammlung, jetzt Advocat am Cassationshof, forderte in einem würdevollen Schreiben an den Convent für den König alle die Bertheidigungsmittel, die jedem Angeklagten zur Verfügung ständen, bot sich als sein Bertheidiger an und veröffentlichte seine Bertheidigung, als des Königs Wahl auf Tronchet und Malessherbes fiel, in einer eigenen Schrift: *Projet de défense pour Louis XVI.*, *Mém. sur le Temple*, p. 283—287. — Olympia de Gouchez gieng anfangs mit der Revolution, wandte sich aber jetzt von ihr ab und mußte wegen ihrer Schriften später das Schafott besteigen.

2) Raymond Desèze, geboren 1750 zu Bordeaux, widmete sich der Advocatur und zog durch seine Bertheidigung der Marquise d'Anglure die Aufmerksamkeit des Ministers Vergennes auf sich, der ihn als ein juridisches Talent und als einen Mann von Charakter nach Paris zog. Malessherbes bat ihn um seine Mithilfe und der junge Mann sagte sie sogleich bereitwillig und furchtlos zu, bewältigte in vier Tagen und Nächten das riesige Material und schrieb die Bertheidigungsrede, die ihm einen Weltruhm und unter der Restauration die Ernenennung zum Grafen, zum Pair, zum Großschatzmeister verschaffte. Während der Schreckenszeit kam er ins Gefängnis, aus dem ihn nur der Sturz Robespierres befreite.

brach der Sturm los. Daß die Vertheidiger sich entkleiden sollten, empörte die Versammlung, selbst Männer vom Berge. Bazire fragte, ob man mit solchen Maßregeln das Mitleid des Volkes für den König erwecken wolle. Robespierre will die Commune vertheidigen, ja dieselbe scheint ihm noch zu milde zu sein, muß aber den Zuruf hören: „Herunter von der Rednerbühne!“ Er aber antwortet mit Verleumdung, worin er ein Meister ist, und sagt: „Ja, ich weiß wohl, es ist hier eine Partei, welche den König retten will. Sie sind so zärtlich für den angeklagten Volksbedrucker! Warum zeigen Sie nicht die gleiche Empfindlichkeit für das Volk, das man unterdrückt? Ja, man will uns weich stimmen für das Los des größten der Schuldigen, dieses Verbrechers, an dem die ganze Nation rasche Justiz üben muß.“ Die Gallerien brüllten ihm Beifall zu. In edler Entrüstung darüber erhebt sich ein Mitglied und verlangt im Namen des Vaterlandes, der Menschlichkeit, der öffentlichen Sittlichkeit, daß man nicht immer, so oft jemand über das Los des Angeklagten spreche, zum voraus das Geheul dieser Cannibalen auf den Gallerien hören müsse. Balazé ruft: „Mein Gewissen empört sich. Was werden Frankreich, was Europa denken, welche auf uns hersehen! Was wird die Nachwelt denken, wenn sie hört, daß dieser seltsame Beschluß, sozusagen vor euren Augen gefaßt, euch arglistig vorgelegt wird, um euch als Theilnehmer daran hinzustellen? Will man damit, daß man jedem Vertheidiger die härtesten und zugleich die schimpflichsten Bedingungen stellt, verhindern, daß Ludwig XVI. einen Rechtsbeistand findet? oder will man jeden muthigen Mann zurückschrecken oder will man den König verurtheilen, ohne seine Vertheidigung nur anzuhören. Ich verlange, daß man den Beschluß der Gemeinde für ungiltig erkläre zur Ehre der Menschheit, zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, in Kraft des natürlichen Rechts zur Vertheidigung, welches jeder Angeklagte hat, und für die Würde der Volksvertreter, welche nicht geachtet werden können, wenn sie nicht gerecht sind.“

Der Convent beschloß dann noch einmal, daß die Vertheidiger Ludwigs frei mit ihm verkehren können. So gelangte denn der ehrwürdige Malesherbes zum unglücklichen König.¹⁾

Er erzählt: „Kaum hatte mich der König erblickt, so legte er den ‚Tacitus‘, in welchem er las, auf den kleinen Tisch vor ihm, gieng mir mit offenen Armen entgegen, während Thränen in seinen Augen standen, und sagte zu mir: ‚Ihre Aufopferung ist unso edelmüthiger, als Sie dadurch Ihr Leben in Gefahr bringen und doch das meine nicht retten werden.‘ Ich stellte ihm dagegen vor, daß es keine Gefahr für mich gebe und daß ich die heiligste der Pflichten erfülle, währenddem ich zugleich der Neigung meines Herzens folge, und wie ich in seiner Vertheidigung Sieg hoffe und daß wir ihn retten würden. Er entgegnete: ‚Ich bin dessen sicher, sie werden mich tödten, sie haben die Macht und den Willen dazu. Das macht aber nichts, gehen wir an meinen Prozeß, wie wenn ich ihn gewinnen sollte, und ich werde ihn in der That gewinnen, denn ich werde ein Andenken ohne Makel zurücklassen.‘“ Malesherbes erzählt nun weiter: „Jeden Tag arbeitete er mit uns an der Durchsicht der Acten, an der Widerlegung der Anklagen, mit einer Geistesgegenwart, mit einer Sicherheit, welche seine Vertheidiger bewunderten, wie ich auch. Sie benutzten seine Bemerkungen, um ihre Vertheidi-

gung gehalt- und lichtvoller zu machen. Wir glaubten, man werde sich mit seiner Verbannung begnügen, theilten ihm diesen Gedanken und unsere Gründe dafür mit, der einige Zeit hindurch seinen Kummer zu mildern schien. Er hieng diesem Gedanken einige Tage nach, aber das Lesen der Zeitungen benahm ihm den Glauben daran, und er bewies uns, daß man darauf verzichten müsse. Als Desèze seine Vertheidigungsrede vollendet hatte, las er sie uns vor. Ich habe nichts Rührenderes gehört, als die Art, wie er am Schlusse sich an die Herzen der Zuhörer wendete. Wir waren bis zu Thränen gerührt. Der König aber sagte: ‚Sie müssen diese Stelle streichen, ich will die Zuhörer nicht erweichen.‘ Ein andermal, wie wir allein waren, sagte der König zu mir: ‚Mich drückt etwas sehr. Desèze und Tronchet haben nichts von mir. Sie opfern mir ihre Zeit, ihre Arbeit und ihr Leben, wie kann ich ihnen für einen solchen Dienst dankbar sein? ich habe nichts mehr. Wenn ich ihnen etwas vermache, wird es nicht ausbezahlt. Übrigens läßt sich eine solche Schuld gar nicht mit Geld tilgen.‘ — ‚Stre,‘ antwortete ich, ‚ihr Gewissen und die Nachwelt werden sie belohnen. Sie können ihnen aber jetzt schon einen Lohn ertheilen, der sie im höchsten Grade befriedigt.‘ — ‚Welchen denn?‘ — ‚Amarmen Sie dieselben.‘ — Am nächsten Tage drückte der König jeden von ihnen an sein Herz — und sie zerfloßen in Thränen, indem sie dankend seine Hand küßten.“

Malesherbes kannte seinen Herrn von seiner Jugend an. Als der Beamte der Gemeinde Dorat-Cubières sah, daß Malesherbes dem König Zeitungen bringe, sagte er: „Wie können Sie ihm diese Blätter bringen, in welchen der Unmuth des Volkes so stark gegen ihn ausgesprochen ist.“ — „Ludwig ist nicht ein Mensch, wie andere, er hat eine starke Seele und eine Thatkraft, die ihn über alles hinaussetzt.“ — „Sie sind ein Ehrenmann. Wenn Sie es aber nicht wären, könnten Sie dem König Waffen und Gift bringen, und ihm zum Selbstmorde rathen.“ — „Wenn der König die Religion der Philosophen hätte, wenn er ein Cato wäre, dann müchte er Hand an sich legen. Aber der König ist ein Katholik und seine Religion verbietet ihm den Selbstmord.“

Einen neuen Schmerz bereitete dem König die Trennung von dem Sohne. Die Commune beschloß, daß die Königin und die Prinzessin Elisabeth während des Prozeßes nicht mit ihm zusammenkommen, seine Kinder aber, wenn er es verlange, zu ihm geführt werden könnten, daß sie dann aber ihre Mutter und ihre Tante nur nach dem letzten Verhöre wieder sehen dürften. — Da sagte der König: „Welche Wahl für mich! Ich kann mich nicht entschließen, meine Kinder bei mir zu haben; für meine Tochter ist dies unmöglich; was meinen Sohn anlangt, so fühle ich ganz den Kummer, den die Königin haben würde. Ich muß mich also wohl zu diesem neuen Opfer verstehen.“ Und er befahl, das Bett des Prinzen in das Zimmer der Königin zu bringen, welcher der Verkehr mit den Kindern unentbehrlich schien.

Seit dem Beginne des Prozeßes steigerte sich die Roheit einiger Wächter, statt daß die Größe des Unglücks sie milder hätte stimmen sollen.

So suchte der Municipalbeamte Mercereau, einß Portefaisenträger in Versailles und Steinmetz, dann Vorsitzender der Commune, eine Größe darin, im Schurzfell, den schlechten Hut auf dem Kopfe, den König zu duzen und sich

¹⁾ Extrait du Journal de Malesherbes, p. 287—299 — in den Mémoires sur le Temple.

Robespierre.

Die Gallerien.

Balazé.

Malesherbes beim König.

Verbannung.

Desèze.

Dorat-Cubières.

Kraut der Religion.

Trennung vom Sohne.

neben ihn zu setzen. Die Mitglieder des Convents, welche des Prozeßes wegen in den Temple kamen, staunten über diese Keckheit, wagten aber, aus Angst verdächtig zu werden, nichts dagegen zu thun.¹⁾ —

Die Commune und Minister Roland und seine Gattin.

Unbeschreiblich war der Haß der Commune gegen den „immerdar tugendhaften Roland“ und man griff auch zu den unsaubersten Mitteln, um ihn aus dem Ministerium zu verdrängen.

So benutzte Chabot einen Spion, Achille Viard, zu einem Schlage. Dieser legte vor einigen Freunden des ehemaligen Kapuziners ein Geständnis ab, welches gegen den Minister verwendet werden sollte: durch Vermittlung Fauchets habe er vom Minister des Aeußeren, Lebrun, den Auftrag bekommen, die Emigranten in London auszuspiionieren. Da habe er viel mit Bischöfen, mit adeligen Herren, auch mit Marbonne verkehrt, der ihm im Vertrauen Dinge mitgetheilt habe, die Roland bloßstellten, und bei seiner Rückkehr habe er sogar einen Brief der Madame Roland bekommen, die ihn zu einer Zusammenkunft zu dieser Sitzung im Sicherheits-Ausschusse eingeladen, aber nicht die Girondisten. Grangeneuve fand jedoch ein Einladungsschreiben, worauf stand: es gelte die Anzeige einer wichtigen Sache, und machte darüber Lärm im Convent. Dieser wollte das Geheimnis wissen und so mußte Chabot mit der Sache heranzücken, so sehr er auch vorschob, er habe noch nicht alle Fäden der Verschwörung in der Hand. Die Girondisten erkannten sogleich seinen Plan und Viard wurde vor den Convent gerufen. Alle Versuche, ihn und Chabot zu retten, schlugen fehl, das ganze Lügengewebe war zu sichtbar, nachdem das Sitzungsprotokoll verlesen worden. Auch Roland wurde gerufen und erklärte, er habe Viard nie gesehen, er wisse überhaupt von der ganzen Angelegenheit nicht ein Sterbenswort, er verlange, daß man auch seine Gattin verhöre. Der Convent ließ Madame Roland vor seine Schranken entbieten. Indes wurde das Verhör Viards fortgesetzt und er bestand kläglich die Kreuzfragen und kam so ins Gedränge, daß er seine Lügen eingestehen mußte. Da trat Madame Roland in den Sitzungsal, von einem donnernden Beifalle empfangen. Auf die Frage des Präsidenten: „Wie ist Ihr Name, Bürgerin?“ antwortete sie: „Roland ist der Name, durch den ich mich geehrt fühle, denn er gehört einem wackeren Manne an.“ — Und auf die Frage, ob sie Viard kenne, erzählte sie, daß dieser sie um eine Zusammenkunft gebeten habe, da er in einer geheimen Angelegenheit nach England gehen müsse. Sie habe ihm aber gesagt, sie wünsche sich nicht in die Geschäfte, sie sei nur Frau. Wenn er aber für ihren Mann etwas persönlich zu sagen habe, so treffe er sie jeden Tag um elf Uhr. Am zweiten Tage nachher sei Viard gekommen, sie habe sogleich den Mann von Bedeutungslosigkeit in ihm erkannt und ihm bedeutet, sich an Roland zu wenden, was ihn nicht befriedigte. Seitdem habe sie ihn nicht mehr gesehen. Der Vorsitzende erklärte, die Versammlung sei durch ihre Angaben zufriedengestellt, und lud sie zur Ehre der Sitzung ein. Rauschender Beifall ward ihr zutheil. Es war der Ehrentag im öffentlichen Leben der Roland.²⁾

¹⁾ Cléry, l. c. p. 101—102.

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 130—142.

Namentlich darum war die Commune auf Roland erbittert, weil er ihre Blößen unerbittlich vor dem Convent, vor Frankreich, vor der Welt enthüllt hatte. Die Section der Riften — die Section Robespierres — sandte an die andern Sectionen die Erklärung, der Minister des Innern habe ihr Vertrauen verloren, worauf der Generalkath der Commune sieben Mitglieder mit der Aufgabe betraute, sein Benehmen zu untersuchen, und in folgedessen wurde am 2. November dem Convent eine Adresse gegen Roland überreicht.¹⁾

Hier heißt es: „Roland ist unwürdig unseres Vertrauens und des Vertrauens unserer Mitbürger. Brandschriften gegen die Stadt Paris, wenn er sie nicht verfaßt hat, hat er wenigstens bezahlt. Er hat seine Stellung mißbraucht. Entweder hat er sich irre führen lassen, oder er genügt seiner Stellung nicht. Jedenfalls muß er sie aufgeben; er soll würdigeren, erleuchteteren Männern, einem wahren Republikaner das Amt übergeben, dessen Last zu tragen er nicht im Stande ist!“

Der Convent übergab diese Adresse einem Ausschusse und sie wurde weiter nicht beachtet. Roland hätte darüber schweigen können: gab aber im „Moniteur“ Nr. 342 eine Gegenerklärung, die offenbar aus der Feder seiner Frau stammt. Sie ist in ironischem Tone abgefaßt: Verleumdungen, wie sie die Commune gegen ihn schleuderte, kämen in Republiken oft vor. Nichtsdestoweniger habe er sich nach der Republik gesehnt und werde er sie vertheidigen. Statt Rechnung abzulegen über die in ihrer Verwahrung befindlichen Kronschätze verwende die Commune ihre Zeit, Anklagen gegen ihn zu sammeln. Es sei eben leichter, Verleumdungen zu sammeln, als sich über Verschleuderung von Werthsachen zu rechtfertigen. Auf die einzelnen Anklagen wolle Roland erst dann eingehen, wenn die Commune einmal die Abrechnung bringe. Man kannte die Feder, die dieses geschrieben, gar wohl und der Haß gegen Madame Roland kannte kein Maß mehr.

Mit der Anklage gegen Roland wurde auch die Forderung übergeben, endlich die nationale Rache zu befriedigen!

„Das Ungeheuer,“ heißt es darin, „welches die Freiheit und Gleichheit vernichten wollte, liegt in Ketten. Bald wird es ein Opfer Eurer Gerechtigkeit sein. Warum laßt Ihr den Parteien Zeit, sich wieder zu erheben? Kann Euch nicht der Tod Euer Opfer entziehen?“²⁾ was würden uns dann all Eure Schwüre nützen? Die Unwissenheit und Verleumdung würden straflos das Gerücht verbreiten: die Franzosen hätten nicht gewagt, über ihren König zu Gericht zu sitzen, und hätten aus Feigheit vorgezogen, ihn zu vergiften. Beugt diesem Schimpfe vor! — Zögern heißt in die Dauer unserer Leiden einwilligen. Das Volk ist zwar sehr geduldig, doch könnte es der Sache überdrüssig werden. Deshalb verlangen die Sectionen von Euch 1. die Fragestellung:³⁾ hat Ludwig, einst König der Franzosen, den Tod verdient, und ist es von Vortheil für die Republik, ihn auf dem Schafott

¹⁾ „Adresse pour dénoncer la conduite coupable du ministre Roland“, überreicht am 2. December. Mortimer-Ternaux hat sie wieder aufgefunden und vollständig mitgetheilt Histoire de la Terreur, V, p. 112—116. — Die Hist. parlem. enthält vol. XXI, p. 151, nur einen kurzen Bericht darüber.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 147—150.

³⁾ „Louis, ci-devant roi de Français, est-il digne de la mort? est-il avantageux à la République de le faire mourir sur l'échafaud?“ Ibid. XXI, p. 150.

Die
Com-
mune
flagt
Roland
an.

Roland
ant-
wortet.

Forde-
rung, den
König zu
richten.

sterben zu lassen? 2. daß Ihr, solange der Prozeß dauert, Euren Eifer und Eure Thätigkeit verdoppelt."

Barrère. Barrère antwortete als Präsident: es sei zwar Pflicht des Convents, die Wünsche des Volkes anzuhören, er werde aber nie in Sorge für das Gemeinwohl hinter irgend einer Abtheilung des Volkes zurückbleiben. Er sei weder kleinmüthig, noch schläferig, und werde alle Parteien niederhalten, welche die Republik in der Wiege gefährden, und werde sie vor dem Royalismus, wie vor der Anarchie retten. Über seine Arbeiten und seine Gedanken und das Gericht über Ludwig sei er nur der gesammten Republik verantwortlich.¹⁾

Die neue Commune. Indes gingen die Wahlen für die neue Commune vor sich — meist mit nur wenigen Stimmen, kaum hundert, so sehr war der Eifer erloschen oder so groß die Feigheit geworden. Hébert und Chaumette wurden wieder gewählt, der erste mit 56, der andere mit 53 Stimmen. Die übrigen waren größtentheils Männer von gleichem Sinne, wie die Commune vom 3. August.

Santerre. Dennoch wollte diese nicht weichen, als die Neuwählten am 2. December in den Rathssaal traten, und empfiengen den provisorischen Maire mit Schimpfwörtern, wie „Verräther“, „Betrüger“. Wahrscheinlich erwarteten sie, daß das Volk auf den Gallerien sie einlade, ihre Sitze zu behalten. Da entschied Santerre durch seine Erklärung, unter den Mitgliedern der neuen Commune seien viele Bürger, welche das allgemeine Vertrauen verdienten, und er würde als wahrer Republikaner sogleich seine Entlassung einreichen, wenn die neue Commune sich auch nur einen Augenblick von den großen Grundsätzen der Männer des 10. August entfernte. Damit war der alten Commune der Boden unter den Füßen weggezogen, es blieb ihr nichts übrig, als den Saal zu verlassen.

Die neue Commune war aber um kein Haar besser, gleich gewaltthätig wie die alte, und so stellte sie sogleich den Grundsatz auf, sie sei erst dann vollständig constituirt, wenn sie sich von den patriotischen Eigenschaften jedes ihrer Mitglieder überzeugt habe; — zunächst sollte jedes Mitglied schwören, daß es nicht von der Commune vom 10. August seines Amtes enthoben worden sei, noch daß es eine bürgerfeindliche Bittschrift unterzeichnet, noch sonst an einem reactionären Club Antheil genommen habe. —

Der Antrag auf Verbannung der Familie Orleans.

Thuriot. Heftiger ward immer der Kampf zwischen Gironde und Berg. Um die Girondisten recht bitter zu kränken, beantragte Thuriot²⁾ in der Sitzung vom 16. December Todesstrafe für jeden, der den Versuch wagen würde, die Einheit der Republik und ihrer Regierung zu brechen und Theile davon loszureißen, um sie mit einem fremden Gebiete zu vereinigen.

Das reizte den Girondisten Buzot zu einem Gegenantrag: „Ein großer Act der Rache der Nation geht seiner baldigen Vollziehung entgegen. Die Ge-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 150.

²⁾ Ibid. XXI, p. 353—354.

rechtigkeit, die allzulange nur für den Schwachen schrecklich war, legt jetzt ihre schwere Hand auf das Haupt der Könige. Der Thron ist umgestürzt, bald wird der Tyrann nicht mehr sein. Aber nehmet Euch wohl in acht, noch lebt der Despotismus, noch ist die Verfassung nicht vollendet.“ Nach dieser Einleitung, welche die Hinrichtung des Königs kläglichweise als einen Act der Gerechtigkeit bezeichnete, kam Buzot auf die Römer zu sprechen, welche nach der Verjagung Tarquins sich durch einen Eid verpflichteten, niemals einen König oder irgend jemand in der Stadt zu dulden, der ihre Freiheit in Gefahr bringen könnte. Auch Frankreich müsse ein großes Vorbild geben, zumal es nicht wie einst Rom, nur kurze Zeit unter der Tyrannei geschnachtet habe. „Wir aber kommen aus einer langen Sklaverei heraus; unsere Schwiefen bezeugen nur allzusehr ihre Dauer und Tiefe. Wir sind noch die Beute der verderblichen Leidenschaften, die sie hervorriefen; manche sind bereit, nach dem ersten Phanton der königlichen Gewalt wieder zu greifen. Darum müssen alle Bourbonen verbannt werden. Wenn irgend eine Ausnahme gestattet werden könnte, so beträfe sie nicht die Familie Orleans: denn je mehr sie beliebt ist, umso gefährlicher ist sie für die Freiheit. Schon seit Beginn der Revolution zog Orleans die Blicke des Volkes auf sich. Schon am ersten Tag des Aufstandes wurde seine Büste umhergetragen, gleichsam ein neues Götzenbild. Bald ward er hochfliegender Entwurf, des Strebens nach der höchsten Gewalt angeklagt, und wenn auch er sie nicht faßte, so bestanden sie wenigstens allem Anscheine nach und deckte man sie bloß mit seinem Namen. Dazu kommt ein ungeheures Vermögen, die innige Verbindung mit den Großen Englands, der Name Bourbon für die fremden Mächte, die eifrig sind, uns einen neuen Herrn zu geben, um sich einen Verbündeten zu sichern; — der Name Egalité (Gleichheit) bei den leicht zu rührenden Franzosen zeigt schon an, daß er tiefere Pläne damit zu verdecken sucht; endlich Söhne, deren junger und schäumender Muth leicht durch den Ehrgeiz verleitet und deren Ehrgeiz durch die Sorgfalt und den Bund einiger Könige geschickt aufgeregt werden kann: das alles ist zuviel, als daß Philipp, ohne für die Freiheit Besorgnis zu erregen, in Frankreich länger leben darf. Liebt er Frankreich, hat er ihm wirklich gedient, so vollende er seine Opfer, und befreie uns von der Gegenwart eines Capetingers. — Karl I. trug seinen Kopf auf das Schafott und doch errichtete England den Thron wieder und setzte einen König darauf aus seinem Geblüt. Wir haben zwar keine Großen; ähnlich ihren Lords, welche die Stuarts zurückberiefen; aber es gibt immer Menschen, gierig nach Macht, und die Monarchie hat immer noch ihren Anhang. Darum beantrage ich, daß Philipp und seine Söhne die Republik verlassen und in einem andern Land das Unglück zur Schau tragen, daß sie in der Nähe des Throns geboren sind und seine Grundsätze einjagen und seine Vorbilder anschauten, — das Unglück, daß sie einen Namen führen, welcher Parteimänner und die Sendlinge fremder Mächte an sie locken kann; einen Namen, der das Ohr eines freien Mannes nicht mehr verletzen darf.“¹⁾

So Buzot. Sein Antrag fand Beifall; viele verlangten den Druck, einige Vertagung, andere riefen: „Man vertagt nicht das Heil der Republik!“ — Loubet erhebt sich zur Unterstützung und erinnert an Brutus, den Vater der römischen Freiheit, der in einer ähnlichen Lage, wie jetzt die Lage in Frankreich sei, gegen Collatinus, einen Neffen Tarquins, auftrat und zu ihm sagte: „Befreie uns von der Furcht; vielleicht ist sie schlecht begründet, aber sie beun-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 357.

Buzot.

Verbannung aller Bourbonen, auch der Orleans.

Loubet.

ruhigt die Freunde der Republik. Wir wissen, du hast geholfen die Könige zu verjagen, mache diese Wohlthat vollständig und nimm aus unserer Mitte jeden Grund zur Sorge und verlasse sogleich die Stadt. Das Volk ist gerecht und wird dir deine Güter lassen." So redete Brutus. Mit Rom hat unsere Republik jetzt eine ähnliche Lage. Collatinus war der Neffe des Tyrannen, auch du, Philipp, bist ein Prinz von Geblüt; Collatinus hat viel zum Sturze Tarquins beigetragen und man sagt, daß du viel thatest für den Fall des Verräthers Capet. Collatinus war Consul, du bist Volksvertreter. Er hatte mit Brutus die Ehre getheilt, den Despoten in die Luft zu schlagen. Deine Söhne führen unsere Söhne als Sieger gegen die Barbaren. Er wurde der Gegenstand einiger Unruhen, und du, Philipp, erregst unter uns Mißtrauen und Zwiespalt. Collatinus hatte den guten Gedanken, nicht erst den Volksbeschluss abzuwarten. Bist du, Philipp, ein wahrer Freund der Freiheit, so kommst du auch unserem Beschlusse zuvor. Thust du es nicht, thun es die Deinigen nicht, so waret ihr nur Heuchler und Schmeichler und haben wir nur zu bedauern, daß wir dich nicht schon vor zwei Monaten verbannt haben. Ich beantrage also, nach dem Vorbilde des Brutus, daß alle Bourbonen, mit Ausnahme der Frau, der Schwester und der Kinder von Louis Capet, deren Schicksal der Convent sich zu bestimmen vorbehält, das Gebiet der Republik binnen vierundzwanzig Stunden nach der Verurtheilung des ehemaligen Königs zu verlassen haben.¹⁾

Der Berg hörte den Antrag ungern: er sei nicht auf der Tagesordnung. Saint-Just²⁾ erklärte: er verlange gleichfalls die ewige Verbannung aller Bourbonen und den Tod desjenigen, der wieder den Fuß auf französischen Boden zu setzen wage. „Aber ich weiß nicht, ob man hier nicht die Bourbonen verjagt, um andern Tarquiniern Platz zu machen. Rom hatte einen Brutus; ich jedoch sehe hier nichts dergleichen. Wenn unsere Tarquiner verjagt sein werden, so erwarte ich Catilina mit seinem Heer. Ich verabscheue die Bourbonen; ich verlange, daß man sie alle verjage, mit Ausnahme des Königs, der hier bleiben muß. Ihr wißt schon — warum.“ Diese Anekdote des Schicksals, das dem armen Ludwig bevorstand, ward mit Beifall aufgenommen. Der Tribun aber warf noch den Gedanken hin, ob man die Frage Orleans nicht aufgeworfen habe, um den König zu retten; er verlange also, daß man noch vor der Verurtheilung des Königs die Menschenrechte feststelle, und am nächsten Tag solle die Familie Orleans Frankreich verlassen.

Moreau von Chalons antwortete darauf: „Will man die Bourbonen verjagen, so wird man Roland auf den Thron setzen; er ist eine Ursache der Unruhe unter uns, und ich verlange sogleich, daß er aus dem Ministerium scheidet.“ — „Nein, der Kriegsminister ist der Stein des Anstoßes, nein, nicht Roland, sondern Pache“, ruft ein anderer. — Barrère meint: „Unsere Feinde sind nicht bloß diejenigen, welche das Unglück haben, von Tyrannen abzustammen, sondern auch die Männer, die einen großen Ruf, große Beliebtheit und große Macht beim Volke haben. Roland und Pache mögen die besten Gesinnungen haben, aber sie bringen Zwiespalt unter uns, der Convent wird unter ihnen ein Tummelplatz von Gladiatoren. Sie mögen also abtreten, und der Constitutions-Ausschuß möge die Neubefehung der vollziehenden Gewalt vor-

schlagen.“ — Newbell fragt, wie man nicht offen zugestehen müsse, daß Pache und Roland nur die Bedeutung haben, die man ihnen gerne zugestehet.

Nun wurde der Streit ganz persönlich, und der Lärm in der Versammlung groß. — Auch die Gallerien mischten sich ein. Zuletzt nahm die Versammlung einen Antrag Barrères an, alle Bourbonen, welche sich gegenwärtig in Frankreich befinden, ausgenommen die, welche im Temple verhaftet seien, müssen binnen drei Tagen das Departement von Paris und binnen acht Tagen das Gebiet der Republik verlassen. Die Frage aber, ob Philipp von Orleans auch in diesen Beschluss einbezogen sei, sollte erst nach Verfluß von achtundvierzig Stunden berathen werden. Also war für Orleans und seine Partei Frist bis zum 19. December gewonnen. Die Girondisten hofften durch diesen vermittelnden Beschluss die Verbannung doch durchzusetzen. Die Maratisten hofften ihn zu retten und setzten darum die Stadt Paris in Bewegung. Manche waren besorgt um ihr eigenes Schicksal, wenn einmal ein Mitglied des Conventes ausgeschloffen werden könne.¹⁾

Camille Desmoulins und Marat eiferten am Abend des 16. December im Jakobinerclub gegen die „Staatsmänner“, wie sie die Girondisten von da an zu nennen beliebten, gegen die Partei Brissot.²⁾ Marat sprach davon, wie nöthig ein „heiliger Aufruhr“ gegen die Mehrheit sei, und klagte darüber, daß man ihm das Wort entzogen habe. Camille sprach von der Zwangslage, in welche die Gegner sie versetzen wollten, entweder ihre Freunde preiszugeben oder als Royalisten zu erscheinen.³⁾ Egalité habe so vieles für die Revolution gethan, ihn verbannten helfe so viel, als verlangen, daß er in Koblenz erdolcht werde. Der Plan der Girondisten sei, sich als die eifrigsten Republikaner zu zeigen und Egalité zu zwingen, sich auf das Volk zu berufen, dann wollten sie auch über das Schicksal Ludwigs Berufung an das Volk einlegen — das sei ihre geheime Absicht und vielleicht kämen sie mit ihren Ränken dahin, den König zu retten.

Da erhob sich Maximilian Robespierre: er habe heute nicht in den Convent kommen können, hätte aber für Douvet gestimmt, denn dessen Antrag entspreche seinen Grundfäden. „Ich gestehe zu, daß das Haus Orleans vielen Patriotismus bewiesen. Ich bin nicht dawider, daß man dieser Familie Dank bezeugt. Aber, wer auch zur königlichen Familie gehöre, sie müssen alle der Wahrheit unserer Grundfäden geopfert werden! Wie kann die Nation sicher wissen, daß alle die Mitglieder dieser Familie an Grundfäden festhalten? Eines ist gewiß, die wahren Patrioten haben nie Beziehungen, nie Verbindungen mit dem Haus Orleans gehabt, wohl aber Bétion. Sillery, der Vertrauensmann des Hauses, verkehrte viel mit Brissot. Orleans ist durch die Verbindungen Brissots in den Convent gewählt worden. Der Antrag von heute früh war eine Komödie. Man will uns als Orleansisten hinstellen. Ich meines Theiles war schon lange für Verbannung Egalités und aller Bourbonen; sie soll für ihn nicht eine Strafe, sondern eine Sicherheitsmaßregel sein. — Es wäre ein ehrenhaftes Exil, man könnte ja für die Familie sorgen. Ich sehe wohl, das Ziel von Douvets Antrag ist dieses:

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 357—360.

²⁾ Ibid. XXI, p. 364—366.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 374—376.

²⁾ Hommes d'état und Brissotins. — Ibid. XXI, p. 377—379.

³⁾ Ibid. XXI, p. 378.

die besten Patrioten aus dem Convent zu vertreiben; zuerst Egalité, dann die andern wahren Freunde des Volkes; dann sind die Girondisten Herren des Schlachtfeldes. Wie dem aber auch sei, Buzot hat einen richtigen Grundsatz aufgestellt. Träfen mich auch die Folgen, ich würde sie mit Freuden ertragen und gerne in die Verbannung ziehen. Sie wäre ehrenhaft, wenn ich nur in einem dunklen Zufluchtsort Sicherheit fände gegen die Verfolgung der Brissotiner.“ Es ist Robespierres Vergnügen, sich immer als von Dolchen bedroht hinzustellen.

Jetzt trat Marat gegen Robespierre auf. „Egalité muß bleiben, denn er ist Volksvertreter. In ihm greift die Partei der Verbrecher die Rechte des Volkes an, und möchte zuletzt alle Patrioten verbannen, dich, Robespierre, zuerst. Gerade darum muß Egalité bleiben und dürfen wir das Schlachtfeld nicht räumen, sonst ist die Freiheit verloren.“ — Keal wies dann nach, daß der Vergleich zwischen Egalité und Collatinus nicht passe; und Saint-André versicherte, all diese Ränke seien im Boudoir der Madame Roland angestiftet und dort seien auch die Rollen vertheilt worden.

Bittere Erklärungen folgten in der Presse. Der Herzog von Orleans aber ließ in der Zeitung von Gorsas sein Glaubensbekenntnis erscheinen: Man könne keinen Verwandten des Königs zwingen, zwischen der Eigenschaft als französischer Bürger und der Aussicht auf den Thron zu wählen, sei diese nun nah oder fern. Übrigens wolle er feierlichen Verzicht auf seine Rechte als Mitglied der herrschenden Dynastie thun, eher als seine Rechte als französischer Bürger zu lassen. Seine Söhne seien bereit, mit ihrem Blut zu unterzeichnen, daß sie den gleichen Ansichten huldigen, wie er.¹⁾

Am 19. December kam die Frage Orleans im Convent zur Verhandlung. Fayau stellte die Frage, ob der Convent einem seiner Mitglieder die Vollmachten entziehen könne, die er vom Souverän, dem Volk, habe, und ob ein einzelner, weil er abstamme von einer Familie von Tyrannen und Verräthern, aus einer Gesellschaft verstoßen werden müsse, welche Gleichheit vor dem Gesetz beschworen habe, und brach dabei in hohes Lob auf den ehemaligen Herzog von Orleans aus: er habe sich stets als Freund und Vertheidiger der Freiheit gezeigt. Es sei kein Opfer, welches er nicht für sie gebracht habe. Was könne man ihm zum Verbrechen anrechnen? Seine Geburt? Könne der Convent die Verbrechen für erblich erklären, während er die Tugenden als nicht erblich bezeichnet habe? Darum solle der Convent das Decret vom Sonntag wieder zurücknehmen und zur Tagesordnung übergehen. Wenn Orleans ausgewandert wäre, wenn er sich als offenen Feind Frankreichs erklärt hätte, könnte man ihn nicht ärger bestrafen, als durch die Verbannung, denn er wisse nicht, wohin er im Ausland sein Haupt legen solle.²⁾

In diesem Augenblick wurden der Maire von Paris und die Bevollmächtigten der 48 Sectionen sammt den hundertvierundvierzig vom Rath der Commune angemeldet, welche eine Adresse für Orleans überreichen wollten. Der Convent mochte sich von der Commune nicht drängen lassen und gieng zur Tagesordnung über, ließ also die Deputation nicht vor die Schranken kommen, worüber sich diese sehr erbittert zeigte, so daß man den Lärm im Saale hörte.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXI, p. 387—388.

²⁾ Ibid. XXI, p. 391—395.

Robespierre faßte darob Muth, über eine Verschwörung gegen Ruhe und Sicherheit zu klagen: es bestehe der Plan, vom Volk alle Wahlen wieder prüfen zu lassen. Man sage, Paris sei ein Herd der Unruhen, der Convent sei nicht in Sicherheit, man werde die Verfassung nicht fertig machen können. Dieselben Leute seien daran schuld, welche die gefährliche Frage wegen Orleans zur Tagesordnung gebracht hätten. Käme ihr Treiben an den Tag, so müßten sie sich selber den Dolch ins Herz stoßen, während die wahren Patrioten in einmüthiger Verleumdung und bedroht seien. Murren brach darüber aus. „Hört mich“, rief Robespierre, „oder erdolcht mich!“ — und öffnete dabei seine Brust. Louvet rief ihm entgegen: „Gerade so sprach Robespierre am 1. September im Rath der Commune, als er durch seine gehaltlosen Verleumdungen zur Ermordung der besten Männer treiben wollte!“ Ein gewaltiger Lärm entstand. Pétion suchte zu vermitteln und warnte vor den steten Gehässigkeiten: der Convent verliere dadurch seine Würde.

Der Convent aber beschloß auf Bourdons Antrag die Frage zu verthagen, bis das Urtheil über den König gefällt sei. So konnte Orleans vorläufig bleiben: wäre er damals verbannt worden, so hätte er die Schändlichkeit nicht nöthig gehabt, für des Königs Tod zu stimmen, durch die er die Gunst der Jakobiner festhalten wollte, und hätte er nicht später das Schafott besteigen müssen.¹⁾

Alle Fragen traten jedoch wieder in den Hintergrund vor dem Prozeß des Königs. —

Die Vertheidigung des Königs vor dem Convent am 26. December 1792.

Eine unzählbare Menge drängte sich schon in der Frühe um den Versammlungssaal, der erst um acht Uhr geöffnet werden sollte. Rasch waren die Gallerien überfüllt. Viele hatten trotz des Verbotes die Nacht auf ihnen zugebracht; vergebens beantragte Manuel, daß solche von den Gallerien entfernt würden, um besseren Bürgern Platz zu machen. Geschrei und Schimpfen ertönte als Antwort von oben herunter. Als Desjermont abstimmen ließ, ob Manuels Antrag in Vollzug gesetzt werden solle, war die Mehrheit dagegen, zeigte also der Convent, daß er Furcht vor dem Pöbel habe.

Bald wurde dem Vorsitzenden gemeldet, der König und seine Vertheidiger seien bereit, vor den Schranken zu erscheinen. In der Frühe schon waren seine Vertheidiger zu ihm geeilt, um neun Uhr kamen Santerre und der Bürgermeister, ihn abzuholen. Eine Menge Nationalgarden deckten, wie bei seinem ersten Erscheinen vor dem Convent, dieselben Straßen, durch die er fuhr. 10.000 Mann mit 50 Kanonen waren auf die öffentlichen Plätze vertheilt, 9600 standen als Reserve in den Sectionen, 600 Mann umgaben den Wagen, Reiterei zog voraus, Reiterei folgte. Paris schien öde, das Volk auf der Straße zeigte ein düstres Schweigen. Santerre und Berruyer traten vor dem König in den Saal der Versammlung, dann kamen der Maire und der Procureur-Syndic, dann der König

¹⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, V, p. 275—279.

mit seinen Vertheidigern Malesherbes, Tronchet und Desèze; sie nahmen Platz vor den Schranken. Ludwig setzte sich. Defermont hatte den Mitgliedern des Convents wie den Zuschauern jedes Zeichen des Beifalls oder Mißfallens verboten. Alles war in Spannung, nur Ludwig schien gefaßt und ruhig, sein Auge war heiter. Im Wagen hatte jemand die römischen Geschichtschreiber erwähnt und Ludwig entgegnet, Tacitus sei ihm lieber als Livius; denn der letztere lege seinen Feldherren Reden in den Mund, welche sie sicherlich nie gehalten hätten. Mit der gleichen Seelenruhe beantwortete er jetzt die Mahnung des Präsidenten, der Convent habe beschlossen, ihn heute zum letztenmale zu verhören: sein Anwalt Desèze werde seine Vertheidigung vorlesen.

Aufgabe. Die Aufgabe, welche der junge Rechtsgelehrte übernommen hatte, war keine leichte. Er hatte keine Richter vor sich, sondern Männer, die entschlossen waren, Ludwig zu opfern, und die seine Vertheidigung nur anhörten, um unparteiisch zu erscheinen. Auf was sollte er sich berufen? auf die Verfassung? — sie war vernichtet; auf die Gesetze? — sie galten nichts vor der Allmacht der Nation. Lamartine meint, er hätte voll Pathos sprechen, eher niederschmettern, als überzeugen sollen: „Die Verwegenheit der Worte ist in gewissen Fällen die höchste Klugheit und in den äußersten Umständen kann nur eine verzweifelte Beredsamkeit retten, obschon sie Gefahr läuft, alles zu verderben.“ Aber Lamartine vergißt, daß der König seinem Vertheidiger jede pathetische Stelle verboten hatte, nur die Wahrheit der Darstellung dürfe wirken.¹⁾ Reizen durfte der Vertheidiger die allmächtigen Richter auch nicht, denn sie hatten das Schicksal seines Klienten in der Hand; er mußte sogar die Gallerien schonen, denn die Stimmung des Pöbels war infolge der steten Hekereien derart, daß Santerre zur Vorsicht gemeldet hatte, er könne nur bei Tag den König sicher in die Versammlung und von da wieder zurück in den Temple bringen; würde der König aufgehalten, bis es finster werde, so könne die Bürgerwehr für nichts eintreten.

Eingang. Desèze mußte daher im Anfang auf die Stimmung seiner Zuhörer eingehen und ihre Gunst zu gewinnen suchen. Darum hob er an:²⁾ „Endlich ist der Augenblick gekommen, da Ludwig, im Namen des französischen Volkes angeklagt, mitten unter seinem Volke für sich sprechen darf, da er, umgeben von seinen Vertheidigern, welche ihm die Menschlichkeit und das Gesetz bewilligt haben,

¹⁾ „Rien n'était plus touchant que la péroraison. Tronchet et Malesherbes en furent touchés jusqu'aux larmes. Il faut la supprimer, dit Louis, je ne veux pas les attendre.“ — Eine damit übereinstimmende Äußerung findet sich bei Cléry: „Der König hatte sich seit lange nicht rasieren können, weil man ihm alle Messer weggenommen, und litt sehr dadurch und mußte sich darum mehrmals des Tages das Gesicht mit kaltem Wasser waschen. Als er um ein Rasiermesser bat, weil er wieder vor den Schranken des Convents erscheinen sollte, stellte ich ihm vor, wenn er mit dem Barte im Convent erscheine, so werde das Volk wenigstens die Barbarei ersehen, mit welcher der Gemeinderath ihn behandle. Der König aber lehnte dies mit den Worten ab: „Ich darf nicht trachten, für mein Schicksal Theilnahme zu erwecken!“ —

²⁾ Défense de Louis, prononcée à la barre de la Convention nationale le mercredi 26. Décembre 1792, an I de la République, par le citoyen Desèze, l'un de ses défenseurs officieux, Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 2—27.

der Nation eine Schußschrift vorlegen darf, welche die innigsten Gesinnungen seines Herzens ausspricht, und die Absichten, die ihn von je beseelten. Schon verkündet mir das Stillschweigen, welches um mich herrscht, daß auf die Tage des Jornes und der Voreingenommenheit der Tag der Gerechtigkeit gefolgt ist, und daß die gegenwärtige feierliche Handlung mehr als leere Form sein soll, daß der Tempel der Freiheit auch der der Unparteilichkeit sein soll, welche das Gesetz verlangt, und daß jedermann, wer er auch sein mag, sobald er sich im erniedrigenden Zustande eines Angeklagten befindet, jederzeit der Aufmerksamkeit und der Theilnahme selbst derer versichert sein kann, welche ihn verfolgen. — Ich sage jedermann, wer er auch sein mag; denn Ludwig ist jetzt nichts mehr als ein Mensch, und ein angeklagter Mensch; er übt keine Gewalt mehr aus, er vermag nichts mehr, er kann keine Furcht mehr einflößen, er kann keine Hoffnung mehr erwecken — das ist also der Augenblick, in welchem ihr ihm nicht bloß am meisten Gerechtigkeit, sondern auch am meisten Gunst erweisen müßt. Er hat ein Unrecht an all die rührende Theilnahme, welche ein Unglück ohne Maß erwecken muß, und wenn, wie ein berühmter Republikaner sagte, das Unglück der Könige unter monarchischen Völkern etwas viel Rührenderes und Heiligeres hat, als das Unglück anderer Menschen, so muß ohne Zweifel das Schicksal des Mannes, welcher den glänzendsten Thron der Welt einnahm, die höchste Theilnahme erregen, und diese Theilnahme muß in dem Maße steigen, als sein Schicksal der Entscheidung näher kommt.

„Bis jetzt haben Sie nur gehört, was er Ihnen selber zur Antwort gab. Sie haben ihn in Ihre Mitte gerufen: er ist gekommen mit Ruhe, mit Muth, mit Würde, im Vollgefühl seiner Unschuld, in der Überzeugung von seinen guten Absichten, dessen Trost keine Macht auf der Erde ihm rauben kann. Gewissermaßen auf sein ganzes Leben sich stützend, that er euch sein ganzes Herz auf. Er wollte, daß ihr und durch euch die Nation alles erkenne, was er gethan hat; er hat euch sogar seine geheimsten Gedanken erschlossen. Doch indem er euch antwortete, im Augenblicke, in dem ihr ihn riefet, in dem er ohne Vorbereitung und Prüfung Anschuldigungen widerlegte, die er nicht vorausjah, und eine Rechtfertigung unerwartet euch darlegte, an die er vorher nicht einmal in der Ferne hatte denken können, hat euch Ludwig nur seine Unschuld versichert, hat er sie nicht darthun, nicht die Beweise vorlegen können. Diese Beweise, Mitbürger, bringe jetzt ich; ich lege sie dem Volke vor, in dessen Namen man ihn anklagt. O, könnte doch in diesem Augenblicke ganz Frankreich mich hören! Ich wünsche, daß dieser Raum sich plötzlich erweiterte, um ganz Frankreich aufzunehmen! Ich weiß, wenn ich zu den Volksvertretern spreche, spreche ich zum Volk selber. Aber Ludwig darf es dennoch bedauern, daß eine ungeheure Menge von Staatsbürgern, welche alle möglichen Anschuldigungen gegen ihn angehört haben, heute nicht in der Lage sind, auch die Widerlegung derselben anzuhören. Ihm liegt nur daran, zu beweisen, daß er nicht schuldig ist. Das ist sein einziger Wunsch, sein einziger Gedanke. Ludwig weiß wohl, daß Europa mit Spannung euer Urtheil über ihn erwartet — ihm liegt aber nur Frankreich am Herzen. Er weiß wohl, daß die Nachwelt eines Tages alle Acten dieses großen Prozeßes, der sich zwischen einem Volke und einem einzigen Menschen erhob, sammeln wird — aber Ludwig denkt nur an seine Zeitgenossen — er sucht nur diese aus ihrem Irrthume zu reißen. Auch wir suchen nur ihn zu rechtfertigen. Auch wir wollen ihn nur vertheidigen. Auch wir vergessen, wie er, Europa, das auf uns horcht; wir vergessen die Nachwelt, deren Ansicht sich schon zu bilden beginnt. Wir schauen auf nichts weiter als auf den

Ludwigs
Unrecht
an
Mitleid.

an
Berech-
tigkeit.

er will
nur
Wahr-
heit.

gegenwärtigen Augenblick; wir beschäftigen uns mit nichts als mit dem Schicksal Ludwigs, und wir glauben unsere ganze Aufgabe erfüllt zu haben, wenn wir beweisen, daß er unschuldig ist.“¹⁾

Dann spricht Desèze das schmerzliche Gefühl aus, daß ihm die Zeit zur nöthigen Vorbereitung fehlte, daß ihm bei der Menge der Actenstücke, bei der Größe und Feierlichkeit des Prozesses, der einen Wiederhall durch alle folgenden Jahrhunderte habe, statt mehrerer Monate, die er erfordert hätte, nur acht Tage verstattet waren, und verlangt darum die Nachsicht, welche sein Gehorsam vor ihren Befehlen verdiene. „Ich beschwöre euch, Mitbürger, laßt die Sache Ludwigs nicht leiden, wegen der nothgedrungenen Unterlassungsfehler seiner Werthetdiger! möge eure Gerechtigkeit unsern Eifer unterstützen und möget ihr nach dem schönen Ausdruck des römischen Redners an der Rechtfertigung, die ich euch vorlege, gewissermaßen mitarbeiten! Die Bahn aber, die ich zu durchlaufen habe, ist weit. Ich will sie theilen und sie dadurch abkürzen. Hätte ich bloß Richtern zu antworten, so würde ich bloß Rechtsätze vortragen und sagen: seitdem die Nation die Königswürde abgeschafft hat, kann nichts mehr gegen Ludwig gesprochen werden. Aber ich rede zum Volk selbst, und Ludwig liegt viel zu sehr am Herzen, die üble Meinung, die man demselben beigebracht, zu widerlegen, als daß er nicht mehr, als er nöthig hätte, leisten und es sich zur Pflicht machen sollte, auf alle die Thatfachen einzugehen, die man ihm schuld gibt.“

Also die schöne Einleitung von Desèze, und alsbald geht er auf die Theilung des Stoffes über, indem er den Ausspruch „Ludwig sei nicht unverletzbar“ als einen Einfall erhigter und wenig nachdenkender Köpfe hinstellt. Als der Convent erklärte, daß Ludwig durch ihn gerichtet werden solle, hat er nichts weiter beschlossen, als daß er auch Richter sein wolle über die Anklagen, die er selber gegen ihn aufgestellt habe. Aber er konnte ihm damit kein Vertheidigungsmittel entziehen. Darum spricht Desèze, in die Ansichten seiner Zuhörer eingehend, die Grundsätze aus, die er mit dem Convent theilen wolle und seiner Vertheidigung zugrunde lege,²⁾ nämlich: die Völker sind souverän und berechtigt, sich die Verfassung zu geben, die ihnen die zweckmäßigste erscheint: sie können eine neue Verfassung annehmen, wenn sie an der bisherigen Fehler bemerken, und dadurch ihre Lage ändern. Dieses Recht der Völker ist unverjährbar. — Ein großes Volk kann aber seine Souveränität nicht selbst ausüben, es muß sie jemand übertragen, ob das nun ein König ist oder ob es einen Freistaat bildet. Im Jahre 1789 erklärte die National-Versammlung, daß sie eine monarchische Regierung wolle, diese aber erfordere die Unverletzbarkeit des Oberhauptes.

„Die Stellvertreter des französischen Volkes haben ein, daß dieses Oberhaupt, dem die Vollziehung der Gesetze ganz allein anvertraut ist, fähig sein müsse, jene Ehrfurcht einzulößen, die den Gehorsam gegen das Gesetz zum Vergnügen macht, und alle untergeordneten Obrigkeiten, die so gerne ihre Schranken überschreiten, in diesen festhalten und alle entgegenstehenden Schwierigkeiten und Leidenschaften überwinden kann. Sie sahen ein, daß der Monarch zur Erfüllung so großer Pflichten auch großer Macht bedürfe, und daß diese Macht unverletzbar sein müsse, um ungestört und frei wirken zu können. Die Völker haben die Unverletzbarkeit eingeführt, um ihrer selbst willen, weil ihre eigene Ruhe und ihr eigenes Glück sie erheischt, weil mon-

archische Staaten nie ruhig sein würden, wenn nicht das Oberhaupt allen Leidenschaften, allen Parteien die Unerschütterlichkeit des Gesetzes entgegenhalten könnte. Von diesen Gedanken ausgehend, legten die Stellvertreter des französischen Volkes den Grundstein der Verfassung. Nun heißt es hier:¹⁾ „Das Königthum ist unzertheilbar und dem regierenden Stamm erblich übertragen, von Mann zu Mann, nach der Ordnung der Erstgeburt.“ Der Rechtsgrundsatz also, wodurch Ludwig die Königswürde erhielt, war Auftrag. Die Verfassung unterwirft also Ludwig keinen andern Bedingungen oder Strafen als solchen, die in der Verfassung selbst enthalten sind. Weiters finde ich im zweiten Artikel: „Die Person des Königs ist unverletzbar und heilig“,²⁾ und diese Unverletzbarkeit ist unbedingt festgesetzt ohne irgend eine Ausnahme, wodurch sie eingeschränkt, ohne eine Wendung, wodurch sie geschwächt würde. Der König kann seine Unverletzbarkeit nie verlieren, seine Würde wird geehrt, so lange er sie hat; er kann nach der Verfassung nur aufhören, König zu sein, wenn er den verlangten Eid nicht leistet, nämlich der Nation und dem Gesetze treu zu sein und die Verfassung aufrecht zu halten, oder wenn er den geleisteten Eid widerruft. „In diesem Fall“, sagt die Verfassung, „soll der König angesehen werden, als habe er der königlichen Würde entsagt.“ Aus Ehrfurcht vor dem König hat die Verfassung nicht einmal durch ein Wort ihn beleidigen wollen. Sie spricht nicht von Strafe, nicht von Absetzung; selbst wenn er das größte Verbrechen begeht, wenn er an der Spitze eines Heeres gegen sein eigenes Volk zieht, bestimmt sie bloß: „Er wird angesehen, als habe er der königlichen Würde entsagt.“³⁾ Im achten Artikel verordnet sie, daß nach der förmlichen oder gesetzmäßigen Abdankung der König in die Classe der Staatsbürger gehören solle, daß er, so wie diese, für alle nach seiner Abdankung unternommenen Handlungen angeklagt und gerichtet werden solle.⁴⁾ Also selbst wenn er das schwerste Verbrechen begangen hat, nimmt das Gesetz ihn unter die Classe der Staatsbürger auf; also selbst dann, wenn der König die Waffen ergreift gegen sein Volk, macht er sich nicht des Todes schuldig, kann man keine andere Strafe über ihn verhängen, als die Niederlegung der königlichen Würde. Nun ist es eine der heiligsten Menschenrechte, daß jedermann nur nach solchen Gesetzen gerichtet werde, die früher da waren, ehe das Verbrechen begangen wurde. Was Ludwig auch gethan haben möchte, es kann ihn keine andere Strafe treffen, als die Voraussetzung, daß er der königlichen Würde entsagt habe.

„Allerdings hat die Nation das Recht, die Verfassung zu verändern und das Königthum abzuschaffen, aber sie kann das Verhältnis Ludwigs nicht abändern; sie kann ihm nicht das Recht rauben, zu verlangen, nur nach dem Gesetz gerichtet zu werden, dem er sich unterworfen hat. Sonst könnte Ludwig sagen: Sie haben das Königthum abgeschafft: ich will Ihr Recht dazu nicht bestreiten; Sie können mir aber keine andere Strafe zuerkennen, als die Voraussetzung, daß ich der königlichen Würde entsagt habe.“

¹⁾ „La royauté est indivisible et déléguée héréditairement à la race régnante et de mâle en mâle.“

²⁾ „La personne du roi est sacrée et inviolable.“

³⁾ „Il sera censé d'avoir abdicé la royauté.“ — Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 8–9.

⁴⁾ „Qu'après l'abdication expresse ou légale le roi sera dans la classe des citoyens et pourra être accusé et jugé comme ceux pour les actes postérieurs à son abdication.“

Desèze
flagt
über
Kürze
der Zeit

Ein-
theilung.

Grund-
sätze.

Der
König ist
unver-
letzlich.

Nation
und
König.

Größte
Strafe
des
Königs
ist Ab-
setzung.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 3–5.

²⁾ Ibid. XXII, p. 5.

Sie haben die Verfassung vernichtet — kann das aber meinem Rechte schaden? — Dürfen Sie sich über die Constitution wegsetzen und mir vorwerfen, sie sei vernichtet? Sie wollen mich strafen, und da Sie keine Strafe mehr haben, zu der Sie mich verurtheilen dürfen, so wollen Sie nun eine andere über mich verhängen als diejenige, welcher ich mich unterworfen hatte. Sie wollen mich strafen und, da Sie kein Gesetz kennen, welches Sie auf mich anwenden können, so wollen Sie eines ganz allein für mich ausdenken. Sie haben allerdings jetzt die Macht in Ihrer Hand — aber Ihnen fehlt eine Art von Macht, die Macht ungerecht zu sein.' Auf diesen Einwurf gibt es keine Antwort.

„Die Entgegnung ist ungegründet: die Nation würde ihre Souveränität verlieren, wenn sie dem Recht entsagte, auch mit anderen Strafen, als in der Verfassung bestimmt sind, Verbrechen gegen sie zu belegen. Da würde die Nation unter der lauten Mißbilligung von ganz Europa gleichsam sagen: ‚Ich will das Gesetz nicht halten, welches ich mir selber gab, ungeachtet ich mich feierlich verpflichtet habe, dasselbe, so lange es bestehen solle, feierlich halten zu wollen.‘ Der Nation eine solche Sprache andichten, heißt sich am französischen Edelmuthe verüßdigen! Es hieße die Verfassung bloß für eine abscheuliche Schlinge erklären, welche die Stellvertreter Frankreichs dem König gelegt hätten. — Auch der Einwand will nichts sagen, man solle Ludwig nach den Grundsätzen des Naturrechtes richten, wenn die Verbrechen, deren er angeklagt ist, nicht in der Verfassung bezeichnet sind. Denn es wäre doch sonderbar, wenn das Recht, bloß nach dem Gesetz gerichtet und keiner willkürlichen Entscheidung unterworfen werden zu können, welches das Gesetz jedem Staatsbürger verleiht, wenn dieses Recht nicht auch dem König zukommen sollte! Dann ist es falsch, daß das Verbrechen, dessen man Ludwig anklagt, nicht in der Verfassung enthalten sei — Verrath an der Nation — es steht vielmehr deutlich darin.

„Unter anderen Einwürfen ist auch der, Ludwig sei durch einen Aufstand zu richten.¹⁾ Die Vernunft sowohl wie das moralische Gefühl empört sich gegen eine solche Behauptung, welche alle Freiheit vernichtet und das Leben und die Ehre aller Staatsbürger in Gefahr setzt. Nicht minder unbegründet ist der Einwurf, das Königthum selbst war ein Verbrechen, weil es eine Unmaßung war. Wenn dies wahr wäre, würde das Verbrechen offenbar auf Seite der Nation sein, die zuerst gesagt hätte: ‚Ich biete dir die Königswürde an,‘ und die nachher sagen wollte: ‚Ich will dich bestrafen, weil du die Königswürde angenommen hast.‘²⁾ — Ebenso unhaltbar ist der Einwand, Ludwig hat die Constitution gebrochen, also darf er sich nicht auf sie berufen; denn erstens kann nicht bewiesen werden, daß er die Verfassung gebrochen hat, und zweitens bestimmt die Verfassung, daß, wenn er die Constitution bricht, er keine andere Strafe erleide als die Voraussetzung, er habe der Königswürde entsagt. Ebenso der Einwand: Ludwig müsse als Feind behandelt werden. Ist der König, welcher an der Spitze eines Heeres gegen sein Volk zieht, kein Feind, und hat da die Verfassung nichts bestimmt?“

So werden alle diese läppischen, alle diese seltsamen Einwände widerlegt, in welchen der Haß so ersinderlich war, wie auch der, der König sei nur in Hinsicht auf die einzelnen Bürger unverletzbar, nicht aber auf das ganze Volk, bei welchem dann der Vertheidiger sehr gut hervorhebt,

¹⁾ „Que Louis sera jugé en insurrection.“ — Buchez et Roux, Histoire parlem., XXII, p. 15.

²⁾ „Je t'offre la royauté; — je te punirai de l'avoir reçue.“ Ibid. XXII, p. 16.

daß er dann auf die Abgeordneten des Conventes angewendet werden müßte. Den Einwurf, den Mangel eines Gesetzes hinsichtlich Ludwigs ergänze der Wille des Volkes, widerlegt Desèze mit einer Stelle aus Rousseau:!) „Wo kein Gesetz vorhanden ist, welches zur Vorschrift diene, und kein Richter, welcher den Ausspruch thun kann, da darf man sich nicht auf den allgemeinen Willen beziehen. Der allgemeine Wille kann als solcher weder über einen Menschen, noch über eine Thatsache sprechen.“

„Ist nun aber kein Gesetz vorhanden, nach dem man erkennen kann, so ist auch kein Urtheilsspruch möglich, und ist kein Urtheilsspruch möglich, so läßt sich auch keine Verurtheilung denken, und nehmen Sie Ludwig die Unverletzbarkeit des Königs, so sind Sie ihm wenigstens die Rechte des Bürgers schuldig. Sie können nicht Ludwig erst den Königstitel absprecken, indem Sie erklären, er könne gerichtet werden, und ihn dann beim Prozeß selbst wieder zum König machen. — Wollen Sie aber Ludwig als Bürger richten, dann frage ich: Wo ist die zur Rettung des Angeklagten nöthige Form, welche jeder Bürger vermöge eines unveräußerlichen Rechtes verlangen kann? — Wo ist die Trennung der Gewalten, ohne welche keine Verfassung und keine Freiheit besteht? — Wo sind die Geschworenen für Anklage und Urtheil, die je Bürgen der Freiheit und Sicherheit, welche das Gesetz jedwem zugesteht? — Wo ist das so nothwendige Recht, sich Richter verbitten zu dürfen — dieses Recht, wodurch das Gesetz Haß und Leidenschaft entfernt? — Wo ist das gehörige Verhältnis bei der Abstimmung, welches so weislich eingeführt wurde, um die Verurtheilung zu verhindern oder doch einzuschränken? — Wo ist jene stille Art der Prüfung, welche den Richter nöthigt, sich zu sammeln, ehe er spricht, und welche das Zeugnis seines Gewissens zugleich mit seinem Urtheilsspruch in einer Urne umfaßt? — Wo sind alle diese heiligen Vorkehrungen, die das Gesetz traf, damit der Schuldige nur durch das Gesetz gestraft werden möchte? — Bürger Frankreichs! ich sage euch mit der Freiheit eines unabhängigen Mannes: Ich suche unter euch Richter und finde nur Ankläger. Sie wollen über Ludwig sprechen und — sind es selbst, die ihn anklagen; Sie wollen über Ludwig urtheilen — und ganz Europa kennt bereits Ihre Denkungsart über ihn! Soll denn Ludwig der einzige Franzose sein, für den weder Gesetz, noch Form vorhanden ist? Soll er weder seine ehemalige, noch seine neue Lage benutzen können? Eine solche Bestimmung würde unbegreiflich sein! Ich will diese Bemerkungen nicht weiter verfolgen, ich überlasse sie Ihrem Gewissen!“²⁾

Desèze geht dann die einzelnen Thatsachen durch, die man dem König vorwirft, zunächst die Handlungen, welche der Verfassung vorausgingen, und bemerkt dabei gelegentlich des 20. Juni 1789, wo bekanntlich Ludwig die Versammlung in Versailles nach Ständen auseinander

¹⁾ Contrat social. art. IV.

²⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 209 ff

Recht des
Volks-
willens.

König
und
Bürger.

Mangel
alles ge-
setzlichen
Schutzes.

Der
20. Juni
1789.

Subwig
berief die
Natio-
nal-Ver-
samml-
ung.

gehen hieß, mit Recht: „Haben Sie vergessen, daß er es war, der dieselbe Zusammenrief? Während die Fürsten vor ihm, länger als 150 Jahre, sich stets weigerten, die Stände zu berufen, hatte er zuerst den Muth dazu, brachte er die größten Opfer, die er seiner Macht entzog, um sie unserer Freiheit zu schenken. Wir denken nicht daran, was Frankreich im Jahre 1787 war, welche Herrschaft die unumschränkte Gewalt damals ausübte, mit welcher heiliger Furcht sie damals umgeben war, und daß ohne die eigene großmüthige Bewegung dieses Fürsten nie eine National-Verammlung zustande gekommen wäre, den jetzt so viele Stimmen verschreien.“ — Über die Schriften, die in den Tuilerien gefunden wurden, bemerkt der Vertheidiger mit Recht: man sei in Ludwigs Wohnung eingebrochen, habe seine Schränke aufgesprengt, viele Schriften seien zertrümmert worden. „Ludwig war nicht gegenwärtig, als man sich dieser Papiere bemächtigte; er war nicht gegenwärtig, als man sie sammelte; er war nicht gegenwärtig, als man sie untersuchte: er ist also befugt, dieselben nicht anzuerkennen, und Sie sind nicht befugt, ihm dieselben entgegenzuhalten.“ Mirabeaus Briefe zum Beispiele seien die eines Verstorbenen, der außerordentlich beliebt war beim Volke; sie enthielten Vorschläge, die er dem König gemacht habe. Der König bitte in einem Schreiben Lafayette, sich mit ihm über das Beste des Staates zu berathen. Wo denn da ein Verbrechen sei? Am 4. September schreibe er Bouillé, er möge auch ferner der Nation so treu dienen. Derselbe Bouillé habe am 3. September die National-Verammlung das Lob zuerkannt, daß er seine Pflicht rühmlichst erfüllt habe. Am meisten schmerze Ludwig, daß man das auf dem Marsfelde vergossene Blut ihm zur Last lege, während er doch damals in seinem Palaste eingeschlossen, ein Gefangener der Nation, ohne allen Zusammenhang mit außen und sorgfältig bewacht war. Gesezt aber, man könnte ihm mit Recht all diese Thatfachen vorwerfen, so verlösche doch ein Umstand all diese Fehler: damals war die neue Verfassung noch nicht genehmigt. „Dieser neue Vertrag konnte ohne gegenseitiges und unbedingtes Zutrauen nicht geschlossen werden. Folglich hatte sich aller Sturm zwischen dem Volke und dem König verzogen, aller Verdacht war gehoben, alles war vergeben und vergessen oder ausgeblüht. Alles, was der Genehmigung der Verfassung vorausgieng, darf man also gar nicht mehr erwähnen!“¹⁾

Die ge-
fundenen
Papiere.

Das Blut
auf dem
Mars-
feld.

Un-
nahme
der Ver-
fassung.

Verant-
wortlich-
keit der
Minister.

Hand-
lungen
des
Königs.

Weto
wegen der
Priester.

Sofort wendet sich Desèze zu den Handlungen, die nach der Genehmigung der Verfassung geschahen; zunächst zu den Handlungen, wegen welcher die Minister verantwortlich seien, wegen deren also der König nicht anzuklagen sei, zum Beispiele wegen der Annahme des Vertrages von Pillnitz, dessentwegen Desèze gerade an einer Vertheidigung arbeitete, als er ermordet wurde, oder wegen eines Briefes von Marbionne. Das seien Handlungen der Minister.²⁾ Ludwig habe aber auch in den Fällen, in denen er nicht verantwortlich war, sich immer so benommen, als ob er verantwortlich wäre. Dann geht Desèze zu den Handlungen über, die Ludwig persönlich angehen, zum Beispiele zu seiner Weigerung, die Beschlüsse über das Pariser Lager und wegen der Priester zu genehmigen. Vom ersten befürchtete er Unruhen, und durch die Verfolgung der Priester glaubte er sein Gewissen zu verletzen. „Das Gewissen ist frei. Gesezt, er hätte darin geirrt, so war sein Irrthum doch tugendhaft, Hunderte anderer Fürsten

hätten beim Anscheine einer so drohenden Gefahr nachgegeben. Ludwig hörte nur auf die Stimme des Gewissens und nicht auf die Stimme der Furcht.“

Gelungen ist besonders die Rechtfertigung Ludwigs gegen die Anklagen wegen der Auswanderung. Am glänzendsten ist jedoch die Rechtfertigung wegen des 10. August. Desèze staunt hier, wie man ihm zum Verbrechen anrechnen könne, daß er das Schloß mit Truppen besetzte. Ob er es denn durch den Haufen hätte sollen stürmen lassen? — „Hätte er dem Stärkeren weichen sollen? War denn die ihm durch die Verfassung verliehene Gewalt nicht ein seinen Händen anvertrauter Schatz, den ihm sogar das Gesezt antasten zu lassen verbot? Gesezt, es käme in diesem Augenblicke die Nachricht, daß eine hingerissene und bewaffnete Menge gegen Sie im Anzuge sei und Sie aus diesem Heiligthume der Gesezgebung herausreißen würde, — was würden Sie thun? — Ist das der Angreifer, der im nothgedrungenen Kampfe mit der Menge, aus eigenem Antriebe die Obrigkeiten des Volkes um sich sammelt, die Aufseher des Departements und den Bürgerrath zu sich beruft, und sogar die National-Verammlung einladet, deren Gegenwart vielleicht alles Unglück würde verhütet haben? Wie kann man behaupten, er habe den Aufstand des Volkes veranlaßt, während doch bekannt war, daß lange vor dem 10. August der 10. August vorbereitet, überdacht und im Stillen darüber gebrütet wurde; daß man diesen Aufstand für nothwendig erklärte, daß dieser Aufstand seine Unterhändler, seine Apostel, sein Cabinet, sein Directorium hatte? Diese Thatfachen sind durch ganz Frankreich bekannt und vor Ihren Augen vorgefallen. Hier in dem Saale, in dem ich jetzt spreche, hat man sich ja um den Ruhm gekritten, Urheber des 10. August gewesen zu sein, und dennoch klagen Sie ihn an, er sei schuld am vergossenen Blute, und dieses Blut soll um Rache schreien wider ihn, der sich gerade deswegen der National-Verammlung übergab, um Blutvergießen zu verhindern! — wider ihn, der niemals in seinem Leben einen blutdürstigen Befehl zu ertheilen vermochte! — wider ihn, der am 6. October der Leibwache in Versailles verbot, sich zu vertheidigen! — wider ihn, der am 20. Juni allen Beistand ausschlug und mitten unter dem Volke allein blieb! Auf ihn, dessen Schmerz über das Blut vom 10. August bis zur Verzweiflung geht, wollen Sie die Schuld desselben werfen! Franzosen! sind denn die Größe und der Edelmut, sonst Hauptzüge im Nationalcharakter, so gänzlich verschwunden? Wollt ihr eure Macht darin suchen, denjenigen zu vernichten, der sich muthig den Stellvertretern des Volkes in die Arme warf? — Wollt ihr das heilige Recht des Muths nicht achten? Soll euch der höchste Grad des Unglücks nicht rühren, hat denn die Revolution die Gefühle der Menschlichkeit in euch erstickt? Ohne Menschlichkeit gibt es keine Tugend.“¹⁾

„Hört, was die Geschichte dem Urtheile der Nachwelt zuruft: Ludwig bestieg mit zwanzig Jahren den Thron und mit zwanzig Jahren war er auf dem Throne ein Muster reiner Sitten. Er brachte auf denselben keine strafbare Schwäche, keine verderbliche Leidenschaft; er war häuslicher, er war gerecht, er war streng. Er zeigte sich immer als den standhaftesten Freund des Volkes. Das Volk verlangte die Aufhebung einer drückenden Abgabe, und er hob sie auf. Das Volk verlangte die Aufhebung der Leibeigenschaft, und er hob sie zuerst auf seinen Gütern auf. Das Volk wünschte Verbesserung der Criminalgesezgebung, um das Schicksal der

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 208—215.

²⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 217—222. Faits qui tombaient sous la responsabilité des ministres.

¹⁾ Débats de la Conv. nat., II, p. 223—245. Faits personnels à Louis.

Ungeklagten zu erleichtern, und er führte diese Verbesserungen ein. Das Volk wollte, daß Tausende von Franzosen, welche die Strenge unseres Herkommens von den Bürgerrechten ausschloß, diese Bürgerrechte erhalten sollten, und er verschaffte ihm durch seine Gesetze dessen Genuß. Das Volk wollte die Freiheit, er gab sie ihm. Er kam ihm sogar mit Aufopferung zuvor. Und dennoch verlangt man im Namen desselben Volkes heute . . . Bürger, ich sage nicht — was! — Ich stehe still vor der Geschichte. Bedenket, daß sie über euer Urtheil richten wird, und daß ihr Urtheil das Urtheil der Jahrhunderte ist.“¹⁾)

Mit diesen Worten schloß Desèze seine glänzende Vertheidigung. Schweigend hatte man diesem schönen Strome der Rede zugehört und dieser glänzenden Folge von mächtigen Gründen, aber meist mit dem Schweigen des kalten Entschlusses, die Gründe nicht auf das Herz wirken zu lassen. Ludwig dagegen war froh über diese Rede, denn er war in den Augen derer, welche die Wahrheit wollten, gerechtfertigt; ihnen mußte jeder Zweifel genommen sein — und das allein wollte er. Vor dem Urtheile der Richter fürchtete er sich nicht, wie es auch ausfallen möge, sein Gewissen sprach ihn schuldlos.

Der König erhob sich und sprach: „Man hat Ihnen hier die Gründe meiner Vertheidigung vorgetragen; ich will dieselben nicht wiederholen. Indem ich vielleicht zum letztenmale zu Ihnen spreche, erkläre ich Ihnen, daß mir mein Gewissen nichts vorwirft, und daß meine Vertheidiger nichts gesagt haben, als die Wahrheit. Niemals habe ich mich vor einer öffentlichen Prüfung meines Benehmens gefürchtet, aber es zerreißt mir das Herz, daß man in der Anklage mir vorwirft, ich hätte das Blut des Volkes vergießen wollen, und daß man mir das Unglück des 10. August zuschreibt. Die vielen Beweise, die ich zu allen Zeiten von meiner Liebe für dieses selbe Volk gab, und das Betragen, das ich stets einhielt, scheinen mir hinlänglich zu beweisen, daß ich mich gern selbst bloßstellte, um Blut zu ersparen, und sollte jede derartige Zumnuthung von mir fernhalten.“ Diese Worte sprach der König mit Würde und tiefem Gefühle. Sener Vorwurf war ihm unerträglich.

„Ludwig,“ sagte dann der Präsident, „der Convent beschloß, Ihnen diese Schlüssel zu zeigen; kennen Sie dieselben?“ Es waren die Schlüssel, die im Schranke seines Kammerdieners Thierry gefunden waren, darunter auch einer, der für den eisernen Wandhaken paßte. Der König erklärte, er kenne sie nicht mehr, da er schon zu lange seine Schlüssel Thierry übergeben habe.“²⁾)

Ludwig begab sich mit seinen Vertheidigern, nachdem er die Frage verneint, ob er noch etwas zu seiner Rechtfertigung vorzubringen habe, in das Vorzimmer des Versammlungsraumes zurück. Hier umarmte er Desèze, dankte ihm für seinen Eifer, lobte sein Talent, sprach seine Befürchtung aus, daß er erschöpft sei, und als er merkte, daß er von Schweiß triefe, bat er, man möge ihm ein warmes, frisches Hemd verabreichen.

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 247.

²⁾ Buchez et Roux, I. c. XXII, p. 57—58. — „Moniteur“, Nr. 367, p. 347.

Dann begann die Heimfahrt unter dem Aufgebot und derselben prunkenden Entfaltung von Waffengewalt. — Im Wagen sprach Ludwig mit größter Ruhe des Geistes. Chaumette war so roh, den Hut aufzubehalten, was er bei der ersten Fahrt nicht gethan hatte. Der König rügte diese Unart fein mit den Worten: „Sie sind jetzt besser für Ihre Gesundheit bedacht, als das letztemal, da Sie um mich waren: da hatten Sie Ihren Hut vergessen.“ — Chaumette vergalt diesen feinen Witz mit einer Grobheit: er machte Verbeugungen gegen einige Leute auf der Straße und winkte ihnen traulich mit der Hand. „Sind es Leute Ihrer Section?“ fragte der König. — „Nein,“ entgegnete Chaumette, „es sind Leute des Bürgerraths vom 10. August, und die sehe ich immer gern.“ — Chambons Dose wurde gezeigt, die das Bildnis seiner Frau trug. Chaumette schmeichelte: „Das Original ist noch viel schöner, als das Gemälde.“ Lächelnd fügte der König bei: „Dann ist Chambon sehr glücklich zu preisen!“

Die Vertheidiger des Königs kamen bald nach ihm in den Temple, wo er ihnen nochmals seine Erkenntlichkeit bezeugte. In seinem Schlafzimmer sagte dann der König, sobald er mit seinen Vertheidigern allein war: „Sind Sie jetzt nicht vollkommen überzeugt, daß mir der Tod geschworen ist, noch ehe man mich angehört hatte?“ — „Nein, Sire,“ entgegnete Tronchet, „wir sind es durchaus nicht; auch weiß der Convent noch gar nicht, wie die Mehrzahl stimmen wird. Nach Ihrem Abtreten hat er beschloßen, daß Ihre Vertheidigung von uns und Ihnen unterzeichnet, gedruckt und vertheilt und daß erst nach Schluß der Besprechung das Urtheil gefällt werden soll.“ — „Bloße Förmlichkeit!“ erwiderte der König. „Dieser Tag hat für mich alles abgeschlossen und gerade darum sehen Sie mich so ruhig. Der Streit ist zu Ende. Sie haben mich in den Temple zurückgeschickt, weil sie ihrem schon entschiedenen Urtheile einen Anschein von Gerechtigkeit geben wollen. Ich habe sie nicht wie Karl I. gefragt, mit welchem Rechte sie mich vor ihr Gericht stellen; aber ich habe wie mein Vorgänger gesagt, seit lange hat man mir alle Dinge weggenommen, außer denen, die mir lieber sind als das Leben, nämlich mein gutes Gewissen und meine Ehre.“

Am anderen Tage schenkte Ludwig seinem Kammerdiener die gedruckte Vertheidigungsrede, so zufrieden war er damit, so sehr fand er darin den Ausdruck der Wahrheit. Der Ausgang des Prozeßes, den er sicher voraussah, schmerzte ihn weniger mehr, seit er denen, welche die Wahrheit wissen wollten, dieselbe geboten sah. In seiner Seele herrschte Ruhe.¹⁾ —

Das Testament Ludwigs XVI.

Daß Ludwig vom Convente keine Gerechtigkeit mehr, sondern nur das Todesurtheil erwartete, zeigt die Abfassung seines Testaments an Weihnachten, dem Tage vor seiner Vertheidigung. Cléry erzählt: „Die drei Tage vor Weihnachten schrieb der König mehr als gewöhnlich. Damals hatte man den Plan, ihn ein oder zwei Tage bei den Feuillans zu behalten, um ihn dann ohne Unterbrechung zu richten. Ich hatte schon Weisung bekommen, mich bereit zu halten, ihm zu folgen und alles Nöthige vorzubereiten. Dieser Plan

¹⁾ Journal de Cléry, p. 111.

Märf.

Chaumette.

Karl I.

Weihnacht 1792.

ward aber geändert. Am Weihnachtstag schrieb der König sein Testament; ich habe es gelesen und copiert. Es war ganz von des Königs Hand geschrieben, und ich glaube hier dieses durch seine Unschuld und Frömmigkeit schon himmlische Denkmal hersetzen zu müssen.“¹⁾ — Madame Staël bemerkt sinnig darüber: „Sein Testament zeigt Ludwigs ganzen Charakter. Die rührendste Einfachheit herrscht darin, jedes Wort ist eine Tugend, und man erkennt alle Erleuchtung, die ein gerechter Geist und eine unendliche Herzensgüte einflößen können.“²⁾ — Dumouriez nennt es eines der schönsten Denkmäler der leidenden Menschheit und sagt darüber: „Es war auf vier Seiten Briefpapier geschrieben, die Hand war gesetzt und fest. Sein Glaubensbekenntnis auf der ersten Seite, dieser Zoll an die Religion, war sehr natürlich, da er aus dieser Quelle seinen Trost, seinen Muth und seine Heiterkeit schöpfte. Die anderen drei Seiten sind ein Meisterstück von Großmuth und praktischer Philosophie.“³⁾

„Im Namen der Allerheiligsten Dreieinigkeit, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

„Heute, am fünfundzwanzigsten Tage des Monats December, im Jahre Tausend siebenhundert zweiundneunzig, Ich, Ludwig, XVI. dieses Namens, König von Frankreich, nachdem ich seit mehr als vier Monaten mit meiner Familie von denen, die meine Unterthanen waren, in dem Templethurm von Paris eingeschlossen bin und aller Gemeinschaft, und seit dem eilften dieses sogar der meiner Familie, beraubt bin; da ich überdies in einen Prozeß verwickelt bin, dessen Ausgang der menschlichen Leidenschaften wegen nicht vorherzusehen ist und wofür man weder Vorwand noch Mittel in irgend einem bestehenden Gesetze findet; da ich nur Gott zum Zeugen meiner Gedanken habe und an den ich mich wenden kann: so erkläre ich hier in seiner Gegenwart meinen letzten Willen und meine Gesinnungen.

„Meine Seele empfehle ich Gott, meinem Schöpfer; ich bitte ihn, sie in seine Gnade aufzunehmen und sie nicht nach Verdienst zu richten, sondern nach denen unseres Heilandes Jesu Christi, der sich Gott seinem Vater zum Opfer für uns andere Menschen, so unwürdig wir auch dessen sind, und ich am meisten, hingegeben hat.

„Ich sterbe in der Gemeinschaft unserer heiligen Mutter, der katholisch-apostolisch-römischen Kirche, die ihre Macht durch eine ununterbrochene Succession von dem heiligen Petrus erhält, dem sie Christus anvertraut hat.

„Ich glaube mit Zuversicht und bekenne alles, was in den Geboten Gottes und der Kirche enthalten ist, die Sacramente und die Geheimnisse, so wie die katholische Kirche sie lehrt und sie immer gelehrt hat. Ich habe nie danach gestrebt, mich zum Richter über die verschiedenen Arten, die Dogmen zu erklären, welche die christliche Kirche Jesu geschieden haben, aufzuwerfen, sondern ich habe mich immer auf die Entscheidungen, welche die obersten Geistlichen, die sich zur Gemeinschaft der heiligen katholischen Kirche bekennen, gaben, und der Disciplin der

¹⁾ Journal de Cléry, p. 111—117. — Hist. parlém., XXIII, p. 345—349.

²⁾ Madame de Staël, Oeuvres, XIII, p. 88. Chaque mot est une vertu.

³⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 355. — Ein Facsimile dieses Testaments findet sich in Beauchesne, Louis XVI., sa vie, son agonie, sa mort. Paris 1861. Vol. I, p. 376—377.

Kirche, welche seit Jesu Christo befolgt worden ist, gemäß geben werden, verlassen, und werde mich, wenn Gott mir das Leben schenkt, immer darauf verlassen. Ich beklage von ganzem Herzen unsere Brüder, die sich in dem Irrthume befinden können, aber ich mag sie nicht richten, ich liebe sie deshalb nicht weniger — alle in Jesu Christo, so wie es die christliche Liebe uns gebietet. Ich bitte Gott, mir alle meine Sünden zu vergeben. Ich habe auf das gewissenhafteste gesucht, sie zu erkennen und zu verabscheuen und mich in seiner Gegenwart zu demüthigen. Da ich mich der Hilfe eines katholischen Priesters nicht bedienen kann, so bitte ich Gott, das Geständnis, das ich ihm davon gebe, anzunehmen und vorzüglich meine innigste Reue darüber, daß ich meinen Namen, obwohl gegen meinen Willen, unter Verordnungen gesetzt habe, die der Disciplin und dem Glauben der katholischen Kirche entgegen sein können, der ich immer aufrichtig im Herzen zugehan war. Ich bitte Gott, meinen festen Entschluß, den ich gefaßt habe, anzunehmen, wenn er mir das Leben schenkt, mich, sobald ich kann, eines katholischen Priesters zu bedienen, um alle meine Sünden zu beichten und das Sacrament der Buße zu empfangen.

„Ich bitte alle die, welche ich durch Unvorsichtigkeit beleidigt haben könnte (denn ich erinnere mich nicht, jemanden geüßentlich beleidigt zu haben), oder die, welchen ich ein übles Beispiel oder ein Argerniß gegeben hätte, mir das Übel zu verzeihen, welches sie von mir erhalten zu haben glauben. Ich bitte alle diejenigen, welche Barmherzigkeit ausüben wollen, ihre Gebete mit den meinigen zu vereinen, um von Gott die Vergebung meiner Sünden zu erhalten.

„Ich verzeihe allen denen von ganzem Herzen, die sich als meine Feinde aufgeworfen haben, ohne daß ich ihnen Ursache dazu gegeben hätte, und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben, sowie allen denen, die aus solchem oder überverstandnem Eifer mir viel Übles zugefügt haben.

„Ich empfehle Gott meine Frau, meine Kinder, meine Schwester, meine Tanten, meine Brüder und alle die, welche mit mir durch Blutsverwandtschaft oder auf irgend eine andere Art verbunden sind; ich bitte Gott besonders, mit Barmherzigkeit auf meine Frau, meine Kinder und meine Schwester zu sehen, welche seit langer Zeit mit mir leiden, sie mit seiner Gnade zu unterstützen, wenn sie mich verlieren und solange sie in dieser vergänglichen Welt bleiben sollten.

„Ich empfehle meine Kinder meiner Frau, ich habe nie an ihre mütterliche Bärtlichkeit für sie gezweifelt; ich empfehle ihr vorzüglich, gute Christen und redliche Menschen aus ihnen zu machen, ihnen die Größen dieser Welt (wenn sie verdammt sein sollten, solche zu schmecken) als vergängliche und gefährliche Güter zu zeigen, und ihren Blick nur gegen den einzigen und wahrhaft dauernden Ruhm der Ewigkeit zu richten; ich bitte meine Schwester, ihre Bärtlichkeit gegen meine Kinder fortzusetzen und ihnen statt der Mutter zu dienen, wenn sie das Unglück haben sollten, die ihrige zu verlieren.

„Ich bitte meine Frau, mir all die Übel zu verzeihen, die sie meiner willen leidet, und den Verdruß, den ich ihr während unserer Verbindung könnte gemacht haben, sowie sie versichert sein kann, daß ich keinen Groll gegen sie hege, wenn sie etwa glaubte, sich etwas vorwerfen zu müssen.

„Ich empfehle meinen Kindern dringendst, daß sie nach den Pflichten gegen Gott, der über alles gehen muß, stets untereinander vereint, ihrer Mutter unterwürdig und gehorsam und für alle die Sorge und Mühe, die sie sich ihretwegen und meines Andenkens willen gemacht hat, erkenntlich sein mögen. Ich bitte sie, meine Schwester als eine zweite Mutter anzusehen.

Die
Staël.Du-
mouriezDas
Testa-
ment
Ludwigs
XVI.Glaub-
ensbe-
kenntnis.

Reue.

Bitte um
Ver-
gebung.Groß-
muth.Sorge
um die
Familie.Bitte an
Gattinund
Kinder.

an den
Dauphin.

„Meinem Sohne empfehle ich, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, daran zu denken, daß er sich ganz dem Wohle seiner Mitbürger widme, daß er allen Haß und alle Rache und vorzüglich das vergessen müsse, was auf mein Unglück und den Kummer Bezug hat, den ich empfinde; daß er nur das Glück der Völker dadurch machen könne, wenn er nach den Gesetzen regiere; zugleich aber, daß ein König ihnen die Achtung nicht anders verschaffen und das Gute, welches in seinem Herzen ist, nicht anders ausüben kann, als insofern er die nöthige Macht dazu hat; daß er sonst, wenn er in seinen Verfügungen gebunden ist und keine Hochachtung einflößt, eher schädlich als nützlich ist.

„Ich empfehle meinem Sohne für alle die Personen Sorge zu tragen, die mir Anhänglichkeit bewiesen, soviel die Umstände, in denen er sich befinden wird, es ihm erlauben, und daran zu denken, daß es eine heilige Schuld ist, die ich den Kindern und Anverwandten derer, die für mich gestorben sind, und dann jener, die meinerwegen unglücklich wurden, abzutragen habe.

Ber-
zeihung
den Ber-
räthern,

„Ich weiß, daß es mehrere Personen unter denen, die in meinen Diensten standen, gibt, die sich nicht so gegen mich verhielten, wie sie sollten, die selbst Undankbarkeit gezeigt haben, aber ich verzeihe ihnen (oft ist man in dem Augenblicke der Unruhe und Währung nicht Herr seiner selbst), und ich bitte meinen Sohn, wenn er Gelegenheit dazu findet, nur an ihr Unglück zu denken.

Dank den
Ge-
treuen.

„Ich möchte hier denen, welche mir eine wahrhafte und uneigennützig angehänglichkeit bewiesen haben, meine Dankbarkeit bezeugen können. Wenn ich auf der einen Seite die Undankbarkeit und das Unrecht jener Leute, denen ich nur Güte, es sei nun an ihnen, ihren Anverwandten oder Freunden bezeugte, tief fühlte, so habe ich auf der andern Seite Trost in der Anhänglichkeit und in der uneigennützig Theilnahme, die mir viele Personen bezeugt haben, gefunden. Ich bitte sie, meinen ganzen Dank dafür zu empfangen. In der Lage, in welcher sich jetzt noch die Sachen befinden, würde ich besüchten, sie in Gefahr zu sehen, wenn ich deutlicher spräche. Ich empfehle aber meinem Sohne insbesondere, Gelegenheit zu suchen, um sie näher kennen zu lernen. Ich würde jedoch die Nation zu verleumden glauben, wenn ich meinem Sohne nicht offenbar die Herren Chamilly und Hus empfehle, deren wahre Anhänglichkeit an mich sie bewogen hat, sich mit mir in diesen traurigen Aufenthalt einzusperrern, und die auf dem Punkte gewesen sind, die unglücklichen Schlachtopfer derselben zu werden. Ich empfehle ihm auch C l é r y, über dessen Sorgfalt ich Ursache habe, seitdem er bei mir ist, zufrieden zu sein; da er es ist, der bis zu meinem Ende bei mir blieb, so bitte ich die Herren des Gemeinderathes, ihm meine Kleider, meine Bücher, meine Uhr, meinen Geldbeutel und die andern kleinen Effecten, die im Gemeinderathe niedergelegt worden sind, zu geben.

Mitthe.

„Ich verzeihe auch noch so gerne denen, die mich bewachten, ihre üble Behandlung und ihren Zwang, den sie mir anzuthun genöthigt zu sein glaubten; ich habe einige empfindungs- und mitleidsvolle Seelen gefunden; mögen doch diese in ihrem Herzen die Ruhe genießen, die ihre Denkungsart ihnen verschaffen muß.

Dank-
barkeit.

„Ich bitte Herren von Malesherbes, Tronchet und Desèze, hier meinen ganzen Dank und den Ausdruck meiner Erkenntlichkeit für alle die Mühe und Sorgen, die sie sich meinerwegen gemacht haben, zu empfangen.

„Ich schließe damit, daß ich vor Gott, vor dem ich zu erscheinen bereit bin, bekenne, daß ich mir keines der Verbrechen vorwerfe, deren man mich beschuldigt.

„Gegeben in doppelter Abschrift im Templethurm, den 25. December 1792.

Ludwig.“

Die Frömmigkeit, die Milde gegen seine Feinde, das liebevolle Herz, die Hoheit der Gesinnung, die sich in diesem Testamente aussprechen, bilden die glänzendste Vertheidigung Ludwigs XVI. —

Der Convent.

Raum hatte der König den Convent am 26. December verlassen, so gieng der Sturm los und brach der zurückgedrängte Haß sich Bahn über Manuels Antrag, daß die Vertheidigung des Königs und seine Rede am Schlusse gedruckt und an die 84 Departements versendet werden solle, wie man es auch mit der Anklage gehalten, und daß die Verhandlung erst nach drei Tagen über das Schicksal des Königs beginnen solle.

Sturm
im
Convent.Schrift
von drei
Tagen.

Du hem, ein Arzt aus Lille, der nur durch seine Maßlosigkeit sich aus dem Dunkel erhob, in das er auch später wieder zurückfiel, gerieth darüber in Zorn und schrie: „In jedem Gerichtshof geht man zur Abstimmung über, sobald der Angeklagte vernommen ist! Alle nöthigen Formlichkeiten sind erfüllt. Ludwig hat erklärt, daß er nichts mehr zu seiner Vertheidigung zu sagen habe. Es ist also Zeit, sein Urtheil auszusprechen — und zwar mit Namensaufruf: soll Ludwig Capet mit dem Tode bestraft werden, ja oder nein?“ — Auch Bazire meinte, auf der Stelle, ohne viele Umstände, müsse man jetzt das Urtheil sprechen. Darüber sprach dann Lanjuinais mit dem gewohnten Muth seine Entrüstung aus: 1) „Die Zeit der blutgierigen Menschen ist vorüber; man darf nicht mehr daran denken, uns Beschlüsse zu entreißen, welche die Versammlung entehren. Man will uns heute schnell ein Urtheil aussprechen lassen, ohne daß wir uns Zeit nehmen, über die Vertheidigung nachzudenken? Ich habe auf diesen grausamen Antrag, der soeben gemacht wurde, nur eine Antwort: Ich verlange den Widerruf des unüberlegten und thörichten Beschlusses, welcher den Convent in einen Gerichtshof über Ludwig XVI. umgewandelt hat. In einer Minute habt ihr diesen Beschluß gefaßt. Warum solltet ihr ihn nicht zurücknehmen? Habt ihr doch vor wenig Tagen einen anderen zurückgenommen, der nach Berathung von acht Stunden gefaßt war. Man hat bereits drei Bände über diese Sache gedruckt, und doch geht darin alles nur auf die zwei Fragen hinaus: Soll man über Ludwig XVI. richten? oder hinsichtlich seiner eine Sicherheitsmaßregel anwenden? Muß er vor Gericht, so muß man ihn mit der gleichen Rücksicht behandeln, wie jeden andern Angeklagten, mit allen Formen zu seiner Rettung und Erhaltung, die zum Schutz jedes Bürgers bestimmt sind. Man rede nicht immer davon, der Convent müsse das Urtheil sprechen, Ludwig müsse gerichtet werden von den Verschwörern, welche von dieser Rednerbühne herab hoch und feierlich erklärt haben, sie hätten den berühmten 10. August gemacht.“

Duhem.

Anstut-
nais für
Ludwig
XVI.

Das Wort „Verschwörer“ wurde mit leidenschaftlichem Geschrei beantwortet: „In die Abtei mit ihm! Nur ein Royalist spricht ab über den 10. August! Er will zum Bürgerkrieg aufstacheln! Herunter von der Tribüne und auf die Bank der Angeklagten!“ 2)

1) Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 59 — 60.

2) Réimpression de l'ancien „Moniteur“, Paris 1854, vol. XIV, p. 348.

Lanjuinais blieb ruhig. Mit gekreuzten Armen wartete er, bis der Sturm der Schimpfwörter vorüberlaufe, dann rief er: „Wißt ihr denn nicht, daß es auch heilige Verschwörungen gibt? ich nehme Brutus zum Zeugen, dessen Bild ich hier sehe!“ — Diese Worte verblüfften. Die Ruhe, die entstand, benutzte Lanjuinais: „Nein, ihr könnt nicht Richter sein über einen wehrlosen Mann, von dem mehrere unter euch persönliche und entschiedene Feinde sind und in seine Wohnung einbrachen, und sich sogar dessen gerühmt haben. Nein, ihr könnt nicht Ankläger bleiben und Geschworene und Richter und Anwender des Gesetzes, denn ihr habt zum voraus alle, oder fast alle, euer Urtheil schon ausgesprochen und einige von euch mit einer Wildheit, die sich nicht geziemt. Was mich anlangt, so erkläre ich offen, und mehr als einer theilt hierin meine Ansicht: ich will lieber selber sterben, als mit Verlesung aller Formen jemand zum Tode verurtheilen, und wäre es auch der abscheulichste Tyrann.“

„Ihnen liegt also die Rettung des Tyrannen mehr am Herzen als die Rettung des Volkes!“ — „Ja,“ entgegnete Lanjuinais, „zum Vortheil des Volkes, im Namen des Gemeinwohles beschwöre ich den Convent, sich nicht zu entehren und sich nicht von der öffentlichen Meinung hinreißen zu lassen, die in einem Augenblick vom Haß zum Mitleid und von da zur Liebe überstürzt. Ich fordere, daß die Versammlung ihren Beschluß, Ludwig zu richten, dahin erkläre, sie werde erst später, mit Rücksicht auf die Sicherheit, darüber entscheiden.“¹⁾

Neues Geschrei, neues Toben. Amar ruft: „Es handelt sich hier nicht um Untersuchung, um Zeugen und Geschworene, sondern um jedermann bekannte Thatsachen: ihr habt nur zu sagen, ob sie wahr sind, und dann die Strafe dafür zu bestimmen. Allerdings seid ihr beim Urtheil theilhaftig, aber das Volk ist auch theilhaftig, welches von den Schlägen der Tyrannei getroffen wurde. An wen wollt ihr dann Berufung einlegen, etwa an den Mond?“ — Die Rechte aber verlangt Frist von drei Tagen zum Druck und zur Erwägung der Vertheidigung. „Als die Tyrannen die Patrioten erwürgten,“ ruft Duhem, „gaben sie auch keine Frist! Die Österreicher zögerten auch nicht beim Bombardement von Velle!“ — „Was soll dieses Gerede?“ fragt Kersaint, „wir sind keine Richter und nicht seine Feinde.“ — Die Äußerungen werden jetzt persönlich. Bazire fragt Rouyer, ob er noch im Briefwechsel mit dem König stehe. „Gehen Sie in den Dienst des Tyrannen,“ schreit ihm Duhem zu, „wir dienen dem Volk!“

Jakob Defermont oder vielmehr Fermont-des-Chapellières, früher Procurator des Parlamentes der Bretagne, hat gerade den Vorsitz und bringt Frist von drei Tagen zur Abstimmung vor. Die Mehrheit erhebt sich dafür. Ehe er aber die Gegenprobe veranstalten kann, stürzen fünfzig Bergmänner gegen ihn los und drohen und beschimpfen ihn. Ein unsäglicher Lärm entsteht, während dessen Defermont eiserne Ruhe bewahrt und die Wuth sich erschöpfen läßt. Duhem ballt die Faust vor seinem Gesicht; Julien nennt ihn einen Verräther, einen Bösewicht, und verlangt das Wort gegen ihn. „Das ist das leichteste Mittel, es zu bekommen,“ entgegnete der Vorsitzende, „denn ich verweigere es nie gegen mich selber.“ — Julien bekommt das Wort und redet, daß man die Republik zerstöre, er aber und andere wollten als freie Männer sterben. Sie saßen auf dem Berg und dieser Berg sei Frankreichs Thermopylä. Defermont sei ein Verräther und schändlich parteiisch für den König: er habe Zusammenkünfte mit seinen Vertheidigern; er sei unwürdig des Vertrauens. Man solle ihm die Glocke

aus der Hand reißen und der älteste Präsident sich an seine Stelle setzen und er möge dann seine Schande im dunkelsten Winkel des Saales verbergen. Der Vorsitzende rechtfertigte sich: allerdings sei Malesherbes bei ihm gewesen und hätten die drei Vertheidiger ihn heute besucht, aber die Thüre des Präsidenten müsse allen Staatsbürgern offen stehen. Malesherbes habe ihm einen Brief gebracht, den er der Versammlung vorlesen solle. Die drei Vertheidiger hätten sich heute erkundigt, wie sie sich bei ihrer Erscheinung vor den Schranken verhalten müßten.¹⁾

Couthon findet, Ludwig sei überwiesen; jeder Schuldige müsse verurtheilt werden; in einer geordneten Gesellschaft könne kein Verbrechen straflos bleiben. Der Gerichtshof könne nur der Convent sein, denn er vertrete das französische Volk. Die Legislative habe allerdings keine Befugnis gehabt, darum habe sie die Berufung des Convents beschlossen. Formalitäten brauche man nur, um zur Kenntniß zweifelhafter Thatsachen zu gelangen. Hier aber sei alles erwiesen. Solle man sogleich entscheiden oder erst nach einer Frist? Er schlage den Beschluß vor: „Die Berathschlagung über die Verurtheilung Ludwig Capets ist eröffnet und soll mit Beiseiteetzung aller anderen Geschäfte solange fortgesetzt werden, bis sein Urtheil gesprochen sein wird.“²⁾ Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen, Lanjuinais' Antrag dagegen verworfen: die Worte „bis das Urtheil ausgesprochen wird“, dahin abzuändern, „bis das Schicksal Ludwig Capets entschieden sein wird.“³⁾ Couthon meinte, dieser Beisatz ändere seinen Antrag vollständig. Salles, der Lanjuinais unterstützen wollte, wurde niedergeschrien und erklärte, die Freiheit der Verhandlung höre auf, man setze ihm das Messer auf die Brust. — Pétion wollte einen vermittelnden Antrag bringen; es hieß aber, die Verhandlung sei geschlossen, es gebe keine Privilegien für ihn.⁴⁾

Jeder Aufhalt schien die Bergmänner zu neuer Wuth zu entflammen. Pétion erhob sich nochmals zur Rede, man ließ ihn aber nicht zum Wort kommen. — „Herunter von der Tribüne! Wie können Sie das Wort verlangen?“ fragte Legendre, derselbe Legendre, welcher wenige Tage vorher beantragt hatte, man solle Manuel für wahnsinnig erklären, worauf Manuel antwortete: er sei nur froh, daß er ihn nicht für einen Dchsen erklärt habe, sonst hätte Legendre, als Fleischer, ein Recht gehabt, ihn zu schlachten. Jetzt fragte Kersaint den Legendre, ob er hier Richter oder Fleischer sein wolle? So gemein wurde schon der Ton der Verhandlung. „Herunter mit dem König Pétion!“ hieß es.⁵⁾ — Marat stürzt in die Mitte des Saales und ruft Pétion zu: „Zum Teufel, was soll das heißen? Sie werden doch hier keine Vorrechte verlangen? — Die Berathung ist geschlossen und Sie wollen noch reden!“ — Der Vorsitzende will abstimmen lassen, ob man Pétion das Wort gestatte. Marat schreit: „Das Stimmen ist unnöthig, die Verhandlung ist geschlossen!“ — und ruft gegen den Berg zu: „Seht ihr nicht, daß dieser Präsident die leidhaftige Parteilichkeit ist; er führt uns heute den ganzen Tag an der Nase herum!“

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 69–73.

²⁾ „La Convention nationale décrète que la discussion est ouverte sur le jugement de Louis Capet, et qu'elle sera continuée, toute autre affaire cessante, jusqu'à la prononciation de son jugement.“ — Débats de la Conv. nat., II, p. 258.

³⁾ „Jusqu'à ce qu'il soit prononcé sur le sort de Louis Capet.“ — Débats de la Convention nationale, II, p. 259.

⁴⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 260.

⁵⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 62–81. — „Moniteur“, l. c. XIV, p. 348–350.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 62–66.

Die Abstimmung ist dafür, daß man Pétion höre, und dieser hebt an: „Ich begreife nicht, wie man in einer so wichtigen Sache“ — doch vom Berg her wird ihm zugeschrien: „Herunter, König Pétion! wir brauchen deine einschläfernde Beredsamkeit nicht!“ — „Das muß enden!“ — und von beiden Seiten stürzt man gegen die Rednerbühne und es regnet Faustschläge und Rippenstöße! „Wir schreiben an unsere Departements!“ rufen die Girondisten, „wir gehen fort von hier!“ — Der Präsident setzt den Hut auf. Nach und nach gehen die Mitglieder an ihren Platz. „Es ist ein schmerzlicher Augenblick für die Sache der Freiheit!“ ruft der Präsident. „Ich erlaube die Versammlung besser zu bedenken, was sie sich selber schuldig ist. Die Mehrheit hat entschieden, daß Pétion spreche. Pétion, du hast also das Wort.“

Pétion. Pétion hebt an: „Bürger, behandelt man in solcher Weise die großen Fragen des Staates?“ — „Wir lassen uns nicht schulmeistern!“ wird ihm entgegengerufen. — Sofort bringt Pétion einige seiner wohlfeilen Lehren vor, wie, daß man also nicht die Freiheit begründe, daß man sich nur gegenseitig herabsetze. „Wir haben alle geschworen, daß wir keinen König mehr wollen. — Wer möchte diesen Schwur brechen? Wer möchte noch einen König?“ — „Nein, wir wollen keinen mehr, nie, nie!“ — (Auch Philipp Egalité schwenkt den Hut zum Zeichen, daß er keinen König mehr wolle.) Pétion fährt fort: „Aber, es handelt sich hier nicht um das Königthum, das ist schon abgeschafft, sondern um das Schicksal des Individuums Ludwig Capet! Ihr allein könnt über ihn urtheilen, denn man muß über die Verbrechen des Tyrannen nicht bloß nach bestehenden Gesetzen, sondern auch aus Staatsrückichten entscheiden. Aber wir müssen dabei auch von der innigsten Überzeugung durchdrungen sein, daß er schuldig ist. — Ich bin dessen sicher: die Verbrechen Ludwigs sind hinlänglich beglaubigt, wenn er sie auch abzulehnen sucht; aber ich sage auch, die wahren Freunde der Freiheit und Gerechtigkeit sind die, welche prüfen, bevor sie entscheiden.“ — „Pétion beleuchtet nicht die Frage, sondern verwirrt sie vielmehr.“ Unter Lärmen wurde die Versammlung aufgehoben.²⁾

Am Abend wurde Manuel aus dem Verzeichnis der Mitglieder im Jakobinerclub gestrichen, weil er eine Frist von drei Tagen bis zur Berathschlagung beantragt habe. Mit genauer Noth entkam Pétion demselben Schicksal.

Der Engländer Moore, welcher diesen Sitzungen beiwohnte, findet das Benehmen dieser Richter unanständig und abscheulich, auch wenn Ludwig XVI. wirklich der blutige Tyrann gewesen wäre, wofür ihn diese Leute gegen ihre eigene Überzeugung ausgaben, so würde doch dieses Benehmen seiner Richter bei seinem Prozeß unanständig sein und sie verhaßt machen.³⁾ „Aber diese Unversöhnlichkeit, diese Wuth gegen einen so milden Fürsten, dessen Seele so weich geschaffen war, läßt sich durch keinen Beweggrund erklären, der gewöhnlich die Handlungen tugendhafter oder lasterhafter Menschen bestimmt. Einige Mitglieder des Nationalconventes scheinen ebenso taub gegen die Stimme ihres Vorthells und Eigennutzes, als gegen Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Statt vernünftiger Grundsätze scheint sie ein viehischer, rasender

Naturtrieb gegen den König zu verheßen, wie Bluthunde die Spur ihres Wildes nicht verlassen, bis sie dessen Blut getrunken haben.“

Am 28. December begann wieder die Verhandlung über den König. Drei Bände reichten nicht hin, um die Reden alle mitzutheilen. Selbständige Ansichten sind wenige darin, die meisten schlagen die Behauptungen einiger Führer breit. — Sehr viele suchen in der Einleitung sich den Rücken für alle Fälle zu decken; diejenigen, welche für den Tod sprechen, bedauern, ihrem Mitleid nicht folgen zu können; diejenigen, welche den König retten wollen, verabscheuen in der Einleitung seine Verbrechen, um nicht als Royalisten verfehrien zu werden, und heben lauter Gründe der Klugheit hervor, wie es unnütz, ja gefährlich sei, Ludwig zu tödten, betonen aber nie die ungeheure Sünde, die in diesem schreienden Unrecht liege. —

Die Berufung an das Volk über das Schicksal des Königs.

Die Vertheidigung Desjèzes war doch nicht ganz unsonst. Der Aublick des wohlwollenden, des verlassenenen, des schändlich angeklagten Königs hatte doch manchen erschüttert. In manchem Auge standen Thränen. Man sieht die Wirkung aus dem Bestreben Saint-Justs, am 27. December den guten Eindruck in der Versammlung wieder zu verwischen.

„Die Könige verfolgen die Völker im Dunkeln“, hebt er an;¹⁾ „wir richten sie beim Licht. Schwachheit ist uns nicht mehr gestattet. Nachdem wir alle Bourbonen verjagt haben, dürfen wir den schuldigsten unter ihnen nicht schonen, ohne ein Unrecht zu begehen. Gestern war alles verkehrt: Ludwig war der Ankläger und das Volk der Angeklagte. Hätte er auch euch als Richter noch abgelehnt, so wäre die Schlinge nicht so fein gewesen. Doch offener Widerstand war nie die Sache Ludwigs; er ist ein bescheidener und geschmeibiger Tyrann. Er unterdrückt mit Bescheidenheit, er vertheidigt sich mit Bescheidenheit und man muß gegen seine einschmeichelnde Milde auf der Hut sein.“ Saint-Just durchgeht dann die Geschichte der Revolution, um zu beweisen, daß Ludwig immer geheuchelt und alle Mittel der Treulosigkeit angewendet habe, und schließt mit den Worten: „Nicht ihr klagt ihn an, sondern das Volk, das ihn durch eure Person richten will. Ihr habt allen Tyrannen den Krieg erklärt; wollt ihr jetzt euren Tyrannen schonen? Die Revolution fängt erst an, wenn der Tyrann endet.“²⁾

Wie Orakelsprüche tönten diese Sätze des jungen Tribünen. Die Gallerien klatschten. Der Vorsitzende bemerkte, es finde eine Art Leichenfeier statt, bei der Beifall und Murren verboten seien. Saint-Just folgte Rouzet,³⁾ der muthvolle Abgeordnete der Haute-Garonne, der in guter Rede ausführte, die Unverlegbar-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 81—84. — „Moniteur“, l. c. XIV, p. 855 ff.

²⁾ Die Rede Saint-Justs vollständig in den Débats de la Convent. nation., II, p. 264—278.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 85. — Débats de la Convent. nation., II, p. 278.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 79.

²⁾ Ibid. XXII, p. 81.

³⁾ Moore, Tagebuch, II, S. 366—367.

keit sei einmal zugestanden, und man müsse sie daher heilig halten. Darum müsse man über die ganze Angelegenheit die Nation befragen.

Die Gironde will das Volk befragen, Damit kommen wir an den Plan der Gironde, die Frage über das Schicksal des Königs den Urversammlungen vorzulegen. Es war ein Ausweg: sie wurden dadurch frei von der Verantwortlichkeit über das Schicksal des Königs und konnten das Volk der Barbarei anklagen, wenn der König verbannt wurde, und ihm Royalismus vorwerfen, wenn es Ludwig XVI. freisprach. Es war eine Folge ihrer Schwäche: statt muthig selber für die Unschuld des Königs einzutreten, von der sie überzeugt sein mußten, erklärten sie ihn für schuldig, um mit den Wölfen mitzuheulen, suchten ihn aber durch Berufung an das Volk zu retten. Dumouriez bemerkt sehr gut: „Damals war es für sie der wahre Zeitpunkt, Muth und Standhaftigkeit zu zeigen, die Unschuld des Königs zu verkünden und seiner Hinrichtung sich zu widersetzen. Wären sie auch selbst das Opfer ihrer Treue geworden, so wären sie doch mit Ruhm gefallen. Wahrscheinlich aber wäre es ihnen gelungen, den König und das Vaterland zu retten. Die Departements hätten sich in dieser Absicht fest mit ihnen verbunden und die Partei der Jakobiner wäre überwältigt worden. Aber sie betrogen sich mit Feigheit und begnügten sich mit einer Art Berufung an das Volk und schlugen vor, die Urversammlungen zu berufen und das Schicksal Ludwigs XVI. von ihnen entscheiden zu lassen. Diese zweite Maßregel war als ein zweites Signal zum bürgerlichen Krieg anzusehen.“¹⁾ Dumouriez hat recht. In welche Verwirrung wären die 44.000 Sectionen Frankreichs gerathen; welche rasende Leidenschaften wären erst da, nicht bloß in jedem Departement, sondern in jeder Gemeinde, in jeder Familie entstanden, wenn der Convent diese Frage nicht zu entscheiden verstand!

Salles. Salles war es, der die Ansichten der Gironde zunächst aussprach,²⁾ ein Arzt und Abgeordneter von Nancy, der zwar zugestand, daß Ludwig schuldig sei, aber meinte, das Volk solle darüber das Urtheil sprechen: Tod oder Verbannung beim allgemeinen Frieden. Das Urtheil habe seine große Schwierigkeit. Ludwigs Hinrichtung rufe das Mitleid und den Haß aller Völker gegen Frankreich hervor; seine Schonung aber bringe das Volk gegen den Convent auf. Den Monarchen Europas liege nichts daran, Ludwig zu retten, wohl aber wollen sie das Königthum retten; sein Leben sei ihnen zur Last, darum wünschen sie sogar seine Hinrichtung, weil sie dann Hoffnung haben, ihre Völker gegen Frankreich aufzuregen, ein Geschrei der Rache zu erheben und eine Armee zusammenzubringen. Verurtheile man den König, so falle die Anwartschaft auf den Thron an seine Brüder, die viel gefährlicher seien, da sie ihr Ansehen nicht durch Schwäche verloren haben. Darum sei das Beste, die Nation entscheide selber über das Schicksal Ludwigs und damit über ihr eigenes. Darum lege man den Urversammlungen die Frage vor: Soll Ludwig XVI. mit dem Tode bestraft oder bis zum Frieden

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 316.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 85 nur abgefürzt. Débats de la Convention nationale, II, p. 270 vollständig.

gefangen gehalten werden? Diese mögen mit „Tod“ oder „Gefangen“ abstimmen. — In gleichem Sinne sprach Serres,¹⁾ ein Deputirter aus dem Departement des Hautes-Alpes, ein eifriger Gegner der Bergmänner: es sei nicht wahr, daß alle Patrioten glauben, die Befestigung der Freiheit hänge vom Tode Ludwigs ab. Im Gegentheil, viele sagen, er sei gutmüthig, ihm liege nichts so sehr am Herzen, als das Wohl der Nation; er sei nicht schuldig, die Verbrechen müßten nicht seinem bösen Willen, sondern seinen schändlichen Rathgebern zugeschrieben werden. Der Redner schloß mit dem Antrag: Ludwig tödten, sei ein Zeichen der Schwäche; er stimme für die Einsperrung des Königs, so lange der Krieg dauere, und für Verbannung im Frieden.

Nach ihm sprach Barbaroux,²⁾ aber weder von Tod, noch von Einsperrung, noch von Verbannung, noch von Berufung an das Volk: er ergieng sich in allgemeinen Redensarten über die Schuld des Königs, und daß er nicht unverkündet sei. — Sonst so kühn in seinem Auftreten, war der Sohn des Südens jetzt zurückhaltend und zaghaft. Wie sehr mangelte doch der Gironde die Parteidisciplin! Statt stark, scharf und schlagend jezt den einen Gedanken von der Berufung an das Volk in allen Tonarten den Zuhörern nahezu legen und dafür zu wirken und die schwachen Geister fortzureißen, ergeht sich jeder in schon erörterten Grundfragen mit leidenschaftlichen Ausfällen gegen die Jakobiner.

Lequinio meinte:³⁾ „Könnte ich mit dieser Hand alle Tyrannen auf einmal tödten, so sollte es an mir nicht fehlen!“ — und bezeichnete dann die Berufung an das Volk als die plumpe Schlinge; denn sie würde die Verwirrung und Spaltung verewigen und rasch zum Bürgerkrieg führen. Das Volk habe ihnen aufgetragen, alles zu thun, was nützlich sei. Die schnelle Hinrichtung des Königs habe ihren Vortheil. Sie müßten das Volk retten vor dem Abgrund, in das es treulose Verräther stürzen wollen, von denen es in Paris wimmelte. Diesem Ausdrucke klatschten viele Mitglieder und schrien die Gallerien ihren Beifall zu. Bergens mahnte der Präsident die Abgeordneten an die Hausordnung, und die Gallerien an die Achtung vor dem Convent.⁴⁾ Das Klatschen und Brüllen wurde nur stärker. Die Stimme des Vorsitzenden verlor sich im Lärm, auch seine Glocke ertönte umsonst.

Endlich erhob sich die Mehrzahl der Mitglieder mit dem Schrei: „Man muß doch der Würde der Nation Geltung verschaffen!“ Ungefähr fünfzig Girondisten brachen von der Rechten unter Barbaroux' Führung gegen die Linke los, Ohrfeigen und Rippenstöße wurden gegeben und empfangen! Der Präsident bedeckt sich; allmählich wird Ruhe; er klagt, daß das Wohl des Vaterlandes sich in großer Gefahr befinde.

Chambon jammert, daß der Convent täglich mehr in Verachtung komme. Legendre zeigt an, das Mitglied Bentabole habe das Zeichen zum Klatschen gegeben, nachdem es schon verboten war. Bentabole entschuldigt sich damit, die Rede Lequinios habe ihn derart entzückt, daß er klatschen mußte. Vergniaud

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 85–86 — Débats de la Convention nationale, II, p. 290.

²⁾ Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XXII, p. 86.

³⁾ Ibid. XXII, p. 86–88.

⁴⁾ Ibid. XXII, p. 87–90.

tabelt die treulose Art, durch welche man die Republik verächtlich und die Rückkehr der Monarchie erwünscht mache. Auch Buzot spricht seinen Tadel aus: das Parteiwesen hindere den Convent, seinen hohen Beruf zu erfüllen; Friede und Eintracht seien nöthiger als je. — Zuletzt beschließt der Convent: Wenn ein Mitglied getadelt werden müsse wegen Störung der Verhandlung, so solle hinfüro Anzeige davon an alle 84 Departements gemacht werden. — Mit solchem Wirrwarr schloß die Sitzung vom 27. December.¹⁾

Am nächsten Tag sprach zuerst Rabaut-Saint-Étienne, ein reformirter Pfarrer und Advocat, der bisher mit dem Berg gehalten hatte, gegen die rasche Entscheidung des Conventes, daß er Ludwig zu richten habe; denn damit habe sie die Nation nicht beauftragt. Eine so stolze und freie Nation habe den ersten Grundsatz aller Republiken nicht vergessen, daß nämlich der Gesetzgeber nicht Richter und der Richter nicht Gesetzgeber zugleich sein könne. Wenn die Mitglieder des Conventes Richter und Gesetzgeber zugleich seien, wenn sie Gesetz, Form und Zeit bestimmen wollen, wenn sie zugleich anklagen und verurtheilen, wenn sie die gesetzgebende vollziehende und richtende Gewalt zugleich in sich vereinigen wollten, dann müsse man nicht in Frankreich, sondern zu Constantinopel, zu Lissabon oder zu Goa die Freiheit suchen. — „Seid Ihr Richter, so zieht das richterliche Gewand an, bildet einen Gerichtshof, beruft die Angeklagten und verhört die Zeugen, aber gebt keine Gesetze! — Seid Ihr Gesetzgeber, so macht Gesetze, aber richtet nicht! Ich bin meines Antheils am Despotismus müde. Ich schmachte nach dem Zeitpunkt, da Ihr einen Nationalgerichtshof errichtet habt, damit ich die Gestalt und das Aussehen eines Tyrannen verliere!“ Schließlich fordert er, die Mitglieder sollten durch Ja oder Nein entscheiden, ob Ludwig schuldig sei oder nicht, und die ihm aufzuliegende Strafe solle dann der wahre Souverän, das Volk, bestimmen. — Faure wiederholte darauf seinen Antrag auf Zurücknahme des Beschlusses, daß der Convent den König richten könne.

Buzot bejahte die Frage, daß Ludwig strafbar sei, dem Volk aber gebüre die letzte Entscheidung über die Strafe. „Ludwig!“ so schloß er, „ich verurtheile dich. Ich verdamme dich zum Tode; denn meine Wähler haben mir diesen Auftrag gegeben.“²⁾ Aber nicht du bist es, den die Gerechtigkeit ins Auge faßt, indem sie dich verdammt; denn sie bringt dich der Gesellschaft zum Opfer. — Diese Gesellschaft möge dann nach mir über dein Schicksal entscheiden; denn es war durch große Verhältnisse mit dem ihrigen verknüpft.“ Mit solchem Wortschwall opferte Buzot haltlos seinen Feinden den schuldlosen König.

In der Sitzung vom 28. December verlas noch der Minister des Außern, Lebrun, die Erklärung der spanischen Regierung vom 17. December 1792: sie wolle in dem Streite Frankreichs mit den übrigen Mächten neutral bleiben, demgemäß ihre Truppen von der Grenze zurückziehen und in den Festungen nur so viel Mannschaft lassen, als zum Dienst unentbehrlich sei. Karl IV. gewähre dieses Zugeständnis mit der Bitte um Erleichterung des Schicksals Ludwig XVI.; er lege als Verbündeter Frankreichs für ihn Für-

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 91–94.

²⁾ Ibid. XXII, p. 91–92, 98–103. — Débats de la Convention nationale, II, p. 293–294.

sprache ein. Würde der spanische Minister des Außern hierin ein Zugeständnis erreichen, so würde er diesen Tag für den schönsten seines Lebens halten.¹⁾

Da stürzte Thuriot auf die Rednerbühne, einst Advocat am Parlament Thuriot. in Paris, dann einer der Wahlmänner dieser Stadt und seit 1791 als Mitglied der Legislative einer der erbittertsten Feinde des Königs und des Clerus, und rief: „Der König von Spanien hat noch nicht alle Aussicht auf die Krone von Frankreich aufgegeben, im Falle unsere Linie erlösen würde. Die Verfassung hat sich über seine vermeintlichen Anrechte nicht ausgesprochen, aber Karl IV. nährt in der Stille noch Hoffnung. Heute jedoch droht er uns und macht seine Neutralität abhängig von unserem Urtheil über Ludwig XVI. Wehren wir uns gegen jede fremde Beeinflussung und antworten wir mit der Festigkeit wahrer Republikaner! Spanien und England sind im Einklang mit den andern. Aber wir sind auf einer Höhe angekommen, wo alle Mächte Europas uns nichts mehr anhaben können. Hat der König von Spanien die Opfer vergessen, die Frankreich für ihn gebracht hat? Nur durch eine großartige stolze Haltung, die nichts erschüttern kann, werden wir die Ränke der fremden Mächte wirkungslos machen. Unsere Grundsätze dürfen durch Rücksicht auf fremde Despoten nicht gemildert werden; sie dürfen nur auf den ewigen Wahrheiten der Vernunft beruhen. Wenn Ihr nicht beschließt, daß ein Mensch, der alle Verbrechen begangen hat, auf dem Schafott ende, so seid Ihr Verräther an Eurer Pflicht und an der Nation.“¹⁾ — Demnach beantrage er, alle Schreiben des Auslandes, die Bezug haben auf den großen Prozeß, beiseite zu legen, bis das Schicksal Ludwig Capets entschieden sei. Charles stimmt²⁾ mit dem Beisatz, man solle überhaupt mit gekrönten Häuptern nur dann verhandeln, wenn sie die Republik anerkannt hätten. „Wir verkehren nicht mehr mit den Königen, sondern nur mit den Völkern.“³⁾ — Der Convent gieng mit Übergabe dieses Schreibens an den diplomatischen Ausschuss zur Tagesordnung über.

Jetzt übernahm es Maximilian Robespierre, den Antrag auf Berufung an das Volk in gefeilter Rede zu widerlegen.⁴⁾

Er hob wieder mit Selbstlob an, wie eine Krage, die sich mit ihrem Speichel das Gesicht wäscht: „Auch ich war gerührt, mit dem Schwächsten unter uns, beim Anblick des Angeklagten; obchon sonst unerbittlich, wenn es sich darum handelt, genau den Grad der Strenge zu berechnen, welchen die Gerechtigkeit der Gesetze gegen die Feinde der Menschheit erheischt, fühlte ich doch in meinem Herzen die republikanische Tugend schwanke beim Anblick des Schuldigen,⁵⁾ der sich beugen mußte vor der höchsten Gewalt. Der Haß gegen die Tyrannen und die Liebe zur Menschheit haben ein und dieselbe Quelle im Herzen des gerechten Mannes, welcher sein Vaterland liebt. Aber das letzte Opfer, welches die Volkvertreter dem Vaterlande schuldig sind, ist das Opfer dieser Regung des natürlichen Gefühls zum Frommen eines großen Volkes und der unterdrückten Menschheit. Die Theilnahme,

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 95–96.

²⁾ Ibid. XXII, p. 96–97.

³⁾ Ibid. XXII, p. 97–98.

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 103–124. — Débats de la Convention nationale, II, p. 296.

⁵⁾ Débats de la Convention nationale, I, p. 296–317.

welche die Unschuld dem Verbrechen opfert, ist grausam. Die Milde, welche mit der Tyrannei verhandelt, ist barbarisch.“

So stellt denn dieser Heuchler seine Blutgier gegen den König vor dem Convent als einen Sieg des Patriotismus über sein gutes, über sein mitleidiges Herz hin, und fährt dann fort: „Mitbürger, ich fordere euch auf zum Eifer für das Gemeinwohl! Welcher Grund zwingt euch denn, euch mit dem Schicksal Ludwigs zu befassen? Nicht das Verlangen nach einer der Nation unwürdigen Rache, sondern das Bedürfnis, die Freiheit und die öffentliche Ruhe durch die Bestrafung eines Tyrannen sicherzustellen! Jede Art eines Prozesses, jede Weise der Bögerung, welche die öffentliche Ruhe gefährdet, ist in geradem Widerspruch mit eurem Ziel, und es wäre besser, ihr hättet jede Sorge für seine Bestrafung vergessen, als wenn ihr aus seinem Prozeß einen Grund zu Unruhen und einen Anfang zum Bürgerkrieg macht. Jeder Augenblick des Zauderns bringt für uns neue Gefahren. Jede Frist facht schuldvolle Hoffnungen an und ermutigt die Keckheit der Feinde der Freiheit. Sie nähren im Schoße dieser Versammlung das düstere Mißtrauen mit dem grausamen Verdacht. Es ist die Stimme des aufgeschreckten Vaterlandes, welche euch zur raschen Entscheidung drängt, die es allein beruhigen kann.“

„Wozu noch Bögerung? Welches Bedenken! Die Verhandlung hat ja ihren Schluß erreicht! Vorgestern hat euch ja der Angeklagte erklärt, er könne nichts mehr zu seiner Verteidigung sagen. Jedes Gericht der Welt würde jetzt sein Urtheil sprechen. Wozu denn noch Säumnis? Wollt ihr neue Beweise? Nein. Wollt ihr noch Zeugen verhören? Niemand denkt daran. Zweifelt ihr an seinen Verbrechen? Durchaus nicht, sonst wäret ihr ja der Revolution fremd und, statt den Tyrannen zu bestrafen, würdet ihr der Nation selber den Prozeß machen. Vorgestern hieß es noch, man muß in Ruhe gewissenhaft Gründe und Gegengründe abwägen. Zuletzt wird es gehen, wie nach der Rückkehr Ludwigs von Varennes: die Versammlung war anfangs empört über ihn, man verdamnte ihn einstimmig; kurz darauf änderten sich die Ansichten und siegten Trugschlüsse und Ränke über Freiheit und Recht. Da war Ludwigs Person geheiligt, und die Abgeordneten, die ihn anklagten, hießen Wähler! Und bald darauf floß das Blut der besten Männer, der Frauen und Kinder auf dem Marsfeld! Nehmen wir darum eine Lehre aus der Vergangenheit! Um die Sache hinzuhalten, spricht man jetzt von der Ehre der Nation und der Würde der Versammlung! Die Ehre der Nationen bestehe jedoch darin, die Tyrannen zu zermalmen und die erniedrigte Menschheit zu rächen, und der Ruhm der Versammlung besteht darin, daß sie das Vaterland rettet und die Freiheit durch ein großes Strafbeispiel in der Welt befestigt! Die Nachwelt wird euch bewundern oder verachten, je nach dem Theil von Kraft oder Feigheit, die ihr jetzt beweist, und der Sieg wird entscheiden, ob ihr Rebellen, ob ihr Wohlthäter der Menschheit seid!“¹⁾

Aushaulich ist in Robespierres Rede insbesondere die Darstellung der Schwierigkeiten einer Berufung an das Volk. „Man wird in all den 44.000 Gemeinden für oder gegen die Bestrafung Ludwigs streiten, für oder gegen das Königthum sich ereifern. Wer steht dafür, daß dieser Streit im Frieden verläuft? Aber, wenn dies auch stattfindet, wer steht dafür, daß nicht die schlechten Bürger, die Gemäßigten, die Feuillants, die Aristokraten, auch dazu kommen? Daß nicht geschwähige, arglistige Advocaten Mitleid für den Tyrannen

erregen? Zuletzt werden sich dann die Royalisten und die Feinde der Freiheit vereinigen. Wer ist beredter, gewandter, findiger und listiger als die Ränkeschmiede, die Leute der alten und neuen Regierung? Mit welcher Kunst werden sie über Volks-Souveränität und Menschenrechte reden! Das eigentliche Volk wird gar nicht Zeit haben, an diesen Versammlungen theilzunehmen! Der Ackerbauer, der sein Feld besorgen muß, der Handwerker, der von seiner Hände Arbeit lebt, haben nicht Zeit, noch im Strafgesetz herumzublättern und in einer lärmenden Versammlung über die Bestrafung Ludwigs und andere Fragen zu berathen, die ihrem Gedankenkreis ganz ferne liegen. Und was ist denn das für ein Gericht, das aus 44.000 besonderen Gemeinden besteht? Wenn man die Welt überreden wollte, daß ein König hoch über der Menschheit stehe, wenn man die schmachvolle Krankheit des Königthums unheilbar machen wollte, welches sinnreicheres Mittel könnte man ausdenken, als das, 25 Millionen Menschen zu berufen, um über ihn zu richten, ja nur die Strafe auszuwenden, die er sich zugezogen hat! Wie will man denn einen Prozeß einleiten bei allen Urversammlungen des französischen Reiches? Zwar sagt man, sie sollen nur den Grad der Strafe bestimmen, aber wer wird sie hindern, wenn sie den ganzen Prozeß durchsehen wollen? Wer kann ihnen das Recht bestreiten, Anklage und Verteidigung zu hören? und wenn gar der Angeklagte von der ganzen Nation Gnade verlangte! Wenn der Convent nicht entscheidet, so wird dieser Prozeß gar kein Ende nehmen! Die Schnelligkeit der Entscheidung wird abhängen von Ränken, vom Eifer oder von der Lässigkeit im Sammeln der Stimmen, von der Nachlässigkeit oder Parteilichkeit der die Abstimmung leitenden Beamten. Zudem dauert der Krieg noch fort; die Tyrannen werden die Nation überraschen in der Berathung über das Schicksal Ludwigs XVI., ermüdet von innern Streitigkeiten. Die braven Leute haben dann etwas Besseres zu thun, als in der Gemeinde-Versammlung über Gesetze zu streiten: sie müssen das Vaterland verteidigen, und die Entscheidung über das Schicksal des Königs den Ränkeschmieden, den Egoisten, den Reichen, den Feigen und Aristokraten überlassen. Die Stubenhocker werden dann über Tyrannei und Freiheit entscheiden, während diejenigen, welche für das Vaterland kämpfen, die Freiwilligen, die vom Hof und von Lafayette verfolgt wurden, der Rache der Despoten ausgesetzt sind. Also, während die muthigen Bürger ihren letzten Blutstropfen für das Vaterland verspritzen, ist der Abschaum der Nation, das Gewürm der Chikane, sind die feigsten, verdorbensten Leute, die hochmüthigen Bürger, die ehemaligen Bevorrechteten, welche die Maske des Bürger sinnes vorlegen, sind all diese Leute, die eigentlich nur kriechen und unter einem König wieder andere drücken wollen, sind all diese Leute Meister in den Urversammlungen, die verlassen sind von der einfachen und dürftigen Tugend, und würden ungestraft das Werk der Helden der Freiheit zerstören und würden ihre Frauen und Kinder der Knechtschaft überliefern und unverschämt allein über die Schicksale des Staates entscheiden. Das ist also der schmachvolle Plan, den die versteckteste Heuchelei und die schamloseste Schurkerei mit dem Namen Volks-Souveränität zu bedecken weiß.¹⁾

„Man will den Convent zugrunde richten; man will in den Urversammlungen noch ganz andere Dinge, zum Beispiel die Ausrufung der Republik, in Frage stellen! Hat nicht Guadet lezthm vorgeschlagen, daß die Urversammlungen Abgeordnete abberufen sollen? Wird es in diesen Versammlungen so glatt ablaufen, wird man so einträchtig sein? Wird nicht der Bürgerkrieg und der Krieg

¹⁾ „Moniteur“, l. c. XIV, p. 376—380.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 111—113.

Bögert nicht,

tödtet ihn bald!

ohne Berufung,

nie ist zu schwierig,

zu gefährlich.

vom Ausland da beisammen sein? Und werden nicht die ehrgeizigen Ränkeschmiede mit den Feinden des Volkes und über den blutigen Leichen seiner Verteidiger verhandeln?"

In diesem Tone geht es fort. Und dann jammert Robespierre über das allzu brave unglückliche Volk! „Du hast allzu gut der Sache der Menschheit gedient, um unschuldig zu sein in den Augen der Tyrannen! Sie wollen uns keinen Blicken entziehen, um in Frieden ihre ruchlosen Pläne durchzuführen, und wenn wir dann scheiden, überlassen wir dir zum Abschiede nur den Ruin, das Elend, den Krieg und den Untergang der Republik!“ Indem er dieses gute Volk bedauert, spricht Robespierre sein Gift aus gegen die Girondisten. „Merkt du nicht, o Volk, daß es bei der Führung dieses Prozesses weniger Ludwig XVI. gilt, als den warmen Verteidigern der Freiheit? Erhebt man sich gegen den Tyrannen Ludwig XVI.? Nein, sondern gegen die Tyrannei einer kleinen Anzahl unterdrückter Patrioten! Fürchtet man die Pläne der Aristokratie? Nein, sondern die Diktatur von ein paar Abgeordneten! Man will den Tyrannen erhalten, um ihn den machtlosen Patrioten entgegenzustellen. Diese Treulosen verfügen über die ganze Staatsgewalt und alle Schätze und klagen uns des Despotismus an! Es ist kein Dorf in der Republik, wo sie uns nicht verleumdet haben. Sie erschöpfen den Staatsschatz, um ihre Verleumdungen zu verbreiten. Sie verletzen das Briefgeheimnis, um die Stimme der Unschuld und der Wahrheit zu unterdrücken, und schreien über Verleumdung und klagen uns als Tyrannen an!“

„Wie kommen wir aus diesem Abgrunde heraus? Um die Zwietracht zu verewigen, spricht man schon von einer Mehrheit und Minderheit. Die Tugend war aber immer in der Minderheit auf der Welt. Ohne sie wäre die Erde nur von Tyrannen oder Sklaven bevölkert! Die Minderheit muß immer das Schafott besteigen, Sokrates, Cato, Sidney und Hampden.¹⁾ Aber ich kenne hier Leute, die bereit sind, für die Freiheit zu sterben, und sind ihrer auch nur fünfzig. Doch zuerst lassen wir den Tyrannen sterben! — Bürger! wachet um den Tempel! — Will man diesen Prozeß verewigen, nur um die Mittel zu erhalten, das Volk zu verleumden, welches den Thron umgestürzt hat? Die Berufung an das Volk erregt den Bürgerkrieg. — Kann ich auch das Vaterland nicht retten, so zeige ich ihm wenigstens das drohende Unglück. Ich verlange also, daß der Convent Ludwig XVI. für schuldig und todeswürdig erkläre.“

Das ist die dämonische Beredsamkeit Robespierres, die anklagt, verleumdet und dem Volke zugleich schmeichelt, um Macht zu gewinnen.

Am 29. December hob Birondeau Robespierres Widerspruch mit sich selber hervor: jetzt eifere er aus allen Kräften gegen eine Berufung ans Volk, während er in der constituierenden Versammlung, nach der Rückkehr Ludwigs von Varennes, gerade die Berufung an das Volk über das Schicksal Ludwigs vorgeschlagen habe. Man müsse staunen über eine solche Veränderlichkeit bei einem Manne, welcher mit der Unererschütterlichkeit seiner Grundsätze prahle. Übrigens dürfe man Ludwig nicht anders bestrafen, als nach der Verfassung, und diese bestimme als höchste Strafe für den König die Absetzung. Er beantrage deshalb, daß man die ganze Angelegenheit dem Volke vorlege.²⁾

¹⁾ Robespierre läßt Hampden auf dem Schafott sterben, während er in einem Treffen verwundet wurde und in seinem Bett starb.

²⁾ Buchez et Roux, I. c. XXII, p. 125.

Nach ihm stellte Guiter den Antrag, Ludwig Capet und seine Familie für immer vom Gebiete der Republik zu verbannen, sie mit dem Tode zu bestrafen, sobald sie wieder das Gebiet betreten würden, und jedem Bürger zu befehlen, sie zu tödten, und an bestimmten Orten Säulen aufzustellen mit der Aufschrift: „Die Könige sind für immer verbannt aus Frankreich, die Rechte des Volkes werden bleiben. — Friede sei mit den Nationen, Freiheit und Gleichheit unter den Menschen.“¹⁾ — Dieser Antrag sollte ausgeführt werden am Ende des Krieges, den das französische Volk für die Begründung der Freiheit geführt. Bis dahin bleibt Ludwig Capet mit seiner Familie in Haft und wird sorgfältig verpflegt. Jedes Jahr findet ein Fest der Republik statt zur Erinnerung an die Vertreibung der Könige, und die Bürger leisten dann den Eid, immer frei zu bleiben. Dieser Eid ist der einzige, den in Zukunft die Franzosen noch schwören dürfen. Dieser Antrag wird den Urversammlungen zur Genehmigung vorgelegt! — Man sieht aus diesem Antrage nur, welchen Druck die Schreckensmänner auf die Geister ausübten. Guiter, Abgeordneter für das Departement der Ostpyrenäen, wollte sichtlich den König und seine Familie retten, wagte aber seinen Antrag nicht offen vorzubringen, sondern verhüllte ihn unter solchen republikanischen Firkelsängerien.

Morisson sprach gleichfalls gegen die Todesstrafe und für die Verbannung. — Enguerand erklärte, der König verdiene den Tod, aber man solle die Sache den Urversammlungen vorlegen mit Antrag auf Milderung der Strafe in lebenslängliche Haft. — Focquedey sprach ebenfalls für die Berufung an die Urversammlungen. — Prost dagegen hielt dies für eine unglückselige Maßregel: denn ein Tyrann verdiene den Tod. Wozu unzeitiges Mitleid? Nero und Helioagalus würden sich schämen, wenn sie die Greuelthaten Ludwigs XVI. begangen hätten. Prost war aus Dôle und Abgeordneter für das Departement des Jura; so urtheilte nur ein halber Narr!

Um den Eindruck der Reden für Schonung des König zu lähmen, ward am 30. December²⁾ ein Theaterstreich ausgeführt. Eine Deputation von achtzehn Sectionen trat vor die Schranken des Conventes, in ihrer Mitte waren die sogenannten Verwundeten des 10. August: Männer auf mancherlei Weise verstümmelt, die Mehrzahl von ihnen war es lange vorher gewesen. Ein Verwundeter, der nicht gehen konnte, wurde auf einem Felddette durch den Saal getragen. Auch waren angebliche Witwen und Kinder gefallener Patrioten des 10. August dabei.

Ein Jakobiner führte die Krüppel in den Saal und sprach: „Gesetzgeber, ihr seht vor euch Witwen, Waisen, verstümmelte und mit Wunden bedeckte Patrioten, die euch um Rache anflehen. Es sind Schlachtopfer, die dem Tode entgingen, welchem der Tyrann Ludwig sie geweiht hatte. Hört ihr nicht vom Himmel herab jene schreckliche Stimme, die euch zuruft: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden?“ Die Thränen dieser Witwen, der Schrei

¹⁾ „Les rois sont bannis de la France; les droits du peuple resteront. Paix avec les nations! Liberté, égalité parmi les hommes!“ — Débats de la Convention nationale, II, p. 318–319.

²⁾ Buchez et Roux, I. c. XXII, p. 131.

Angriff
auf die
Girond.

Guiter.

Morisson.

Focquedey.

Theaterstreich.

Die Krüppel, Witwen und Waisen vom 10. Aug.

dieser Waisen, die Jammerrufe dieser verstümmelten Männer, die Geister von mehreren Tausenden geopfert Brüder — mahnen euch durch meine Stimme an jenes Gebot der Natur. Hört, wie sie euch zurufen: „Ludwig war ein Verräther, ein Meineidiger, ein Mörder, und ihr berathet noch lange, ob er die Strafe für sein Verbrechen bestehen soll? Alle menschlichen Gesetze verlangen, daß ein Mörder hingerichtet werde. Ludwig, der ehrlose Ludwig, hat mehr denn tausend Franzosen umgebracht — und ihr berathet noch? Er mordete die Bürger, welche er schützen sollte, — also muß er sterben! Das ist das Urtheil, welches die öffentliche Moral und die Gerechtigkeit des Volkes aussprechen, und welches die eifeln Spitzfindigkeiten seiner Freunde und Bertheidiger nicht umstoßen werden. Ich verlange die Erlaubnis, die unglücklichen Schlachtopfer seiner Verräthereien vor euch vorbeiziehen zu lassen.“¹⁾

Section
Gra-
villiers.

Ein anderes Mitglied der Abgeordneten verlangte im Namen der Section Gravilliers das Todesurtheil über Ludwig Capet. „Man sage zwar, er könne nicht verurtheilt werden — aus Mangel eines positiven Gesetzes. Das sei ein Trugschluß, würdig jener kleinen Menschen, die gerne groß sein möchten. Das Gesetz der Natur bestehe vor allen Advocaten und vor allen geschriebenen Gesetzen. Wir vertreten gegen den Tyrannen die Sache der Menschheit und verlangen den Tod oder die Strafe Ludwigs, im Namen der armen Wesen, die im Elende erstickt wurden, die dem Luxus und der Verschwendung Ludwigs geopfert, die in den Colonien von seinen Söldnern getödtet wurden, die in den Staatsgefängnissen oder auf der Folter verendeten, oder auf dem Schafott starben. Im Namen der Soldaten, die er am 9. August mit Brantwein berauschte und der Wuth des Volkes aussetzte. Wir verlangen seine Hinrichtung im Namen des Menschengeschlechtes, dessen Geißel und grausamer Feind er immer gewesen ist.“

Armer Ludwig! Das hast du von dem Übermaße deiner Güte, daß sie dich noch die Geißel des Menschengeschlechtes nennen und darum deinen Tod fordern! Das ist die Folge davon, daß du nicht zu strafen verstandest.

Der
Convent.

Zum Schlusse erklärten die Bittsteller noch, daß sie im Convent „die Leuchte des Weltalls“²⁾ sehen, und der Convent erklärt dann, daß er nachdenke und immer noch nachdenke über die Verbrechen, wegen deren Ludwig angeklagt ist, und daß er nach bestem Wissen und Gewissen sein Urtheil aussprechen werde, und daß keine Macht der Welt, kein Ereignis, keine Partei irgend einen Einfluß auf sein Urtheil üben solle — und ladet die Abgeordneten zur Ehre der Sitzung ein. Welche Selbstherabsetzung! Denn der Vorsitzende und der ganze Convent wußten noch besser als wir, daß Ludwig keinen Befehl zum Blutvergießen gegeben hatte — und daß er der beste der Menschen war. Der ganze Aufzug war ein Theaterstreich, um den Eindruck der Bertheidigung von Desèze zu lähmen und die Berufung an das Volk zu vereiteln. —

¹⁾ Buchez et Roux, I, c. XXII, p. 132.

²⁾ Ibid XXII, p. 132—133. Le flambeau de l'univers.

Die Rede Bergniauds für die Berufung an das Volk.

Am 31. December ergriff der größte Redner der Gironde, Bergniaud, das Wort. Er begann mit der Bestimmung, was Volks-Souveränität sei, und lautlos folgten zwei Stunden hindurch dem Wogenglanze seiner Beredsamkeit die Zuhörer.¹⁾

Ber-
gniaud.

„Die Volks-Souveränität ist die Macht, die Gesetze und Anordnungen zu treffen, überhaupt das zu thun, was das Gemeinwohl erheischt. Das Volk übt diese Gewalt entweder selber oder durch seine Stellvertreter. Im letzten Falle werden die Entscheidungen der Volksvertreter als Gesetze vollzogen, weil sie der Ausdruck des allgemeinen Willens sind — von dieser Voraussetzung allein rührt ihre Kraft und Geltung her. Daraus folgt, daß das Volk immer ein seiner Souveränität inhastendes Recht behält, sie zu genehmigen oder zu mißbilligen, und daraus folgt wieder, daß das Volk, wenn der vorausgesetzte Wille seinem wahren Willen nicht entspricht, der Entscheidung seiner Stellvertreter die Geltung versagt. Dem Volke dieses Recht wegnehmen, heißt, es seiner Souveränität berauben und sie durch eine verbrecherische Anmaßung auf das Haupt der gewählten Vertreter übertragen: das hieße die Vertreter in Könige oder Tyrannen verwandeln. Jeder Act der nationalen Vertretung ist ein Act der Tyrannei, eine Anmaßung der Souveränität, wenn er nicht der förmlichen oder stillschweigenden Souveränität des Volkes unterworfen wird. Das Verhalten der Versammlung war diesen Ansichten gemäß, nur hat man zu unterscheiden zwischen großen Bestimmungen der Verfassung und einzelnen Anordnungen. Die Grundbestimmungen hat man mit Recht der Genehmigung aller Bürger unterbreitet; aber da einzelne Anordnungen zu zahlreich sind und man sich nicht jeden Tag auf die Zustimmung des Volkes berufen kann, so treten sie vorbehaltlich in Wirksamkeit, indem man die stillschweigende Souveränität des Volkes voraussetzt. Das Volk behält jedoch die Macht, jede Maßregel zu widerrufen, die seinem Willen nicht entspricht.“

Volks-
souverä-
nität.

„Das Urtheil über Ludwig XVI. muß offenbar der Genehmigung der Nation vorgelegt werden — wegen seiner Wichtigkeit; man kann sich nicht bloß mit der stillschweigenden Zustimmung begnügen, denn wäre das Urtheil einmal vollzogen, so wäre die Einsprache der Nation unnütz und wäre ihr Recht schamlos gekränkt. Ihr seid in dieser Frage keine gewöhnlichen Richter, denn diese sprechen den allgemeinen Willen aus, der schon im Gesetze ausgedrückt ist. Euer Urtheil bedarf also der Genehmigung des Volkes. Ihr vereint ja jetzt in euch die Gewalt als Richter der Jury, der Anklage und des Urtheils; ihr bestimmt das Gesetz und wendet die Strafe an. Ihr urtheilt und vollzieht das Urtheil. Als Volksvertreter seid ihr Richter Ludwigs. — Da vereint ihr aber in euch Gewalten ohne Grenzen. — Diese Häufung von Macht ist so erschreckend, daß sie rasch zur Tyrannei führen müßte. Kein Act, keine Handlung dieser

Das Volk
ent-
scheidet.

¹⁾ Débats de la Conv. nationale, II, p. 320—337. — Buchez et Roux, I, c. XXII, p. 137—158.

Volkvertretung bedarf so sehr der Genehmigung des Volkes, wie das Urtheil über Ludwig. Als der König die Verfassung annahm, sagte zu ihm die Nation: „Deine Minister stehen ein für deine Handlungen, du selbst sollst unverleztlich sein!“ — Man kann allein das Volk Ludwig bestrafen ohne Rücksicht auf die Unverleztlichkeit, mit der er bekleidet war: denn nicht bloß die Volksvertreter versprochen ihm die Unverleztlichkeit, sondern das Volk selber, indem jeder Bürger schwor, die Verfassung aufrecht zu halten! Ihr mögt immerhin die Unverleztlichkeit für ein Un Ding erklären, aber nur das Volk kann sagen, daß es sich an sein Versprechen nicht binden will. Ihm allein steht es zu, sonst macht ihr euch gerade eines solchen Verbrechens schuldig, wie die sind, wegen welcher ihr Ludwig bestrafen wollt.¹⁾

„Man hat die Befragung der Nation für sehr schwierig erklärt. Ich sehe viel Gefühlschwelgerei in der Schilderung dieser Schwierigkeiten, aber ich finde keinen wahren Grund. Was ist einfacher, als die Urversammlungen mit ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ entscheiden zu lassen, ob sie die von uns ausgesprochene Strafe genehmigen oder nicht? Es gibt nichts Einfacheres. Ihr bestimmt den Tag, da die Urversammlungen zusammentreten; ihr bestimmt die Art der Abstimmung. Jeder Bürger spricht seinen Wunsch aus, legt den Zettel in die Urne und jede Wahlversammlung zählt dann die Stimmen. Man hat von Zwiefpalt, von Ränken, von Bürgerkrieg gesprochen. Man hat gedacht, die Auswiegler üben in den Departements dieselbe Macht, welche sie in Folge einer feigen Schwäche hier in Paris üben dürfen. Das ist ein schwerer Irrthum! Diese verschrobenen Leute haben sich allerdings über den ganzen Boden der Republik verbreitet; getreu dem Auftrage, den sie bekamen, haben sie sich überall Mühe gegeben, Unruhe zu erregen. Überall hat man jedoch das hervorragende Zeugnis von Gehorsam gegen das Gesetz gegeben, indem man das unreine Blut schonte, das in ihren Atern fließt. Man gehorchte in den Departements dem allgemeinen Willen. Man weiß, daß die allgemeine Freiheit und die der einzelnen auf diesen Gehorsam sich stützt. Man spricht von Ränken, die den König schmieden, Aristokraten und Gemäßigten besteht. Um dieser Verleumdung gegen die Mehrheit des Volkes, dem man sonst mit der größten Niederträchtigkeit schmeichelt, Glauben zu verschaffen, war man so unverschämt, das ganze Menschengeschlecht zu verleumbden. Man hat da ausgerufen: die Tugend sei immer auf Erden in der Minderzahl! Mitbürger! Catilina war auch in der Minderzahl im Senat, und hätte diese Minderzahl gesiegt, so wäre es um Rom geschehen gewesen, und um den Senat und die Freiheit! — Die Könige sind auch in der Minderzahl auf der Welt und, um die Völker in Ketten zu schlagen, sagen sie auch, die Tugend sei in der Minderheit. Sie sagen auch, daß die Mehrheit der Völker aus Ränkeschmieden besteht, denen man durch Schrecken Schweigen gebieten muß, wenn man die Reiche vor einem allgemeinen Umsturze schützen will. Die Mehrheit bestände also nach solchen Reden aus Ränkeschmieden, Aristokraten und Feuillants. In der ganzen Republik wären also demnach wahrhaft Reine, wahrhafte Freunde des Volkes und der Freiheit nur diejenigen, welche derart ihr Vaterland verleumbden, und etwa hundert ihrer Freunde, mit denen sie großmüthig ihren Ruhm theilen. Damit sie also eine Regierung gründen könnten,

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 321—323. — „Moniteur“, XV, p. 10—15.

die ihren Grundsätzen entspräche, müßte man vom französischen Gebiete alle Familien verbannen, deren Feuillantismus so treulos und deren Verderbtheit so tief ist. Man müßte ganz Frankreich in eine Einöde verwandeln, und müßte es nach ihren erhabenen Ansichten umgestalten, wenn es rasch wieder ausleben und berühmt werden sollte.¹⁾

„Zwist, Ränke, Bürgerkrieg! Aber ihr habt doch dafür gestimmt, daß der Beschluß, welcher das Königthum abschaffte, daß die neue Verfassung dem Volke zur Genehmigung vorgelegt werde! Da habt ihr keine Ränke, keinen Bürgerkrieg gefürchtet! — Warum so viel Sicherheit in dem einen und so viel Angst in dem andern? — Seid folgerichtig in euren Befürchtungen oder verzichtet darauf, uns von ihrem Ernst zu überzeugen! — Um die Kraft des Einwandes dagegen zu schwächen, hat man zum gemeinsten und feigsten Mittel, zur Verleumdung gegriffen: man hat diejenigen, welche die Ansicht Salles' zur ihrigen machten, als Beschwörer gegen die Freiheit, als Freunde des Königthums hingestellt; man hat uns mit den Knechten des Thrones verglichen, den wir doch umstürzen halfen! Man klagt nur an — ich bin ganz gewiß nicht darüber erstaunt — denn es gibt Leute, bei denen jeder Athemzug ihrer Wesenheit nach eine Lüge ist, wie es in der Natur der Schlange liegt, nur Gift zu bereiten. — Man klagt uns an — ja, wenn wir den unverschämten Hochmuth oder den heuchlerischen Ehrgeiz unserer Ankläger hätten, wenn wir, wie sie, uns gerne brüsteten mit dem wenigen Guten, was wir gethan haben: — dann würden wir sagen, mit welchem Muthе wir stets die Tyrannei der Könige bekämpft haben, und die noch viel gefährlichere Tyrannei der Räuber, welche in den Septembertagen ihre Macht auf die Trümmer der königlichen Macht gründen wollten. Wir würden prahlen, wir hätten wenigstens durch unsere Abstimmung zum Beschluß beigetragen, welcher den Unterschied zwischen Activ- und Inactivbürgern aufhob und gleichmäßig alle Mitglieder der Gesellschaft zur Ausübung der Souveränität berief. Wir würden namentlich hervorheben, daß wir am 10. August diesen Stuhl verließen, um auf der Rednerbühne den Antrag zur Enthebung Ludwigs zu stellen, während all diese tapferen Brutusse, die so bereit sind, entwaffnete Tyrannen zu ermorden, sich mit ihrer Angst in einen Keller verstedten und da den Ausgang der Schlacht abwarteten, welche die Freiheit dem Despotismus lieferte. — Man klagt uns an, man zeigt uns, wie man es am 2. September that, dem Dolche der Meuchelmörder: aber wir wissen, daß Tiberius Gracchus nur durch die Hände eines irreführenden Volkes starb, welches er stets vertheidigt hatte. Sein Schicksal erschreckt uns nicht; jeder Tropfen unseres Blutes gehört dem Volke. Wenn wir es vergießen, haben wir nur ein Bedauern, daß wir ihm nicht noch mehr bieten können.

„Man klagt uns an, daß wir den Bürgerkrieg in den Departements anstiften, oder wenigstens in Paris Unruhen stiften wollen, welche den wahren Freunden der Freiheit mißfallen. Aber wie soll denn eine Ansicht Unruhen erregen, weil diese sogenannten wahren Freunde der Freiheit jene Bürger mit dem Tode bedrohen, welche das Unglück haben, nicht so zu urtheilen wie sie? Will man uns vielleicht dadurch beweisen, daß der Convent frei ist? Es wird Unruhen geben, und ihr meldet sie im voraus an. Ich bewundere die Schlaueit dieser Prophezeiung. Es ist gewiß keine schwere Sache, zuerst den Brand eines Hauses zu prophezeien, wenn man nachher selber die Fackel hineinschleudert. Ja, diese

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 326—328.

Leute wollen den Bürgerkrieg, die sich zum Grundsatz machen, die Freunde der Tyrannei zu ermorden, und die zugleich als Freunde der Tyrannei alle jene als Opfer bezeichnen, die ihr Haß hinschlachten will. Ja, diese Leute wollen den Bürgerkrieg, die da den Dolch herausfordern gegen die Volksvertreter und den Aufstand gegen die Gesetze! Ja, diese Leute wollen den Bürgerkrieg, welche die Auflösung der Regierung fordern und die Vernichtung des Conventes; die da meinen, die Minderheit habe das Recht, sich zum Herrn über die Mehrheit zu machen, und ihr Urtheil durch Aufstände zum Gesetz erheben; diese Leute, welche ihren besonderen Willen an die Stelle des allgemeinen setzen wollen, die da jene Grundsätze lehren, welche aller Ordnung hier auf der Rednerbühne, dort in der Volksversammlung — ein Ende machen. Ja, die Männer wollen den Bürgerkrieg, welche die Vernunft einen treulosen Feillantismus nennen, und die Gerechtigkeit als feigen Kleinmuth bezeichnen und die Menschlichkeit, die heilige Menschlichkeit — als Verschwörung. Jene, die da jeden Bürger einen Verräther nennen, der nicht auf der Höhe ihrer Räubereten und ihres Mordsinnes steht, und die alle sittlichen Anschauungen ersticken und durch schlaue Reden und heuchlerische Schmeicheleien das Volk zu den ärgsten Unthaten treiben.

„Ich kenne euch, ihr wollt regieren! — Am Tage des Kampfes auf dem Marsfeld, da waret ihr bescheidener. Da wolltet ihr das Volk befragen über das Schicksal Ludwigs. War es vielleicht damals euren geheimen Absichten günstig, ist es vielleicht heute ihnen entgegen? Ist das Volk nur souverän, wenn es euren Leidenschaften gilt? ¹⁾ — Ihr Thoren, habt ihr euch schmeicheln können, daß Frankreich den Scepter seiner Könige nur zerbrochen habe, um sein Haupt unter ein so schwachvolles Joch zu beugen? Es gehörte Muth dazu, den entwaffneten und wehrlosen Ludwig aufs Schafott zu schicken, daß ihr immer von Seelengröße und Muth redet? Man sagt uns immer, wir behandeln Ludwig nicht, wie jeden anderen Mann, wenn wir das Urtheil über ihn der Genehmigung des Volkes vorlegen, und wir verletzen die Gesetze der Gleichheit! Aber habt ihr diese Gesetze beachtet, als ihr ihn zu richten beschloßet, als ihr ihn den gewöhnlichen Gerichtshöfen entzoget, als ihr ihn ohne jegliche Form verurtheilen wolltet? Ludwig ist kein gewöhnlicher Angeklagter; man weiß das wohl. Da sagt man aber: Sein längerer Leben ist der Grund beständiger Gährung! Warum stellt ihr dann nicht die Frage auf, ob nicht seine Hinrichtung noch größere Unruhen hervorrufen wird? ²⁾

„Ich liebe allzulehr den Ruhm meiner Heimat, um dem Convent bei diesem feierlichen Anlaß die Erwägung vorzuschlagen, was die Mächte des Auslandes thun werden oder nicht. Da man aber uns immer sagt: wir sollen als Staatsmänner ein Urtheil fällen, so dachte ich, es sei weder gegen eure Würde, noch unvernünftig, einen Augenblick von Politik zu reden. Wahrscheinlich aus Sorge, den Untergang Ludwigs durch Beitritt zum Bunde gegen uns zu beschleunigen, hat England die Neutralität noch nicht offen gebrochen und verspricht Spanien, sie immer zu halten. Vielleicht erklären uns diese Mächte den Krieg, ob Ludwig lebt oder stirbt; wenn wir ihn jedoch verurtheilen, so erklären sie viel eher den Krieg und nehmen seine Hinrichtung

zum Vorwand. Ihr werdet auch über diese neuen Feinde siegen, ich nehme es an. Der Muth unserer Soldaten und die Gerechtigkeit der Sache bürgen uns dafür.

„Doch widerstehen wir ein wenig dem Siegesrausch! Ihr werdet jedenfalls beträchtliche Opfer zu bringen haben, eine neue Aushebung zu machen, eine Seemacht zu schaffen haben. Euer Handel, der durch das Unglück der Colonien schon so sehr gelitten hat, wird neue Verluste erleiden; eure Krieger haben neue Gefahren zu bestehen, die, während hier ihr Schicksal ruhig entschieden wird, mit der Strenge der Kälte, mit der Ungeundheit der Jahreszeit, mit Beschwerden, Krankheiten und dem Tode zu ringen haben. Und wenn der noch schwierigere Frieden oder der Krieg durch eine unglückselige Verlängerung eure Mittel zu einer Erschöpfung drängt, an die man nur mit Schauern denken kann; wenn er euch zu einer neuen Ausgabe von Assignaten zwingt, die in erschreckendem Maße den Preis der nöthigsten Lebensmittel hinausschraubt; wenn ihr das öffentliche Geld durch neue Schläge auf euren Handel vermehrt, wenn ihr Ströme von Blut zu Land und Meer vergießt: — welchen großen Dienst haben dann eure staatsmännischen Berechnungen der Menschheit erwiesen? — welchen Dank wird dann euch das Vaterland schuldig sein, daß ihr in seinem Namen und unter Nichtbeachtung seiner Souveränität eine That der Rache vollzogen habt, welche die Ursache oder wenigstens der Vorwand so unglückseliger Ereignisse geworden ist? Wollt ihr ihm da eure Siege rühmen? Ich rede nicht von Niederlagen und von Unglücksfällen, ich will mich bösen Ahnungen nicht überlassen: aber selbst durch den natürlichen, wenn auch glücklichsten Verlauf der Dinge wird das Vaterland zu Anstrengungen gezwungen, die es erschöpfen. Der Krieg rafft die Menschen weg, und die Bevölkerung wird dünne werden; es wird kaum eine Familie geben, die nicht den Vater oder den Sohn zu beweinen hat. Dem Ackerbau wird es bald an Händen fehlen; die Werkstätten werden verlassen sein. Eure Geldmittel werden hinschwinden und ihr werdet neue Steuern ausschreiben müssen. Der gesellschaftliche Körper wird, erschöpft durch Parteikämpfe im Inneren und Krieg nach außen, in eine tödliche Schwäche verfallen. Sehet euch wohl vor, daß dann Frankreich — trotz seiner Siege — nicht den berühmten Denkmälern gleicht, welche in Aegypten die Zeit überwunden haben. Der Fremde, welcher vorübergeht, staunt über ihre Größe; dringt er aber ein, was findet er darin? — leblose Masse und das Schweigen der Gräber! ¹⁾

„Bürger, wer persönlicher Furcht nachgäbe, wäre ein Feigling, unwürdig im Senate Frankreichs zu sitzen. Aber Sorge für das Schicksal des Vaterlandes, gesetzte auch, beschränkte Ansichten und Irrthümer wären damit verbunden, macht wenigstens dem Herzen Ehre. Ich habe euch einen Theil meiner Besorgnisse auseinandergesetzt, ich will euch noch andere mittheilen. Cromwell, der Haupturheber der Hinrichtung Karls I., stachelte das Volk zuerst gegen den König, und das Parlament gab nach, dann stachelte er gegen das Parlament, und zerbrach hierauf das schwache Werkzeug, dessen er sich bediente, um zur höchsten Gewalt zu gelangen. Habt ihr nicht innerhalb dieses Saales und auswärts Leute mit Muth schreien gehört: Wenn das Brot theuer ist, so ist die Ursache davon im Temple! Wenn das bare Geld selten ist, wenn unsere Heere schlecht mit dem Nöthigen versehen sind, so ist die Ursache davon im Temple! Wenn wir jeden

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 328—331.

²⁾ Ibid. II, p. 332.

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 332—333.

Tag beim Anblick der Dürftigkeit zu leiden haben, so ist die Ursache davon im Temple!

„Diejenigen, welche eine solche Sprache reden, wissen sehr wohl, daß die Theuerung des Brotes, daß der mangelnde Umsatz der Lebensmittel, daß die schlechte Heeresverwaltung und Versorgung des Heeres, daß das Elend, dessen Anblick uns betrübt, andere Ursachen haben, als die im Temple. Was bezwecken sie mit diesem Gerede? Wer steht mir dafür, daß dieselben Leute, welche beständig den Convent herabzusetzen suchen und denen dies vielleicht gelungen wäre, wenn die Majestät des Volkes, welche in demselben thront, von ihrer Treulosigkeit abhänge, daß dieselben Leute, die da immer laut sagen, eine neue Revolution sei nothwendig, dieselben, welche bald dieses, bald jenes Stadtviertel in beständigem Aufstand erklären, die der Commune sagen: seit der Convent auf Ludwig folgte, habe man nur den Thronen gewechselt, und man brauche einen neuen 10. August; daß dieselben Leute, die nur von Verschwörung, von Tod, von Verräthern, von Mordungslisten sprechen, und die immer in ihren Versammlungen und in ihren Blättern betonen, die Republik brauche einen Vertheidiger, nur ein Oberhaupt könne sie retten, — wer steht mir dafür, daß dieselben Leute nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. noch viel heftiger schreien: Wenn das Brot theuer ist, so liegt die Ursache davon im Convent; wenn das bare Geld selten ist und die Armeen schlecht versorgt, so liegt die Ursache davon im Convent; wenn das Räderwerk der Regierung sich mühsam bewegt, so liegt die Ursache davon im Convent, der es leiten sollte. Wenn das Unglück im Kampfe durch die Kriegserklärung Englands und Spaniens zugenommen hat, so liegt die Ursache davon im Convent, welcher durch die überstürzte Verurtheilung Ludwigs XVI. diese Mächte zum Kriege gereizt hat! 1)

„Wer bürgt mir dafür, daß sich zu diesem aufrührerischen Geschrei anarchischer Wildheit nicht die Aristokratie gesellt, gierig nach Rache, und das Elend, gierig nach Veränderung, ja selbst das Mitleid, welches eingewurzelte Vorurtheile über das Schicksal Ludwigs erregt haben? Wer bürgt mir dafür, daß in diesem neuen Sturm, bei welchem man die Septembermörder aus ihren Höhlen hervorischlüpfen sehen wird, man euch nicht, gleichsam als einen Befreier, ganz blutrünstig jenen Vertheidiger, jenes so blutige Oberhaupt vorführen wird? Ein Oberhaupt! Ja, wenn ihre Keckheit so weit gehen würde, so würde er augenblicklich von tausend Stichen durchbohrt werden. Aber — welchen Schrecken wäre Paris nicht preisgegeben! Paris, dessen Heldemuth gegen die Könige die Nachwelt bewundern wird, von dem sie aber nie begreifen wird, wie sich dieselbe Stadt einer Handvoll Räuber so schmächtig unterworfen hat, dem Abschaum der Menschheit, die sich regen in seinem Schoß und es durch die krampfhaften Zuckungen ihres Ehrgeizes und ihrer Wuth zerfleischen. Wer möchte eine Stadt bewohnen, in der die Verödung und der Tod herrschen! Und ihr, gewerbstheißige Bürger, deren ganzer Reichthum die Arbeit ist, und für welche die Mittel zur Arbeit zerstört würden, die ihr der Revolution so große Opfer gebracht habt und denen man die letzten Hilfsmittel entziehen würde, ihr, deren Tugenden, deren brennende Vaterlandsliebe, deren Treue und Glauben die Verführung so leicht gemacht haben, was würde aus euch werden! Welche Hilfsquellen würden euch bleiben, welche Hände würden eure Thränen trocknen und euren verzweifeltsten Familien Hilfe

bringen! Solltet ihr sie finden bei jenen falschen Freunden, jenen treulosen Schmeichlern, die euch in den Abgrund gestürzt haben? — O, flieht sie lieber, fürchtet ihre Antwort! Ich will sie euch mittheilen: ihr werdet sie um Brot bitten und sie werden euch antworten: „Geht in die Steinbrüche und nehmt aus der Erde einige blutige Stücke Opfer, die wir erwirgt haben; oder wollt ihr Blut? nehmt, da ist; da ist Blut, da sind Leichen; wir haben euch keine andere Nahrung zu bieten.“ — Ihr schaudert, Bürger. O mein Vaterland, ich bitte dich, achte wohl auf die Anstrengungen, die ich mache, um dich aus dieser bejammernswerten Gefahr zu retten!

„Doch nein, sie werden nie leuchten diese Tage der Trauer, denn diese Mörder sind feige. Feige sind sie, unsere kleinen Mariusse, genährt im Schlamm des Sumpfes, in welchem jener, wenigstens durch seine großen Eigenschaften berühmte Tyrann sich eines Tags verstecken mußte. Wissen sie wohl, daß, wenn sie irgend einen ihrer Pläne gegen die Sicherheit des Conventes ausführen wollten, Paris selber aus seiner Erstarrung sich erheben würde; daß alle Departements ihm zuhülfe kämen, um in ihrer Rache jene zu vertilgen, und in der gerechtesten aller Strafen sie die Verbrechen büßen lassen würden, mit denen sie die denkwürdigste aller Revolutionen besudelt haben. Sie wissen es, und ihre Feigheit wird die Republik vor ihrer Wuth erretten.

„Ich wenigstens bin dessen sicher, daß die Freiheit nicht in ihrer Gewalt ist, daß sie, wenn auch mit Blut besleckt, doch sieghaft ein Gebiet und unbeflegbare Vertheidiger in den Departements finden wird. Aber der Ruin von Paris, die daraus folgende Spaltung in Föderativ-Regierungen, all diese möglicheren und noch wahrscheinlicheren Wirren, als der von ihnen angedrohte Bürgerkrieg — sind sie nicht hoher Beachtung wert, um in die Wage gelegt zu werden, in der ihr das Leben Ludwigs abwägt?

„Ich sage noch einmal, jedes Vorgehen der Volksvertreter, wenn es nicht der förmlichen oder stillen Bestätigung des Volkes sich unterwirft, ist ein Angriff auf seine Souveränität. Das Volk, welches Ludwig die Unverletzlichkeit versprochen hat, kann allein erklären, daß es von seinem Strafrecht, auf das es verzichtete, wieder Gebrauch machen will. Ernste Rücksichten schreiben euch vor, an diesem Grundsatz festzuhalten! Bleibt ihr ihm treu, so kann euch kein Vorwurf treffen. Will das Volk den Tod Ludwigs, so wird es ihn schon anordnen! Gebt ihr jenen Grundsatz auf, so trifft euch der Vorwurf, daß ihr von eurer Pflicht abgegangen seid, und welche schreckliche Verantwortlichkeit ladet ihr euch dann auf euer Haupt! Ich habe nichts weiter hinzuzufügen!“

Der Eindruck dieser Worte war tief, und wurde nicht geschwächt durch mehrere Redner, welche nach ihm gegen die Berufung an das Volk sprachen 1) und meinten, daß diese Berufung alle Vollmachten der Vertreter aufheben und daß man dann jeden Beschluß der Genehmigung des Volkes vorlegen müßte.

„Möge Ludwig zugrunde gehen! Wir sagen nachher dem Volk: schlaget uns nur die Köpfe auf dem Schafott herunter, wir danken den Göttern, denn

1) Débats de la Convention nationale, II, p. 334—335.

1) Débats de la Convention nationale, II, p. 336—337.

Zammer
ohne
Maß.

Drohung
für
Paris.

Nur die
Nation
kann ent-
scheiden.

Ent-
gegnung

Robes-
pierrés
Dictatur.

Gefahr
für
Paris.

Moreau. wir haben das Vaterland gerettet¹⁾, sagte Moreau und fuhr dann fort, er sei zufrieden, wenn alles Übel, das aus der Hinrichtung des Tyrannen entstehe, auf sein Haupt falle. — Mit dem Antrag Corenfustiers aus dem Departement de l'Ardeche für Berufung an das Volk schloß diese denkwürdige Sitzung.

Carra. Wie wenig Zusammenhalt in der Gironde war, sieht man aus den Bemerkungen Carras: am besten hätte man die Streitfrage am 10. August damit entschieden, daß man Ludwig damals, als er sich nach der National-Versammlung rettete, einfach durch einen Pistolenschuß aus der Welt geschafft hätte; sich noch lange an das Volk berufen, ver-rathe Schwäche und Feigheit.²⁾

Brissot. Brissot spielte den Diplomaten: man schaue in der ganzen Frage zu wenig auf Europa hin. Wißt ihr, warum Pitt uns das englische Volk entfremdet hat, warum seine Gegner, die sonst mit einer gewissen Größe unsere Grundsätze vertheidigten, auf einmal stumm wurden vor Staunen? — Weil man uns vor aller Augen als Cannibalen hingestellt hat, weil man das gesammte Volk von Paris der Septembermorde anklagt, während sie doch nur das Werk einzelner Räuber sind; weil man der ganzen Nation die Grausamkeit einiger Mörder zugeschrieben hat; weil man die Reden der falschen Freunde dieses Volkes, welche ihm die Ehre dieser Morde zuschrieben, mißbraucht hat; weil man unser mehr als unkluges Schweigen über die Schuldigen benützt hat. Wenn man auf den englischen Minister hört, so möchte man meinen, jeder von uns sehne sich danach, Ludwig XVI. den Todesstoß beizubringen, und streite sich um den letzten Tropfen seines Blutes. Das sind die Vorstellungen, mit denen man leicht ein freiheitsliebendes Volk bethört hat, ein Volk, welches die Freiheit nicht begreift ohne Achtung des Gesetzes, ohne Sittlichkeit, ohne Menschlichkeit. Das ist der Grund, warum ein Volk, welches uns nicht bloß seine Neutralität zugesichert hat, sondern das auch begierig schien, mit uns ein Bündnis zu schließen, plötzlich von der Freundschaft zum Haße übergegangen ist und von friedlicher Neutralität zum Lärm kriegerischer Vorbereitungen. — Die machiavellistische Komödie, welche Pitt auführte, wird jetzt von allen Mächten in Europa nachgespielt. Ich habe es immer gesagt und werde nicht aufhören es zu wiederholen: der gegenwärtige Krieg ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der allgemeinen Freiheit und der Tyrannei. Die Tyrannen wissen das ganz gut. Sie wissen auch, daß sie uns nicht besiegen können, wenn sie uns nicht zum Theil in ihre Verschwörung gegen uns hineinziehen. Und womit erreichen sie das? Damit, daß sie unsere Revolution als abscheulich hinstellen, daß sie die Völker erbittern und gegen uns aufreizen. Alle Mächte wünschen den Tod Ludwigs, sie wollen ihn, weil sie uns verhasst zu machen suchen, um Frankreich zu spalten. Sie wollen ihn, weil Ludwig XVI., von allen Parteien verachtet, keine Partei mehr für sich gewinnen kann, während der junge Ludwig XVII. einst alle Unzufriedenen um sich scharen könnte. Sie wünschen seinen Tod, weil er ihnen als sichere Bürgschaft der Wiederherstellung des Königthums gilt, wie der Tod Karls I. es für England geworden ist. Indem

man das Urtheil über Ludwig an die Urversammlungen zurückweist, macht man der Komödie vom Einschreiten der Mächte ein Ende. Die Mächte sehen dann, daß der Convent von keiner eigensüchtigen Regung geleitet ist, sondern nur den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Größe folgt. Man kann ihn dann auch nicht für bestochen erklären, wenn er nachsichtig ist, und für grausam, wenn er strenge ist, und kann ihm nicht vorwerfen, er habe Frankreich in einen unglückseligen Krieg hineingerissen. Das Urtheil einer ganzen Nation kann nur als Gericht, unparteiisch und frei von jedem fremden Einflusse, dastehen. Jede Art von Bestechung ist ja hier unmöglich. Wie auch das Urtheil ausfallen mag, alle Parteien werden sich ihm fügen und auf die Fremdmächte wird es einen tiefen Eindruck machen. Spricht die ganze Nation ein Todesurtheil aus, so wird man sich wohl bedenken, deshalb mit ihr Krieg anzufangen. Weil aber die Hinrichtung uns in einen neuen Krieg stürzen kann, muß man die Nation befragen. Man hulldigt damit der Souveränität des Volkes und erstickt den Parteienstreit. Auch kann man das Urtheil des Volkes schnell und leicht einholen.¹⁾

Nach ihm stellte Gensonné die Berufung als unverletzliches Recht der Volks-Souveränität hin. „Es ist keine Hütte,“ sagte er, „wo diese Frage nicht verhandelt wird. Benutzen wir diesen Umstand, um dem Volke seine Rechte in ihrer ganzen Ausdehnung in Erinnerung zu bringen. Sagen wir ihm die volle Wahrheit und daß sein Glück, seine Freiheit und die Rettung der Republik mit dieser Frage zusammenhänge.“ — Im Verlaufe seiner Rede sagte Gensonné: „Die Freiheit ist verloren, wenn nicht der allgemeine Wille sich über alle Parteien erhebt und sie zerschmettert. — Ja, ich kann es mir nicht länger verhehlen, es besteht eine Partei, welche die Volks-Souveränität offenbar antastet und das Schickal der Nation entscheiden will, welche durch Schrecken den Convent und die ganze Republik zu beherrschen trachtet.“ Dann zieht er in seinem Eifer gegen Robespierre los, dessen Heuchelei, dessen Ehrgeiz er geißelt, dessen Verleumdungswuth und dessen Neigung, sich als verfolgt hinzustellen, er züchtigt. „Beruhigen Sie sich, Robespierre, man wird Sie nicht erdolchen; beruhigen Sie sich, man wird Paris nicht den Convent wegnehmen; das System des Föderalismus, den Sie uns immer vorwerfen, ist eine abscheuliche Verleumdung, die den doppelten Zweck hat, die Pariser für Sie zu gewinnen und gegen uns aufzureizen. Die Liebe zur Freiheit hat ihre Mucker und ihre Duckmäuser. Es gibt Charlatane in der Politik wie in der Heilkunst. Man erkennt sie an ihrem Haße gegen die Philosophie und die Einsicht, an ihrer Geschicklichkeit, Vorurtheilen und den Leidenschaften des Volkes, welches sie betrügen, zu schmeicheln. Sie loben sich selbst auf unverfälschte Weise; sie sprechen ohne Unterlaß von ihrem Eifer, von ihrer Uneigennützigkeit und ihren seltenen Tugenden; sie lägen auf die frechste Weise, sie legen sich verführerische Titel bei: der eine nennt sich „den Freund des Volkes“ (Marat), der andere „den unbeflecklichen Vertheidiger seiner Rechte“ (Robespierre); der dritte hat den Balsam der Universalrepublik erfunden (Coots). Aber wenn sie auch einigen Erfolg erringen, so kennt man sie doch bald und das Volk schämt sich, daß es sich von ihnen täuschen ließ, und jagt sie fort, läßt

Gen-

sonné.

Angriff
auf
Robes-
pierre,

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 338.

²⁾ Ein bitteres Urtheil über Carra in der Hist. parlem., XXII, p. 383.

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 353. — „Moniteur“, XV, p. 26—28.

sie auf ihrer Gauklerbühne stehen und lacht über ihre Narheiten. Es ist Zeit, der Nation diese Partei zu schildern. Sie herrscht bei den Jakobinern in Paris und ihre ersten Häupter sitzen unter uns. — Einer von ihnen hat vor zwei Tagen erklärt, wenn die Berufung an das Volk durchbringe, so sei der Triumph derer, die sie vorgeschlagen, der Tod, und die Föderierten müßten, bevor sie an die Grenze abrücken, die Septembermorde erneuern. Diese Leute predigen also einen Kampf gegen die Mehrheit. Sie nennen sich Abgeordnete vom Berge und scheinen diesen Namen nur gewählt zu haben, um an jenen Tyrannen in der Geschichte zu erinnern (den Alten vom Berg), dem immer eine Bande blindergebener Meuchelmörder folgte. Sie drängen sich überall ein in die Armeen und als Aufseher zu den Heeren. Im Kriegsministerium sind eine Menge von diesen Schurken und ihre Unwissenheit und Verschwendung verursachen der Nation doppelte Kosten für den Krieg. — Sie rühmen immer, wie sie das Vaterland gerettet haben. Wenn sie es gerettet hätten, so geschah es bloß im Instinct, wie bei den Gänsen des Capitols — aber die Römer giengen in ihrer Dankbarkeit gegen dergartige Befreier doch nicht so weit, sie zu Dictatoren und Consuln zu machen.“¹⁾ —

Gegenschlag. Anklage der Gironde. Barrères Schlußrede.

Die Glut in der Rede Bergniauds und die Leidenschaftlichkeit Gensonnés beweisen, wie der Kampf um das Leben des Königs bereits ein Kampf auf Leben und Tod um den Bestand der Gironde geworden war. Bergniaud hatte Robespierre niedergeschmettert, Gensonné die Jakobiner erbittert. Diese thaten nun einen Gegenschlag.

Gasparin, Abgeordneter der Rhonemündungen, ehemals Officier, ein Gegner Barbarouy' und damit eifriger Bergmann, früherer Vertrauter des Hofmalers Boze, hatte von diesem gehört, wie Gensonné kurz vor dem 10. August in einem Briefe Ludwig XVI. Vorschläge gemacht habe, welche durch Thierry dem König übermittelt wurden. Gasparin hatte davon anderen Bergleuten gesprochen; diese drängten ihn, nun Lärm zu machen, und so erstattete er am 3. Januar dem Convent die Anzeige.²⁾ „Ich wohnte diesen Sommer beim Bürger Boze, welcher damals den König malte. Wir sahen uns oft am Morgen und sprachen wie wahre Sausculotten von der Revolution. Mitte Juni änderte er auf einmal den Ton und sprach mir von einer Unterhandlung zwischen den Tuilerien und mehreren Mitgliedern der Versammlung, welche durch die Hände des Kammerdieners Thierry gieng: er habe eine vom Schlosse bestellte Denkschrift, die von Brissot, Bergniaud, Guadet und Gensonné unterzeichnet sei. Thierry überbrachte sie dem König; sie blieb mehrere Tage im Schlosse; ein Artikel derselben betraf auch die Veränderung im Ministerium, in welche der König jedoch nicht willigte. Ich machte mir am 3. August eine kleine Notiz davon, kam aber nachher als Bevollmächtigter in das Lager von Coiffons und staunte sehr, daß das Schreiben nicht unter den Papieren des eisernen Wandschrancks gefunden sein sollte. Ich beantrage, daß man Boze sogleich vor die Schranken rufe und seine Papiere versiegle.“

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 354—365.

²⁾ Ibid. II, p. 366.

Diese Anzeige regte die Versammlung auf. Ducos, ein feuriger junger Mann aus Bordeaux und heiterer Dichter, forderte amtliches Vorgehen: er wolle wissen, ja oder nein, ob Männer, denen er seit vier Jahren sein Vertrauen und seine Achtung geschenkt habe, dessen wert seien oder nicht. Lanjuinais verlangte die Verhaftung Gasparins, weil er fünf Monate hindurch eine Verschwörung nicht angezeigt habe: er staune, wie langsam die Liebe zum Vaterlande in seiner Seele erwacht sei; wie er alles gewußt habe, nur nicht den wahren Inhalt des Briefes. Boze habe als wahrer und reiner Patriot in Sorge um das Vaterland Gensonné um seine Ansicht gefragt, wie zu helfen sei, dieser seine Meinung in einem Briefe mitgetheilt, er und Bergniaud ihn gut gefunden und unterschrieben. Was aus dem Briefe weiter geworden sei, wisse er nicht. Er staune, daß Gasparin nicht wisse, daß Gensonné zu allererst die Enthebung des Königs vorgeschlagen habe. Dasselbe bestätigte Bergniaud. Roland wurde berufen und sprach von Verleumdung. Auch Boze wurde herbeigeholt und bezeugte daselbe. Er selber habe Guadet, Bergniaud und Gensonné gebeten um ein Gutachten und sie hätten Ludwig gerathen, darauf zu dringen, daß die feindliche Armee von der Grenze abziehe, und mehrere Beschlüsse zu genehmigen, deren Unterzeichnung er bisher verweigerte. Die Antwort Thierry's wird verlesen und bestätigt die Angaben. Boze wird zur Ehre der Sitzung eingeladen und Kerjaint klagt¹⁾ über Verleumdungswuth, über Beschlagnahme von Briefen, über Verletzung der heiligsten Rechte der Bürger, und erhebt Beschwerde über den Sicherheits-Ausschuß, der leichtsinnig Verhaftsbefehle erlasse und in Familienheimnisse eindringe. „Ihr alle, die ihr mich anhöret, verbrennt die Briefe eurer Freunde, eurer Frauen, eurer Kinder, sonst kommt ihr in Gefahr, daß ein Verleumder eines Tages gegen euch auftritt und daß man sich all eurer Papiere bemächtigt.“ Namentlich wird hervorgehoben, daß Verhaftsbefehle von Marat vorhanden waren, die später unterschlagen wurden. Bergniaud klagt über Verleumdung: jede Linie, jeder Satz in der Antwort Thierry's bestätige den Bürgerfinn in dem Schreiben Gensonnés: ob man denn nicht Sorge um das Vaterland haben und gute Rathschläge geben dürfe für daselbe? Die Anklage gehe von Leuten aus, die man zu Feinden habe, wenn man nicht feig sei wie sie und nicht wie sie verleumde.

Ein hitziges Wortgefecht zwischen Guadet und Marat und seinem Anhang entspann sich hierauf, der ganze Angriff verlief aber ohne eine andere Folge, als daß die Parteien noch gereizter waren, als zuvor. Doch waren die Bergmänner sehr in Sorge, daß die Berufung an das Volk durchbringe. Bedenken und Zaudern war die Stimmung bei vielen: ein entscheidender Schlag war nöthig. Man bedurfte eines Redners, der die verschiedenen Ansichten, die sich im Verlauf der Frage dargethan, zusammenfaßte und im Sinne des Berges beurtheilte. Robespierre wandte sich an Barrère und fand in ihm den rechten Mann für seine Aufgabe. Barrère war vor allem charakterlos und immer geneigt, es mit der Partei zu halten, welcher der Sieg zu winken schien. Früher ein Bewunderer des Königs, dessen Gesicht ihm als offen und edel erschien, fand er später, er sehe aus, wie ein verfütterter Junge; zuerst Anhänger der Verfassung, wurde er nachträglich Re-

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 372.

publikaner und sprach den Grundsatz aus: „Der Baum der Freiheit könne nicht wachsen, wenn er nicht mit Tyrannenblut begossen werde.“¹⁾ Bisher Girondist — war er jetzt, bei seinem scharfen Witterungssinn für die aufsteigende Macht, geneigt, den Bergmännern einen Dienst zu erweisen. Grundsätze fehlten ihm gänzlich. In der Wahl, ob er Opfer oder Mitschuldiger sein wolle, war er rasch entschlossen, Opferer zu werden. Macaulay sagt von ihm zutreffend, er sei ebensowenig im Stande gewesen, in irgend einer Sache aufrecht und sich selbst stützend da zu stehen, als der Epheu sich selbst zur Höhe der Eiche zu erheben oder als der wilde Wein, gleich der Ceder vom Libanon, gegen Himmel zu schießen vermag.²⁾ Er war unbeständig, aller moralischen Spannkraft und jedes eigenen Gedankens bar. Dabei hatte er ein gewisses Talent für das Sprechen und Schreiben: es fehlt seinen Reden nicht an Kraft und Lebendigkeit, wohl aber an Logik und Geschmack. Er besaß eine wunderbare Fertigkeit, fremde Gedanken zu ordnen und auszusprechen, und arbeitete sehr leicht. „Er hatte die Gesinnung eines Sklaven und konnte in einer starken Hand ein nützliches Werkzeug werden.“ — Dabei war sein äußeres Auftreten elegant, sein Gesicht hübsch, „wenn auch Feigheit und Gemeinheit von Gottes Hand sehr leserlich in seinen Zügen geschrieben waren“. An diesen Mann wandte sich jetzt Robespierre und er leistete durch seine sorgfältig ausgearbeitete Rede gegen die Berufung an das Volk den Jakobinern die besten Dienste, zumal die Versammlung schon erschöpft und ermüdet war. Saint-Just sagte später von ihm: „Barrère ist der einzige, dem Robespierre verziehen hat, denn bevor er sich ihm ganz hingab, hatte er früher oft die Pläne des Abgeordneten von Arras durchkreuzt.“ Durch diese seine Rede bereitete sich Barrère auf die Rolle eines Sprechministers und Bulletin-schreibers von Robespierre vor.

Seine abschließende Rede ist 28 Seiten lang³⁾ und namentlich am Anfang und am Schluß sehr geseilt. Ohne Schwulst und seltsame Bilder geht es bei ihm jedoch nie ab. Er hebt an mit den Schwierigkeiten der Frage, sie werde aber mit Vernunft und Gerechtigkeit gelöst werden; die Ruhe, die seit einigen Tagen in der Versammlung herrsche, sei Bürge dafür. Die Geschichte werde dabei den Unterschied zwischen Königen und Volksvertretern bezeichnen. Unter rauschendem Prunk und Genüssen unterzeichnen die Könige oft Befehle, welche Tausenden das Leben kosten, während die Volksvertreter mit weiser Langsamkeit über die Bestrafung eines einzigen Despoten berathen. Der Kampf sei jetzt sehr gefährlich, denn Leidenschaften regen sich, die Aristokraten erheben wieder das Haupt, die Priester schüren wieder das Feuer des Fanatismus. — Das sei eben den Königen eigenthümlich: sie verursachen ihren Völkern Leiden, ob sie nun auf dem Throne sitzen bleiben oder heruntergestürzt werden. In ähnlicher Weise hätten die Statuen der Könige

1) „Que l'arbre de la liberté ne pourrait jamais croître, s'il n'était arrosé du sang d'un tyran.“

2) Macaulay, Essays: Bertrand Barrère.

3) Débats de la Convention nationale, II, p. 330—403.

in Rom noch Leute zer schlagen, als sie umgestürzt wurden. Es schweige aber jetzt der Haß: nicht beim Feuer der Leidenschaften kommt man in den Stürmen der Revolution vorwärts! Dann bemerkt er, daß die Nation an das Urtheil des Conventes gebunden sei, denn sie habe die Volksvertreter gewählt, nachdem Ludwig seiner Gewalt enthoben, gefangen gesetzt und angeklagt war. Die Macht des Conventes sei unbeschränkt, das Zutrauen der Nation ohne Grenzen. Wozu da noch eine Berufung? Der Convent sei befugt, Recht zu üben, wie ein Fürst; jetzt noch Berufung ans Volk einlegen, heiße Zwiespalt schaffen. Das wäre eine That der Schwäche und Treulosigkeit viel eher, als eine Huldigung vor der Nation oder eine Pflicht. Nur feste und gerechte Beschlüsse halten die Revolutionen und die Reiche aufrecht.¹⁾ Den Prozeß rückgängig machen könne man nicht, denn in Revolutionen breche man die Schiffe hinter sich ab. „Vor welchen Geschworenen soll man die politischen Interessen verhandeln, mit welchen das Dasein dieses Angeklagten sichtbar verknüpft ist? Das Urtheil über Ludwig ist die natürliche Folge der Erkenntnis der Thatfachen und seiner Vertheidigung. Ihr waret schon daran, euer Urtheil zu sprechen, als plötzlich der Schauplatz sich erweiterte und die Berufung ans Volk, welche die Waffe des Angeklagten war, die Waffe mehrerer Abgeordneten wurde und eurer Machtphäre Grenzen gesetzt und Zweifel in den Geistern erregt worden sind — und man von Bestätigung oder Nichtbestätigung sprach — eines Urtheils, das noch nicht gefällt war, und Richter sich mit Einwürfen gegen ihr eigenes Urtheil befaßten. Ich meine damit die Berufung an das Volk, die ich prüfen will.“

Damit geht Barrère zum ersten Theil seiner Rede über²⁾ und behandelt hier zunächst die Lage: „Generale auf der Flucht, Spaltung in der Armee, Herabsetzung der Behörden, Entwertung der Staatspapiere, Bedrohung der Grenzen durch das Ausland, Zwiespalt in jedem Ort, in jeder Familie. Wer ist schuld an allem Übel? In letzter Instanz — niemand als der König. Hätte er wahrhaft die Verfassung durchgeführt, nichts derart wäre zu verspüren. Durchgehet aber alle Ereignisse vom 14. Juli 1789 bis auf den gegenwärtigen Augenblick, so schaut wie ein rother Faden der Widerstand des Königs hindurch. Einige Redner haben gesprochen über den Mangel an Formen in seinem Prozeß. Wer wird aber feierlicher und öffentlicher gerichtet als Ludwig Capet? Das Gesetz gibt dem Angeklagten einen Vertheidiger, Ludwig hatte deren drei. Die Richter sprechen über ihn nach denselben Grundsätzen wie die Geschworenen, nur sprechen sie ihre Ansicht mit lauter Stimme aus. Man hält die Unverfehlbarkeit des Königs uns entgegen, und daß die Annahme der Verfassung alles decke, was er früher gethan.“³⁾ Wenn das Volk beleidigt ist, kann es nicht selber ein Urtheil sprechen. Man spricht immer von Berufung, aber nur der Angeklagte und seine Rechtsbeistände können sich darauf berufen. In einem Staat, wo Volksvertreter sind, gibt es keine Berufung an das Volk; — sie ist unmöglich. — In Rom war sie möglich, da konnte man das stimmberichtigte Volk leicht versammeln; es konnte den Angeklagten und seine Vertheidiger anhören. Wie soll dies aber möglich sein in einer so ausgedehnten und volkreichen Republik, wie die französische es ist? Wie soll

1) Débats de la Convention nationale, II, p. 382—383.

2) Première Partie: Des faits et des formes. — Ibid. II, p. 383.

3) Seconde Partie: Sur l'Inviolabilité. — Ibid. II, p. 395.

Charakter,

wird Sklave Robespierres.

Rede gegen Berufung.

Gründ der Lage.

Der König ist schuld.

Rom und Frankreich.

man über sechs Millionen Bürger vereinigen, und wie sie ruhig berathen lassen, da jetzt mit Mühe 745-Abgeordnete in Ruhe verhandeln können? Die Berufung aus Volk war nöthig in Rom bei Anklagen großer Verbrecher, weil es da nur Beamte und keine Volksvertreter gab. Das Volk war immer gleich beisammen; es gab keinen Augenblick, wo es nicht seine Souveränität ausübte. Man konnte sich also leicht von dem Urtheil eines Beamten an das Volk berufen. Aber bei uns gibt es keine Berufung an das Volk, es hat uns seine Macht übertragen. Auch wollen wir ja eigentlich nicht Recht sprechen, sondern für das Gemeinwohl eine Sicherheitsmaßregel treffen, eine revolutionäre That vollbringen, wie etwa die Verbannung der Priester eine war. Ein Gesetz wendet man nicht auf einen Menschen und nicht auf einige, sondern auf alle an. Ein Urtheil setzt richterliche Formen und Gericht über alle Bürger voraus. Hier handelt es sich aber nicht um einen solchen Fall, noch um die Bestätigung eines Gesetzes, sondern die Sicherheit einer eben entstandenen Republik erfordert die Bestrafung des Tyrannen und Verschwörers. Die Vertreibung der Tarquinier war nur eine Sicherheitsmaßregel und die römische Republik wurde dadurch begründet. Man kann also bei unserem Fall weder von Gesetz, noch von Urtheilen sprechen.

„Aber Bergniaud meint, nur das Volk könne Ludwig den Schild seiner Unverletzlichkeit entreißen. Wegen dieser Unverletzlichkeit braucht man aber das Volk gar nicht mehr zu befragen, sie besteht gar nicht mehr. Die Freiwilligen aus Brest und aus Marseille haben im heiligen Aufstand vom 10. August diese Unverletzlichkeit schon vernichtet. Das Volk hat diesem Aufstand Beifall gespendet und die Folgen hingenommen, also dieser Unverletzlichkeit schon ein Ende gemacht. Die Legislative hat den König seiner Macht enthoben und eingesperrt und die Nation hat dieses Vorgehen gutgeheißen, sie hat also wiederum der Unverletzlichkeit des Königs ein Ende gemacht. Sie hat dann für den Convent erwählt und durch die Wahl der Abgeordneten, denen sie keinerlei Auftrag gab, an dieser Unverletzlichkeit des Königs festzuhalten, alle Vorgänge gebilligt, die Ludwig Capet dieser Unverletzlichkeit beraubt haben. Ueberhaupt ist dem Könige nie durch die Urversammlungen die Unverletzlichkeit zugesprochen worden, sondern durch die constituierende Versammlung. Man legte dem König die Verfassung zur Bestätigung vor, aber nicht dem Volk. In den Urversammlungen beruht aber die Souveränität der Nation: sie haben nur stillschweigend ihre Zustimmung gegeben, sie schwiegen auch zur Enthebung; man braucht sich also nicht noch einmal auf das Volk zu berufen. Auch ist die Unverletzlichkeit nur zu Gunsten der Völker, nicht zu Gunsten der Könige eingesetzt worden: sie ist nur ein Schild für die Nation, nicht für die mörderische Hand der Könige; sie bedeutet nicht unbedingte Straflosigkeit für alle Verbrechen und leichten Bruch aller Eide. Der Convent muß die Nationen aufklären über den Sinn dieses politischen Dogmas. Die Unverletzlichkeit der Könige ist nicht unbedingte, sonst wäre die Unverletzlichkeit der Nation aufgehoben, und diese hat doch die Natur begründet: ein unverletzlicher König stände über Natur und Gesetzen. Die Unverletzlichkeit des Königs deckt ihn nur in der Übung der königlichen Gewalt, im

Be-
rufung
un-
möglich.

Ludwig
nicht un-
verletz-
lich.

Interesse der Nation, aber sie kann das Gebiet des Gesetzes nicht einschränken: vor diesem verschwindet sie. Das Gesetz kann verbrecherische Könige aus Rücksicht als verrückt behandeln und sie nur damit strafen, daß es sagt, sie haben abgedankt wollen. Aber wenn ein König heimlich für alles thut, um sein Volk zugrunde zu richten, dann erhebt sich das Volk, dann ist das Vaterland in Gefahr, es straft den Tyrannen im Namen des Naturrechts, im Namen der Gesetze aller Völker, im Namen des Wohles aller Bürger. Ludwig Capet ist also vor das Gericht des Naturrechts zu stellen, welches für das Leben der Völker einsteht.“

In dritten Abschnitt seiner Rede¹⁾ lobt Barrère zuerst Bergniaud, der zu Gunsten seiner Ansicht alles vereint habe, was an edlen und zarten Regungen im Menschenherzen wohne: — den Edelmut, die Milde der Strafe, die Gnade, die schönste Beigabe der höchsten Gewalt, die Huldigung, welche jeder Bürger gern der Hoheit der Nation darbringe. „Bergniaud sagte alles, was es Ruhmthiges und Rührendes gibt; meiner Meinung bleibt nur das, was es Strenges und Unbeugbares in dem Gesetze gibt. In meinem Bos liegt nur der republikanische Ernst, die Strenge der Grundsätze, die Treue für den von andern gegebenen Auftrag und die schreckliche Nothwendigkeit, den Tyrannen verschwinden zu lassen, um der Tyrannei alle Hoffnung zu benehmen. — Das Volk ist die Quelle aller legitimen Macht: das ist die Staatslehre aller Nationen. In Athen und Rom übte das Volk seine Rechte selber aus, aber meist in stürmischen, der Souveränität wenig würdigen Versammlungen. Das war der Fehler, an welchem die alten Republiken zugrunde giengen. Endlich kam man auf die Stellvertretung, die Grundlage der wahren Demokratie. Die Nation thut, was sie thun kann, aus sich selber, und was sie nicht vermag, vollbringt sie durch Stellvertreter. Das französische Volk kann nicht selber diesen Prozeß führen, alle Beweise sammeln, alle politischen Interessen verhandeln; darum gab es euch feierlich den umfassendsten Auftrag. Es setzte einen Convent ein unter dem Donner der feindlichen Kanonen und angesichts des Gefängnisses des Tyrannen. Man kann ihm jetzt nicht noch das Urtheil in dieser Angelegenheit zustellen, es hiesse dem Souverän zuweisen, was der Souverän euch zugewiesen hat.“

„Die Stärke dieses Grundes zeigt sich auch darin, daß die Fürsprecher der Berufung über die Art derselben nicht einig wurden: Salles meint, das Volk solle nur die Strafe bestimmen; Buzot verlangt die Bestätigung des Urtheils durch das Volk, als sein unäußerliches Recht; Bergniaud begehrt, daß wir die Nation um Rath fragen, dies sei unsere Pflicht; Brissot weiß nichts von Recht, noch Pflicht, sondern sieht nur eine Huldigung darin; Genonné ruft die Aufsicht des Volkes an über alles, was die Vertreter thun. Der Convent aber ist vom Volk mit der höchsten Gewalt bekleidet, es spricht seinen Willen aus durch den Mund des Conventes. In ihm wohnt jetzt die nationale Souveränität. Ich darf also nicht an die Nation zurückweisen, was sie in meine Hände gelegt hat, ihr keine Last aufladen, die sie auf meine Schultern legte, ihr nicht Anlaß geben zum Bürgerkrieg. In diesem Sinne habt ihr ja die Todesstrafe über jeden ausgesprochen, der das Königthum wieder herstellen will. Als Merlin von Thion-

Gegen
Berg-
niaud.

Der
Convent
muß
richten.

¹⁾ Troisième Partie: Sur la proposition de l'appel au peuple. — Débats de la Convention nationale, II, p. 391.

²⁾ Ibid. II, p. 392—395.

ville den Zusatz machen wollte: „Sofern die Urversammlungen zustimmen“, so habt ihr ihn getadelt. Kann der Convent nicht über Ludwig urtheilen, so ist seine Macht beschränkt, so ist er kein Convent mehr. Eine Berufung aus Volk ist ein kleinmüthiges, gefährliches Herumtasten, eine Abschwächung der eigenen Sendung. Die Nation hat euch gesandt; sie verläßt sich darauf, daß ihr alle Mittel ergreift, um das Vaterland zu retten, um die Freiheit zu begründen, um die Tyrannei zu richten; sie verläßt sich ganz auf euern Eifer, eure Einsicht, euern Muth. Wo behält sie sich da eine Bestätigung des Urtheils über den König vor?

„Bergniaud spricht gegen Vereinigung aller Gewalten. Aber die Lage ist nicht dazu angethan, um noch Gewalten zu trennen. Der Convent ist das Abbild, der Inbegriff der Nation, die alle Kraft vereinigen muß gegen die Feinde der Freiheit. Mit welchem Recht wollt ihr denn unter dem Schwert des Gesetzes das Haupt der Unruhestifter, der Partaimänner, der Emigranten, der Feinde der Freiheit fallen lassen, wenn ihr Bedenken tragt, den Schürer zu allen Unruhen zu bestrafen? Fürchtet ihr denn nicht die Streitigkeiten, welche die Berathung über den König in jeder Familie, in jedem Canton, in jedem Departement erregen würden? Erinnert ihr euch nicht an die Unruhen, die wegen der beeidigten oder unbeeidigten Priester überall entstanden sind? Man parteit und schlägt sich viel leichter für Personen als für Sachen und Grundsätze. Wenn man sich schon um einen Vicar, um einen Priester so stritt, wie wird man es erst um einen König thun! Sind wir selber nicht ein Beispiel davon, die wir so viel Zeit uns kosten lassen über das Schicksal dieses Königs, welche wir besser auf die Ausarbeitung der Verfassung verwenden sollten? Im Augenblick, wo wir die Berufung aus Volk benützen, schlüpfen aus allen Winkeln, aus allen Höhlen treulose Menschen, welche die Verachtung der Gesetze und den Haß der Freiheit schüren und die Republik gern als gefährlich oder verächtlich hinstellen, damit man wieder einen Herrn wünsche: Ihr entfesselt den Aberglauben, das Mitleid, die Furcht, den Haß, den Enthusiasmus; ihr gebt der Unwissenheit und den Ränken Raum und steigert die Anarchie. Welchen Erfolg, welche Mehrheit wollt ihr denn erlangen, um die wahre Meinung des Volkes zu erkennen? Wie, wenn nicht alle Urversammlungen in der gleichen Weise abstimmen? Seid kühn, schaut auf die constituirende Versammlung, wie sie die Grundlagen eurer Freiheit legte, mit ihrem revolutionären Genie die Hemmnisse niederwarf, ihren Auftrag überschritt und Gewalten schuf, wie das Volk und die Freiheit sie brauchten, wie sie die öffentliche Meinung bildete und dann, unterstützt von derselben, alle Mißbräuche abschaffte und alle Vorurtheile vernichtete, alle Privilegien zerstörte, die Parlamente auflöste, alle Werte neu bestimmte. Sie hat den meineidigen König gefangen gesetzt und, um unsterblich zu sein, hätte sie Frankreich nur noch vom Ubel der Könige befreien und auch der Nothwendigkeit entheben sollen, den letzten derselben zu verurtheilen. Ihr aber, die ihr schon im Beginne mit der umfassendsten Vollmacht ausgestattet seid, ihr zögert schon bei den ersten Schritten! ihr fragt noch lang, während eure Mitbürger die Entscheidung von euch erwarten! Stehe ich denn nicht mitten in dem Convent, dessen ehrenvolle Aufgabe es ist, die Könige und das Königthum zu zerstören? ihr übt in fremdem Land, in Belgien, die revolutionäre Gewalt und wagt nicht, sie unter euern Mitbürgern zu üben, die sie euch doch zu ihrem Glück übertragen haben. Ihr seid stolz und kühn bei den Belgiern, aber slavisch und zaghaft unter den Franzosen. Ihr löst alle Genossenschaften an der Schelde auf und ächtet eure

Gefahr der Berufung.

Immerer Wider-spruch.

Gegner scharenweise — und hier an der Seine wagt ihr nicht einmal einen Menschen zu richten,¹⁾ der gegen die Freiheit eine Verschwörung angeklagt hat.“ So stachelte Barrère zum Morde Ludwigs, und sobald er einmal Blut gekostet hatte, fand der Glende Freude daran und wurde einer der eifrigsten Bluthunde der Republik!

Im vierten Theil²⁾ seiner Rede widerlegt er die politischen Bedenken Bergniauds und Brissots gegen die Hinrichtung. „Man spricht von der Neutralität, die aufhören könnte. Aber wo ist denn diese vielgerühmte Neutralität? Daß Spanien seine Grenzen bewaffnet und England in der Stille seine Flotte ausrüstet? Diese Neutralität, die seit dem 10. August uns keinen Gesandten schickt, und keinen in London und Madrid annimmt? Wo sind denn Rücksichten bei diesen fremden Höfen, wo Dankbarkeit? Ob wir den König schonen oder ihn hinrichten, so werden sie uns angreifen, sobald sie können; denn die Höfe hassen die freien Völker. Ihre Neutralität ist nur ein Lauern, ihre Vermittlung nur eine Schlinge. Spanien macht Ansprüche als verwandte Macht, als ob die Stimme des Blutes je auf dem Throne gehört würde, als ob die Könige je Verwandte hätten, als ob die Verwandtschaft der gekrönten Häupter den Nationen je einen Krieg erspart hätte? Man will uns in London erniedrigen, man sucht uns den Geist der Patrioten, unserer Freunde, zu entfremden; man vermag aber nie eine Nation zu erniedrigen, welche ihre Unabhängigkeit durch Siege und gerechte Gesetze schützt! Die Schmähungen Burkes üben da ebensowenig Macht als die Ränke Pitts auf den Geist der Völker. Man sagt, die Berufung aus Volk sei ehrenhaft für das Volk und die Revolution. Die Nation erwirbt sich aber bloß dadurch Ehre, daß sie ihre Feinde schlägt, daß sie ihre Despoten fortjagt, daß sie eine gute Verfassung macht und daß sie den Rechten des Menschen und des Bürgers Anerkennung verschafft!

Politische Bedenken unnötig.

„Laßt euch nicht bange machen mit dem Sohne Ludwigs! Prätendenten sind nur politische Schattenbilder. Wenn dieser Einwurf gültig wäre, dürften die Völker nur Tyrannen verjagen, die nicht geheiratet haben. Auch fürchtet euch nicht vor dem Übergehen der Krone auf die Brüder des Königs. Wo vermag ein Abel wieder ein Volk unter die Knechtschaft zu bringen, das die Menschenrechte aufgestellt hat! Solche Erwägungen sind unserer unwürdig, überlassen wir sie den Aristokraten.

„Auch laßt euch nicht bange machen mit dem Umschwung der Volkstimmung! Ich weise diesen Einwurf als eine Beleidigung zurück, die man dem französischen Volke angethan hat. Ich kann mir nicht denken, daß eine so ehrenhafte und edle Nation ihre Vertreter auf die Breche gestellt hat, um ihre Tyrannen zu bekämpfen, und daß dieselbe Nation sie nachher verfolgen oder opfern kann. Nein, die Franzosen werden nie so ungerecht, nie so grausam sein. Wir haben nur zwei Dinge gegen uns: einmal die Rückkehr zum Despotismus durch die Anarchie und die Verleumdung. Wenn das Volk sich selber seiner Freiheit für unwürdig erklären sollte, so wollen wir lieber selber gleich zugrunde gehen. Wenn die Freiheit verschwindet, so wollen wir nicht länger leben. Der andere Fall ist, daß das Glück des Krieges die Tyrannen Europas begünstige; dann sage ich wieder: wir wollen lieber heute noch sterben, damit wir morgen nicht Sklaven sind. Die Redner sind unklug, die uns die Zukunft düster aus-

Umschwung.

1) Débats de la Convention nationale, II, p. 400.

2) Quatrième Partie: Considérations politiques. — Ibid. II, p. 401—408.

malen. Das französische Volk wird nicht vergessen, daß der Bund der Tyrannen schon vor dem 10. August bestand, und daß die Könige Europas, um es zu bekriegen, nicht gewartet haben, bis Ludwig verurtheilt wurde, sondern daß sie es angriffen, ehe dieser nur gefangen war. Die Könige halten alles für ungeseglich, was ihr thut; seid darum nicht so einfältig, zu glauben, daß die Bestätigung oder Nichtbestätigung bei den Urversammlungen einen Einfluß auf die fremden Mächte ausübt.“¹⁾

Ermuthigung. Nachdem er ihnen alle Bedenken gegen den Königsmord abgeschwächt hat, mahnt Barrère die Abgeordneten einig zu sein. Man habe von Thermopylen gesprochen: im Convent seien jedoch keine Thermopylen, die seien im Argonnerwald und bei Jemappes. Hier seien nur Brüder und alle gleiche Soldaten der Freiheit. Alle müssen einig sein und die Republik retten. „Bedenkt, daß ihr euer Urtheil spricht vor der Statue des Brutus, vor eurem Vaterland, vor der ganzen Welt, und daß mit diesem Urtheil über den letzten König der Franzosen der Convent in das Gebiet der Nachwelt eintritt.“

Die Rede war folgenschwer. Schwachen Menschen waren Gründe gegeben, die ihr letztes Bedenken wegnahmen. Flache Köpfe ließen sich durch diese Trugschlüsse täuschen. Barrère war der Meister darin, das Nichtheil mit Redebäumen zu bekränzen. Nicht mit Unrecht hat er den Namen bekommen „der Anakreon der Guillotine“. —

Versuche, den König zu retten.

Barrères Rede war entscheidend für das Schicksal des armen Königs. Begreiflich fragen wir, ob denn außerhalb des Conventes gar nichts geschah, um Ludwig zu retten. Wir hörten oben, wie Dumouriez nach Paris reiste, um etwas für den König ins Werk zu setzen. Was bewirkte er in Paris, wo er am 1. Januar 1793 eintraf?

Dumouriez in Paris. Der findige General macht in seinen Denkwürdigkeiten das traurige Geständnis, seine Hoffnung, Frankreich unter dem Scepter eines constitutionellen Königs zu sehen, der selbst dem Gesetze unterworfen, selber die Stütze des Gesetzes, ohne dasselbe und wider dasselbe nichts Willkürliches unternehmen könne, sei völlig verschwunden. Den wackeren Männern gegenüber, die trotz der Dolche der Jakobiner für den König stimmten, tadelt er das Betragen der Girondisten und prophezeit, die Geschichte, diese Geißel großer Verbrechen, werde ihr Benehmen sicher einst im wahren Lichte darstellen.

fragt die Gironde an. Er stellt ernstlich die Frage,²⁾ ob die Gironde überhaupt dem König das Leben retten wollte, und behauptet, man werde sie nie recht lösen können, wenn man nicht zwei sehr verschiedene Zeitpunkte und folglich zwei entgegengesetzte Willensmeinungen bei diesen ehrgeizigen Politikern annehme. Gewiß sei, sie strebten

nach der Republik, solange sie die Macht im Convent hatten. Sie hätten die Gemäßigten, die Feuillants, die Royalisten verdrängt. Sie hätten eine Zeit hindurch große Macht besessen; sie hätten fast alle Journalisten in ihrem Solde gehabt, fast alle Blätter von einiger Wichtigkeit seien von ihren Mitgliedern geschrieben, eingerichtet und durchgesehen worden. Die besten Redner im Convent hätten zu ihnen gehört und ihre Meinungen durchgesetzt. Sie hätten die meisten Ausschüsse besetzt. Sieyès und Condorcet waren an der Spitze des Verfassungs-Ausschusses, Brissot und Gensonné regierten den diplomatischen und allgemeinen Vertheidigungs-Ausschuss. Cambon hatte den Finanz-Ausschuss ganz in seiner Gewalt. Solange Pétion Maire von Paris war, gehörte die Hauptstadt den Girondisten. Aber sie hätten sich durch ihren Stolz blenden lassen, hätten den König herabgesetzt und dadurch nur die Jakobiner mächtig gemacht. Als sie merkten, daß ihre Macht schwankte, hätten sie Föderierte kommen lassen. Roland habe alle Departements eingeladen, Freiwillige nach Paris zu senden. Solche seien zahlreich gekommen; das sei aber eine höchst unbedachtsame Maßregel gewesen und hätte nur zu einem Bürgerkriege in Paris führen können, wenn die Neugekommenen sich nicht von den Jakobinern hätten verführen lassen. Als ehrgeizige und gefährliche Köpfe seien sie auch den Unparteiischen im Convent lästig geworden. Ihr Benehmen im Prozesse des Königs sei charakterlos. Sie rühmten sich, daß sie vor dem 10. August schon den 10. August vorbereitet hätten. Carrra ließ prahlerisch drucken, wie er den 10. August eingeleitet, und — dennoch ließen sie den 10. August bei der Anklage des Königs eine große Rolle spielen! Sie wußten, daß der König daran unschuldig sei, und stimmten doch wider ihr Gewissen und ihre Pflicht. Pétion war niederträchtig und grausam genug, in einem Augenblicke, wo das Mitleid zum Besten des Monarchen die Stimmen zu lenken oder wenigstens zu theilen schien, die gräßliche Scene vom 10. August wieder ins Andenken zu bringen, und nachdem er durch diese schändliche Angabe das Scheinumrecht des Königs vergrößert hatte, schloß er damit, daß er für den Tod des Königs gestimmt. Auch Condorcet, „dieser Metaphysiker voll Verstand, aber ohne Herz, ohne Seele“, habe während der ganzen Revolution die schwärzeste Rolle gespielt und seine auf Schrauben gesetzte Meinung sei doch nur auf ein Todesurtheil hinausgegangen.“¹⁾

Pétion. Dumouriez erzählt nun, wie er anfangs Besseres von den Girondisten gehofft.²⁾ Er hatte ihren Häuptern, darunter auch Barrère, der nachher durch seine Unbeständigkeit dem König soviel schadete, wiederholt gesagt und geschrieben, wenn der Convent sich tyrannisiert fühlte, so möchte er nur ein Decret von vier Zeilen abfassen, sogleich würde er ihm mit 24.000 Mann zuhülfe eilen. Sei es Furcht oder Zuversicht in ihre eigenen Hilfsmittel und Mänke — genug: die Conventsmitglieder, welche man für die besten zu halten gewohnt war, haben zu diesem Mittel nicht schreiten wollen; Lafayette's Beispiel aber zeigte, wer eine solche That versuchen wolle, ihr auch eine legale Form geben müsse. — Dumouriez sagt, er sei entschlossen gewesen, wenn er den gesetzlichen Vorwand bekam, sogleich mit einer ausgesuchten Anzahl von Linientruppen auf Paris loszugehen. Auf die Reiterei und die Artillerie jedoch konnte er nicht im mindesten zählen, denn es fehlte der Armee damals an Pferden; auch hätte er Belgien den

¹⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 406.

²⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 313.

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 314, 317.

²⁾ Ibid. III, p. 322.

Osterreichern preisgeben müssen, die ihm auf dem Fuße gefolgt wären. Ein solcher Schritt wäre als Verrätherei gegen den Ruhm und den Vortheil der Nation erschienen und würde dem General und seinem ganzen Stabe, noch ehe sie Frankreich erreichten, den Kopf gekostet haben.¹⁾ Darum rechnete Dumouriez nur auf eine getreue Abtheilung vom Fußvolke: er wartete aber vergebens auf ein Schreiben der Gironde aus dem Convent und reiste ab, da seine Gegenwart in Paris nothwendig war. Vertraute hatte er vorausgeschickt, um für den König zu wirken. In Paris fand der General jedoch manches ganz anders, als er erwartet hatte. Die Gefahr war größer und die Rettungsmittel waren schwächer. Er war überzeugt, daß die Jakobiner in ihrer Wuth den Prozeß beschleunigen, aber auch, daß die Girondisten wenigstens aus Politik und persönlichem Vortheile, wenn auch nicht aus wahrer Tugendgefühle, die Verhandlungen in die Länge ziehen würden, und dieses Zaudern hoffte er für die Rettung des Königs benutzen zu können. Er erneute seine Verbindung mit Genjonné,²⁾ dem er viel Einsicht und ein gefühvolles Herz zuschreibt, und theilte ihm seine Sorge über das Schicksal des Königs, seinen Abscheu vor der Schandthat mit und wies ihm nach, wie mit ihrem Siege hierin die Jakobiner den Sieg über alle gewinnen und wie der Königsmord nicht bloß einen Bürgerkrieg hervorrufen, sondern auch die Feinde Frankreichs nach außen vermehren müsse. Genjonné schien anfangs ergriffen, that aber nachher doch nichts, als daß er für Berufung ans Volk sprach, ohne Zweifel aus Kälte seiner Natur. Auch mit anderen Girondisten und Männern der Ebene verhandelte der General:³⁾ man solle doch den unnützen Prozeß abbrechen und allenfalls nach beendigtem Kriege wieder vornehmen. Die Zeit sei so kostbar und man müsse zum kommenden Feldzuge wieder rüsten. Aber die Vernünftigen gaben ihm zur Antwort: die Schurken vom Berge hätten schon längst ihren Entschluß gefaßt; würde dieser Prozeß, den man nie hätte anfangen sollen, nicht beendet, so würden die Jakobiner einen Aufstand veranstalten, den Temple angreifen und alle Gefangenen niedermeßeln.

Dumouriez bezweifelte die Vollmacht der Abgeordneten, den König zu richten; sie sollten diese fürchtbare Verantwortlichkeit nicht auf sich laden und wenigstens ein Mandat ad hoc dafür einholen. Da wurde ihm aber entgegengehalten, die Girondisten hätten durch ihren unweisen Vorschlag der Berufung an das Volk alles schon verdorben. Die Furcht vor dem Dolche der Jakobiner hatte eben den meisten schon die Besinnung genommen; sie wollten lieber Henker als Schlachtopfer sein. Bétion schien durch seine Vorstellungen gerührt, versprach auch zu thun, was möglich sei, stimmte aber doch nachher für den Tod des Königs. Auch bei Robespierre lief er durch einen Vertrauten anklopfen, dieser gab aber unsichere Antwort: der General möge sich durch Rettung des Königs unsterblich machen.⁴⁾ Durch einen treuen Courier, Drouet, den Bruder des Postmeisters, suchte Dumouriez diesen auf seine Seite zu bringen und stellte das Verbrechen des Königsmordes so ergreifend dar, daß dieser versprach, bei den Jakobinern für Aufschub des Prozeßes zu wirken. Dumouriez bemerkt: „Es bedurfte nur des Muthes eines einzigen Mitgliedes, um diesen Antrag zu thun, so war der König gerettet.“ Doch der Postmeister wurde krank.

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 322.

²⁾ Ibid. III, p. 323.

³⁾ Ibid. III, p. 324.

⁴⁾ Ibid. III, p. 326—327.

Endlich sprach der General mit Bürgern¹⁾ über das Unglück Ludwigs, über seine guten Eigenschaften, über die Umwandlung des Conventes in einen Gerichtshof. Oft habe man ihm mit Äußerungen zärtlicher Theilnahme geantwortet, aber ihn auch gebeten, so gefährliche Unterredungen abzubrechen. Als Dumouriez zu einem Kaufmanne sagte: „Fünf- bis sechstausend herzhafte und rechtschaffene Männer könnten leicht zwei- bis dreitausend Schurken zur Vernunft bringen“ — da entgegnete ihm der Kaufmann mit niedergeschlagenen Augen: „Bürger, du willst uns begeistern, wir aber sind feige Memmen, und der König wird das Opfer davon sein. — Was läßt sich von einer Stadt erwarten, die 80.000 wohlgeübte und bewaffnete Nationalgarden zählt und doch in den ersten Septembertagen durch 6000 Föderierte sich hat entwaffnen lassen?“ — Die Vertrauten, die der General vorausgeschickt hatte, wurden in Paris selber von der Wuth gegen den König ergriffen.

Also sah Dumouriez, daß des Königs Tod beschlossen und Rettung unmöglich sei; er selber wurde verdächtig. Ein Fieber warf ihn aufs Krankenlager. „Alles“, meint Dumouriez, „vereinigte sich gegen das unglückliche und unschuldige Schlachtopfer. Selbst der Eifer für ihn wurde ihm schädlich.“

Der ehemalige Minister der Marine, Bertrand de Moleville, welcher nach England geflohen war, schickte, empört über die Anklage, der König habe die Flotte zugrunde gerichtet, an den Convent eine Darstellung der unleugbaren Verdienste Ludwigs um die Hebung der französischen Seemacht. Zugleich schickte er verschiedene Briefe an den Convent ein, die bewiesen, daß die Häupter seiner Feinde sich mit dem König einverstanden erklärt hätten, um ihn zu betrügen und Geld von ihm zu beziehen. Danton und Lacroix waren insbesondere bloßgestellt: sie erfuhren durch den Minister Garat davon, in dessen Hände diese Briefe gekommen waren, und ihr eifriges Bestreben war jetzt, diese Papiere und zugleich den unglücklichen König zu vertilgen. So hat denn auch dieser Schritt des Ministers Bertrand, statt den schuldlosen Fürsten zu retten, nur sein Unglück beschleunigt.²⁾

Auch Necker wandte sich 1792 in einer Schrift an alle Freunde des bedrängten Königs und lud sie zu einer gemeinsamen Vertheidigung vor den Schranken des Conventes ein.³⁾

Er verfaßte eine eigene Denkschrift, worin er auf die edlen Eigenschaften Ludwigs XVI. aufmerksam machte, auf seine Geduld und Mäßigung, als alles um ihn anders wurde und er Beschimpfungen aller Art in einemfort ausgeht war. Wollte man Fehler finden, so sei die neue Lage daran schuld, die Verfassung, in welcher der Monarch nur eine Scheingewalt hatte, eigentlich gar nicht hineinpaßte, und nicht bestimmen konnte, was er war und was er sein konnte, wo er getäuscht war durch den zweideutigen Sinn der Worte, wo er König war ohne jede Gewalt, wo er auf dem Throne saß, ohne die nöthige Achtung zu genießen, wo er zu befehlen schien und doch keine Mittel hatte, sich Gehorsam zu verschaffen,

¹⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 328.

²⁾ Ibid. III, p. 319.

³⁾ Staël, Oeuvres complètes, XIII, p. 19—22. — Necker, De la révol. française, II, p. 227—297.

wo er nach und nach, gemäß der Laune einer beratenden Versammlung bald nur ein einfacher Beamter, bald der erbliche Vertreter der Nation war. Wie könne man Folgerichtigkeit von ihm mitten unter diesem steten Wechsel der Anschauungen verlangen, da er verstrickt war in die Bande eines so dunklen und seltsamen Systems, welches zuletzt von den Abgeordneten selber als unbrauchbar verworfen wurde? Wie könne man ohne das höchste Unrecht jetzt auf einmal über alle Gedanken und Pläne im Laufe einer so außerordentlichen Revolution aburtheilen? Necker hob ferner in der Denkschrift alles hervor, was Ludwig XVI. vor der Revolution bewilligte und verbesserte, wie er die Knechtschaft aufhob, die Frohnden abschaffte, den Provinzen eine eigene Verwaltung gab und die Reichsstände einberief, wie er den Zustand in den Gefängnissen, in den Spitälern hob und mit dem Blicke eines Vaters und mitleidigen Freundes die Zufluchtsstätten des Elends, des Unglücks und des Irrthums besuchte. Ob er nicht mit Ludwig dem Heiligen allein unter allen französischen Königen das Beispiel der Sittenreinheit gegeben habe? Er war — ein seltenes Verdienst — fromm ohne Aberglauben und gewissenhaft ohne Unduldsamkeit. Ob nicht durch ihn die unter so vielen Regierungen verfolgten Protestanten in Frankreich nicht bloß gesetzlichen Schutz, sondern auch die Zulassung zu allen Ehren und Ämtern erhielten? Allerdings seien jetzt alle in diesem Genuße, aber wem verdanken sie es?

Ohne Wirkung. Doch Necker hatte kein Glück mit seiner Denkschrift, mit seinem Plane der Vertheidigung: die Republikaner haßten ihn als den, welcher eine Verfassung nach Art der englischen begründen wollte, und die Anhänger des Königs behandelten ihn mit nicht geringerer Abneigung. Montjoie, der Redacteur des „Ami du Roi“, rieth ihm, er möge sich nicht weiter in die Angelegenheiten eines Königs mengen, den seine Rathschläge in das tiefste Elend gestürzt hätten und für den seine Gegenwart immer das Vorzeichen eines großen Unglücks gewesen wäre. — Auch Marbonne schrieb an den Convent, um ihm zu beweisen, daß der König nie vernachlässigt habe, sein Reich in Vertheidigungszustand zu setzen, doch hatte er ebensowenig Erfolg als Necker.

Marbonne. Gallop-Tolendal. England. For. Pitt. Geradeso war es mit der anregenden Vertheidigungsschrift Gallop-Tolendals, welcher in den Septembertagen aus der Abtei, in die man ihn warf, als er nach Frankreich zurückkehrte, entkommen war und alles that, was in seinen Kräften stand, um den König vor seinem schrecklichen Ende zu retten. Er bot sich von London aus dem Convent vergebens als Vertheidiger an. In der Vertheidigung, die er drucken ließ, zeigt sich die Tiefe des Gefühls, die frische und strömende Beredsamkeit, welche ihm sonst so viele Freunde gewonnen. Und vielleicht ist dieser Schriftsteller nicht ohne Erfolg in England thätig gewesen, wo mit jedem Tage sich die Theilnahme für den unglücklichen König steigerte; selbst die Opposition im Parlamente sprach diese Stimmung aus und Fox hob die Rücksicht hervor, die Frankreich auf die Wünsche Englands nehmen müsse, und sprach den Wunsch aus, daß die Regierung sich für das Schicksal des Königs verwende. Sheridan und Grey unterstützten ihn mit Reden voll Würde, voll Hoheit und Tiefe. Pitt wandte als Minister nur ein, was erfolge, wenn der Convent die Verwendung Englands zurück-

weise, wie er es mit Spanien gethan, und so blieb das Verwendungsschreiben auf dem Tische des Hauses liegen, „als ein Zeichen der Stimmung des englischen Volkes, als eine Verwahrung, in seinen Jahrbüchern verzeichnet und an die Nachwelt gerichtet.“¹⁾

So hatte denn Ludwig nur Unglück. Auch was sich in Frankreich regte, hatte keinen Erfolg. Die Theilnahme für den armen König war an vielen Orten im Steigen.

Am 13. Januar 1793 ward dem Convente gemeldet, in Rouen hätten Rouen. sich 15.000 Aristokraten und 8500 Priester vereinigt und die Zeitungsschreiber die öffentliche Stimmung verdorben; man habe den Freiheitsbaum umgehauen, die dreifarbigten Fahnen abgerissen, die weiße Cocarde aufgesteckt und gerufen: „Es lebe der König, zum Teufel mit der Republik!“ Überall singe man das Lied: „O Richard, o mein König, die ganze Welt verläßt dich! u. s. w.“ All das, setzte der Berichterstatter hinzu, verdanke man dem Antrage auf Berufung an das Volk. Man habe offenbar im Plane, den König nach Rouen zu entführen?²⁾

Thuriot. Thuriot fragte hierauf, wie man noch lange unschlüssig sein und zögern könne, Ludwig aufs Schafott zu schicken. Wäre Ludwig jetzt schon todt, gewiß gäbe es keinen Versuch zu einem Gegenschlage in Rouen und würde dort die Aristokratie nicht so frech ihr Haupt erheben; sobald der König hingerichtet sei, werde in Frankreich nach vier Jahren der Revolution alles in Harmonie sein.³⁾

In Paris regte sich mehr und mehr die Stimmung für den König. Welcher Zwang aber schon über die Geister ausgeübt wurde, zeigt das Verfahren der Commune gegen Charles Billette, Abgeordneten des Departements der Dije, und das Verbot des Theaterstückes „L'ami des lois“ von Laya.

Billette. Billette, der bekannte Freund Voltaires, sandte an die „Chronik von Paris“ ein Schreiben über das Treiben der Aufwiegler: man dürfe nicht staunen, wenn die Hauptstadt eine Wüste werde, wenn Gras in den schönsten Straßen wachse, wenn das Schweigen der Gräber im Faubourg Saint-Germain herrsche. Wer möge denn gern in einer Stadt wohnen, wo Raub und Mord an der Tagesordnung sind, wo die Beamten verhöhnt und die Vertreter des Volkes sogar im Heiligthum der Gesetze beschimpft werden? Man dürfe die Departements nicht einer lächerlichen Eifersucht auf die alte Hauptstadt anklagen. Paris dürfe nicht der Bampyr der Republik sein. Man brauche keine Angst zu haben vor den Föderierten. Diese können zum Schutz der Beredsamkeit und Benußung.

Als bald ordnete die Commune gegen Billette und die anderen Journalisten, die im Solde Rolands wären, gerichtliche Verfolgungen an. Billette berief sich auf seine Unantastbarkeit als Abgeordneter und verlangte Schutz vom Convent für die Freiheit der Presse und die Unverletzlichkeit der Gesetzgeber, welche das Recht freier Meinungsäußerung hätten und niemanden, als dem Souverän, verantwortlich seien. Es sei endlich Zeit, dieser provisorischen Macht, die beständig zu werden trachte, ein Ende zu machen und die Aufrührer und Unruhestifter zu

¹⁾ Toulangeon, l. c. III, p. 289.

²⁾ Débats de la Convention nationale, II, p. 456.

³⁾ Ibid. II, p. 487.

Chaumette. zermalmen. Der Convent berief Chaumette zur Verantwortung. Dieser verlor den Muth und entschuldigte sich mit dem Irrthum eines Abschreibers. Der Berg verlangte für ihn die Ehre der Sitzung, die Mehrheit stimmte dagegen.

Laya's Freund der Geseze. Die Komödie von Laya: „Der Freund der Geseze“¹⁾ war kein Stück, das von dichterischem Genie zeugte, aber eine muthige That und drückte die Stimmung der rechtschaffenen Männer in Paris über das Treiben der berüchtigsten Aufwiegler aus, die jedermann kenntlich darin gezeichnet und lächerlich gemacht waren.²⁾ Der Rechtsfreund, der darin geschildert wird, sah durch den Verdacht, den man gegen ihn aufreizte, sein Haus geplündert, sich vor Gericht gestellt und hatte Mühe, seine Unschuld zu beweisen. Das Stück wurde am 2. Januar im Théâtre Français mit dem Aufgebot der besten Kräfte gut gespielt und erlangte rauschenden Beifall.

Am andern Morgen besprachen alle Blätter das Stück: die der Girondisten mit Lob, die der Jakobiner mit heftigem Tadel. Es wurde ein Luststück. Ganz Paris wollte lachen auf Kosten der Demagogen. Dagegen erschallte der Jakobinerclub jeden Abend von Hornausbrüchen und Drohungen gegen Laya. Dieser widmete sein Drama dem Convent, um sich zu decken. Einige Mitglieder verlangten eine ehrenvolle Erwähnung des Verfassers, andere sprachen gegen das abscheuliche, der Revolution feindliche Stück. Durch Beschluß der Mehrheit wurde es dem Unterrichts-Ausschuß zur Begutachtung überantwortet.

Die Commune. Viel entschiedener ist die Commune. Sie beschließt, das Stück dürfe nicht mehr aufgeführt werden, und am 12. Januar steht an allen Straßenecken neben dem Theaterzettel, welcher das Stück anzeigt, auch das Verbot der Aufführung. Darüber kommt Paris in Erregung. Am Abend ist nicht bloß das Theater, sondern jeder Zugang, jede Straße zu demselben überfüllt.

Chambon. Der Maire Chambon, welcher im Wagen kommt, um der Menge den Beschluß der Commune mitzutheilen, wird genöthigt, an den Convent die Bitte zu schreiben, daß er die Aufführung gestatte, denn sie sei einmüthiger Wunsch des Publicums. Laya geht an der Spitze der Deputation in den Convent, der nach kurzer Berathung erklärt: kein Gesez bevollmächtige die Commune zur Censur der Theaterstücke. Santerre, der mit seinem Generalstab in das Theater kommt, um die Befehle des Maires einzuholen, wird von der Menge zurückgebrängt, verhöhnt, angepöbeln. Bald darauf kommt die Deputation zurück, und nachdem unter einem Sturm des Beifalls die Antwort des Convents verlesen worden,

¹⁾ „L'ami des lois.“

²⁾ Es hieß darin unter anderem:

„Ce sont tous ces jongleurs, patriotes de places,
D'un faste de civisme entourant leurs grimaces;
Prêcheurs d'égalité, pétris d'ambition;
Ces faux adorateurs dont la dévotion
N'est qu'un dehors plâtré, n'est qu'une hypocrisie;
Ces bons et francs croyants dont l'âme apostasie;
Qui pour fair haïr le plus beau don des cieux,
Nous font la liberté sanguinaire comme eux.“

Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 367. Ludwig XVI. freute der Muth des Dichters.

erhebt sich der Vorhang und wird das Stück unter steigendem Beifallsrufen aufgeführt. Der Maire bleibt bis zum Schluß der Vorstellung, obgleich ihn die Commune durch einen Boten zu sich bescheidet, denn er habe für die Ordnung zu sorgen. Dann eilt er in die Sitzung, wird aber hier mit Murren empfangen und verhöhrt, und der Rath beschließt Tadel seines Verhaltens und Mittheilung des Verbotes des Stückes an alle 48 Sectionen. Doch wagte der Rath, nicht, offen dem Convent zu trotzen. Er beschloß nur, daß in der Zeit, wo das Urtheil über den König gefällt werden solle, alle Theater bis auf neuen Befehl geschlossen werden müßten. Das Ministerium aber hob diesen Beschluß als ungeeignet auf, bat jedoch die Theaterdirectoren, die Aufführung von Stücken, die Unruhen erregen könnten, zu unterlassen. Das war wieder feige Nachgiebigkeit, welche die Commune in ihrer Keckheit nur ermunthigen konnte; sie erklärte: sie beharre auf ihrem Beschluß. Nun beantragte Perjaint: wenn der Convent die Theater nicht öffnen lasse, so möge er auch alle Versammlungen schließen, wenigstens die der Septembermörder, welche jeden Abend ihre Dolche auf dem Bureau des Jakobinerclubs schleifen. Die Theater wurden nun allerdings wieder geöffnet, aber das Stück von Laya wurde nicht mehr gespielt, und so hatte denn auf der einen Seite der Convent sich wieder einmal muthlos und die Commune sich frech gezeigt und den Sieg errungen, und die Wohlmeinenden sahen, daß sie am Convent keine Stütze fänden. Laya ward später verhaftet, nur der Sturz Robespierres rettete ihn vor der Guillotine.¹⁾

Die Frauen. Namentlich zeigten die Frauen eine rührende Theilnahme und zwar Frauen, von denen man gerade das Gegentheil hätte erwarten sollen.

Barrère bekam Briefe, getränkt mit Thränen und Vorwürfe seiner Gattin: sie ließ sich bekanntlich nachher von ihm scheiden. Zwar, sagt Barrère in seinen Memoiren, seine Ehe sei bloße Verstandesheirat gewesen und sehr unglücklich, denn seine Frau sei dem Königthum und dem alten Aberglauben zu sehr zugethan gewesen; aber früher gestand er selber ein, daß sie ein tugendhaftes und höchst liebenswürdiges Weib war; sie mochte aber nichts mehr von ihm wissen, als sie die versteckte Wildheit seines Charakters erkannte, und schickte seine Briefe un-eröffnet zurück.

Aber selbst eine Schauspielerin wagte einen kühnen Schritt für den König: Mademoiselle Fleury vom Théâtre Français machte einen Versuch, Marat zu erweichen.

Marats Schwester selber theilte dies 1836 Esquiroz mit.²⁾ Die Fleury traf den Schreckensmann in seinem Zimmer über einer Schrift zu Gunsten des Königs, wie er mit sich selber redete: „Der Mensch hat uns betrogen. Ich hasse ihn, jetzt soll meine Hand schwer auf ihm liegen!“ Mademoiselle Fleury fiel dem Ungeheuer zu Füßen. „Was machen Sie da!“ rief Marat, „man kniet nur vor Gott nieder!“ — „Ich bitte um Gnade für den König!“ sagte sie, indem sie seine Knie umschlang und mit unendlicher Annuth flehend ihre Augen zu ihm erhob. — „Denken Sie daran?“ — „Ja, ich habe seit einem Monat daran

¹⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, l. c. V, p. 365—370. — „Moniteur“, XV, p. 29—30.

²⁾ Alphonse Esquiroz berichtet darüber im II. Band, S. 263, seiner Hist. des Montagnards. Paris 1847.

Die
Fleury
bittet
für den
König.

gedacht. Hören Sie mich, Marat: ich weiß, Sie sind gut, doch das Schreckenssystem, was Sie über Frankreich bringen wollen, hängt mit einer fixen Idee zusammen, gegen welche Ihr Herz sich empört. Aber, überlegen Sie es noch. Wenn Sie sich am Ende doch täuschen würden? Wenn hinter diesem Strom von Blut die künftigen Generationen nicht das Glück fänden, das Sie ihnen verheißen? — Urtheilen Sie selber, wie dann Ihr Werk verflucht sein wird! — Es hängt nur von Ihnen ab, heute Ihren Namen mit einer weniger blutigen Gegenwart und einer weniger verwegenen Zukunft zu verknüpfen. Sprechen Sie morgen für den König zur Versammlung; sie wird überrascht, bestürzt, betäubt sein; man wird nicht mehr wagen, ein Todesurtheil auszusprechen, wenn Marat selber für das Leben des Königs gestimmt hat!“ — „Was wagen Sie da zu sagen?“ entgegnete Marat, dessen Augen funkelten; „sprechen Sie nicht so laut! Niemand darf erfahren, daß solche Vorschläge in meinem Haus gemacht wurden, ohne daß ich sie mit dem Tode bestrafen ließ.“ — „O Marat, ich fürchte Sie nicht. Ihre Ehre und Ihr Glück ist mir lieber als Ihr Leben; ich fühle Freundschaft für Sie, mir thut es leid, daß ich Sie auf dem abschüssigen feuchten Blutpfad sehe und ich möchte Sie aufhalten.“ — „Kind, du begreifst meine Sendung nicht. Ich bin die Rache Gottes und des Volkes. Ich bin dieses Halbthier, das bisher an den Pflug und an die Schlachtbank gekettet war, aber dann, wie der schlechtgetroffene Stier, sich umkehrt gegen seinen Herrn und mit seinen Hörnern ihm den Leib aufreißt. Ludwig ist schuldig; wäre er aber auch unschuldig, wir wären im Recht, die Verbrechen des Königthums zu strafen. Wir machen nicht ihm den Prozeß, sondern allen Königen von Frankreich in der Person Ludwigs. Wir werden die Vergangenheit in der Gegenwart verdammen und die todtten Könige in dem, welcher jetzt lebt. Er muß sterben, denn solange dieser Mensch lebt, werden sich um ihn die Parteien regen. Wir selber — denn wer kann für die Zukunft stehen? — wir können von einem Augenblick zum andern von Schwäche ergriffen werden und auf unseren alten Weg zurückkommen. Ist aber der König einmal todt, so gibt es kein Mittel mehr, zurückzuweichen. Ich verhehle es mir nicht, Ludwig hat uns geholfen, die Revolution zu machen; aber wir sind erst seit gestern auf einer neuen Insel und jetzt muß man das Schiff verbrennen, das uns dahin getragen hat, damit wir, ohne Hoffnung auf Rettung von Maßregeln der Mäßigung und von Gnade von Seite der Könige, wie Rasende kämpfen, um die Republik zu erhalten.“ — „Schau, Marat, hast du mir nicht einmal gestanden, daß du den Untergang der Monarchie beklagst? Ist des Königs Haupt gefallen, so kehrt sie nicht mehr wieder. Dein Plan mit der Republik ist hoch, er kann aber auch sinnlos sein. Wie viel Thränen, wie viel Blut, bevor wir auf diesem Weg wieder zur Einheit und zur Liebe kommen! Du ruzst vielleicht noch viele hundert Köpfe abschlagen!“ — „Man wird sie auch abschlagen!“ Mademoiselle Fleury kam es in diesem Augenblicke vor, als sei das ganze Zimmer roth von Blut. — „Wenn der Brand eingetreten ist“, fuhr Marat fort, „so muß man ein Glied abschneiden, um den übrigen Körper zu retten. Wir säen in Blut und Thränen und unsere Nachkommen werden in Freude ernten.“ — „Diese Zukunft ist aber noch sehr ferne!“ — „Starke Menschen können warten.“ — „Warten, mit den Füßen im Blut!“ — „Frankreich will die Könige nicht mehr, es hat zu vieles unter ihnen gelitten.“ — „Frankreich will nichts und will alles. Es braucht nur eine starke Hand, um den Thron oder das Schafott zu errichten. — Du sollst ja Frankreich keinen unumchränkten Monarchen, keinen mächtigen und gekrönten Gott geben,

Marats
Wut
vor dem
König.

sondern einen König, der ein Mensch ist, einen ersten Diener des Volkes, der seine Befehle empfängt und ausführt.“ — „Wir sind jetzt groß genug, um uns selber bedienen zu können.“ — „Gut, aber das Volk ist nur groß, wenn es stark ist und hochherzig. Welche Nation ist nun größer, die, welche einen König, der sich nicht vertheidigen kann, der kein Heer hat, gefangen hält und tödtet, oder die, welche ihn vor ihre Schranken ruft und sagt: ‚Ludwig, du hast uns verathen, aber wir verzeihen dir!‘“ — „Du bist edelmüthig, armes Kind vom Theater, aber gegen solche Regungen müssen wir unser Herz verschließen.“ — Damit schloß sich Marat in seinem Zimmer ab und es ward der Wittstellerin nicht mehr möglich, ihn zu sprechen.

So war die Stimmung. Die Gironde hatte Aussicht zu siegen. Aus vielen Departements kamen Schreiben voll Zustimmung, kam Mannschaft, sie zu schützen.

Der Entschlossenheit der Commune gegenüber war aber die Gironde zum Unglück immer schwankend. Selten waren die Anträge verabredet, die Rollen vertheilt und mit Beharrlichkeit durchgeführt. Die auf ihre Begabung und ihre rednerischen Talente so stolzen Männer mochten sich an keine Parteidisciplin gewöhnen und so giengen in der Regel die besten Anträge in Rauch auf.

So beantragte am 6. Januar Richauy,¹⁾ man solle die Permanenz der Sectionen aufheben. Die Sache war wichtig, wie Salles gut bemerkte, denn jeden Tag konnte ein neues Morden beginnen. Die Bergmänner waren auch gleich eifrig, den Antrag niederzuschreiben. Marat äußerte, man kenne schon den Grund zum Antrag; die Ranteschmiede wollten sich eben der Überwachung der Patrioten entziehen. Robespierre aber meinte, man wisse nicht, was inmitten so vieler Fremden sich vorbereiten könne, wenn das Volk nicht beisammen sei; die Sectionen seien es, die bisher die Ruhe erhalten und die Revolution gemacht hätten. Und so ließen sich denn die Girondisten hinhalten und das Treiben der Sectionen gieng fort. Die seltsamsten Anträge kamen da vor. Frechheit, Unverstand und Hochmuth auf der einen, Feigheit auf der anderen Seite waren gleich stark in diesen Versammlungen vertreten. Man darf nur die Schilderungen von Gorani lesen. Jedenfalls sprach sich immer der Haß gegen die königliche Familie aus. So erklärte die Section des Théâtre Français: „Wir schwören bei den Rechten des Volkes, bei der Erinnerung an die Opfer des 10. August, bei unserer Sorge für die Freiheit: Ludwig wird zugrunde gehen oder kein Republikaner wird ihn überleben.“ — So beantragte die Section Gravilliers, einen Gesamtausschuß aus den Sectionen zu bilden, der für die Ruhe der Stadt und die Sicherheit des Convents zu sorgen habe. Die Sache konnte sehr gefährlich werden. Darum stellte Genjonné den Antrag, der Commune die Polizei wegzunehmen und sie dem Sicherheits-Ausschuß im Convent zu übertragen. Dann mußte man aber auch dessen sicher sein, daß die gemäßigtere Partei in diesem die Mehrheit habe. Bisher stand man sich gleich und die Bergmänner waren in der Regel pünktlich im Besuch der Sitzungen, die Girondisten lässig. Die Sache war wichtig, und am 7. Januar gieng wirklich mit Hilfe der Ebene der Antrag der Girondisten durch: die Zahl der Mitglieder des

Berg und
Gironde.Perma-
nenz der
Sectionen.Treiben
in den
Sectionen.Gen-
jonné.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XX, p. 459 ff. — Débats de la Conv. nation., II, p. 430—439.

Der Sicherheits-Ausschusses zu verdoppeln: in Zukunft solle nur mit zwei Dritteln der namentlich abgegebenen Stimmen, und wenn wenigstens achtzehn Mitglieder anwesend seien, ein Verhaftsbefehl erlassen werden; und so eifrig waren die Männer der Mäßigung diesmal, daß am 9. Januar fast alle Mitglieder der rechten Seite — Männer der Ebene oder der Mitte waren. — Am 14. Januar stellte Gensonné den Antrag, die Polizei gehöre dem Convent, ohne dessen vorherige Verständigung die Commune keine Maßregel gegen dessen Sicherheit ergreifen könne, und alle Morgen habe der Maire über den Zustand von Paris dem Convent Bericht zu erstatten. Der Antrag war für die Bändigung der Bergmänner hochwichtig, fiel aber durch, weil bei der Verhandlung die Girondisten sich säumig bewiesen.

Wo unermüdlige Thätigkeit ist, da ist in der Regel auch der Sieg, und darum mußte die Partei der Mäßigung erliegen. Was half es, daß einige ihrer begabten Redner von Zeit zu Zeit noch so ergreifend die Zustände schilderten und noch so gute Anträge vorbrachten?

Buzot. So kam im Januar wieder die Conventswache zur Frage. Buzot versocht sie mit jugendlichem Feuer.¹⁾ Jeden Tag kamen Föderierte in Paris an und bewiesen, daß man in den Departements den schrecklichen Zustand der Hauptstadt vollkommen gut kenne und daß Kräfte genug vorhanden wären, um die Ordnung zu sichern. Buzot betonte das Geständnis des Maires von Paris, 120.000 Mann Bürgerwehr seien da, aber nur auf dem Papier. Die wirkliche Macht reiche nicht aus, weil der größte Theil die nöthigen Dienste nicht leisten wolle. Darum sei erklärlich, daß 3000 bis 4000 freche Aufwiegler die Hauptstadt tyrannisierten und daß jedermann fürchten müsse, beschimpft oder mißhandelt zu werden, wenn er in ihren Ton nicht einstimme. — Die Wirkung der Schilderung Buzots war gewaltig und die Einrichtung der Parlamentswache wäre sogleich beschloffen worden, hätten die Girondisten den Eindruck besser zu benutzen gewußt. Am 13. Januar erklärte eine Abordnung der in Paris vereinigten Föderierten dem Convent, sie wollten die Mauern der Hauptstadt nicht verlassen, bis die Aufwiegler zu Paaren getrieben seien. Ob man denn noch länger die Tyrannei von einem Haufen Meuterer ertragen wolle? „Die Männer des 2. September mögen sich stellen — die Männer des 10. August werden ihnen entgegentreten, als Herausforderung der Tugend an das Verbrechen! — — Unsere Pflicht ist, euch und das Vaterland zu retten. Wir schwören, die Souveränität des Volkes aufrecht zu halten und die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, und jeden Verräther und Übertreter zu opfern, der es wagen würde, sie anzutasten.“

Kerfaint. Bergniaud lobte als Präsident den Eifer. Kerfaint stellte den Antrag: „Die Föderierten, die in Paris sind, werden im Verein mit der Bürgerwehr dieser Stadt die Wache beim Convent versehen. Über die Art des Dienstes wird morgen der Bertheidigungs-Ausschuß einen Entwurf vorlegen.“ Mit Enthusiasmus beschloß die Rechte und die Mitte den Antrag, während sich der Berg der Abstimmung enthielt.

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 383—397.

So war endlich nach vielem Schwanken eine Sicherheitsmannschaft für den Convent beschloffen. Jetzt kam es nur darauf an, den guten Geist in derselben zu erhalten, und da waren die Jakobiner unermüdllich, denselben zu zerstören. Sie waren Meister darin, die Disziplin zu lockern; hatten sie ja früher die alten Truppen in Paris verführt, und so machten sie sich denn jetzt daran, diese Freiwilligen Mann für Mann zu verführen, indem sie dieselben zur Ausschweifung verleiteten oder ihre Eitelkeit reizten. Man überließ ihnen am Morgen den Jakobinerclub, auf daß sie dort sich versammeln könnten; damit sie aber auch am Abend den Verhandlungen zuhören könnten, wurden neue Gallerien errichtet; Marat steuerte 100 Francs dazu. Und so giengen einzeln und truppweise die Föderierten zu ihnen über. Schon am 17. Jänner fand eine Verbrüderung auf dem Stadthaus statt, tanzten Föderierte und Jakobiner um den Baum der Freiheit die Carmagnole, schworen einen unzertrennlichen Bund und gaben sich den Bruderkuß, und jetzt war nicht bloß die Hinrichtung des Königs unvermeidlich, sondern auch der Untergang der Gironde. —

Die Stellung der Fragen im Prozeß des Königs.

Kein Girondist machte sich auf, Barrère zu widerlegen. Vielmehr stellte unerwarteterweise Guadet am 7. Jänner den Antrag zum Schluß der Verhandlung, der ohne Widerstand angenommen wurde; nur wurde beschloffen, die Mitglieder, welche sich noch zum Sprechen angemeldet hätten, sollten ihre Anträge gedruckt vorlegen, und zwar auf Kosten der Regierung, und jeder Abgeordnete habe das Recht, seine Abstimmung zu begründen.

Am 14. Januar 1793 sollten die Verhandlungen über diese Frage wieder beginnen. Daunou¹⁾ stellte eine Reihe von Fragen auf, über die man abstimmen sollte — zuerst fünf über die Frage, ob der Prozeß des Königs als Maßregel zur allgemeinen Sicherheit zu betrachten sei; dann drei, ob der Convent ein Urtheil zu fällen berechtigt sei; und wenn dieser Beschluß nicht widerrufen werde, acht Fragen, wie und ob die Vertheidigung von Deseze zu widerlegen, ob die Abstimmung geheim oder laut sei, ob die einfache Mehrheit genüge oder zwei Drittel der Stimmen erforderlich seien, ob Ludwig des Hochverrathes oder der Verschwörung gegen die äußere oder innere Sicherheit des Staates schuldig sei, ob dann der Convent oder die Urversammlungen bestimmen und welche Strafe, ob die Urversammlungen die Strafe bestätigen müssen, wenn der Convent sie ausspräche, ob das Urtheil sogleich vollzogen oder mit der ganzen Strafe bis nach Ende des Krieges gewartet werden solle.²⁾

Diese Fragestellung des ehemaligen Oratorianers erschien aber dem Convent

¹⁾ Nicht Danton, denn dieser war in Belgien, wenn auch der „Moniteur“ und, auf ihn sich stützend, andere Danton nennen. Besser sind hier die Débats unterrichtet. Der Druckfehler des „Moniteur“ gieng auch in den alten Girtonner, Historische Nachrichten und Betrachtungen über die französische Revolution, XI. Band, über.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXII, p. 399.

zu verwickelt. Cambacérés, einst Rath am Parlamente zu Toulouse, fragte zuerst nach den Vollmachten, die man habe, dann ob Ludwig der vorgeworfenen Vergehen überwiesen sei; zunächst müsse man das Volk um Vollmachten angehen und nun entstand ein langer Streit über die Fragen, an dem sich Keal, Carra, Julien, Guadet lebhaft beteiligten.¹⁾ Der Berg verlangte zuerst, daß Ludwig für schuldig erklärt werde, dann solle die Strafe bestimmt, zuletzt die Frage der Berufung ans Volk verhandelt werden. Die Gironde aber meinte, man sei in der Abstimmung zusehr beeinflusst, wenn die Frage über die Berufung zuletzt komme.

Überdrüssig des langen Streites, rief Couthon: „Die Unruhe in der Versammlung ist sehr traurig für das Gemeinwohl; jetzt verlieren wir schon drei Stunden für einen König! Sind wir Republikaner oder gemeine Sklaven? Jedermann ist hier von der Schuld Ludwigs überzeugt, also ist es am zweckmäßigsten, gleich mit Namensaufruf die Frage über Schuld oder Unschuld zu entscheiden.“ — „Nein,“ sagte Rabaut-Saint-Etienne, „zuerst die Frage über die Berufung!“ Neuer heftiger Streit. Barrère ruft: „Warum soll man denn die Frage wegen der Schuld nicht voranstellen? sie ist unabhängig von den beiden andern, aber die beiden andern hängen von ihr ab; denn man kann sich doch nicht mit der Strafe befassen, ehe die Schuld des Angeklagten ausgesprochen ist.“ Neuer Sturm. Siebenmal ist schon die Sitzung für beendet erklärt und siebenmal fangen die Verhandlungen wieder an.

Görgert über die Unbotmäßigkeit der Versammlung und müde der Drohungen, überläßt Vergniaud den Vorsitz an Treilhard. Da wagt ein Girondist, Boyer-Fonfrède (geboren in Bordeaux und damals erst siebenundzwanzig Jahre alt, früher Missionär, dann gieng er zum Handel über), einen vermittelnden Vorschlag, die Frage so zu stellen: „1. Ist Ludwig schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Angriffs auf die allgemeine Sicherheit des Staates? 2. Soll das Urtheil, sei es, welches es wolle, dem Volke zur Genehmigung vorgelegt werden? 3. Welche Strafe soll Ludwig treffen?“

Diese Ordnung gefiel der Gironde und noch mehr dem Berg. Jede Partei meinte, alles damit gewonnen zu haben, aber nur der Berg hatte recht bei seiner Meinung: denn erstens hätten alle Mitglieder, die den König retten wollten, für Berufung an das Volk gestimmt, wenn die Todesstrafe in zweiter Reihe beschlossen worden wäre; dann hätte eigentlich der Convent als Gericht über jeden der vierunddreißig Punkte, deren Ludwig angeschuldigt war, abstimmen sollen und wäre der Prozeß lange hinausgezogen worden. Jetzt hatte der des Rechtes unkundige Girondist die Fragen vereinfacht und nicht einmal dabei unterschieden, ob bloß die Absicht oder auch die Thatfache ins Auge zu fassen sei. Es ließ sich zum Beispiele nicht leugnen, daß die Schweizer in den Tuilerien Feuer auf das Volk gegeben, aber ob der König es befohlen, diese Frage wurde nicht berührt. Boyer-Fonfrède war ein gutmüthiger, phantastischer Kaufmann, aber kein Rechtsgelehrter. Indem Barrère sagte, zuerst müsse man über die Schuld abstimmen, legte er den Girondisten eine Schlinge, in die sie fielen. Die Bergmänner durften jetzt sicher sein, daß der König bestimmt schuldig gesprochen werde. Mit dieser Fragestellung verlief die ganze stürmische Sitzung. —

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 101—110 sind ihre Reden mitgetheilt.

Die Abstimmung über die erste Frage:

„Ist Ludwig Capet, weiland König der Franzosen, einer Verschwörung gegen die Freiheit und eines frevelhaften Angriffs auf die Sicherheit des Staates schuldig?“¹⁾ Vergniaud hatte den Vorsitz. Zuerst wurde bestimmt, daß jedes Mitglied seine Stimme auf der Rednerbühne abgebe, dann daß die Secretäre die Abstimmung nachschreiben und jeder sein Votum unterzeichne. Die Abwesenden sollten nach dem Namensaufrufe ihre Stimme abgeben können, wenn sie erschienen; die ohne Grund Abwesenden aber sollten eine Rüge erhalten. Endlich könne jeder die Gründe seiner Abstimmung abgeben.

Auf Sendung Abwesende hatten am 14. Januar schon ihre Abstimmung schriftlich angesagt, Merlin von Thionville zum Beispiele die Hinrichtung des Königs in kürzester Zeit beantragt: der Convent habe nicht das Recht, ihm das Leben zu schenken.

Rewbell und Hausmann, welche sich in Mainz befanden, schrieben: „Die Tyrannen ermorden im Namen Ludwig Capets unsere Brüder und dennoch hören wir, daß Ludwig Capet noch lebt“; der Königehasser Thomas Payne sandte seine Abstimmung gleichfalls schriftlich und sie wurde im Convent vorgelesen: der Prozeß habe gezeigt, daß ein König ebensowenig moralisch sein könne, als ein Scharfrichter menschlich. Sehr gut habe ihm das Wort Antoinès im Jakobinerclub gefallen:²⁾ „Macht mich heute zum König, so werde ich morgen ein Räuber sein.“ Ludwig sei von Haus aus kein böser Mann; in niedrigem Stande geboren, etwa als Bauer, würde er mit seinen Nachbarn gut gelebt haben. Seine Laster als Monarch seien auch nicht größer, als die unter seinen Vorfahren; nur seien den Franzosen jetzt die Augen geöffnet: die erste National-Versammlung hätte ihn nach der Flucht nach Varennes nicht mehr auf den Thron setzen sollen. Was damals verjäumt wurde, sei nachträglich von selbst gekommen und die Nation habe das Königthum zerstört. Was solle man aber jetzt mit diesem Manne anfangen? In seinem Leben finde sich ein Umstand, der eine Menge von Verbrechen decken könne und der den Franzosen Gelegenheit gebe, ihr Land von den Königen zu reinigen, ohne es mit dem unreinen Blute derselben zu besudeln. Ludwig unterstützte die Befreiung Nordamerikas — dieses möge daher sein Schutz- und Zufluchtsort werden; dort möge er, von allem Glende und allen Verbrechen des königlichen Lebens entfernt, aus dem fortdauernden Unblicke des öffentlichen Wohlstandes lernen, daß die eigentliche gute Regierungsform nicht die durch einen König, sondern die durch Volksvertreter sei. So urtheilte Thomas Payne, ein Fremder, menschlicher als die Franzosen, welchen Ludwig XVI. ein Zugeständnis nach dem andern gemacht hatte.

Die Abstimmung über die erste Frage begann Mittag 15. Januar. Abwesend waren in Staatsgeschäften 20 Abgeordnete, krank 8, abwesend ohne Grund nur 1, anwesend waren 720; davon stimmten 683 unbedingt mit

¹⁾ Premier Appel Nominal. — Première Question: „Louis Capet est-il coupable de conspiration contre la liberté de la nation et d'attentats contre la sûreté générale de l'état?“ (Extrait du procès verbal, séance du 15 Janvier 1793.) Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 111.

²⁾ „Moniteur“, XV, p. 159—161.

für
schuld. Ja, 37 bejahten die Schuldfrage mit Einschränkungen; 5 verweigerten jede Abstimmung.

Lalande sagte: ¹⁾ „Ich bin nicht Richter und sage darum weder Ja noch Nein.“ — Meynard sagte, er sei nicht da, um ein Urtheil zu fällen, stimme aber dafür, daß man Ludwig gefangen halte, solange der Krieg währe, und dann ihn verbanne, daß man aber jedenfalls das Volk darüber befrage. — Cambon verweigerte jedes Urtheil, bevor man nicht erkläre, daß man es dem Volke zur Genehmigung vorlege; auch die Abschaffung des Königthums habe das Volk erst zu bestätigen. Ebenso Dubus. — Dubois-Dubais meinte, nur die Urversammlungen haben das Recht, über Ludwigs Schicksal zu entscheiden. — Giroust: „Ich bin weder als Richter, noch als Geschworener hier zur Fällung eines Urtheils beauftragt.“ — Lafon erklärte, er sei Ersatzmann und erst später gekommen, habe von Ludwigs Verbrechen nur in den Zeitungen gelesen, das seien aber trübe Quellen, auch sei er nicht davon überzeugt, müsse sich also der Abstimmung enthalten. — Lomont: Der Convent habe nicht zu richten, sondern Gesetze zu machen. — Parvière: Er habe von Anfang das Recht des Conventes bestritten, über den König zu Gericht zu sitzen, die Frage gehöre an das Volk. — Noël aus den Vogesen: „Mein Sohn ist in der Vertheidigung des Vaterlandes an der Grenze gefallen. Mein Herz ist von Schmerz zerrissen; ich kann also nicht Richter sein über den Mann, welchen ich als die Ursache seines Todes ansehe.“ — Delahaye sagte ganz richtig: „Ist Ludwig nicht schuldig, so sind wir alle schuldig.“ ²⁾ — Auch Abbé Fauchet erklärte, er habe nicht die Eigenschaft eines Richters und spreche darum kein Urtheil. Als Staatsbürger und Gesetzgeber sei er von der Schuld des Königs überzeugt. ³⁾ — Als Egalité „Ja“ sagte, gieng ein dumpfes Murren durch die Versammlung. ⁴⁾

Fauchet.

Orléans.

Kein Abgeordneter wagte also die Schuldfrage frei und offen zu verneinen. Ein solcher Druck lag auf den Geistern. Jeder wollte als Königs-hasser und Republikaner gelten. Nur wenige hielten es der Mühe für wert, ihr „Schuldig“ noch zu begründen. ⁵⁾ Der König mußte für schuldig erklärt werden, sonst waren sie schuldig, die sie ihn abgesetzt und die Verfassung mit dem Throne zertrümmert hatten. Königthum und Republik waren unvereinbar: wenn der König ein Gott gewesen wäre, sie hätten ihn für schuldig erklärt.

Als bald schritt die Versammlung zur

Abstimmung über die zweite Frage:

„Soll das Urtheil der National-Versammlung gegen Ludwig Capet der Genehmigung des Volkes unterbreitet werden?“ ⁶⁾ Abwesend waren in Staatsgeschäften dieselben, wie bei der ersten Abstimmung; abwesend ohne Ursache,

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, 111—113.

²⁾ Ibid. XXIII, p. 116.

³⁾ Ibid. XXIII, p. 117.

⁴⁾ Débats de la Convention nationale, III, p. 1—13.

⁵⁾ „Moniteur“, XV, p. 159—161.

⁶⁾ „Le jugement de la Convention nationale contre Louis Capet sera-t-il soumis à la ratification du peuple?“ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 129—147.

abwesend als krank waren dieselben. Es stimmten gegen die Berufung ans Volk 424, für die Berufung 283. Die Girondisten waren also geschlagen in der Maßregel, durch die sie den König zu retten gedachten.

Ja, mehrere der vertrautesten Freunde Vergniauds stimmten gegen die Berufung ans Volk, zum Beispiel Boyer-Fonfrède, Ducos, Carra, Condorcet, Isnard. Viele Mitglieder der Ebene, die sonst dem König günstig waren, folgten ihrem Beispiele.

Anarcharsis Cloots begründete seine Abstimmung mit den Worten: „Ich ^{Cloots.} kenne keinen andern König, als das Menschengeschlecht, das heißt die Vernunft; ich sage darum Nein!“ — Cambacérés erklärte: „Wir sollten der Genehmigung des Volkes auch den Beschluß vorlegen, durch welchen wir uns zu Richtern über den König aufstellten. Wir haben es nicht gethan, ich sage darum Nein.“ — Mehrere Mitglieder erklärten, sie würden dann für Berufung an das Volk stimmen, wenn der Angeklagte zum Tode verurtheilt würde, so Lanjuinais, Lehardy, denn sie hielten die Todesstrafe für ungesetzmäßig, ungerecht und unpolitisch. — Loubet erklärte: „Weil, wie man sagt und wie ich glaube, viele Guineen vom ^{Loubet.} englischen Ministerium nach Frankreich kommen, so sind sie viel mehr zu fürchten in einer Versammlung von 749 Mitgliedern, als bei einem Volke von 25 Millionen. Weil ich keinen Auftrag dazu habe, weil ich nicht wünsche, daß Louis Capet durch Philippe Orleans oder durch irgend einen andern ersetzt werde; weil es kein Urtheil ist, das ihr dem Volke zusendet, weil ihr über die That schon entschieden habt, und daß ihr die Strafe vollziehen wollt — bloß als Maßregel der allgemeinen Sicherheit: so stimme ich mit Ja.“ — Camille Desmoulins, der ^{Camille Desmoulins.} bald nach ihm zur Abstimmung kam, sagte: „Da der König von Polen von Rußland erkaufte worden ist, so darf man nicht darüber staunen, daß viele unter uns, die keine Könige sind, erkaufte sind.“ — Manche verlangten darob eine Verwarnung für Desmoulins. „Zur Tagesordnung!“ rief Genouillon, „denn Camille ist unter jedem Tadel.“ — In Manuel's Abstimmung sieht man, daß ^{Manuel.} er ein Heuiger war und den König retten wollte: „Ich sehe hier nur Gesetzgeber und keine Richter, denn Richter sind kalt, wie das Gesetz, und murren nicht, Richter verleumden und beleidigen einander nicht. Der Convent hatte niemals eine Ähnlichkeit mit einem Gerichte. Hätte er sie je gehabt, so hätte er nicht angesehen, wie der nächste Verwandte des Königs kein Bedenken hatte, ja, sich nicht einmal schäme, mitzustimmen.“ — Der Präsident rief ihn zur Ordnung, denn es dürften hier keine Persönlichkeiten vorkommen. — „Ich stimme für die Berufung ans Volk, ebensosehr aus Zartgefühl, als aus Muth“, entgegnete Manuel, „ebensosehr um das Volk zu ehren, als um es zu retten.“

Marat, welcher aus Freude über den Prozeß in einem seidengefütterten ^{Marat.} Mantel den Sitzungen beiwohnte, so daß Gorsas ausrief: „Es scheint, daß die Verurtheilung des Königs ein Freudenfest für diesen Orang-Utang ist!“ — zeigte sich als ganzer Marat in der Begründung seiner Abstimmung: ¹⁾ „Ich beuge mich vor der Hoheit des Volkes, aber nur bei Erklärung der Rechte kann es seine Hoheit ausüben; seine Genehmigung bei allen Beschlüssen erst einholen, ist eine Unmöglichkeit; sie nur bei wichtigen Beschlüssen einholen, ist unthunlich; der Genehmigung der Urversammlungen aber ein Todesurtheil vorlegen, welches tiefe

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 408.

politische Gründe entschieden haben, heißt Handwerker, Bauern und Arbeiter in Staatsmänner verwandeln wollen. Eine solche Maßregel ist der Gipfel des Wahnsinns, um nicht zu sagen des Wahnsinns: sie konnte nur vorgeschlagen werden von den Gevattern des Tyrannen, die kein anderes Mittel sehen, ihn der Hinrichtung zu entziehen, als Bürgerkrieg zu erregen. Folglich sage ich Nein.“ — Couthon aber meinte gar: „Die Berufung an das Volk ist ein Angriff auf die Souveränität — eine Maßregel des Föderalismus, eine Feigheit, welche die Republik in einen Abgrund von Übeln stürzen würde. — Saint-Just erklärte: „Hätte ich das Recht, über den Tyrannen zu richten, nicht von der Nation, so hätte ich es von der Natur“ — und Willauid-Barennes berief sich auf das Alterthum: „Da Brutus nicht zauderte, seine Kinder aufs Schafott zu schicken, so sage ich Nein!“ — Siyès und Robespierre sagten kurzweg „Nein“. — Barbaroux legitimierte sein „Ja“ mit der Sorge, der Herzog von Orleans möchte an die Stelle Ludwigs XVI. treten: „Es ist Zeit, daß das Volk der 84 Departements seine Hoheit ausübe, daß es durch die Äußerung seines höchsten Willens eine Partei zerschmettere, in deren Mitte ich Philipp von Orleans sehe, auf dessen Gefährlichkeit ich die Republik aufmerksam mache.“

Um zehn Uhr abends erklärte der Vorsitzende die Berufung an das Volk für abgewiesen. Wahrscheinlich wäre anders entschieden worden, wenn die Berufung erst nach ausgesprochenem Todesurtheil in Frage gekommen wäre. — Der Engländer Moore erklärt:¹⁾ „Die Mitglieder, welche für den König waren, hätten alle für die Berufung an das Volk gestimmt, hätten sie gesehen, daß sie ihn dadurch retten könnten“, und setzt bei:²⁾ „Das Volk hätte sich natürlicherweise geschmeichelt fühlen sollen, daß man ihm das Schicksal des Königs zu bestimmen überlassen wolle, dachte aber jetzt gerade das Gegentheil, weil die, welche fürchteten, es möchte ihm das Leben schenken, unablässig es gegen ihn zu verstimmen suchten.“ — Jetzt kam die

Abstimmung über die dritte Frage:

„Was für eine Strafe hat Ludwig, weiland König der Franzosen, verdient?“³⁾ Die Entscheidung lastete schwer auf vielen Herzen. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich der Bevölkerung von Paris: man fürchtete Erneuerung der Septembermorde. Schrecken herrschte in den Gefängnissen. Die Behörden waren in steter Sorge ob neuer Unruhen. Die Jakobiner und Orleansisten erneuerten ihre Anstrengungen und Ränke, und suchten den Abgeordneten Schrecken einzujagen, die man der gerechten Sache für günstig hielt: sie erhielten anonyme Briefe mit den fürchterlichsten Drohungen, wenn sie nicht für den Tod des Königs stimmten. Man schrieb in den Straßen das

¹⁾ Moore, Tagebuch, II, S. 370.

²⁾ Ibid, II, p. 372.

³⁾ Troisième Question: „Quelle peine sera infligée à Louis?“ (Extrait du procès verbal, séance permanente des 16 et 17 Janvier 1793.) — Buchez et Roux, I. c. XXIII, p. 169—207.

Verzeichnis der Royalisten und Föderalisten ab, welche für die Berufung an das Volk gewesen wären, man zeigte sie den Septembermördern mit den Fingern als Verräther, die sich vom Ausland hätten erkaufen lassen; das Schicksal der Republik hänge von dem Schicksal des Königs ab. Alle Söldlinge der Partei hatten Weisung, am Morgen früh schon auf ihrer Stelle zu sein. Der Platz um den Convent und die nahen Straßen waren dann auch gefüllt mit dem Abschraum der Bevölkerung, der, wie einst der Pöbel des Circus nach dem Blute der Christen, nach dem Tode des Königs brüllte. Man sah da die Bürger von Avignon, die Septembermörder und ihre Anführer, Jourdan den Kopfabschneider, Fournier den Amerikaner und die verkommene Théroigne de Méricourt. Durch eine Gasse von vielen drohenden Gestalten mußte jeder Abgeordnete in den Saal zu kommen suchen, von wildem Geschrei empfangen, mit geballten Fäusten bedroht, wenn er unabhängiger war, dagegen mit Beifallrufen überschüttet, wenn er zu den Jakobinern gehörte. So wurden Danton und Lacroix, welche gerade aus Belgien zurückgekommen waren, mit Enthusiasmus begrüßt.

Doch begann lange nicht die Abstimmung über den König, andere Dinge kamen vorher zur Besprechung, so ein Erlass der vollziehenden Gewalt, welcher den Beschluß der Commune aufhob, die Theater zu schließen, bis der Prozeß des Königs vorüber sei, dagegen die Theaterdirectoren mahnte, nur Stücke aufzuführen, welche keine Unruhen erregen könnten.

Pétion findet in diesem Befehl eine Verletzung der Theaterfreiheit, welche zur Freiheit der Presse gehöre. Decarpentier lobt dagegen den Erlass, denn er wolle Unruhen vorbeugen. Goupilleau unterstützt ihn, indem er die Nachricht vorliest, daß Santerre und zwei Officiere der Nationalgarde am Abend vorher beim Theater beschimpft worden seien. Guadet bemerkt, die Unruhen seien erst entstanden, weil ein Stück verboten worden sei; so gut die vollziehende Gewalt heute ein Theaterstück verbiete, so könne sie morgen den Druckern verbieten, eine Ansicht bekannt zu machen, die ihr unangenehm sei.¹⁾ Es wird dabei erinnert, daß einst alle Heuchler gegen die Aufführung von Molières „Tartüffe“ geeifert hätten, daß aber Ludwig XIV. sie gestattete. Dubois-Crancé findet, das Stück „Der Freund des Gesetzes“ enthalte gute Grundsätze, aber die Absicht des Verfassers sei schlimm, darum gefalle es den Royalisten, welche sich in Paris regen. Der Convent nimmt hierauf Pétions Antrag an. Danton mahnt an die Hauptfrage des Tages: nicht um eine Komödie handle es sich heute, sondern um eine Tragödie, die man den Völkern geben müsse; es handle sich darum, unter dem Veil des Gesetzes das Haupt eines Tyrannen zu fällen.

Daß es in Paris gähre, bezeugt auch ein Brief des Ministers des Innern, der zur Verlesung kommt. Roland bemerkt,²⁾ daß Viele aus Paris fliehen und daß man deswegen die Barrièren schließen wolle.

¹⁾ Buchez et Roux, I. c. XXIII, p. 146—149.

²⁾ Ibid. XXIII, p. 150—152.

Angst in Paris. Wer möge aber gern in einer Stadt bleiben, in der man täglich die Erneuerung der Septembermorde zu befürchten habe? Blutgier spreche aus den täglichen Beschlüssen mehrerer Sectionen. Auf den Wunsch der wilden Section Gravilliers habe man die Kanonen von Saint-Denis kommen lassen; man rede auf den Straßen von einem neuen Kampf, der bevorstehe, und da wolle man die Leute noch zwingen, in Paris zu bleiben, wolle die Barrièren einer großen Stadt schließen, um der Opfer, die man zu schlachten gedente, sicherer zu sein. Man lasse jene ziehen, welche Angst haben, und hemme den blutigen Arm der Mörder. Zwar versichern Santerre und die Commune, Paris sei ruhig, aber am 2. September hätten sie auch geradejo gesprochen, und der Minister des Inneren habe jetzt so wenig Macht, Blutvergießen zu verhindern, wie damals, werde aber bis zum letzten Augenblick seine Pflicht thun. Es sei jetzt Sache des Conventes einzuschreiten, wolle er sich nicht entehren.

Die Föderierten. Rouyer findet es darum an der Zeit, wackere Männer den Feiglingen und Mördern entgegenzustellen, und stellt den Antrag, die Föderierten sollen in gleicher Zahl mit der Nationalgarde für die Sicherheit des Conventes sorgen. Es wird ein Bericht vom Maire über den Zustand von Paris gefordert. Lebas verlangt sogar, daß die Stellvertreter der Abgeordneten in einer anderen Stadt sich versammeln, damit der Convent den Meuturern muthiger trohen könne.

Marat. Marat aber warnt den Convent, sich nicht täuschen zu lassen, der Angstschrei komme von Leuten, welche fühlen, wie die bisherige Macht ihnen aus den Händen gleite, und sehen, wie selbst die Föderierten von ihnen abfallen.¹⁾ — Und in der That war es kurz vorher den Jakobinern gelungen, die Föderierten durch Schmeicheleien, durch schlaue Mittel zu verführen,²⁾ und hatte am 14. Januar das Verbrüderungsfest der Sansculotten und Föderierten stattgefunden, bei welchem die Schriften Rolands verbrannt wurden. Ihre Schützer zu organisieren, hatten die Girondisten nicht verstanden, jetzt sollten sie ihnen eine Last und sogar eine Gefahr werden. Darum der Hohn Legendres und Marats über die Furchtsamen, die immer von Gefahr reden und denen noch keine Haut gerigt worden sei.³⁾

Wie die Mehrheit zu berechnen. Danton drängt wieder, sich mit der Strafe für den König zu befassen, er kann die Verurtheilung kaum abwarten. Da tritt aber eine Vorfrage dazwischen. Wie soll entschieden werden: mit einer Mehrheit von nur einer Stimme oder mit zwei Dritteln der Stimmen, wie es in den Gerichten der Fall ist?

Lanjuinais besteht auf einer Mehrheit von zwei Dritteln, und diese hätte den König sicher gerettet; hierauf Neben dafür und dagegen. Da schallt Danton's furchtbare Stimme: „Warum heute diese Frage? Man hat sie auch nicht aufgeworfen, als es sich um das Schicksal der Nation handelte, um die Abschaffung des Königthums, um die Republik und um die Erklärung des Krieges. Jetzt, wo es sich um ein Individuum, und zwar um einen Verräther handelt, will man feierlicher und strenger in den Formen sein!⁴⁾ Wir sprechen als Vertreter des Volkes unser Urtheil, nicht bloß provisorisch. Wenn ihr eine Kriegs-

erklärung macht, so hat diese den Tod von Tausenden von Bürgern zur Folge; sie ist auch nicht provisorisch. Die Mitschuldigen Ludwigs, die unter den Händen des Volkes geendet haben, sind definitiv gestorben: das Volk hat euch zu seinen Richtern eingesetzt. Stände Ludwig vor einem gewöhnlichen Gericht, so wären allerdings zwei Drittel der Stimmen nöthig, aber hier wird mit einer Stimme über die Hälfte entschieden.“

Wiederum warnt Lanjuinais vor Verletzung der Gerechtigkeit und der Vernunft. Eine Verletzung stürze in die andere. Man möge doch folgerichtig vorgehen! Man rufe immer das Strafrecht an und sage: wir sind eine Jury: das Strafrecht aber verlange zwei Drittel der Stimmen. „Ihr verlegt jedoch alle Formen des Rechtes, welche die Menschlichkeit anordnet: so die Befugnis, eine Anzahl von Richtern zurückzuweisen, so die stille Form der Abstimmung. Man scheint bloß hier in einem freien Convent zu berathen; man stimmt in Wahrheit unter den Dolchen der Meuchler und unter den Kanonen der Aufwiegler!“

Darüber erhob sich wildes Geschrei. Unerchüttert verlangte Lanjuinais nochmals Gerechtigkeit und Menschlichkeit; aber mit der Erklärung, bisher hätte eine Stimme über die Hälfte immer entschieden, gieng der Convent, seine Stellung als politische Versammlung und als Gerichtshof hier vermengend, über Lanjuinais' Antrag zur Tagesordnung über. Die Häupter fürchteten mit Recht, das Opfer möchte ihnen durch Lanjuinais Vorschlag entgehen.

So wurde es 16. Januar acht Uhr abends, und jetzt begann die Abstimmung über die Strafe, die Ludwig treffen sollte. Die Departements wechselten in der Abstimmung, und diesmal kam es zuerst an das Departement der oberen Garonne, und da war es Mailhe, der im Stimmen den Anfang machte, derselbe, welcher mit dem bitterböjen Bericht über Ludwigs angebliehen Hochverrath den Prozeß eingeleitet hatte.

„Ich stimme für den Tod,“ sagte Mailhe,¹⁾ „finde es aber der Würde des Convents angemessen, zu untersuchen, ob nicht eine Verschiebung der Hinrichtung nützlich wäre.“ Von den zwölf Abgeordneten des Departements stimmten fünf unbedingt für den Tod, fünf für Einsperrung oder Verbannung beim Frieden. Es folgte das Departement Gers; sieben Abgeordnete stimmten kurzweg für den Tod, zwei für Einsperrung und Verbannung beim Frieden. Hierauf kam das Departement der Gironde. Der erste, der abstimmte, war Vergniaud, der, um den König zu retten, so schön für die Berufung ans Volk gesprochen hatte! Aber im entscheidenden Augenblick zeigte er sich mehr als schwach, das Wort „Tod“ kam über seine Lippen und fortan hat er das Schicksal, in der unparteiischen Geschichte mit seinen eigenen Vorbeeren gepfeift zu werden. „Der Convent hat gegen die Berufung ans Volk gesprochen und so gehorche ich — und mein Gewissen ist frei. Gestern habe ich Ludwig der Verrätherung gegen die Freiheit und Sicherheit der Nation schuldig erklärt, heute kann ich nur die dafür verdiente Strafe aussprechen. Das Gesetz bezeichnet dafür den Tod: indem

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 154.

²⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. V, p. 392—397.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 157.

⁴⁾ Ibid. XXIII, p. 166—168.

¹⁾ Débats de la Convention nationale, III, p. 36.

ich aber dies schreckliche Wort ausspreche, beherzige ich das Schicksal meines Vaterlandes, die Gefahr für die Freiheit, das Blut, das vergossen werden würde, und schließe mich dem Antrag Mailhes an.“ — Guadet stimmte ebenfalls für Tod, mit dem Zusatz Mailhes; Genouonné für Tod, verlangte aber Maßregeln zu Gunsten der Kinder des Verurtheilten; zu gleicher Zeit sollte der Convent die Septembermörder verfolgen. Vergoing und Grangeneuve stimmten für Einförfkerung; Lacaze für Haft bis zum Frieden, dann für Verbannung; Ducos, Garaud, Boyer-Fonfrède, Delehyré kurzweg für Tod; Duplantier schloß sich dem Antrag Mailhes an.

Enttäuſchung über Vergniaud. Also stimmten die zwölf Abgeordneten des Departements der Gironde.¹⁾ Die Vertheidiger Ludwigs, welche auf einer besondern Tribüne der Abstimmung bewohnten, hatten von der Gironde vieles erwartet und Malesherbes war entzückt, als das Los unter den Departements schnell die Gironde traf; denn er hoffte, ihr Beispiel würde viele mit sich fortreißen. Wie schmerzlich ward er enttäuscht!

Cambacérés. Nun kam das Departement Gervault mit neun Abgeordneten. Cambon, Bonnier, Rouyer, Fabre stimmen kurzweg für den Tod, Biennet, Bunel, Castillon für Haft bis zum Frieden. Cambacérés erklärte, er würde als Vorsizender des Gerichtshofes nach dem peinlichen Gesetzbuch gesprochen haben, hier habe er aber als Mitglied des Conventes politische Rücksichten zu nehmen. „Der Tod Ludwigs bietet uns keinen einzigen Vortheil dar, wohl aber die Verlängerung seines Lebens.“ Es wäre sehr unüberlegt, einer Geißel sich zu berauben, mit welcher man zu jeder Zeit die inneren wie die äußeren Feinde im Zaume wird halten können. Der Convent beschließe also, Ludwig habe die durch das Gesetz bestimmte Strafe allerdings verdient, schiebe aber die Vollziehung auf bis zum Ende des Krieges. Dann möge der Convent oder eine andere gesetzgebende Versammlung das Endurtheil fällen. Im Falle eines feindlichen Einbruchs solle jedoch der Beschluß sogleich vollzogen werden.

Ille-et-Vilaine. Vom Departement Ille-et-Vilaine kam Lanjuinais zuerst zur Abstimmung: als Mensch würde er für den Tod Ludwigs stimmen, als Gesetzgeber aber kenne er kein besseres Erhaltungs- und Vertheidigungsmittel als das Leben des Königs. Er stimme für die Gefangenschaft bis zum Frieden, nachher für Verbannung, und dann erst für die Todesstrafe, wenn Ludwig wieder das Gebiet der Republik betreten sollte.

Lanjuinais. ¹⁾ Die Girondisten wollten Ludwig retten, aber auch für liberal gelten, für Königsräuber in den Augen der Republikaner, und so kamen sie in die klägliche Lage, als nutzlose Männer verächtlich zu werden. Ein Mitglied des Conventes, Garmand, erzählt in der zweiten Ausgabe seiner Anecdotes relatives à la révolution française einen Umstand, der beweist, daß Vergniaud, von den Schreckensmännern eingeschüchtert, den Muth verlor, seinem Gewissen zu gehorchen: „Ich sah Vergniaud oft in einem Privathaus; auch sah ich dort Dumouriez drei- oder viermal. Europa und Frankreich wissen, mit welcher Kraft der Gründe und des Gefühls, mit welcher politischen und moralischen Logik er für Rettung des Königs sprach. Am Tag der dritten Abstimmung speiste ich mit ihm und einem andern Abgeordneten im genannten Haus. Man sprach während des Mahles nur von der großen Frage, die damals alle Herzen und alle Geister erregte. „Ich werde mit meiner Ansicht allein bleiben“, sagte Vergniaud, „und nicht für den Tod stimmen.“ — Wir giengen dann in die Versammlung und die Damen giengen mit uns. Bald kam der andere

So kam ein Departement nach dem andern an die Reihe.¹⁾ Von Indre sprachen vier Abgeordnete für Haft bis zum Frieden, einer unbedingt für Tod, einer schloß sich dem Antrage Mailhes an. Von Indre-et-Loire sprachen fünf unbedingt für Tod, zwei für Haft bis zum Frieden, einer für Verwundlung oder Verschiebung der Todesstrafe. Von keinem Departement sprachen alle für Tod oder alle für Haft, außer von Haute-Loire und Yonne alle für den Tod, und von den Niederen Pyrenäen, der Heimat Heinrichs IV., keiner für den Tod. Barrot von Lozère beantragte Verbannung Ludwigs mit seiner Familie auf eine ferne Insel.

Paris. Das dreißigste Departement, das zur Abstimmung kam, war Paris. Robespierre wurde zuerst aufgerufen. Der engbrüstige Mann kann nie sprechen, ohne sich selber zu loben und seine Gegner zu verleumdern. So sagt er auch jetzt,²⁾ er liebe nicht lange Reden, seine Abstimmung ist jedoch in der That eine der längsten. Dann greift er Vergniaud an. Er habe nie den Richter und Staatsmann als zwei unverträgliche Eigenschaften in sich vereinigt gefunden, die erste, um den Verbrecher für schuldig zu erklären, die zweite, um ihn seiner Strafe zu entziehen. Er verstehe nicht Vernunft und Gerechtigkeit zu beleidigen und das Leben eines Despoten sei ihm nicht mehr wert als das Leben eines gemeinen Bürgers; er sei unerbittlich gegen die Unterdrücker, weil er Mitleid habe mit den Unterdrückten, überhaupt kenne er jene Menschlichkeit nicht, welche die Völker mordend läßt und der Despoten schont. Dieselbe Gestimmung, welche ihn in der Constituirenden antrieb, Abschaffung der Todesstrafe zu verlangen, nöthige ihn, jetzt zu fordern, daß diese Strafe am Tyrannen seines Vaterlandes und in seiner Person am Königthum selber vollzogen werde. Um die Despoten Europas kümmere er sich nicht und um ihre Rüstungen und Drohungen; das einzige Mittel, sie zu besiegen, bestehe darin, den französischen Charakter auf die Höhe republikanischer Grundsätze zu bringen und dadurch jene Macht zu erhalten, welche jeder stolze Republikaner über feige Knechtsseelen ausübe. Er stimme also für den Tod.

Danton. Nach ihm sprach Danton für Tod, denn man dürfe nicht mit Tyrannen unterhandeln, man treffe sie nur am Kopf; von den europäischen Königen könne man nur durch die Gewalt der Waffen etwas erhalten. Collot d'Herbois stimmte für den Tod, der alle Parteien vernichten werde. Manuel dagegen zeigte Mitleid, er forderte Haft in einer Festung für den König und seine Familie bis zum Frieden, dann möge er einen Winkel der Erde suchen, wo die Menschen keine Gewissensbisse fühlen. „Wir sind Franzosen“, so begründete er seinen Antrag, „und ob unsrer Kenntnisse weit mehr als die Römer. Selbst in der Sklaverei waren wir gut, nicht weniger gut müssen wir jetzt in der Freiheit sein. Blutige Gesetze vertragen sich so wenig mit den guten

Abgeordnete aus Stimmen und sprach für den Tod. Mein Erstaunen und das der Damen läßt sich nicht ausdrücken. Gleich darauf ward Vergniaud aufgerufen. „Ach“, sagte die Dame neben mir, „für den stehe ich, er bleibt sich getreu und wird mich trösten für den feigen Abfall seines Kameraden.“ — Vergniaud steigt auf die Tribüne und stimmt für den Tod. Ich kam ganz außer Fassung und stürzte ihm entgegen: „Was ist denn geschehen, wie hast du deine Ansicht in so kurzer Zeit geändert?“ — „Mein Freund, ich glaube nicht“, antwortete er, „gegen das Heil der Gesamtheit das Leben eines einzigen Menschen in die Wagischele legen zu dürfen. Das ist alles.“ — „Wenn aber der Tod dieses Mannes, abgesehen von der Gerechtigkeit, gerade das Gemeinwohl in Frage stellt?“ — „Jeder hat seine Art, die Dinge anzusehen“ — antwortete Vergniaud und ließ mich stehen.“

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 168—198.

²⁾ Ibid. XXIII, p. 179.

Sitten als mit dem Wesen der Republik. Das Recht, zu tödten, gehört der Natur, der Despotismus hat es ihr entrissen, die Freiheit soll ihr diesen Raub zurückgeben. Ludwig ist ein zu Boden geworfener Tyrann; es ist allzu leicht, ihn zu tödten, ich tödte ihn nicht. Ich schwöre aber, daß Brutus' Tod in meiner Hand ist, wenn je ein Cäsar im Senat erscheinen sollte." Mit den letzten Worten suchte Manuel seinen Abfall von den Jakobinern zu beschönigen, sie ließen sich aber nicht veröhnen — und er büßte nach einem Jahr mit seinem Kopfe diese Milde bei der Abstimmung.¹⁾

Willand-Varenes verlangte des Königs Tod binnen vierundzwanzig Stunden. **Camille Desmoulins** stimmte für den Tod, „vielleicht zu spät für die Ehre der Republik“, was **Murres** erregte. Ohne **Reclereine** konnte er nie aufstehen. Sein Vater hatte ihm für eine solche Abstimmung vergebens mit dem Fluche gedroht. **Marat** forderte den Tod des Königs binnen vierundzwanzig Stunden. **Lavicomterie**, **Legendre**, **Raffron** stimmten für den Tod. **Paais** meinte, Gesetz, Gerechtigkeit und Vaterland verlangen den Tod. **Sergent** erklärte, er sei nicht der Meinung, daß ein tochter König nicht ein Mensch weniger sei, sondern daß die Hinrichtung eines Königs die ganze Welt in Erstaunen setze; der Kopf eines Tyrannen falle allemal mit Gepolter, und sein Tod verbreite eine heilsame Furcht. Der Kugelrunde **Robert** bedauerte nur, daß er mit der Verurtheilung Ludwigs nicht zugleich auch alle übrigen Tyrannen zum Tode verurtheilen könne. Der Philologe **Dusaulz** und **Thomas** beantragten Verbannung; **Fréron** aber, daß man das Bild des Brutus im Saale verhülle, wenn man dem Tyrannen den verdienten Tod nicht gebe. **Beauvais**, **Jabre d'Eglantine**, **Disselin**, der jüngere **Robespierre**, der **Maler David**, **Boucher**, **Caignelot** stimmten für den Tod.

Ergent. Der letzte Pariser, der an die Reihe kam, war der Herzog von Orleans, welcher zitternd von einem Bettel herab die Worte las: „Bloß mit meiner Pflicht beschäftigt und überzeugt, daß alle diejenigen, welche die Souveränität der Völker wirklich angetastet haben oder antasten würden, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod.“²⁾ Ein Murren des Unwillens gieng durch die Versammlung, ein Schander über den Mann, der für den Tod seines Verwandten stimmte. Voll Entsetzen rief ein Abgeordneter: „O dieser Schurke!“ Man hatte ihm gerathen, nicht zu stimmen, niemand könne ihm dies verübeln, wo es einem nahen Verwandten gelte.³⁾ **Merlin von Douay** hatte ihm in diesem Sinne ein Schreiben an den Präsidenten verfaßt, das Orleans aber wieder zurücknahm, als andere — **Marat** und **Robespierre** sollen es gewesen sein — ihm mit Drohungen setzten. Es war also nicht Haß, nicht politische Ueberspanntheit, was ihn so stimmen ließ, sondern Angst und Feigheit. Seinem Sohne, dem Grafen von Beaujolais, hatte **Egalité** versprochen, nicht für den Tod des Königs zu stimmen. Bei der Rückkehr sagte der Unglückliche dem Jüngling, der ihm ängstlich entgegenkam: „Laß mich, ich bin nicht wert, dein Vater zu sein.“⁴⁾ So stimmte das Departe-

¹⁾ „Moniteur“, XV, p. 198.

²⁾ Vote motivé de Philippe Egalité. „Uniquement occupé de mon devoir, convaincu que tous ceux qui ont attenté ou attenteront par la suite à la souveraineté du peuple méritent la mort, je vote pour la mort.“ (Sourd rumeur.) **Buchez et Roux**, XXIII, p. 180.

³⁾ **Moore**, Tagebuch während eines Aufenthaltes in Frankreich, II, S. 374.

⁴⁾ So erzählt **Barante**, Convention.

ment von Paris; wie Hagelförner fiel das Wort „Tod“ rasch von den Lippen seiner Abgeordneten.¹⁾

Vom Departement **Bas-de-Calais** sprach **Carnot** für den Tod.²⁾ **Carnot**. „Die Gerechtigkeit und die Politik fordern denselben gleichmäßig, doch nie ist für mich eine Pflicht drückender geworden als diese. Um aber ein Beispiel der Gleichheit zu geben und zu beweisen, daß ihr euch nicht vor den Ehrgeizigen fürchtet, müßet ihr den Tyrannen mit dem Tode bestrafen.“ **Milber** war **Dannou**.³⁾ **Dannou**. „Die gerichtlichen Förmlichkeiten sind nicht befolgt worden, also hat der Convent auch kein Criminalurtheil fällen wollen. Ich will die blutigen Seiten unseres Gesetzbuches nicht lesen, denn ihr habt alle Stellen überschlagen, welche die Menschlichkeit zum Schutze der Unschuld in dasselbe eingerückt hat. Ich spreche also nicht als Richter. Als Mitglied von dieser Versammlung kann ich mich auch auf Todesstrafe nicht einlassen. Kann wohl diese Strafe nützlich sein? Die Erfahrung der Völker, welche ihre Könige hingerichtet haben, beweist das Gegentheil. Ich stimme also für Verbannung und für vorläufige Haft bis zum Frieden.“ — **Payne** stimmte für Gefangenschaft bis zum **Ende des Krieges** und dann für ewige Verbannung.

Bald darauf kam **Couthon** zur Abstimmung, als erster vom **Departement Buy-de-Dôme**: er erklärte es für seine Pflicht, das Wort „Tod“ auszusprechen. Wie er, stimmten auch **Romme** und acht andere. Als erster des Departements des **Hautes-Pyrénées** kam **Barrière** zur Abstimmung. **Barrière**. Dieser gasconische Windbeutel bedauerte, nicht für Abschaffung der Todesstrafe stimmen zu können. Gefangenschaft bis zum Frieden bringe nicht einen begründeten Vortheil; ein entthronter König sei in der Politik ein schlechter Stoff der Unterhandlung. Die Verbannung scheine ihm eine Berufung an die Mächte des Auslandes zu sein, und erhöhe die Theilnahme für den, welchem alle Gesetze das Leben abprechen. Man müsse also seinen natürlichen Widerwillen überwinden. Vor dem Gerichtshof des Naturrechts müsse jeder sterben, welcher ungerechterweise Menschenblut vergossen hat. Desgleichen bestrafe das positive Gesetz einen Verschwörer gegen die Sicherheit des Staates zum Tode. Vor dem gerechten Gerichtshof der Nation sei das allgemeine Beste das einzige Gesetz. Der Streit zwischen Tyrannen und Völkern gehe auf Leben und Tod. Für die Könige sei die Strafe Ludwigs eine gute Lehre, aber auch für die Ehrgeizigen, welche nach der Diktatur trachten. Die Gesetze müssen taub und unerbittlich sein gegen alle Ehrgeizigen und Böhewichter. Der Baum der Freiheit wachse nur, wenn er mit dem Blute der Tyrannen begossen wird. „Das Gesetz spricht den Tod aus, und ich bin nur der Mund, der sein Urtheil verkündet.“

Mercier hielt ein Todesurtheil, welches sogleich vollzogen **Mercier**. werde, für unpolitisch und gefährlich. Ludwig sei eine Geißel, aber noch mehr ein Schild gegen jeden, der nach dem Throne strebe.⁴⁾ Man dürfe sich deswegen nicht zu einer Handlung fortreißen lassen, die nicht mehr zurückgenommen werden könne. Es ist derselbe **Mercier**, welcher eine so lebendige und fast von allen Geschichtschreibern der Revolution benutzte Schilderung

¹⁾ **Buchez et Roux**, l. c. XXIII, p. 179—180.

²⁾ **Ibid.** XXIII, p. 181.

³⁾ **Buchez et Roux**, l. c. XXIII, p. 187.

⁴⁾ **Mercier**, Le nouveau Paris, tom. V, 2^e edition, chap. CCXXXIII: Tout est optique. — „Moniteur“, XV p. 206.

der Abstimmung entworfen hat. „Zweundsiebzig Stunden stritt man sich um das Los Ludwigs XVI. Man denkt unwillkürlich an Ernst, an Stille, an heiligen Schrecken, doch nichts von all dem war da zu sehen. Der Hintergrund des Saales sah aus wie eine Loge, wo Damen im reizendsten Negligé Gefrornes oder Orangen verzehrten oder Biqueur tranken. Man gieng hin, um sie zu begrüßen, und kam von ihnen wieder zurück. Die Aufseher auf der Seite des Berges benahmen sich wie die Logenschließerinnen in der Oper. Man sah sie jeden Augenblick die Thüren der aufbewahrten Tribünen aufmachen, um dahin die Maitresses des Herzogs von Orleans zu führen, die mit dreifarbigem Bändern aufgeputzt waren, wie Pferde mit schönen Decken. Die oberen Gallerien, die eigentlich fürs Volk bestimmt waren, wurden während der Lage dieses Prozeßes nie leer von Fremden und allerhand Einheimischen. Man trank da Wein und Brantwein wie im Wirtshaus. Die Ungebuld, die Abspannung war auf jedem Gesichte zu lesen. Ein Abgeordneter nach dem anderen stieg auf die Tribüne und es war jezt, als ob er sagen wollte: „Kommt's jezt an mich?“ Man sah da oben oft ganz bleiche Gesichter in dem Halbdunkel, die langsam und feierlich, wie aus einem Grabe heraus, das Wort „Tod“ sprachen. Allerlei Gesichter folgten einander. All diese verschiedenen Töne, wie auf einer Scala, und die Verhöhnung und der Abscheu vor Orleans, der seinen Verwandten zum Tod verurtheilte, und die Berechnung von Abgeordneten, ob sie noch Zeit hätten, zum Essen zu gehen, bevor sie zur Abstimmung hinaufgehen müßten, während Frauen mit Stecnadeln in Karten stachen, um die Stimmen zu zählen; Abgeordnete, die einschließen und die man zum Stimmgeben wecken mußte; der Conventschreiber Manuel, der zu Gunsten des unglücklichen Königs einige Abstimmungen unterdrückte und im Gang fast umgebracht wurde, weil man ihn für treulos hielt: alles, was ich da gesehen, läßt sich gar nicht schildern, wie es vorgegangen, und läßt schwer sich vorstellen. Es geht mir so mit all den denkwürdigen Tagen der Revolution, die ich erlebte. Ich war dabei und wußte doch nicht, wo ich war, das heißt, wo die Gefahr sich befand und wo ich mich befand, oder all die Dinge, die um mich vorgiengen.“

Nach anderen Schilderungen war die Stimmung düster. Manche hatten ein Vorgefühl der Gefahren, welche in diesem Raum für Frankreich heraufbeschworen wurden. Die Mattheit der Beleuchtung erhöhte diese Stimmung und die Unfreiheit, die herrschte, der Druck, der geübt wurde, die Schwäche, die sich so mancher vorzuwerfen hatte. Viele waren gekommen, entschlossen gegen den Tod des Königs zu stimmen, verloren aber den Muth, sobald sie zur Rednerbühne kamen, vor den Drohungen der Jakobiner, welche dieselbe umstanden. In der Angst und Verwirrung sprach da mancher das Wort „Tod“ aus, während er „Verbannung“ zu sagen sich vorgenommen hatte; kaum war es ausgesprochen, so wurde es aufgeschrieben und verbreitet und er hatte den Muth nicht mehr, es zurückzunehmen, und schleppte sich, von Gewissensbissen erdrückt, zu seiner Bank. Bei manchem aber erwachte noch im letzten Augenblick das Gewissen und er sprach gegen die Hinrichtung und kehrte, trotz der Wuthausbrüche, mit denen er beim Heruntersteigen empfangen wurde, heiter und stolz auf seinen Sitz zurück.

Hin und wieder mahnte ein Abstimmender an die ewigen Gesetze. D'Aradly erklärte: „Ich kann den ehemaligen König nicht zum Tode verurtheilen; die ewige Gerechtigkeit verbietet es mir, die da nicht will, daß man Gesetze erschwert, um sie auf eine frühere That anzuwenden. Ich verlange Sicherung des Königs im Schlosse Saumur bis zum Frieden; dann, daß seine Schwester freigelassen werde und mit einem

entsprechenden Gehalt sich zurückziehen könne, wohin sie wolle.“¹⁾ Perfaire erklärte: „Zum Richter bin ich nicht berufen, und wäre ich es, so würde ich mit Großmuth stimmen, denn nur so glaube ich den Willen einer großen Nation ausdrücken zu können. Ich kann den Gedanken einer Nation nicht fassen, die sich an einem Manne rächt, und die Majestät des Volkes, die in einem solchen Streit entwürdiget werden muß, gewinnt ihre Größe in meinen Augen erst wieder im Augenblicke, wo es begnadigt.“ Bresson erklärte: „Wir sind keine Richter, denn die Richter haben eine Binde über dem Auge, während der Haß gegen Ludwig uns verbrennt und verzehrt.“ Casenave forderte die zwei Drittel der Stimmen „als Ersatz dafür, daß man Ludwig nicht gestattet habe, einen Theil seiner Richter zurückzuweisen.“ Siéyès stimmte kurzweg „Tod“. Die Angabe, er habe gestimmt „Tod ohne viel Geschwäg“,²⁾ ist irrig. Eigenthümlich ist die Art, wie Anthonie seine Abstimmung begründete: „Auf meine Ehre, Ludwig verdient den Tod.“ Ähnlich sagte Lafauvel, indem er die Hand auf die Brust legte: „Die Gründe meiner Entscheidung sind hier, ich stimme für den Tod.“³⁾

Es war acht Uhr abends, Dienstag den 17. Januar, als Chazal, der letzte des letzten Departements (Gard) noch das Wort „Tod“ aussprach. Während man jezt an die Zählung der Stimmen gieng, meldete der Vorsitzende, daß er zwei Briefe erhalten habe, den einen von den Vertheidigern des Königs, den andern vom spanischen Gesandten, und fragte, ob er sie öffnen und vorlesen solle.⁴⁾

Danton verlangte sogleich heftig, man solle Spanien für diesen Versuch einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten den Krieg erklären. Der Convent beschloß, der Brief des spanischen Gesandten solle gar nicht, das Schreiben der Vertheidiger Ludwigs aber erst, wenn das Urtheil über ihn ausgesprochen sei, vorgelesen werden. Während dieser Verhandlungen wurde auf einer Bahre der Abgeordnete Duchastel⁵⁾ mit verbundenem Kopfe hereingetragen. Krankheit hatte ihn verhindert zu kommen; als er aber hörte, daß nur eine geringe Mehrheit daran sei, den Tod des Königs zu entscheiden, ließ er sich trotz seiner Schmerzen in den Saal tragen, um für das Leben zu stimmen. Mühsam steigt er die Rednerbühne hinauf, während ihm die Bergmänner zornig zuschreien: „Die Abstimmung ist schon geschlossen!“ — „Wer hat nach ihm geschickt?“ rufen andere. Garreaus Stimme dagegen übertönt die andern: „Im Namen der Ehre, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, und zu eurem Ruhm und zur Ehre des Conventes verlange ich, daß man ihn anhöre!“ — und so beschließt der Convent, Duchastels Stimme anzunehmen, der auf Verbannung des Königs anträgt. In diesem Augenblicke wollte Manuel den Saal

¹⁾ Der „Moniteur“ gibt im Band XV die Abstimmung über die Strafe genauer als die Débats, III, und die Hist. parlem., XXIII.

²⁾ „La mort sans phrase.“ Das „sans phrase“ soll Zusatz des Nachschreibers sein, weil nämlich Siéyès seine Abstimmung nicht begründete. Nach Barante soll er beim Besteigen der Rednerbühne zwischen den Zählern gemurmelt haben: „Ne peuvent-ils donc pas voter sans phrases.“

³⁾ Der Erste sagte: „Sur mon honneur, Louis mérite la mort“, und der Zweite: „Les motifs de ma décision sont là, je vote pour la mort.“

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 198—204.

⁵⁾ Ibid. XXIII, p. 204.

Ansicht
des
Saales.

Perfaire.

Bresson.

Casenave.

Siéyès.

Zwei
Schrei-
ben.

Duchastel.

Manuel.

Abstimmung
unter
Dolchen.

D'Aradly.

verlassen. „Haltet ihn auf!“ riefen die Bergleute, „er nimmt die Handschrift der Abstimmung mit fort!“ und stürzten auf ihn los und faßten ihn am Kragen. Die Diener eilten zu seiner Rettung herbei. Eine wilde Bewegung entsteht. Der Präsident bedeckt sich.¹⁾ Endlich tritt wieder Ruhe ein und Manuel verläßt langsam und stolz den Saal.

Indes sind die Stimmen gezählt und Vergniaud besteigt den Rednerstuhl: „Ich zeige der Versammlung das Ergebnis der Abstimmung an. Ihr werdet jetzt eine große Handlung der Gerechtigkeit vollbringen, darum hoffe ich, daß ihr aus Menschlichkeit das tiefste Stillschweigen bewahrt. Wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, muß auch die Menschlichkeit befriedigt werden. Die Versammlung besteht aus 749 Mitgliedern, davon sind abwesend in Staatsgeschäften 15, durch Krankheit verhindert 8, nicht abgestimmt haben 5. Gestimmt haben 721. Die absolute Majorität besteht aus 361. Davon haben gestimmt für Kettenstrafe 2 (Condorcet und Dupain); dann für Gefangenschaft bis zum Frieden und für alsbaldige Verbannung 286; für den Tod mit Aufschub, sei es bis zur Vertreibung der Bourbonen, sei es bis zum Frieden, sei es bis zur Bestätigung der Verfassung, 46; 361 haben für den Tod unbedingt gestimmt; 26 für den Tod, mit dem Verlangen einer Verhandlung, ob es dem Staatsvorteil entspreche, daß er verschoben werde oder nicht. Also haben gestimmt für den Tod ohne Bedingung 387; für Haft oder für den Tod unter Bedingung 334. — Ich erkläre also,“ fügte Vergniaud im Tone des Schmerzes hinzu, „daß die Strafe, welche ihr gegen Ludwig Capet verhängt, der Tod ist.“²⁾

Jetzt wurden die drei Verteidiger vorgeführt. Desèze beginnt mit bewegter Stimme ein Schreiben des Königs vorzulesen; es lautet: „Ich bin es meiner Ehre, ich bin es meiner Familie schuldig, zu einem Urtheilspruch nicht zu schweigen, der mich mit einem Verbrechen belastet, das ich mir nicht vorwerfen kann. Demzufolge erkläre ich, daß ich vom Urtheil der Volksvertreter an das Volk selber appelliere. Vermöge der gegenwärtigen Schrift gebe ich meinen Verteidigern die besondere Vollmacht und mache es ihnen zur ausdrücklichen Pflicht, dem Convent diese Berufung mit allen Mitteln, die in ihrer Gewalt sein mögen, bekannt zu geben und zu verlangen, daß derselben in dem Protokoll der Sitzungen des Conventes Meldung geschehe. Gegeben im Templethurm, 16. Jänner. Ludwig.“³⁾

Desèze machte dann aufmerksam auf das natürliche und heilige Recht der Berufung, welches jedem Angeklagten, jedem Menschen, also auch Ludwig zustehet. Wenn sie in der Verteidigung nicht gleich dieses Recht in Anspruch genommen haben, so geschah dies, weil sie

¹⁾ Buchez et Roux, Hist. parlam., XXIII, p. 204–205. — „Moniteur“, XV, p. 228.

²⁾ Ibid. XXIII, p. 206. — Débats de la Conv. nationale, III, p. 54–55.

³⁾ Der König unterschrieb nicht „Ludwig Capet“, wie der „Moniteur“ angibt vol. XV, p. 229. — Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 207.

nicht voraus hatten sehen können, daß der Convent Ludwig verurtheilen würde. Außerdem sei Ludwig nur durch eine Mehrheit von fünf Stimmen zum Tode verdammt worden. Die Verteidiger können verlangen, daß auch die Stimmen der abwesenden Mitglieder eingesammelt werden, da sie vielleicht für ihn günstig ausfallen. Sie beschwören im Namen der Menschlichkeit, im Namen jenes geheiligten Grundsatzes, welcher da will, daß zu Gunsten des Angeklagten mild und sanft gehandelt werde, nicht ganz Frankreich durch einen Urtheilspruch in Erstaunen zu setzen, der durch eine so geringe Mehrheit ausgesprochen wurde.¹⁾

Trouchet aber betonte, daß die meisten unter denen, welche für den Tod stimmten, ihren Anspruch auf das peinliche Gesetz gründeten, und wie man gegen den Angeklagten das strengste Gesetz unter allen habe geltend machen können, während man allem dem auswich, wodurch die Menschlichkeit eben dieses Gesetz zu Gunsten des Angeklagten gemildert hat. Das Gesetz verlangt zur Verurteilung zwei Dritteltheile der Stimmen; man habe aber im Convente beschlossen, die absolute Mehrheit solle entscheiden. So sei entschieden worden, nicht durch namentlichen Aufruf, sondern durch einfaches Übergehen zur Tagesordnung.²⁾

Dann bat Malesherbes unter Thränen, man möge ihm Zeit bis zum Morgen geben, um seine Bemerkungen über die Zählung der Stimmen bei Verurteilungen mitzutheilen, über welche er früher als Beamter viel nachgedacht habe. Er sei aber jetzt in Verwirrung und besitze die Kunst nicht, aus dem Stegreif zu sprechen. Seine Rede war von Schluchzen unterbrochen und seine Thränen waren beredter als seine Worte.

„Bürger,“ entgegnete der Präsident, „eure Forderungen waren für euch als Verteidiger eine Pflicht. Der Convent bewilligt euch die Ehre der Sitzung.“³⁾

Nun erhob sich Robespierre: er verzeihe den Verteidigern ihre Bemerkungen, ihre Berufung vom Urtheile des Conventes an das Urtheil des Volkes; aber die Gesetzgeber, die Stellvertreter des Volkes, dürfen nicht erlauben, daß man hieherkomme, um Zwist in der Republik zu erregen. Der Convent dürfe seinen Beschluß nicht zurücknehmen, denn er drücke den Beschluß der Nation aus. „Die Nation hat den König, der sie unterdrückte, nicht bloß darum verurtheilt, um eine große Rache auszuüben, sondern auch um der Welt ein großes Beispiel zu geben und die Freiheit in Frankreich zu befestigen und in ganz Europa ins Leben zu rufen, namentlich aber um Frieden und Ruhe sicher zu stellen. Der Beschluß ist unwiderruflich. Die Appellation ist nichtig. Es muß sogar jedem Staatsbürger verboten werden, irgend eine Rücksicht darauf zu nehmen, bei Strafe als ein Störer der öffentlichen Ruhe und ein Feind der Freiheit angesehen zu werden.“ Guadet bringt ähnliche Ansichten vor, auch Merlin von Douay und Barrère sprechen noch gegen das Verlangen der Verteidiger.

Der Convent wies die Berufung an das Volk ab und beschloß, die von Mailhe angeregte Frage, ob ein Aufschub der Hinrichtung stattfinden sollte, am nächsten Morgen zu entscheiden. Es war elf Uhr abends am 17. Jänner. Die Sitzung hatte 37 Stunden gedauert.⁴⁾ —

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 207–209. — Débats, III, p. 56–58.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 209–210. — Débats, III, p. 59–62.

³⁾ „Moniteur“, XV, p. 229–230.

⁴⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 210–214. — Débats de la Conv. nationale, III, p. 62–63. — „Moniteur“, XV, p. 229–232.

Ver-

Trouchet.

Males-

Ver-

Robes-

Das
Resultat
der
Abstimmung.

Die Ver-

Desèze.

Schrei-

Desèze.

Die Verhandlungen über den Aufschub der Hinrichtung.

Ludwigs Schicksal war also entschieden. Mit zerrissenem Herzen verließen seine Freunde, seine Anhänger den Saal. Selbst manche Feinde wurden ernst, seit die Entscheidung gefallen war, und erschrafen über ihren Sieg, und die Ahnung neuer Gefahren, großen Unheils stieg in ihnen auf und ewiger Schmach, die sie durch ihr Unrecht auf ihren Namen geladen. Die Gallerien schwiegen und waren wie betäubt, als das Urtheil verlesen wurde.

Die Sitzung am 18. Januar begann mit Bedenken, ob die Stimmen auch recht gezählt seien. 745 Mitglieder seien ursprünglich im Convent, seit der Vereinigung der Grafschaft Venaisin aber 749. Andere bemerkten, die Abstimmung mehrerer Abgeordneten sei falsch angegeben, und so wurden denn die einzelnen noch einmal aufgerufen und ihre Abstimmung vorgelesen, und da geschah es, daß einige, die unter Bedingungen für „Tod“ gestimmt hatten, da die Sache des Königs doch einmal verloren war und sie die Gunst der Jakobiner nicht verlieren wollten, erklärten: ihre Stimme für „Tod“ sei die Hauptsache und ihre Bedingungen die Nebensache.

Dasselbe erklärte auf eine Anfrage in seiner Behausung der kranke Mailhe. Als Kersaint aufgerufen wurde, wiederholte er seine Abstimmung für Milde, die mit Murren und Drohungen angehört wurde. Er sagte darüber: „Ich will den Mördern ein Verbrechen ersparen, indem ich auf meine Unverletzlichkeit als Abgeordneter verzichte.“ Zugleich übergab er ein Schreiben dem Präsidenten, welches alle Gründe, warum er seine Stelle als Mitglied niederlege, angab: einmal seine schwächliche Gesundheit, dann die Unmöglichkeit, noch länger die Schande zu ertragen, mit Blutmenschen im gleichen Saale zu sitzen, zu einer Zeit, da ihre Meinung, welcher der Schrecken vorangeht, über die Ansicht rechtschaffener Menschen siege. „Hat auch meine Vaterlandsliebe mich das Unglück ertragen lassen, mit den Lobrednern und Theilnehmern der Septembervorurtheile zusammenzusitzen, so will ich wenigstens mein Andenken von dem Vorwurfe rein erhalten, ihr Mitschuldiger gewesen zu sein. Dazu habe ich aber keinen anderen Zeitpunkt als den gegenwärtigen, morgen wäre es schon zu spät.“¹⁾

Nach mehrstündiger Prüfung der Stimmen erklärte Bergniaud als Ergebnis: 387 hätten für den Tod ohne Bedingung gestimmt, 334 für Haft oder Hinrichtung unter Bedingung, 28 seien abwesend gewesen oder hätten sich der Abstimmung enthalten.²⁾

Die Forderung, die Secretäre sollten jetzt ein Protokoll des Prozesses niederschreiben, das gedruckt und mit einer Erklärung der Beweggründe an alle 84 Departements rasch versendet werde, wollte Thuriot nicht gelten lassen: der Convent habe unstreitbar das Recht, den Tyrannen zu richten; durch lange Erklärungen darüber werde er die Meinung bestärken, er habe seine Vollmachten überschritten und er habe eine Rechtfertigung nöthig.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 270—271.

²⁾ Ibid. XXIII, p. 259—270.

Dann kam die Frage wegen des Aufschubes der Hinrichtung zur Verhandlung. Tallien bemerkte, sie müsse wohl in dieser Sitzung noch entschieden werden, man solle Ludwigs Todesangst nicht verlängern. — Die Bergmänner stimmten zu. Lareveillère-Lepaux, Bürger von Angers, äußerte darüber mit Recht: in dieser Anrufung der Menschlichkeit höre man zugleich den Ruf nach Blut. Die Versammlung sei müde von der letzten langen Sitzung, man solle nichts übereilen und nicht auf Leute hören, welche den Convent zu unbesonnenen Schritten jortreiben wollen.¹⁾ Der blutgierige Lecarpentier aus Valogne meinte dagegen, wenn das Vaterland in Gefahr sei, dürfe ein Abgeordneter nicht schlafen; er kenne keinen schöneren Tag als den gestrigen, an welchem nach langen Verhandlungen endlich dem Tyrannen sein Urtheil gesprochen worden.²⁾ Auch Couthon that auf einmal, als ob er Mitgefühl mit dem König habe: „Der Gefangene kennt sein Loos, jeder Augenblick ist für ihn eine Hinrichtung, man muß also das Urtheil vollziehen binnen vierundzwanzig Stunden, sonst hat der Convent keine Würde und sind seine Beschlüsse ohne Bestand. Wir müssen den Völkern zeigen, wie man Tyrannen behandle.“ Daunou³⁾ mahnte an Bedächtigkeit in einer ernstern Frage, über die Payne eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Robespierre aber wendet ein, man könne einem einzigen Menschen doch nicht ein ganzes Volk opfern und zögern, und aus lauter Mitgefühl für einen Menschen die Rechte des Volkes verletzen. Ein besonderes Sendschreiben an das Volk sei nicht nöthig, sonst komme es heraus, als ob der Convent sich entschuldigen wollte; man falle kein Urtheil, ohne es auch zu vollziehen; man dürfe sich nicht mitleidig, nicht kleinmüthig zeigen und durch Zögerungen schlimme Hoffnungen erwecken. Es liege in dem raschen Tode auch eine Barmherzigkeit für den Verurtheilten.⁴⁾

Viele stehen auf und fordern alsbaldige Entscheidung unter Namensaufruf. Auf die Bemerkung Chambons, wenn man von Menschlichkeit reden wollte, so müßte man Begnadigung eintreten lassen, die Versammlung sei abgepannt, man möge am nächsten Tage über den Aufschub abstimmen, entsteht Lärm. Da drängen sich Marat und Lanjuinais zu gleicher Zeit auf die Rednerbühne, und ringen Leib an Leib, wer dieselbe behaupte. Ein großer Lärm entsteht in der Versammlung, so daß der Vorsitzende sich bedeckt, damit wieder Ruhe werde. Er läßt abstimmen über Vertagung und erklärt sie für beschloffen. Viele Mitglieder verlassen rasch den Saal. Präsident Treilhard verläßt seinen Stuhl. Es ist halb elf Uhr.

Die Bergmänner aber stürzen in die Mitte des Saales und der Ruf ertönt: „Die Sitzung ist noch nicht aufgehoben, denn es ist nicht abgestimmt worden über alle Vorschläge! Die Ordnung ist verlegt, schmachvoll verlegt! Halten wir Sitzung fort und rufen wir den Präsidenten vor die Schranken!“ — Man sucht nach einem Alterspräsidenten. Lacroix besteigt die Rednerbühne, aber nicht um den Vorsitz zu übernehmen. „Die Sitzung“, sagt er, „ist aufgehoben; ihr seid jetzt nicht der Convent, ihr seid nur eine Versammlung von Bürgern. Ihr könnt keinen Präsidenten ernennen und ich erkläre, daß ich den Vorsitz nicht führe.“ —

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 217. — Débats de la Convention nationale, III, p. 66—67.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 218. — Débats de la Convention nationale, III, p. 66.

³⁾ Auch hier wird er mit Danton verwechselt von den Débats, III, p. 69.

⁴⁾ Seine Rede gegen den Aufschub ist vier Seiten lang. Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 220—224.

Aufschub.

Lareveillère-Lepaux.

Lecarpentier.

Couthon.

Daunou.

Robespierre.

Treilhard.

Lacroix.

Ob der Stimmenzahl richtig sei.

Mailhe.

Kersaint.

Bergniaud.

Thuriot.

„Wir sind die Mehrheit!“ rufen viele und verlangen Namensaufruf. — „Jetzt ist die Zeit, mit den Brissotinern endlich einmal aufzuräumen. Die wahren Patrioten sind da; die, welche fortgiengen, sind lauter Royalisten!“ — Couthon ruft, das Vaterland sei in Gefahr und man müsse in Permanenz da bleiben. — Legendre aber bemerkt, auch die Tribünen seien noch voll und es scheine, sie wollten die Nacht über gefüllt bleiben. Doch es wäre besser, die Leute giengen in ihre Stadttheile und wachten darüber, daß niemand aus dem Temple entkomme, dagegen solle man morgen um acht Uhr pünktlich an seinem Plage sein.“

Jetzt besteigt Robespierre die Rednerbühne: Es seien lauter gute Patrioten da, und er mahne jetzt im Vertrauen, alle mögen um Ruhe sich bemühen, bis der Tyrann das Schafott bestiegen habe, sonst könnte man ihre Unruhe mißbrauchen und nächtlich den Tyrannen abthun, und das wäre schade. Morgen müßten alle pünktlich am Plage sein und ihre ruhmvolle Arbeit wieder aufnehmen, um die Könige zu erschrecken und die Freiheit zu befestigen!

Da tritt Santerre auf die Bühne, um jede Sorge zu beschwichtigen: Alles sei ruhig. Überall seien Kanonen. 5000 Mann ständen in Reserve bereit, jeden Augenblick überallhin aufzubrechen. Man dürfe sicher sein, die Hinrichtung des Königs werde mit dem größten Glanze stattfinden; er verliere sein Leben gewiß nicht anders, als auf dem Schafott unter dem Schwerte des Gesetzes. — Viele rufen: „Morgen, um neun Uhr, sicher!“ — „Ja, ja!“ entgegen andere. Der Saal leert sich. Es ist Mitternacht.¹⁾

Am 19. Januar wurde pünktlich die Sitzung um neun Uhr eröffnet. Vergniaud läßt sich krank melden und Barrère übernimmt darum den Vorsitz. Es wird ein Schreiben Manuels verlesen: er müsse der Nation seine Beleidigung anzeigen. In der gestrigen vierzig Stunden langen Sitzung, in welcher das Schicksal mehr als eines Reiches entschieden wurde, sei er Sekretär gewesen; um frische Luft zu schöpfen, habe er hinausgehen wollen. Da sei eine Wande dieser Richter über ihn hergefallen, über ihn, den Vertreter eines freien Volkes! Seine erste Regung sei gewesen, sich selber Genugthung zu verschaffen; er habe aber gedacht, daß der Convent für diese Beschimpfung sich rächen müsse. „Volksvertreter! was habt Ihr gemacht? trotz Eurer Allmacht habt Ihr nicht einmal das Verzeichnis einiger Unruhestifter, die mit ihrem Talent, Lärm zu machen, Euch die Kraft nehmen, Gutes zu thun, an die 84 Departements gesendet. Durch Eure erste Erniedrigung habt Ihr auch Frankreich erniedrigt. Ihr könnt es nicht retten, so wie Ihr jetzt seid. Ich muß die Wahrheit sagen. Einem rechtschaffenen Manne bleibt nichts mehr übrig, als sich in den Mantel seiner Tugend zu hüllen.“ — Der Convent geht über das Schreiben zur Tagesordnung über.

Dann beginnt die Verhandlung über den Aufschub. Es soll einfach mit Ja oder Nein, ohne jede Begründung, darüber entschieden werden.

Balazé fordert Aufschub bis zur Vertreibung aller Bourbonen: er könne darum nicht bloß einfach Ja sagen. Marat aber wundert sich, wie man eine Frage, die schon erledigt sei, noch einmal verhandeln könne — es sei dies ein Angriff der Minderheit auf die Mehrheit. Das Urtheil sei gesprochen und es müsse binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden. „Nur die Tyrannenknechte wollen noch berathen.“ Viele verlangen eine Rüge für diese Äußerung und Marat erhält sie. Er trägt ihr aber „zum Vortheile des Gemeinwohls“.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 224—229. — Débats de la Convention nationale, III, p. 74—78.

Dennoch geht man zur Verhandlung über. Buzot ist der erste Redner. Er wisse wohl, daß man für einen Royalisten gelte und mit Dolchen bedroht sei, wenn man jetzt noch für Aufschub spreche, doch er frage nichts nach dem Leben, nur nach einem makellosen Andenken; — und nun bringt er einige ganz wahre Bemerkungen vor: „Man wird dereinst in Ruhe den Prozeß beurtheilen, man wird große Formfehler darin finden und bittere Bemerkungen machen über die Hast in der Vollziehung eines Urtheiles, das nur mit einfacher Majorität gefällt wurde, und über die Aufregung und den Lärm sprechen, der das Urtheil begleitete; man wird sagen, ihr hättet eine solche Freiheit nicht besessen, die euch einen Aufschub gestattete. Heute macht ihr euch aus diesen Vorwürfen nichts, sie werden aber ein schreckliches Gewicht bekommen, wenn die Leidenschaften des Augenblickes schweigen, unter der Last des Glends, welches die Folge der Vollziehung eures Urtheils sein wird: des allgemeinen Kriegs, der Zerstörung, des Jammers, der Stürme, der Unruhen, der natürlichen Folgen davon. Wenn ihr die Hinrichtung beschleunigt, so könnt ihr Frankreich, könnt ihr Europa nicht überzeugen, daß ihr nicht das Spielzeug einer Partei waret, als ihr Ludwig XVI. auf das Schafott sandtet.“

Darob wilder Lärm der Linken. Buzot jedoch fährt unbeirrt fort: „Ja, es ist hier eine Partei, die den Tod Ludwigs nur will, um einen andern König auf den Thron zu setzen. Man verbanne also Orleans und seine Söhne — und der Streit unter uns hört auf. Ich verlange Aufschub der Hinrichtung und daß man inzwischen alle Prätendenten verbanne.“¹⁾

Sehr heftig antwortet Thuriot:²⁾ „Man hat nichts mehr zu fürchten, der Beschluß ist gefaßt, die Nation will ihn und er wird ausgeführt werden. Die Pariser werden ihn ausführen. Paris hat keineswegs drei Revolutionen gemacht, um sich die Frucht entschlüpfen zu lassen; es will keinen Tyrannen und wird sich erheben und alle Tyrannen und ihre Helfershelfer zerschmettern! — Die Aristokratie bringt nichts zuwege, die Verleumdung auch nicht mehr. — Die Fraction, von der man spricht, besteht nur da, wo feige Intriguanen sind, welche Minister werden wollen. — Man will einen König machen; wäre dieser Plan möglich, warum solle man ihn nicht am 14. Juli, am 5. October, am 10. August ausgeführt haben? — Ihr verleumdet aus Bedürfnis zu verleunden. Man muß die Freiheit haben, seine Meinung offen zu sagen, aber nicht die Freiheit, zu verleunden. — Seit vier Monaten sehe ich, wie diese Menschen fortwährend Paris verleunden. Was würden sie gegen diese gute Stadt nicht thun, wenn sie Macht genug hätten? Sie würden dieselbe den Flammen, der Plünderung überlassen! — Da macht man euch Angst vor den Mächten Europas! Sind wir nicht zum Kriege gegen sie gerüstet? Haben wir uns nicht zu Schützern der Völker erklärt, wenn sie das Joch der Tyrannen abschütteln würden? — Was erwartet ihr von einem Aufschub der Hinrichtung des Königs auf acht oder vierzehn Tage? Seine Schuld ist ja ohnehin anerkannt. Ihr verschafft dem Tyrannen nur Mittel, zu entkommen. Darum beantrage ich seine Hinrichtung binnen vierundzwanzig Stunden.“

Caseneuve³⁾ macht in würdiger und ernster Weise auf die Gefahren aufmerksam, welche die Hinrichtung in ihrem Gefolge habe: das Vaterland sei von Parteien zerrissen und allen Schrecken eines verheerenden und mörderischen Krieges

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 231—235. — Débats de la Convention nationale, III, p. 83—84.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 236—237.

³⁾ Ibid. XXIII, p. 237—239.

Buzot

gegen Formfehler

und Egalité.

Thuriot.

Caseneuve.

Legendre.

Robespierre.

Santerre.

Der 19. Januar.

Manuel.

Ob Aufschub?

Balazé.

Marat.

preisgegeben. „Die Hinrichtung wird das Signal sein für ganz Europa zu Feindseligkeiten und zugleich zu innerem Kriege, und ihr seid verantwortlich für all das Elend, welches diese unbesonnene That herbeiführt. Wie könnt ihr den Verlust von 100.000 Mann verantworten, die eure Brüder sind, und den Untergang des Wohlstandes? Der Ackerbau, der Handel, die Künste sind die Quellen des Wohlstandes — und ohne diesen ist die Freiheit nur ein leerer Wahn. Eine allzu hastige und überstürzte Gerechtigkeit stellt euch offenkundig bloß, während ihr noch alle Stürme beschwören könnt — durch eine Maßregel, welche uns unsere bedrängte Lage vorschreibt. Die Noth unserer Finanzen, der klägliche Zustand unseres Heeres und Rücksichten der Klugheit und Menschlichkeit gebieten euch, das Schwert nicht gegen das Haupt Ludwigs zu zücken. Ich beantrage darum Aufschub bis nach Annahme der Verfassung.“ Der Redner wußte wohl, daß Zeit gewinnen hier so viel hieß — als alles gewinnen.

Ohne Erbarmen mit dem armen König — erhob sich Barbaroux,¹⁾ um alle Bedenken zu verschleichen. Es sei falsch, wenn man von der Vollziehung des Urtheils einen Krieg mit ganz Europa besorge und in der Schonung Ludwigs ein Mittel sehe, den Frieden zu erlangen. „Da kennt man die Treulosigkeit der Höfe zu wenig, denen an der Person Ludwigs XVI. gar nichts liegt. Allerdings ist ihnen auf der einen Seite der Vorgang wegen seiner Folgen für sie unangenehm, auf der andern Seite aber hegen sie die Hoffnung, daß das Mitleid in unserem Land eine Partei bilden wird, die ihnen durch ihr Thun oder selbst ihr Nichtsthun nützlich sein kann, und daß dann ihre Waffen der Republik ein Ende machen. Wenn uns die Könige Krieg erklären wollen, so fehlt es ihnen nie an einem Vorwand, und sie werden ihn erklären, sobald sie die Mittel dazu haben. Ein Aufschub der Hinrichtung ist aber für uns nicht ohne Gefahr. Er bietet einer Partei unter uns, die sichtbar nach der Herrschaft strebt und die Meisterin ist in der Kunst zu verleumden, Gelegenheit, den Convent herabzusetzen. Wir geben den Übelwollenden eine Waffe in die Hand. Darum muß man Ludwig rasch hinrichten. Das Urtheil ist gesprochen, aber man muß auch allen Parteien ein Ende machen. Warum hat man den Beschluß, alle Bourbonen zu verjagen, widerrufen? Warum soll Philipp von Orleans nicht Staatsrücksichten weichen müssen? Ihr müßt zeigen, daß ihr den Tod des ehemaligen Königs und zugleich den Tod des Königthums wollt. Fügt euch dem stark ausgesprochenen Wunsch aller Departements, und in vierundzwanzig Stunden haben wir dann nie mehr den Mann vor uns, der König war, und denjenigen, der beharrlich daran arbeitete, König zu werden. — Die Nation kann bei der Verbannung des letzteren alle Rücksichten der Großmuth walten lassen. Man sagt zwar, die Hauptstadt verdiene viel Geld bei den Prinzen; aber wollt ihr diese Rücksichten walten lassen, so müßt ihr auch wieder die Monarchie einführen. Paris hat allerdings viel verloren durch die Revolution, aber es wird auch wieder viel gewinnen durch dieselbe, durch Handel und Industrie. Man muß dann einen Canal graben, so daß die Schiffe vom Ocean aus bis nach Paris gehen. Ich habe an diesem Plan gearbeitet zur Zeit, da man mich als Feind der Hauptstadt verleumdete.“

Als ein hervorragender Girondist, der gegen den Aufschub sprach. So wenig war diese Partei einig in ihrem Auftreten!

Ein Schildknappe Marats, Guffroy,¹⁾ ärgerte dann den Convent durch den Vorwurf, die Listen der Abstimmung seien wirklich gefälscht worden zu Gunsten Ludwigs. — Lasuree rief, das würde den Convent in den Augen Europas und der Nachwelt entehren. — Dann sprach Condorcet länger, nicht recht deutlich für oder gegen den Aufschub. Die Könige werden den Völkern sagen, der Convent habe Ludwig geopfert, nur um seine Nachgiebigkeit zu sättigen. Man möge in Zukunft die Todesstrafe nur noch für politische Verbrecher gelten lassen, sonst möge man Angeklagte rasch aburtheilen. In Paris seien viele Gefängnisse und nur ein Gerichtshof, man solle deren mehrere errichten. Man möge für das Schicksal unehelicher Kinder sorgen, daß die Namen Findling und Bastard nicht mehr in Gebrauch seien;²⁾ auch möge man sich bemühen, die Last der Steuern für die Dürftigen soweit als möglich zu erleichtern.

Von all diesen Dingen war jedoch jetzt nicht die Rede, Condorcet zog sie aber an den Haaren herbei, um für freisinnig zu gelten. Die jetzt brennende Frage berührte er dagegen nicht; wäre es ihm mit seiner Theilnahme an allem Reimenschlichen ernst und wäre er ein Charakter gewesen, so hätte er seine Pflicht gethan und gegen die Hinrichtung des Königs gesprochen.

Ziel würdiger benahm sich jetzt der Amerikaner Payne,³⁾ der Königshasser. Müßten wir früher ihn tadeln, so gab er jetzt Gelegenheit, seiner mit Lob zu gedenken. Er bestieg die Rednerbühne mit dem Secretär Bancal, welcher in französischer Übersetzung sein Gutachten vorlas, gegen welches Marat sogleich anhub, man dürfe ihn nicht stimmen lassen, denn er sei ein Quäker, welche die Todesstrafe verwerfen. Doch Marat ward zur Ordnung verwiesen. Dann erhob sich der Volksfreund wieder zur Behauptung, die Übersetzung sei falsch, das sei nicht die Ansicht Paynes. Doch die Übersetzung wurde richtig befunden und Marat erhielt nochmals eine Rüge. Was reizte denn Marat so sehr an Paynes Urtheil? Dieser berief sich darauf, daß er vor fünfundzwanzig Jahren schon thätig war für die Freiheit Nordamerikas; stets habe er die Sprache der Freiheit und Menschlichkeit gesprochen und er wisse aus Erfahrung, daß diese beiden Ideen zusammen der menschlichen Seele unter allen Umständen Schwung verleihen. Er spreche davon, weil Frankreich jetzt im Begriffe stehe, eine That der Gerechtigkeit zu vollziehen, die später als That der Rache erscheinen werde. Seine Angst für die Sache Frankreichs sei jetzt eine Angst für dessen Ehre geworden, und sei es ihm vergönnt, nach seiner Rückkehr in die Freistaaten Amerikas eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben, so möchte er lieber tausend Irrthümer, die in der Menschlichkeit ihren Ursprung haben, darstellen, als einen einzigen, der aus einer allzubarten Gerechtigkeit hervorgieng. Er habe gegen die Berufung ans Volk gestimmt, weil er eine unnöthige Abmüdung des Volkes davon befürchtete und weil er hoffte, daß der Convent dieselbe Strafe festsetzen würde, welche sicher das Volk auch aussprechen möchte, nämlich Haft bis zum Frieden und dann Verbannung. Der jetzige Convent werde wohl kaum noch länger, als fünf oder sechs Monate tagen, dann werde ein anderer Convent zusammentreten

1) Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 243.

2) Que les noms d'enfants trouvés et de bâtards ne soient plus en usage dans la langue française. — Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 246.

3) Ibid. XXIII, p. 246—249.

1) Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 239—242.

und dieser sicher die Meinung des Volkes über die Strafe aussprechen. Man brauche also die Entscheidung nicht zu übereilen, um die Gefahr des Krieges und der Erschöpfung der Finanzen nicht zu steigern. „Frankreich hat jetzt nur noch einen Verbündeten, die Vereinigten Staaten, und diese allein können ihm jetzt Hilfe zur See leisten, denn die Königreiche im Norden Europas, die ihm sonst halfen, sind entweder schon im Krieg mit Frankreich oder werden bald darin begriffen sein. Nun gilt der Mann, um dessen Kopf es sich jetzt handelt, gerade in den Vereinigten Staaten als ihr bester Freund, als derjenige, welcher ihnen die Freiheit verschafft hat. Ich kann euch versichern, daß seine Hinrichtung dort eine allgemeine Betrübniß verbreiten wird, und ihr habt es in eurer Gewalt, euren Freunden diesen Schmerz zu ersparen. Wäre ich der französischen Sprache mächtig, so würde ich vor die Schranken hinabsteigen und euch im Namen meiner amerikanischen Brüder anfehlen: verschließet die Hinrichtung Ludwigs! Der Gesandte, den eure Regierung ernannte, tritt bald seine Fahrt nach den Vereinigten Staaten an. Nichts wäre süßer für eure Verbündeten, als wenn er bei seiner Landung sagen könnte, daß ihr die Hinrichtung Ludwigs vertagt habt, in Erwägung des Antheils, den er an der Befreiung Nordamerikas genommen, und des Schmerzes, den seine Hinrichtung den Amerikanern machen könnte. — Mitbürger! gewährt dem Despoten Englands nicht das Vergnügen, daß er den Mann auf das Schafott steigen sieht, welcher geholfen hat, die Ketten meiner lieben Brüder in Amerika zu brechen!“ — — Solche Worte hätten in jeder andern Kammer gewirkt, aber der Haß hatte diese Köpfe verblendet!

Stimmung in Nordamerika.

Brissot.

Begreiflich wird jetzt, daß Brissots Mahnung an die Regeln der Klugheit ebensovienig wirkte. Er schmeichelte im Anfang seiner Rede ¹⁾ der gerade herrschenden Hauptleidenschaft des Hasses gegen den König in den Worten: „Ich bin überzeugt, daß alle möglichen Todesarten die Verbrechen dieses Mannes nicht sühnen können, wir sollten aber höhere Rücksichten gelten lassen.“ — Aber wo wirken diese auf die Leidenschaft? Es sei zu beklagen, daß das Glück oder das Unglück des Staates mit dem Urtheil über einen so fluchwürdigen Menschen so innig verbunden sei. Ist die Vertagung seiner Hinrichtung von Vortheil für Frankreich? Allerdings, denn die Hinrichtung würde ihm die Herzen seiner Verbündeten entfremden und seine Feinde vermehren ohne Noth und das in einer so schlimmen Zeit, ohne daß man einem europäischen Bunde eine geeinigte Nation entgegenstellen könne. „Wenn ihr dagegen die öffentliche Meinung in ganz Europa für euch habt, so wird der Krieg bald zu Ende sein und werden die Tyrannen Ruhe geben oder vernichtet werden. Die öffentliche Meinung in Europa ist so viel wert, als ganze Heere. Mit welchem Auge, meint ihr, daß Europa auf die baldige Hinrichtung Ludwigs blickt? Die vorurtheilsfreien und philosophischen Köpfe sehen darin eine Bluttthat, welche der Freiheit nichts nützt, denn man wird einen Republikaner nie davon überzeugen, daß die Freiheit von fünfundzwanzig Millionen nur durch die Hinrichtung eines Mannes möglich

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 249—253.

sei, daß die Freiheit in Gefahr sei, wenn nicht Blut vergossen werde. Ein Republikaner wird nie glauben, daß man, um das Königthum zu vernichten, den König tödten müsse, denn sonst müßte man auch alle die vernichten, die Könige werden könnten. Diese Wahrheit ist so verbreitet, daß zum Beispiel, wenn in Amerika diese Frage zur Abstimmung käme, von vier Millionen Menschen auch nicht einer für die Hinrichtung stimmen würde. Die Tyrannen aber, welche die Nationen gegen euch aufheben, haben Gelegenheit, das Mitleid der Völker zu erwecken, indem sie die Hinrichtung Ludwigs herzerreißend darstellen, daß sie nur durch geringe Mehrheit, durch Einschüchterung und Bestechung, durch Verletzung der Formen, durch die Leidenschaft von Menschen, welche sich vor dem Urtheil der Nation fürchteten und darum sie nicht zu befragen den Muth hatten. So werden also die Könige den Haß allgemein und mächtig machen bei den Völkern. Das Heilmittel dagegen liegt in eurer Hand. Es ist der Aufschub, er wirkt mehr als die Hinrichtung, denn ihr verliert durch sie eure Freunde in England, Irland und Amerika, ihr büßt die Gunst der öffentlichen Meinung in Europa ein. Wenn ihr heute Ludwig hinrichtet, habt ihr morgen Krieg mit England, Holland, Spanien und mit allen Tyrannen Europas. Sollen wir wegen eines Mannes uns in einen Weltkrieg stürzen und seinetwegen unsere Finanzen zugrunde richten, unsere Colonien verlieren und unseren Handel lähmen? — — Darum stimme ich für Aufschub der Hinrichtung bis zur Annahme der Verfassung.“

Da gab Barrère auch in dieser Frage mit einer Schlußrede dem Barrère. Opfer den Todesstoß.

Er begann über politische Trugbilder zu klagen, welche man dem Convent vorgaukelte. Dazu habe auch der Brief des spanischen Geschäftsträgers dienen sollen, und das habe Anlaß gegeben, mit dem Tode aller Könige zu drohen. Dieser Brief sei aber nicht vom spanischen Ministerium an das französische geradezu gesendet, also nicht officiell. ¹⁾ Spanien sei übrigens von Natur aus verbündet mit Frankreich, und er glaube nicht an seinen Anschluss an England. Dennoch sei von einem Bunde des spanischen Despotismus mit der jungen Republik wenig Heil zu erwarten. Von den Königen habe überhaupt Frankreich nichts zu hoffen, als Haß, wohl aber von den Völkern, wenn sie erwachen. Nicht wegen seines Königs habe Frankreich so viele Feinde, sondern wegen seiner Freiheit, wegen seiner Urversammlungen. „Aber auch innere Feinde haben wir zu bekämpfen, Unordnung, Mißtrauen, Spaltung, Ränke. Unsere größten Feinde sind in uns selbst. Man sagt euch, wenn man einem König den Kopf abschlägt, so ist gleich ein anderer da. Ergreift feste Maßregeln gegen diese Wiedererstehung der Tyrannei,

¹⁾ Das Schreiben des spanischen Geschäftsträgers D'ariz besagte bloß: „Die Wichtigkeit des Prozeßes und der Antheil, welchen der König daran nimmt, sind so groß, daß ich hoffe, Seine Majestät werde es billigen, wenn ich Sie mittelst dieses Schreibens ersuche, mir nur so viel Zeit zu lassen, um seine Vermittlung zur Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und den kriegführenden Mächten zu verlangen. Kann dieser Schritt, welcher zugleich den Franzosen sehr nützlich sein wird, das Schicksal seines unglücklichen Verwandten mildern und bessern, so darf ich die Billigung Seiner Majestät erwarten, wenn sich der König durch die Art, wie mein Anerbieten aufgenommen wird, zu Unterhandlungen verpflichtet findet, deren Erfolg wichtig für die Menschheit sein würde. — Ich verlange nur die Zeit, um einen Eilboten nach Madrid zu senden und zurück zu erwarten u. s. w.“ Die Sprache war also sehr zahm.

aber entfernt euch nie von der Bahn der Gerechtigkeit. Unterscheidet richtig den, welcher die Revolution immer verteidigt hat, von dem, welcher sich stets dagegen verschworen. Der letztere muß bestraft, der erstere verbannt werden. Das Volk will übrigens ebensowenig Orleans zum König haben, als Ludwig Capet. — Man hat einen einfachen Ausschub vorgeschlagen: erstens den bis zur Annahme der Verfassung. Da hätte ja das Volk zugleich über die Person und die Sache, über den König und über das Königthum abzustimmen — da werdet ihr aber allen Hoffnungen der Adelligen, allen Ränken der Parteimänner wieder neues Leben verleihen und die Annahme der Verfassung wird das Mittel sein, die Republik zu vernichten. Andere schlugen den Ausschub bis zum Frieden vor: da würden aber die Könige ihre Anstrengungen verdoppeln und den Krieg verlängern. Vergesst aber euren Beruf nicht, die Mächte zu untergraben und ein neues Völkerrecht aufzustellen. — Was wäre jedoch das für eine neue Diplomatie, die den Kopf eines Königs an den fremden Höfen herumtöte und den Frieden dafür erbettelte! — Ebensowenig wäre der dritte Ausschub, bis der Feind unser Gebiet überfällt. Ich kenne kein grausameres, unmenschlicheres Verfahren, als das Schwert über dem Haupte eines Menschen gezückt zu halten und ihm zu sagen: „Beim ersten Einmarsch der Heere des Feindes wird dein Kopf fallen!“¹⁾

Barrères Rede war wieder wirksam für die Schwachen und Feigen, sie hatten Gründe der Menschlichkeit für ihre muthlose Einwilligung zu einer Bluthat. Die Verhandlung wurde für geschlossen erklärt und die Abstimmung, mit Ja für den Ausschub und mit Nein dagegen, begann sofort.²⁾

Im Ausschub lag die Rettung des Königs. Zeit gewinnen, hieß das Leben gewinnen, darum sprachen alle seine Gegner „Nein“. Vom Departement Paris erkönten 21 Nein, natürlich auch aus dem Munde Egalités. Nur der Philologe Dusaulz stimmte für den Ausschub. Gironde Manuels Stimme entfiel, da er ausgetreten war. Die Gironde stimmte größtentheils mit Nein, dieselbe Gironde, welche durch die Berufung an das Volk den König hatte retten wollen; nur Guadet stimmte für Ausschub. Genjonné enthielt sich der Abstimmung, weil man ihm nicht gestattet hatte, seinen Antrag für Ausschub zu begründen. Auch Vergniaud stimmte mit Nein und opferte zum zweitenmale den König. Hier gilt das Wort Lamartines: „Wenn der Fanatismus der einen blind war und unbarmherzig, welchen Namen haben wir für die Nachgiebigkeit der andern? Wenn ein Verbrechen im Morde aus Rache liegt, so sind deren zwei im Morde aus Feigheit.“³⁾ Auch viele aus der Ebene, welche gegen den Tod gestimmt hatten, stimmten jetzt gegen den Ausschub der Hinrichtung. So sehr war die Herrschaft des Schreckens im Wachsen.

Am 20. Januar um drei Uhr morgens verkündete Vergniaud das Ergebniß der Abstimmung. Von 690 Stimmenden sprachen 310 für den Ausschub, 380 dagegen.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 253—258. — Débats, III, p. 103—108.

²⁾ Quatrième appel nominal. Question: Sera-t-il sursis à l'exécution du jugement de Louis Capet, oui ou non? (Extrait du procès verbal, séance du samedi 19 Janvier 1793.) — Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 231—269.

³⁾ Lamartine, Les Girondins, V, p. 33.

Judes hatte der Ausschuss für Gesetzgebung die Beschlüsse zusammengestellt und wurde das Urtheil verlesen:¹⁾

„Decret des Nationalconvents vom 15., 16., 17., 19. und 20. Januar.

„I. Der Nationalconvent erklärt Ludwig Capet, letzten König der Franzosen, der Verrätherei gegen die Freiheit der Nation und des Angriffes auf die öffentliche Sicherheit des Staates für schuldig.

„II. Der Nationalconvent beschließt, daß Ludwig Capet mit dem Tode bestraft werden soll.

„III. Der Nationalconvent erklärt die Acte Ludwig Capets, die seine Rätthe vorlegten als Appellation an das Volk von dem durch den Convent über ihn gefällten Urtheil, für nichtig; verbietet einem jeden demzufolge, das Geringste vorzunehmen, bei Strafe, als ein des Verbrechen gegen die allgemeine Sicherheit der Republik Schuldiger verfolgt und behandelt zu werden.“

Cambacérés rief: „Bürger, mit diesem Todesurtheil habt ihr eine That vollbracht, deren Andenken nie verschwinden und die in den Jahrbüchern der Nationen mit dem Grabsteine der Unsterblichkeit eingetragen sein wird. Nur das Wohl des Staates konnte euch diesen wichtigen Beschluß vorschreiben. Jetzt, da er gefaßt ist, will ich im Namen der Menschlichkeit eure Aufmerksamkeit auf den lenken, den er treffen soll. Gewähren wir ihm Trost aller Art und verhindern wir, daß irgend ein Makel auf der Vollziehung des Willens der Nation laste. Ich mache darum folgende Vorschläge:

„Eine Abschrift des Beschlusses ergeht sogleich an den Vollziehungs-Ausschuss.

„Der provisorische Vollziehungsrath wird dieses Decret noch am heutigen Tage dem Ludwig Capet anzeigen und wird die gehörigen Polizei- und Sicherheitsmaßregeln treffen, um die Vollstreckung desselben in vierundzwanzig Stunden, von der Bekanntmachung an gerechnet, zu sichern und dem Nationalconvent sogleich nach der Vollziehung desselben von allem Bericht abzustatten.

„Der Maire und Gemeinderath von Paris werden beauftragt, Ludwig den freien Verkehr mit seiner Familie zu gestatten und die Beziehung der Geistlichen, die er zu seinem Beistand in seinen letzten Stunden haben will.“

Der Convent hatte die Bluthat beschlossen. Jetzt verfiel der edle König dem Henker.²⁾ —

Die letzten Stunden des Königs im Temple.

Die erste Kunde von seinem bevorstehenden Schicksal erhielt Ludwig durch seine Vertheidiger — Malesherbes hatte es dem König versprochen. — Donnerstag 17. Januar kamen sie früh morgens.³⁾ Ludwig, der sie kommen

¹⁾ Rédaction des décrets rendus dans le jugement de Louis Capet. Extrait des procès verbaux de la convention nationale des 15, 17, 19 et 20 Janvier 1793. — Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 269—270. — Débats de la Convention, III, p. 109. — „Moniteur“, XV, p. 252—254.

²⁾ Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, V, p. 486.

³⁾ Cléry, Journal — in den Mémoires sur le Temple, p. 124—125.

End-

urtheil.

Camba-

cérés.

Befehl

zur Hin-

richtung.

Die

Worten des

Todes.

Dreierlei

Ausschub.

Mord

aus

Mensch-

lichkeit.

Abstimm-

ung.

Gironde

Vergniaud

Er-

gebniß.

sah, stand auf, sie zu umarmen. Der ehrwürdige Greis warf sich ihm zu Füßen, er konnte vor Schluchzen nicht zu Worte kommen und blieb einige Augenblicke sprachlos. Der König hob ihn auf und drückte ihn mit Mührung an sein Herz. Malesherbes erzählte dann, was beschlossen sei. Der König hörte ihn an ohne ein Zeichen von Staunen oder Erschütterung.

Malesherbes. Nur der Schmerz des ehrwürdigen Greises schien ihm weh zu thun, er suchte ihn zu trösten. Malesherbes berichtete dann über den Namensaufruf, wie Ankläger, persönliche Feinde, Geistliche wie Laien, selbst Abwesende für die Schuld gestimmt, wie Mörder an den Thoren der Versammlung diejenigen, welche nicht Mitschuldige sein wollten, mit dem Tode bedroht hätten. Die Hauptstadt scheine in Stumpfheit oder Gleichgiltigkeit versunken.

Cléry. Als die Vertheidiger sich verabschieden mußten, bat sie der König, ihn nicht in seinen letzten Stunden zu verlassen. Ludwig sagte nach ihrem Abgange zu Cléry: „Der Schmerz dieses tugendhaften Greises hat mich lebhaft ergriffen.“ Cléry zitterte, die Thränen rollten ihm über die Wangen, er war einer Ohnmacht nahe. Ludwig, der dies bemerkte, ergriff seine Hände, drückte sie stark und sagte ihm: „Fassen Sie mehr Muth“, und beschäftigte sich dann mit Lesen oder gieng in seinem Zimmer auf und ab. „Sie kennen also mein Urtheil“, sagte er nachher zu Cléry, und als dieser meinte, der Antrag des Aufschubes werde vielleicht angenommen, antwortete Ludwig: „Ich suche keine Hoffnung, aber mir thut es wehe, daß mein Verwandter, Orleans, für meinen Tod gestimmt hat. Lesen Sie dieses Verzeichniß der Abstimmung.“ Cléry entgegnete: „Das Volk murt darüber. Dumouriez ist in Paris, man sagt, als Überbringer der Stimme der Armee; auch regen sich die Gesandten und man befürchtet sogar einen Aufstand.“ Der König entgegnete, ein Aufstand würde nur neue Opfer kosten und dies ihm sehr leid thun. „Ich fürchte den Tod nicht, kann aber nicht ohne Schaudern an das grausame Schicksal denken, dem ich meine Familie, die Königin und unsere Kinder, nach meinem Tode überlassen sehe. . . Und jene treuen Diener, die mich nicht verlassen haben, jene Greise, die keinen andern Unterhalt haben, als die geringen Pensionen, die ich ihnen aussetzte — wer wird sie unterstützen! Das Volk wird das Schlachtopfer aller Parteien, ich sehe es voraus, Verbrechen häufen sich und der Bürgerkrieg zerreißt Frankreich.“ Dann fuhr er nach kurzem Schweigen fort: „O mein Gott, ist das der Lohn für all meine Aufopferungen? habe ich nicht alles versucht, um den Franzosen ihr Glück zu sichern?“ Dabei drückte er Cléry die Hände und dieser, von heiliger Ehrfurcht durchdrungen, benetzte die seinigen mit Thränen.

er will seinen Rettungsverfuch. Auch Malesherbes hatte dem König erzählt, wie viele sich um ihn gedrängt, als er den Saal des Conventes verließ, und betheuert hätten, der König dürfe nicht unkommen, vorher müßten sie und ihre Freunde das Leben verlieren. Ludwig sagte ihm dann: „Wenn Sie einige von diesen kennen, sagen Sie ihnen, ich würde es ihnen nie verzeihen, wenn auch nur ein Tropfen Blut meinethwegen vergossen würde; ich wollte es auch nicht, als es mir den Thron hätte retten können — und ich denke gerade noch so.“ — Dann sagte er: ¹⁾ „Seit zwei Tagen denke ich nach, ob ich im Laufe meiner Regierung mir etwas vorzuwerfen habe. Ach, ich schwöre es Ihnen, in ganzer Reinheit meines Herzens, wie ein Mann,

der bald vor Gott erscheinen muß, ich habe stets das Glück meines Volkes erstrebt und nie einen Wunsch gehegt, der ihm entgegen war.“

Wir haben also hier zwei wichtige Zeugen für die Stimmung des Königs: er war überzeugt von seiner Unschuld und hegte keinerlei Hoffnung auf Rettung. Er hatte in seinen Gedanken schon vor Gott das Opfer seines Lebens gebracht.

Der König wartete jedoch vergebens auf die Rückkehr Malesherbes' und den Genuß und Trost, den ihm dessen treue Rede gewährte. Malesherbes kam öfter zum Temple, wurde aber nicht mehr eingelassen. Die Commune verwehrte dies; denn die Rechtsbeistände könnten ihm ein Mittel verschaffen, „um der Gerechtigkeit und der Rache der Gesetze zu entkommen.“ Sonst gestattete das Gesetz dem zum Tode Verurtheilten den Verkehr mit seinem Vertheidiger, aber der Haß der Commune machte eine Ausnahme mit dem König. Es waren dies sehr schmerzliche Stunden. Die Ungewißheit, ob der Aufschub bewilligt werde, war schmerzlicher als die Gewißheit des Todes. Ludwig bestärkte sich in der Überzeugung, daß er auf keine Gnade zu rechnen habe, und beschäftigte sich mit dem Gedanken, mit Würde zu sterben.

Cléry. Cléry erzählt: ¹⁾ „Der König befahl mir, aus der Bibliothek den Theil der Geschichte Englands zu holen, in welchem der Tod Karls I. erzählt wird, und las ihn. Dabei hörte ich, daß er im ganzen im Temple 250 Bände gelesen hatte.“ — Vergebens beschwerte sich Ludwig, daß der freie Verkehr mit seinen Vertheidigern, den ihm der Convent gewährt habe, ihm nicht gestattet sei; vergebens betheuerte er, daß ihm die so nöthige Ruhe und Sammlung unmöglich sei, während immer vier Municipalbeamte um ihn herumständen. Der Convent that keine Einsprache gegen das rohe Verfahren der Commune, ob schon er davon wußte.

Dennoch gelang es Malesherbes, noch einmal den König zu sprechen: zwei Municipalbeamte standen ihm zur Seite, Ludwig stand gleichfalls und las. Einer sagte nachsichtsvoll: „Reden Sie nur mit dem König, wir horchen nicht.“ — Malesherbes brachte dem König die Nachricht, daß der Priester, den er wünsche, kommen wolle. Ludwig umarmte den ehrwürdigen Greis im Dankgefühl und sprach: „Der Tod schreckt mich nicht, ich vertraue ganz auf die Barmherzigkeit Gottes.“ ²⁾ Zum Abschied drückte er seinen ehemaligen Minister noch einmal an sein Herz. Malesherbes macht sich in seinem Tagebuch Vorwürfe, daß er durch sein früheres Walten als Minister mit Turgot geholfen habe, die Revolution herbeizuführen: „Wir kannten die Menschen nur aus den Büchern und verstanden nichts von den Geschäften und überließen Maurepas die Führung des Königs.“ Malesherbes wurde durch den Gang der Dinge irre an der Philosophie seiner Zeit, sie sei ein Dunst, der den Menschen ausblähe und arm an guten Thaten mache. Das Gottvertrauen, mit welchem der König sein schreckliches Schicksal ertrug, führte ihn selber zum Glauben seiner Jugend zurück.

¹⁾ Cléry, l. c. p. 289.

²⁾ Malesherbes, l. c. p. 289.

¹⁾ Extrait du Journal de Malesherbes, p. 287—289 — in den Mémoires sur le Temple.

Malesherbes eigenes Schicksal. Robespierre verzieh ihm seine Thränen über das Schicksal des Königs nicht: sechs Monate nach Ludwigs Tod kam Malesherbes mit seiner ganzen Familie ins Gefängnis. Mit Ehrerbietung begrüßten die Gefangenen den berühmten Greis und sprachen, ohne an ihr eigenes Leid zu denken, ihren Schmerz über sein Schicksal aus. „Still, vergessen wir unsere Leiden,“ antwortete Malesherbes, „und denken wir nur daran, wie unser König duldete.“

Garat. Dem Ministerium lag es ob, Ludwig das Urtheil zu verkünden. Garat, der Justizminister, hatte gerade den Vorsitz, der wechselte, und begab sich deshalb mit Lebrun, dem Minister des Außern, und dem Secretär Grouvelle in den Temple. Dort harrten ihrer schon die andern. — Cléry erzählt: 1)

Der Vollziehungsrath. „Es hatte eben zwei Uhr geschlagen, als man plötzlich die Thüre öffnete; es war der Vollziehungsrath. Zwölf bis fünfzehn Personen traten auf einmal ein, darunter der Justizminister Garat, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lebrun, der Secretär des Rathes, Grouvelle, der Präsident und der General-Procurator des Departements, der Maire und der Gemeinde-Procurator, der Präsident und öffentliche Ankläger des Criminalgerichtes. Santerre gieng voraus und sagte mir: ‚Melden Sie den Vollziehungsrath.‘

„Der König, der die vielen Bewegungen gehört hatte, war aufgestanden und that einige Schritte; sobald er aber diesen Zug sah, blieb er zwischen der Stubenthür und der des Vorzimmers in der edelsten und gebietensten Stellung stehen. Ich stand neben ihm. Garat redete ihn mit dem Hut auf dem Kopfe an und sagte: ‚Ludwig! der Nationalconvent hat dem provisorischen Vollziehungsrath aufgetragen, Ihnen seine Decrete vom 15., 16., 17., 19. und 20. Januar anzuzeigen. Der Secretär des Rathes wird sie Ihnen vorlesen.‘ Darauf las der Secretär Grouvelle das Decret mit schwacher und zitternder Stimme, das oben schon mitgetheilt wurde.

„Während dieser Vorlesung war nicht die geringste Veränderung auf dem Gesichte des Königs zu sehen. Ich bemerkte nur, daß beim ersten Artikel, als das Wort Verrätherei ausgesprochen wurde, sich ein Lächeln des Unwillens auf seinen Lippen zeigte, bei den Worten aber: ‚soll mit dem Tode bestraft werden‘, kündigte ein himmlischer Blick, den er auf alle, die ihn umgaben, warf, diesen an, daß der Tod nicht schrecklich für die Unschuld sei.“

Garat erzählte später Dumouriez, wie Ludwig voll Würde, stehend und ohne einen Klage laut, dieses Urtheil anhörte; wie er bloß versicherte, man thue ihm Unrecht, wenn man ihn der Verrätherei beschuldige; seine Absichten seien immer so rein wie die Sonne und sein einziger Wunsch sei das Glück der Franzosen gewesen.²⁾ Garat konnte nie ohne Thränen im Auge und ohne den tiefsten Ausdruck des Schmerzes davon reden. — Cléry erzählt weiter:³⁾

„Der König näherte sich dem Secretär des Rathes, Grouvelle, nahm ihm das Decret aus der Hand, legte es zusammen, zog ein Portefeuille aus der Tasche und steckte es darein. Darauf zog er ein Papier aus derselben Briefftasche und sagte dem Minister Garat: ‚Herr Justizminister, ich bitte

Sie, diesen Brief sogleich dem Nationalconvent zu übergeben.‘ Der Minister schien Bedenken zu tragen, der König setzte hinzu: ‚Ich will ihn Ihnen vorlesen‘, und er las ohne die geringste Erschütterung Folgendes:

„Ich verlange einen Aufschub von drei Tagen, um mich vorzubereiten, vor Gott zu erscheinen; hiezu verlange ich die Person, die ich den Commissären der Gemeinde anzeigen werde, frei sehen und sprechen zu können, und daß diese Person vor aller Furcht und Unruhe wegen dieser Handlung der christlichen Liebe gegen mich gesichert sei.

„Ich verlange, von der beständigen Aufsicht, die der Gemeinderath seit drei Tagen um mich angestellt hat, befreit zu sein.

„In dieser Zwischenzeit verlange ich meine Familie, wenn ich es fordern werde und ohne Zeugen, zu sehen. Ich wünschte sehr, daß der Nationalconvent sich sogleich mit dem Schicksal meiner Familie befaße, und daß er ihr erlaube, sich frei hinzubegeben, wohin sie wolle.

„Ich empfehle der Wohlthätigkeit der Nation alle die Personen, die in meinen Diensten waren; es gibt viele unter ihnen, deren ganzes Einkommen in ihrem Amte bestand, welche, wenn sie ihren Gehalt nicht mehr beziehen, in Dürftigkeit gerathen müssen, und selbst unter den Pensionierten, die nur von ihrer Pension lebten, sind viele Greise, Weiber und Kinder, die nur dieses zu ihrem Unterhalt haben.

„So geschrieben im Templethurm den 20. Januar 1793.

Ludwig.

„Garat nahm den Brief des Königs und versicherte, er werde ihn dem Convent übergeben. Als er hinausgieng, suchten Se. Majestät von neuem in ihrer Tasche, zogen das Portefeuille heraus und sagten: ‚Mein Herr, wenn der Convent mir mein Verlangen wegen der Person, die ich wünsche, zugestehet, so ist hier deren Adresse.‘ Darauf gab er diese einem Municipalbeamten. Die Adresse, von einer andern als des Königs Hand geschrieben, enthielt: ‚Herr Edgeworth de Firmont, Nr. 483, Rue du Bac.‘ Der König trat einige Schritte zurück, und der Minister gieng mit denen, die ihn begleiteten, hinaus.“

Garat eilte in den Convent, daß dieser über Ludwigs Wünsche entscheide. Dieser beschloß, daß es Ludwig frei stehe, einen jeden Geistlichen, den er wünsche, zu sich kommen zu lassen und seine Familie frei und ungehindert zu sprechen; daß die stets große und gerechte Nation sich mit dem Schicksal seiner Familie befaßen, daß der Convent den Gläubigern der Civilliste eine gerechte Entschädigung zukommen lassen werde, daß aber der Convent über die Forderung des Aufschubs der Hinrichtung schon zur Tagesordnung übergegangen sei.

Garat kam erst abends um sechs Uhr zurück. Ludwig war indes das Mittagessen aufgestellt worden, aber ohne Messer und Gabel. Er genoß nur wenig, schnitt sein Fleisch mit dem Löffel und brach das Brot. „Hält man mich für so feige,“ rief er, „daß ich mir das Leben nehmen sollte? Man

Legte Bitte des Königs.

Antwort des Convents.

1) Cléry, l. c. p. 132.

2) Dumouriez, Mémoires, III, p. 333.

3) Cléry, l. c. p. 133—135.

beschuldigt mich verschiedener Verbrechen, aber ich bin unschuldig und werde ohne Furcht sterben: ich wollte, mein Tod könnte das Glück der Franzosen begründen, und das Unglück, welches ich voraussehe, von ihnen entfernen.“

Der König war eine zu tief religiöse Natur, als daß er nicht nach den Anordnungen der katholischen Kirche sich auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorbereitet hätte. Nach seiner Ansicht war aber nur ein treuer Geistlicher berechtigt, die Sacramente zu spenden. Eidweigerer waren jedoch verfolgt wie wilde Thiere. Dennoch fanden sich immer in Fällen der Noth solche Geistliche, die keine Gefahr erschreckte, den Sterbenden den Trost der Religion zu spenden. Ein solcher war der Abbé Edgeworth de Firmont, früher Beichtvater der Madame Elisabeth, um dessen Zusendung der König jetzt das Ministerium mit Angabe seiner Adresse bat.

Hören wir Edgeworths Erzählung über seinen Verkehr mit dem unglücklichen König in den letzten Stunden! Wir könnten keinen besseren Zeugen wünschen.¹⁾ Zuerst erzählt Edgeworth, wie Herr von Malesherbes ihn bitten ließ um eine Zusammenkunft in einem dritten Hause und wie er ihm den Wunsch des Königs mittheilte, ihm bei seinem Ende Beistand zu leisten, und wie er um diesen Dienst bat, wie um eine Gnade, um ein letztes Pfand seiner Anhänglichkeit an ihn. Sollte Edgeworth aber Angst haben, so möchte er einen anderen wackeren Geistlichen bezeichnen; der König werde sich ganz nach seiner Wahl richten. Edgeworth hielt es für seine unbedingte Pflicht, der Bitte zu entsprechen, und bat, ihm nur sagen zu lassen, wann er kommen dürfe. Einige Tage vergingen und Edgeworth glaubte schon, der Prozeß werde mit der Verbannung des Königs und seiner Familie enden, als unerwartet am 20. Januar, nachmittags vier Uhr, ein Beamter ihm ein Schreiben des Ministeriums brachte, welches ihn aufforderte, wegen einer wichtigen Angelegenheit alsbald in der Sitzung zu erscheinen. Der Wagen stand schon bereit, es gieng wie im Flug zu den Tuilerien, wo alle Minister beisammen waren. „Bestürzung war auf ihren Gesichtern; sobald ich erschien, standen alle auf und drängten sich um mich und fragten: ‚Sind Sie Edgeworth de Firmont? — Ludwig Capet hat das Verlangen bezeigt, Sie in seinen letzten Augenblicken um sich zu haben. Wollen Sie ihm diesen Dienst erweisen?‘ — ‚Weil der König diesen Wunsch äußert und meinen Namen bezeichnet, so ist es meine Pflicht, mich zu ihm zu begeben.‘ — ‚In diesem Falle gehen Sie sogleich mit mir in den Temple; denn ich gehe gerade auch dahin,‘ sagte Garat. — Ein Geleit zu Pferd erwartete uns unten beim Wagen. Ich war, nach Art aller katholischen Geistlichen jener Zeit in Paris, wie ein Laie gekleidet. Indem ich aber im Augenblick an das dachte, was ich einerseits dem König schuldig war, der an weltliche Tracht der Geistlichen nicht gewöhnt war, und was ich der Religion selber schuldig war, die zum erstenmal jetzt eine Art Huldbigung von dieser neuen Regierung bekam, so hielt ich es für Pflicht, dem Minister zu sagen, daß ich in geistlicher Tracht erscheinen wolle. Er aber lehnte es gleich entschieden ab, wenn auch nicht in be-

¹⁾ Dernières heures de Louis XVI, roi de France, écrites par l'abbé Edgeworth de Firmont, son confesseur. Mémoires sur le Temple. Paris 1825, p. 125 ff.

leidigender Weise. — Ein düsteres Schweigen herrschte im Wagen. Nur zwei- oder dreimal unterbrach es der Minister: ‚Welch schrecklichen Auftrag habe ich zu vollziehen! Welch ein Mann! Welch eine Ergebung! Welch ein Muth! Mein, die Natur allein kann so viel Kraft nicht geben! Da ist etwas Übermenschliches.‘ Das war eine Gelegenheit, um ihm ernste Wahrheiten vorzuhalten; aber ich dachte, daß meine erste Pflicht sei, dem König die Hilfe der Religion zu spenden, wonach er so sehnsüchtig verlangte, und daß vieles Reden nur hindere, mich vorzubereiten; der Minister schien alles zu begreifen, was mein Schweigen sagen wollte, und auf dem ganzen Weg weiter that er den Mund nicht auf.

„So kamen wir in den Temple, ohne weiter ein Wort zu reden. Durch das erste Thor kamen wir leicht, aber in den Thurm nur nach langem Warten. Selbst der Minister konnte sich einer Prüfung durch die Commissäre der Commune nicht entziehen. Er sagte ihnen, wer ich wäre und was ich zu thun hätte. Endlich kamen wir in den Thurm. Die Thüre war eng und nieder und öffnete sich nur mit fürchterlichem Krachen, so viel Kiesel und Eisenbarren waren daran. Wir kamen durch einen Saal, in welchem die Commissäre der Commune zur Wache über den König versammelt waren, ungefähr zwölf, fast alle in Jakobinertracht. Ihr Benehmen, ihre Kaltblütigkeit deutete auf harte Seelen, für welche die Aussicht auf das größte aller Verbrechen nichts Schreckliches hatte. Der Minister nahm sie in eine Ecke, redete leise mit ihnen und zeigte ihnen einige Papiere. Dann hieß er mich mitgehen. Dem widersetzten sie sich aber, und nun redete er wieder leise mit ihnen, und sie beschloßen, daß die Hälfte mit ihm gehe und die andere Hälfte bei mir bleibe. Dann nahte sich mir der älteste Commissär, sprach von der großen Verantwortlichkeit, die ich übernehme, und daß er mich visitieren müsse. Diese Durchsuchung war sehr strenge, sogar meine Dose wurde geöffnet und der Tabak versucht; ein kleiner Griffel aus Stahl wurde genau geprüft, ob nicht ein Dolch darin sei. Endlich holten mich zwei Commissäre zum König ab. Es gieng eine enge Treppe hinauf, auf der viele Wehren und Wachen, meist angetrunken, waren. Die Wölbungen hallten wieder von ihrem schrecklichen Geschrei.¹⁾

„Endlich sah ich den König inmitten einer Gruppe von acht oder zehn Männern; sie hatten ihm gerade mitgetheilt, daß seine Hinrichtung unwiderruflich auf den nächsten Morgen festgesetzt sei. Er war mitten unter ihnen ruhig und gefaßt, selbst voll Unmuth, und keiner von ihnen hatte die sichere und heitere Miene wie er. Sobald er mich erblickte, gab er ihnen ein Zeichen, sich zurückzuziehen — sie gehorchten schweigend. Er schloß die Thüre hinter ihnen und ich blieb bei ihm allein.

„Bisher hatte ich die verschiedenen Regungen meiner Seele beherrschen können, aber beim Anblick des Fürsten, der einst so gewaltig und jetzt so unglücklich war, konnte ich meine Thränen nicht mehr zurückhalten — sie überströmten mein Angesicht und ich stürzte schluchzend zu seinen Füßen. Dieser Anblick ergriff ihn viel mehr als das eben vorgelesene Todesurtheil — er steng auch an zu weinen. Bald aber gewann er seine Fassung wieder. ‚Verzeihen Sie mir diese Schwäche,‘ sagte er, ‚wenn man es so nennen darf; denn seit langer Zeit lebe ich nur unter meinen Feinden und habe mich an sie gewöhnt. Aber der Anblick eines treuen Unterthanen redet ganz anders zu meinem Herzen. Einen solchen Anblick sind meine Augen nicht mehr gewöhnt und wider Willen wurde ich geführt.‘

¹⁾ Edgeworth, l. c. p. 158—161.

lobt den König.

Im Temple.

Der König

und Edgeworth.

Edgeworth.

Die Minister.

Garat

„Dann hob der König mich huldvoll auf und führte mich in sein Zimmer; denn im andern konnte man nicht vertraulich reden, man hörte alles. Das Gemach war äußerst einfach, ohne Tapeten, ohne jeden Schmuck, nur ein schlechter Dien war darin und ein Tisch mit drei Stühlen. „Jetzt muß ich mich mit der großen Angelegenheit ganz beschäftigen — ach! mit der einzig wichtigen Angelegenheit; denn was sind alle andern ihr gegenüber? Aber ich bitte Sie nur um einige Momente Geduld, denn meine Familie wird bald herunterkommen, unterdessen lesen Sie diese Schrift: ich bin sehr froh, daß ich sie Ihnen noch mittheilen kann.“ Dabei zog er ein Papier aus seiner Tasche und riß das Siegel ab. Es war sein Testament, das er im December abgefaßt hatte, wo er noch zweifelte, ob man ihm einen katholischen Priester in seiner letzten schweren Stunde gestatten werde. Alle, welche diese so wichtige und eines christlichen Königs so würdige Urkunde gelesen haben, werden leicht den tiefen Eindruck begreifen, den sie auf mich machen mußte; aber worüber sie ohne Zweifel noch mehr staunen, ist, daß der König selber noch die Kraft hatte, es zweimal vorzulesen. Sein Gesicht war heiter, seine Miene verzog sich nur, wenn er Namen aussprach, die ihm so lieb waren: da erwachte seine Bärtlichkeit in ihrer ganzen Fülle; er mußte inne halten, die Thränen rollten ihm unwillkürlich über die Wangen; aber, wenn er von sich und seinem Unglück sprach, da schien er nicht stärker bewegt als es sonst auch andere Menschen sind, wenn sie die Erzählung von einem fremden Unglück anhören.¹⁾

„Da die königliche Familie immer noch nicht herunterkam, so fragte er mich um Nachrichten über den Clerus und die gegenwärtige Lage der Kirche in Frankreich. Trotz der strengen Abschließung hatte er doch manches vernommen: er wußte im allgemeinen, daß die französischen Geistlichen, die ins Ausland fliehen mußten, in London gut aufgenommen wurden; aber Einzelheiten wußte er gar keine. Was ich ihm nun sagte, machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und indem er das Schicksal des Clerus beklagte, hörte er nicht auf, den Edelmuth des englischen Volkes zu preisen, welches seine Leiden zu lindern suchte. Dann fragte er insbesondere nach einzelnen Geistlichen, für die er eine besondere Theilnahme hegte, namentlich nach dem Erzbischof von Paris, und ob ich ihm Nachrichten zukommen lassen könne. „Schreiben Sie ihm, daß ich in der Gemeinschaft der katholischen Kirche sterbe und daß ich keinen andern als meinen Bischof anerkenne, denn ihn. Vielleicht ist er verletzt, daß ich seinen letzten Brief nicht beantwortet habe. Ich erhielt ihn allerdings noch in den Tuilerien, aber die Ereignisse folgten sich so rasch, daß ich keine Zeit mehr hatte, ihm zu antworten.“ Dann kam die Rede auf den Herzog von Orleans. „Was habe ich doch meinem Better gethan, daß er mich so grimmig verfolgt! Doch ich grille ihm nicht deshalb. Er ist mehr zu beklagen, als ich. Meine Lage ist ohne Zweifel traurig, aber wäre sie noch viel trauriger, so möchte ich doch gewiß nicht mit ihm tauschen.“ Diese wichtige Unterredung wurde durch einen der Commissäre unterbrochen, welcher meldete, daß seine Familie heruntergestiegen sei und daß er sie sehen könne. Rasch stand er auf und eilte schnell wie der Blitz ihnen entgegen.“²⁾ —

¹⁾ Edgeworth, l. c. p. 161—163.

²⁾ Ibid. p. 165.

Ludwigs Abschied von seiner Familie.

Seit dem 14. December war Ludwig getrennt von seinen Lieben, jetzt sollte er sie zum erstenmale wiedersehen, um für immer von ihnen Abschied zu nehmen. Während der fünf Monate der Gefangenschaft waren sie für einander die Welt, waren die Entbehrungen, die Leiden gemeinsam, hatte ein Gefühl der Liebe, der Entsagung, der Hingebung, ein Gebet, eine Hoffnung diese Herzen vereint, und jetzt sollte dieser Bund aufs schmerzlichste zerschnitten werden. — Thränen, heißt es, sind der festeste Kitt der Herzen. Mit welcher Spannung harrten sie des Augenblicks, da sie ihre Gefühle und Gedanken einander mittheilen konnten, unbelauert von boshaften Forschern! Aber diesem Wunsche stand der Beschluß des Gemeinderathes entgegen, der den Wächtern gebot, den König weder bei Tag, noch bei Nacht aus den Augen zu verlieren. Garat hatte ihnen aber auf die Frage, wie der König seine Familie sehen solle, erklärt: „Ohne Zeugen, so ist der Wille des Convents.“ Beide sich widersprechende Entscheidungen wurden nun dahin vermittelt, daß der König seine Familie in dem Speisesaale empfangen dürfe, so daß er durch das Fenster der Scheidewand gesehen werden könne, daß aber die Thüre zugemacht sein solle, daß man außen nichts hören könne.¹⁾

Wir haben von dieser Zusammenkunft keinen Bericht von Edgeworth, denn der König wünschte, daß dieser nicht aus seinem Cabinet gehe, damit sein Anblick die Familie nicht an seinen Tod erinnere; nur von Cléry haben wir einige Sätze und von der Tochter Ludwigs.

Cléry erzählt:²⁾ „Um halb neun Uhr gieng die Thüre auf. Die Königin erschien zuerst und hielt ihren Sohn an der Hand; darauf kam ihre Tochter und die Prinzessin Elisabeth. Ein tiefes Schweigen herrschte einige Augenblicke und wurde nur durch Schluchzen unterbrochen.“ Die tiefsten Schmerzen sind ja lauge stumm und machen sich dann zuerst in Thränen Luft, ehe sie zu Worte kommen. Cléry fährt fort: „Die Königin machte eine Bewegung, um den König in ihr Zimmer zu ziehen. „Nein,“ sagte der König, „lassen Sie uns in den Saal gehen, dort kann ich Sie allein sprechen.“ Sie giengen hinein und ich machte die Glasthüre zu. Der König setzte sich, die Königin ihm zur Linken, die Prinzessin Elisabeth ihm zur Rechten, die königliche Prinzessin saß ihm gegenüber und der junge Prinz stand zwischen den Beinen des Königs; alle waren gegen ihn gebückt und hielten ihn oft an beiden Armen. Diese Trauerscene dauerte sieben Viertelstunden, während welcher es unmöglich war, etwas zu hören; man sah nur, daß nach jedem Worte des Königs das Schluchzen der Prinzestimmen sich verdoppelte und einige Minuten fortbauerte, und daß der König nachher zu sprechen fortfuhr. Es war aus ihren Bewegungen leicht zu schließen, daß er selber ihnen sein Urtheil anzeigte!“

In ihrem Berichte³⁾ erzählt die Tochter Ludwigs: „Wir wußten schon

¹⁾ Cléry, l. c. p. 138.

²⁾ Ibid. p. 140.

³⁾ Récit des événements arrivés au Temple, p. 202. — „Um auf seinen Sohn einen stärkeren Eindruck hervorzubringen, nahm ihn der König auf die Knie und sagte:

der Sonntag 20. Januar durch die Ausrufer, die unter unseren Fenstern den Inhalt der Zeitung ausschrien, das Urtheil über unseren Vater. — Wir fanden ihn sehr verändert: er weinte vor Schmerz über uns, doch nicht aus Furcht vor dem Tode; er erzählte meiner Mutter seinen Prozeß, indem er noch die Böswichter entschuldigte, welche ihm den Tod gaben. Er gab hierauf meinem Bruder fromme Lehren und empfahl ihm vor allem, denen zu verzeihen, die ihn zum Tode verurtheilt hätten, und gab ihm wie mir seinen Segen. Meine Mutter bat sehr, daß wir diese Nacht bei ihm bleiben könnten; er schlug es ihr ab, indem er ihr bemerkte, wie sehr er der Ruhe bedürfe.“ Das ist das einzige, was wir vom Geheimnisse dieser Stunde wissen, das Grab hat alle weiteren Mittheilungen erstickt. Der Prinzessin sind nur diese Erinnerungen geblieben; der Prinz selber ist nicht mehr aus den Mauern des Temple herausgekommen. Die Lehren, welche der König seinem Sohne ertheilt haben mag für den Fall, daß ihn die Reue des Volkes und der Gang der Ereignisse auf den Thron führe, können wir aus seinem Testamente erschließen. Die Mahnung zu vergeben und zu vergessen liegt im Charakter des Königs, in der Weihe der Stunde; sein Geist berührte schon den Saum der Ewigkeit.

übersieh. Nun kommt uns Cléry wieder zuhülfe: 1) „Um ein Viertel auf elf Uhr stand der König zuerst auf und alle folgten ihm. Ich öffnete die Thüre. Die Königin hielt den König am rechten Arm, beide gaben dem Dauphin die Hand. Die königliche Prinzessin umschlang zur Linken den König mitten um den Leib. Die Prinzessin Elisabeth, auf derselben Seite, aber ein wenig mehr rückwärts, hielt den linken Arm des königlichen Bruders. So thaten sie einige Schritte gegen die Thüre des Eingangs zu, indem sie die schmerzhaftesten Klagen ausstießen: ‚Ich versichere Sie,‘ sagte ihnen der König, ‚daß ich Sie morgen früh um acht Uhr wieder sehen werde.‘ — ‚Sie versprechen es uns?‘ wiederholten sie alle zugleich. — ‚Ja, ich verspreche es Ihnen.‘ — ‚Warum nicht um sieben Uhr?‘ versetzte die Königin. — ‚Nun ja, um sieben Uhr,‘ antwortete der König. ‚Lebt wohl!‘ — Dieses Adieu sprach er in einer so ausdrucksvollen Art, daß das Weinen sich vermehrte. Die Prinzessin fiel zu den Füßen des Königs, den sie umschlungen hatte, in Ohnmacht; ich hob sie wieder auf und half der Prinzessin Elisabeth, sie zu halten. Der König, welcher dieser martervollen Scene ein Ende machen wollte, umarmte sie aufs zärtlichste und hatte die Festigkeit, sich ihren Umarmungen zu entreißen. ‚Adieu, Adieu!‘ sagte er und eilte in sein Zimmer zurück. Die Prinzessinnen giengen in ihr Zimmer hinauf; ich wollte noch die Prinzessin halten, die Wächter aber drängten mich bei der zweiten Stufe wieder hineinzugehen. Obgleich beide Thüren zu waren, so hörte ich doch noch immer das Jammergeächel der Prinzessinnen.“

Die Tochter Maria Theresias machte beim Anblicke der Municipalbeamten ihrem Herzen mit den Worten Luft: 2) „Ihr seid insgesammt Ver-

Mein Sohn, du hast gehört, was ich dir soeben gesagt; da aber der Eid noch etwas Heiligeres ist, als einfache Worte, so schwöre mit erhobener Hand, daß du den letzten Willen deines Vaters erfüllen wirst. Mein Bruder gehorchte ihm in Thränen ausbrechend und diese rührende Willfährigkeit verdoppelte noch unsere Thränen.“ So erzählte die Tochter Ludwigs später der Frau von Tourzel.

1) Cléry, Journal, p. 140.

2) „Vous êtes tous des scélérats!“ So berichtet Necker, De la Révolution française, II, p. 206. — Etudes historiques sur la Révolution française, III, p. 176. Paris 1857.

brecher!“ Der Prinz aber entwischte in den Hof und rief den Wächtern, die ihn anhielten, mit aufgehobenen Händen zu: „Lassen Sie mich hinaus, ich muß zu dem Volke reden, daß es den Vater nicht sterben läßt, lassen Sie mich um Gotteswillen hinaus!“ Das ist ein Zeichen von Muth und Thakraft. Wenn eine Kessel fengen will, fengt sie früh — sagt das Volk. Aber die Bitte war vergebens. Du armes Kind, kehre um, dir ist ein noch viel bitterer Kelch bereitet! Die deinen Vater aufs Schafott führen, werden deine Schönheit schänden, deinen Geist abstumpfen, deinem hoffnungsvollen jungen Leben ein schmachvolles Ende bereiten! —

Die Eröstung der Religion.

Der König kehrte in sein Gemach zum Beichtvater zurück. — Dieser erzählt: 1)

„Nach dem Abschiede von den Seinen kam der König sogleich zu mir, aber in einem Zustande der Aufregung und Verwirrung, welche den tiefen Schmerz seiner Seele kundgaben. Er warf sich auf einen Stuhl und rief: ‚Ach, welche Zusammenkunft war das! Warum muß man denn so zärtlich lieben und geliebt werden! Doch jetzt ist es vorüber! Vergessen wir das übrige, und denken wir nur an die einzige Angelegenheit unseres Heiles! In diesem Augenblicke müssen all meine Gefühle und Gedanken nur auf sie gerichtet sein.‘ — Noch sprach er darüber in Ausdrücken, die sein tiefes Gefühl und seinen Muth kundgaben, als Cléry meldete, das Abendessen sei bereit. Der König zögerte einen Augenblick, nahm es aber dann doch ein, um nicht geschwächt zu sein. Dieses Essen — ein Glas Wein mit Brot — dauerte kaum fünf Minuten; dann schlug er mir vor, auch etwas zu mir zu nehmen. Ich hatte keine Lust dazu, aber um ihn nicht zu verlegen, glaubte ich, ihm folgen zu müssen, oder that wenigstens dergleichen. Je mehr ich den König in der Nähe sah, umso mehr beschäftigte mich der Gedanke, der mir gleich gekommen war: ihm das heilige Abendmahl zu verschaffen, das er so lange entbehrt hatte. Ich konnte es ihm in einer Büchse bringen, wie man es Kranken bringt. Aber ich scheute die peinliche Untersuchung, die man beim Eintritt in den Temple zu bestehen hatte, und die Entweihung, und stand davon ab. Es blieb mir also kein anderes Mittel übrig, als die heilige Messe im Zimmer des Königs zu lesen, wenn ich das, was dazu nöthig war, bekommen konnte.

„Ich machte dem König diesen Vorschlag, über den er anfangs zu erschrecken schien; da er aber den ganzen Wert dieser Günst, nach der er sich sehnte, wohl fühlte und da all sein Widerspruch nur von der Furcht kam, diese Forderung möchte mich in Verlegenheit bringen, so bat ich ihn dringend, mir Vollmacht zu geben, und versprach ihm Anwendung aller Klugheit und des Schweigens. Er erlaubte es mir endlich mit den Worten: ‚Gut, gehen Sie, aber ich glaube, Sie kommen nicht zum Ziele, denn ich kenne die Leute, mit denen Sie jetzt zu thun haben; sie bewilligen nur dann etwas, wenn sie es nicht verweigern können. — Ich ließ mich also in den Saal der Commissäre führen, die mein Vorschlag außer Fassung brachte; sie suchten ihn darum unter verschiedenen Vorwänden zu ver-

1) Edgeworth, l. c. p. 166—167.

eiteln: „Wo soll man zu dieser Stunde einen Priester finden und woher die Geräthe bekommen?“ — „Der Priester wäre gefunden, er steht hier vor euch, und die nächste Kirche liefert die Geräthe, man darf sie nur holen wollen. Übrigens ist mein Ansuchen nicht mehr als billig, und es wäre gegen eure Grundsätze, es abzuschlagen.“ — Einer der Commissäre meinte, unter der Hülle der Communion könnte man dem König wohl auch Gift geben: die Geschichte lehre, daß man hier vorsichtig sein müsse. Da sah ich ihn bloß scharf an und sagte: „Ihr habt mich sehr genau durchsucht und euch überzeugt, daß ich kein Gift bei mir habe. Wenn man also morgen Gift fände, so könnte es höchstens von euch kommen, denn alles, was ich brauche, geht ja durch eure Hände.“ Nun ward Rath gehalten und nach einer halben Stunde erklärt, mein Ansuchen sei bewilligt, weil es dem Gesetze der Cultusfreiheit entspreche, aber unter zwei Bedingungen: Ich müsse mein Ansuchen unterschreiben und um sieben Uhr müsse die ganze Verrichtung fertig sein, denn um acht Uhr werde Ludwig unfehlbar zur Hinrichtung weggeführt.“

Angit der Wächter.

Schreiben an den Bruder.

Während dieser kurzen Abwesenheit schrieb der König den merkwürdigen Brief an seinen Bruder, welcher auf noch unerklärte Art dem Grafen von Provence zukam und beweist, daß Ludwig XVI. durchaus nicht an die Dauer der Republik geglaubt hat. „Ich gehorche der Vorsetzung und beuge mich vor der Nothwendigkeit, indem ich unschuldig mein Haupt zum Schafott trage. Mein Tod legt meinem Sohne die Last der Krone auf. Seien Sie der Vater dieses Kindes und übernehmen Sie die Regierung, um ihm einst den Staat in Ruhe und Blüte zu übergeben. Mein Wille ist, daß Sie den Titel eines Regenten und mein Bruder Karl Philipp den eines Generallieutenants annehme. Sie werden aber meinem Sohne weniger durch Gewalt der Waffen, als durch eine weise Freiheit und gute Gesetze das Erbe übergeben, welches jetzt die Wähler an sich gerissen haben. Vergessen Sie nie, daß dieses Erbe mit meinem Blute gefärbt ist, und daß dieses Blut Ihnen zuzuft: Gnade und Vergebung! Ihr Bruder bittet Sie darum, ihr König gebent es Ihnen.“

Die letzte Nacht.

„Man führte mich zum König,“ fährt Edgeworth fort,¹⁾ „dem die Bewilligung meiner Bitte große Freude machte. Es war schon zehn Uhr vorüber. Ich blieb beim König bis nach Mitternacht. Ich sah, daß er müde war, und rieth ihm ein wenig zu schlafen; er willigte ein in seiner gewöhnlichen Güte und rieth mir, ein gleiches zu thun.“ — Cléry wollte dem König noch die Haare wickeln, er sagte aber: „Es ist nicht der Mühe wert.“ Edgeworth schlief im Zimmer Cléry's, das nur durch eine leichte Wand vom Raume des Königs getrennt war. Kaum hatte sich der König zu Bette gelegt, so verfiel er in einen tiefen Schlaf, der bis fünf Uhr fort dauerte. Cléry brachte die Nacht auf einem Stuhle im Zimmer des Königs zu. Er erzählt: „Ich hörte fünf Uhr schlagen, und machte Feuer an, das Geräusch weckte den König, der mich, indem er die Vorhänge zurückschlug, fragte: ‚Hat es schon fünf geschlagen?‘ — ‚Sire, schon an verschiedenen Thurmuhren, aber noch nicht an der Wanduhr.‘ Als das Feuer angezündet war, näherte ich mich seinem Bette. ‚Ich habe recht gut geschlafen, sagte mir der Fürst, ich bedurfte auch der Ruhe, der gestrige Tag hatte mich ermüdet; wo ist Herr von Firmont?‘ — ‚Auf meinem Bette.‘ — ‚Und Sie, wo haben Sie die Nacht zugebracht?‘ — ‚Auf diesem Stuhle.‘ — ‚Das thut mir leid, versetzte der König. — ‚Ach Sire, kann ich in diesem Augenblicke an mich denken?‘ Er gab mir die Hand und drückte sie mit Rührung. Ich kleidete den König an

1) Edgeworth, l. c. p. 167—170.

und machte sein Haar zurecht; während dessen nahm er ein Petschaft und steckte es in seine Westentasche, legte seine Uhr auf das Kamin, zog darauf einen Ring ab, den er verschiedenemale betrachtete und in dieselbe Westentasche steckte, in der er das Petschaft hatte. Er zog ein reines Hemd und eine weiße Weste an, die er den Tag vorher angehabt hatte, und ich half ihm sein Kleid anziehen. Er zog sein Portefeuille, seine Vorknetze, Tabaksdose und einige andere Sachen aus der Tasche und legte auch seinen Geldbeutel auf das Kamin — alles in der Stille und in Gegenwart verschiedener Municipalbeamten. Nach der Toilette sagte der König, ich möchte den Herrn von Firmont wecken; ich gieng hin und fand ihn schon auf, er folgte Seiner Majestät in das Zimmer.)

„Indes war eine Commode in Form eines Altars zum Messelesen ausgeschmückt worden. Vor dem Altare war ein Lehstuhl und ein Kissen. Der König hörte die Messe auf seinen Knien, mit dem Ausdrucke der heiligsten Andacht und in der edelsten Haltung. Er empfing die heilige Communion. Nach der Messe gieng der König in sein Zimmer und der Priester in sein Cabinet, um den Ornat abzulegen. Diesen Augenblick benutzte ich, um zum König zu gehen. Er ergriff meine beiden Hände und sagte mir mit zärtlicher Stimme: ‚Cléry, ich bin mit Ihrer Sorgfalt zufrieden!‘ — ‚Ach, Sire!‘ sagte ich, indem ich mich ihm zu Füßen warf, ‚warum kann ich mit meinem Tode Ihre Hender nicht entwässern und ein für die gutgesinnten Franzosen so kostbares Leben erhalten! Hoffen Sie, Sire, sie werden den Todesstreich nicht wagen.‘ — ‚Der Tod schreckt mich nicht, ich bin ganz dazu vorbereitet. Sie aber,‘ fuhr er fort, ‚setzen Sie sich keiner Gefahr aus, ich werde verlangen, daß Sie bei meinem Sohne bleiben, schenken Sie ihm Ihre Sorgfalt in diesem schrecklichen Aufenthalte; erinnern Sie ihn und zeigen Sie ihm recht den Schmerz, den ich für sein ausgestandenes Unglück fühle; eines Tages wird er vielleicht Ihren Eifer belohnen können.‘ — ‚Ach mein Herr! ach mein König! wenn die tiefste Ergebenheit, wenn mein Eifer, wenn meine Sorgfalt Ihnen haben angenehm sein können, so ist die einzige Belohnung, die ich von Ihrer Majestät zu erhalten wünsche, Ihren Segen zu empfangen. Versagen Sie ihn dem letzten um sie gebliebenen Franzosen nicht.‘ Ich war immer zu seinen Füßen und hielt eine seiner Hände; in diesem Zustande nahm er meine Bitte an, gab mir seinen Segen, hob mich dann auf, und sagte mir, indem er mich an seine Brust drückte: ‚Theilen Sie meinen Segen allen denen mit, die mir treu geblieben sind.‘²⁾

Die letzte Communion

„Ich fand Herrn Firmont in meinem Zimmer vor meinem Bette, wie er sein Gebet verrichtete. ‚Welch ein Fürst,‘ sagte er mir, als er aufstand, ‚mit welcher Selbstverleugnung, mit welchem Muthe er dem Tode entgegengeht! Er ist so heiter und so ruhig, als wenn er die heilige Messe in seinem Palaſte mitten unter seinem Hofstaate gehört hätte.‘“

Edgeworth gieng zum König, der ihn mit den Worten empfing: „Mein Gott, wie bin ich glücklich, daß ich meine religiösen Grundsätze bewahrt habe! Wo wäre ich jetzt, wenn ich sie nicht hätte! Mit ihnen aber, wie muß mir der Tod süß erscheinen! Ja, es gibt oben einen unbestechlichen Richter, welcher mir die Gerechtigkeit zu geben vermag, die mir die Menschen hienieden verweigern.“ — Firmont bedauert, daß er nicht alles sagen kann, was ihm der König in den letzten Stunden vertraute, es legte ihm natürlich seine priesterliche Pflicht Still-schweigen auf.

Kraft des Glaubens.

1) Cléry, l. c. p. 142—143.

2) Ibid. p. 144—145.

Er fährt fort: „Schon begann es zu tagen, und man schlug in allen Vierteln von Paris den Generalmarsch. Man hörte diese außerordentliche Bewegung ganz deutlich im Thurm, und ich gestehe, mir erstarrte das Blut in den Adern. Der König aber, ruhiger als ich, horchte einen Augenblick und sagte mir dann ohne jegliche Bewegung: ‚Wahrscheinlich sammelt man die Bürgerwehr.‘ Kurz darauf zogen einige Abtheilungen Reiterei in den Hof des Temple und man hörte deutlich die Stimmen der Officiere und den Hufschlag der Kofse. Der König horchte noch ein wenig und sagte mir dann ganz kaltblütig: ‚Jetzt scheinen sie zu nahen.‘ — Der Königin hatte er versprochen, sie diesen Morgen noch zu sehen und, sofern er nur auf sein Herz hörte, wollte er Wort halten. Ich bat ihn aber inständig, sie nicht auf eine Probe zu stellen, zu der sie nicht Kraft genug habe, und er bekam sich dann einen Augenblick und mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes sagte er mir: ‚Sie haben recht, es wäre der Todesstreich für sie; ich will sie lieber dieses süßen Trostes berauben und sie noch einige Augenblicke länger in der Hoffnung lassen.‘“¹⁾

Cléry erzählt weiter:²⁾ „Am sieben Uhr kam der König aus seinem Zimmer, zog mich ans Fenster und sagte: ‚Sie werden dieses Patschaft meinem Sohne geben . . . diesen Ring der Königin . . . Sagen Sie ihr recht, mit welchem Schmerz ich sie verlasse . . . dieses kleine Paket enthält Haare von meiner ganzen Familie, Sie werden es ihr auch übergeben. Sagen Sie der Königin, meinen lieben Kindern und meiner Schwester, daß ich ihnen zwar versprochen hätte, sie diesen Morgen noch zu sehen, daß ich ihnen aber den Schmerz einer so schrecklichen Trennung habe ersparen wollen. Wieviel kostet es mir, ohne ihre letzte Umarmung zu scheiden . . .‘ Er wischte sich dabei einige Thränen ab und setzte in schmerzlichem Tone hinzu: ‚Ich trage Ihnen auf, meiner Familie mein Lebewohl zu sagen . . .‘ Unfähig vor Schmerz weiter zu sprechen, kehrte Ludwig in sein Cabinet in den kleinen Thurm zurück, wo er Sammlung suchte und fand.“ Diese stummen Zeichen seines Lebewohls kamen durch Goguelas³⁾ in die Hände der Königin und später Ludwigs XVIII.

Nach einer Viertelstunde kam Ludwig wieder und verlangte eine Schere. „Wir müssen wissen,“ sagten die Beamten, „wozu er sie haben will.“ Der König antwortete, Cléry müsse ihm die Haare abschneiden. Nach halbständiger Berathung verweigerten ihm die Beamten die Schere. Cléry hätte dem König die Haare abschneiden, und ihn aufs Schafott begleiten sollen. Nach einiger Berathung hieß es: „Der Scharfrichter ist gut genug für den König!“ So blieb die Noheit der Besinnung unbarmherzig auch bis zum letzten Augenblick. Ludwig aber war auf einer Höhe der Stimmung angekommen, wo ihm auch dieses Mißtrauen nicht mehr wehe that, er möchte Hand an sich selber legen. — Edgeworth fährt in seiner Erzählung fort:⁴⁾

„Von sieben bis acht Uhr kam man in verschiedenen Vorwänden an die Thüre des Zimmers zu klopfen, wo ich mit dem König war, und jedesmal fürchtete ich, es sei das letztemal. Aber der König war fester als ich, erhob sich heiter, gieng zur Pforte und antwortete ruhig den Personen, die ihn unterbrochen hatten. Ich weiß nicht, was es für Leute waren, aber unter ihnen war sicher eines der

1) Edgeworth, l. c. p. 171—172.

2) Cléry, l. c. p. 146.

3) Vergl. Seite 147 die Anmerkung zu Cléry, l. c., Ausgabe von Werville, Paris 1825.

4) Edgeworth, l. c. p. 172.

größten Ungehener, welches die Revolution erzeugt hat, denn er sagte spöttisch zum König: ‚Ach, das war damals gut, wie Sie noch König waren, jetzt sind Sie es aber nicht mehr.‘ Der König antwortete gar nichts, sondern kam zu mir. ‚Sehen Sie, wie mich die Leute grob behandeln, aber man muß alles ertragen.‘ — Ein andermal sagte er mir lächelnd: ‚Diese Leute sehen überall Dorsch und Gift; sie fürchten, ich möchte mich selber umbringen. Sie kennen mich sehr schlecht, der Selbstmord wäre eine Schwäche; nun, weil es sein muß, werde ich zu sterben wissen.‘ — Cléry erzählt weiter:

„Der so roh zum König sprach, war ein constitutioneller Geistlicher namens Roux.¹⁾ Um acht Uhr trat Bierbrauer und General Santerre ein, von acht Municipalbeamten begleitet, an der Spitze von zehn Gendarmen, welche er in zwei Reihen aufstellte. Bei dieser Bewegung trat Ludwig aus dem Zimmer, in welchem er bei seinem Beichtvater war, und sagte ruhig zu Santerre: ‚Sie kommen, um mich abzuholen? Nur noch eine Minute!‘ — und kehrte zu seinem Beichtvater zurück, um dessen Segen zu empfangen. Dann kam er mit diesem wieder heraus, hielt sein Testament in der Hand und bat Roux, der ihm am nächsten stand: ‚Ich bitte Sie, dieses Papier der Königin — meiner Frau — zu übergeben.‘ — ‚Das geht mich nichts an,‘ antwortete Roux, ‚ich bin hier, um Sie zum Schafott zu führen.‘ Dann wandte sich der König an Gobeaux: ‚Übergeben Sie, ich bitte Sie, meiner Frau dieses Papier; Sie können es lesen; es enthält Verfügungen, von welchen ich wünsche, daß der Gemeinderath sie kenne.‘ Ich wollte ihm dann den Überrock reichen. Ich brauche ihn nicht, geben Sie mir nur meinen Hut.‘ Ich reichte ihm denselben. Seine Hand begegnete der meinigen, die er zum letztenmale drückte. ‚Meine Herren,‘ sagte der König, sich zu den Municipalbeamten wendend, ‚ich wünsche, daß Cléry bei meinem Sohne bleibe, der an seine Hilfe gewöhnt ist. Ich hoffe, daß die Gemeinde meinem Wunsche willfahren wird.‘ Dann wandte er sich mit der Würde eines Unschuldigen, der bereit ist, vor Gott zu erscheinen, an Santerre: ‚Ich bin bereit, lassen Sie uns gehen!‘ Auf der Stiege sagte er noch dem Wärter des Thurmes, Mathey: ‚Ich bin vorgestern ein wenig auffahrend gegen Sie gewesen, gedenken Sie es mir nicht.‘“

Im Hofe warf der König noch einen Blick hinauf nach dem Thurme, wo seine Familie schon früh auf war, der Stunde harrend, wo sie Abschied von ihm nehmen dürfte. Die Königin hatte am Abend kaum die Kraft befeffen, den Dauphin zu Bett zu bringen, und hatte sich erschöpft niedergelegt. „Wir hörten, wie sie die ganze Nacht vor Schmerz und Kälte zitterte“ —

1) Jacques Roux, der Prediger der Sansculotten, wie er sich zu nennen liebte. Während der Haft des Königs hatte er sich zahllose Noheiten erlaubt. Als Ludwig eines Tages über Zahnschmerz klagte, entgegnete Roux, mit der Hand ein Zeichen am Halse machend, um das Abschneiden des Kopfes anzudeuten: „In einigen Tagen werden Ihnen die Zähne nicht mehr wehe thun.“ — Daß gerade zwei constitutionelle Geistliche den König abholten, das erklärt Hébert in seinem „Vère Duchesne“ also: „Ich wollte dabei sein, da man Ludwig das Todesurtheil vorlas. Er hörte die Vorlesung kaltblütig an und verlangte dann seine Familie, einen Beichtvater und alles, was ihm in seinen letzten Stunden Trost bieten konnte. Es war so viel Salbung, Würde, Adel und Hoheit in seiner Haltung, in seinen Worten, daß ich mich nicht erwehren konnte — Thränen der Wuth standen mir in den Augen. Er hatte in seinen Blicken, in seinem ganzen Benehmen etwas wahrhaft Übermenschliches. Ich zog mich zurück, um wider Willen zu weinen, und war entschlossen, mein Amt aufzugeben. Ich eröffnete mein Herz einem meiner Collegen, der auch nicht fester

erzählt ihre Tochter.¹⁾ Alle lagen auf den Knien und beteten. Marie Antoinette hatte nur eine Sorge, den König möge eine Schwäche befallen und er nicht Würde genug in der letzten Stunde zeigen. Beruhige dich, hochsinnige Tochter Maria Theresias, dein Gatte wird sterben mit dem Muth eines Helden! —

Der Mord des Königs.

Um den Temple standen bei 10.000 Mann. Der Hof war angefüllt mit Bewaffneten. Die ganze Nacht hindurch hatte der Rath des Departements, hatte die Commune, hatten die Sectionen Sitzung gehalten. Im Gemeinderath war zweimal die Zahl der Mitglieder verlesen, waren die Fehlenden durch Wachmänner herbeigeholt worden. Schon um fünf Uhr wurde Generalmarsch geschlagen, und zogen die Mannschaften auf die angewiesenen Posten. Auf den öffentlichen Plätzen sah man Kanonen in Menge aufgestellt und Kanoniere mit brennender Lunte, die Straßen starren von Flinten. Nur die aufgebotene zuverlässige Mannschaft durfte Waffen tragen, jedem anderen Bürger war es an diesem Tage verwehrt; jedem Bürger, der nicht zur Nationalgarde gehörte, war verboten, durch die auf die Boulevards einmündenden Straßen zu gehen oder sich an den Fenstern zu zeigen, während der Zug vorübergehe. So sehr hatte man Angst vor einem Versuch, den König zu befreien! — Reitende Boten mußten von fünf zu fünf Minuten Bericht an die Behörden bringen über alles, was vorgehe. Seit Frühe waren die Barrièren geschlossen.

Ein Wagen stand im Hofe für den König bereit, der Wagen Clavières.²⁾ Ein Gendarm stieg in denselben zuerst ein, dann der König mit seinem Beichtvater, der links von ihm Platz nahm, dann stieg ein zweiter Gendarm ein, der den Wagen schloß. Die Gendarmen hatten den Befehl, beim geringsten Befreiungsversuch den König zu tödten.³⁾ Eine kleine Armee zog vor, hinter und neben dem Wagen einher. Sechzig Trommler bildeten die Spitze des Zuges. Das Rasseln ihrer Instrumente, das Getrampel der Pferde, das Knarren der Kanonenwagen erstickten jeden Ruf um Gnade.

war, als ich, und weinen mußte, mit meiner gewohnten Offenheit: Die Priester im Convent, welche für den Tod stimmten, obschon die Heiligkeit ihres Amtes ihnen dieses verbietet, bildeten die Mehrheit, welche uns vom Tyrannen befreite — nun mögen solche Priester ihn auch zum Schafott führen; nur constitutionelle Priester haben Wildheit genug zu einem solchen Amt. — Wir beide waren schuld, daß Jacques Roux und Pierre Bernard gewährt wurden, und man weiß, daß sie ihre Pflicht mit der Fähslosigkeit von wilden Bestien vollzogen.“

¹⁾ Récit des événements arrivés au Temple, p. 204.

²⁾ Nicht Pétiôn; der Gemeinderath hatte sich geweigert, dem König den Wagen des Maires zu liefern; der Ministerrath hatte sich über diesen Beschluß geärgert und Clavière seinen Wagen zur Verfügung gestellt.

³⁾ Edgeworth, Dernières heures de Louis XVI., l. c. p. 175.

Übrigens blieb Paris ruhig. Die Fenster waren geschlossen, die Thore zu. In den Straßen sah man nur Männer in Uniform. Bloß in der Nähe des Temple schrien einige Stimmen: „Gnade, Gnade!“ Ein Versuch, den König zu retten, fand statt; zwischen den Thoren Saint-Martin und Saint-Denis hielt eine plötzliche Bewegung den Zug auf, sieben junge Männer stürmten durch die Menge, das Schwert in der Hand, auf den Wagen los mit dem Ruf: „Zu uns, wer den König retten will!“¹⁾ Ein Baron Baz, der später als Vermittler für die Royalisten verfolgt wurde, stand an ihrer Spitze. 3000 junge Leute, welche er heimlich geworben, sollten auf den Aufruf antworten. Ein Nachkomme jenes Manaud de Baz, welcher das Leben Heinrichs IV. bei der Einnahme von Ecauze rettete und in den Treffen bei Cahors und Contrauc immer in seiner Nähe zu seinem Schutze blieb, hatte Baron Baz alles gethan, junge Männer für die Rettung des Königs zu gewinnen; er rechnete darauf, daß ein kühnes Wagniß die Zuschauer mit fortreißen werde zu helfen. Aber Gerüchte von einem Plan, den König zu retten, hatten die Commune zu den strengsten Maßregeln getrieben. Jeder junge Mann war an diesem Morgen in irgend einem Stadttheil aufgestellt und durfte bei Todesstrafe seinen Platz nicht verlassen, und jeder Vater mußte mit dem Kopfe für das Thun seines Sohnes einstehen. So fand der Ruf zur Rettung keinen Wiederhall und die sieben entkamen mit Mühe wieder in die anliegenden Straßen. Die Edelleute, welche zu kühnen Handstreichen den Selbenthum besaßen, waren ausgewandert und trieben sich jenseits des Rheins im Elend umher. In Paris war die sittliche Erschlaffung allgemein. Jene, welche die Entsetzlichkeit dessen, was vorgieng, und die fürchterlichen Folgen ahnten, trauerten, eingeschlossen in ihren Häusern.

Übrigens macht doch Edgeworth eine Bemerkung:²⁾ zwei junge Männer von sehr bekanntem Namen hätten ihn am Abend vorher von einem solchen Plane Mittheilung gemacht und er hätte noch bis zum Fuße des Schafotts erwartet, daß etwas Besonderes geschehe. Die Gendarmen hätten mit ihren Flinten im Wagen sicher nichts machen können, wenn sie nicht verborgene Waffen bei sich trugen. Auch habe er nachher gehört, daß die Befehle des Vollziehungs-Ausschusses so schlau berechnet waren, daß von fünfhundert Verschworbenen nur fünfundsiebenzig den Ort der Versammlung hätten erreichen können; die anderen vermochten nicht einmal ihr Haus zu verlassen. „Übrigens“, bemerkt Edgeworth, „was auch daran sein mag, der König war derart in den Wagen eingesperrt, daß er weder mit mir sprechen noch mich hören konnte. So schwieg er gänzlich. Ich bot ihm das einzige Buch an, das ich bei mir trug, mein Brevier. Er griff mit Freude danach. Er schien es sehr zu wünschen, daß ich ihm die Psalmen zeigte, die am besten für seine Lage paßten. Er las sie vor und ich respondierte. Die Gendarmen sprachen kein Wort, aber sie schienen bestürzt und begeistert zugleich über diese ruhige Frömmigkeit eines Monarchen, den sie nie so nahe bei sich gesehen hatten. Die Fahrt dauerte beinahe zwei Stunden — immer durch Reihen von Bewaffneten mit Flinten oder Piken. Die zuverlässigsten Jakobiner umgaben den Wagen. Sonst zeigte sich niemand auf der Straße, an den Fenstern, an den Häusern, an den Thoren. Ohne Zweifel waren unter denen, welche die Waffen trugen, viele, die verabsehnten, was geschah.“

¹⁾ „A nous, français, à nous ceux qui veulent sauver le roi!“

²⁾ Dernières heures de Louis XVI., roi de France, écrites par l'abbé Edgeworth de Firmont, son confesseur, p. 175.

sein Rettungsversuch.

Die Rüge der Unschuld.

Angst der Commune.

Gefahr des Königs.

In dieser Beziehung macht Lamartine die Bemerkung: ¹⁾ „Hätte man jeden von den 200.000 Bürgern, welche diesem Leichenzug eines Lebendigen als handelnde Personen oder als Zuschauer beiwohnten, gefragt: soll dieser Mensch sterben, der allein steht gegen alle? — vielleicht würde nicht ein einziger mit Ja geantwortet haben. Aber die Angelegenheiten hatten sich durch den Druck und die Härte der Zeiten so gestaltet, daß alle vollführten, was kein einzelner hätte vollführen wollen. Diese Menge hinderte sich durch den gegenseitigen Druck, welchen sie auf sich selbst ausübte, ihrer Nahrung und ihrem Grauen nachzugeben, ähnlich dem Gewölbe, aus welchem jeder Stein vereinzelt sich zum Biegen und Fallen neigt, wo aber alle zusammen in der Schwebel bleiben kraft des Widerstandes, welchen der Druck ihrem Falle entgegensetzt.“ ²⁾ — Die Bemerkung des dichterischen Geschichtschreibers ist jedoch nur halb richtig. Ein kleiner Theil wollte unbarmherzig den Tod des Königs und die andern gehorchten aus Feigheit oder Mangel an sittlichem Gefühl oder richtigem Verständnis. Leute, wie Robespierre, wußten, daß sie alle Brücken hinter sich abgebrochen hatten; wenn der Convent als Stellvertreter der Nation den König aufs Schafott sandte, so war die Nation, die es nicht verhinderte, dafür verantwortlich und konnte nach ihrer Ansicht nicht mehr mit dem Monarchen sich vertragen. Das Blut des Königs schied Frankreich von dem übrigen Europa.

Es war ein trüber Tag, endlich durchriß ein Strahl der Wintersonne den Nebel und zeigte den Platz, bedeckt mit Hunderttausenden, die um ein Viereck von Regimentern (20.000 Mann) standen. Aus demselben ragten die rothangestrichenen Balken der Guillotine empor, zwischen denen das wohlgeschliffene Weil blühte. Die Zugänge zum Schafott waren durch die Nachsicht der Commune ³⁾ und der Befehlshaber der Truppen von den bittersten Feinden Ludwigs, von Jakobinern, Cordeliers und Septembemördern besetzt, deren Haß nur im Blute des Opfers gestillt werden konnte. Die Dächer, die Bäume der Umgebung, die Terrassen der Tuilerien waren mit Neugierigen bedeckt, welche die Ankunft des Opfers kaum erwarten konnten. Welch ein wogendes Gedränge und Tosen der Menge! — Wie ganz anders blickten einst Tausende und Tausende auf den „Ersehnten“, als der Neugekrönte in Rheims auf der Estrade im Schmucke des Königs dem Volke sich zeigte und die Hohen wie die Niederen auf die Knie stürzten und ihn mit Jubelruf begrüßten! Doch der König, in dessen Leben dieser schärfste Gegensatz sich darstellen sollte, denkt nicht an den Undank dieser Menschen, die er mit Wohlthaten überschüttete, sondern nur darauf, wie er gerechtfertigt vor dem höchsten aller Könige erscheine!

Hören wir seinen Begleiter zum Tod! „Stille tritt ein. Der Wagen hält auf einem leeren Platz beim Schafott — dieser Raum ist umkränzt von Kanonen und jenseits derselben sieht man nur, soweit der Blick reicht, eine Menge in Waffen. Sobald der König merkte, daß der Wagen stille halte, sagte er mir ins Ohr: ‚Wenn ich mich nicht täusche, sind wir zur Stelle.‘ ⁴⁾ Mein Schweigen erschien ihm als Bejahung. Ein Henker öffnete alsbald den Schlag des Wagens. Der König hielt aber die Männer zurück, indem er, wie zum Schutz, die Hand auf mein Knie legte, und sagte im Tone des Gebieters: ‚Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen Mann da, sorgen Sie dafür, daß ihm nach meinem Tode kein

Leid geschieht, ich befehle Ihnen, darauf zu achten.‘ Die beiden gaben keine Antwort, der König wollte noch strenger seinen Befehl geben, aber einer schnitt ihm das Wort ab, indem er sagte: ‚Ja, ja, wir wollen schon dafür sorgen, laß nur mich machen,‘ und diese Worte waren in einem Ton gesprochen, bei dem ich hätte erstarren mögen, hätte ich Zeit zum Nachdenken gehabt. ¹⁾ Der König las sein Gebet zu Ende, übergab dann Edgeworth das Buch und stieg aus. — Er trug einen grauen Hut, einen braunen Rock, schwarzseidene Hosen und weiße Strümpfe.

„Kaum hatte der König den Wagen verlassen, so umgaben ihn drei Henker und wollten ihn entkleiden, aber er stieß sie kräftig zurück und legte selber den Rock und das Halstuch ab und streifte das Hemd zurück und warf sich vor dem Beichtvater auf die Knie, um den letzten Segen zu empfangen. Die Henker, welche die stolze Haltung des Königs einen Augenblick verblüfft hatte, schienen dann wieder Muth zu fassen und machten sich von neuem an ihn heran und wollten ihn binden. Der ganze Stolz seines Blutes empörte sich dagegen. Durfte man ja den alten Königen von Frankreich nicht einmal die Haare abschneiden! ‚Was wollt ihr da?‘ rief der König. — ‚Sie binden,‘ antworteten die Henker. — ‚Mich binden?‘ sagte der König, indem er seine Hände zurückzog, im Tone des Unmuthes; ‚nein, ich werde dies nie dulden! Thut, was euch geboten ist, aber ihr dürft mich nicht binden; gebt den Gedanken auf.‘ — Die Henker bestanden lärmend darauf und schienen Beistand verlangen zu wollen, um es mit Gewalt zu thun. — „Es war der peinlichste Augenblick an diesem Morgen“, sagt Edgeworth über diesen Kampf, der sich entspinnen wollte. „Noch eine Minute und der beste der Könige erduldet vor den Augen seiner empörten Unterthanen eine Beschimpfung, die tausendmal ärger war, als der Tod, durch den Zwang, den man ihm anthun wollte. Er schien sie selber zu fürchten, wandte sich gegen mich, schaute mich fest an, wie wenn er mich um Rath fragen möchte. Ach, es war mir unmöglich, ihm einen zu geben. Ich antwortete nur durch mein Schweigen, aber als er fortfuhr mich scharf anzulehen, sagte ich zu ihm unter Thränen: ‚Sire, ich sehe in dieser neuen Beschimpfung nur einen letzten Zug der Ähnlichkeit zwischen Ihnen und dem Gott, der Ihre Belohnung sein wird.‘ Bei diesen Worten erhob er die Augen zum Himmel mit einem Ausdruck des Schmerzes, den ich zu schildern unfähig bin: ‚Gewiß, nur sein Beispiel kann machen, daß ich mich einem solchen Schimpf unterwerfe.‘ ²⁾ — und zu den Henkern sich wendend sagte er: ‚Thut jetzt, was ihr wollt, ich werde den Kelch bis zur Gefe austrinken.‘ — Die Henker banden ihm mit seinem Schnupftuch die Hände, worauf er mit einem leisen Vorwurf sagte: ‚Es war nicht nöthig, mich so fest zu binden.‘

„Die Stufen zum Schafott waren äußerst glitschig und der König war gezwungen, sich auf meinen Arm zu stützen, und wegen der Mühe, die es ihm zu machen schien, fürchtete ich einen Augenblick, daß sein Muth zu ermatten beginne. Aber wie staunte ich, als er auf der letzten Stufe sich plötzlich meinem Arme entwand, festen Schrittes die ganze Breite des Schafotts durchschritt, mit einem einzigen Blick den Trommlern, die ihm gegenüberstanden, Stillschweigen gebot, und mit starker, weithinschallender Stimme, die man

¹⁾ Lamartine, Girondins, vol. V, p. 107. Paris 1847.

²⁾ Ibid. V, p. 107.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 301–302.

⁴⁾ „Nous voilà arrivés, si je ne me trompe.“

¹⁾ Edgeworth, l. c. p. 177.

²⁾ „Assurement, il ne me faut rien moins que son exemple pour que je me soumette à un pareil affront.“

noch bei der Drehbrücke hörte, deutlich die ewig denkwürdigen Worte rief: „Franzosen! ich sterbe unschuldig an all den Verbrechen, die man mir anrechnet! Ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr jetzt vergießen wollet, niemals über Frankreich komme!“¹⁾ Er wollte weiter sprechen, doch Santerre rief, wüthend über diesen Versuch: „Trommler, man darf ihn nicht hören! — Ich habe Sie nicht hieher gebracht, um Reden zu halten, sondern zu sterben.“²⁾ — Henker, thu deine Pflicht! — Die Trommeln rasselten; die Henker warfen sich auf den König, der mit dem Ausdruck des Schmerzes, daß man ihn nicht weiter sprechen lasse, noch einen Blick auf die Tuilerien warf, einst den Sitz seiner Herrlichkeit; dann banden sie ihn ans Brett, der Beichtvater kniete nieder, flüsterte ihm noch Gebete ins Ohr, das Beil rauschte — und Ludwig war nicht mehr.³⁾ Edgeworth wurde vom Blut des königlichen Märtyrers bespritzt. Der jüngste Henkersknecht hob das abgeschlagene Haupt auf, das einst Frankreichs Krone schmückte, trug es um das Schafott herum und zeigte es dem Volke. Die Kanonen donnerten, der Jubelruf erscholl: „Es lebe die Republik!“ und pflanzte sich fort, entlang den Reihen bis zum Temple, und verkündete der auf den Knien liegenden, für ihn betenden Familie, daß die Königin eine Witwe und die Kinder Waisen seien.

Auf das Schafott aber drängte sich mit dem Schrei einer wilden Freude das Gefindel. Hüte und Mützen flogen in die Höhe; manche tauchten die Schnupftücher in das hervordringende Blut; die Henker verkauften das Band, mit welchem die Haare gebunden waren. Einer steckte des Königs Rock auf seine Pike und rief: „He da, das Kleid eines Tyrannen!“ Andere rissen Stücke von seinen Kleidern.⁴⁾ Einer tauchte seinen entblößten Arm in das Blut und spritzte es auf die Umstehenden, indem er ausrief: „Möge dieses Blut auf unser Haupt kommen, wie man uns so oft gedroht hat!“ Andere tauchten die Spitzen ihrer Säbel und Bajonnette in das Blut, wieder andere strichen sich damit einen Schnurbart an. Zuletzt tanzte die Menge die Carmagnole um das Blutgerüst und zog Arm in Arm unter Singen und Johlen davon. Selbst ehemalige Diener des Königs standen zunächst dem Schafott und zeigten sich am blutigerrigsten.⁵⁾

Das war die barbarische Freude des Pöbels von Paris. Das Ereigniß sollte als ein freudiges gelten. Abends wurde in allen Theatern gespielt. Der Vorstand der Commune drückte in rohen Worten seine Freude aus, als die Nachricht von der vollbrachten That eintraf. Roy war der Berichterstatter über

¹⁾ „Je meurs innocent de tous les crimes, qu'on m'impute. Je pardonne aux auteurs de ma mort, et je prie Dieu, que le sang, que vous voulez répandre, ne retombe jamais sur la France et vous peuple infortuné . . . Edgeworth, l. c. p. 179.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 322—323.

³⁾ Die berühmten Worte: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel!“ („Allez, fils de saint Louis, montez au ciel!“) will Edgeworth nicht gesprochen haben. Die Tochter Ludwigs dagegen behauptet, Edgeworth habe sie gesprochen. „Wenn Sie sie nicht gesprochen haben, so hat sie ein Höheres gesprochen“, sagte jemand zu Edgeworth.

⁴⁾ Mercier, Le nouveau Paris, III, p. 5.

⁵⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 333.

„das Ende des Tyrannen“ und erzählte, „wie sie von der Kanzlei im See-ministerium dem Capet bis unter die Köpffmaschine mit den Augen gefolgt seien“. Nach ihm sprach Santerre von der bewaffneten Macht, die dabei „den lobenswertheften Gehorsam“ gezeigt habe. Der König habe von Mitleid zum Volke sprechen wollen, er habe ihn aber daran verhindert und das Gesetz vollziehen lassen. — Das Protokoll ward sodann vom Bürgerrath an den Convent übersendet, der am Tag der Hinrichtung Sitzung hielt wie sonst.

Eben war einem Verwandten Ludwigs XVI. die Bitte um die Leiche des Königs, damit er sie in Sens bei seinem Vater, dem Dauphin, bestatten könne, abgeschlagen worden.¹⁾ Jetzt kam also die amtliche Mittheilung, daß das Todesurtheil vollzogen sei. Man unterließ aber die Lesung des Protokolls als unbedeutend, auf Lamarques Bemerkung hin: „Jetzt, da der Tyrann todt ist, sind seine Verbrechen getilgt. Laßt uns sofort die Tyrannei verfolgen, den Tyrannen aber vergessen.“

Nicht einmal für einen Sarg war gesorgt; die Leiche wurde einfach auf eine Bahre gethan und nach dem Friedhof Sainte-Madeleine gebracht. Zwei abgefallene Priester verrichteten hier an einer sechs Schuh langen und sechs Schuh tiefen Grube die von der Kirche vorgeschriebenen Gebete. Die Leiche wurde auf eine Schichte ungelöschten Kalkes gelegt und mit ungelöschtem Kalk überschüttet, damit sie schnell vernichtet und dadurch eine Reliquie zur Unmöglichkeit würde!

Dumouriez bemerkt mit Recht, alle Einzelheiten von Ludwigs Tod seien wichtig für das Verständnis der unerhörten Wildheit der Pariser.

Der Haß verfolgte ihn auch, nachdem er den Kelch der Bitterkeit bis auf die Gese geleert und noch sterbend seinen Feinden verziehen hatte. Man darf nur die Berichte in den Zeitungen von Paris lesen.

Marat, welcher die Verdienste des Königs wohl kannte, freut sich noch über den Tod des „Tyrannen“,²⁾ nennt die schmachvollste That in der französischen Geschichte „ein epochemachendes Ereigniß, welches auf die Schicksale der Despoten und der Völker den größten Einfluß haben werde“. Das Volk erschien ihm am 21. Januar „belebt von einer reinen Freude, es schien der Hinrichtung wie einem religiösen Feste anzuwohnen und durchdrungen zu sein von den Gefühlen der Brüderlichkeit; alle Herzen ergaben sich der Hoffnung einer glücklichen Zukunft.“ Der Convent habe sich großartig in der Beurtheilung zum Tode gezeigt.³⁾ Das Ziel der That bezeichnet Marat sehr deutlich in den Worten: „Die Hinrichtung wird den Frieden im Innern nicht stören, ihn vielmehr befestigen durch den Schrecken, welchen sie den Feinden im Inland und Ausland einflößt; sie wird der Nation eine neue Thatkraft verleihen, um die wilden Banden der fremden Tyrannenknechte zurückzuwerfen, denn man kann nicht mehr zurückweichen; und derart ist unsere Lage, daß wir jetzt siegen oder zugrunde gehen; Cambon hat sie in dem erhabenen Bilde bezeichnet: Wir landen endlich auf der Insel der Freiheit und haben das Schiff verbrannt, welches uns dahin gebracht hat.“

¹⁾ Es war der ehemalige Abt von Saint-Martin de Paris, Benoit Le Duc, ein Sohn Ludwigs XV.; er gieng zum nächsten ehelichen Verwandten des Königs, dem Prinzen Conti, der damals in Paris war, daß dieser das Recht der Verwandten an die Leiche eines Hinrichteten geltend mache. Conti hatte aber den Muth nicht dazu.

²⁾ „Journal de Marat“, Nr. 105.

³⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 299.

Die
Com-
mune.Der
Convent.Ludwigs
Grab.Die
Zeitun-
gen von
Paris.

Marat.

Ziel der
That.Ludwigs
legte
Worte.Rohheit
des
Volkes.

Der „Republikaner“¹⁾ feiert den 21. Januar als den „berühmten, ewig denkwürdigen Tag“: „Könntest du rein auf die Nachwelt gelangen! könntest die Verleumdung dich nie erreichen! Geschichtschreiber, seid würdig der Epoche! schreibet die Wahrheit, nur die Wahrheit; nie war sie heiliger, nie war sie schöner!“ — Robespierres langer Bericht²⁾ tönt wie ein Jubelhymnus: „Die Weisheit des Volkes hat endlich über all seine Feinde gesiegt. Die Tiger, welche seine allmächtige Hand an Ketten legte, sahen endlich die Bestrafung des Tyrannen. — Die tiefste Ruhe herrschte dabei in der Stadt, sie ist das Wunder des Bürgerfinns und der allgemeinen Vernünftigkeit. Die hochsinnige und majestätische Haltung des Volkes muß die Tyrannen noch mehr erschrecken, als das Schafott, auf dem ihr Bruder fiel. Ein tiefes Schweigen herrschte bis zum Augenblick, da Ludwigs Haupt unter dem Schwerte des Gesetzes fiel. Da ertönten aber die Rufe von dem einstimmigen Freudengeschrei von hunderttausend Bürgern: „Es lebe die Republik!“ — Es war nicht die barbarische Neugier von Leuten, die ihre Blicke weiden an der Hinrichtung eines Menschen; es war das mächtige Interesse eines für die Freiheit begeisterten Volkes, welches des letzten Senziers der Tyrannei sicher werden wollte u. s. w.“³⁾

Robespierres

Höbert.

Höbert veröffentlichte eine „Leichenrede von Ludwig Capet“ voll Spott und Hohn,⁴⁾ worin er ihn ein Ungeheuer nannte, das schon in der Wiege hätte erstickt werden sollen. Ludwig sei von Jugend auf ein abgefemter Betrüger gewesen und habe unter der Larve der Tugend ein boshaftes Herz verborgen, doch habe man seine Seele von Koth früh schon erkennen können: er habe Thiere gequält, ehe er im Blute der Menschen sich habe baden können; er habe kaltblütig den Hund getödtet, der ihn lecken wollte; dann habe er mit Vergnügen Greise, Kranke, Lahme, Blinde umgebracht; niemals habe er aus eigenem Antriebe etwas Gutes gethan. — In diesem Tone geht es fort, mit solchen Lügen stachelten elende Verleumder den Böbel zur Wuth. „Als das Ungeheuer den Thron bestieg, da zeigte sich sein blutiger Charakter; er that dergleichen, als wolle er das Volk erleichtern, aber nur um es besser zu erwürgen.“ Am Ende wird unbarmherzig zum Mord der armen Königin und der Kinder gereizt: „Sein Weib und seine Jungen leben noch; ihr habt keine Ruhe, bis sie abgethan sind. Der kleine Fisch wird groß, nehmt euch inacht, die Freiheit hängt nur an einem Haare.“

Lügen.

Des Königs Seelenhoheit, auch noch auf dem Schafott, machte Eindruck. Diesen zu verwischen, wurde die Lüge verbreitet, er habe bis ans Ende noch auf Begnadigung gerechnet und geschrien, als er sich auf dem Schafott getäuscht sah, und gerufen: „Ach Gott, ich bin verloren!“ und habe sich gesträubt, bis man ihn aufs Brett band.

Champfort.

Namentlich war ein Schriftsteller Champfort eifrig, diese Lüge zu verbreiten,⁵⁾ und berief sich auf den Scharfrichter Samson. Das war selbst dem Henker zu arg. Samson gab im „Thermomètre“ mit seiner Unterschrift eingehende Antwort, welche mit den Worten schloß: „Der kleine Streit am Fuße des Blut-

gerüstes betraf bloß das Ausziehen des Kleides und das Binden der Hände. Er wünschte auch sich selbst die Haare abzuschneiden. Wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, so muß man gestehen, daß er alles mit einer erstaunenswürdigen Kaltblütigkeit und Festigkeit ertragen hat. Ich bin überzeugt, daß er diese Eigenschaften aus den Grundfäden der Religion schöpfte, von denen niemand inniger durchdrungen sein konnte, als er es zu sein schien. Diesen Brief können Sie bekannt machen, er enthält die reine Wahrheit. Samson, Scharfrichter.“¹⁾

Dasselbe bezeugte ein Engländer Maxwell, ein glühender Republikaner, welcher sich im Gefolge Santerres dicht neben das Blutgerüst gedrängt hatte, um das Schauspiel des Königsmordes recht genießen zu können:²⁾ „Der König sei mit einer Seelengröße, mit einer Fassung gestorben, auf welche nicht einmal die gewalttame Verhinderung zu reden Eindruck gemacht habe, mit einer Hoheit, welche die Erwartung der Umstehenden weit übertraf, sie tief erschütterte und selbst Bewunderung erregte.“ Maxwell war dabei, als Ludwig im Hofe des Temples in den Wagen stieg, um zum Blutgerüst zu fahren, und sagt, er habe sich so frei und heiter ungesehen, als wenn es zu einer Spazierfahrt gienge. „Der König starb wie ein Mann, nachdem er die Gefangenschaft mit der Ruhe eines Heiligen ertragen hatte.“ Auch sein Feind Brissot gibt ihm das Zeugnis:³⁾ „Ludwig ist mit mehr Festigkeit auf dem Schafott gestorben, als er je auf dem Throne gezeigt hatte.“ Die Herzogin von Angoulême sagt also nicht zuviel, wenn sie behauptet: „Mein Vater bewies während der fünf Monate und acht Tage seiner harten Gefangenschaft nur einen frommen Sinn, Seelengröße, Güte, Milde, Muth und Geduld in Ertragung der ruchlosesten Behandlung, der schrecklichsten Verleumdung, Milde, um von ganzem Herzen seinen Mördern zu vergeben, Liebe zu Gott, zu seiner Familie und zu seinem Volke — eine Liebe, wovon er bis zu seinem letzten Seufzer Beweise gab.“⁴⁾

Maxwell.

Brissot.

Urtheil der Nachwelt.

Aller Haß ist machtlos gegenüber dem Urtheile der Nachwelt. Es spricht sich für Ludwig aus gegen seine Verleumder und Verfolger. War es früher Gepflogenheit, die Zeit vor der Revolution ganz schwarz zu zeichnen, so hat eine genauere Forschung nachgewiesen, was vor derselben Gutes für die Nation geschah und wie vieles davon durch die Revolution bloß zugrunde gerichtet wurde.⁵⁾ Man beklagt nur, daß Ludwig zu wenig Stärke des Muthes und Stahlkraft des Willens besaß, und findet die Gründe seines bitteren Schicksals nicht in ihm, sondern in seinen Feinden, und die Gründe dieser Feindschaft in einer unglückseligen Vergangenheit, deren Druck den daran vollkommen Unschuldigen zermalmete.

Ferrières hält es für das größte Unglück, daß es der falschen Politik Richelieus gelang, alle Kraft und allen Reichthum des Staates in der Hand des Königs zu vereinigen; eine Regierung, die auf unumschränkte Gewalt abziele,

Folgen des Absolutismus.

1) „Le Républicain, Journal des hommes libres de tous les pays“, Nr. 22. — Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 300.

2) Robespierre, Lettres à mes commettans, II, Trimestre, Nr. 3.

3) Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 309.

4) Oraison funèbre de Louis Capet, dernier roi des Français, prononcée par le père Duchesne en présence des braves sansculottes.

5) Im „Thermomètre“ Nr. 418, und im „Journal de Bruxelles“, Nr. 42.

1) „Pour rendre hommage à la vérité, il a soutenu tout cela avec un grand sang-froid et une fermeté, qui nous a tous étonnés. Je reste très-convaincu, qu'il a puisé cette fermeté dans les principes de la religion, dont personne plus que lui ne paraissait pénétré ni persuadé.“

2) Archéologie, „Minerva“ 1793, Seite 508.

3) „Patriote français“, Nr. 1259. — Hist. parlem., XXIII, p. 298—299.

4) Récit des événements arrivés au temple, l. c. p. 204.

5) Laboulaye, L'administration française sous Louis XVI.

arbeite auch nothwendig auf ihren eigenen Untergang hin,¹⁾ denn indem sie sich von der Gesamtheit losreißt, trenne sich die Gesamtheit wieder von ihr. So sei der französische Staat allerdings eine Zeitlang glänzend, bald aber innerlich zerrüttet gewesen. Der Schimmer verflog mit der Zeit, das allgemeine Elend trat nackt an den Tag. Ludwig XVI. war unschuldig daran und hatte den reinsten Willen, zu helfen. Nie wollte ein König reiner und standhafter das Glück seines Volkes, nie verdiente ein Fürst mehr die Liebe seines Volkes. Nie trachtete Ludwig XVI. nach unumschränkter Gewalt und denen, die ihn dazu verleiten wollten, antwortete er stets, er brauche nicht mehr Macht, als ihm die Gesetze geben, und wolle nur regieren nach den Gesetzen. Lange vor der Revolution wurde eine gute Einrichtung nach der anderen getroffen, ein Mißstand nach dem andern abgestellt. Aber nicht bloß das Wohlbefinden seines Volkes lag ihm am Herzen, sondern auch sein Ruhm und seine Größe: Ludwig schuf eine Flotte, welche Frankreich seine Stellung im Mittelmeere und auf dem Ocean sicherte. Es rang 1778 mit England um die Herrschaft zur See. Ludwig selber entwarf die schönsten Pläne; der Gedanke an die nordwestliche Durchfahrt nach Ostindien entstand in seinem Kopfe. Er beauftragte La Peyrouse mit der Durchführung. Die Denkschrift, die das Unternehmen rechtfertigen sollte, stammt aus seiner Feder, ohne daß man lange etwas davon erfuhr. Man prüfte den Plan und fand ihn gut und erst, nachdem La Peyrouse schon drei Monate abgefahren war, kam es zutage, daß der König der Verfasser war. „Warum verschwiegen Sie mir so lange dies Geheimnis?“ fragte der Marineminister. — „Damit man gründlicher und wahrhaftiger die Sache beurtheile“, antwortete der König, „und damit man mir nicht zu Gefallen rede und La Peyrouse den Muth behalte, nach den Umständen zu handeln.“ — Als der Seeminister Sartines einmal drei Denkschriften sah, die Ludwig in kurzer Zeit durchgearbeitet und mit treffenden Bemerkungen an dem Rande versehen hatte, brach er in Thränen aus und sagte: „Da sieht man diesen Fürsten, welchem Parteilchriftsteller Einsicht und Fleiß absprechen!“²⁾

Dieses Aburtheilen kam zunächst von frivolen Höflingen her, denen Ludwigs Einfachheit, Freimüthigkeit und bürgerliche Ehrlichkeit nicht gefiel, die den herrlichen Kern unter der einfachen und rauhen Hülle nicht erkannten. Seine Sparsamkeit erschien ihnen als Knickerei, seine Bescheidenheit als Ungeschick, sein schüchternes Wesen als linksch. Die Langeweile, die er bei ihnen empfand, galt als Mangel an Feinheit des Geistes und gutem Geschmack. Seine Minister floßten ihm wenig Vertrauen ein; er ließ sie sich oft durch die Umstände aufdrängen und so kam man bald zur irrigen Überzeugung, daß er durchaus unfähig sei, zu regieren, daß es ihm an Ausdauer im Arbeiten, an Energie, an festem Willen fehle, und da stellte man ihn als einen schwachen Mann dar, den die Königin ganz leite, damit sie die Schätze Frankreichs in ihre Heimat senden könne, und regte so den Haß und die Verachtung gegen beide auf. Ferrières bemerkt dagegen:³⁾ „Kein Parteigeist leitet mich und die Liebe zur Wahrheit läßt mich den Schleier durchreißen, den seine Feinde über den König und seine Regierung geworfen haben. Ich war

1) Un gouvernement, qui marche vers le despotisme, marche nécessairement à sa ruine, car s'isolant de tout, tout s'isole de lui. — Ferrières, Mémoires, III, p. 370.

2) Ferrières, Mémoires, III, p. 372—378.

3) Ibid. III, p. 379—380.

Zeuge seiner standhaften Liebe zum Guten, seiner unerschöpflichen Güte, seiner edelmüthigen Opferwilligkeit, wenn sein eigener Vortheil dem des Volkes gegenüber stand, seiner strengen Sparsamkeit bei allen Ausgaben, die bloß ihn betrafen, der Reinheit seiner Sitten mitten in einem verdorbenen Jahrhundert und unter den ansteckendsten Beispielen. Ich war Zeuge seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit in Erfüllung dessen, was er für seine Pflicht hielt, und seines Abscheues vor allen Gewaltthaten, welche schlaue Menschen mit dem Namen Staatsstreich bezeichnen, und die ihn unfehlbar vor dem Los beschützt hätten, das seiner wartete, wenn er sich nicht standhaft stets dagegen gestraußt hätte. Ich will meinem Jahrhundert, ich will der Nachwelt sagen: Ludwig war zwar kein großer König, aber er war ein Mann von Ehre und ein guter Fürst. Die Franzosen hätten unter seiner Regierung die Monarchie auf den wahren Grundlagen neu gestalten können, Ludwig hätte alles gutgeheißen und genehmigt. Der Blick auf ein Volk, das glücklich und durch ihn glücklich war, hätte ihn für alles entschädigt. Aber dieselben Franzosen, die sich einem unbegreiflichen Geiste des Schwindels ergaben, verstanden weder den Wert des Mannes zu begreifen, noch sich eines solchen Königs würdig zu zeigen.“¹⁾ Wenn jemand beim Anblicke seines großen und unverdienten Leids gegen die Vorsehung zu murren sich versucht fühlte, so möchten wir ihm die Worte der Schrift entgegenhalten: „Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand und keine Qual rührt sie an. In den Augen der Thoren scheinen sie zu sterben und ihr Hingang wird für ein Glück gehalten, aber sie sind im Frieden und empfangen ein großes Glück, denn Gott prüfte sie und fand sie seiner würdig. Der Herr eilt mit der Seele des Guten aus der Mitte der Bösen hinweg, damit nicht Bosheit seine Sinne verkehre, noch Trug seine Seele verführe.“²⁾ —

Urtheile über den Königsmord.

Der Convent erließ ein Sendschreiben³⁾ an die Nation zur Rechtfertigung des Geschehenen.⁴⁾ Es beginnt mit den Worten: „Bürger! der Tyrann ist todt. Schon längst haben die Schlachtopfer, mit denen Krieg und innere Zwietracht Frankreich und Europa bedeckten, laut wider sein Dasein geschrien. Er hat seine Strafe erlitten und das Volk hat keinen andern Laut hören lassen, als sein Jubelgeschrei für die Republik und die Freiheit“ — und stellt nur Gutes als Folge des Königsmordes in Aussicht, welcher durch das Urtheil des Conventes Urtheil des ganzen Volkes geworden sei: „Dieses End-

1) Als Dauphin hieß Ludwig XVI. le Desiré; er selber wünschte den Beinamen le Sévère; als er König wurde, nannte man ihn le Juste, le Bienfaisant, le Père du peuple. Der Wahnsinn der Revolution nannte ihn le Tyran, welches niemand weniger verdiente, als er.

2) Weisheit Salomons, Cap. III, 1—3; IV, 11—13.

3) Adresse au peuple français, telle qu'elle a été adoptée par la convention, dans la séance du 23 Janvier, sur la rédaction proposée par Barrère. — Buchez et Roux, l. c. p. 349—354.

4) Es ist von Barrère verfaßt und unterschrieben von Vergniaud, als Präsidenten, und Bancal, Gorsas, Salles, Lejage, Dufrique-Balazé, als Secretären.

urtheil gehört jedem von uns ganz an, sowie es der ganzen Nation angehört. Den Convent und das Volk muß hinfort nur ein Geist, ein Gefühl befehlen, das der bürgerlichen Freiheit und Brüderlichkeit.“

Dieses Freudengeschrei des gasconischen Lügners stand im schneidendsten Widerspruch mit der Wirklichkeit. Die Stimmung in Paris war gedrückt, die Frauen zitterten, wenn man vor ihnen das entsetzliche Ereignis nur erwähnte. Wie viel Thränen flossen um das edle Opfer in der Stille! Wie gedrückt war das Gewissen seiner Richter. Bergniaud erzählte einem Freunde, wie das blutige Bild des Königs in der Nacht vor ihm erschien und das abgeschchnittene Haupt zuerst Worte des Vorwurfs, dann der Verzeihung murmelte. Ebenso gedrückt war die Stimmung auf dem Lande.

Dumouriez erzählt, wie er auf der Reise nach dem Norden das Volk überfall bestürzt über den Tod des Königs gefunden habe und mit Furcht¹⁾ und Abscheu vor den Jakobinern erfüllt. Wie Weiterblickende überzeugt waren, daß mit Ludwig XVI. nicht die Monarchie getödtet sei, daß die Franzosen vielmehr statt dieses milden Königs Naturnothwendig jetzt einen harten Dränger bekommen würden, zeigen auch die Denkwürdigkeiten des Generals, der 1793 voraussagte, was 1799 bis 1814 harte Wirklichkeit geworden ist.²⁾ „Die Ungeheuer haben Ludwig XVI. zwar gemordet, allein sie haben den König wieder eingesetzt. Sie bleiben nicht ohne König — er mag kommen, woher er will; eben dieses leichtsinnige, wetterwendische und in all seinen Gefühlen und Gesinnungen übertriebene Volk, das seinen König richtete, wird dessen Richter, die verruchten Jakobiner, dem Schwerte überliefern oder sie selbst hinrichten; es wird von einem Extrem ins andere verfallen und bald neue Könige anbeten. Alles Vernünftige, was seit drei Jahren zur Wiederherstellung der Freiheit geschehen ist, wird verloren sein und Frankreich wird den Anblick einer mit Verbrechen und Schande bedrohten, verstümmelten, zertrümmerten Monarchie gewähren, worin der eiserne Despotismus noch lange mit der verheerenden Unbändigkeit zu kämpfen haben wird, ehe die Regierung der Geseze wieder hergestellt werden kann, die aber nicht das Volk gemacht haben wird. Dieses ganze Menschenalter, selbst die Kinder, die es in sich schließt, werden für die aufgehäuften Greuel dieser vier Jahre der französischen Geschichte, denen die Nachwelt einst allen Glauben versagen wird, schrecklich büßen müssen.“

Wie starkfühlende Menschen über die Bluttthat sich entsetzten, zeigen die vielen Selbstmorde, die raschen Todesfälle auf die Nachricht von der Hinrichtung, zeigt auch die Ermordung des Abgeordneten Lepelletier-Saint-Fargeau.

Dieser, aus einer alten Familie, feinerich, vor der Revolution Präsident am Parlamente in Paris, wegen seines lockeren Lebenswandels, aber auch wegen

¹⁾ Ein Brief aus Amiens, Januar 1793, sagt: „Das Begraben der Metalle gibt den Maßstab des öffentlichen Vertrauens: zur Zeit der constituirenden Versammlung begann man sein Gold zu vergraben, unter der Legislativen verstaubte man sorgfältig sein Silber, jetzt unter dem Convent bringt man alle Metalle, die man hat, in Sicherheit: das eiserne Zeitalter waltet jetzt, alle andern Metalle sind verschwunden.“ — Un séjour en France de 1792 à 1795, p. 54.

²⁾ Dumouriez, Mémoires, III, p. 236—237. Politischer Fernblick ist hier unverkennbar.

seiner Gutmüthigkeit bekannt, war in der Constituierenden einer der letzten Adeligen, welche dem dritten Stande sich anschlossen; dann gerieth er aber in innigere Verbindung mit Orleans und gieng mit starken Schritten auf die Seite des Volkes über, schmeichelte den Jakobinern, bei denen er zuweilen die Sitzungen leitete und diese ihn hinwieder mit Artigkeiten in ihrer Art überhäufte, denn er verfügte nahezu über alle Stimmen aus seiner Heimat, ungefähr zwölf. Im Prozesse des Königs versprach er zuerst den Royalisten, gegen den Tod Ludwigs zu stimmen, wie er überhaupt gegen die Todesstrafe war; davon erfuhren aber die Jakobiner und bei einem Bankette erhielt Orleans von ihm das Versprechen, daß er für den Tod des Königs stimmen werde; die einstige Verheiratung von Louis Philippe mit Lepelletiers Tochter soll der Blutpreis gewesen sein. Im ganzen soll er den Jakobinern 26 Stimmen verschafft und seinen Freunden bemerkt haben: „Wenn man 600.000 Francs Renten besitzt, so muß man auf der Spitze des Berges oder in Koblenz sein.“

Lepelletier erhielt den Lohn für seinen Abfall von einem ehemaligen Leibwächter des Königs, Namens Paris, den die Nachricht von der Verurtheilung Ludwigs zum Entschlusse brachte, den Herzog von Orleans zu tödten. Er suchte ihn am 20. Januar abends im Palais Royal, wo er beim Restaurateur Febrier in den Kellerräumen abstieg. Gerade speiste dort Lepelletier. Paris hörte den Namen; da trat er auf seinen Tisch zu mit der Frage: „Heißen Sie Saint-Fargeau? Sie haben gewiß nicht für den Tod des Königs gestimmt, denn Sie haben das Gesicht eines ehrlichen Mannes?“ — „Allerdings habe ich für den Tod des Königs gestimmt, weil meine Überzeugung es verlangte“, antwortete Lepelletier. — „Da ist der Lohn dafür!“ rief Paris und stach ihn rasch in die linke Seite. Lepelletier stürzte zu Boden, das Getöse rief den Wirt herbei, der sogleich den Mörder am Arm faßte; aber Paris war stärker und entkam durch die Gänge. Einige Minuten darauf verschied Lepelletier mit den Worten: „Mich friert's.“¹⁾ Die Jakobiner aber legten ihm die Worte in den Mund, die er niemals gesprochen hat: „Ich bin froh, daß ich mein Blut für das Vaterland vergießen kann. Ich hoffe, daß es die Freiheit und Gleichheit befestigen und zur Bekanntwerdung seiner Feinde führen wird.“²⁾

Am 21. Januar — eben führte Bergniaud den Vorfiz und empfing in der Nähe der König den Todesstreich — verhandelte der Convent über den Mord Lepelletiers und warfen die Jakobiner den Girondisten die Schuld zu; im Einverständnisse mit den Royalisten sei diese That vollbracht worden, im Hass gegen den Berg und gegen die, welche für den Tod des Tyrannen gestimmt hätten. Einige wollten sogar selber angegriffen worden sein auf Anstiften Rolands und Pétions.³⁾ Barrère beantragte, daß binnen 24 Stunden nach dem Tyrannen seine Mitschuldigen ihr Haupt auf das Schafott tragen sollten und daß man Lepelletier im Pantheon begrabe, denn in seiner Person sei die ganze Nation angetastet worden. Robespierre hielt Lepelletier, als Märtyrer der Freiheit, noch eine Lobrede und wies auf seinen Entwurf eines Strafgesetzes und seinen Entwurf zu einer nationalen Erziehung hin, konnte

¹⁾ „J'ai froid.“

²⁾ Buchez et Roux, I, c. XXIV, p. 1—10.

³⁾ Brissot à ses commettans. — Buchez et Roux, I, c. XXVI, p. 19.

es aber nicht unterlassen, zugleich die Gironde anzugreifen.¹⁾ Pétion wollte antworten, vermochte es aber nicht vor dem Geschrei: „Verleumder, Feigling!“

Paris trieb sich noch acht Tage im Palais Royal um, dann suchte er nach England zu entkommen. In Forges-les-Bains, wo er übernachtete, machte er sich aber durch seine Reden als Royalist verdächtig. Während er am Morgen noch im Bette lag, kamen Gemeinderäthe mit Gendarmen, um ihn zu verhaften, und verlangten seinen Paß. „Ich habe keinen!“ rief er, nahm eine Pistole heraus und schloß sich die Kugel durch den Kopf. Auf seinem Herzen fand man sein Anstellungsdecret als Leibwächter des Königs — auf der Rückseite standen von seiner Hand die Worte: „Bei der schönen That, die ich vollbracht, als ich den Schurken Saint-Fargeau tödtete, hatte ich keinen Mitschuldigen. Wäre er mir nicht unter die Hände gekommen, so hätte ich die Erde wahrscheinlich vom Verwandtenmörder Orleans befreit.“ Die Leiche ward wie ein Nas in eine Grube geworfen.

Depelletiers Bestattung. Depelletier aber wurde mit den Ehren eines Heros bestattet. 100 Föderierte trugen den riesigen Katafalk, auf dem seine Leiche ruhte, bloß bis zur Hüfte bedeckt, die Wunde sichtbar. Die blutigen Kleider wurden auf Pfiken vorangetragen. Auf dem Vendôme-Platz, damals Pfikenplatz, setzte der Präsident des Conventes der Leiche eine Eichenkrone auf, durchzogen von Immortellen.²⁾ Im Pantheon redete der Bruder des Ermordeten das Volk an und schwor, er werde dem Hingegangenen gleichen wie der jüngere dem älteren Gracchus. Am andern Tage wurde Depelletiers achtjähriges Töchterlein in Trauerkleidern dem Convent vorgestellt und von diesem zur Adoptivtochter der Republik erklärt. Im ganzen bot dieser Mord einen willkommenen Anlaß zu einer Festlichkeit, um die düstere Stimmung, die seit dem Tode des Königs waltete, zu verschuchen. Natürlich gieng im Pantheon nicht ohne Eide ab, für die Freiheit und das Vaterland zu leben und zu sterben, und wurde Mirabeaus Standbild darin vom Volke zertrümmert.

England. In London traf die Nachricht vom Tode Ludwigs abends ein. Der Eindruck war tief, der Abscheu vor der That groß. Im Theater fangen die Zuschauer stehend das „Gott erhalte den König!“ und verließen dann das Haus. Am andern Morgen erhielt der französische Gesandte den Befehl abzureisen. Also Krieg mit England, aber auch Bürgerkrieg! Die Vendée erhebt sich. Berg und Gironde werfen auf einander den Verdacht, mit dem sie bisher den König peinigten; kein Vermittler ist mehr da, an dem sie ihren Haß fühlen können. Sie sind der Freiheit nie sicher und bekämpfen einander mit unverföhlichem Haffe. Über die Leiche des Königs schreitet der Tod auf die Gironde zu und über die Leichen der Girondisten auf den Berg — wie die nächsten Capitel zeigen werden. Es ist ein Rainsgeschlecht und alles wird gemein, seit das edelste Haupt unter dem Beile des Henkers gefallen ist.

¹⁾ Beide sind vollständig abgedruckt in der Hist. parlem., XXIV, p. 12—93.

²⁾ Die Ordnung des Leichenzuges: Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 7—10.

Die Folgen des Königsurdes.

Wir stehen im Januar 1793 — eines Jahres, welches ein entsetzliches Andenken in der Menschheit hinterlassen hat. Das Haupt des opferwilligsten, des gutmüthigsten der französischen Könige ist unter dem Beile des Henkers gefallen. Ein Bild, welches damals die Hand eines zuschauenden Künstlers entwarf¹⁾, stellt dar, wie die Mörder um das Schafott tanzten: sie erwarteten ja die Wiederkehr des goldenen Zeitalters, einer Zeit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten, sie sollten bald erfahren, wie das der Fluch einer bösen That sei, daß sie fortwährend Böses gebären müsse. Nicht ein Tyrann wurde gemordet, sondern die Freiheit, dagegen tauchte die schrecklichste der Tyrannen, die der Revolution empor. Das Ringen nach dem Volkswohl per fas atque nefas, ohne Rücksicht auf die ewigen Gesetze des Rechtes, führt stets zum Unheil. Statt des Überflusses, welchen die bethörten Franzosen erwarteten, kam die bitterste Noth, statt des Sinnes der Bruderliebe der blutigierigste Haß, statt des Vertrauens der Verdacht. Jeder mißtraute allen und alle einem jeden. Nie hat ein Volk mit mehr Eifer nach dem Glücke gerungen und sich dadurch tiefer in das Elend hineingearbeitet.

Der Convent sollte das Licht sein, welches dem Volke auf der Wanderung durch die Wüste vorangehe. Aber diese Leuchte war mit einem dichten Dunst des Hasses und der Eitelkeit umhüllt. Die Parteien glichen Gruppen von Gladiatoren, welche auf Leben und Tod mit dem Schwert gegeneinander losstürzen. Nirgends Mäßigung, auf beiden Seiten krampfhaft Aufregung.

Mercier, Mitglied des Conventes, erzählt:²⁾ „Das kann ich bezeugen: fünf oder sechs Tage nach der Hinrichtung des Königs, war die Mehrzahl der Abgeordneten, welche für den Tod gestimmt hatten, wie erschreckt über ihr eigenes

Stimmen im Convent.

¹⁾ Aus der Collection Hennequin, in der Bibliothèque impériale, abgedruckt in Dauban, La Démagogie en 1793 à Paris ou l'histoire, jour par jour, de l'année 1793 accompagnée de documents contemporains rares ou inédits, recueillis, mis en ordre etc. Paris 1868, p. 35.

²⁾ Mercier, Nouveau Paris, III, p. 7—9.

Thun; einer sah den andern mit Staunen an, sie hatten eine Art innerer Angst, welche bei einigen der Reue gleich. Bald suchten, bald nieden sie jene, welche der entgegengekehrten Ansicht gewesen waren; sie wagten nicht, sie zu fragen. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie sie sich zusammenthaten, wie sie leise miteinander redeten und wie unsere Annäherung sie in Verlegenheit brachte. Eines ist gewiß: in dieser Zeit trat eine vollständige Spaltung ein zwischen denen, welche für oder gegen den Tod gestimmt hatten; der Haß wuchs, die Feindschaft erhitzte sich, die verdeckten oder offenen Vorwürfe nahmen einen erschrecklichen Charakter an und — zuletzt bedrohte die Hinrichtung des Königs alle jene, welche ihn davor hatten retten wollen. Auf ihre kecken und unverschämten Drohungen sagten wir ihnen zwar spät, aber dennoch niederschmetternde Wahrheiten ins Gesicht. Wir hatten jetzt auch keine Schonung mehr gegen Collegen, die uns Kleingeister zu nennen und uns zu beschimpfen und uns dem Haße des Pöbels hinzuwerten wagten. Es gab fortan keine Gemeinschaft mehr zwischen uns, weil sie unsere Ansicht nicht gelten lassen wollten. Weil sie Ludwig XVI. den Kopf heruntergeschlagen hatten, wollten sie auf derselben Stelle ihre Collegen enthaupten. Es war ein Fieber der Wuth, der Rache und des Ingrimmes, und ich glaube, daß sie viel mehr Angst für sich selber, als republikanische Gesinnung hatten. Bei mehreren entdeckte ich tiefe Gewissensbisse: Desachy, ein milder, rechtschaffener und bescheidener, in der Geschichte bewandeter Mann, ist vor Kummer gestorben. So sind die Menschen, sie werden erregt und lassen sich wider ihren Willen fortreißen, geben den Leidenschaften anderer nach und haben nicht den Muth einer eigenen Meinung; es gibt sehr wenige, die ihren Charakter zu wahren verstehen, wenn alles um sie herum droht, knirscht und tobt.

„Alle Girondisten“, fährt Mercier fort, „waren über ihre nutzlose Klugheit betrübt; sie bereuten den falschen Weg, welchen sie durch ihre Berufung an das Volk eingeschlagen hatten. Sie sahen, wie ihre Gegner sich in reißende Tiger verwandelten. Sie hatten nicht den Muth, welcher der Gefahr entgegengeht und sie herausfordert. Sie glaubten an die Einsicht, an die Weisheit, an die Stärke der Nation, die zu ihren Gunsten sich regen würde. Aber die unentschiedene und über dieses große Ereignis sich selber spaltende Nation verstand nicht, wen sie losprechen, wen verdammen sollte; sie überließ die verschiedenen Parteien des Conventes ihrem eigenen Schicksal und erwartete mit einer unbegreiflichen und für sie verhängnisvollen Theilnahmslosigkeit die Entscheidung.“

Allein die Zwietracht steigerte sich nicht bloß in dem Convent, sondern im ganzen Lande: überall das wilde Ringen der Parteien.

Hören wir eine Stimme aus der zweiten Stadt Frankreichs, aus Lyon. Alexandre des Echerolles schreibt:¹⁾ „Der Winter verging in großer Angst, der Mord des Königs steigerte sie aufs höchste. Wo sollten nach einem solchen Verbrechen die Frevel aufhören! In einen dichten Trauerjchleier schien die Stadt gehüllt, ein tiefes Schweigen herrschte auf den Straßen. Die Trauer war

¹⁾ Sie war die Tochter des Maréchal de Camp (= Brigadiers) Des Echerolles und brachte das Jahr 1793 in Lyon zu. Ihre Erlebnisse schildert sie in dem 1843 in Moutins-sur-Allier (ihrer Heimat) erschienenen Buche: „Quelques années de ma vie“, das 1881 unter dem Titel: „Une famille noble sous la terreur“ in zweiter Auflage von René de Despinasse (de l'Ecole des Chartes) in Paris herausgegeben wurde. Der Hauch der Wahrheit weht den Leser von jeder Seite an. Mehrere Porträts darin sind wahre Meisterstücke.

in den Familien, jede hatte ihr Haupt verloren. Wir brachten den Tag in Thränen zu, die Herzen waren trostlos, und man fragte sich gegenseitig, wie wird jetzt unser Los sein? — Der Schrecken machte sich bis in die abgelegenste Behausung geltend, kein Zufluchtsort schützte vor ihm: er pochte an alle Thore. Wie könnte ich den Schrecken malen, welcher Pinsel könnte ihn je treu darstellen? Das Wort faßt alle Arten von Sorgen, Beängstigungen, von Furcht in sich, mit denen es jedes edle Herz erfüllte: die immer häufiger werdenden Hausdurchsuchungen belästigten zu jeder Stunde die Bürger. Diese neue Art von Folter gestattete den Unglücklichen kaum, ihren Kummer und ihre stillen Thränen den einsamen Mauern ihrer niedrigen Wohnung anzuvertrauen. Man wählte für diese peinlichen Besuche die Nacht, mit Vorliebe die Nacht, als am geeignetsten, die Stärke des Schreckens zu vermehren. Das Dunkel steigerte das Entsetzen, die Gefahr schien riesig zu werden. Schildwachen, die von einem Haus zum andern aufgestellt waren, wackten plötzlich durch ihre dumpfen Schreie, welche von Mund zu Mund in den schlecht erleuchteten Straßen nachgerufen wurden, die Leute; dann schlug man heftig an die Thore. Die geringste Fögerung zu öffnen, reizte die Ungeduld und den Horn; Commissäre und Soldaten schrien durcheinander. O Nächte voll Schrecken, in denen die Ungewissheit über das bevorstehende Schicksal ein Leid auf das andere häufte. Dazu kamen düstere Gerüchte von Plänen, welche die Jakobiner in geheimen Versammlungen entwarfen — sie kamen öfter zusammen und immer geheim und zeigten eine fieberhafte Thätigkeit, man fühlte sich von einem unsichtbaren Bunde bedroht und Bangigkeit beschlich auch die muthigsten Herzen. Endlich kam man in den Besitz der Liste der von ihnen dem Tode Geweihten, es waren die Reichen, die Gemäßigten, die Frommen, die Verwandten der Auswanderer, und ihres Grundplanes: „Das Beil der Revolution muß schlagen, bis die Stadt auf eine kleine Zahl Erwählter heruntergebracht ist, die ganz nur für die Republik leben und würdig sind, das Werk der Wiedergeburt Lyons zu vollenden.“ — Also begann mit der Hinrichtung des Königs eine Zeit des Blutes und des Schreckens.

Aus einer großen Stadt des Nordens, aus Amiens, haben wir ausgezeichnete Berichte über die Stimmung jener Tage in den Briefen einer sehr gebildeten Engländerin.¹⁾ „Der Franzose tröstet gern andere und sich selber über ein Unglück. Dieser Charakterzug erhält den Reichen in Ruhe und macht den Armen stark, sein Elend zu ertragen. So kommt es, daß der einzelne sein Leid erträgt, und daß alle ruhig dem allgemeinen Glende sich fügen, unter dessen Druck jedes andere Volk erliegen würde. — Sie wagen über den Despotismus nicht zu murren, man sieht sie nur, wie sie mit traurigem Gesichte einander zuflüstern und die Achseln zucken. Die allgemeine Unzufriedenheit hat ihre eigenthümliche, aber wohl verständliche Sprache erfunden. So hört man, wie der eine dem andern zuflüstert: ‚Ach Gott! man ist jetzt sehr unglücklich!‘ oder ‚Wir sind in einer sehr kritischen Lage‘, oder ‚Ich möchte, diese Geschichte nähme einmal ein Ende!‘ — da kann man sicher sein, daß dieser die Wiederherstellung der Monarchie wünscht und mit gleichem Eifer hofft, es noch zu erleben, daß der Convent gehängt wird. Doch verdunstet ihr Muth in solchen Äußerungen; sie gestehen zu, daß ihr Land zugrunde gerichtet ist, und daß sie von Schurken regiert werden. Dann gehen sie nach Hause und vergraben, was sie noch Wertvolles haben. Ist das geschehen, so empfangen sie mit feigem Gehorsam die Commissäre, welche ihr Haus durch-

¹⁾ Un Séjour en France de 1792 à 1795. Lettres d'un témoin de la Révolution française, traduites par Taine. Paris 1873, p. 56—57.

²⁾ Ibid. p. 64.

suchen.“ — „Unter der constituierenden Versammlung begann man das Gold zu vergraben, unter der Legislativen das Silber, unter dem Convent das Kupfergeld. Das Volk hat solches Mißtrauen gegen das Papiergeld, daß eine Hausfrau keines der Soustücke weggibt, ehe sie ihre letzte Assignate gewechselt hat. Die Reichen vergraben dieses Kupfergeld mit größtem Eifer. Jetzt herrschte das eiserne Zeitalter¹⁾ — alle übrigen Metalle, außer dem Eisen, sind verschwunden. — Die Tyrannei steht jetzt fest, der Druck ist systematisch und allgemein. In jedem Departement ist ein Bevollmächtigter des Convents, mit unumschränkter Macht — oft auch mehrere. Hier in Amiens haben wir deren jetzt zwei, die verhaften lassen nach Gutdünken; vor einigen Tagen sind 21 Bürger eingesperrt worden, ohne daß man ihnen einen Grund angab. — Hausdurchsuchungen, unter dem Vorwande, es seien widerspenstige Geistliche verborgen, finden jede Nacht statt. Die Thore sind geschlossen, selbst die Bewohner der Vorstädte finden nur gegen einen Schein Einlaß. Die Bauern, welche am Morgen Lebensmittel in die Stadt bringen, müssen einen Paß vorweisen, in welchem nicht bloß sie, sondern auch ihre Pferde genau beschrieben sind.“²⁾ —

Der Berg bedrängt die Gironde.

Aus Feigheit hat die Gironde den König geopfert — dafür wurde sie in den Augen ihrer Gegner verächtlich und verlor jeden Tag an Einfluß und Macht. Die Bergmänner giengen kühn zum Angriff über, und die Vertheidigung der Girondisten wurde mit jedem Tag matter.

Zuerst ward ihnen der Sicherheits-Ausschuß entziffen.

Am 22. Januar pries Robespierre den von Paris ermordeten Depelletier als Märtyrer der Freiheit, der namentlich von den Girondisten verleumdet worden wäre, und forderte, man solle die Rechnungen Rolands prüfen. Bétion, welcher diesen vertheidigen wollte, wurde als Feigling und Verleumder niedergeschrien. Mit dem Schein, als wolle er von den inneren Streitigkeiten ablenken, brachte Danton die Erneuerung des Sicherheits-Ausschusses, der hohen Polizei der gesammten Republik, die bisher in den Händen der Girondisten war, in Anregung. „Der Tyrann ist todt, richten wir all unsere Kraft jetzt auf den Krieg! Bekämpfen wir Europa, aber ordnen wir zugleich den Sicherheits-Ausschuß so, daß er auf der Höhe seines Berufes steht! Verbannen wir die steten Bänkereien, sonst weiß Frankreich bald nicht mehr, wem es vertrauen soll. Was mich anlangt, so bin ich fern von aller Leidenschaft: ich beschwöre jene, die mich kennen, zu sagen, ob ich ein Blutsäufer bin. Was habe ich nicht alles gethan, um den Geist des Friedens und der Versöhnung in der Regierung zu erhalten! Ich habe nur einen Wunsch, den, für mein Vaterland zu sterben. Die beste Weise übrigens, Depelletiers Andenken zu ehren, ist der Schwur, daß wir uns nie trennen wollen, bevor wir der Republik eine Verfassung gegeben haben.“ — Darauf antwortet sein Vertrauter Fabre d'Églantine:³⁾

¹⁾ Un Séjour en France, l. c. p. 54.

²⁾ Ibid. p. 64—65.

³⁾ Journal des débats et décrets, Nr. 126, p. 304. — Mortimer-Ternaux, l. c. VI, p. 3—7.

„Der Sicherheits-Ausschuß hat gegenwärtig zu viele Mitglieder und kann darum nichts leisten; auch besitzt er das Vertrauen der Nation nicht.“ — Als bald beschließt der Convent, den Ausschuß sogleich zu erneuern, auch solle er künftig nur aus zwölf Mitgliedern bestehen. Thuriot verlangt das Ende des Bureau des öffentlichen Geistes, und daß Roland Rechnung über die dafür bestimmten Gelder ablege. Auch dieser Antrag wird angenommen.

Vergebens bringt Buzot die Verbannung der Orleans wieder in Frage, über die ja nach dem Tode des Königs entschieden werden sollte. Am Abend wird auf die alsbaldige Wahl gedrungen: zwölf Namen solle jeder mit seiner Unterschrift in eine Urne legen. Die Girondisten klagen wegen Übereilung, viele enthalten sich der Wahl. Von 749 Mitgliedern, aus denen der Convent besteht, nehmen 294 an der Wahl Antheil und lauter Bergmänner werden gewählt: mit den meisten Stimmen, mit nur 174, Bazire und dann folgen Lamarque, Chabot, Legendre, Bernard de Saintes, Rovere, Ruamps, Maribon-Montaut, Tallien, Ingrand, Jean Débry, Duhem, welcher die wenigsten, nur 106 Stimmen, hatte.

Einen Gegenschlag sollte Roland führen. Am 23. Januar¹⁾ — Vergniaud hatte den Vorsitz — wurde sein Schreiben überreicht,²⁾ worin er sein Ministerium niederlegte: alle seine Pflichten habe er erfüllt, seine Rechnungen lägen bei; aber er könne die allgemeine Rechnung, die am 1. Februar abgegeben werden solle, nicht unterschreiben; denn er habe namentlich in Bezug auf die Armeelieferungen niemals sichere Einsicht in dieselben erlangt.

Dann schildert Roland mit hohem Eigenlob seine emsige Thätigkeit für den Staat: „Der Freiheit mich weihend, selbst unter dem Despotismus; zu einfach in meinen Sitten, um Geld zu bedürfen; zu alt, um etwas anderes als den Ruhm zu begehren; leidenschaftlich für das Gemeinwohl, das mein höchstes Ziel ist: habe ich stets mit jenem Eifer und mit jener Festigkeit gearbeitet, welche vor keinem Hindernis zurückschrecken.“ Dann klagt Roland über Verleumdung und Undank und betont, daß man nicht mit Erfolg wirken könne, wo man kein Vertrauen finde, und schließt mit den stolzen Worten seinen Bericht über die herrschenden Mißstände: „Für das, was ich hier sage, setze ich meinen Kopf zum Pfand. — Das Volk soll einmal erfahren, wer es gut mit ihm meint und wer sein Unglück ist. — Nachdem ich hier mein Amt niederlege, mögen meine Verleumder über mich herfallen: — ich zeige mich meinen Zeitgenossen wie der Nachwelt mit meinen Werken — diese sprechen für mich.“ Kein Mensch liest sie heute mehr. Man spottet über seinen Begriff von Kunst, über die Erfindungen, auf welche er eitel war. So schlug er 1787 in der Akademie zu Lyon vor, man solle die Leichen, für welche man auf den Kirchhöfen nicht leicht mehr Platz finde, kochen und Öl daraus bereiten. „Was machen Sie dann aus den Knochen?“ fragte ihn Guillon:³⁾ „Phosphoräures Salz.“ Selbst Madame Roland, die „den alten Weisen“ sonst bewunderte, mußte darüber lachen. Als die Akademie von Villafranca 1788 auch seinen Vorschlag verwarf, man möge die Preisfrage stellen, ob man nicht die Todtengerichte wie bei den alten Ägyptern wieder ein-

¹⁾ Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XXIII, p. 365—371.

²⁾ Réimpression de l'ancien „Moniteur“, vol. XV, p. 271—274.

³⁾ Abbé Guillon, Mém. sur le siège de Lyon, I, p. 58.

führen solle, so war der eitle Mann dadurch so sehr beleidigt, daß er keine Sitzung mehr besuchte.

Die Girondillen hatten erwartet, daß man Roland als unentbehrlich bitten werde, im Amte zu bleiben. Aber kein Antrag der Art wurde gestellt, ja nur mit Mühe kam der Beschluß zustande, daß sein Bericht gedruckt werden solle.¹⁾ Der eitle Mann war abgenüßt, doch nicht der Haß der Jakobiner gegen ihn ermattet: sie verzögerten die Prüfung seiner Rechnungen und banden ihn dadurch an Paris, bis sie wagen konnten, gegen ihn und seine Frau einen Verhaftsbefehl zu erlassen.²⁾

Nicht minder verhaßt hatte sich Kersaint durch seinen Brief an den Convent gemacht.³⁾ Zur Verantwortung vorgefordert, weil er Abgeordnete wegen ihrer Ansichten angeschuldigt habe, erklärte er am 22. Januar im Convent: „Ja, ich gestehe es, das größte Opfer, was ich meinem Vaterlande bringen konnte, war, mich auf dieselbe Bank neben Marat zu setzen, neben diesen Menschen, der so fett war, drücken zu lassen, daß man noch 250.000 Mitbürger erwürgen müsse, und der auf der Rednerbühne diesen schrecklichen Plan wieder aussprach. Habt ihr in ihm die Freiheit der Meinung geachtet, so achtet sie in gleicher Weise auch in mir.“⁴⁾ — Diese Kühnheit ward Kersaint nie verziehen, am 5. December 1793 wurde er dafür hingerichtet.

Für Kersaint und Roland nahm die Gironde an Danton und Bache Theil. Bei der Wahl zum Präsidenten nach Bergniauds Abgang erhielt Danton nur 150, Rabaut-Saint-Etienne dagegen 175 Stimmen.⁵⁾ Gegen den Kriegsminister Bache wurden so viele Klagen laut, daß ein eigener Ausschuß sein Betragen untersuchen sollte. Es stellte sich bald heraus, daß er die Armee in Belgien, damals die wichtigste, ganz vergessen hatte.

Salles zieh Bache in längerer Rede der Unfähigkeit oder des Betruges und fragte zum Schluß: „Was macht denn der Mensch, der diese ungeheure Maschine leitet und so viele Anschuldigungen auf sich kommen läßt, ohne daß er sich auch nur rühren zu wollen scheint?“ — Die Klagen wurden so ernst über seine Unfähigkeit und seine Verschleuderung von Staatsgeldern, daß selbst der Feind der Jakobiner und ihres Anhangs ihn nicht zu retten vermochte. Über 200 Millionen konnte er gar keine Auskunft geben. Eine Abordnung der sogenannten Vertheidiger der Republik sagte vergebens vor dem Convent: „Bache ist ein Republikaner, er hat stets seine Pflicht gethan, er hat geschworen, auf seinem Posten zu sterben — und doch wollt ihr ihn absetzen.“⁶⁾

Am 2. Februar 1793 wurde die neue Einrichtung des Kriegsministeriums beschlossen, und der erste Satz derselben lautete: „Der gegenwärtige Minister muß abtreten, morgen soll eine neue Liste der Candidaten durch Abstimmung aufgestellt und am Montag durch Namensaufruf die Wahl vorgenommen werden.“ Beurnonville wurde mit 386 Stimmen von 600 erwählt.⁷⁾

1) Buchez et Roux, l. c. XXXII, p. 371—373.

2) Dumouriez, Mémoires, III, p. 374—377.

3) Vgl. weiter oben.

4) Mortimer-Ternaux, l. c. VI, p. 41.

5) Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 420.

6) Ibid. XXIV, p. 190. „Le ministre actuel de la guerre sera changé.“

7) Ibid. XXIV, p. 280.

Die Jakobiner brachten ihren treuen Diener Bache in eine andere, nicht minder wichtige Stelle. Chambon war seit der Theatergeschichte des Laya¹⁾ das Amt eines Maire verleidet, am 2. Februar legte er unter dem Vorwand von Kränklichkeit seine Stelle nieder. Die Jakobiner stellten Bache als Candidaten auf, und da niemand ihnen entgegenzutreten wagte, wurde er mit 11.881 Stimmen, das heißt von einem Fünftel der Wähler, zum Maire erkoren. Die Girondisten sollten bald fühlen, welche Macht der Bürgermeister besaß und wie er sie haßte.

Keine Woche, oft kein Tag verging ohne einen erbitterten Partekampf im Convent. Der neue Sicherheits-Ausschuß läßt, 27. Januar, Generalmarsch schlagen und in der Umgebung des Palais Royal von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens Hausdurchsuchung halten — bei 6000 Häfflinge werden zusammengebracht. Im Volke geht das Gerüde, daß neue Morde in den Gefängnissen bevorstehen.²⁾ Die Verhafteten wurden meist sogleich wieder entlassen, aber über die Festhaltung eines ehrenwerten freimüthigen Journalisten, Nicole, beschwerte sich Brissot. Was hat dieser Mann verbrochen? Er hat den Satz drucken lassen: „Das Verzeichniß der Männer des Sicherheits-Ausschusses ist bedeckt mit den Namen von Bazire, Chabot und anderer Blutmenschen, welche in diesem Augenblicke über Ehre, Leben und Vermögen ihrer Mitbürger unbedingt verfügen. Dieser Ausschuß gleicht dem der Zehn in Venedig: sie dürfen nur sagen ‚Erdolcht!‘ und man erdolcht.“ Diese Vorfälle gaben dem feurigen Buzot Anlaß im Convent den Bergmännern vorzuwerfen: „Ihr redet von Eintracht, aber ihr beschimpft und verleumdete eure Collegen beharrlich. Die Mitbürger sehen mit Schrecken einander an. Alle Herzen sind verschlossen, der Freund kennt den Freund nicht mehr. Jeder zittert davor, in die Abtei geschickt zu werden, wo man wieder die Schrecken der Septembertage erwartet. Die individuelle Freiheit besteht nicht mehr, seit durch einen Partekrieg der Sicherheits-Ausschuß auf zwölf Mitglieder herabgemindert worden ist.“ Auf ein Anbringen, den Sicherheits-Ausschuß zu erneuern, gab Marat zur Antwort: „Nein, er wird nicht erneuert; er ist gut dazu, um Schurken, wie ihr seid, zu überwachen.“³⁾

Solche Vorwürfe mußten sich die Girondisten gefallen lassen. Aus Barbarou⁴⁾ Beschwerden im Convente geht hervor, daß ihn der Sicherheits-Ausschuß überwachen und seine Briefe auf der Post eröffnen ließ, zur selben Zeit, wo die Untersuchung gegen die Septembertöchter niedergeschlagen und die Commissäre, die in den Septembertagen in den Departements zu Mord und Raub aufgereizt hatten, freigelassen wurden.⁴⁾ —

Die Noth an Lebensmitteln in Paris.

Der Winter war hart und die Noth groß in Paris. Früher hatte man das Volk immer getröstet mit den guten Zeiten, die kommen würden, wäre der Tyrann einmal bestraft. Jetzt war der arme König gemordet, aber die

1) Vgl. oben S. 518 dieses Bandes.

2) Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 456.

3) Mortimer-Ternaux, l. c. VI, p. 29.

4) Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 268—271.

Chambon dankt ab.

Bache wird Maire.

Sicherheits-Ausschuß.

Nicole.

Buzot.

Marat.

Barbarou.

Noth in Paris.

Kersaint

Rabaut-Saint-Etienne.

Bache abgesetzt.

Beurnonville.

gute Zeit wollte nicht erscheinen — im Gegentheil wurde sie immer schlechter. Die Fabriken standen still, die Lebensmittel wurden immer theurer, Noth herrschte in vielen, Dürftigkeit in den meisten Haushaltungen. Durch die Kriegserklärung gegen England, Holland und Spanien hörte auch die Zufuhr von Lebensmitteln aus Amerika auf. Das Gedränge bei den Bäckerläden am Morgen war groß, es wurden drohende Reden laut. Der Convent wollte eine große Vorstellung von Männern, die sich Vertreter der Sectionen von Paris und der 84 Departements nannten, am 21. Januar nicht anhören; doch diese bestanden auf Zulassung, denn der Hunger kenne keine Vertagung. Marat beschwor den Convent, sie anzuhören, und so wurden sie am 22. Januar vorgelassen.

„Bürger und Gesetzgeber!“ hub ihr Sprecher an, „es ist nicht genug, daß ihr die Republik ausgerufen habt, daß Volk muß auch glücklich sein; es muß Brot haben, denn wenn es kein Brot hat, so gilt kein Gesetz, so gibt es keine Freiheit und keine Republik.“¹⁾ — Wir kommen mit neuen Ansichten über die Lebensmittelfrage, die einstimmig von jenen angenommen wurden, welche wir vertreten; wir legen sie euch vor, damit ihr ihnen durch ihre Annahme eine hohe Bedeutung verleihet. — Wir wissen, wir mißfallen euch nicht, wenn wir eure Irrthümer beleuchten und euch die Wahrheit sagen. Ein Redner hat von dieser Bühne herab den Satz ausgesprochen: „Wenn ihr den Verkehr der Lebensmittel hemmt, so ordnet ihr eine Hungersnoth an.“ Heißt aber das den Verkehr der Lebensmittel hemmen, wenn man den Mißbräuchen entgegentritt? — Ihr habt geklagt über die Aufregung im Volke wegen der Lebensmittel. Mehrere haben sie dem heillosen Bucher der Kornjuden zugeschrieben, und diese hatten recht. Ein Mitglied, das zu den Philosophen gezählt wird, hat hier ausgerufen, es sei traurig für die Freiheit, daß man den Bauern das Getreide wegnehme, das sei Verletzung des Eigenthums. Was man aber um einen anständigen Preis bezahlt, das nimmt man doch nicht weg. Wer weiß denn nicht, daß es im Getreidehandel Mißbräuche gibt, die man unterdrücken muß, wenn das Volk nicht Hungers sterben soll. — Gesetzgeber! Lüftet einmal den Schleier und betrachtet das entsetzliche Elend einer Anzahl von Familien, welche in der Einsamkeit weinen und bitten, ihre Thränen zu trocknen. Ihr habt den freien Verkehr des Getreides angeordnet, aber ihr habt nicht darauf gesehen, daß die Mißbräuche aufhören. Man hat gesagt, ein gutes Gesetz über die Lebensmittel ist unmöglich, das heißt, es ist unmöglich, die Staaten gut zu regieren, bis die Tyrannen niedergeschlagen sind. Bürger, ihr amtet hier zu unserem Heile oder zu unserem Verderben — ohne Zweifel wünscht ihr, daß es uns wohl ergeht. Wohlan, ihr habt nichts für uns gethan, so lange ihr nicht die Getreidewucherer niederschlagt, welche das Gesetz zu ihrer Bereicherung auf Kosten der Armen ausnutzen. Ja — wer zweifelt an dem Tod, wenn alle Hilfsquellen des Lebens schon erschöpft sind! Man hat euch gesagt, ein gutes Gesetz über die Lebensmittel sei unmöglich —, das heißt man muß verzweifeln an eurer Regentenweisheit. Wir aber wollen das Vertrauen in eure Einsicht nicht verlieren. Nein — ein gutes Gesetz ist nicht unmöglich. — Die Maßregeln, die wir euch vorschlagen, als Gesekartikel zum Gesetz vom 9. December, heißen: 1. Sechs Jahre Kettenstrafe für jeden Getreidehandel.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 263—265.

2. Gleiches Getreidemaß für das ganze Gebiet der Republik. 3. Unter Strafe von sechs Jahren Kettenhaft beim erstenmale und Todesstrafe beim zweitenmale darf kein Bauer oder Händler den Sack Weizen von 250 Pfund Gewicht theurer verkaufen als um 25 Livres.“ Das ist der erste Anlauf zum Maximum.

Kaum hatte dieser Redner gesprochen, so erhob sich sein Nachbar „im Namen der 48 Sectionen von Paris und der 84 Departements“. Loubet fragte voll Ärger, ob es denn in Frankreich zwei Convente, zwei Nationalvertretungen gebe. Der Präsident forderte die Vollmachten zu sehen. Beide Sprecher mußten beschämt eingestehen, daß sie keine hätten. Loubet warnte davor, daß man sich durch solche Heuchler täuschen lasse: Paris, welches die Wiege der Freiheit war, könnte leicht das Grab derselben werden. Die Zeit sei gekommen, vor welcher Vergniaud mit den Worten warnte: „Das Brot ist theuer, sagte man bisher, die Ursache liegt im Temple; wohlan, eines Tages wird man sagen: das Brot ist theuer, die Ursache davon liegt im Nationalconvent.“ — Mazuyer wies auf einen Club in Paris hin, der sich „Verein der Vertheidiger der Republik“ nenne und mit dem alle Sectionen von Paris in Verbindung stehen. Lamarque entschuldigt diesen Verein damit, daß ja auch ein Verein von Föderierten aus allen Departements zum Schutze des Conventes in Paris tage. Es half nicht, der Convent ermannte sich und beschloß die Verhaftung des ersten Sprechers, weil er vor dem Convente auf Vollmachten sich berufen habe, die er nicht vorweisen könne.¹⁾

Damit war aber die Noth der Lebensmittel in Paris nicht behoben, sie stieg mit jeder Woche, ja mit jedem Tage. Daran war mitzuschuldig die Umgebung. Um den Parisern billiges Brot zu verschaffen, lieferte das Verpflegungsamt²⁾ den Bäckern damals schon den Sack Mehl um acht Livres billiger, als es im Handel zu haben war, und hatte dadurch einen täglichen Verlust von 12.000 Francs. Die Leute aus den Vorstädten und aus der Umgebung bis zwanzig Lieues suchten durch Unterschleif nun auch billiges Brot und Mehl aus Paris sich zu verschaffen. Vergebens waren die Thore bewacht und wurden alle Wagen, welche aus der Stadt fuhren, unterjucht. Die Noth trieb zur List und Kühnheit und die Überwachung erwies sich erfolglos.³⁾ Damit wurden aber die Auslagen der Hauptstadt unerschwinglich, und in der Noth machte sie bei der Staatscasse Anleihen bis zu sechs Millionen Francs, die sie durch den Ertrag der Steuern zu ersetzen versprach. Aber das Erträgnis der Steuern wurde jeden Monat geringer, und wieder und wieder mußte sich die Hauptstadt um Hilfe an den Convent wenden.

Lanjuinais beschwerte sich, daß dadurch Frankreich steuerpflichtig werde, nicht bloß für Paris, sondern auch für seine Umgebung, und fragte mit Recht, warum die andern Franzosen theurer das Brot essen sollten als die Parier? Man verwöhne den Pöbel der Hauptstadt: er sei geneigt, alsbald über den Convent zu murren, und gebe dadurch der Commune eine große Macht in die Hand, und stellte den Antrag, der Stadt Paris zu verbieten, das Mehl unter dem

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 263—278.

²⁾ Administration des substances.

³⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. VI, p. 40—44.

Cambon. Marktpreis an die Bäcker zu liefern. Der Finanzminister Cambon aber half den Parisern: das Geld, so sie vom Convent begehrten, werde bald durch den Ertrag der Steuern gedeckt werden, — und weiter wurde der Stadt eine Million geliehen. Zum Danke dafür mahnte die Commune die Bürger zur Ruhe, um die Hoffnungen jener zu vereiteln, „welche Unruhen erregen und das Volk in Zustände der Verzweiflung und damit wieder in die Knechtschaft bringen wollten.“¹⁾ —

Communistischer Aufruhr Montag den 25. Februar 1793. Auflage Marats.

Aber die Ruhe währte nur so lange als die Million aushielt, nämlich einige Tage. Schon am 12. Februar 1793 machte das Volk seiner Stimmung Luft. Das Brot kostete, so wurde geklagt, den Bürgerinnen Thränen; die Wäscherinnen jammerten über den hohen Preis der Seife, jetzt 32 Sous das Pfund, während sie früher 16 Sous kostete. Auf ihre Beschwerde gab der Rath der Commune den Weibern zur Antwort: „Geht in den Convent!“

Mit dem Geschrei: „Brot und Seife!“ wollten die Weiber sonntags in den Convent einbringen, der ihnen aber erst auf Dienstag Zutritt versprach. . . „Wir kommen Montag wieder.“ riefen sie, „wir können unsere hungernden Kinder nicht auf den Dienstag vertrösten!“ Die Commune wußte, was bevorstand, that aber nichts; die Weiber jedoch handelten.²⁾ Montag früh sechs Uhr schon waren die Bäckerläden von Haufen von Weibern umdrängt. Um acht Uhr begaben sie sich zu den Kaufläden in der Straße Cinq-Diamans und Lombards. Männer gingen ihnen voraus, welche zu den Krämern sagten: „Haben Sie Zucker, Kaffee, Seife? Geben Sie ja diese Waren zu dem Preise, den man Ihnen bestimmen wird, wenn Sie wollen, daß man Ihr Eigenthum achte.“ Dann kamen die Weiber, mehrere hatten Pistolen im Gurte, andere trugen Bärte; mit anderen Worten: verkleidete Männer leiteten den Angriff. Man drang mit Hast in die Krämlläden, die Kaufleute mußten das Pfund Zucker um 20 Sous hergeben, Seife und Unschlittlichter um 12 Sous. Natürlich zahlten viele das nicht, was sie sich geben ließen: einige gingen schwer beladen hinweg, ohne den Beutel geöffnet zu haben. Ein Krämer, der Widerstand leisten wollte, wäre ermordet worden, hätte nicht der Anblick seiner beiden Kinder, die mit der Mutter herbeieiften, die Frevelustigen entwaffnet. Ein anderer gab seine Waren weg, ohne Geld dafür anzunehmen, verlangte aber, daß jeder, der in seinen Laden gedrungen, nur ein Pfund Waren mitnehme. Sofort beschuldigte man ihn, das Gewicht sei nicht richtig. Weiber, die weder verheiratet waren, noch Kinder hatten, sah man mehr denn zwanzig Pfund Brot „für ihre Familie“ forschleppen. Auch Brantwein und Honig wurde genascht; hatten sie ihre Lust gestillt, so verdarben diese Harpyen den Vorrath und schütteten ihn zu Boden.³⁾ Nach amtlichen Berichten wurden 1200 Kaufläden und Magazine geplündert.⁴⁾

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 262—278.

²⁾ Révolutions de Paris, Nr. 190. — Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 33—37.

³⁾ Débats de la Révolution, III, 238, 335, 352, 358.

⁴⁾ Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionszeit, II, p. 111.

Was thaten die Behörden? Unter ihren Augen wurde dem Stadthause gegenüber geplündert. Im Gemeinderathe hatte der abgefallene Priester Jakob Roux sogar die Rechttheit, die Blünderungen zu rechtfertigen. Pache und Chaumette kamen, die Blünderer kümmerten sich aber wenig um sie. Der Platzcommandant Santerre war in Versailles bei einer Musterung. Hätten die Behörden einschreiten wollen, der Kummel wäre schnell zu Ende gewesen. Man sprach von Aristokraten, welche mit der Mahnung, unter dem Könige hätten sie doch bessere Tage gehabt, das Volk aufreizten. Andere sagten, Brissot und Roland steckten dahinter aus Haß gegen Pache. Wieder andere behaupteten, Agenten des Auslandes reizten das Volk zu Unruhen auf, Lord Granville habe vor vierzehn Tagen schon im Parlament diesen Sturm angekündigt. Collot d'Herbois sagte geradezu, König Roland stecke dahinter, zwölf Millionen habe er in England angelegt; er suche jetzt Pache bloßzustellen.¹⁾ Daran war kein wahres Wort. Die Commune wollte dem Convent Schrecken einjagen, um weitere sieben Millionen für das Volk von Paris von ihm zu erlangen. Am Nachmittage wurde, was vorgehe, dem Convent gemeldet, welcher alsbald den Gemeinderath beauftragte, Generalmarsch schlagen zu lassen und die Ordnung wieder herzustellen. Das geschah auch, und es wurden einige Vierzig verhaftet, aber nicht die rechten; auch kam bei der Untersuchung nichts heraus.

Garat, Minister des Innern, der sichtlich mit den Jakobinern hält, erklärt zugleich, die beste Art derartigen Unruhen in Zukunft vorzubeugen, sei, die Hauptstadt hinlänglich mit Lebensmitteln zu versehen. Paris sei so wichtig und kein Opfer groß genug; der Convent möge daher wieder einen Vorschuß geben, welchen Paris durch einen Zuschlag der Steuern nach und nach decke. Thuriot hat schon einen Vorschlag abgefaßt, wonach der Convent der Hauptstadt sieben Millionen vorschleße. Der Antrag wird zum Beschluß erhoben. — Salles fordert umsonst, man solle den Antrag den 84 Departements vorlegen, denn diese hätten das Recht zu erfahren, was mit ihren Steuern gemacht werde. — Barbarouy verlangt vom Staat für seine Vaterstadt Marseille einen Vorschuß von 2,200.000 Francs, das Gemeindevermögen sei Bürgschaft dafür; außerdem habe Marseille einen Vorschuß von vierzehn Millionen an die Staatscasse. Als bald forderten auch andere Abgeordneten für ihre Departements Vorschüsse. Da wird nach der Tagesordnung gerufen. Loubet meint: „Was Tagesordnung? Ist denn das Volk der Departements nicht auch das Volk? Meinen denn die Pariser, wenn sie gespeist, hätten die Departements keinen Hunger mehr?“²⁾ — Auf Cambons Rath werden die Anträge Barbarouy' und anderer einem Ausschuß zur Begutachtung übergeben, das heißt, auf die lange Bank geschoben.

Spöttisch rief Lanjuinais: „Die Komödie ist jetzt aus, wir werden Ruhe haben, denn die Pariser haben ihre Millionen.“ Und alsbald trat auch Ruhe ein, der Gemeinderath erließ einen Aufruf zur Ordnung. Nur Jakob Roux erklärte, er hänge nach wie vor an den Grundsätzen Marats.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 347. — Dauban, Démagogie en 1793, p. 77 ff.

²⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 353.

Die Weiber.

25. Februar 1793.

Die Commune.

Garat.

Paris

erhält Vorschuß.

Loubet.

Cambon.

Lanjuinais.

Marat. In der That hatte der „Volksfreund“ den gleichen Tag zur Plünderung der Kaufläden aufgefordert und zu noch ärgeren Dingen mit folgenden Sätzen: „Wenn die feigen Rathgeber des Volkes zum Verbrechen treiben wegen der Strafslosigkeit, so darf man es nicht seltsam finden, wenn dieses Volk, zur Verzweiflung getrieben, sich selber Recht verschafft. Lassen wir doch die unterdrückenden Maßregeln der Geseze. Es ist ja augenscheinlich, daß sie immer wirkungslos waren und immer wirkungslos sein werden. In jedem Lande, wo die Volksrechte mehr als bloßes Gerede sind, das an der Spitze einer Verfassung steht, würde die Plünderung einiger Kaufläden, an deren Thüren man die Krämer aufhängen könnte, allen Mißständen ein Ende machen.“ Das hieß in der Zeitung zur Plünderung und zum Morde auffordern.

Die Sache kam am 26. Februar im Convente zur Sprache, als die Abgeordneten mehrerer Sectionen über die Unthätigkeit der Behörden klagten und über den üblen Ruf, den solche Plünderungen über die Stadt Paris brächten. Natürlich würden die Fremden, von denen Paris lebe, wegbleiben.

Barrère. Barrère sprach diesmal für die Sache der Ordnung: man müsse das Eigenthum achten oder in die Wälder wieder zurückkehren. Die Revolution sei die Sache freier Männer und nicht der Diebe. Gestern habe man Zucker und Kaffee gestohlen, morgen könne es an viel wertvolleres Eigenthum kommen. Lasse man den Pöbel machen, so sei die Rolle des Conventes bald zu Ende und seine Auflösung unvermeidlich. Das bürgerliche Gesez sei dann nutzlos, das Straf-gesez lächerlich und die politische Freiheit nur ein Traum. Barrère wunderte sich, daß Sauterre abwesend war, obschon seit mehreren Tagen in den Zeitungen die Plünderung angekündigt war. Mit Entsetzen habe er die Verhandlungen des Gemeinderathes vom 23. Februar gelesen, in welchen Chaumette erklärte, die alte Aristokratie sei jetzt zugrunde gerichtet, man müsse nun auch die neue Aristokratie beugen, die der Bucherer und Großhändler.¹⁾ Jakob Roux hätte dabei gesagt: „Wenn unsere Volksvertreter treulos sind, so ist die Guillotine da, um sie zu bestrafen, und wenn sie das Volk nicht retten können oder wollen, so müssen wir dem Volke sagen, es müsse sich selber retten und sich an seinen Feinden rächen.“ Barrère schloß mit dem Antrage, man solle sogleich den Maire zur Verantwortung vorladen, ein genaues Verzeichniß von den Personen, die in jeder Section wohnen, aufstellen und geeignete Vorkehrungen gegen Bucherer, Börsenspieler und Entwertung der Assignaten ergreifen.

Salles. Salles entgegnete: man solle auch gegen die Aufseher zu Unruhen auftreten und verlas dabei den Artikel von Marat. Die Versammlung war empört über diese Sätze, und es rief die Rechte: „Was braucht's noch mehr? auf die Anklagebank mit ihm!“ Daneben wurden noch andere, gleich schwere Stellen gelesen. Die Erbitterung steigerte sich.

Marat. Marat schwingt sich auf die Rednerbühne und hebt an: „Es ist ganz einfach, daß eine verbrecherische Partei . . .“ und dabei deutet er auf die Rechte,

¹⁾ Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XXIV, p. 358. „Dans tout pays où les droits du peuple ne sont pas des vains titres consignés fastueusement dans une simple déclaration, le pillage de quelques magasins, à la porte desquels on pendrait les accapareurs, mettrait fin aux malversations.“

welche ihn mit Murren unterbrach; doch Marat fährt ruhig fort: „Ich muß der Versammlung die nackte Wahrheit sagen, sie macht ihnen Angst, aber man wird sie hören, trotz dem Geschrei . . . Es ist ganz einfach, daß eine der Freiheit feindliche Bande, jene Bande, welche sich verschworen hatte, den Tyrannen zu retten, welche den Bürgerkrieg hervorrufen wollte, jetzt, wo sie nur in einer Gegenrevolution noch ihre Rettung sieht, mich hier anzeigt, und weil ich meine Meinung frei aussprach, einen Anklageact gegen mich fordert. Die Volksbewegung, welche gestern in Paris stattfand, ist das Werk dieser verbrecherischen Partei und ihrer Helfershelfer. — Weil ich in dem Unmuthes meines Herzens sagte, daß man als einziges Rettungsmittel für das Volk die Kaufläden der Bucherer plündern und einige an ihrer Thüre aufhängen müsse, so wagt man mich hier anzuklagen!“ Mit den Worten: „Diese Dummköpfe, diese Schweine!“ stieg Marat von der Rednerbühne herab.¹⁾

Lehardy fragte, ob Marat jeden Tag im Convent die Volkshoheit beschimpfen dürfe, und beantragte Anklage gegen ihn; man dürfe nur noch den hören, der ihn allenfalls zu vertheidigen wage! „Wer wird Marat noch vertheidigen wollen!“ riefen mehrere. — Lejeune meinte, er wolle nicht Marat vertheidigen, aber die Freiheit der Presse. Marat rief von seinem Stuhle: „Ich will keinen Vertheidiger! Das sind ja nur Ränke gegen die Abgeordneten von Paris. Sie wollen mich aus der Versammlung verdrängen, weil ich ihre Ränke enthülle. Ihr könnt keine Anklage gegen mich erlassen, weil ihr euch selbst für die Freiheit der Meinung ausgesprochen habt; aber ich verlange dagegen, daß ihr diese Staatsmänner ins Narrenhaus schicket.“ — Buzot verhöhnte wüthig den „Herrn“ Marat, der aber derb entgegnete, er sei kein Herr, das seien jene Staatsmänner, die in den Palästen der Prinzen wohnen. — Bancal verlangte, man solle Marat einsperren, bis die Ärzte erklärt hätten, daß er kein Narr sei, und zwar kein gefährlicher Narr, worauf Marat das Anklagedecret gegen sich selber herausforderte, wenn man diese Staatsmänner zu gleicher Zeit ins Narrenhaus sende.

So gemein und gehässig wurde der Ton in der Versammlung. Zuletzt überkam Marat eine Art Lachkrampf, in welchem er immer die Worte ausstieß: „Die Staatsmänner, die Staatsmänner!“ Da beschloß die Versammlung bei der Berathung über eine Hetschrift von Marat, worin er zu Unruhen und Plünderung aufforderte, die gestern in Paris stattgefunden hätten, und schickte diese Anklage an den ordentlichen Richter; gleichzeitig beauftragte sie den Justizminister, die Urheber und Aufreizer zu diesen Unruhen zu verfolgen und binnen drei Tagen dem Convent darüber Bericht zu erstatten.²⁾

Marat wurde deshalb kein Haar gekrümmt: das Gericht fürchtete sich oder es hielt mit ihm. Nur wenige Plünderer wurden im Mai zu einer Strafe verurtheilt, der ärgste erhielt ein Jahr Gefängniß. Marat aber war gar nicht in dieses Urtheil einbegriffen und sein Name gar nicht genannt. Das war die Gerechtigkeit der Revolution!

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 362—363.

²⁾ „La convention, délibérant sur la dénonciation qui lui a été faite d'un écrit de Marat relatif aux troubles, aux pillages et taxations des denrées, qui ont eu lieu hier dans la ville de Paris, renvoie la dite dénonciation aux tribunaux ordinaires, charge le ministre de la justice de faire poursuivre les

Die Noth an Lebensmitteln währte aber fort. Ursache derselben war, daß so viele Hände der Arbeit entzogen wurden, daß das Vertrauen mangelte und der Verkehr stockte. Seltam war, was Bierbrauer Santerre als Abhilfe gegen die Noth vorschlug: — einen Kreuzzug gegen die Kagen und Hunde in Paris, ferner, daß man die fremden und seltsamen Pflanzen im Jardin-des-Plantes ausreißt und statt deren Kartoffeln ansetzt. Man sieht, wie eng der Gesichtskreis des Mannes war, der übrigens meinte, er müsse als Commandant von Paris etwas für die vom Hunger belagerte Stadt thun.

Noch viel enger war der Gesichtskreis Brudhomme's, der damals in der „Chronik von Paris“ den Vorschlag machte,¹⁾ keine Hostien, kein Kirchenbrot mehr zu gestatten. In Frankreich besteht noch der Gebrauch, Kirchenbrot umherzureichen, eine Erinnerung an die Überreste des Opferbrotes, die in der alten Kirche unter die Gläubigen vertheilt wurden. — Frankreich habe 44.000 Gemeinden, in jeder würden mindestens am Sonntag eine Hostie verschlungen, also im ganzen 44.000 Hostien aus dem feinsten Mehle bereitet, mache im Jahre mindestens 2,288.000 Hostien; dazu diejenigen, welche bei der heiligen Communion genossen werden. — Brudhomme sah also im Genuße des heiligen Abendmahles nichts weiter, als das Verschlingen einer Hostie. Daß die Andächtigen, welche vom Genuße des heiligen Mahles kommen, ernster, geistig vertiefter, mit größerem Pflichtgefühl, enthaltamer geworden sind, also auch ihre Pflichten gegen das Vaterland eifriger erfüllen, beachtete Brudhomme nicht.

Aus einem andern Vorschlage seiner Zeitung sehen wir nur, wie groß die Noth und, trotz der Roheit der Revolutionäre, die Putsch der Franzosen war: „Ein anderes Ding kostet noch viel mehr Säcke mit Mehl, nämlich der Puder, mit welchem Männer wie Frauen ihre Haare überladen. Verschleudern wir doch die nothwendigsten Lebensmittel nicht, und machen wir uns würdig der Wohlthaten der Natur, durch die Art, wie wir sie gebrauchen; mögen also Bürger und Bürgerinnen auf den Puder verzichten! Die Frauen werden deshalb nicht weniger lebenswürdig sein und die Männer nicht weniger männlich erscheinen.“²⁾

Als General Dillon 5. März seinen Bekannten, darunter dreißig Männern vom Berg, ein splendides Mahl gab, rügte Brudhomme diese Verschwendung in seiner Zeitung, es sei dies nicht ein spartanisches Mahl gewesen, man habe mehr genossen, als Reis und Erdäpfel, und tadelte Carnot und Camille, daß sie an dieser Verschwendung theilgenommen.³⁾

Die ganze Zeit der Revolution ist überhaupt eine Zeit der Noth. 1788 war eine Mißernte; die Aufwiegler benützten die Noth, um das Volk aufzuheizen, die Unruhen aber schüchtern den Handel ein, und durch das Stocken der Geschäfte wurde der Arbeiter brotlos.⁴⁾ 1789 war die Ernte zwar gut, aber die Preise blieben hoch, weil erst im August die Ausfuhr bei Strafe des Hochverrathes verboten wurde und das Vertrauen auf Ruhe schon gesunken war. Das bare Geld schwand,⁵⁾ es wanderte in das Ausland oder wurde von Bürgern und Bauern

auteurs et instigateurs des délits, et d'en rendre compte sous trois jours à la Convention.“ Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 371—372.

¹⁾ Wir kennen schon von früher her die Révolutions de Paris und ihren Verfasser Brudhomme. Vergl. auch oben S. 215—217 dieses Bandes.

²⁾ La démagogie en Paris 1793, p. 58—59.

³⁾ Ibid. p. 60.

⁴⁾ Adolph Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionszeit. Zweiter Theil. Jena 1875. S. 92

⁵⁾ Ibid. p. 96.

eingeschmolzen und vergraben. Die Papierwirtschaft wirkte nur störend. Die Assignaten sollten anfänglich fünf Procent Zins tragen, er ward aber schon am 17. April 1790 auf drei Procent herabgesetzt, vom 8. October an hörte jedoch aller Zins auf. 19. Juni 1791 waren die 1200 Millionen, der Wert der Kirchengüter, schon verausgabt und erst 160 Millionen für Güterverkäufe eingegangen, man druckte 600 Millionen neue Assignaten. Der Mangel an barem Gelde im Verkehre zwang zur Prägung von weiteren 100 Millionen in Stücken von 50 Livres und 5 Livres, und da auch das Kupfergeld im Verkehre zu schwinden begann, so gab man am 14. Januar 1792 300 Millionen in Zetteln zu 10, 15, 25 und 50 Sous aus. Am 7. Mai 1793 befanden sich schon Assignaten für 3100 Millionen im Umlaufe und hatte man Staatsforste für 200 Millionen veräußert.

Papier in Menge und nur Papier, und zum Unglücke wurden im In- und Auslande die Assignaten nachgemacht und wollten die Republikaner keine Scheine annehmen, welche noch zur Zeit des Königs gedruckt, und die Royalisten keine Scheine mit der phrygischen Mütze, den Ruthenbündeln und den zwei Beilen und der Aufschrift: „Französische Republik“. Für Silber und Gold, ja sogar für Kupfer zahlte man Agio, kein Verbot konnte diesen Kauf und Verkauf des baren Geldes verhindern. Hier reichte der Patriotismus nur so weit, als der Vortheil. Dadurch sanken die Assignaten im Coursverthe, und die verausgabten 2150 Millionen stellten nur noch einen Wert von 1290 Millionen dar. Damit wurde Frankreich auch jeden Tag ärmer. Der Staat wurde aber auch insofern ärmer, als er Käufern, welche die Zahlungsschriften nicht einhielten, die Güter wieder abnehmen mußte, sie aber in der Regel nur abgeholt zurückbekam. Manche verkauften große Güter gleich wieder in kleinen Theilen. Die Wälder wurden dabei verwüßt, der Acker blieb unbebaut, dadurch sank der Wert der Güter und wurden die Lebensmittel immer seltener. Die Verabung der Kirche hatte also nur die Zerrüttung des Ackerbaues und der Wälder zur Folge und trug dem Staate blutwenig ein. Alle täuschten sich und verarmten, weil sie in den Assignaten nur schwindende Werte in Händen hatten: im März 1793 galten 100 Livres in Assignaten nur noch 50 gegen bar. Es half nichts, daß die Regierung bei Kettenstrafe von sechs Jahren den Handel mit barem Gelde verbot; die Noth war gewaltiger als das Gebot. Die Bauern wollten sich nicht mit Papier abfertigen lassen und das Ausland nur gegen Gold und Silber Getreide liefern. Die Bäcker bekamen kein Mehl und die Fleischer kein Schlachtvieh ohne bares Geld, welches um die Hälfte höher stand als das Papier. Darum stiegen die Preise der Lebensmittel in Paris und bald auch auf dem Lande empfindlich schnell in die Höhe, das Pfund Rindfleisch auf 1 Livre, das Pfund Brot zuerst auf 6 Sous, dann auf 10 bis 12; in manchen Gegenden auf dem Lande, wo die Arbeitskräfte fehlten und ganze Bodenstrecken unbebaut blieben, auf 8 bis 9 Sous. Begreiflich, daß Getreidefahren nach der Hauptstadt oft aufgehalten wurden, und daß die Regierung viele Mühe hatte, für die nothwendige Ernährung von Paris Sorge zu tragen, denn von der Ernährung hieng die Ruhe ab: ein vor Hunger knurrender Magen ist zur Rebellion geneigt, und daß Frankreich für Paris große Opfer bringen mußte. Für den täglichen Bedarf der Hauptstadt waren 1400 bis 1500 Säcke Mehl nöthig; der Sack Mehl kostete im Winter 1793 bis 1794 100 Livres; um diesen Preis konnte jedoch der Bäcker das Pfund Brot nicht für drei Sous liefern, sondern nur, wenn er den Sack Mehl für 50 Francs erhielt. Die Stadt Paris zahlte also für den Sack 50 Livres darauf und hatte somit täglich einen

Papier-
wirt-
schaft.

Ver-
schwen-
dung.

Sinten
der Assi-
gnaten.

Handel
mit Geld.

Ver-
übung.

Noth an
Nahrung.

Wie
Santerre
helfen
will,

wie
Brud-
homme

mit
Hostien.

Puder.

Noth.

Verlust von 75.000 Livres. Gieng ihr das Geld aus, so wandte sie sich um ein Anleihen, welches natürlich nie zurückbezahlt wurde, an die Regierung. Darin lag aber nicht die größte Schwierigkeit, vielmehr in dem steigenden Mangel an Zufahren. Unter solchen Umständen lag der Gedanke nahe, der Staat habe für wohlfeiles Brot zu drei Sous das Pfund zu sorgen und es müsse überhaupt ein Maximum oder höchster Preis für die dringendsten Bedürfnisse einer Familie, selbst unter Androhung der Todesstrafe, festgestellt und dem einzelnen um ein bestimmtes Gewicht Lebensmittel geliefert werden.

Maxi-
mumNoth in
Paris.

Der Convents-Abgeordnete Mercier entwirft ein düsteres Bild von der damaligen Noth,¹⁾ aus dem wir hier einige Züge mittheilen: „Um diese Zeit ließ die blutgierige Commune fast an jeder Hausthüre den allzu merkwürdigen Beschluß anschlagen, welcher jeden Mund auf ein Pfund Fleisch für zehn Tage beschränkte. — Wie viele Mütter sah ich bleich werden und Thränen vergießen beim Lesen dieses unglückseligen allgemeinen Fastengebotes! — Doch sah man noch Züge von Milchfüßen aus den Provinzen kommen. Die Volksverschlinger fiengen dergestalt an, das Hungergebot auszuführen, und arbeiteten rasch an der Vernichtung der Racen. Schon durchzogen die Vorläufer des Revolutionsheeres die Landschaften und suchten mit gierigem Blicke die Pacht- und Meierhäuser. Sie stürzten sich mit Gabeln und Bajonetten darauf los, packten die Hämmel, das Geflügel, zündeten die Scheunen an, banden die Ochsen in den Ställen los in Gegenwart der Eigenthümer und verkauften ihren Raub an ehrlose Speculanten. Infolge dieser kecken Räubereien verschwanden plötzlich Butter und Eier. Von neun Uhr morgens war die große Halle, einst die reiche Niederlage aller Lebensmittel, wie ausgeleert. Bald sah man lange Reihen von Frauen, welche von Mitternacht an der Rauheit des Wetters trockten und geduldig warteten, bis die Reihe an sie kam, mit Gefahr ihres Lebens drei Eier und ein Viertelpfund Butter zu erobern. Die Keiterei und die bewaffnete Macht der Sectionen, von den wilden Bestien in den Ausschüssen entsendet, vermehrten nur den Lärm und die Unruhe. Wie viel Frauen wurden nicht das Opfer dieser Unglückszeit! Welcher Mann von Gefühl konnte nicht, ohne zu weinen, Tausende beiderlei Geschlechtes in den engen Gängen der Halle sich drängen sehen und die Fleischerknechte, die, unter der Last der Stücke fast zusammenbrechend, doch eilten, um von der Menge, die sich auf sie losstürzte und das rohe Fleisch mit gierigen Blicken zu verzehren schien, nicht angefallen zu werden. Welch herzzerreißendes Geschrei konnte man dann von allen Seiten hören! Der Kummer verdüsterte jedes Angesicht, man verwünschte das Leben und die verfluchten Erfinder der Hungersnoth. Indes sah man die Gendarmen im Galopp durch die engen Gäßchen sprengen und die Leute niederreiten und unter dem Vorwande, sie zu verhüten, gerade viele Unglücksfälle herbeiführen: sie begünstigten dabei arglistig den schmachlichsten Handel. Bezahlte Schurken von der Commune stellten die Frauen in lange Reihen, und während diese vor Kälte zitternd warten mußten, bildeten die Lastträger mit ihren breiten Rücken einen undurchdringlichen Wall vor den Buden, trugen dann ganze Ochsen fort, und wenn der Löwenantheil weg war, kamen die armen Frauen nicht einen Schritt vorwärts, sondern mußten mit leeren Händen sich zurückziehen. — Dazu kam der Brotmangel. Von zwei Uhr morgens standen die armen Frauen zwei und zwei in langen Reihen vor den Bäckerläden Queue — auch junge Mädchen unter ihnen. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte das Treiben

En
quete.Grande
disette.

¹⁾ Le nouveau Paris, III, p. 73—75. Grande Disette. A Gènes. An III républicain.

der Wüsthinge, welche oft ein Weib nach dem andern betasteten und in ihrer wilden Gier keine Scheu kannten. Schamhaftigkeit und Sitte waren in steter Gefahr. — Von Bruderliebe keine Spur mehr, jeder suchte fest dem andern zuzukommen und die letzten wollten die ersten werden. Bald rangen die Frauen mit Gewalt gegen die Männer: ihr Charakter wurde bitter durch den Widerstand der Stärksten, alle wurden reizbarer, alle gewöhnten sich zu schwoören, man konnte ihre vom Zorne geschwellte Stimme nicht mehr von denen der Karrenführer unterscheiden. Dann kamen wieder Augenblicke der Stille, die durch das Wehklagen der Kinder und das Schreien der Greise unterbrochen wurden. Nur ein Herzloser konnte bei diesen Jammerthönen ungerührt bleiben.“ — So war das goldene Zeitalter, in welches die Revolution einführte. — Ähnlich mußte man Reihe stehen, wollte man Seife, Öl oder Kerzen kaufen, Butter, Zucker, Kaffee. Die Krämer, welche unter solchen Umständen ihre Läden schlossen, wurden als Verdächtige verhaftet. Im Winter herrschte gleiche Noth an Holz und Kohlen. Das Holz verkauften die Schiffer nass und wie es den Fluß herunterkam, das Kasten zu 400 Francs. Man sah Leute ihre Bettstätte zersägen, nur um Feuer zum Kochen zu haben und nicht vor Kälte zu sterben; ähnlich stand man Reihe, um Wasser aus den Springbrunnen zu bekommen.¹⁾

Sitten-
verberb-
nis.

Zu all diesen Drangsalen kam noch der Krieg, zu welchem die Noth zwang, nicht mit einer Macht oder der andern, sondern mit Europa, und zwar ein sehr erbitterter. Mit dem Kaiser und Preußen ward er schon 1792 begonnen, der erste Erfolg hatte die Zuversicht der Franzosen gesteigert. Muthwillig warfen sie jetzt England, Holland und Spanien den Fehbehandelung hin. Mit ängstlicher Spannung hatte man in England die Vorgänge in Frankreich verfolgt; die Septembermorde, dann der Prozeß und die Hinrichtung des Königs machten allem Schwanken ein Ende, an die Stelle der freudigen Theilnahme trat Abscheu und Haß.²⁾ Die Eroberung Belgiens, die Eröffnung der Schelde, die Bedrohung Hollands, die Beschlüsse vom 19. November und 15. December machten sorglich vor französischen Eroberungsplänen. Nur zögernd gab Pitt die Politik des Friedens auf, die er seit neun Jahren, der glänzendsten Zeit seines Lebens, zu Englands Heil und zu seinem eigenen Ruhme angewendet. Die Stimme der Nation forderte jetzt den Krieg³⁾ und Pitt war gerüstet. —

Krieg aus
Noth.Stim-
mung an
England.

Streit mit dem Papst. Angriff auf Sardinien.

Auch mit Italien wurde der Bruch immer größer. Dem Papst hatte die Republik längst den Krieg erklärt und forderte jetzt zur selben Zeit, da in den Straßen von Paris das päpstliche Wappen und eine Tiara im Straßenfoth

Forde-
rung an
Pius VI.

¹⁾ Mercier, l. c. III, p. 84.

²⁾ Viele Leute in England trugen Trauer um Ludwig XVI. Lord Boughborough sagte über die Hinrichtung im Hause der Lords: „An event, which has not only changed the garb of the nation, but seemed to impress every individual in it with sorrow.“

³⁾ Stanhope, Life of Pitt, II, p. 183—184.

geschleift wurde, daß das Wappen der Republik an der Wohnung des französischen Geschäftsträgers aufgestellt werde. Die päpstliche Regierung¹⁾ gab eine abschlägige Antwort,²⁾ in welcher all ihre Beschwerden aufgezählt waren.

„Noch ist der Heilige Vater ein Souverän, und nach dem Völkerrechte wird das Wappen eines fremden Staates nicht aufgestellt, solange er für eine kränkende Beleidigung nicht Genugthuung gab. Der Heilige Vater kann nicht vergessen, daß man öffentlich und schmachvoll sein Bildnis in Paris verbrannte und daß trotz allen Beschwerden sein Nuntius keine Genugthuung für diese Kränkung erhielt und deshalb das Königreich verlassen mußte. Der Heilige Vater darf auch nicht vergessen, daß man ihm Avignon und Venaissin mit Gewalt weggenommen und Frankreich einverleibt hat. . . . Der französische Minister des Außern hat zudem in einem Schreiben an Seine Heiligkeit geradezu erklärt, das päpstliche Wappen könne auf dem Boden Frankreichs nicht aufgestellt werden, weil die Republik den Papst weder als unabhängigen Fürsten, noch als Oberhirten der Kirche anerkenne.“

Wasseville, Basseville, damals französischer Geschäftsträger in Rom, meldete diese Weigerung dem Gesandten in Neapel und erhielt von diesem am 12. Januar 1793 die Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden das Wappen der Republik aufzustellen. Vergebens wurde auf die Stimmung der Bevölkerung in Rom hingewiesen, welche, wo sie konnte, ihren Abscheu vor den Franzosen kundgab. Die päpstliche Regierung hatte Mühe, den steigenden Unmuth der Menge, die sich seit Weihnachten 1792 jeden Abend um das französische Consulatgebäude sammelte, im Zaume zu halten. Basseville und Cajetan de Flotte, der ihm den Befehl am 12. Januar gebracht hatte, glaubten, der öffentlichen Meinung in Rom trogen zu müssen, und fuhren am 13. Januar 1793 nachmittags durch den Corso: Kutscher und Diener trugen die dreifarbigte Cocarde. Kaum sahen sie die Römer, so riefen sie: „Weg mit der Cocarde!“ Ein Hagel von Steinen flog gegen den Wagen. Basseville rettete sich mit seiner Frau und seinem Kinde in das Haus des französischen Banquiers Moulte. Die päpstlichen Soldaten suchten das Haus abzusperren und gaben sich alle Mühe, die Versorgten zu retten, aber die Menge war stärker, ermorbet. erbrach das Thor, verwundete Basseville tödtlich, plünderte das Haus, legte Feuer an und verheerte dann das Gebäude der französischen Akademie. Basseville erlag am andern Tag seinen Wunden, seine Gattin und sein Kind hatte man verschont, de Flotte hatte sich aus Moultes Haus flüchten können. Der Pöbel richtete dann seinen Haß gegen die Juden, die der Revolution geneigt seien. Es kostete Mühe, neue Ausschreitungen zu verhindern — erst am 15. Januar war die Ruhe in der ewigen Stadt wieder hergestellt.³⁾

Die Aufregung, welche am 2. Februar im Convente über den Bericht entstand, läßt sich denken. Das Ministerium verlangte von der päpstlichen Regierung, die am Aufruhr unschuldig war, weder eine Erklärung, noch eine Genugthuung, sondern verlangte einfach Vollmacht zur Rache: vielleicht freute sich Europa über einen so günstigen Anlaß, daß die Franzosen die eigene

¹⁾ Zalada war damals Staatssecretär.

²⁾ Sie ist abgedruckt im „Moniteur“, 1793, Nr. 35. Réimpression de l'ancien „Moniteur“, vol. XV, p. 348.

³⁾ Vgl. den Bericht des französischen Consuls Digne vom 16. Januar an das französische Ministerium.

Ehre und die des Menschengeschlechtes rächen können, welche so lange durch den unverschämten Heuchler in Rom beschimpft worden sei. Das Kind Bassevilles sollte auf Kosten Frankreichs erzogen werden, seiner Gattin wurde ein Jahresgehalt von 1500 Livres angewiesen!¹⁾

Einen unverschämten Heuchler nannte der Convent Pius VI., auf dessen Pius VI. Stirne deutsche Protestanten den Adel einer hohen Seele, in dessen liebevollem Blick sie die Güte des Titus, in dessen Mund sie wohlthunende Duldung fanden.²⁾ Welch günstige Gelegenheit dagegen für Jean Débry, durch Schelten über Jean Débry. einen wehrlosen alten Mann sich in den Ruf eines Freiheitshelden zu setzen: „Man muß die lebendige Freiheit rächen. Als das verdorbene Rom Jugurtha bestrafen wollte, wußte es ihn schon zu fangen und im Kerker zu erdroffeln. Man versteht, auf wen ich anspiele.“ — In allen Revolutionen tauchen zerstörende Naturen zweiten Ranges auf, die aus Ehrgeiz durch verwegene Vorschläge sich bemerkbar zu machen und zugleich die Blößen ihres Talentes dadurch zu verbergen suchen. Eine solche Natur war Jean Débry aus Bervins, Rath im Departement d'Alzine, Abgeordneter in der Legislativen und im Convent. Er begegnete uns schon mit dem Vorschlage, das Vaterland in Gefahr zu erklären, ein Chor von 1200 Tyrannenmördern zu errichten, den Kaiser Franz, den König Wilhelm, den Herzog von Braunschweig, „alle solche wilden Bestien“ zu vernichten und einen Lohn von 100.000 Livres auf den Kopf des Herzogs Albert von Sachsen-Teichen auszusetzen.³⁾ Jetzt machte er sich wieder berüchtigt durch seine Roheit gegen das Oberhaupt der Kirche.

Als hätte sie noch nicht genug Schlachtfelder, suchte die Regierung ein neues. Italienische Flüchtlinge gaukelten ihr vor, Sardinien sei reif für die Freiheit und die Franzosen brauchten sich vor der Insel nur zu zeigen, um als Befreier aufgenommen zu werden. Die französische Regierung glaubte ihnen und beschloß eine Landung am klippenreichsten Theil der Küste, in der an Stürmen reichsten Zeit des Jahres, ohne genau zu wissen, ob die rohen und kriegerischen Bewohner auch den Franzosen so günstig seien und ob man sie im entgegengesetzten Falle auch bezwingen könne. Man redete nur davon, daß die Eroberung der Insel die französische Herrschaft auf dem Mittelmeere sichere, daß sie den König von Sardinien verhindere, seine Streitkräfte gegen Frankreich in Nizza und Savoyen zu vereinigen, daß die Flotte in Toulon eine nützliche Verwendung finde. Am Gelingen des Unternehmens schien kein Zweifel zu sein.

Barbarouy drängte am 1. Februar im Convent⁴⁾ zu einem Unternehmen im Mittelmeer. „Der Krieg wird unsere Verbindungen im Norden leicht schon binnen acht Tagen unterbrechen, dagegen haben wir freie Fahrt im Mittelmeer. Benutzen wir schleunig diesen glücklichen Umstand, um alles, was zu Barbarouy reißt zum Zug.

¹⁾ Der Beschluß im „Moniteur“, XV, p. 317—318.

²⁾ So die Unterschrift unter seinem Bild, welches der Maler Göy in Augsburg zeichnete.

³⁾ Vgl. Bd. XV dieses Werkes, S. 622; Bd. XVI, S. 121, 353.

⁴⁾ Seine Rede im „Moniteur“, 1793, Nr. 43.

unseren Rüstungen nöthig ist, sicher in unsere Häfen zu bringen, insbesondere Nahrungsmittel für unser Volk. Salicetti hat euch kürzlich den weisen Rath gegeben, Corsica zu besetzen — in vierundzwanzig Stunden kann man von unseren Häfen diese Insel erreichen. Wir müssen uns diese Hilfe erhalten, zumal die Feinde von ihren Häfen im Westen aus uns die Verbindung mit der Levante abschneiden könnten. Auch Sardinien muss man schnelligst erobern, da diese Insel, unsern Küsten gegenüberliegend, den Feinden denselben Vortheil bieten könnte. Ich seufzte immer über die Langsamkeit des Entschlusses zu dieser Fahrt; ich fürchte, daß man eines Tages beklagen wird, nicht den Plan befolgt zu haben, uns diese Insel durch die Sarden selber am Gestade von San Bonifacio zu verschaffen. Die dortigen Häfen müssen wir um jeden Preis besetzen und die Häfen von Corsica besetzen, um unsere Verbindungen mit der Levante und mit Afrika zu sichern. — Wir müssen frühzeitig unsere Arsenalen mit allem Nöthigen und unsere Magazine mit Getreide füllen, um der Hungersnoth vorzubeugen, die unsere Flotten schwächt und die Republik elend macht. — Genua hat einst Corsica alles genommen, nur seine Wälder nicht: Ihr müßt es eines Tages von all seinen Leiden befreien und civilisiren. — Jetzt könnt ihr schon Nutzen ziehen aus seinen unermesslichen Wäldern: sie können Toulon, Brest und Rochefort mit Schiffsbauholz versehen. Die Eichen, Fichten, Tannen wachsen dort auf den Bergen 100 Toisen über dem Meeresspiegel zu einer Höhe, daß sie Masten zu den größten Schiffen liefern. Die Bäume des Nordens haben zwar festere Fasern, aber sie erreichen keine solche Höhe. Also häufen wir schnelligst in unseren Werften solche Bäume an für den Fall, daß unsere Verbindung mit Corsica durch eine feindliche Flotte unterbrochen wird. — — Verjämmt auch nicht, euch sogleich mit Getreide aus Italien, Sicilien und Afrika zu versehen.“ Barbaroux schlug vor, die Summe von 25 Millionen für Ankauf von Getreide zu verwilligen.¹⁾

Émonville, uns von früher her²⁾ schon bekannt, hat in einem von republikanischem Eifer überströmenden Schreiben³⁾ Paoli um Beistand zur Eroberung Sardinien's. Rena betrieb das Unternehmen in Toulon, Beraldi in Ajaccio: jener war früher Procureur-General-Syndic für Corsica und dann Abgeordneter in der Legislativen; diesen kennen wir als Mitglied der Legislativen für Corsica und Gewaltboten derselben bei Lafayette in Sedan. Der Vertheidigungs-Ausschuß sandte Salicetti, Delcher und Lacombe-Saint-Michel, um die Fahrt zu betreiben. Salicetti war früher Advocat in Corsica und für diese Insel Mitglied der Constituirenden, dann stimmte er als Mitglied im Convente für den Tod des Königs; Delcher stimmte als Abgeordneter des Departements de la Somme gleichfalls für den Tod. Lacombe-Saint-Michel, Hauptmann in der Artillerie, stimmte als Mitglied des Convents ebenso und hatte jetzt den Auftrag, Paoli zu überwachen, weil sich dieser stark gegen die Hinrichtung des Königs aussprach sowie gegen die Verfolgung der katholischen Kirche.

¹⁾ „Moniteur“, l. c. XV, p. 337.

²⁾ Vgl. Bd. XVI dieses Werkes, S. 332, 350.

³⁾ Abgedruckt bei Mortimer-Ternaux, l. c. IV, p. 427—428.

Trotz alles Eifers wollte aber die Fahrt nicht vorangehen — es fehlte überall. Die Leichtfertigkeit der republikanischen Regierung trat überall schreiend zutage — der Zwieback war verfault, es fehlte an Schuhen, an Zelten, an Geld, es fehlte an kampfgelübten Soldaten, an Reiterei, an einem tüchtigen Führer, (Casabianca¹⁾) hatte die nöthigen Kenntnisse nicht. Die Freiwilligen waren nur stark in republikanischem Geschwätz, beharrlich im Ungehorsam und wollten den Officieren ihren Willen aufdringen. Die Unbändigsten waren die Marseiller, welche gerade von Paris kamen. Mit solchem Gesindel wollte man Sardinien erobern, civilisiren und beglücken. 39 Transportschiffe fuhren am 9. Januar 1793 mit 6000 Mann von Toulon ab, vor Ajaccio schädigte sie ein furchtbarer Sturm. Beim Einzug in Corsica hingen die Marseiller zwei arme Corsen als Aristokraten auf. Truguet stand an der Spitze der Kriegsschiffe, Latouche-Tréville sollte ihn, von Neapel kommend, auf der Rhede von Palmas treffen, sie hatten beide schwere Stürme zu bestehen, so daß Truguet erst am 23. Januar vor Cagliari erscheinen konnte. Das Parlamentärschiff, welches er an den Vickönig absendet, wird mit Kanonenschüssen empfangen, der Officier mit 14 Mann getödtet. Drei Tage, so erzählen die Italiener, wurde nun Cagliari beschossen, von der Stadt aus flogen glühende Kugeln auf die französischen Schiffe.²⁾ Auch sollen die Sarden, von den Bergen herabsteigend, die Vertheidigung der Küste über sich genommen haben.

Anders lauten die französischen Berichte.³⁾ Nach ihnen waren endlich in den ersten Tagen des Februar die 23 Kriegsschiffe beisammen und sollte gelandet werden. Da kommt aber ein furchtbarer Sturm, welcher die Schiffe zerstreut und mehrere an die Küste wirft. Dennoch versucht man am 15. Februar in Hoffnung auf Ankunft von Verstärkung den Angriff: Casabianca soll das Fort Saint-Elix, welches die Höhe von Cagliari beherrscht, angreifen. Da man kein einziges Pferd hat, müssen die Artilleristen die Stücke selber ziehen. Die Marseiller Freiwilligen sind dabei Muster von Unbotmäßigkeit und lehren in der Nacht von der Nähe des Forts, wo sie abends angekommen waren, eigenmächtig zu ihren Kameraden, die an der Küste lagern, zurück. Diese meinen, Feinde wollten sie überfallen, und feuern auf sie. Große Verwirrung entsteht, und die Marseiller verlangen augenblickliche Einschiffung. Vergebens hält ihnen am Morgen Casabianca die Schmach vor, die auf sie falle, — sie fordern, eingeschifft zu werden; die Soldaten von der Linie erklären, mit solchen Feiglingen nicht länger zusammen sein zu wollen, die nur zu brennen und zu morden verstehen. Man meldet es an Truguet, welcher Boote entsendet, um die Meuterer abzuholen. Das Meer ist aber indes wieder unruhig geworden, und darum wollen jetzt die Marseiller kein Boot besteigen. — Vergebens sind alle Vorstellungen, un-

¹⁾ Luce Casabianca damals Lieutenant-Colonel du régiment provincial de Corse.

²⁾ Botta, Storia d'Italia, III, sub 1793.

³⁾ Ausführlich mitgetheilt im Anhang zum VI. Bd., S. 427—466 bei Mortimer-Ternaux.

Die
Mar-
seiller.

Truguet.

Cagliari.

Stäg-
liches
Schrei-
tern.

sonst sendet Truguet unter Gefahr noch zweimal Boote zur Einschiffung. Die Marseiller blieben am Ufer aus Troz und Angst, giengen elend zugrunde oder mußten sich den Sarden ergeben. Diese Marseiller waren größtentheils schuld an der Erfolglosigkeit, an dem Verluste dieses Zuges. Admiral Truguet fuhr nach Toulon zurück.

Im Norden der Insel wußte man noch nichts vom Scheitern des Unternehmens gegen den Süden. Nach Bonifacio hatte indes Paoli unter seinem Neffen Cesari-Colonna corsische Freiwillige gesendet. Hauptmann der Artillerie war dabei der Sohn vom Liebling Paolis, Napoleon Buonaparte. Am 22. Februar wurde auf der Insel Saint-Etienne gelandet, in der Nacht wurde der einzige Mörser nebst sieben Kanonen vom Hauptmann des Geschützwesens gegen die Forts der kleinen Stadt Magdalena aufgestellt. Am 23. Februar richtet er selber die Geschütze und eröffnet das Feuer, welches von den Sarden kräftig erwidert wird. Am 25. Februar hofft Buonaparte die Stadt zur Ergebung zu zwingen, als der Befehl kommt, die Beschießung aufzugeben und sich sogleich einzuschiffen; denn eine Meuterei sei unter den Seesoldaten ausgebrochen. Buonaparte liest den Befehl und liest ihn schwer bewegt wieder — er beugt sich dem Gebote des Oberen und schiffte sich nach Corsica ein, wo er am 27. Februar 1793 wieder eintrifft.

Also Abzug! Aber man muß die Ehre der Fahne retten und die Geschütze mitnehmen, die mit Mühe an das Ufer gebracht werden. Die Schauluppen kommen, die Geschütze abzuholen — da zeigt es sich, daß sie zu leicht, und daß die Geschütze zu schwer sind. Da vernagelt Buonaparte die Geschütze und läßt sie ins Meer werfen. Vor der Stadt Magdalena stand er also zum erstenmale im Feuer! Die Erinnerung an diesen Zug war ihm peinlich, obgleich er alles gethan hatte, was ein guter Officier leisten soll. Aber in seinem ersten Auftreten hatte er keinen Erfolg — und er wollte immer als Mann des Erfolges erscheinen. Darum sprach er später gern von Toulon, aber nie von Magdalena, und auf Helena bezeichnete er den Zug als thöricht, sprach aber kein Wort von seiner Thätigkeit dabei.¹⁾

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. VI, p. 112—114.

Napoleon Bonapartes Jugend und erstes Auftreten (1769 bis 1793). — Corsica fällt von Frankreich ab.

Auf dem Zuge der Franzosen nach Sardinien tritt uns also zum erstenmale der Jüngling entgegen, der bald in die Geschicke Frankreichs und Europas tief eingreifen sollte, nämlich Napoleon Bonaparte. Die Macht und der Ruhm, den er später erlangte, die Liebe und der Haß, der seinem Walten folgte, haben die Geschichte seiner Jugend mit einem Gewölke von Sagen umgeben. Heben wir deshalb hier das kurz hervor, was kritisch sicher ist und beitragen kann, um uns den Charakter und den Grund vom raschen Emporkommen des außerordentlichen Jünglings zu erklären.

Napoleon Bonaparte stammt aus einer altadeligen Familie und wurde am 11. August 1769 zu Ajaccio auf Corsica geboren.

Altadelig ist die Familie, wenn auch nicht von der Abstammung, welche gunstbuhlerische Genealogen dem rasch zu riesiger Macht Emporgekommenen vorschmeickelten: er stamme von der Gens Ulpia und sei verwandt mit Trajan, oder von der Gens Sylvania, oder von der Gens Julia und also verwandt mit Julius Cäsar, oder er stamme von den Komnenen oder gar von den Paläologen, er stamme von den Königen von Aragon. Andere wollten ihn zu einem Bourbon machen, zu einem Abkömmling Heinrichs IV. Der Mann mit der eisernen Maske, in welchem man einen Bruder Ludwigs XIV. zu finden wähnte,¹⁾ habe sich nämlich mit der Tochter des Gouverneurs der Bastille, Bonpart, vermählt, und aus dieser Ehe stammten die Bonaparte oder Buonaparte.²⁾ Napoleon lachte über dergleichen Entdeckungen und sagte seine Meinung darüber in einem Artikel des „Moniteur“:³⁾ „Man hat in der Zeitung einen ebenso oberflächlichen als lächerlichen Stammbaum des Hauses Bonaparte veröffentlicht. Die einfachste Antwort ist: es datiert vom 18. Brumaire. Wie kann man so thöricht sein, in unserem Jahrhundert noch mit dergleichen Thor-

¹⁾ Vgl. Bd. X dieses Werkes, S. 231, 463, 490.

²⁾ Bourienne, sein Schulkamerad in Brienne, bemerkt Bd. I, chap. 2 seiner Mémoires: „Früher schrieb er sich Buonaparte, ließ aber während seines ersten Feldzuges in Italien das u weg, bloß um sich nach der Aussprache zu richten und die Unterschrift abzukürzen. Noch kurz nach dem 19. Vendémiaire schrieb er sich Buonaparte.“

³⁾ „Moniteur“ du 26. Messidor de l'an 13 (14. Juli 1805).

heften sich zu belustigen!“ Als Kaiser Franz I. seinem Schwiegersohne eine Urkunde mittheilte, wonach die Bonapartes Herren in Treviso waren, antwortete Napoleon: „Ich bin zufrieden, der Rudolf von Habsburg in meiner Familie zu sein.“¹⁾ Er datierte also „seinen Adel“ von seinen Siegen; in der Regel pflegte er Genealogen mit dazartigen Entdeckungen an seinen Bruder Joseph zu verweisen.²⁾ Buonaparte heißt eigentlich derjenige, welcher zur guten Partei gehörte, nämlich zu der der Städtefreiheit, und in den Kämpfen des Mittelalters trugen vier verschiedene Familien diesen Namen, welche die Geschichtschreiber oft miteinander verwechselt haben. In Wahrheit stammen die napoleonischen Bonaparte von einer alten longobardischen Familie, den Grafen von Fucecchio, Setimo, Pistoja,³⁾ deren erster bekannter Ahnherr ein Kunrad von Tedix war, aus welchem Hugo, der große Graf 1072—1096, abgeleitet wird, aus welchem Cardinal Guido, der Kanzler der römischen Kirche und zwei Nonnen mit Namen Bertha stammen, welche im Rufe der Heiligkeit starben. Dieses cadolingische Haus gliederte sich in zwei Aste, Hugo und Fausald, vom ersteren stammen die Bonaparte von Treviso, welche im Jahre 1447 erloschen. Von Fausald aber stammen die Bonaparte von Florenz, von welchen die in San Miniato herkommen, deren letzter 1799 starb, und die in Sarzana, welche sich 1449 nach Corsica abzweigten.⁴⁾ Ubrigens führt Muratori schon aus dem Jahre 947 einen Messer Buonaparte in Corsica auf.

Von den corsischen Bonaparte läßt sich der Stammbaum vollständig seit 1549 darstellen: sie sind Capitäne und Älteste, Procuratoren der Stadt Ajaccio.⁵⁾ Der Großvater Napoleons, Sebastian, hatte den Namen Magnificus, sein Bruder Lucian war Archidiaconus zu Ajaccio. Dem Sebastian wurde ein Sohn Carlo Maria geboren, welcher in Corte, Pisa und Rom studierte und nach seiner Rückkehr der beliebteste Advocat Ajaccios und ob seiner Beredsamkeit und seiner warmen Theilnahme an der Sache der Freiheit Corsicas der Liebling, der Secretär Paolis⁶⁾ wurde. — Carlo gewann das Herz des schönsten Mädchens von Corsica, der Lätitia Ramolino. Paoli soll die Eltern bewogen haben, ihre Einwilligung zur Ehe zu geben. Diese war mit nicht weniger als vierzehn Kindern gesegnet, von denen aber sechs früh wegstarben; die beim Leben blieben, waren Joseph (geboren 1768), Napoleon (1769), Lucian (1775), Elisa (1777), Ludwig (1778), Pauline (1780), Karoline (1782), Jérôme (1784).

Erwägt man das Schicksal dieser Kinder, so stimmt man Gregorovius bei,⁷⁾ welcher die Wehen Lätitias welthistorische nennt. „Der Vater war besorgt

um die Zukunft und den Unterhalt dieser Kinder. Und siehe da, diese Kinder langen sich eines Tages, eines nach dem andern, die mächtigsten Kronen der Erde, reißen sie von den Häuptern der unnahbarsten Könige der Erde, tragen sie vor aller Welt, lassen sich von Kaisern und Königen als Brüder und als Schwäger umarmen und große Völker fallen zu ihren Füßen und geben den Söhnen des Notars von Ajaccio Land und Leute. Napoleon ist europäischer Kaiser, Joseph König von Spanien, Ludwig König von Holland, Jérôme König von Westfalen, Pauline eine Fürstin Italiens, Karolin eine Königin von Neapel. So viele gekrönte Herrscher gebar und erzog in diesem kleinen Hause eine der Welt unbekannteste Bürgerstochter eines kleinen kaum genannten Landstädtchens, Lätitia Ramolino, welche, vierzehn Jahre alt, einen ebenso unbekanntem Mann heiratete.“ Wohlbegabt waren alle Kinder der Lätitia, erschienen aber klein neben der Riesengröße Napoleons. Darum heißt es auch in den „Mémoires du roi Joseph, I, 7,“ die Familie verdanke ihren Glanz und ihre Erhebung dem ungeheuren Genie Napoleons, es sei aber oft auch eine große Last für sie gewesen, sie seien stets von ihm verdunkelt worden. Lätitia war übrigens nicht bloß eine Frau von zauberischer Schönheit, sondern auch von hoher Begabung.

Michélet nennt¹⁾ Napoleons Mutter nach einem Porträt eine grandiose Schönheit von geheimnisvoller und unbeschreiblicher Tragik, in ihren schwarzen großen Augen liege etwas Unergründliches: sie hatte wenig Kenntniss der Literatur, aber eine schnelle und feine Auffassung und ein sicheres Urtheil über Menschen und Dinge und ein reges Pflichtgefühl. Ihr Vater und ihr Stiefvater und ihre Mutter starben früh hinweg und trotz ihrer Jugend war sie ihren Halbgeschwistern eine Mutter.²⁾ Sie hatte hohen Seelenschwung, übernahm sich nicht im Glück, war vielmehr die Mutter der Armen, und blieb stark im Unglück. Auf Helena sagte Napoleon:³⁾ „Meine Mutter besaß einen großen Charakter, Seelenstärke, viele Erhabenheit und Stolz. Sie wachte mit unvergleichlicher Sorgfalt über die ersten Eindrücke. Die niedrigen Gefühle wurden beseitigt, verpönt; sie ließ ihren Kindern nur zugänglich werden, was groß und erhaben war. Sie hatte Abscheu vor der Lüge wie vor allem, was den Schein einer niederen Meinung trug. Sie wußte zu strafen und zu belohnen und beobachtete alles bei ihren Kindern.“ — Lätitia hatte den Sinn einer alten Römerin, sie nahm mit ihrem Gatten eifrigen Antheil an dem Kampfe für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Sie begleitete zu Pferd ihren Carlo auf seinen Zügen für Paoli, der ihren hohen Sinn pries. Sie trug Napoleon unter dem Herzen und Joseph auf den Armen in dem Jahre, da Corsicas Schicksal entschieden wurde. Als sie durch den Diamone ritt, Joseph auf den Armen, verlor das Pferd den Boden unter den Füßen. Von beiden Ufern rief man ihr zu, sie solle sich in den Fluß werfen, und eilte man ihr schwimmend zuhülfe, sie aber blieb fest im Sattel und leitete ihr Pferd geschickt ans Gestade. Der Schlacht von Ponte Nuovo am 9. Mai 1769⁴⁾ schaute sie zu vom Monte Rotondo und flüchtete durch die Berge nach Ajaccio.

Dort gebar sie am 15. August 1769 ihren zweiten Sohn, Napoleon, auf den ihr kriegerischer fester Sinn, leider aber nicht ihre Liebe zur Wahr-

¹⁾ „Je ne tiens que d'être le Rodolphe de Habsbourg de ma race.“

²⁾ „Portez cela à Joseph, c'est le généalogiste de la famille.“

³⁾ Origine des Buonapartes. Turin 1859. Biographie générale, vol. 37, p. 399—402.

⁴⁾ Neumont, Bonapartische Erinnerungen in Toscana. Beiträge zur italienischen Geschichte. Bd. IV.

⁵⁾ Mémoires du roi Joseph, I. Pièces justificatives, 109—111. p. 23.

⁶⁾ Über Paoli s. Bd. XI dieses Werkes, S. 180—182.

⁷⁾ Corsica, II, S. 117.

¹⁾ Histoire du XIX siècle. Directoire. Origine des Bonaparte, I, p. 336.

²⁾ Ihre Mutter heiratete in zweiter Ehe den Basler Franz Jesch, Oberlieutenant beim Schweizer-Regiment Voccard in Ajaccio; Lätitia sorgte für ihren Halbbruder Joseph Jesch und erwirkte ihm 1776 Aufnahme in das Seminar zu Alg.

³⁾ Antommarchi, Derniers Moments de Napoléon, I, p. 308—309, 599.

⁴⁾ Vgl. Bd. XI dieses Werkes, S. 181.

heit übergegangen ist. „Meiner Mutter“, sagte er später, „und ihren guten Grundsätzen verdanke ich mein Geschick und alles, was ich Gutes gethan habe.“ Ihr Sohn Joseph ruft ihr nach: „Starke, wackere Frau, Muster der Mütter, wie große Schuldner für die Beispiele, die du ihnen gabst, sind deine Kinder noch heute gegen dich!“¹⁾ Napoleon erinnerte sich später mit Freude seiner gehobenen Stimmung beim ersten Abendmahl. Lätitia war religiös.

Der Knabe erhielt in der Taufe den Namen Napoleon. Man hat ihn unter dem Druck der Kriege, die er später führte, mit dem Apollon in der Offenbarung Johannes in Verbindung gebracht. Der Name kommt im Mittelalter auch vor unter der Form Napolio, Neapolio, Nepoluccio, Neapoleo, Nevolo, Nevolonus, Nivelo. Leo²⁾ hat ihn deshalb auf Nibelung bezogen und mit Todesdorn übersezt. Das ist aber irrig. Der Name ist griechisch, Dorer waren ja in alter Zeit auf Corsica, und bedeutet Waldlöwe.³⁾ Ein Löwe an Muth und Angriffslust war in der That später Napoleon: je mehr Gefahren ihn umgaben, um so wohler war es ihm.⁴⁾

Die Erziehung übernahm die Mutter und zwar ganz. Napoleon erzählte später: „Mein Vater, ein aufgeklärter Mann, der aber zu vergnügungssüchtig war, als daß er sich viel mit uns befaßt hätte, versuchte bisweilen unsere Vergehen zu entschuldigen. „Laß nur,“ wandte sie dann ein, „es ist das nicht deine Sache; mir liegt es ob über die Kinder zu wachen.““ Napoleon sagte auch, wie ernst es die Mutter mit der Erziehung nahm und wie es auch an Züchtigungen nicht fehlte.⁵⁾ Er war ein zartes, aufgewecktes Kind von großer Schönheit. Nie uhr spricht mit Stauen von der wunderbaren Ähnlichkeit des kleinen Napoleon mit der Büste des jungen Octavianus Augustus. Aber er war auch ein wegen seines Eigensinnes und Stolzes schwer zu behandelndes Kind: „Ich war starkköpfig, eigensinnig, nichts imponierte mir, nichts brachte mich aus der Fassung. Ich war zankfüchtig, ich fürchtete niemanden. Den einen schlug ich, den andern fragte ich, alle fürchteten mich. Mein Bruder Joseph war der, mit welchem ich am meisten zu thun hatte. Er ward geschlagen, gebissen, gescholten; ich beklagte, daß er sich nicht schnell genug erholte.“ Der ältere Bruder Joseph ward dem jüngeren Napoleon vollkommen unterthan und wurde überdies vom Großonkel, dem Archidiaconus Lucian, gemahnt: „Du bist der Älteste der Familie, aber dort stehst ihr Haupt, das sollst du nie vergessen.“

Auch unter der Jugend von Ajaccio spielte der Knabe bald die Rolle des Kyros unter den Hirten. Es war steter Streit zwischen den Knaben der Vorstadt

1) „Femme forte et bonne, modèle des mères, combien tes enfants te sont encore redevables des exemples, que tu leur a donnés.“ Mém., I, p. 30.

2) Leo, Universalgeschichte, Bd. V.

3) Νεβος statt νησος Wald und λέων Löwe.

4) Der 15. August 1769 als Geburtsstag ist bestritten worden, da in dem Schein über die Trauung mit Josephine Beauharnais der 5. Februar 1768 und auf einem Taufschein aus Corte der 7. Januar 1768 als Geburtstag angegeben ist. Allein in diesem 1782 ausgestellten Taufschein ist Nabulione mit Joseph verwechselt, der wirklich am 7. Januar 1768 zur Welt kam. Die bürgerliche Trauung fand am 9. März 1796 statt nach zehn Uhr abends, der junge General war in Geschäften der Regierung zurückgehalten worden. Der Municipalbeamte war schon eingeschlafen, daher dieser und andere Verstöße im Protokoll. Bourrienne bemerkt: „Mir hat er immer den 15. August 1769 als seinen Geburtstag genannt. Die Behauptung, er habe sich um ein Jahr jünger gemacht, ist ohne allen Grund.“

5) Antommarchi, Derniers Moments de Napoléon, I, p. 308–309.

und denen der Stadt, letztere befehligte der siebenjährige Napoleon, übte sie, legte sie in Hinterhalte, wählte das Schlachtfeld und schlug mit ihnen die Gegner in die Flucht. Streiklust und Herrscherwille, der sich jeden unterwerfen will, zeigten sich also schon früh. — Die Zahl seiner Gegner zählte er nie; wenn sie seine nachlässige Fußbekleidung verspotteten, oder wenn sie ihn höhnten, daß er die kleine Giacomietta an der Hand aus der Schule kam, so griff er zu Steinen und Stöcken und stürzte wild auf sie los.¹⁾

Vom 23. April 1779 bis zum 17. October 1784 finden wir den jungen Napoleon in der Kriegsschule zu Brienne, wo er auf Kosten des Königs erzogen ward. Dazu ist er also gekommen: als Paoli 1769 Corsica verlassen mußte,²⁾ wollte Carlo Bonaparte mit ihm fliehen, seine Verwandten hielten ihn jedoch davon ab, er kehrte nach Ajaccio zurück und war hier thätig als Advocat. Die französische Regierung suchte die alten Adelsfamilien für sich zu gewinnen, und der französische Commandant in Ajaccio, General de Marboeuf, befreundete sich mit ihm und empfahl ihn seinem König. Carlo erhielt den Titel eines Rathes und das Amt eines Assessors der Stadt Ajaccio und Aufsehers einer königlichen Baumschule. 1781 wurde er Mitglied des Rathes der zwölf Edlen. 1778 kam er als Abgeordneter des Adels nach Versailles und legte ein gutes Wort ein für Marboeuf, der verkannt worden war. Dafür war hinwieder Marboeuf dankbar. Sein Nefte war Bischof von Autun, und Joseph und Lucian kamen im dortigen Seminar unter. Für Napoleon erlangte er Aufnahme in die Schule zu Brienne und für Elisa einen Platz in der Töchterchule zu Saint-Cyr. Carlo war über Florenz³⁾ gereist und hatte vom Großherzog Leopold eine Empfehlung an seine Schwester Marie Antoinette erhalten.⁴⁾

Über den Aufenthalt in Brienne sind wir besser unterrichtet durch seinen Mitschüler Bourrienne und einen anderen Schulkameraden, der seine Erinnerungen 1797 in englischer Sprache herausgegeben hat.⁵⁾ Aus beiden geht hervor, daß Napoleon damals an Heimweh litt, daß er mit ganzem Herzen an Corsica hing, daß er Frankreich haßte und dereinst der Befreier Corsicas von französischer Unterdrückung zu werden gedachte und daß ihm Paoli als das Ideal eines Helden vorschwebte.

1) Die Nachrichten über Napoleons Kindheit sammelte Natica in seinen Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon I., in der Revue de Deux mondes. Paris 1842.

2) Vgl. Bd. XI dieses Werkes, S. 181.

3) Mémoires du roi Joseph, I, p. 26.

4) Von hier an sind über Napoleon ausführlich Böttlingk in seinem kritisch-scharfen und reichhaltigen Werke: „Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen, 1769 bis 1801, zwei Bände, zweite Ausgabe, Leipzig 1883“, und der französische Oberst Arthur Jung in seinem dreibändigen Werke über Bonaparte und seine Zeit, von welchem 1880 der erste Band erschien. Letzterer ist ein bitterer Gegner und Verfeinerer Napoleons und hat sein Werk Gambaetta gewidmet.

5) „Some account of the early years of Buonaparte at the military School of Brienne and of his conduct at the commencement of the French Revolution by Mr. C. H. one of his school-fellows.“ London 1797.

Später machte Napoleon in einem Sendschreiben, das seine damalige Stimmung ausdrückt, dem Corjen Buttafuoco den Vorwurf: „Haben Sie nie etwas für Ihre Heimat gefühlt? — War Ihr Herz ohne Bewegung beim Anblick der Felsen, der Bäume, der Häuser, der Gegenden, welche die Schauplätze Ihrer Spiele in Corsica waren? Als Sie zur Welt kamen, trug es Sie an seinem Busen und nährte Sie mit seinen Früchten. Als Sie in die Jahre der Vernunft kamen, setzte es auf Sie seine Hoffnung, ehrte es Sie mit seinem Vertrauen, sagte es zu Ihnen: Mein Sohn, du siehst den elenden Zustand, in welchen mich die Ungerechtigkeit der Menschen versetzt hat; mich sammelnd in meiner Leidenschaft gewinne ich die Kräfte wieder, welche mir eine sichere und unfehlbare Wiederherstellung versprechen. Aber man bedroht mich aufs neue — eile, mein Sohn, eile nach Versailles, kläre den großen König auf, zerstreue seinen Argwohn und bitte um meine Freundschaft.“¹⁾

Bourrienne erzählt: „Bonaparte und ich wurden in kurzer Zeit innig vertraut und Sympathie zog uns zu einander: unter allen Schülern schmiegte ich mich am besten in seinen ernstesten und düsteren Charakter. Sein sinniges Wesen, seine Betrachtungen über die Unterjochung seines Vaterlandes und die Eindrücke, welche das Unglück Corsicas und seiner eigenen Familie schon in früher Kindheit ihm eingepägt hatten, machten ihm die Einsamkeit zum Bedürfnis und gaben ihm anfangs etwas Zurückstoßendes, was sich jedoch bei näherer Bekanntschaft bald verlor. Er zeigte den glühendsten Eifer, sich Kenntnisse zu sammeln, und da er nur in der corsischen Mundart sich auszudrücken wußte, nahmen es zwei Professoren auf sich, ihm in der Grammatik Unterricht zu ertheilen. Rasch entsprach er den Erwartungen der Lehrer — gegen das Erlernen des Latein hatte er jedoch eine Abneigung — in der Mathematik wurde er der vorzüglichste in der ganzen Schule. — Seine dunkle Gesichtsfarbe machte ihn bemerklich — später wurde sie infolge des französischen Klimas heller —, ferner durch seinen durchdringenden forschenden Blick, durch den Ton seiner Unterhaltung mit Lehrern und Schülern. Immer lag etwas Bitteres in seinen Worten, sein Wesen hatte nichts Liebevolltes. — Die Jüglinge wurden vom Rector der Reihe nach zur Tafel geladen. Als es an Napoleon kam, thaten die Lehrer, als ob sie von Paoli nichts hielten. Er aber entgegnete: „Paoli war ein großer Mann; er liebte seine Heimat und nie werde ich es meinem Vater, der sein Adjutant war, verzeihen, daß er zur Vereinigung Corsicas mit Frankreich beigetragen hat. Er hätte eher untergehen, als ihn verlassen sollen.“ — Große Bitterkeit erregten in ihm seine Mitschüler durch ihre Spöttereien über seinen Namen Napoleon²⁾ und über sein Vaterland. Voll Unmuth sagte er oft zu mir: „Ich werde deinen Franzosen so viel Böses zufügen, als ich nur immer kann; und wenn ich ihn zu beruhigen kam, erwiderte er: „Ja du, du machst dich nicht über mich lustig, du liebst mich.““³⁾

Also die Liebe zur Heimat führte zum Haß gegen Frankreich. Als der Kleine zum erstenmale in den Speisesaal trat und das Bild Choiseuls sah,

1) Lettre à M. Matteo Buttafuoco, député de la Corse à l'Assemblée nationale, ohne Druckort in 8°, 21 Seiten stark.

2) Schreiben an Buttafuoco, gegen Ende.

3) Als der Bischof, der ihn firmen sollte, sich über den Namen Napoleon befremdet zeigte, er finde ihn nicht im Kalender, entgegnete der Kleine: „Es gibt viele Tausende von Heiligen, das Jahr hat aber nur 365 Tage.“

4) Mémoires, I, chap. 3.

des Unterdrückers seines Vaterlandes, redete er dasselbe zornig an und zeigte sich empört darüber, es sehen zu müssen; er ward dafür bestraft. Der angeborene Stolz führte zur Geringschätzung seiner Umgebung, seinem corsischen Ernst erschien der leichte Sinn der Franzosen als verächtlicher Leichtsin; es war schwer für ihn, sich in das neue Leben zu finden, zumal er noch mit der französischen Sprache rang. Daher die Absonderung, die er zu Studien be-^{Dang zur}nützte. Seine Lieblingslectüre wurden Plutarch, Julius Cäsar und Dssian, dessen Melancholie und Rhetorik seiner düsteren Stimmung entsprach.^{Einsam-}

Jeder Schüler hatte sein eigenes Gärtchen, zwei traten ihm ihren Platz ab. Er umzäunte diese drei Plätze zu einem Garten — da oder in der Bibliothek war er mit Lesen beschäftigt, während seine Kameraden spielten. Er schien ein Feind aller Jugendvergünstigungen zu sein. Wer ihn aus Neugier oder Muthwillen störte, über den fiel er her. Im schneereichen Winter von 1783 bis 1784 mußte er jedoch seinen Garten verlassen und während der Erholungszeit sich im großen Saale aufhalten. Da kam es zu einer Annäherung an seine Schulkameraden. Er stellte ihnen vor, sie würden die Zeit weit besser vertreiben, wenn sie auf dem Spielhose sich Gänge in den Schnee machten, Hornwerke aufführten, Laufgräben zögen, Brustwehren errichteten. Sei die erste Arbeit vollendet, so könne man sich in Kotten theilen, eine Art von Belagerung vorstellen und er als Erfinder dieses neuen Vergnügens mache sich anheischig, die Angriffe zu leiten. Fröhlich ergriß die Jugend den Vorschlag, vierzehn Tage dauerte die Belagerung und hörte erst auf, als einige ziemlich schwer verwundet wurden.^{Der junge Feldherr.}

Da zeigte sich wieder der künftige General und Herrscher. 1784 erhielt der Kleine beim Abgang aus der Schule das Zeugnis, er besitze eine vor-^{Schul-}treffliche Gesundheit, sei gehorsam, anständig, dankbar und betrage sich gesetzmäßig, auf die Mathematik habe er sich vorzugsweise gelegt, in Geschichte und Geographie besitze er ziemliche Kenntnisse, im Tanzen und Fechten leiste er wenig, im Latein sei er sehr schwach; er werde einmal ein tüchtiger Seemann werden und sei reif für die Kriegsschule in Paris. Bourrienne versichert, vertraulich habe der Rector nach Paris gemeldet, der Kleine sei hartnäckig, gebieterisch, herrschsüchtig.^{zeugnis.}

In Brienne war Marboeuf Napoleons Schützer und half ihm auch mit Taschengeld aus, wofür er sich später gegen Marboeufs Sohn dankbar erwies. Als ein Mitschüler ihm einst zurief: „Dein Vater ist ein elender Sergeant!“ forderte ihn Napoleon um und ward deshalb mit Carcer bestraft. Napoleon schrieb an Marboeuf: ein guter Sohn dürfe die Rüge für eine solche Schmähung keinem andern überlassen. Marboeuf kam und befreite ihn. Wie reif sein Urtheil damals schon war, ersieht man aus einem Schreiben an den Dunkel Fesch über seinen älteren Bruder Joseph, der gleichfalls Officier werden sollte, dem er aber richtig alle Fähigkeit zum Soldaten absprach — er habe vom großen Beweger aller menschlichen Geschicke den Beruf zum Krieger nicht erhalten, man solle ihn für

1) Mémoires du roi Joseph, I, p. 27.

2) Bourrienne, I, c. I, chap. 3.

die geistliche oder die Rechtslaufbahn bestimmen.¹⁾ Beide Brüder hiengen übrigens sehr an einander. Beim ersten Scheiden zerfloß Joseph in Thränen, in Napoleons Auge glänzte nur eine Thräne. Der Lehrer sagte aber nachher zu Joseph: „Nur eine Thräne, aber sie zeigt, daß sein Schmerz so groß ist, als der deine.“

Auf der
Schule zu
Paris.

Vom 1. September 1784 bis zum 1. September 1785 war Napoleon unter der Schar der adeligen Jünglinge der königlichen und auf des Königs Kosten unterhaltenen Militärschule zu Paris.²⁾ Seine Befähigung erregte das Staunen seiner Lehrer; der Professor der Geschichte gab über ihn das Urtheil ab: „Er ist seiner Abstammung und seinem Charakter nach ein Corse und wird es weit bringen, wenn ihn die Umstände begünstigen.“³⁾ Domairon, sein Lehrer in der Literatur, nannte einen Aussatz von ihm „ein Stück Granit erhitzt in einem Vulcan“.⁴⁾ Dieser Cadet war unermüdetlich in Studien; seine Kameraden, obgleich Söhne armer Edelleute, lebten auf einem zu glänzenden Fuß, Napoleon aber härtete sich ab wie ein Spartaner.

Denk-
schrift.

In einer Denkschrift tadelte er den hier herrschenden Luxus. Ihr Herz würde dadurch, statt sich zu veredeln, nur mit einer Sucht nach falschem Ruhm, mit Selbstgefälligkeit und Eitelkeit erfüllt; bei der Rückkehr in die Heimat würden sie sich ihrer Eltern schämen und mit dem bescheidenen Haushalt unzufrieden sein. Anstatt ihnen eine zahlreiche Dienerschaft, Pferde und Stallmeister zu halten, ein glänzendes Essen anzustellen, wäre es besser, sie mit Ausschluß einer frugalen Mahlzeit für ihre Bedürfnisse selber sorgen zu lassen, ohne dadurch jedoch den Gang ihrer Studien zu unterbrechen, sie zu gewöhnen, ihre Kleider selber anzuzuputzen. Gewöhnt, mäßig zu leben, sich reinlich zu halten, würden sie desto kräftiger werden, der rauhen Witterung trotzbieten, die Beschwerden des Krieges standhaft ertragen und den Soldaten unter ihren Befehlen Achtung und ein blindes Vertrauen einflößen.

Nach diesem Plane hat Napoleon später die Militärschule zu Fontainebleau eingerichtet: behagen mochte er damals weder den Studenten, noch den Professoren, und daß letztere, wie Bourrienne angibt,⁵⁾ des sechzehnjährigen Napoleon als eines unruhigen und gebieterischen Kopfes bald überdrüssig wurden und, um ihn loszuwerden, ihn zur Stelle eines Lieutenants im Regiment La Fère empfahlen, kann schwerlich angestritten werden. Der Sechzehnjährige stellte Fragen, welche ihnen lästig wurden; sein Wissensdurst war ein fieberhafter.

Lieut-
tenant.

Der Geist der Revolution wehte damals schon durch Frankreich und Napoleon las die Hauptwerke, welche sie anbahnten, Rousseau und andere, namentlich Raynals⁶⁾ „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien“. Libri hat 38 Hefte

Sectüre.

1) Mémoires, I, chap. 3.

2) Compagnie des cadets gentilshommes établis en l'École Royale et entretenus du Roi.

3) „Corse de nation et de caractère, il va loin, si les circonstances le favorisent.“

4) „C'est du granit échauffé au volcan.“

5) Bourrienne, Mémoires, I, chap. 4.

6) Über Raynal s. Bd. XV dieses Werkes, S. 178—179.

von Auszügen aus Büchern und von Aufsätzen Napoleons gefunden und ihren Inhalt bekannt gemacht, sie fallen in die Zeit von 1786 bis 1793. Auszüge aus Herodot, Strabo, Diodor, Plato, dann aus Neueren, wie Filangieri, Adam Smith, namentlich aus Raynal, dessen persönliche Bekanntschaft damals Napoleon machte. Er nahm jetzt die Lehren der Revolution ganz in sich auf.

Ex-
cerpte.

So die Lehre Rousseaus von der Entstehung des Staatswesens, nur meint er, unter den Höhlenbewohnern hätten sich bald Ehrgeizige von blasser Gesichtsfarbe gefunden, welche sich der Leitung der Geschäfte bemächtigten. Raynals Werk über die Colonien erweckte sein Interesse für den Orient und die Handelsbeziehungen; er nannte Raynal einen großen Mann, suchte seine Bekanntschaft und sprach mit ihm über Regierung, Gesetzgebungen und Welthandel.

Im Sinne Raynals ist auch ein Aussatz, in welchem Napoleon sich um einen Preis bewarb, den die Akademie zu Lyon 1789 für die beste Bearbeitung der Frage aussetzte: „Diejenigen Wahrheiten und Empfindungen zu bestimmen, die man vor allen übrigen dem Menschen einflößen muß, um ihn glücklich zu machen.“¹⁾ Der junge Preisbewerber findet hier das höchste Glück in der Freude über die Natur, die Familie, das Patriarchenthum. Die Tugend besteht in dem Muth, in der Kraft; die Energie ist das Leben der Seele und die Haupttriebfeder der Vernunft; der Kräftige sei gut, nur der Schwache sei böse. Der Spartaner habe in einer seiner Organisation entsprechenden Weise gelebt, sei glücklich gewesen. Die Arbeit Napoleons erhielt den Preis nicht,²⁾ einer der Preisrichter nannte sie „einen sehr weitreichenden Traum“: der andere meinte, sie sei „die Arbeit eines empfindsamen Menschen, schlecht geordnet und schlecht geschrieben“. Napoleon ließ sich durch den Mißerfolg — er rechnete auf den ausgeschriebenen Preis von 1200 Francs — nicht abschrecken. — Hohen Wert legte sein Bruder Joseph auf diese Schrift; sie kennzeichnete das Wesen Napoleons am besten, die Gegensätze, die er in sich vereinte, die Ruhe eines kalten Verstandes mit der Glut einer orientalischen Phantasie, Empfindsamkeit und Herzengüte — die er später unterdrückte, da er meinte, die Welt müsse durch einen starken Charakter beherrscht werden, der gerecht sei, wie das Gesetz, und nicht durch einen Fürsten, dessen Güte für Schwäche gedeutet werden könnte, wenn sie nicht auf unbeugsamer Gerechtigkeit beruhe.

Erste
Schrift

nicht
gekrönt.

Am 24. Februar 1785 starb Napoleons Vater am Magentkrebs in Montpellier, wo er Hilfe gegen sein schweres Leiden gesucht und eine vortreffliche Pflege gefunden hatte, im sechsunddreißigsten Jahre — unter schweren Sorgen um seine unversorgte Familie. Napoleon schrieb der Mutter einen Trostbrief, der ihm Ehre macht, er versprach ihr im Namen der Geschwister: „Wir werden unsere Sorgfalt und Dankbarkeit verdoppeln und glücklich sein, wenn wir durch unsern Gehorsam Sie ein wenig für den unerfesslichen Verlust Ihres geliebten Gatten entschädigen können.“ Der Archidiaconus Luciano übernahm nun

Tob
Carlos
Bona-
parte.

Trost-
brief.

1) Discours sur cette question: „Déterminer les vérités et les sentiments qu'il importe le plus d'inculquer aux hommes pour leur bonheur.“

2) Talleyrand spitzte später die Schrift auf und zeigte sie dem Kaiser, der sie ins Feuer warf. Aber eine Abschrift war schon genommen und diese gab Bourgaud 1826 heraus. Mit den Grundsätzen, nach denen Napoleon als Kaiser handelte, stand sie allerdings in schneidendem Widerspruch. D'Alara, l. c. III, p. 116.

mit Umsicht die Ordnung des zerrütteten Vermögens der Familie. 1786 starb auch Napoleons Onkel Marboeuf.

Der Tod des Vaters vermehrte nur die düstere Stimmung des jungen Officiers. Wir sehen es aus einem Tagebuch,¹⁾ in welchem der regsame junge Mann über seine Thätigkeit, über seine Stimmungen gleichsam Rechenschaft geben wollte. Die Liebe zu seiner Heimat, die Hoffnung, Corsica einst unabhängig zu machen, leuchtet aus diesem Tagebuche ebenso sehr hervor, als daß damals Gedanken an Selbstmord ihn beschlichen. Man sieht, das Studium der damaligen Literatur hat die religiösen Ansichten seiner Jugend getrübt und geschwächt. Die Neigung zum Selbstmorde war übrigens, wie wir aus Goethe wissen, sehr verbreitet, sie tritt in Zeiten so gewaltiger Veränderungen in der Regel ein — man denke an das erste Jahrhundert der Cäsarenherrschaft — so auch in den achtziger Jahren. Die aufsteigende Revolution warf schon ihre Schatten auf die Gemüther. Jeder fühlte die drohende Erschütterung aller Verhältnisse. Große Naturen machen die Krankheiten ihrer Zeit durch, kommen aber darüber hinaus, kleine erliegen in der Regel.

Im Tagebuch nun steht: „Immer allein, auch unter den Menschen, kehre ich heim, um einsam zu träumen.“ . . . In welcher Richtung ergeht sich heute meine Schwermuth . . . sie ergibt sich Gedanken an den Tod! — Stehe ich doch im Morgenroth meines Lebens und kann hoffen noch lange zu leben. — Seit sieben Jahren bin ich fern von meiner Heimat. Welche Freude, wenn ich sie, wenn ich meine Angehörigen wiedersehe! — Wird mein Glück nicht ein vollständiges sein? — Welche Wuth treibt mich an, meine Vernichtung zu wollen? — Was soll ich in dieser Welt nun anfangen? Weil ich doch einmal sterben muß, ist es nicht ebenso gut, sich gleich zu tödten? — Nichts bereitet mir Freude — weshalb soll ich ein Leben ertragen, in welchem mir nichts gelingen will! — Wie weit haben sich doch die Menschen von der Natur entfernt, wie sind sie feig, gemein und kriechend! Meine Landsleute, in Ketten gelegt, küssen zitternd die Hand, welche sie knechtet. Es sind nicht mehr jene wackeren Corsen, welche ein Feld mit seinen Tugenden begeisterte . . . Das Unglück meines Vaterlandes und die Unmöglichkeit ihm zu helfen, sind ein Grund mehr, aus einer Welt sich zu flüchten, in welcher ich durch die Pflicht meiner Stellung Menschen loben muß, die ich nach dem Gebote der Tugend hassen sollte. — Welche Figur soll ich jetzt in meiner Heimat spielen, welche Sprache soll ich reden? — Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein guter Bürger zu sterben wissen. — Gälte es nur den Mord eines Mannes, um das Vaterland zu retten, so würde ich mich aufmachen und dem Tyrannen das Schwert, welches das Vaterland rächt und seine verletzten Rechte, in die Brust stoßen . . . Das Leben ist mir zur Last, denn ich genieße keine Freude und alles macht mir nur Schmerz; das Leben ist mir zur Last, denn die Menschen, mit denen ich wahrscheinlich immer werde leben müssen, sind in ihren Sitten ebenso entfernt von mir, als die Klarheit des Mondes sich von der Helle der Sonne unterscheidet. Ich kann also der einzigen Art zu

¹⁾ Es hat die Aufschrift „Époques de ma vie.“ Libri hat es zuerst bekannt gemacht.

²⁾ „Toujours seul au milieu des hommes je rentre pour rêver avec moi-même.“

leben nicht folgen, welche mir das Leben erträglich machen würde, daher ekeft mir ob allem . . .“

Das sind wichtige Selbstgeständnisse. Ein Unmuth über alles, aber begreiflich, wenn wir uns einen jungen Mann mit einer Thatkraft, welche eine Welt umzugestalten im Stande ist, als Garnisonsofficier im Frieden denken; ein Alexander in seiner Lage wäre wahrscheinlich auch der Schwermuth verfallen und der Gefahr, daß seine Waffe sich zerstörend gegen sich selbst richtete. Ein Napoleon an der Stelle Alexanders aber hätte wahrscheinlich nicht bloß Asien, sondern auch Karthago und Europa erobert. Dazu in revolutionärer Leidenschaft aufgewachsen und durch seine Studien bestärkt, soll er eine Monarchie vertheidigen helfen, deren Zusammensturz sichtlich nicht mehr aufzuhalten ist. Napoleon als Lieutenant stand mit seinem Stolz, seinem durchdringenden Blick, seinem Sinn für das Kleine und Große, seinem Seelenschwung und Ernst, seinen Mitofficieren gerade so gegenüber, wie als Cadet in Brienne seinen Mitcadeneten. Wie damals in sein Gärtchen, zog er sich jetzt in seine abgelegene Wohnung zurück, lebte nur seinen Studien, las, was er von gediegenen Werken bekommen konnte, behielt, was er las, in seinem wunderbaren Gedächtnis und verarbeitete, was er gelesen, mit seinem scharfen Verstande. Er war unermüdet, er stand schon um vier Uhr auf; er lebte wie ein Spartaner, er gedachte seine Nahrung auf Milch und Brot zu beschränken. So verlief die Studienzeit Napoleons.

Von seinem Eifer erzählt sein Bruder Joseph zum Jahre 1787: „Wir Perugiener hatten uns mehrere Jahre nicht gesehen, nur brieflich miteinander verkehrt.“ — Joseph hatte nämlich auf der Universität Pisa sich des Rechtes beflissen. „Der Anblick der Heimat gefiel Napoleon. Sein Benehmen war das eines emsigen Studenten. In einem großen Koffer brachte er eine Menge Bücher mit, in einem kleinen seine Kleider. Die Werke von Plutarch, Plato, Cicero, Cornelius Nepos, Titus Livius, Tacitus in französischer Übersetzung, dann Montaigne, Montesquieu, Raynal. Leidenschaftlich war er eingenommen für Jean Jacques und liebte die Werke von Corneille, Racine, Voltaire, welche wir zusammen lasen.“¹⁾

Die melancholischen Stimmungen und Gedanken an Selbstmord zerriss, wie der Blitz das finstere Gewölke, die Ahnung einer großen Zukunft, die Hoffnung auf Unsterblichkeit des Namens. „Wenn die Bewegung in Frankreich fortbauert, wird es einmal mit ganz Europa zu kämpfen haben und wird es nur gerettet werden von Männern, die leidenschaftlich den Ruhm lieben und lieber heute sterben, um ewig im Andenken der Nachwelt zu leben. Es ist für ein fernes hohes Ziel, daß die Helden erstehen, und daß die begeisterte Minderzahl immer über die träge Masse siegt. — Das haben die Gesetzgeber wohl gefühlt, welche den größten Einfluß auf die Schicksale der Welt ausübten“, — sagte er 1788 zu seinem Bruder.²⁾ „Ich möchte nach

¹⁾ Mémoires du roi Joseph, I, p. 32.

²⁾ Ibid. I, p. 38.

meinem Tode noch einmal auf die Welt kommen, um zu hören, was ein Dichter, groß wie Corneille, mich fühlen, denken und sagen lassen wird.“¹⁾

Seine Thatkraft konnte sich anfangs nur in schriftstellerischen Arbeiten äußern. Die Liebe zur Heimat trieb ihn zu einer „Geschichte Corsicas“ in Briefform; sie ist nicht vollendet.

Napoleon sandte das Manuscript an Paoli nach London mit einem Schreiben, in welchem es heißt: „Ich ward geboren, als das Vaterland starb. 30.000 Franzosen auf unsere Küste gespinn, der Thron der Freiheit in den Blutwellen versinkend — das war das verhasste Schauspiel, welches zuerst meine Blicke erschreckte. Das Geschrei der Sterbenden, das Geseufze der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt.“ — „Sie verließen“, so redet er Paoli an, „unsere Insel, und mit Ihnen verschwand die Hoffnung unseres Glückes, die Sklaverei war der Preis unserer Unterwerfung. Unter der gehäuften Last der dreifachen Kette des Soldaten, des Gesehgebers, des Steuereintnehmers lebten unsere Landknechte in der Verachtung derer, welche die Regierung in den Händen haben.“ Dann spricht er von den Verleumdungen, die den Corsen und namentlich Paoli zutheil wurden, welche jetzt die Schriftsteller²⁾ der Nachwelt überliefern. Ergrimmt darüber, wolle er jetzt die Verräther der gemeinsamen Sache mit dem Pinsel der Schande malen. — Napoleon sandte die Handschrift an Raynal, welcher sie Mirabeau³⁾ zeigte. Dieser sagte darüber: „Diese kurze Geschichte scheint mir von einem Genie ersten Ranges herzukommen.“ Das Werk soll in zwei Bändchen in Dôle gedruckt worden sein, wurde aber, als der Verfasser Kaiser wurde, aufgesucht und vernichtet. Was Libri nach der Handschrift veröffentlichte, sind nur Bruchstücke, wie sein Lieblingsheld Sampiero sein Weib Vanina ermordet.“³⁾ Paoli rieth ihm, sich durch gründliche Studien, Sammeln von Urkunden erst vorzubereiten, die Geschichtschreibung stehe der Jugend nicht zu. — Auch ein Plan zur Befestigung Corsicas, ein corsischer Roman, welcher von Haß gegen Frankreich glühte, ist aus jener Zeit noch vorhanden. Desgleichen die poetische Schilderung einer Reise an den Mont-Cenis.

Indes begann die Revolution. Der Adel von Corsica hatte Buttafuoco, der Clerus Peretti in die National-Versammlung nach Paris entsendet, die Vertreter des dritten Standes Salicetti und Arena; diese unterstützten die Forderungen des dritten Standes: gleiche Rechte für alle, gleichen Antheil an der Regierung, wie die beiden ersten, und daß das Militär — wie es in dem noch nicht langher bezwungenen Corsica begreiflich war — sich nicht in die bürgerlichen Angelegenheiten einmische, Freiheit der Presse, Abschaffung aller Monopole, Freiheit des Handels. Eine vollständige Losreißung von Frankreich wollten wenige, selbst Paoli nicht — Corsica solle sich selber regieren, Frankreich möge sich das Vorrecht der Ausbeutung des Schiffbauholzes, der Anwerbung von Soldaten und Matrosen, der Ausschließung

¹⁾ Mémoires du roi Joseph, I, p. 38.

²⁾ So berichtet Lucian in seinen Memoiren. Napoleon betheiligte sich im Mai 1791 besonders lebhaft an der Todesfeier Mirabeaus. Er setzte auf die Urne die Aufschrift: „Du Lycourge français voilà ce qui nous reste.“

³⁾ Vgl. Bd. XI dieses Werkes, S. 174—175.

aller feindlichen Schiffe aus den Häfen und ein periodisches Zeichen der Huldigung wahren.

Begreiflich, daß die Nachrichten aus der Insel Napoleon keine Rast ließen in seiner Garnison — er nahm Urlaub und eilte im September 1789 nach seiner Heimat, und bald war Gährung in Ajaccio und bildete sich ein Club und der zwanzigjährige Lieutenant der erste Redner darin und der unermüdlige Eiferer für eine nationale Wiedergeburt und Bewaffnung. Der französische Statthalter sandte jedoch unter Gaffori Truppen nach Ajaccio, entwaffnete die Stadt und löste den Club auf. Sofort Klage gegen Gaffori und den Statthalter bei der National-Versammlung in Paris — wahrscheinlich hat Napoleon die Eingabe verfaßt, es ist sein Stil darin, es sind seine Gedanken, es ist seine Kunst darin, den Gegner mit dem Pinsel der Schmach zu zeichnen, und sein Name steht oben unter der Klageschrift. Jetzt hatte also die National-Versammlung über die Stellung Corsicas zu Frankreich zu entscheiden.¹⁾

Salicetti beantragte zuerst: der König möge sich „König von Frankreich und Corsica“ nennen — worauf Mirabeau entgegnete: „Wenn die Navarrensen keine Franzosen sind, was haben wir uns mit denselben zu befassen, was haben sie sich um uns zu bekümmern? Sind sie aber Franzosen, so sind sie durch unsere Gesetze gebunden, so gut wie wir selbst.“ Das hieß also: die Corsen sind Franzosen, denn ihre Abgeordneten sitzen in der National-Versammlung, sie wenden sich an uns, über sie zu entscheiden. Darauf beantragte Salicetti am 30. November: daß Corsica einen Bestandtheil des Reiches ausmache, daß die Bewohner der Insel nach der nämlichen Verfassung regiert werden, wie die übrigen Franzosen; daß der König ersucht werde, gleich von jetzt ab alle Decrete der National-Versammlung dahin gelangen und in Ausführung bringen zu lassen. Der Antrag ward angenommen.

Jetzt stellte Mirabeau einen neuen Antrag, daß allen denen, welche für Corsicas Freiheit gekämpft und deshalb hätten landesflüchtig werden müssen, ohne eines Vergehens schuldig befunden zu sein, die Heimkehr gestattet werde. Damit waren Paoli und seine Freunde gemeint. Es wurde eingewendet, diese Großmuth gegen ehemalige Feinde könnte gefährlich werden, doch entgegnete Mirabeau: „Ich gestehe, daß meine erste Jugend durch die Theilnahme an der Eroberung Corsicas befleckt worden ist.“ — Als Genua meldete, 1768 habe es nur die Ausübung der Souveränität, nicht aber diese selbst an Frankreich übertragen, unter dem Beding, daß die Insel weder frei, noch unabhängig, noch unter die Herrschaft eines anderen Souveräns, noch unter ein anderes Verwaltungssystem kommen werde, wurde diese Frage unter Hohn auf „eine unendliche Zeit“ vertagt, denn zur Erwägung sei keine Ursache vorhanden,²⁾ und wurde der König gebeten, die Beschlüsse der Versammlung auf Corsica ausführen zu lassen.

Corsica war also einverleibt: die Corsen waren zu Franzosen gestempelt, ohne daß man sie darum gefragt hätte. In allen Kirchen mußte ein feier-

¹⁾ Büttlingk, l. c. I, S. 113—137.

²⁾ Ibid. I, p. 133—135.

liches Todeum dafür gesungen werden. So war eingetreten, was Napoleon eigentlich nicht wollte, Corsica war Frankreich einverleibt, es war nicht unabhängig. Sein Gedanke war, die Corsen sollten die Beschlüsse der Nationalversammlung annehmen, wenn sie ihnen gefielen, diejenigen zurückweisen, welche ihnen nicht entsprächen; sie sollten Paoli zur Führung des Fahrzeuges wieder zurückrufen: „Unsere Liebe, unwandelbar wie deine Tugend, ist angesichts deines Unglückes nur gewachsen.“¹⁾

Wie nahm aber Paoli die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung auf? Mit Freuden. Es waren damals noch „die schönen Tage der Revolution“; er hoffte, Corsica komme an Frankreichs Hand zu staatlicher Ordnung, die ihm mit der politischen Selbständigkeit zugleich eine freie Entwicklung sichere. Paoli liebte uneigennützig sein Vaterland.

Am 19. Januar 1790 schrieb er an einen Freund:²⁾ „Jetzt kann ich es sagen: wie oft ist mir die Souveränität über die Insel angeboten worden. Vielleicht geschah es, um mich zu prüfen. Allein andere könnten bei günstiger Gelegenheit eine solche Lage für sich ausbeuten. Wir sind unserer Freiheit im Verein mit den andern Provinzen sicherer und dann ist es ein weiterer Gesichtskreis. Was mich am meisten tröstet, das ist, daß wir unsere Vertreter haben werden in einer Versammlung, die einst dem ganzen Europa Licht und Gesetz sein wird. Die Aufmerksamkeit unserer Corsen wird dadurch auf einen großen Gegenstand gerichtet, sie werden sich nicht länger gering und verächtlich vorkommen, sondern werden auf einen gemessenen Senator mit rächender Miene hinblicken, wie auf einen, der unter ihnen steht.“

Voll Dank gegen England, das ihm ein behagliches Asyl eröffnet hatte, und entschlossen, nie gegen dasselbe zu dienen, kam Paoli nach Paris, wo man ihn, den man einst als bittersten Feind bekämpft hatte, jetzt mit wahrer Begeisterung als Helden und Märtyrer der Freiheit empfing. Lafayette führte ihm die Nationalgarde vor, Ludwig XVI. empfing ihn voll Huld und bot ihm Ehren und Würden und Gehalt an. Dankend lehnte Paoli ab, das Vertrauen seines Volkes mochte er durch Annahme eines Geschenkes nicht verlieren.

Glänzend war die Art, wie ihn am 20. April 1790 die Nationalversammlung empfing, würdig seine Rede. „Dieser Tag ist der schönste, der glücklichste meines Lebens — ich habe es im Streben nach Freiheit gebracht und finde hier deren würdigstes Schauspiel. Ich habe mein Vaterland verlassen, als es geknechtet wurde; ich habe es befreit wiedergefunden — meine Wünsche sind erfüllt. Sie haben großmützig mir gegenüber gehandelt, und ich bin niemals ein Knecht gewesen. — Mein ganzes Leben war ein Schwur zur Freiheit; mir ist, als hätte ich ihn der Verfassung, die Sie begründen, bereits geleistet. Mir bleibt nur übrig, der Nation zu huldigen, die mich adoptiert hat, und dem König, den ich anerkenne.“³⁾

¹⁾ Böttlingf., l. c. I, S. 188.

²⁾ Archivio storico d'Italia, XI, p. 325. — Böttlingf., l. c. I, p. 133—139.

³⁾ Böttlingf., l. c. I, p. 141—143.

Am 14. Juli 1790 landete Paoli zu Macinajo auf Corsica — er küßte mit Inbrunst den Boden der Heimat. Der Jubel, mit dem die Corsen den Helden und Vater des Vaterlandes empfingen, war einstimmig. Weise schlug er ein Denkmal aus, das sie ihm errichten wollten, er wünsche nur eines in ihrem Herzen; sie sollten ihre Ersparnisse und die Zeichen allgemeiner Verehrung nicht an Bürger verschwenden, deren Laufbahn noch nicht vollendet sei.

Es waren schöne Tage, die Corsen waren stolz auf Paoli. Aber seine Stellung war sehr heikel, und bald zeigten sich ihre Gefahren. Er war so mächtig durch sein Ansehen, daß in Paris bald die Verleumdung umging, er denke die Insel den Engländern in die Hände zu spielen. Es gab Anhänger der Franzosen, aber noch viel mehr Hasser derselben, unter ihnen die Bonaparte, auch Napoleon. Ihre Losung war: „Weg mit den Fremden!“, darunter waren insbesondere die Beamten gemeint, und „Weg mit den Aristokraten!“

Am 25. Juli 1790 kam es deshalb zu einem Gefechte in Ajaccio. Napoleon leitete dasselbe. Wir finden ihn dann in der Nähe Paolis bei einer Verhandlung im Kloster Drezza im Herbst 1790. In Rostino sah er zum erstenmale den Helden, der ihm als Ideal in seiner Jugend vorgezeichnet hatte. Paoli zeigte ihm das Schlachtfeld von Ponte Nuovo und soll Freude an der Bemerkung des Jünglings kundgegeben und ihn als einen Mann nach dem Schnitte der Helden Plutarchs bezeichnet haben.

Durch Joseph haben wir Nachrichten über die Reise nach Drezza, welche Napoleon und Paoli charakterisieren. Paoli erklärte Napoleon auf dem Kampfplatze die Schlacht von Ponte Nuovo; Napoleon sagte darüber nachher zu Joseph: „Nach diesen Anordnungen mußten die Corsen erliegen.“ Als sie auf die Höhe von Rostino kamen, suchte ihr Auge das Schloß von Paoli, sah aber nur ein kleines Haus mit drei Fenstern und Läden aus Holz. Paoli las ihre Gedanken aus ihrem Gesicht und sagte: „Hätte ich eine besonders schöne prunkvolle Wohnung haben wollen, so hätte ich das Recht verloren, in jeder Wohnung meiner Mitbürger mich niederzulassen, welche, wie in den Tagen unserer Unabhängigkeit, mir wetteifernd ihr Haus anboten. Wehe dem Führer eines Volkes, welcher die kleinlichen Leidenschaften der gewöhnlichen Menschen zur Schau trägt. Einfachheit ist der Schmuck der Seele.“ Als Paoli nach Ajaccio kam, wollte jeder ihn in seinem Hause haben und, um nicht zu verlegen, stieg er im Gemeindehause ab. Auf der Reise nach Drezza bemerkte Joseph nur die Schönheiten der Landschaft, Napoleon aber grübelte nur über die Stellungen der Kämpfer auf den Schlachtfeldern, durch welche sie ritten.¹⁾

Die Versammlung in Drezza ernannte Paoli zum Präsidenten der gesammten Regierung und zugleich des Departementsrathes, zum Commandanten der Nationalgarde, und stellte 50.000 Lire jährlich zu seiner Verfügung, für welche er keine Rechenschaft zu geben brauche. Vollziehungsbeamter des Departements wurde der ehrgeizige, verschlagene und beredte

¹⁾ Mémoires du roi Joseph, I, p. 44—46.

Salicetti. Unter den Rednern in der Verhandlung zeichnete sich Joseph, der älteste Bruder Napoleons, aus, und Pozzo di Borgo, der damals ebenso sehr ein Patriot und Anhänger der Revolution war, als er später als Paolist und Feind Napoleons eine Rolle spielte.

Die Pozzos sind neben den Bonapartes die berühmteste Familie Naccios; ihr Adel ist aber älter, sie zeichneten sich meist im Dienste der Venetianer aus. Carlo Andrea Pozzo di Borgo,¹⁾ geboren 1768 in Mlata, einem Dorfe bei Ajaccio, war, nachdem er in Pisa die Rechte studiert hatte, Advocat in Ajaccio. In Drezza that er sich durch seinen Eifer für die Freiheit und Paoli so sehr hervor, daß er dessen Secretär und rechte Hand und nach Paris entsendet wurde, um der National-Versammlung für die Wohlthaten der neuen Verfassung zu danken. Noch machte sich Bartholomäus Arena bemerklich und wurde in das Departements-Directorium gewählt. Napoleon aber gewann die Leute der umliegenden Bezirke für die nationale Bewegung und ward mächtig durch die Leitung des Clubs in Ajaccio. Damals starb der Archidiacon Lucian in Ajaccio. „Höre auf zu weinen,“ sagte er zu Lätitia, „ich sterbe zufrieden; denn ich sehe dich im Kreise deiner Kinder. Mein Leben ist für Carlos Kinder nicht mehr nöthig. Joseph ist Mitglied der Regierung, er kann also auch deine Familie leiten; du aber, Napoleon, du wirst ein großer Mann werden.“²⁾

Ein Beschluß zu Drezza verlangte die Beseitigung der conservativen Abgeordneten Buttafuoco und Peretti aus der National-Versammlung zu Paris, denn man fürchtete bei ihrem Einflusse und dem immer regen Mißtrauen der Franzosen gegen Paoli von neuem eine Besetzung der Insel. Pozzo verlangte demgemäß am 6. November 1790 in Paris ihren Ausschluß aus der National-Versammlung.

Die Aufregung in derselben war groß. Maury verteidigte sie und verlangte die Verhaftung der Ankläger. Salicetti und Mirabeau standen der corsischen Nationalpartei bei. Pozzo erklärte, die Corsen begriffen, daß die Meinungen frei sein müssen, aber Buttafuoco habe Paoli, unter dessen Leitung die Corsen für die Freiheit gekämpft, einen Despoten genannt, und habe das Volk aufgefodert, gegen die Erlasse der National-Versammlung sich zu verwahren, sie trügen also den Parteihader in die Heimat hinüber. Buttafuoco bezeichnete dagegen Paoli als Ehrgeizigen, der nach der Herrschaft trachte: „Er ist weder Aristokrat, noch Demokrat, noch Royalist; er ist er, das Vaterland, die Verfassung sind in seiner Person“, und verlangte, daß man Vertrauensmänner nach Corsica entsende, welche die Klagen des Volkes entgegennehmen, und daß man Neuwahlen anordne und Truppen nach Ajaccio, Bastia, Corte und Bonifacio bringe.

Nun sollte Buttafuoco durch die Presse vernichtet werden. Dies übernahm Napoleon, und so entstand das Sendschreiben an Buttafuoco,³⁾ ein Meisterstück in leidenschaftlichem Haß und vernichtender Schwarzmalerei.

¹⁾ Biographie universelle sub Pozzo.

²⁾ „Tu poi, Napoleone, sarai un ome.“ Mémoires du roi Joseph, I, p. 47.

³⁾ Lettre à Mr. Matteo Buttafuoco, datiert „Aus meinem Gemache zu Milleli“, einem kleinen Gut der Bonapartes; noch zeigt man dort den Kastanienbaum, unter welchem Napoleon zu arbeiten liebte; gedruckt in Dôle, wosin Napoleon von

Seine öftere Abwesenheit ward Napoleon bei dem Mangel an diensttauglichen Officieren nachgesehen — am 1. April 1790 wurde er sogar Premier-Lieutenant und von Arbonne wieder nach Valence versetzt —, auch daß er Präsident des Clubs zu Valence wurde: die Verwirrung war eben unabsehbar. Am 1. October 1791 erhielt er wieder einen dreimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Corsica.

Dort fieng der Wirrwarr an, den zu bändigen Paoli nicht mehr kräftig genug war — er kam aus dem Umstand, daß die Corsen frei sein und doch Franzosen sein sollten: sie sollten also ganz Corsen sein und sich doch nach den Bestimmungen der National-Versammlung in Paris richten; sie wollten keine französische Besatzung im Lande, und doch mißtraute man ihnen in Paris, wenn nur eine corsische Nationalgarde auf der Insel blieb. Vier Bataillone corsischer Nationalgarde sollten gebildet werden, und Napoleon strebte damals mit allen Mitteln, Befehlshaber des Bataillons zu Ajaccio zu werden. Das Ende seines Urlaubs kam und er kehrte nicht in seine Garnison zurück; gab also seine Stellung im französischen Heere auf, um sein Glück auf Corsica zu versuchen;¹⁾ er wurde auch 6. Februar 1792 von der Armeeliste gestrichen.

Die Soldaten sollten ihre Führer selber wählen, und Napoleon sprach darum einige Zeit freundlich und lieblosend mit allen, welche auf die Abstimmung einen Einfluß hatten; seine Mutter bot auf, was sie vermochte, corsische Gastfreundschaft für alle Parteigänger, offenen Tisch bei Tag und Herberge bei Nacht, soviel als in Haus und Scheunen und Hof untergebracht werden konnten. Doch schien alles vergebens, als der Commissär, welcher die Wahl leiten sollte, unerwartet im Hause Beraldis, eines bitteren Feindes der Bonaparte, abstieg. Schrecken kam über die Anhänger Napoleons, schon fiengen einige an, ihn zu verlassen. Da erlaubte sich aber der zweiundzwanzigjährige Officier einen Staatsstreich: er sandte Bewaffnete in das Haus Beraldis, die unter dem Vorwand — „Madame Lätitia will Euch sprechen, aber sogleich“ — den Gast entführten, da die Beraldis nicht zu widerstehen wagten. „Bei den Beraldis seid Ihr nicht sicher,“ sagte Napoleon zu dem eintretenden Wahlcommissär, „hier seid Ihr zu Haus“, über den Streich lachend. Bei der Wahlschlacht am andern Tag wurde Napoleons Gegner Pozzo vom Rednerstuhl herabgerissen und mit Füßen getreten — von da an waren sie unveröhnliche Feinde.²⁾

Napoleon siegte: er wurde zweiter, Quenza, sein zuverlässiger Anhänger, erster Oberst des Bataillons. Dieses Bataillon sollte der Kern seiner Macht, der Hebel seiner Pläne werden, und wir können uns denken, welchen Eifer er sich gab, es kriegstüchtig zu machen und ihm seinen Geist einzuhauchen. Vor allem lag ihm daran, sein Bataillon in Ajaccio für seine weiterreichenden Pläne beisammen zu haben.

Arbonne zu Fuß gieng, um die Druckbogen zu corrigieren. Der Club in Ajaccio ließ das Sendschreiben mehrmals abdrucken und verbreiten, und beschloß, Buttafuoco nur noch „den Ehrlosen“ zu nennen. Überseht findet sich das Sendschreiben bei Gregorovius, I. c. Bd. II, S. 136—147, im Auszug bei Böhlingk, I. c. I, 168—172.

¹⁾ Böhlingk, I. c. I, p. 188.

²⁾ Nasica, Mémoires sur l'enfance de Napoléon, chap. 5.

Wirren
auf
Corsica.

Wahl der
Befehlshaber.

Staatsstreich.

Napoleon
Oberst.

Pozzo di
Borgo.

Napoleon.

Gegner
Buttafuoco.

Die
National-
Versammlung.

Schreiben
an
Buttafuoco.

Ihre Kaserne sollte das Kapuzinerkloster, diese Mönche sollten entfernt werden. Der Stadtrath war dafür, der Districtsrath dagegen. Salicetti gab als Vollziehungsbeamter dem Stadtrath recht. Schon regte sich jedoch im Volke hin und wieder Unzufriedenheit mit dem Vorgehen der Neuerer in religiösen Dingen. Am Oftertag 1792 kam der Unmuth zum Ausbruch und kam es zu einem Gefecht zwischen Bürgerschaft und Nationalgarde. Es gab Verwundete und Tote. Napoleon verlangte vom Befehlshaber der regulären Truppen, welche die Citadelle besetzt hielten, Hilfe, insbesondere Munition — doch vergebens. Am Dienstag richtete der Franose die Kanonen der Citadelle sogar gegen die Stellungen der Nationalgarde, doch war seine Mannschaft schon im Einvernehmen mit den Männern der Bewegung. Erst die Ankunft der Bevollmächtigten des Departements stellte den Frieden her. Ähnliche Pläne regten sich in Bastia und Bonifacio. Es war wahrscheinlich auf Befehung der Citadellen, damit auf die Verjagung aller Franzosen auf der Insel abgesehen.¹⁾ Paoli hatte keinen Antheil an diesem Plan, er enthob vielmehr Napoleon seiner Stelle als Obrist des Bataillons von Ajaccio, suchte aber, um ein ernstes Einschreiten Frankreichs zu verhindern, die Sache in Paris in milderem Lichte als einen Zwist, wie er in vielen Städten Frankreichs damals vorkam, darzustellen.

abgelehnt.

Wieder nach Frankreich.

So hatte denn Napoleon die Gunst Paolis, die Gunst vieler seiner Landsleute, seine Stelle als Obrist und seine Anstellung in der französischen Armee verloren. Der Kriegsminister Lajard²⁾ hätte ihn sogar gerne vor ein Kriegsgericht gestellt und erschießen lassen, hätten nicht die damaligen Gesetze nur Schwurgerichte gestattet, die bekanntlich in politischen Vergehen sehr unzuverlässig sind. Aber das Ministerium wurde gestürzt, die Girondisten kamen an das Ruder, und so bekam Bonaparte Aussicht auf Wiederaufnahme ins Heer, und als der König den Krieg an Osterreich erklären mußte, auf Emporsteigen durch die Revolution. So kehrte denn Napoleon wieder nach Frankreich zurück.

In Paris.

In Paris traf ihn Bourrienne³⁾ im April 1792: „Er kämpfte mit Widerwärtigkeiten, und oft versiegten seine Hilfsquellen. Wir brachten unsere Zeit zu, wie zwei junge Leute von dreiundzwanzig Jahren, die nichts zu thun und wenig Geld haben. Er war noch ärmer als ich. Jeder Tag erzeugte neue Pläne und neue Speculationen, durch welche wir unsere Vermögensumstände zu verbessern gedachten. So wollten wir einmal nicht völlig ausgebaute Häuser in der Straße Montholon mieten, um sie wieder an Untermieter abzulassen; allein die Eigenthümer machten zu übertriebene Forderungen, und wir waren ganz ohne Mittel. Er suchte in dieser Zeit eine Anstellung in der Armee und ich in der Diplomatie. — Unter diesen Umständen erschien der 20. Juni, der düstere Vorbote des 10. August.“ Sie begegneten dem Zuge am 20. Juni. „Wir wollen diesem Gesindel folgen“, sagte Bonaparte zu mir; so raunten wir voraus und giengen an der Terrasse, an der Wasserseite auf und nieder. Von hier aus sah er die abscheulichen Auftritte mit an und es würde mir schwer werden, das Er-

¹⁾ Böttlingk verfocht mit schwer wiegenden Gründen diese Auffassung der sonst dunklen Vorgänge, l. c. I, p. 181—202.

²⁾ Ibid. I, p. 203—206.

³⁾ Bourrienne, Mémoires, I, chap. 4.

staunen und den Unwillen zu schildern, welche sie in ihm erregten. — „Wie war es möglich,“ rief er mit einem kräftigen italienischen Fluche aus, „dieses Gesindel hereinzulassen. Man sollte vier- bis fünfhundert mit Kanonen niederschließen, die übrigen würden sicher davonlaufen.“ Beim Mittagessen, das ich in der Regel bezahlte, weil ich am meisten bei Cassé war — er hatte damals sogar keine Uhr versehen müssen —, hörte er nicht auf, von dem Auftritte zu sprechen, setzte mit vieler Einsicht die Ursachen und Folgen dieses nicht unterdrückten Auf- ruhrs auseinander und entwickelte mit großem Scharfsinn, was noch daraus entstehen könne. Was er voraussah, traf ein durch den 10. August, — dessen Vorgängen er vom Möbelmagazin von Bourriennes Bruder zusah, wobei er äußerte, die Schweizer müßten siegen, wenn sie einen Anführer hätten.“¹⁾ — „Hätte sich Ludwig zu Pferd gezeigt,“ schrieb er an seinen Bruder Joseph, „er würde gesiegt haben; das ist, was ich nach der Stimmung am Morgen urtheilte.“²⁾

Der 10. August war ein Glück für Napoleon. Servan wurde Kriegs-,^{10 Aug. 1792.} Monge, sein Lehrer in der Mathematik an der Schule zu Paris, wurde Marineminister. Am 30. August wurde Bonaparte als Capitän wieder in die Armee aufgenommen und seine Anstellung auf den 6. Februar zurückdatiert, also von da an ihm der Gehalt ausbezahlt; er sollte zum Heere Dumouriez' an die Mosel, erhielt aber doch wieder Erlaubnis zu einer Reise nach Corsica. Vorwand war, daß er seine Schwester Elisa aus der Schule zu Saint-Cyr, das aufgehoben wurde, in die Heimat begleiten sollte. Anfangs October war er wieder in Ajaccio.

Dort war indes die Verwirrung gestiegen. Salicetti und Arena hatten ihre Stellung benutzt, um die öffentlichen Cassen zu plündern, und waren dann Mitglieder des Convents geworden und arbeiteten dort gegen Paoli, den ihr Treiben gegen sie aufgebracht hatte. An die Stelle Salicettis kam Pozzo di Borgo. Paoli war zugleich zum commandirenden General der 23. Militärdivision, also sämmtlicher französischer Kriegsmannschaft auf der Insel ernannt worden, zugleich war er Befehlshaber der Nationalgarde. Mit ihm suchte nun Napoleon sich wieder gut zu stellen, und von ihm seine Stelle als Oberst des Bataillons von Ajaccio wieder zu erlangen. Die Ausschöhnung kam jedoch nicht zustande.

Nun kam die oben erwähnte unglückliche Heerfahrt gegen Sardinien und führte zum Bruch in Corsica. Salicetti war der Urheber des Planes, Paoli soll gegen denselben gewesen sein und dem Colonna-Cesari, welchem er den Befehl über tausend corsische Nationalgarden übergab, gesagt haben: „Erinnere dich, Cesari, daß Sardinien der natürliche Verbündete unserer Insel ist, daß es in allen Verhältnissen uns mit Lebensmitteln und mit Munition versorgt hat, daß der König von Piemont immer der Freund der Corsen und ihrer Sache gewesen ist.“ Salicetti war Jakobiner, sein Streben gieng dahin, Paoli aus seiner Stellung zu verdrängen. Die Marseiller hatten in Ajaccio während ihres kurzen Aufenthaltes so zügellos gehaust, selbst die Gräber angetastet, daß Paoli sie auf ihre Schiffe zurückjagen mußte und fürchtete, kein Beamter sei ferner seines Kopfes sicher, wenn sie wieder zurückkämen. Der ganze Gang, den

Napoleon und Paoli.

Salicetti.

Paoli.

¹⁾ Vgl. Bd. XVI dieses Werkes, S. 51.

²⁾ Mémoires du roi Joseph, I, p. 47. Paris 1843.

die Revolution in Paris nahm, war ihm zuwider. Die Anklage des Königs war ihm ein Greuel. „Wir waren einst Feinde der Könige,“ sagte er, „aber wir wollen nicht ihre Henker sein,“¹⁾ mahnte er die sechs corsischen Abgeordneten; es stimmte auch nur einer, und zwar Salicetti, für den Tod des Königs. Corsica ist das einzige Departement, in welchem man nie die Guillotine einzuführen wagte. Paoli sagte aus den Mißgriffen der Legislative und des Conventes die schrecklichen Dinge, welche kommen würden, so sicher voraus, daß Napoleon später oft stammend ausrief: „Der große Mann! es hat ihm nichts gefehlt als ein großer Schauplay.“ — Begreiflich, daß die Jakobiner in Paris gegen ihn waren. Lucian Bonaparte ließ sich aber auch noch herbei, Paoli im Club zu Marseille und bei der Regierung in Paris wegen verrätherischer Pläne anzuklagen. Arena war gleichfalls ein böser Gegner — man suchte ihm seine Stelle durch Kränkungen zu verleiden, damit er abdanke.

Im März 1793 kamen Convents-Commissäre nach Bastia und luden Paoli ein, sich mit ihnen auf einem Kriegsschiffe über die Vertheidigung Corsicas zu besprechen; wäre er gekommen, so hätten sie ihn verhaftet. Paoli aber gieng nicht in die Falle. Auf Grund der Anklagen der Clubs zu Toulon und Marseille klagte Escudier am 2. April im Convent Paoli als Tyrannen der Insel an, der nur nach Corsica zurückgekehrt sei, um es den Engländern zu überliefern, und stellte den Antrag, ihn und den Procureur Pozzo di Borgo vor die Schranken des Conventes zur Rechenschaft zu rufen. Marat nannte Paoli einen feinen Ränkeschmied, welcher den Aufgeklärten spiele, damit er das Volk betrüge, und der Befehl ward an die Commissäre in Bastia entsendet, Paoli und Pozzo di Borgo nach Paris zu schaffen. Gerade damals versetzte die Schilberhebung des Dumouriez den Convent in Angst.

Paoli erfuhr von diesem Beschlusse am 18. April — er schrieb an den Convent: sein Alter und seine Gebrechen machten es ihm unmöglich, über das Meer zu setzen und vor dem Convente sich gegen boshafte Verleumdungen zu vertheidigen, mit denen man ihm seine letzten Lebensjahre vergiften und ihn um die Achtung einer großen und edelmüthigen Nation bringen wolle. Sein Ansehen bei seinen Landsleuten und seine Stellung habe er nur dazu verwendet, um Wittven und Waisen zu schützen, um die Freiheit zu sichern, um die Leidenschaften zu dämpfen, um den Frieden zu erhalten und endlich um seine Heimat gegen die Greuel und Unmenschlichkeiten zu schützen, mit denen die Feinde der Freiheit die Revolution an so vielen anderen Punkten der Republik geschändet hätten.

Die Kunde von der Gefahr ihres Führers zündete in den Herzen seiner Kampfgenossen, welche mit ihm die Verbannung getheilt hatten und in ihre Heimat zurückgekehrt waren — sie scharten sich um ihren „Vater“ in Waffen und drangen in ihn, zu brechen mit Frankreich. Die Bauern kamen mit ihren Flinten herab von den Bergen, um den Vater des Vaterlandes zu schützen. Seine Gegner hatten ihre Aufgabe zu leicht genommen, den ehrwürdigen

¹⁾ Mémoires du roi Joseph, I, p. 49: „Nous avons été les ennemis des rois, n'en soyons pas les bourreaux.“

Greis bei Seite zu schieben. Die Mehrzahl der Nation erhob sich in Waffen um den Helden und Vater des Vaterlandes.

Die Commissäre des Convents verfügten nur über die französischen Truppen und einige Städte, und auch hier regte man sich für Paoli, und stolz konnte dieser erklären: „Umgeben von meinen Landsleuten, geschützt durch die Geseze, werde ich thun, was ein Greis noch vermag, werde ich sein wie ein Reißigbündel in einer Verschanzung.“

Also Widerstand, Bruch mit Frankreich, Kampf für die Unabhängigkeit auf Leben und Tod! Wird sich aber Corsica der Übermacht Frankreichs erwehren können? Ja, — noch seien die Körper kräftig und noch lebe jener edle Geist, der einen Verkauf für schändlich erachtet und den Käufer so rühmlich bekämpft habe.¹⁾ Ganz Europa sei voll Unmuth über Frankreich, das im inneren Parteikampf seine besten Kräfte verzehre. Im Nothfall käme das mächtige England zuhülfe, es besitze hinlängliche Macht, um die Freiheit anderer zu unterstützen, nicht aber, um sie zu unterdrücken. So lag denn der Gedanke nahe, im Nothfall sich unter die Oberhoheit Englands zu begeben.

War es Neue, sich mit den Gegnern Paolis verbunden zu haben, war es in der Absicht, durch dessen Vertheidigung die Gunst der Corsen zu gewinnen — Napoleon verfaßte ein Sendschreiben an den Convent für Paoli:

„Repräsentanten,“ heißt es hier, „Ihr seid die wahren Organe der Volksvertretung. Alle Eure Beschlüsse sind von der Nation dictiert oder durch sie unmittelbar vollzogen. Jedes Eurer Geseze ist eine Wohlthat und erwirbt Euch einen neuen Anspruch auf den Dank der Nachwelt, welche Euch die Republik verdankt, und auf den der Welt, welche von Euch die Freiheit datieren wird. — Nur ein einziges Eurer Decrete hat die Bürger von Ajaccio tief niedergeschlagen: dasjenige, welches einem siebzigjährigen schwachen Greise befiehlt, sich an Eure Barre zu schleppen und ihn einen Augenblick neben den gottlosen Wähler oder den feigen Ehrgeizigen stellt. — Paoli sollte ein Wähler oder ein Ehrgeiziger sein?“ — Nun erfolgt in kurzen gedrängten Sätzen die Vertheidigung — er sei kein Wähler, kein Selbststüchtiger, kein Ehrgeiziger — und schließlich die Bitte: „Wir sind ihm alles schuldig — auch das Glück, zur französischen Republik zu gehören — er genießt stets unser Vertrauen. Nehmt, was ihn betrifft,“²⁾ Euer Decret vom 2. April zurück und gebt diesem ganzen Volke die Freude wieder.“

Der Convent antwortete: Alle seien gleich, kein Mann stehe über dem Geseze, auch wenn er ein alter und berühmter Vertheidiger der Menschenrechte sei und von jedem französischen Bürger mehr als Gerechtigkeit erwarten dürfe. — Das heißt: Paoli solle doch vor die Schranken des Conventes kommen.

Das mochte er nicht, das hätten seine Anhänger nicht mehr geduldet. Corsica berichtet von einer letzten Unterredung Napoleons mit Paoli, in welcher letzterer ihm seinen Plan mitgetheilt habe, mit Frankreich zu brechen

¹⁾ Botta, Storia d'Italia, I, p. 3.

²⁾ „Was ihn betrifft“ bedeutet, daß Pozzo, der mitangeklagt war, von der Gnade ausgeschlossen werde. Pozzo hat dies später Napoleon bitter vergolten.

Bruch
mit
Frank-
reich.

Wir e
für
Paoli.

Die Bitte
abge-
schlagen.

Beste Zu-
sammen-
kunft.

Lucian.

Paoli an-
geklagt.

vor-
geladen.

wider-
steht.

Die
Corsen
für
Paoli.

und sich unter Englands Schutz zu stellen. Napoleon habe heftig widersprochen und gedroht, sei in die Sümpfe von Sanguinaires geflohen, weil er Paolis Rache fürchtete.¹⁾ Paoli war übrigens gegen persönliche Feinde immer großmüthig, ganz gegen corsische Art, von welcher Napoleon später selber sagte:²⁾ sie seien die besten Freunde und unverdönllichsten Feinde; sehr brav und von Natur sehr rachebüchtig, sie vergessen nie eine Wohlthat, nie eine Beleidigung. Ein Büchsenenschuß für die geringste Beschimpfung! Dagegen werde ein Corse nie Anstand nehmen, sein Leben für die Person hinzugeben, welche ihm eine Wohlthat erzeigte; wenn sie einmal eine Partei ergriffen haben, so bleiben sie unveränderlich dabei.

Die Dinge nahmen jetzt einen raschen Verlauf. Salicetti erklärte den Departementsrath für aufgelöst, und Paoli rief eine Consulta nach Corte ein. 1009 Abgeordnete kamen. Paoli und Pozzo wurden mit Jubelrufen empfangen. Der Beschluß des Convents vom 2. April wurde für erschlichen und drei Deputierte im Convent, Salicetti, Mulledo und Casabianca, ihres Mandates für enthoben erklärt; wer den Befehlen der drei Convents-Commissäre nachkomme, solle als Verräther am Vaterland behandelt werden. Bartholomäus Arena habe sich des Verrathes am Vaterland schuldig gemacht, die Gebrüder Bonaparte hätten die Verleumdungen unterstützt — es sei unter der Würde des corsischen Volkes, sich mit den Familien Bonaparte und Arena zu beschäftigen, daher sie ihrer Reue und dem öffentlichen Schimpfe anheimgegeben werden. — Also geächtet von der eigenen Nation! Was wog es dagegen, daß ihn Salicetti zum Commandanten der gesammten Artillerie auf Corsica am 27. Juli ernannte, daß der Convent Paoli ächtete!

Als bald begann der Kampf. Napoleon errang keinen Sieg: er vermochte die Citadelle von Ajaccio nicht zu bezwingen, — er mußte im Thurm von Capitello drei Tage sich von Pferdefleisch ernähren, er wurde mit Mühe der Volksmuth entrissen, er erreichte mit Noth Bastia; seine Familie mußte flüchten, ihre Güter wurden verheert, mit Mühe erreichten die Seinen Calvi. In Corsica war kein Platz mehr für sie, erst in Marseille fanden sie eine sichere Zuflucht.

So zerrannen Napoleons Pläne, der Befreier, der Retter, der Gründer der Größe seines Volkes zu werden. Jetzt mußte er mit den Jakobinern halten, deren Grundsätze, deren Treiben seine Herrschernatur so sehr verabscheute. — Für ihre Sache weilte er zuerst bei der Armee in Nizza, dann vor Lyon. Für sie schrieb er „Das Abendessen zu Beaucaire“, ein Gespräch, in welchem er den Sieg der Jakobiner über die Girondisten verfocht, weil diese den Bürgerkrieg hervorgerufen haben, in welchem sie erlagen: das heißt, das

¹⁾ Mortimer-Ternaux, l. c. VI.

²⁾ D'Neara, Napoleon in der Verbannung oder eine Stimme aus Helena, I, p. 179.

Unrecht auf ihrer Seite hätten, weil sie erlagen. Die jugendliche Schwärmerei für die Freiheit ist also erloschen, wer die Macht besitzt, hat recht. Lanfren macht die feine Bemerkung,¹⁾ Napoleon sei mit der politischen Leidenschaft so früh fertig geworden, weil er zu früh in sie eingeweiht war. „Als Kind schon nahm er an den großen patriotischen Bewegungen theil, denen er sich instinmäßig anschloß, ehe er sie mit dem Verstande begriff. Er wohnte Auftritten bei, welche seinen Augen frühzeitig alle Extreme des Menschenlebens enthüllten, lernte die politischen Leidenschaften in einem Alter kennen, wo sich andere gewöhnlich nur für Spielsachen interessieren.“ Von seinem Vaterland losgerissen, finden wir fortan nur politische Berechnung in ihm und Ehrgeiz.

Auf Corsica war jetzt wieder Krieg. Der Convents-Commissär Lacombe Saint-Michel führte ihn von den Festungen Bastia, San-Fiorenzo und Calvi aus; die Corsen suchten ihn vom Vordringen in das Innere abzuhalten und ihm die Lebensmittel abzuschneiden. Beim Kampf im offenen Feld oder um feste Plätze war Lacombe ihnen überlegen, im zerstreuten Gefecht war der Vortheil auf Seite der Corsen. Ihnen fehlte es an Geschütz und an Geld, sie waren nicht im Stande, die Franzosen von den Küsten zu verjagen, diese aber vermochten nicht in das Innere vorzudringen. Da wandte sich Paoli an seine Freunde in England, wo er in gutem Andenken stand, wo Johnson, Reynolds und Burke seine Vertrauten waren, und bat um Hilfe²⁾ — und es erschienen zwanzig englische Schiffe unter Lord Hood und bedrängten von der See aus die Städte, welche die Corsen vom Land aus angriffen — Fiorenzo fiel im Februar 1794, Bastia im Mai, Calvi im August.

Vor Bastia that Nelson sich hervor, damals Capitän auf dem „Agamemnon“; der Heldenmuth der Seelente glänzte umsomehr, als die Schlawheit der Landtruppen groß war. General David Dundas recognoscirte von den Höhen Bastia und zog sich dann nach Fiorentino zurück, denn der Ort sei uneinnehmbar. „Ich begreife die Nothwendigkeit seines Rückzuges nicht,“ sagte Nelson, „mit 500 Mann und dem ‚Agamemnon‘ möchte ich den Angriff versuchen. Meine Seesoldaten sind jetzt wahrlich, was Briten immer sein sollen, unüberwindlich, Kugeln kommen ihnen wie Erbsen vor.“ Dundas hielt einen Sturm für verwerfen und närrisch. Lord Hood wagte ihn auf seine Gefahr hin, obgleich er von Dundas keinerlei Unterstützung erhielt. „Wir sind unserer wenige, aber lauter rechte Männer, wenn uns Dundas auch keines von seinen fünf Regimentern leihen will, so mag er trüg liegen bleiben.“ Schon am Abend des 24. Mai konnte Nelson schreiben: „Nichts Schöneres kann man sehen, als was englische Seemänner — nur Engländer vermögen dies — vollbrachten: 4500 Mann von der Garnison zu Bastia streckten die Waffen vor 1000 Briten von der Marine.“ Nelson verlor im Kampfe ein Auge; er schrieb darüber: „Ich bekam einen kleinen Puff.“³⁾

¹⁾ Lanfren, Geschichte Napoleons, I, S. 27.

²⁾ Stanhope, Life of William Pitt, II, p. 237. „They solicited aid from England.“

³⁾ „I got a little hurt.“ Southey, Life of Nelson, p. 71, ed. 1857. — Petergrew, l. c. I, p. 50—54.

Die Corsen.

Die Consulta.

Napoleon geächtet.

flieht aus Corsica.

Le souper de Beaucaire.

Paoli erbittet Hilfe von England.

Bastia.

Dundas.

Hood.

Nelson.

Nelsons
Jugend.

Durch diesen kühnen Schlag wurde Horace Nelson die Hoffnung, der Stolz Englands. Schon als fünfjähriger Knabe bewies er Furchtlosigkeit: er hatte sich auf einem Gange verirrt, fand die Heimat nicht, man traf ihn am Abend ermüdet am Rande eines reißenden Baches sitzen, über den er nicht zu gelangen vermochte; auf die Frage: „Hast du keine Furcht gehabt?“ antwortet der Kleine: „Was ist das — Furcht?“ — Er war der Sohn eines armen Predigers zu Burnham-Thorpe und geboren am 29. September 1758. Um dem Vater, der acht Kinder zu ernähren hatte, die Last zu erleichtern, gieng Nelson schon im zwölften Jahre zur See, zumal der Bruder seiner verstorbenen Mutter, Suckling, Befehlshaber eines Kriegsschiffes war. Der Vater gab seine Zustimmung, obgleich Horace noch ein schwächlicher Knabe war, überzeugt, daß er mit seinem hellen Verstand und seiner Willensstärke in jedem Berufe, welchen er wähle, die erste Stelle erlangen werde. Durch Geschick, Treue und Kühnheit erwarb Nelson bald das Vertrauen der Oberen und die Liebe der Kameraden. Er war fünfzehn Jahre alt, als ihn „die königliche Gesellschaft“ 1773 einlud, auf dem „Caracas“ die Entdeckungsfahrt nach dem Nordpol mitzumachen. Seine Berwegenheit hätte ihm da unter dem 87. Grad der Breite, als das Schiff von Eis eingeschlossen war, bald das Leben gekostet. Er wollte seinem Vater ein Bärenfell heimbringen und schlich sich mit einem Kameraden früh in der Stille aus dem Schiff auf die Jagd. Der Capitän vermißte bald die beiden, suchte und fand sie im Kampf mit einem großen Bären, den sie mit dem Kolben zu tödten suchten, denn das Gewehr hatte versagt — sie wären erlegen; der Capitän tödtete das Ungethüm mit einem Schuß. Nelson bekam einen Berweis, Lord Mulgrave sagte aber damals schon, er werde mit seiner Unerrockenheit der erste Seemann Englands werden.

Nach seiner Rückkehr wurde Nelson Midshipman und kam nach Ostindien. wo er, wie viele Europäer bei ihrem ersten längeren Aufenthalt, von Fieber und Melancholie befallen wurde, und zwar so stark, daß die Ärzte nur von der Rückkehr nach England Rettung erwarteten. Nelson hielt sich auf immer für dienstuntüchtig, mochte nicht mehr leben und Gedanken, sich in das Meer zu stürzen, beschließen ihn. Da leuchtete aber, wie Licht vom Himmel, der Glaube an Gott, die Liebe zum Vaterland in seine Seele — er hat es selber erzählt — und zerstreute die Wolken der Schwermuth. „Nein,“ rief er ausspringend, „ich will der Vorsehung vertrauen, ich will ein Held werden und allen Gefahren trohen!“ — Auf dem Heimwege genas er und kam dann auf dem „Worcester“ nach Westindien. 1778 bekam er schon das Commando eines Kriegsschiffes und errang auf einem Unternehmen gegen die Festungen in Honduras vollständigen Erfolg, brachte aber von 1200 Mann nur 300 zurück. Wir finden ihn dann auf dem „Albemarle“ in dem Norden, 1781 in der Ostsee, wo er die dänische Küste so genau kennen lernte, 1784 in Frankreich, dann bei den Windinseln, wo er den Handel Englands und seine Vorrechte thatkräftig schützte. Dort vernähte er sich 1787, was der Gouverneur Herbert beklagte, denn England verliere jetzt seine schönste Bier; wenn ein Officier von so seltenem Verdienst heirate, sei dies ein Verlust für die Nation, — Nelson wäre sonst der erste Mann zur See geworden. Herbert kannte diese für das Vaterland und unsterblichen Ruhm glühende Natur zu wenig. Kurze Zeit hielt sich dann Nelson mit der Gattin bei seinem Vater auf und erfreute sich der Heimat, dann kam er als Commandant auf den „Agamemnon“ unter Lord Hood ins Mittelmeer und wurde nach Neapel entsendet, wo er bei Lord Hamilton wohnte, und nach der Abfahrt der Engländer aus Toulon den

Kampf gegen die Franzosen auf dem Mittelmeer und zunächst vor Bastia und Calvi zu bestehen hatte.

Sir Gilbert Elliot¹⁾ führte die Verhandlungen im Namen der Engländer: ihnen war es im Krieg mit Frankreich sehr wichtig, auf der Insel einen festen Fuß zu haben, Paoli dagegen konnte im Hinblick auf Toulons und Lyons Schicksal Corsica nicht mehr in die Hände Frankreichs kommen lassen, ebensowenig mochten die Corsen wieder unter Genuas Herrschaft kommen. Corsica war vor Frankreichs Rache, wie vor Genuas Gelüsten sicher, wenn es sich unter Englands Schutzherrschaft begab. Darum schloß Paoli mit Elliot am 19. April 1794 einen Vertrag ab, worin er die nationale Selbständigkeit möglichst zu wahren und doch der Insel den Schutz Englands zu sichern gedachte, und über welchen Elliot an seine Regierung schrieb: „Seine Majestät hat eine Krone erworben und diejenigen, welche sie ihm überreichen, die Freiheit.“²⁾

Die Verfassung ist monarchisch. Die gesetzgebende Gewalt haben der König und die Volksvertreter. Der aus dem König und den Volksvertretern bestehende gesetzgebende Körper heißt Parlament. Ohne die Zustimmung des Königs haben die Beschlüsse der Volksvertreter keine gesetzliche Gewalt. Ohne Zustimmung des Parlaments kann der König keine Steuer, keinen Zoll erheben. Im Übertretungsfalle hat das Parlament das Recht, vor dem dazu bestimmten Gerichtshof den betreffenden Beamten der Regierung anzuklagen. — Der König kann das Parlament auflösen, muß aber binnen vierzig Tagen ein anderes einberufen. Es befindet sich in Corsica ein den König vertretender Vicekönig. Das Volk hat das Recht der Nachsuchung, sie wird von den Obrigkeiten gemeinschaftlich, von einzelnen besonders angestellt. Die Leitung der Militär-Angelegenheiten gehört gänzlich dem König an, er kann Krieg ankünden und Frieden schließen. Der König ernennt alle Obrigkeiten, das Volk aber die Municipalbeamten. Niemand kann seine Freiheit oder sein Eigenthum anders verlieren, als durch richterlichen Ausspruch, und wenn die Verhaftung als nicht übereinstimmend mit dem Gesetze erkannt wird, hat der Gefangene das Recht, sich wegen seines Schadens und Vortheils an das zuständige Gericht zu wenden. — Verbrechen, welche körperliche oder sonst beschimpfende Strafen nach sich ziehen, werden von den Geschworenen gerichtet. Es besteht die Pressfreiheit, welche aber durch die Gesetze beschränkt ist. Die corsische Fahne hat einen Mohrenkopf und das Wappen des Königs. — Georg III., König von Großbritannien, ist König von Corsica; die Thronfolge-Ordnung ist in Corsica dieselbe wie in England.

Diese zwischen Elliot und Hood und Paoli vereinbarte Verfassung wurde am 10. Juni 1794 von der Consulta einstimmig angenommen. Vicekönig wurde Elliot, der Schwager Pitts: er mahnte die Corsen, ihre alten Tugenden, ihren Muth, ihre heilige Liebe zum Vaterland zu bewahren — dann sei die

¹⁾ Er war the Kings commissioner for the Mediterranean.

²⁾ „His Majesty has acquired a crown, those who bestow it have acquired liberty.“ Stanhope, Life of William Pitt, II, p. 239.

Elliot
und
Paoli.Corsica
unter
England.Neue
Ver-
fassung
Corsicas.Elliot
Vice-
könig.Kühn-
heit.Weite
Fahrten.

Heirat.

Freiheit lebendig und dauernd, jene Freiheit, welche bürgerliche Rechte und Volksglück zum Ziele habe und weder dem Laster noch dem Ehrgeiz diene, welche mit der Religion Achtung vor den Gesezen und eine heilige Ehrfurcht für das Eigenthum eines jeden verbinde und jede Gewaltthat verabscheue.¹⁾

Unwillkürlich mußte jeder an die falsche Freiheit denken, welche damals Frankreich mit Raub und Blut und Trümmern bedeckte und jedes Herz mit Jammer füllte.

Der Corse ist beharrlich in Liebe und Haß — so auch Paoli. Im Kampfe gegen Genua war er aufgewachsen, jetzt erließ er alsbald gegen dasselbe ein Kriegsmanifest und erinnerte an die den Corsen zugefügten Beleidigungen, an die Tyrannei, als sie Herren der Insel gewesen, an die Unterstützung, welche sie den in Bastia und Florentino belagerten Franzosen geleistet — und erklärte den Krieg — und die corsischen Kaper thaten den Genuesen empfindlichen Schaden. Die gefangenen Genuesen sollten als Sklaven nach der Insel geführt und zum Bebauen des Landes verwendet werden.²⁾

Auch mit den Engländern geriethen die Corsen bald in Streit, sie waren von Haus aus ein unruhiges Volk und fühlten sich getäuscht in ihrem Glauben, die Freiheit müsse auch Aufhebung der Steuern mit sich bringen; viele schrien, sie hätten bloß den Gebieter gewechselt, aber die Last sei geblieben. Viele in der Umgebung Ajaccios zahlten nicht bloß keine Steuer, sondern hielten auch andere von der Entrichtung der Steuern ab. Elliot fragte in einem Aufruf, was diese Unruhen bedeuten sollten? England habe Corsica von der Anarchie und von einer grimmigen Herrschaft befreit, es habe den Corsen mit seinem eigenen Blut die Ruhe und ein freies Leben gesichert, es ergänze mit seinem eigenen Gelde die größten Ausgaben und bezahle corsische Soldaten, es sorge für die nöthigen Kriegsvorräthe im Arsenal; die persönliche Freiheit sei in Corsica unverleßlich, heilig und unverleßlich sei das Eigenthum und frei für die Schiffe das Meer, durch den Schutz der englischen Flotte. Man ehre die alte Religion und unterhandle bereits mit des Papstes Heiligkeit wegen neuer, dem allgemeinen Wohle sehr zuträglicher Bestimmungen. Alles weis sagte eine gute und glückliche Regierung; — man möge sich also wohl versehen, nicht durch Unruhen das allgemeine Wohl zu stören. Eine Regierung ohne Abgaben verlangen, sei eine Thorheit; auch möge man des geleisteten Eides der Treue gedenken. — Zum Schluß erklärte Elliot: „Ich werde jede gerechte Klage anhören, jeder vernünftigen Forderung Folge leisten; aber ich werde nie dulden, daß Gewalt die Oberhand über das Gesetz erlange und daß in Corsica die Würde der Krone und die durch den König gesicherten Rechte gekränkt werden.“³⁾

¹⁾ Botta, Storia d'Italia, I, p. 4.

²⁾ Ibid. IV, p. 4.

³⁾ Ibid. V, p. 5.

Paoli mochte gegen die Unruhestifter nicht entschieden genug sein; kurz, Georg III. schrieb ihm,¹⁾ seine Anwesenheit in Corsica mache seine Freunde zu verwegen und er möge deshalb die ruhigere Luft von London einathmen, wo der König seine Treue belohnen und ihn seinem Familienkreise beigesellen würde. Paoli folgte dem Ruf, fuhr nach London, wo er hoch in Ehren von einem von seinem König ihm angewiesenen Ruhegehalt von 2000 Pfund bis 1807 lebte im Umgang mit Sheridan und Burke. Mit seinem Einkommen unterstützte er arme Landsleute und die Universität in seiner Heimat, die er gegründet hatte. An den Siegen seines ehemaligen Lieblings hatte er seine große Freude und bei der Nachricht vom 18. Brumaire beleuchtete er in London sein Haus. In Corsica aber trat Ruhe ein, wenn auch nicht Eintracht. Elliot aber wurde 1796 zum Lord Minto erhoben.²⁾

¹⁾ „Votre présence inquiète vos ennemis et donne trop d'audace à vos partisans. Venez à Londres où nous saurons récompenser votre fidélité en vous assignant une place dans notre propre famille.“

²⁾ Die Elliot, auch Ellyot, Elhot geschrieben, sind eine schottische Familie.

Der Krieg Englands mit Frankreich.

Frankreichs Heer und Finanzen. Der Staatsbankrott wird nothwendig. Berathung mit Dumouriez.

Also Kampf gegen Europa!

Der Convent war kühn und freiheitsstrugig. Zum Kriege gegen eine solche Übermacht war ein großes Heer nöthig und viel, viel Geld. Wie dazu kommen? Der Convent gieng rücksichtslos voran. Ein Ausschuss zur allgemeinen Vertheidigung tagte schon seit dem 1. Januar und seine Berichte sollten immer zuerst im Convent verhandelt werden: er bestand aus achtzehn Mitgliedern, je drei für das Landheer, für die Marine, für die Colonien, für die Finanzen, für die Diplomatie und die Verfassung, bald stieg er auf fünfundzwanzig Mitglieder. Jeder Abgeordnete des Conventes konnte den Sitzungen beiwohnen, wodurch die Bewahrung des Geheimnisses schwierig wurde. Zunächst kam die Einrichtung des Heeres in Frage, und da stattete Dubois-Crancé in der Sitzung seinen wichtigen und folgenschweren Bericht ab.¹⁾ Die Hauptzüge desselben sind folgende:

Seit der Reform der Schweizerregimenter zählte Frankreich 98 Linienregimenter, jedes zu 2 Bataillonen, 750 Mann das Bataillon. Auf dem Papier hatte es 517 Bataillone Freiwillige, von denen aber 130 nie die volle Höhe der Mannschaft erreichten. Durch den Krieg, durch den Winter, durch Krankheiten, durch Heimweh der Franzosen, war die Zahl der Mannschaften gar sehr herabgekommen. — Jetzt ist eine Aushebung von 300.000 Mann nöthig. Um diese recht nutzbar zu machen, ist Gleichheit der Behandlung nöthig und innerhalb der Bataillone die rechte Mischung, wie Freiheit der Wahl der Oberen mit dem Vorrücken nach den Dienstjahren. Die Linientruppen sollen den gleichen Sold erhalten wie die Freiwilligen. Die Regimenter sollen immer aus einem Bataillon der alten Linie und aus zwei Bataillonen Freiwilligen bestehen; so gewöhnen diese sich an den Gehorsam, an die Ordnung der alten Regimenter. Ein Drittel aller Stellen im Regiment wird nach der

¹⁾ Er ist vollständig sammt den Beschlüssen mitgetheilt in Buchez et Roux, Hist. parlem., XXIV, p. 154—194.

Ancienntät, zwei Drittel werden durch Wahl im Bataillon verliehen; die Wahlen können aber auch auf die alten Soldaten fallen und werden auf die Tüchtigsten fallen, denn unsere Soldaten stehen vor dem Feinde und fühlen die Nothwendigkeit erprobter Führer und kennen einander genau, weil sie immer beisammen sind.¹⁾ Es blieb jedoch bei diesen Bestimmungen nicht und zwar zum Nutzen des Heeres. Im ganzen soll das Heer jetzt bestehen aus 462.000 Mann zu Fuß, aus 26.000 Mann Artillerie, 33.000 Mann Schützen, 30.000 Mann leichter und 32.000 Mann schwerer Reiterei und 7000 Gendarmen zu Pferd.

Der Convent erklärte allen Franzosen, daß die vereinten Despoten die Freiheit bedrohen, alle französischen Bürger von 18 bis 40 Jahren können darum, wenn sie unverheiratet oder Witwer ohne Kinder sind, zum Dienste aufgerufen werden, bis die Zahl von 300.000 Mann des neuen Aufgebotes voll ist.²⁾ Jeder, der aufgeboten ist, kann jedoch einen tüchtigen Ersatzmann stellen. Die Ausgehobenen erhalten Kleidung und Waffen vom Staat; der Sold des Gemeinen beträgt 20 Sous jeden Tag. Die Linientruppen müssen bleiben bis zu Ende des Krieges, die Freiwilligen bis zum Ende eines Feldzuges. Diejenigen, welche während des ganzen Krieges bleiben, erhalten einen höheren Lohn. Die Jahre eines Feldzuges zählen doppelt. Ihre Pension können die Vertheidiger des Vaterlandes gegen ein Nationalgut austauschen, um 10 gegen 100. Wer eine Pension von 2000 Francs hat, erhält dafür ein Gut von 20.000 Francs. Emigrantengüter im Werte von 400 Millionen sind zur Auftheilung für solche Pensionen bestimmt.

Die Finanzen der Republik standen schlecht: 3000 Millionen Assignaten waren schon am 1. Februar 1793 angefertigt worden und bis auf 20 Millionen ausgegeben. 648 Millionen Steuern waren im Rückstand; 220 Millionen sollten jährlich Steuern eingehen; der Krieg kostete der Republik monatlich 200 Millionen. Woraus nun den Krieg bestreiten? Aus den Gütern des Clerus und der Emigranten. Von den ersten hatte man schon für 1850 Millionen verkauft und nur noch für 380 Millionen zu verkaufen. Man hatte nur noch die Güter des Malteser-Ordens und der Collegien zur Verfügung. Die Zahl der Emigranten schlug man auf 70.000 an, ihr Vermögen auf 5000 Millionen, die Schulden auf ihren Gütern auf 2000 Millionen. Begreiflich, daß Cambon auf das Vermögen der befreiten Völker rechnete: sie müssen ihre Freiheit bezahlen, ihre Güter sind das Pfand für die Auslagen des Krieges und der Ersatz für das zu ihrer Befreiung vergossene französische Blut. Auf dieser Grundlage und mit diesen Aussichten nahm der Convent Cambons Antrag an, weitere 800 Millionen Assignaten zu prägen.³⁾

Jetzt begreifen wir, wie der Finanzminister dazukam, Belgien zum Anschluß an Frankreich zwingen zu wollen. Belgien war reich, es sollte die Milchkuh für die französische Republik abgeben.

Im Vertrauen eröffnete Cambon dem General Dumouriez, er benötige für das Heer monatlich 200 Millionen, denn Frankreich

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIV, p. 161.

²⁾ Ibid. XXIV, p. 191.

³⁾ Ibid. XXIV, p. 207—227.

habe jetzt 600.000 Mann auf den Beinen.¹⁾ Dumouriez wies ihm nach, auch wenn das Heer so groß wäre, könnte es nicht 200 Millionen monatlich kosten, es müßten denn nur schreiende Unterschleife stattfinden; auch betrage die wirkliche Kriegsmacht Frankreichs nur 300.000 Mann. Nun gestand Cambon, daß alle Nationalgarden auf der Grenze und sogar ein Theil der Pariser Nationalgarde, so gut wie die Armee, im Solde ständen; er sehe kein anderes Hilfsmittel vor sich, den Krieg zu endigen. Das bare Geld koste jetzt schon 55 Procent, man würde bald gar keines mehr bekommen, nicht einmal zu 100 Procent, es bliebe ihm also kein anderes Mittel übrig, als sich alles baren Geldes in Belgien, der öffentlichen Cassen und der Kirchenschätze zu bemächtigen. Es wäre freilich ungerecht, aber ein nothwendiges Übel, und wenn man einmal die Belgier ruiniert und sie den Franken gleich gemacht habe, so werde ihnen nichts anderes übrig bleiben, als sich auf das allergenaueste, wie es jetzt die Lütticher thäten, mit Frankreich zu verbinden. Diese hätten sich in ihrer elenden, verschuldeten Lage nicht anders zu retten gewußt, als sich der Republik in die Arme zu werfen; ebenso würde Frankreich die Belgier als Mitglieder der Republik aufnehmen, in der Hoffnung, immer neue Eroberungen zu machen, und nach eben diesem politischen Grundsatz mit ihnen zu verfahren. Das Decret vom 15. December²⁾ sei in dieser Hinsicht ganz vortrefflich, weil es alle Staatsverfassungen umstoße, und eine solche Auflösung aller politischen Ordnung und die daraus fließende allgemeine Anarchie das Erwünschteste sei, was sich für Frankreich zutragen könne.³⁾

Dumouriez wandte ein, der Plan sei ungerecht und unausführbar: man sei schon im Januar und mit dem Frühling werde der Feind angreifen. Noch habe man nichts vorgejagt, und die Armee sei schwach. Auch wollten die Belgier keine alles auflösende Revolution, sie hätten andere Grundsätze als die Franzosen; verlege man sie, so würden sie zum Feind halten, und sobald derselbe herannah, auch zu den Waffen greifen, und dann würden die Franzosen Mühe haben, ihre Heimat zu erreichen, zumal die Feinde im Besitze von Maftricht seien und von da die Mitte der französischen Armee zurückdrängen können. So werde denn alles verloren gehen. Auch bringe diese allgemeine Plünderung dem Schatz nicht soviel ein, als wenn man das Land gehörig schone und benutze. Den belgischen Clerus auf einmal seiner Reichthümer berauben, heiße ja das Huhn, das die goldenen Eier lege, schlachten. Man könne ja ein Anleihen bei ihm machen, so würde er in das französische Interesse gezogen. Auch brauche man kein bares Geld nach den Niederlanden zu schicken, man solle nur den reichen Capitalisten in Gent, Antwerpen, Brüssel die Lieferungen für die Armee überlassen und sie dafür in Assignaten bezahlen; sie würden diese dann schon in Umlauf bringen, zugleich bekomme man, was man benöthige, dann um die Hälfte billiger. Man nehme also das Decret vom 15. December zurück, dann würden die Belgier sich frei fühlen, sich eine Verfassung geben,

1) Mémoires du général Dumouriez avec des notes et des éclaircissements historiques, III, p. 358 ff. Paris 1828.

2) Mitgetheilt Bd. XVI, S. 372—379 dieses Werkes.

3) Dumouriez, Mémoires, III, p. 340.

Truppen anwerben, sie zu den Franzosen stoßen lassen; so komme die Vereinigung mit der französischen Republik am besten zustande, wenn auch nur auf dem Fuße der französischen Schweizercantone untereinander. Dumouriez versprach sogar, wenn man den Weg der Gerechtigkeit, Güte und Weisheit einschlage, so wolle er den ganzen Feldzug auf Kosten der Belgier führen und noch einige Millionen nach Paris senden.¹⁾

Anfangs schien Cambon überzeugt, später ließ er sich wieder auf den Rath anderer von diesem richtigen Plan abbringen, so daß der General mit Abdankung drohte, und der Minister klagte, man müsse Dumouriez Schweigen auferlegen oder ihn zur Strafe ziehen.

Bei einer letzten Zusammenkunft entschuldigte sich Cambon mit dem traurigen Zustande des Nationalschatzes. Er wisse nicht, welche Hypothek er zu neuen Assignaten nehmen könne,²⁾ er müßte denn höchstens die Nationalwaldungen und die Güter der Emigranten angreifen. Dumouriez widerrieth beides. Die Güter des Clerus seien schon schlecht abgegangen und fänden keinen Käufer mehr, greife man auch die Güter der Emigranten an, so werde der Wert der Grundstücke noch ansehnlicher fallen und der Wert der Assignaten noch mehr sinken, weil dann der Staat keine Hypotheken mehr dafür habe. Die Waldungen dürfe man nicht verkaufen, denn die Käufer würden sie sogleich niederschlagen, um ihr Geld wieder zu bekommen, und dadurch das Land zugrunde gerichtet werden. Zudem sei jetzt schon das Holz theuer und Frankreich habe nicht ausreichende Kohlen im Lande; man müßte also die Wälder schonen.³⁾

Cambon machte gar kein Hehl daraus, daß der Bankrott unvermeidlich sei, und Dumouriez bemerkte dazu: „Der Convent sieht das nicht und lebt in den Tag hinein, ohne für die Zukunft zu sorgen. Das ist die wahre Lage, das sind die Aussichten des schönsten Reiches der Welt.“⁴⁾

Was Dumouriez weiter über seine Verhandlungen in Paris mittheilt, zeigt, von welcher schlimmen Händen Frankreich damals geleitet wurde.

Die Jakobiner suchten den hochbegabten Heerführer in ihr Netz zu ziehen, er durchschaute aber ihre Unfähigkeit und haßte ihren Zerstörungssinn. Die Striche, mit denen er einige der damals Einflußreichsten zeichnet,⁵⁾ sind kräftig, aber gelungen. Proly nennt er „einen Ränfeschmied“; er war ein deutscher Baron, geboren in Brüssel, wo er sich durch Wechselreiterei zugrunde gerichtet hatte. Da wurde er in Paris Mitglied des Comité Central, in dem viele Ausländer derart wirkten, daß sie die unermesslichen Mittel, welche Frankreich zur Vertheidigung darbot, unwirksam und unnütz machten. In demselben Aus-

1) Dumouriez, l. c. III, p. 340—342.

2) Ibid. III, p. 345.

3) Ibid. III, p. 344—346.

4) Ibid. III, p. 346.

5) Ibid. III, chap. 9 und 10; bes. p. 360.

Geld-
mangel
zur
um
dank.

Du-
mouriez
dagegen.

für die
Belgier.

Die
Wälder.

Güter der
Emi-
granten.

Bank-
rott.

Proly.

schuß war André Marie Guzman,¹⁾ ein Spanier aus Granada, geboren 1753, ein Hauptwühler und Schreckensmann, von den Parisern Don Tocsinos genannt, weil er gegen die Girondisten am 31. Mai 1793 die Sturmglöcke läuten ließ; dann der Tabakhändler Jacques Peyerre²⁾ aus Belgien, der eigentlich von einer spanischen Familie herstammte und stets zu den wildesten Maßregeln trieb. Dumouriez wußt diesem Ausschusse vor, „daß er das Mögliche that, um das Heer und die Flotte zu vernichten, alle Land- und See-Generale zu verjagen oder gefänglich einzuziehen, alle Geldhilfsquellen durch thörichte Ausgaben zu erschöpfen, alle politischen und Handelsbünde mit andern Nationen, denen sie jämmtlich Hohn sprachen, zu zerreißen“. — Da war ein François Desfieux, früher Weinhändler in Bordeaux, neununddreißig Jahre alt, überall thätig, wo es galt, einen Aufstand zu erregen und zu morden, Hauptankläger der Opfer des August, welche er als die Urheber des Blutbades anklagte. Dumouriez schildert ihn „als ein wahres unvernünftiges Vieh, als einen höchst mittelmäßigen Kopf“. Dieser Weltverbesserer erklärte eines Tages: „Die Sitte hat keine Geltung vor mir; ich wünsche, ohne mich fürchten zu müssen, eines schönen Mädchens auf öffentlichem Plage mich zu erfreuen, und will, daß der Vater auf dem Pont Neuf seine Tochter genießen kann.“ Zu dieser Bande, die vom abscheulichen Marat beherrscht wurde, gehörte auch Hassenfray,³⁾ Hauptgegner der Girondisten, später Professor an der polytechnischen Schule zu Paris. Von gleichem Sinn war Boucher, ein Weinhändler in Paris.

Das waren die Leute, welche mit ihrer Verrücktheit und Frechheit damals öffentliche Meinung machten und tief in die Schicksale Frankreichs eingriffen. Außer Marat war der Kriegsminister Bache ihr Mann; sein Bureau war ein Club, in welchem man auf Mord und Blut sann. Bache stellte sich dem Pöbel von Paris auch im Äußeren gleich und erschien stets im schmutzigsten und nachlässigsten Anzuge. Alle Arbeiter hatten rothe Mützen auf, alles wurde geduzt. Geradeso gieng es im Marinebureau zu. Minister war Monge,⁴⁾ ehemals Steinschneider in Mezières, wo ein braver Priester sein Talent erkannte und für seine weitere Ausbildung Sorge trug. Monge hatte hohe Begabung und seltene Kenntnisse, heulte aber damals mit den Wölfen. Der conservativen Partei war er wenig dankbar. „Er hatte ein simples und sogar finsternes Aussehen,“ sagt Dumouriez von ihm, „war Bache ganz ergeben und unterstützte mit ihm die Jakobiner im Staatsrathe.“

„Unter dem Vorwande, alles gleich zu machen, hat die Revolution alles erniedrigt.“⁵⁾ Die Jakobiner, größtentheils aus dem verworfensten und größten Theile der Nation genommen, konnten nicht gehörig gebildete Männer für die Stellen liefern und haben diese erniedrigt, um mit ihnen gleich zu stehen. Von der Zeit an besaß der Herrschende weder Würde, noch Ehre, und der Beherrschte weder Achtung, noch Ehrfurcht, was doch wenigstens in dem demokratischen Athen war. Sie waren alle

¹⁾ Dictionnaire de biographique des hommes marquans de la fin du XVIII siècle. Londres 1800.

²⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 351.

³⁾ Ibid. III, p. 349.

⁴⁾ Ibid. III, p. 358—359. — Vergl. Bd. XVI, S. 74—76 dieses Werkes. Steinschneider, d. i. Unterklientenant in der Schule für Festungsbauteilen.

⁵⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 356—357.

wie betrunkene und barbarische Heloten, die sich unrechtmäßigerweise der Stellen der Spartaner bemächtigt hatten. Man hat die alte Regierung zerstört, um den Mißbrauch in Befetzung der Stellen abzuschaffen, welche nur in Händen der Aristokraten waren, so durch ihre Geburt ohne Rücksicht auf ihre moralischen Fähigkeiten dazu gelangten; und doch hat man sie hernach nirgends mit talentvollen Männern,¹⁾ sondern mit arglistigen und frechen Plebejern besetzt.“

Brissot leugnet die Eroberungsgier der Franzosen in seiner obigen Rede. Ganz anders redete er jedoch unter Vertrauten. Dumouriez erzählt, wie Brissot Pläne zur Eroberung von Spanien und Italien ausframte, auch die Schweiz sollte erobert werden. Dumouriez widerlegte ihn bei der Berathung, die Neutralität der Schweiz sei ein viel größerer Vortheil. Es war insbesondere auf Bern, seinen Schatz und seine Kanonen abgesehen, das Centrum eines französischen Heeres sollte diese wichtige Stadt in raschem Angriffe besetzen, der linke Flügel Basel im Sturm nehmen, der rechte aber Genf. Ein Mitglied des hohen Rathes von Bern, ein Oberst von Weiß,²⁾ damals in Paris, kam hinter diesen Plan, erzwang sich die Achtung der Minister und eine Partei im Convent und wußte ihn zu vereiteln. Ruhig mitten in der Gefahr und rein unter den Bestechungen, scheute er sich nicht, einem der vorzüglichsten Häupter ins Gesicht zu sagen: „Ich weiß, Sie können mich verhaften oder in diesem Augenblicke erstechen lassen, aber die Beweise, welche Sie anklagen, sind bei einem Dritten niedergelegt und würden Sie in acht Tagen unter die Guillotine bringen; zur Belohnung für meine Verschwiegenheit verlange ich den Frieden mit meinem Vaterlande.“ — Eine Schrift über die Verhältnisse der Schweiz zu Frankreich machte dem Eroberungsplane, der im Februar 1793 ausgeführt werden sollte, vollends ein Ende. Die Anhänger Frankreichs regten sich schon in den demokratischen Cantonen — doch jetzt erhielt die Schweiz noch eine Frist. — Auch Brissots Plan auf Rom wurde noch vertagt.

Zu Feinden hatte Frankreich damals noch den Kaiser und Preußen und Sardinien — jetzt wurde der Krieg gegen England und Holland berathen.

Dumouriez rieth, die Neutralität beider Staaten sich zu erhalten. Im Spätjahre vorher hätte er gern Maastricht besetzt, aber durch ein Manifest sich anheischig gemacht, den Platz, welcher damals weder eine ausreichende Garnison, noch Palisaden, noch Vorrath besaß, aber der eigentliche Schlüssel zu den Niederlanden war, nach geendigtem Kriege wieder zurückzustellen. Sein Plan wurde nicht gebilligt. — Jetzt kam aber der Krieg mit Holland ernstlich zur Berathung.³⁾ Holländische Flüchtlinge, Opfer der Revolution,⁴⁾ stellten die Eroberung als leicht dar, ihre Partei sei weit mächtiger als die des Erbstatthalters. Dumouriez sollte

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 367.

²⁾ Ibid. III, p. 368—370.

³⁾ Ibid. III, chap. 12.

⁴⁾ Vergl. Bd. XV und XVI dieses Werkes.

Eroberungsgier.

Oberst Weiß.

Maastricht.

sollte über ihre Stärke ein Gutachten abgeben; er versagte sein Endurtheil, bis er in Antwerpen selber genauere Erkundigungen eingezogen habe.

Die holländischen Flüchtlinge wurden darum nach Antwerpen gewiesen. Oberst Maulde,¹⁾ den Dumouriez nach dem Haag entfendet, der sich dort sehr klug benahm, Pferde und Waffen ankaufte und gute Nachrichten brachte, insbesondere daß man noch die Neutralität mit England und Holland erhalten könne, daß aber der englische Gesandte Auckland und der Großpensionär van Spiegel weder mit Lebrun, noch mit dem Nationalconvent, sondern bloß mit Dumouriez darüber unterhandeln wollten.²⁾ Wer war froher darüber als der General! Eine Besprechung, die auf einem holländischen Staatschiffe stattfinden sollte — war schon verabredet, gern wäre Dumouriez selber nach London gegangen. Da kam die Hinrichtung des Königs dazwischen, und die Ausweisung Chauvelins; Maret, der Dumouriez bei Pitt den Weg bahnen sollte, war eben in Dover gelandet — da mußte er eilends umkehren. Brissots Kriegserklärung machte allen weiteren Verhandlungen ein Ende. Dumouriez sollte alsbald den Krieg beginnen. —

Bruch zwischen Frankreich und England.

Das Verhältnis zu England war längst gespannt; Pitt war entschlossen zum Kriege seit der Eroberung Belgiens, der Eröffnung der Schelde und seit die Eroberungspläne des Conventes offen ausgesprochen wurden und England selber sich mit einem Nationalconvent bedroht wußte; antwortete doch Grégoire den Abgeordneten eines englischen Clubs, welche Ende 1792 dem Convente zu den Siegen in Belgien Glück wünschten, bald werde die Zeit kommen, da die Franzosen einem englischen Convente Glück wünschen. Das Steigen der gegenseitigen Abneigung hat Brissot am 12. Januar in einer talentvollen Rede geschildert.³⁾

„Die französische Revolution hat im englischen Volke Freude, im Parlament Unruhe, am Hofe Schrecken erregt. Die öffentliche Meinung verlangte strenge Neutralität im Kriege Frankreichs mit Oesterreich und Preußen. Das Cabinet gab nach, denn die Nation wurde reich, indem sie dem Kampfe bloß zusah, und das Ministerium befestigte sich durch das Gedeihen des Handels und die Sicherheit des Friedens. So giengs bis zum Sturze des Königs; am 17. August wurde der englische Gesandte abberufen, denn er sei nur bei Ludwig XVI. beglaubigt gewesen; übrigens wolle sich England nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischen. Man unterhiebt mit der Republik fortan nur durch einen Geschäfts-

¹⁾ Dumouriez, l. c. III, p. 382—383.

²⁾ Ibid. III, p. 383—385.

³⁾ Sie ist abgedruckt in der Hist. parlem., XXIII, p. 65—89. Wir theilen hier den Gedankengang mit.

träger Beziehungen. Frankreich ließ dagegen seinen Gesandten in London; seine Siege konnten England zeigen, wie die Republik mit jedem Tage mehr Festigkeit gewinne. Als das Cabinet von Saint James nach den Absichten der französischen Regierung fragte, gaben wir ihm eine Antwort voll Mäßigung und Würde. Selbst in der Eröffnung der Schelde sah man nur eine Folge großer Grundsätze, die sich sehr gut mit dem Vortheile des englischen Handels vereinigen ließen. Unsere Erklärung vom 19. November erschreckte, doch wir gaben auch über ihre Anwendung eine beruhigende Erklärung. Auch die Beschwerde, daß revolutionäre Agenten von hier nach England abgeendet würden, hörte nach und nach auf. Ende November schien jede Schwierigkeit behoben, die englische Regierung nannte die unsere nicht mehr, die Regierung in Paris,¹⁾ sondern die Regierung Frankreichs. Im December zeigte Pitt das Bestreben, den Krieg zu vermeiden, und bedauerte die Unterbrechung des Verkehrs zwischen beiden Cabinetten, es führe zu Mißverständnissen. Wir ahnten nicht, daß dies nur ein abgekartetes Spiel sei. Auf einmal wurde die Maske abgezogen. Der König bot am 1. December die Miliz auf, berief, statt wie sonst auf den Januar, auf den 14. December das Parlament, zog Truppen gegen London zusammen, besetzte den Tower. Gegen welchen Feind? — Gegen Thomas Paynes Buch über die Menschenrechte.²⁾ Der Minister jagte, dieses Buch habe die Köpfe verdreht und es bestehe ein Geheimbund zum Sturze der Verfassung, welcher mit den Jakobinern in Paris in Verbindung stehe. Schriftsteller, Buchdrucker wurden verhaftet und alle Gutgesinnten zur Vertheidigung der Verfassung, des Palladiums von England, aufgerufen. Jetzt schrien alle Höflinge, der Adel, die Geldmänner, die Schwachköpfe gegen unsere Revolution, welche durch ihre Wildlinge Unruhen in England anzettle. Von da war nur ein Schritt, um einen Krieg gegen uns zu rechtfertigen; unsere Beschlüsse vom 19. November und 15. December galten als Aufrufe an alle Völker zum Aufstande. Die Septembermorde wurden ausgebrütet, um vor der Revolution bange zu machen. Im Parlament zeigte sich eine wahre Vergötterung des Königthums — nur Foy und Erskine hatten noch den Muth, auf Abschickung eines Gesandten nach Paris zu dringen;³⁾ nur Sheridan hatte den Muth, darzulegen, daß die Septembermorde nur das Werk einer Bande von Verbrechern seien. Das Ministerium benutzte die ihm günstige Stimmung, um die Angst wegen der Eröffnung der Schelde, wegen der Eroberung von Holland, wegen der Gefahr für die Verfassung durch unsere Sendlinge zu steigern, und erlangte einen vollständigen Sieg. Wir konnten nur durch unsern Gesandten in England am 27. December eine vollständige Widerlegung aller Anschuldigungen überreichen, uns über den Angriff beklagen und damit drohen, daß wir dem englischen Volke schon die Augen öffnen wollten.

„Der eigentliche Grund des Zorns ist jedoch die Eröffnung der Schelde; allerdings ist sie gegen den Vertrag von Utrecht und gegen den Vertrag, welchen Joseph II. 1785 mit Holland abschloß. Wenn aber die Republik Belgien die Freiheit gab, soll sie noch die Fesselung der Schelde fort-dauern lassen, soll sie die Grundsätze der ewigen Gerechtigkeit übertreten, die immer ihre Waffen leiten wird? Fließt dieser herrliche Strom nicht zwischen Holland und Belgien hindurch und woher soll Holland ein Recht haben, ihn allein

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 66—67.

²⁾ Ibid. XXIII, p. 69—70.

³⁾ Ibid. XXIII, p. 72.

Thomas
Payne.

Die
Schelde.

Brissot
gegen
England.

für seine Schifffahrt zu benutzen? Durfte Joseph II. ein Recht des belgischen Volkes verkaufen? Gehörte die Schelde nicht vielmehr denen in Antwerpen, als den Holländern? Die Republik hat ihnen nur ihr Eigenthum gerettet, sie hatte keinen Vortheil dabei, ihr Benehmen ist also ebenso hochherzig und gerecht, und der englische Vorwurf, sie wolle sich zur Schiedsrichterin über alle Völker machen und alle Verträge verändern, ist falsch! — England selber will Schiedsrichter sein über alle Völker; es verlangt von uns, wir sollen Holland in seinen Fesseln lassen und diese noch ehren.

„Wir sind im Namen der Freiheit und nicht der Herrschsucht in Belgien eingezogen. Die Engländer dagegen halten Holland in Vormundschaft durch den Statthalter, welcher Holland beherrscht. Was hat Holland von seiner Verbindung mit England? Seine Marine taugt nichts, sein Handel sinkt, es steht unter dem Despotismus. Es steht den Engländern schlecht an, von Gerechtigkeit und Achtung der Verträge zu sprechen: sie haben im Vereine mit Preußen Holland geknechtet. Wenn Frankreich jetzt in Holland einschritte, so geschähe das nicht, um sein Machtgebiet zu erweitern, sondern um allen Völkern der Erde freie Märkte zu eröffnen;¹⁾ England würde dadurch ebenso gewinnen, wie die andern Völker, denn es könnte die Summen sparen, die es jetzt zu Bestechungen in Holland ausgibt. Freie Völker wollen nur, was gerecht ist, und das Recht schwankt nicht wie der Vortheil der Höfe. Ein freies Volk unterscheidet richtig einen Aufstand von einer Empörung, den gut ausgesprochenen Willen der Mehrzahl vom eigenmächtigen Wunsche einiger Personen. Die letzteren gegen die ersteren beschützen, heißt die Empörung beschützen. Ein freies Volk will keine Empörung, Schleichwege sind seiner unwürdig. Wer steht uns dafür, daß das Cabinet von Saint James nicht alle dunklen Mittel, welche es 1787 gebrauchte, um die keimende Freiheit in Holland zu vernichten, nicht auch anwendet, um in Frankreich Verwirrung zu erregen? Wie schreiten wir dagegen ein? Unsere Vorschrift lautet: das Volk zu versammeln, es nach seinem Wunsche zu befragen, es zu schützen, während es seinen Wunsch ausspricht, und diesem Geltung zu verschaffen, wenn er einmal ausgesprochen ist. Das Volk in Belgien macht allein seine Verfassung; während es diese zustande bringt, müssen wir den Übelwollenden, den österrreichischen Sendlingen, die Hände binden; unsere revolutionäre Gewalt beschützt also nur die Freiheit in ihrer Wiege und hört auf, sobald die Freiheit kraftvoll dasteht. Wir Belgien plündern, während wir nur freiwillig für die Kosten des Krieges entschädigt sein wollen, in welchem das Blut unserer Brüder gar nicht angerechnet ist! Dies uns vorzuwerfen steht den Engländern schlecht an, die aus Ostindien fabelhafte Summen erpreßt haben und dafür die Einwohner in Fesseln halten. Und doch wurde, um den Bruch mit uns zu rechtfertigen, behauptet, wir wollten aus Belgien ein zweites Bengalen machen. Schwache Köpfe suchte man zu überzeugen, wir seien Gottesleugner, weil ein Abgeordneter auf der Rednerbühne keel seinen Atheismus bekannt hatte.

„England schickt uns keinen Gesandten, es scheint uns als Parteimännern diese Ehre verweigern zu wollen. Das ist eine Beleidigung, welche Genugthuung fordert, ebenso seine Parteilichkeit mit der Will wegen Ausführung des Getreides, es will damit Frankreich und dieses allein in Verlegenheit bringen. Es verbietet den Vertrieb unserer Assignaten. Das ist eine wahre Kriegserklärung gegen unsere

Finanzen. Die jüngste Fremdenbill ist eine Verletzung unseres Handelsvertrages von 1786, nach welchem die Franzosen frei England besuchen, dort ohne Schutzbrief frei sich bewegen, einkaufen und heimkehren können und allenthalben mit Wohlwollen behandelt werden sollen, während sie jetzt einer Untersuchung unterworfen und auf den geringsten Verdacht ausgewiesen und verhaftet werden können, ohne Schutz dagegen zu haben; bloß ein von der Krone bestellter Beamter richtet darüber.¹⁾ Es scheint, die englische Regierung will nur die Emigranten, die Priester, die Adligen, also die Rebellen beschützen.

„England rüstet ungemein — nur gegen Frankreich. Das deuten auch seine innigen Beziehungen zu Rußland an. Sichtlich hält es die Stunde für gekommen, in der es den Geist der Freiheit meint vertilgen zu können. Dafür spricht auch der Hochmuth des Königs, den der amerikanische Krieg noch nicht von seinem Hasse gegen die Freiheit geheilt hat. Es führt jetzt den Krieg der Vorbereitungen, der für uns gefährlicher ist, als der wirkliche Krieg. Wir müssen es darum zu einer offenen Erklärung zwingen, wie wir es mit Leopold und Friedrich Wilhelm gethan haben, und dann vertrauensvoll das Schwert ziehen. Der Genius der Freiheit ist mächtiger als der der Verknechtung; wir werden auch zur See eines Sieges wie zu Zemappes uns rühmen können. England ist erdrückt von Schulden, von Steuern, wir aber haben noch Güter für 3000 Millionen. Wir sind einig und zählen 26 Millionen Seelen. England ist gespalten, es hat nur sieben Millionen Einwohner, Schottland 1,200,000, und Irland drei Millionen, die es jedoch hassen und sich mit uns verbinden werden. Wenn die Freiheit zum Kampfe aufruft, hat Frankreich Soldaten und Matrosen genug.²⁾ Wer soll England in Europa unterstützen? Etwa Preußen, dem es im letzten Kriege arg mitgespielt hat? oder Rußland, welches ihm nie die letzte Demüthigung verzeihen wird? oder der Kaiser, dessen Armut bald Englands Schatz leeren wird? oder Portugal, das durch England ausgezehrt wird? oder Holland, welches schon lange seines Joches satt, selbst in seiner Schwäche sich gegen England wenden will. Auf seinen Inseln wollen die Sklaven auf unseren Ruf der Freiheit sich erheben. In Ostindien hat es keinen einzigen Freund, keine einzige Stütze — unter dreißig Millionen; ganz Hindostan verabscheut die Engländer, die englische Großmacht ist also ein Phantom. Das kommt daher, wenn man sein Glück nur in erstohlenen Besitzungen sucht, und nur vom Schweiß und Blute der Arbeiter leben will, statt sich auf den Freihandel und die freie Entwicklung der Industrie zu stützen. Ihr habt also nicht den Krieg zu fürchten, wohl aber die Ungewißheit über den Krieg. Entschließt euch also zum Kriege, wenn ihr keine entschiedene Erklärung bekommt. Sagt den Engländern offen heraus: „Der Krieg, den euer Ministerium gegen uns plant, ist ruchlos, ist ein Brudermord — wir verabscheuen ihn. Unser einziger Wunsch ist, in Frieden mit euch zu leben — wir achten eure Rechte und die eurer Verbündeten — achtet aber auch ihr unsere Grundsätze.“³⁾ Habt ihr Bedenken, so sind wir bereit, sie zu zerstreuen; gehorcht ihr aber eurem treulosen Ministerium, so erklären wir euch mit Schmerz den Krieg und sehen in euch nur noch grausame Feinde und Genossen der Trabanten von Oesterreich, welches wir zu zerstören geschworen haben.“

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 77—79.

²⁾ Ibid. XXIII, p. 84—85.

³⁾ Ibid. XXIII, p. 88—89.

¹⁾ Buchez et Roux, l. c. XXIII, p. 74.

Beschluss
des Con-
vents.

Demgemäß beantragte der Vertheidigungs-Ausschuss zu erklären, dass Frankreich mit England in Frieden wie ein Bruder mit dem andern leben wolle, dass es aber auf dem Handelsvertrage von 1786 und auf dem ungehinderten Verkehre der Franzosen in England und auf der freien Ausfuhr des Getreides aus Irland bestehen und zugleich fragen müsse, ob die Rüstungen in England ihm gelten; erhalte es keine entschiedene Antwort, so werde es schon sich zu sichern wissen. Die Versammlung nahm ohne weitere Verhandlung diese Anträge an und beauftragte den Minister mit Beschleunigung der Rüstungen.

Monge.

Die englische Regierung wußte genau, was sie von solcherlei loyalen Versicherungen zu halten habe. *Monge*, der französische Marineminister, hatte am 31. December 1792 an die Bewohner der französischen Seehäfen die Mahnung gerichtet: „Der König von England und sein Parlament wollen uns bekriegen — werden die englischen Republikaner dies dulden? In der That bezeugen sie den Widerwillen, gegen uns die Waffen zu tragen, die wir ihre Brüder sind. Wir werden sie zur Hilfe aufrufen, auf der Insel landen und 50.000 Freiheitsmützen hinüberwerfen, den heiligen Baum unter ihnen aufpflanzen und unsere Schmerter für unsere Brüder ziehen. Da wird die Tyrannei ihrer Regierung vernichtet werden.“ — Wenn so der Minister sprach — wie werden erst seine Sendlinge in England geredet haben! Da und dort wurde in der That ein Freiheitsbaum aufgepflanzt, mit der Aufschrift: „Kein König mehr“; einer wurde selbst in Dundee, im nüchternen Schottland, aufgepflanzt.¹⁾

Thron-
rede
Georgs
III.

Es war kein Wort zu viel in der Thronrede *Georgs III.*: „Ich habe sorgfältig eine strenge Neutralität in dem gegenwärtigen Kriege auf dem Festland beobachtet, ich habe mich gleichmäßig jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs enthalten; aber es ist unmöglich, ohne Unbehagen und Angst den starken und jeden Tag mehr hervortretenden Anzeichen der Absicht zuzusehen, in anderen Ländern Unruhen zu erregen, die Rechte von neutralen Völkern zu mißachten und Pläne der Eroberung und Vergrößerung zu verfolgen, ebenso auch gegen meine Verbündeten, die Generalstaaten, die bisher wie ich selber strenge Neutralität beobachteten und gegen welche man Maßregeln ergreift, welche mit dem Völkerrecht und den bestehenden Verträgen unvereinbar sind.“

Die Stimmung der Nation kam den Absichten der Regierung entgegen. Alle Zeitungen erschienen mit schwarzem Rand, als sie die Nachricht von der Hinrichtung *Ludwigs XVI.* brachten. Ein Gefühl des Schmerzes und der Trauer schien alle zu durchdringen. *Pitt* nannte im Parlamente die Hinrichtung *Ludwigs XVI.* die niederträchtigste und grausamste That, von der die Weltgeschichte zu berichten habe, und erinnerte an die Verse des *Statius*:

„Excidat illa dies aevo, nec postera credant
Saecula: nos certe taceamus et obruta multa
Nocte tegi nostrae patiamur crimina gentis.“

¹⁾ *Stanhope*, *Life of William Pitt*. Second edition. London 1862. II. p. 136, 187.

Der Todestag *Karls I.* wurde wie der eines Märtyrers gefeiert, das Haus der Lords gieng in Gesamtheit zur Kirche. *Pitt* pries in seiner Rede Englands maßvolle Gesinnung, indem er es verglich mit der gemäßigten Zone, welche die Vorsehung geschaffen zum Wohnplatz und zum freudigen Genuss, weil sie gleich weit entfernt sei von der erstarrenden Kälte der Polargegenden, wie von der verzehrenden Hitze des Äquators. „In diesem Lande ist kein Mann durch seinen Reichthum oder Rang so hoch, dass er nicht vom Gesetze erreicht wird, und kein Mann ist so arm und niedrig, dass er nicht seines Schutzes sich erfreut.“

Pitt über
den Mord
Ludwigs
XVI.

Pitt war kein Schwäger — er handelte. Die Rüstungen wurden noch eifriger betrieben, der französische Gesandte aber aufgefordert, den englischen Boden bis 1. Februar zu verlassen.¹⁾ Am 25. März 1793 schloß *Pitt* mit der *Czarin* einen innigen Freundschafts-, Handels- und wechselseitigen Rüstungsvertrag, am 25. April eine militärische Bundes- und Subsidien-convention mit dem König von *Sardinien*, am 25. Mai einen gegenseitigen Bund der Ländergarantie mit dem König von *Spanien*, am 14. Juli ein Offensiv-Bündnis gegen Frankreich mit dem Königreich der beiden *Sicilien* und mit *Preußen*, am 30. August 1793 ähnliche Bundesverträge mit dem Kaiser *Franz II.* und mit dem König von *Portugal*.

Wir können uns denken, welchen Wiederhall dieses Fortjagen ihres Gesandten im Convente fand. Der Minister des Außern, *Lebrun*, legte am 30. Januar das Schreiben vor mit den Worten: „Der nothwendige Tod eines Tyrannen in Frankreich war für England das Signal zu einer öffentlichen Trauer, zu einer Beschleunigung der Kriegsrüstungen und der Vorwand zu einer Beschimpfung, welche niemand hemänteln kann; doch das französische Volk, ebenso groß als tapfer zur See, als es auf dem Lande gewesen ist, wird bald eine glänzende Rache nehmen für diese Beleidigung.“²⁾

Fort mit
dem fran-
zösischen
Gesandten.

Brissot aber blies mit vollen Backen in die Kriegstrompete: „Mitbürger, ein Gedanke muß eure Seelen elektrifizieren: ihr tretet jetzt nicht in den Kampf für euch allein, sondern für alle Völker Europas. Ein Theil eurer Feinde erntet schon jetzt die Früchte eurer Unerbundenheit; denn die Könige fürchten jetzt ihre Völker zu plagen und zu betrügen: drei Millionen Menschen in *Irland* werden frei sein, weil eure Grundjäger schon an seinen Gestaden ertönen. Ihr habt jetzt ganz *Europa* oder vielmehr alle Tyrannen Europas zu Land wie zur See zu bekämpfen.“³⁾ Der Kaufherr muß jetzt seinen Handel vergessen, um nur Waffen bereit zu halten; der Geldmann muß seine Summen verwenden, um unsere Assignaten im Vollwert zu erhalten und um den Bedürfnissen des Schatzes zu Hilfe zu kommen. Der Gutbesitzer und der Arbeiter müssen auf jeden Gewinn

Brissot.

¹⁾ Das Schreiben im „*Moniteur*“ Nr. 31, 1793: „Au palais de la Reine. Sa Majesté Britannique a bien voulu ordonner que Mr. Chauvelin, qu'elle a reçu du mois de Mai dernier en qualité de Ministre de sa Majesté très-chrétienne, sorte du Royaume avant le 1^{er} Février prochain.“

²⁾ „*Moniteur*“, 1 Janvier.

³⁾ „*Moniteur*“, 1793, p. 332.

verzichten und nur suchen, ihren Überfluß auf unsere Märkte zu bringen; jeder Bürger muß bereit sein, zu Feld zu ziehen wie der römische Soldat, das heißt nicht bloß mit seinen Waffen, sondern auch mit Lebensmitteln für eine bestimmte Zeit, und dadurch werdet ihr die Berechnungen eurer Feinde auf die Leere in euren Magazinen vereiteln. Alle Franzosen müssen nur Ein großes Heer bilden und ganz Frankreich Ein Lager sein. Man muß sich auf Unglücksfälle gefaßt machen und an Entbehrungen gewöhnen. Der Augenblick wird kommen, wo es für jeden Franzosen ein Verbrechen wird, zwei Kleider zu haben, wenn ein einziger von unseren verbrüdereten Soldaten entbloßt ist.“

Die Kriegserklärung an England genigte Brissot nicht; wie ein Student, der auf der Mensur steht, forderte er jugendtrugig auch Holland zum Krieg heraus: ¹⁾

„Der Statthalter ist eher ein Untertan als der Verbündete des Cabinets von Saint James, er ist der Knecht aller Leidenschaften desselben; er hat im Verlauf der Revolution die Emigranten und die Preußen begünstigt, die Franzosen gequält und sich gegen die Regierung Frankreichs mit Unverschämtheit benommen: dieser Statthalter, welcher jetzt seine Schiffe zu den englischen stoßen läßt, begünstigt unsere Feinde auch dadurch, daß er die Durchfuhr des Getreides nach Frankreich hemmt.“ — Also Krieg auch gegen Holland! ²⁾

Brissot verheißt den Franzosen Sieg: „Hättet ihr im Kampfe gegen die Tyrannen einen König an eurer Spitze, so wäre euer Untergang gewiß; doch die Freiheit führt euch, sie wirkt Wunder und ihr werdet siegen. Ihr vermöget alles, wenn ihr alles kräftig wollt. Möge doch der Geist der Freiheit alle entzündet, alle besonderen Leidenschaften austilgen oder sie vielmehr in eine einzige verschmelzen, in die Leidenschaft für die Freiheit! Mögen alle Geister sich um den Convent als die heilige Bundeslade scharen! wer ihn verächtlich zu machen oder aufzulösen sucht, ist der Feind des Menschengeschlechtes; denn das Wohl der Menschheit wird hier entschieden.“ ³⁾

Pitt wird fortan als der „Feind der Menschheit“ dargestellt und Georg III. als ein „arglistiger Tyrann“: „Eure Unerfrohenheit war schuld, daß die Maske fiel. Georg III. sann schon lange heimlich auf einen Krieg gegen eure Freiheit, denn welcher Tyrann wird sie euch je verzeihen? Er hat die Meinung der Nation gefälscht, den Handel erschreckt, dem Parlament geboten, den Ministern gedroht und dieser Verbindung sicher hält er den Augenblick für gekommen, wo er ungestraft seine Macht gegen eure Freiheit loslassen kann. — Eher soll England zugrunde gehen, als daß die Freiheit in Frankreich Boden gewinnt — das ist der barbarische Wunsch des Königs von Großbritannien; das der Sinn der Beschimpfung, die er eurem Gesandten anthat; das der Sinn der Rüstungen, welche er anordnet.“

Das bitterste Los prophezeite Brissot dem genialen Pitt und seinen Amtsgenossen: „Das Blut, das jetzt fließt, wird auf das Haupt dieser treulosen Minister zurücksprudeln, die kein Bedenken tragen, ganze Nationen den kleinlichen Berechnungen ihres Ehrgeizes zu opfern, die auf die Entwertung der Assignaten

¹⁾ „Moniteur“, 1793, Nr. 33, vol. XV, p. 331—332.

²⁾ Ibid. XV, p. 332.

³⁾ Ibid. XV, p. 334—338.

wie auf das Ende unserer Freiheit warten. Sie wissen also nichts davon, daß diese Papiere eine gewaltige Hinterlage haben. — Sie werden nicht im Bette sterben, wie Lord North; es wird bei ihnen keinen ewigen Prozeß geben wie bei Lord Hastings, sondern das Schafott wird endlich für die Strafford und Lauth der neuen Regierung dienen.“

Pitt gilt fortan als ihr Todfeind bei den Franzosen, als der finstere Unterdrücker Englands und der Ruhestörer Europas, wird als ein Ungeheuer gehaßt, das zu allen Verbrechen aufstachelte, welche Frankreich entehrten. — Man thut ihm sehr Unrecht — denn er war in seiner Staatsverwaltung bisher ein erleuchteter Whig, ein Freund des Friedens und der Freiheit: er hatte siegreich den Grundsatß verfolgt, welcher die Freiheit der Presse unter den Schutz von Geschworenen stellt; er hatte für eine Reform des Parlamentes wie für die Erleichterung des Boses der Nege geieffert. Er war kein Todfeind Frankreichs, hatte vielmehr voll Wohlwollen den Handelsvertrag, auf den Brissot sich berief, 1786 durchgesetzt. Die Anfänge der Reform 1789 in Frankreich hatte er mit Freude begrüßt: erst als die Bewegung entartete, wurde er sorglich für England, wie die Mehrzahl der Engländer. Der Umschwung der öffentlichen Meinung in England war so gewaltig, daß, wenn Pitt nicht mit ihr gegangen, er niedergedreten worden wäre. ¹⁾

So begann 1793 der schlachtenreiche Krieg mit England, welcher mit kurzer Unterbrechung bis 1814 währte.

Gegen die Art, wie Pitt den Krieg führte, erhob Macaulay in seinem „Essay“ über den großen Staatsmann bittere, aber nicht ungegründete Vorwürfe: er habe einen Mittelweg zwischen zwei logisch richtigen Systemen, dem von Fox und Burke, gewählt und damit den allerschlechtesten. Wenn es unmöglich war, den Frieden zu erhalten, wie Fox wollte, so müßte er die einzige Politik annehmen, die zum Siege führe, nämlich wie Burke wollte, einen heiligen Krieg für Glauben, Sitte, Eigenthum, Ordnung und Völkerrecht verkünden und so den Jakobinern eine der ihrigen gleiche Energie entgegensetzen. Er führte Krieg, wollte aber den eigenthümlichen Charakter desselben nie begreifen. Er verblendete sich hartnäckig gegen die einfache Thatsache, daß der Staat, gegen den er kämpfte, zugleich eine Secte sei, und daß der neue Streit Englands und Frankreichs von ganz anderer Beschaffenheit sei, als die alten Zerwürfnisse wegen amerikanischer Niederlassungen und holländischer Festungen. „Er hatte eine wahnwitzige Begeisterung, einen schrankenlosen Ehrgeiz, eine ruhelose Thätigkeit, den wildesten und verwegensten Neuerungskrieb zu bekämpfen — und handelte so, als ob er es mit den Dirnen und Becken des alten Hofes von Versailles zu thun habe. Es war kläglich, wenn man ihn einem

¹⁾ Macaulay, Essay über William Pitt. — Pitt war früher für Reform der Wahlordnung, für Gleichberechtigung der Katholiken Irlands, aber er stellte gegenüber der Revolution seine Reformpläne zurück. Mit ihm gienq der Geist Englands. Greys Antrag zu einer Reform wurde mit einer Majorität von 202 Stimmen gegen 41 verworfen. Pitt sagte im Parlament: „Woher kommen heute die Petitionen um Reform? Von Freunden der britischen Verfassung? Nein! Sie kommen von den auf dem Lande zur Verbreitung jakobinischer Grundsätze gebildeten Vereinen, sie rühnen von vorgeschobenen, glühenden Bewunderern der französischen Revolution, von Nachahmern der National-Versammlung, von jenen Menschen, bei denen alle die Übel, welche diese Grundsätze hervorgerufen und all das Blut, das sie vergießen lassen, kein Mißtrauen in ihre Zuverlässigkeit einflößten. — Wir wollen in unserem Lande keinen Convent und keinen Umsturz unserer bürgerlichen und religiösen Einrichtungen.“

Saß
gegen
Pitt.

Macaulay
gegen
Pitt.

Krieg an
Holland.

Ver-
schöpfung.

Bitts
Er-
thum.

bewundernden Zuhörerkreis Jahr auf Jahr erklären hörte, daß die elende Republik erschöpft sei, daß ihr Credit dahin und ihr Papiergeld gerade so wertvoll sei als das Papier, aus dem es bestehe; als ob eine Regierung, die grundtätlich vom Raub lebte, Credit gebraucht hätte, als ob ein Alboin nicht ganz Italien in eine Wüste verwandeln konnte, ehe er eine fünfprocentige Anleihe zustande brächte, als ob Attilas Schatzkammer auf Bari gestanden hätten. Ein Mann, der die Natur dieses Streites so gründlich mißverstand, konnte diesen Kampf unmöglich mit Glück führen. So groß Pitts Fähigkeiten waren — das Militärwesen verwaltete er wie ein Schwächer. Er stand an der Spitze einer Nation, die einen Kampf auf Leben und Tod ausfocht, einer Nation, die sich durch alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, von denen die Vortrefflichkeit der Soldaten abhängt, im höchsten Grade auszeichnet. Die Hilfsquellen, die ihm zu Gebote standen, waren unerschöpflich. Das Parlament war im Bewilligen von Geld und Menschen noch eifriger als er im Fordern. In einer so dringenden Lage und mit solchen Mitteln würde ein Staatsmann wie Richelieu, Louvois, Chatham oder Wellesley in wenigen Monaten eines der schönsten Heere der Welt geschaffen und bald genug Generale entdeckt und angestellt haben, die des Oberbefehls über ein solches Heer würdig waren. Deutschland hätte durch ein zweites Blenheim gerettet, Flandern hätte durch ein zweites Ramillies wieder erobert werden können, durch ein zweites Poitiers ließen sich die royalistischen und katholischen Provinzen Frankreichs von einem verabschonten Joche befreien und bis zu den Thoren von Paris konnte Schrecken verbreitet werden. Thatsächlich stellten sich die Dinge so, daß die englische Armee unter Pitt nach einem achtjährigen Kriege, nach einem ungeheuren Blutvergießen, nach einer Verschwendung von Geld, welche die Kosten des amerikanischen Krieges, des siebenjährigen Krieges, des österreichischen, des spanischen Erbfolgekrieges zusammen weit übertraf, zum Gefächter für ganz Europa wurde. Sie konnte sich keiner einzigen glänzenden Waffenthat rühmen. Sie hatte sich auf dem Festlande nie gezeigt, als um geschlagen und gejagt zu werden, um gezwungen zu werden, sich wieder einzuschiffen oder die Waffen zu strecken.“

Stan-
hope für
Pitt.

Pitts Vertheidiger und Biograph, Stanhope, erwidert darauf: ein Staatsmann von Pitts Sinn für Recht und Ordnung konnte nicht einen Volkskrieg predigen, der mit vielem Unrecht und vielen Greueln verbunden gewesen wäre. Was er thun konnte, that er; wo der Feind eine Blöße bot, benutzte er sie; er war unermüdetlich, Bündnisse gegen Frankreich ins Leben zu rufen; seine Diplomaten schürten durch ganz Europa zum Kampf gegen Frankreich. Er war leider kein Soldat, und es fehlte England auch nach ihm an militärischen Talenten, bis der große Wellington erstand, der den Sieg an Englands Fahnen fesselte.¹⁾

¹⁾ Life of William Pitt by Earl Stanhope, II, p. 187—189. — Lord Grenville schrieb 1799: „What officer have we to oppose to our domestic and external enemies... Some old women in a red ribbon.“

Register.

- A.**
- D'Abancourt 199, 201.
„Abendessen zu Beaucaire“ 620.
Abendmahl, heil. 590.
Absehungfrage in der Legislative 16 f., 26.
Absolutismus 571.
Abtei 44, 84, 91, 139, 142, 150, 153, 155, 162, 164, 165, 175, 176, 191, 232, 275, 516, 583.
„Actes des Apôtres. les“ 169.
Acton 350.
Adel, englischer 221.
— französischer 37, 50, 92, 376.
— von Savoyen 342.
Adelaide, Madame 225.
Adresse an den König 15.
— an die Sectionen 28.
— der Achttausend 224, 237.
— der Zwanzigtausend 224, 237.
— für Lafayette 145.
— für Orleans 466.
— gegen den 20. Juni 145.
— gegen Roland 461.
D'Affry 49.
Afrika 596.
Agenten des Auslandes 587.
Ahorn, Bildhauer 72.
Aisne 291.
Ajaccio 596, 597, 599, 600 bis 603, 613, 617, 620, 624.
Akademie von Paris 75.
— von Billafcauca 581.
— zu Lyon 581, 607.
Alais 103.
Alata 614.
- Albite 91.
Albringen 290.
Alençon 144.
Alexandria 332.
Alexandre 2, 35.
„Allgemeine Zeitung“ 279.
Ambroger, National-Versammlung der 342.
Amier 202.
Altar des Vaterlandes 138.
— des Vaterlandes in Chambry 342.
Alte vom Berg, der 504.
Anar 482.
Amerika 111, 272, 584.
Ameikaner 309.
„L'ami des lois“ 517, 518, 529.
„Ami du Roi“ 516.
Amiens 106, 579, 580.
Annette-Gesetz 211.
Anacharsis Cloots, sieh Cloots.
„Anakreon der Guillotine“ 512.
Analyse 75.
Anaxagoras Chaumette 266.
Anderlecht 364.
Andernach 359.
Andrieux 230.
Andujar, Hauptmann 327.
Angers 277.
d'Anglure, Marquise 457.
Angoulême, Herzogin v. 390 f., 571.
„Annales patriotiques et littéraires“ 2.
Annonciation 368.
Anselme, General 334, 345, 346.
Anthonie 537.
Antoine 2, 35, 525.
Antonelle 107, 109.
Antwerpen 353, 359, 369, 370, 628, 632.
- Apollon 602.
Aragon 599.
Aranda 351.
Arbeiterfrage im Convent 392 f.
d'Arblay 107.
Archholz 117.
Ardenner 284.
Arena, Bartholomäus 347, 596, 610, 614—620.
Argentiere 346.
Argonnen 305, 311.
Argonner Wald 284, 315, 322, 351, 512.
„Ariel“, Fregatte 370.
Aristokraten 506, 511, 517, 587.
Aristokratie 373, 500, 543, 588.
Arles 160.
Armee und der 10. August 105, 106.
— fällt vom König ab 123.
— zuchilos 196.
— Lieferanten 358, 365, 370, 436, 581, 628.
Armonville 194.
Arvas 425.
Artois, Graf 33, 34, 92, 326, 331.
Aschaffenburg 324.
Assignaten 248, 345, 365, 366, 371, 375, 378, 499, 580, 588, 591, 627, 629, 634, 637, 638.
— falsche 165, 230.
„Attala“ 307.
Attentat vom 18. Fructidor 211.
Auckland 632.
Audoin 42, 279.
Aufschieß am 20. Juni 144, 343, 450, 616 f.
Ausruf an die Belgier 358, 368.

Aufstand vom 10. August, Ueber 1—5, 12 f., 24, 29, 35, 37 ff., 45, 72, 77, 84 f., 148, 200, 278, 280, 282, 310, 316, 343, 393, 397, 400 f., 404, 406, 408 f., 417, 419, 430, 443 f., 462, 497.
— vom 10. Aug., Opfer 37 f., 43 f., 50, 54, 57, 61 f., 64, 69 f., 82 f., 175, 177, 180, 380, 386, 427, 493, 521.
— vom 10. August, Zweck 1, 12, 19, 25, 66, 87, 91, 300, 392, 424, 543.
— vom 10. August, Folgen für den Clerus 102 ff., 195.
— vom 10. August, und die Armee 105 ff., 333 f.
— vom 10. August, im Prozeß des Königs 431, 436, 440 f., 444, 451, 475—477, 481, 493, 498, 502, 504, 508, 513.
— vom 10. August, u. Europa 511 f.
— vom 10. August, ein Blick für Napoleon 616 f.
„Aufstand eine heilige Pflicht“ 199.
Aufstands-Ausschuss 27.
Aufstandsrecht der Völker 274, 472.
Augsburg 324.
Ausflug nach Saint-Cloud 450.
Ausschuss, Aufstands- 27.
— Ausschreibungs- 204.
— Constitutions- 464.
— der Einundzwanzig 147, 149, 236, 401.
— der Föderierten 2.
— der Sechs 251.
— der Sectionen 45.
— der Zwölf 17, 77.
— des Einkaufs 365.
— diplomatischer 272, 347, 489.
— Empörung- 335.
— Finanz- 513.
— Gesetzgebungs- 429.
— für die Lebensmittel 422.
— Krieg- 372.
— Liquidations- 442.
— Militär 420, 421.
— österreichischer 4, 272.
— Revolutions- 36.
— Sicherheits- 171, 266 bis 268, 403, 407, 418, 428, 445, 460, 505, 521, 522, 580, 581, 583.

Ausschuss-, Sicherheits- in Genf 337.
— Überwachungs- 5, 132, 139, 144, 148, 150, 151, 172, 179, 191, 193, 195, 197, 204, 239, 257, 259, 266, 267, 268, 269, 273, 275, 426.
— Unterrichts- 159, 518.
— Untersuchung- 272.
— Verfassungs- 265, 513.
— Vertheidigungs- 149, 513, 522, 596, 636.
— Vertheidigungs-, von Verdun 287.
— Volkziehung- 151, 163, 549, 565.
— von vierundzwanzig Abgeordneten 267, 268, 428.
— Wehr- 146.
— Wohlfahrts- 337, 405.
— zur allg. Vertheidigung 626.
— zur Prüfung der königl. Papiere 441 f.
— vgl. Commission.
Ausschüsse, Überwachungs- 237.
Auswanderer 248, 448, 579.
Autzen 291.
Autun 195.
Auzerre 255, 426.
Auxonne 615.
Avignon 200, 594.
Azema, Michael 438.

B.

Bachmann, Oberst 37, 47, 70, 101.
Baille 30.
Baillly 81.
Balza 370, 371.
Balcal, Secretär 334, 545, 573, 589.
Banterott in Frankreich 629.
Banville, Theodor de 11.
Barante 537.
Barbacena 346.
Barbaroux am 10. August 5, 12, 29 f., 35, 37 f., 53, 61, — enttäuscht 81.
— gegen Robespierre und die Jakobiner 228 f., 253 f., 256, 398, 404, 413 f., 583.
— gegen die Commune 266 f., 394—396, 420, 587.
— im Prozeß des Königs 445, 487, 528, 544.
— „Kronprinz“ 444.
— Verschidenes von 340, 504, 595 f.

Barnave 94, 139, 197, 262.
Barrère 205, 227, 315, 363, 371, 395, 406, 413, 416, 421, 437, 442, 444, 448, 453, 457, 462, 464, 465, 505, 509, 511—513, 519, 523, 524, 535, 539, 542, 547, 548, 573, 575, 588.
Barrière 135.
Barrièren 529.
Barrot 533.
Bartholomäusknacht der Freiheit 415.
Basel 324.
Basile 176.
Basseville 594.
Bastia 616, 618, 620, 621, 623.
Bastille 3, 445.
Bastillefest 3, 4, 83.
Bast, Baron 565.
Baudin 110.
Bauern und der Convent 423.
Bauern-Aufstand 172.
Bault 191.
Bauffet, M. de 103.
Bayern 299.
Bayeux, Georges 195.
Bayonne 277.
Bayrisch = belgisches Tauschproject 299.
Bazire 66, 165, 199, 227, 230, 231, 245, 246, 267, 404, 418, 419, 458, 481, 482, 531, 583.
Bazoges 197.
Beaucourt 193, 194.
Beaujolais, Graf von 534.
Beaulieu 358, 360, 361, 362.
Beaumarçais 141.
Beaune 75.
Beaurepaire 287.
Beauvais 103, 161, 534.
Bébin 64.
Bécard 200, 201.
Beccaria 81.
Bechet 174.
Becker 9.
Bedford, Lord 118.
Beffroy 422.
Belgien 112, 221, 299, 302, 313, 331, 343, 351, 354, 358, 366, 369, 371, 372, 378, 513, 593, 627, 628, 632.
Belleville 349.
Benoitton 104.
Benoit le Duc 569.
Bentacole 280, 415, 487.
Bentham, Jeremy 78.
Benthoon 78.

Berg, der 205, 210, 261, 281, 395, 413, 414, 426, 462, 482, 488, 518, 521, 522, 524, 575, 576, 580.
Bergoing 532.
Berg-Jabern 344.
Berlin 290.
Bern 208, 335, 336, 338 bis 341, 631.
Bernard, Pierre 42, 564, 581.
Bernhardiner 173.
Bernuyer 420, 449, 467.
Berthamont 360.
Berthelot 161.
Berthier 179.
Berufung an das Volk 486, 489, 490, 492, 495, 501, 504, 505—508, 511, 514, 524, 527, 528, 539, 548, 573.
Berville 185.
Besancon 122, 123.
Beunnonville 286, 292, 319, 351, 354, 360, 361, 582.
Bicêtre 173, 174, 192.
Bignon, Schloß 197.
Biquet de Saint-Croix 53.
Billard-Barennes 139, 142, 143, 157, 189, 207, 211, 224, 247, 333, 528, 534.
Bingen 354.
Biron 123, 124, 322, 325, 333, 361, 420.
Biroteau 268, 492.
Bisch 122.
Blanc 63.
Blaser 58.
Blaze, Castille 11.
Blenheim 640.
„Blide in die Schweiz“ 323.
Blois 277.
Blutbad in Nancy 445.
Böckmann, Hofrath 119.
Böhmer, ein Zeichen jener Zeit 323, 325.
Böhlinger 603.
Boileau 255, 259, 321.
Boissieu, General 53.
Boismann, Doctor 118, 120, 121, 122, 188.
Bologna 220.
Bologne 277.
Bombay 79.
Bonaparte 599; *siehe* auch Buonaparte.
— als Capitän 617.
— Carlo 603.
— Elisa 600, 603, 617.
— Joseph 600, 603, 606, 614.
— Lucian 603.
— Gebrüder 620.

Bonaparte und Lafayette 122.
— von Florenz 600.
— von Treviso 600.
— Bonifacio 593, 616.
Bonn 359.
Bonnier 532.
Bonpart 599.
Bordeaux 259, 277, 505, 630.
Bos, Mafer 18.
Bouffet 103.
„Vote der Gleichheit“ 217.
Boucher, Alexandre, Volks-
— sänger 11.
— Weinändler 534, 630.
Bougon, Abbé 54.
Bouillé 46, 298, 428, 450, 474.
Bouillon, Abbé 102.
— Stadt 111.
Bourbon-Penthievre 175.
Bourbonen 122, 599.
— Verbannung aller 463, 465.
Bourbotte 426.
Bourdaloue 160.
Bourdon, Léonard 200, 228, 266.
— (Ludwig Franz) von der
— Dis: 13, 65, 228, 467.
Bourrienne 602, 603, 604 bis
606, 616.
Boyer-Foufrède 422, 524, 527,
532.
Boze, Hofmaier 504, 505.
Brabanter 309.
Brand der Schloßer 323.
Brauer, Staatsrath 118.
Braunschweig, Ferdinand von,
— in der Champagne 283,
285—297, 300, 302, 304,
310, 317, 595.
— sein Manifest 1, 24, 46, 412.
— sein zweites Manifest 304.
— „König von Frankreich“
236, 259, 274.
Braunseifen 121.
Bremen 203.
Bresson 537.
Brest 596.
Bretagne 174.
„Briefe an seine Wähler“, (von
— Robespierre) 265, 417.
— vom Berg“ 336.
— vom Land“ 336.
— eines reisenden Dänen“
324.
Briefgeheimnis 12, 15, 249.
Brienne 2.
— Kriegsschule zu 603.
Brissac, Herzog von 172, 199,
200 f., 384.
Brissot 4, 16, 17, 23, 28, 30,
68, 77, 96, 141, 147, 149,

199, 203, 213, 214, 217,
226, 243, 246, 251, 256,
257, 265, 269, 271, 272,
274, 275, 277, 278, 341,
347, 393, 405, 414, 417,
418, 426, 445, 502, 504,
509, 511, 513, 546, 571,
583, 587, 631, 632, 637,
638.
Brissotiner 261, 262, 263,
280, 465, 542.
Brogie, Joseph 123.
— Victor 110, 123.
Brouenne 235.
Broune, Graf 352.
Brügge 367.
Brüssel 185, 338, 357, 359,
360, 365, 368, 369, 371,
628.
Brutus 334, 463.
Buchej 203.
Buffon, Witwe 177.
„Bulletin du Tribunal cri-
— minel“ 101, 214.
Bund gegen Frankreich 126.
— zu Billnis 301, 445, 452,
474.
Bundesfest 1792, 143.
Bunel 532.
Buonaparte 211, 227, 599;
— *siehe* auch Bonaparte.
Bureau central de corre-
— spondance 40.
Bureau de Puzj 111.
Bureau des öffentlichen Geistes
265, 581.
— von Censoren 279.
„Bürgerfreund“ 228.
Bürgerkrieg 277, 310, 397,
445, 446, 487, 491, 496,
497, 498, 501, 509, 514,
528, 550, 576, 589, 620.
Bürgerrecht für berühmte Aus-
— länder 78.
Bürgerwehr von Paris 94,
173, 201, 235, 392, 395,
401, 421, 448, 468, 522,
562.
— am 10. August 47, 50, 51,
57.
— *siehe* Nationalgarde.
Burquid 195.
Burke 80, 118, 218, 221, 511,
621, 625, 639.
Buttafuoco 604, 610, 614.
Buzot 250, 252, 253, 268,
270, 306, 396, 398, 399,
405, 414, 420, 424, 443,
462, 463, 466, 488, 509,
522, 543, 581, 583, 589.
Buzotismus 280.

C.

- Cadolingisches Haus 600.
Caën 160, 195.
Caïar, Julius 599, 605.
Cafe 81.
Caffarelli-du-Salga 128.
Cagliari 350, 597.
"Ca ira!" 119.
Calahorra 221.
Calhoun 193.
Calonne 288.
Calvet 31.
Calvi 621, 623.
Cambacérés 456, 457, 524, 527, 532, 549.
Cambon in der Legislative 105, 128, 133, 135, 236.
— im Convent 245, 255, 261, 401, 421 f., 587.
— Finanzminister 210, 248, 306, 365, 372, 378, 392, 422 ff., 513, 586, 627 bis 629.
— beim Königsmord 526, 532.
— seine Brändrede 372 ff., 377.
Cambrai 273.
Canibréssis, Regiment 199.
Camille Desmoulins 139, 590; s. Desmoulins.
"Campagne in Frankreich" 287.
Campan 47, 50, 62, 89.
Canus 243, 370, 372, 396.
Canterbury 222.
Carcassonne 142.
Carlé 69.
Carlo Bonaparte 600.
Carmagnole 162, 523, 568.
Carnot 7, 122, 535, 590.
Carra, Jean Louis 2, 4, 36, 226, 302, 334, 440, 502, 513, 524, 527.
Carronville 52, 53.
— Platz 58, 100, 180.
Carton 194.
Catabianca 597, 620.
Cajenave 537, 543.
Caston 90.
Castaqne 174, 190.
Cassationshof 247.
Castillon 532.
Castries, Marschall von 76, 354, 371.
Catilina 410, 464, 496.
Catilinarier 5.
Cato 410, 492.
Cayenne 104, 222.
Cazotte 168, 169, 186.
Censur 279.
Centralbureau der Correspondenz 40 f.
Cerces 336.
Cers, Jude 358.
Cesari-Colonna 598.
Cestieny 123.
Ceyrat, Joachim 160, 162.
Chabot 2, 3, 90, 96, 102, 110, 159, 165, 199, 225, 227, 244, 252, 259, 273, 278, 279, 305, 333, 356, 395, 396, 404, 417, 422, 460, 581, 583.
Chalade, la 284, 285.
Chales 489.
Chalier 197.
Chalons 123, 283—286, 291, 292, 296, 303.
Chambery 334, 342, 344.
Chambon 265, 447, 477, 487, 518, 541.
Champagne 297.
Champagne-Bouilleuse 284.
Champfort 570.
Champion 4, 25, 48.
Chanay 145.
Chaneu 163.
"Chant de l'armée du Rhin" 7.
— du 9. Thermidor" 7.
Chanulley 183.
Chapron 31.
Chapt-Nastignac, Abbé 169.
Charenton 12.
Charlat 205.
Charlevoi 357.
Charleville 194, 195, 206, 273.
Chartres, Herzog von 272, 293, 361, 362.
— Stadt 224.
Chajot 289, 290, 292, 295, 305, 319, 321.
Chaffey 247, 248.
Chaffeler, Marquis de 115, 352.
Chatham 640.
Chateau 194.
Chateaubriand 205, 307.
Châteauneuf 339.
Châtelet 173, 191, 224, 228.
Chaudoire 226.
Chaumette 41, 216, 265, 277, 393, 396, 426, 447, 454, 462, 477, 518, 587, 588.
Chauvelin 632.
Chazal 537.
Chène-populeux, le 284, 291, 311.
Chenier, André 183.
— Marie Joseph 10, 26, 83, 182, 183, 227.
Cherbourg 438.
Chinard 348.
Choiseul 185, 322, 332, 604.
Choudieu 72, 98, 133.
Christina, Erzherzogin, (s. h.) Maria Christina.
"Chronik von Paris" 11, 217, 517, 590.
Cicero 410, 609.
"Circe der Brissotiner" 264.
Citoyens 338.
Civil-Constitution des Clerus 159, 221, 424.
Civilliste 18, 67, 92, 100, 267, 277, 428, 450, 453.
Clarsson 78.
Clarv, Fürst von 290.
Clavière 20, 88, 68, 94, 230, 272, 278, 338—340, 365, 417, 564.
Clayee 104.
Clement 101.
Clerfant 285, 305, 312, 357, 358, 360.
Clermont-Lomere 21, 69.
Clerus, der anglikanische 222.
— in Belgien 367.
— in Frankreich 556.
— vgl. Eidweigerer, Geistlichkeit und Priester.
Cléry 380—382, 385, 386, 383—390, 447, 448, 453, 455, 468, 477, 550—552, 557—563.
Cleve 359.
Clodius 410.
Clouats, Anacharis 78, 226, 231, 343, 418, 503, 527.
Club der Constitutionsfreunde 203.
— der Cordeliers 145, 160, 200.
— der Freunde der Schwarzen" 451.
Clubs in Genf 336.
Clubwesen in Frankreich 119.
Cobbet 80.
Coacade, dreifarbig 334, 594.
— weiße 517.
Cocarden 13.
Coffinhal 99.
Coimbra 221.
Collatinus 463, 464.
Collège de France 42.
— Louis le Grand 225.
Collenot d'Angremont, Louis David 100, 101.
Collot d'Herbois 29, 145, 182, 183, 189, 211, 224, 246, 250, 251, 273, 274, 317, 318, 415, 533, 587.
Colonien, englische 79.
— Untergang der französischen 445, 451, 499.
Colonna-Cesari 617.
Comité Central 629.
Comité de sûreté générale 626.
— de surveillance 85.
Commissaire der Commune 422.
Commission der Einundzwanzig 445.
— der Vierundzwanzig 267, 445.
— der Zwölf 445.
— vgl. Ausschuss.
Commune, neue, v. 10. August 65, 84 ff., 228, 269, 409, 462.
— gegen die königl. Familie 92—95, 385 ff., 390, 457, 517 ff., 551, 555.
— und Legislative 65, 85 ff., 95, 97, 103, 124, 127 bis 129, 132—139, 147, 149, 199, 202, 239 f.; vgl. Legislative.
→ und Septembermorde 130, 138 f., 142, 149, 151 f., 156—158, 163, 174, 176, 189, 193, 197, 199, 202, 229 f., 234, 236 f., 343, 402, 411, 530.
— und Gironde 237, 255 f., 264, 266 ff., 271, 275, 280, 521 f.; vgl. Gironde.
— und Convent 255, 266 ff., 395 ff., 401, 407, 421 f., 426, 455, 457 f., 460 f., 466, 500, 518, 529, 585 f.
— und Föderiertenlager 392 f.
— vom 2. December 462.
— beim Königsmord 564 bis 568.
— vgl. Gemeinderath.
Compagnie, indische 178.
Complot im Morbihan 146.
Compre (Campe) 78.
Conciergerie 173, 191, 208, 223, 238.
Condé 33, 326.
— Prinz 285, 323, 326.
— Kammern des 179.
Condé'sches Corps 307.
Condorcet 18, 28, 74, 92, 188, 208, 226, 243, 265, 407, 414, 513, 527, 538, 545.
Congrès in Mainz 326.
Constantinopel 332, 438.
Constitutions-Ausschuss 464.
Consulta in Corte 620.
Conti, Prinz 569.
"Contrat social" 336.
Convent, geplant 19.
— Wahlen für den 135, 138, 193, 223, 225, 228, 240.
— Parteien im 243, 261 ff., 264 f., 418, 577 f., 580 ff., 243—246, 304.
— erneuert alle Behörden 246 ff.
— als Richter des Königs 31, 217, 423, 426—512, 523 bis 549, 569, 573.
— im Bürgerkrieg 116.
— und Commune 139, 229, 255 f., 266 f., 269, 275, 394 f., 397, 406, 457, 518, 551, 584 f., 587 ff.
— u. Septembermörder 206 f., 211, 250 ff., 263, 273 f., 276.
— Streit im, über Dictatur 253 ff., 258—261, 398 f.
— und Dantoniez 302 f., 314, 618, 626.
— in Savoyen 334 ff., 342 bis 345.
— als Völkerbefreier 376 ff., 626 ff.
— in der Priesterfrage 424 ff., — gegen die Emigranten 306.
— und Montesquieu 334 f., 340 f.
— und die Schweiz 340 f.
— und Nizza 345 ff.
— und Belgien 369—375.
— und Kirchenstaat 594 ff.
— und Corsica 618 ff.
Convents-Commissäre 302 f.
Conventswoche 249, 251, 254, 262, 270, 393 ff., 405, 420, 421, 424, 522, 523.
Coppet 341.
Cordeliers 29, 30, 38, 45 f., 74, 407, 566.
Coren-Justier 502.
Cormeille 381, 609, 610.
Cornelius Nepos 609.
— Paw 73.
Corps der Tyrannemörder 227, 353.
Corsica 596, 597, 599, 600, 604, 608, 610—612, 617 bis 619, 621, 623.
Corsica's neue Verfassung 623.
Corte 600.
Cossé-Brissac, Herzog de 199; s. h.) Brissac.
Couches 195, 206.
Coulombeau 447, 454.
Complet 193.
Cour martiale 94.
"Courier de l'Europe" 272.
— des départements" 214.
Courville 423.
Couxin 42.
Coutard 122.
Couthon 115, 244, 261, 414, 483, 524, 528, 535, 541, 542.
Crawford 23.
"Creole, der" 279.
"Crimes des reines", von Brudhomme 216.
— des rois", von Brudhomme 216.
— des rois et des reines de France", von Lavicomterie 225.
Criminal-Gefängnis 475.
Croix-aux-Bois, la 284, 289, 296, 305, 312.
Cromwell 499.
Cultusfreiheit 560.
Curtius, Capitän 425.
Custine 123, 124, 322—325, 328—331, 353, 354, 359, 372, 420, 421.
Dampierre 361.
Danton am 10. August 1792 29, 37, 41, 45, 46, 65, 109.
— als Minister 68, 72, 73, 74 ff., 77, 91, 149, 168, 245, 264, 302.
— im Solde des Königs 23, 515.
— gegen Dictatur 253, 258, 282.
— in den Septembermorden 129, 139—142, 146 f., 149 f., 168, 197 f., 200, 202 f., 206, 213, 216, 263, 275, 278, 402, 435 f.
— Präsident der Jakobiner 271.
— u. Dantoniez 313, 316 f., 370 f.
— Königshasser 335, 423, 529 f., 533, 537, 580.
— über Religion 423.
— Verschiedenes über 247 f., 251, 265, 282, 333 f., 398 ff., 404—406, 523, 541, 582.
Danton's Commissäre 226, 237.
— die rothen Brüder 160.
Danzig 121.

Darmstadt 327.
 „Darstellung der Verbrechen
 Ludwig Capets“ 445.
 Daunay 135.
 Daunou 523, 535, 541.
 Dauphin 18, 39, 55, 67, 88,
 89, 382, 388, 389, 459,
 558, 563.
 Dauphiné 332.
 David, Maler 224, 348,
 534.
 „Débats“ 523.
 Debeffe 2.
 Declaration von Billnicg 310;
 siehe Billnicg.
 Defermont 448, 467, 468,
 482.
 Dessen, Wäldchen 361.
 Dejoly 32, 48, 50, 53, 248.
 Delahaye 526.
 Delcher 596.
 Delesjart 199, 201, 384, 474.
 Delesjé 532.
 Delorme 205.
 Demagogen 405, 518.
 Demagogie 5.
 Demokratie 509.
 „Denkwürdigkeiten“ der Ma-
 dame Roland 231.
 — von Dumouriez 114, 362.
 — von Louvet 414.
 — von Weber 178.
 — vgl. Memoiren.
 Denone 352.
 „Departementsbote“ 214.
 Deputation der Halle 133.
 Deputationen gegen Septem-
 bernörder 211.
 Deputierte, Unabsehbarkeit der
 446.
 Dejacy 578.
 Dejatz 110.
 Default 70.
 Desbois 32.
 Desjéze 457, 459, 468, 473,
 475, 476, 480, 485, 494,
 523, 538.
 Desjieu, François 279, 630.
 Desjiers 279.
 Desmoulin, Camille 45, 100,
 139, 141, 142, 213, 216,
 225, 266, 442, 465, 527,
 534, 590.
 Desorganisateurs 273, 277.
 Desorgues 10.
 Desouffreux 108.
 Destourelles 384, 385.
 Desvieux 100.
 Deutschland 221, 640.
 Deuzj 32.
 Dey von Algier 425.

Dictatur 19, 29, 212, 213,
 227, 228, 245, 252, 254,
 256, 258, 259—261, 275.
 Dieppe 176.
 Diesbach, Hubert 70.
 „Dies irae“ 64.
 Dietrich, Bürgermeister 6, 7,
 8, 106.
 Digne, franzöf. Consul 594.
 Dillon, Arthur 113, 114, 115,
 283, 285, 291, 301, 305,
 354, 590.
 Diodor 607.
 „Diogenes von Paris“ 209.
 Diplomatischer Ausschufs 272,
 347, 489.
 Directorium 222, 227.
 — der Föderierten 42.
 Dothent 100.
 Dotzritter 3, 452.
 Douairou 606.
 Domingo 200.
 Dombach von Mainz 324.
 Doppet, Anton, Oberst 344.
 Dorat-Cubières 459.
 „Vorzeitung“ 73.
 Dornac, Generalleuten. 341
 Doffowille 101.
 Douay 256, 351.
 Drouet, General 361.
 — Postmeister 194.
 — Bruder des Postmeisters
 514.
 Dubail 99, 200, 398.
 Dubarry 172.
 Dubayet 33.
 Dubois-Crance 341, 529, 626.
 — Dubais 526.
 Dubouchage 48, 53, 60, 224.
 Dubouquet, General 291.
 Dubusc 526.
 Duchastel 537.
 Ducos 259, 274, 440, 505,
 527, 532.
 Ducoz 32.
 Düsseldorf 324.
 Duffort 148, 149, 193.
 Dufriehe-Balazé 573.
 Dubamel 14, 152.
 Duhem 481, 482, 581.
 Dulau, Erzbischof von Arles
 160.
 Duleau, Sidweigerer 103.
 Duller 64.
 Dumolard 31.
 Dumont, Etienne 79, 338.
 Dumouriez beim Heere 115,
 283, 301, 318 f.
 — und Lafayette 112—114,
 116, 271, 518.
 — im Argonnenwalde 124.

282 f., 285 ff., 289 ff., 292
 bis 298, 300—304, 322,
 351 f., 617.
 Dumouriez, sein Rückzug 291 f.
 — Minister des Äußeren 225,
 332.
 — und Marat 317—321,
 357, 363, 371.
 — und Jacobiner 113, 316
 bis 321, 363; vgl. Jabo-
 biner.
 — und der Convent 305, 313 ff.
 — sein Feldzug gegen Belgien
 353—362, 364—372, 378,
 627—629, 632.
 — seine Proclamation 378.
 — gegen die Conventswache
 393.
 — im Prozeß des Königs 432,
 473, 486, 512—515, 532,
 550, 552, 569, 574.
 — und die Gironde 512 f.
 — Schilderhebung des 618.
 — gegen Kriegserklärung 631.
 — seine Memoiren 18, 311 f.
 Dundas, David 621.
 Dornac, Generalleuten. 341
 Dupain 533.
 Duplain 193.
 Duplantier 532.
 Duplay, Frau 35.
 Dupont, Adrien 197, 198.
 Dupuis 227.
 Durfer, Hauptmann 58, 61.
 Durojoy 101, 169.
 Durole, Section 135.
 Du Roveray 337, 338.
 Duffault 86, 165, 166, 230,
 231, 534, 548.
 Duval-Deftain 230.

G.

Gherolles, Alexandrine des
 578.
 Gellente, am 10. August 37.
 Edgeworth de Firmont, Abbé
 553, 554, 557, 559, 560
 bis 562, 565, 567, 568.
 Gdiot vom 10. Februar 337.
 Gdinburg 79.
 Ggalste 226, 463, 465, 466,
 526, 548.
 D'Églantine, Fabre 142, 281;
 vgl. Fabre d'Églantine.
 Ehrenbreitstein 328.
 Ehrenlegion, Orden der 8.
 Eid vom 10. August 66.
 Eidweigerer 102, 105, 194 f.,
 421, 554.
 Eigenthum 245.
 Eifemeyer 325, 326, 327.

Einkammer-System 397.
 Eimundzwanzig, Commission
 der 445.
 — Ausschufs der 147, 149,
 236.
 Elisa Bonaparte 600, 603,
 617.
 Elisabeth, Madame 23, 24,
 39, 45, 47, 49, 51, 53,
 87, 88, 94, 178, 381,
 382, 383, 387, 388, 389,
 455, 554, 557 f.
 Elliot, Gilbert 623 f.
 Elsaß 32.
 Elytische Fesler 14.
 Emigranten in Deutschland 89,
 92, 104, 111, 116, 169,
 171, 286, 289, 291, 296,
 300, 301, 305, 306, 307,
 309 f., 315, 319—323,
 326, 329, 331, 351, 421,
 450, 510, 638.
 — in England 120, 460.
 — in Italien 332.
 Emigrantengüter 186, 627,
 629.
 „Emil“ 326.
 Empörung-Ausschufs gegen
 alle Könige 335.
 Encyclopädie 456.
 Encyclopädisten 81.
 Enfant, Abbé 169.
 England 126, 178, 184, 210,
 221, 489, 498, 502, 511,
 546, 547, 576, 584, 593,
 612, 620, 621, 631, 632,
 634—636; vgl. Georg III.
 Euguerand 493.
 En queue 592.
 Entschädigungsfrage 301.
 Epernay 284, 296.
 Erbach 322.
 Erskine 80, 633.
 Erthal, Karl von 326.
 Escudier 618.
 Esproncent 15.
 Essen 300.
 „Ester“ v. Lucien Grijons 12.
 Etampes 212.
 Eubisten 160.
 — Congregation der 47.

F.

Fabre d'Églantine 139, 141,
 142, 212, 213, 216, 224,
 250, 252, 251, 313, 356,
 41, 532, 534, 580.
 Famaris 113.
 Fanchet 102, 135, 195, 230,
 251, 434, 526.

Faure 439, 488.
 Fausse-Bendry, Marquise 163,
 186.
 Fayan 422, 466.
 Feldzug in die Champagne
 282 ff., 303 ff.
 Fénelon 103.
 Fécaud 205.
 Ferdinand III. von Toscana
 350.
 — Erzherzog 81.
 Fernig, zwei Schwestern 113.
 Ferrand 361, 422.
 Ferrara 220.
 Ferrières 571, 572.
 Fesch, Franz 601.
 — Joseph 601.
 Fest der Befreiung Savoyens
 343.
 Festungen, belgische 300.
 — Frankreichs 252.
 Fetsis, de 11.
 Fendalwesen 370 f.
 Fenillans 84, 178, 401, 417,
 477, 496, 513.
 — Terrasse der 2, 32.
 Félangier 607.
 Filles-Saint-Thomas 14, 47,
 51, 178, 179, 183.
 Finanz-Ausschufs 513.
 Finistère, Col von 346.
 Finistère, Section 174.
 Firmont, Herr von 560.
 Fischweiber 179.
 Fiscus 374, 377.
 Fij-Patrik, General 118.
 Fivé, Vorstadt 352.
 Flandern 114, 358, 640.
 Fleury, Mademoiselle 519, 520.
 Florenz 203, 603.
 Flothe, Cajetan de 594.
 — französische 445, 572.
 Fluchpläne des Königs 21,
 23, 34, 100.
 Flucht nach Barennes 117,
 450, 452, 525.
 Flugschriften 264.
 Focquedey (Focdey) 256, 493.
 Föderalismus 261, 421, 503,
 528 f.
 Föderierte am 10. August 57,
 179, 420.
 — und die Septembermorde
 404, 411, 504.
 — unter Dumouriez 318 f.,
 392 f.
 Föderiertenlager in Paris 1 ff.,
 33 f., 72, 83, 85, 392,
 395, 405—407, 419, 421,
 424, 513, 522, 530, 576,
 585.

G.

Föderativ-Regiment 252, 501.
 — „Républik“ 262.
 Fontainebleau, Militärjchule
 zu 606.
 Forges-les-Baux 197, 576.
 Fougues, des 148.
 Foutier, Georg 324, 328.
 Foulon 179.
 Fouchier-Tinville 100, 128.
 Fournier der Amerikaner 2 f.,
 12 f., 35, 63, 200 ff., 205,
 211, 398, 529.
 Foy 118, 218, 516, 633, 639.
 François de Neufchâteau 53,
 230, 240.
 Frankenthal 525.
 Frankfurt am Main 322, 324,
 328, 353.
 — an der Oder 208.
 Frankfurter Zeitungen 329.
 Frankreich und Preußen 300,
 301.
 Franz I., Kaiser 600.
 — II., Kaiser 122, 326, 595,
 637.
 Frauen in den Septembertagen
 157.
 Frauenkloster, Verkauf der 24.
 Freiburg in der Schweiz 220.
 Freiheit 91.
 — der Presse 517.
 — und Gleichheit“ 66, 67,
 104, 159, 275, 342, 376,
 417.
 Freiheit-Statue 83.
 Freiheitsbaum 517.
 Fréron 30, 46, 534.
 — Stanislaus 225.
 Frieden, Westfälischer 369.
 Friedrichs II. Schule 296.
 Friedrich Wilhelm II. 116,
 120, 292, 296 f., 288, 298,
 302, 303, 308, 312, 326,
 595, 635.
 Frisi 81.
 Fritzen-Durvey 160.
 Frohden 516.
 Fucechio, Graf von 600.
 „Fürsprecher der Laterne“ 225.

Gaffori 611.
 Gagnères 160.
 Gaillon, Schloss 22.
 Galbaid 233, 285.
 Gallerien in der National-
 Versammlung 2, 31, 32,
 80, 89, 90, 156, 179, 243,
 259, 281, 404, 407, 408,
 411, 418, 442, 444, 449,

454, 458, 462, 465, 467,
468, 485, 487, 523, 540.
Galerien in d. Nat.-Versamm-
lung in Chambery 342.
Gallistot aus Langres 2.
Gamain 441, 442.
Gambetta 603.
Garat 333, 399, 515, 552 f.,
554, 557, 587.
Garde Française 36.
Garde-meuble 133.
Garand 532.
Garin 35.
Garnier 281, 415, 421.
Garreaux 537.
„Gartenlaube“ 11.
Gasparin 123, 504, 505.
Gaston 95.
Gautier 171.
„Gazette de Paris“ 101.
Gefangene von Orleans 204,
384, 418.
Gefängniswesen 516.
Gegenrevolution 452.
Geigen-Alexander 11.
Geistliche 580; vgl. Eidwei-
gerer und Clerus.
— im Convent 228.
Geistlichen, Heiraten der 425.
Geistlichkeit in Belgien 368,
378.
Geld, vergraben 580.
Geldmangel 591, 628.
„Gemälde von Paris“ 227.
Gemeinberath am 10. August
12, 37, 42, 44, 47, 53,
65 f., 72, 77.
— in den Sept.-Morden 214.
— gegen den König 563.
— vgl. Commune.
Gendarmerie am 10. August 61.
Generaßtaaten 636.
Genevois 440.
Genf 81, 220, 335, 337, 338,
340.
Genonné 18, 66, 78, 199,
265, 271, 274, 394, 396,
405, 503, 504, 505, 509,
513, 514, 521, 522, 527,
532, 548.
Gent 367, 628.
Genoa 332, 350, 596, 611,
623, 624.
Georg III, 221, 623, 625, 638.
— III., seine Thronrede 636.
Gerberet 51.
Gerechtigkeit der Revolution
589.
Gerichtsordnung in der Re-
volution 95 ff., 100, 125,
150 ff., 161, 164, 252.

Gerß, Departement 531.
Gertoux 440.
„Geschichte Corficas“, von
Napoleon 610.
— „Englands“, von Macin-
toffy 79—80.
Geschworenengericht 426.
„Geschwast der Freunde der
Schwarzen“ 272.
— der Freunde der Ver-
fassung“ 251.
— z. Belehrung d. Volkes 354.
Gesellschafts-Vertrag 245, 336,
421, 431.
Gesetzgebungs-Ausschuß 429.
Gesetz der Verdächtigen 227.
Getreidemucher 422, 584.
Giacominetta 603.
Gießen 328.
Gileers (Schiller) 78.
Gipschule 75.
Girardin 28, 32.
Girault 160.
Girey-Dupré 134, 135, 217,
271.
Gironde, Departement der
531, 532.
Girondisten-Ministerium 15,
20, 23, 73, 77, 114, 265,
313, 331, 354 bis 357,
365, 616.
— am 20. Juni 17.
— am 10. August 15, 19, 34,
67, 77, 278 f., 280.
— angeklagt 147, 232, 504 f.
— Conventionsmajorität 80, 96,
243, 247, 264, 281, 317,
187, 261 f., 357, 396, 414,
446, 502, 506, 512—518.
— gegen die Septembermorde
205, 208, 210, 215, 237,
251, 274, 276, 280, 404,
412, 418 f.
— für Conventswache 249,
270, 393 f., 405 f., 420,
424.
— und Pariser (Commune)
224, 237, 266, 275, 543,
393, 395; vgl. Commune.
— im Jakobinerclub 251,
270 f., 279; vgl. Jakobiner.
— die Häupter der 272, 274.
— im Prozeß des Königs 278,
426 f., 443, 460, 462, 484
bis 487, 492, 495, 523 f.,
527, 532, 548, 575 f.
— für Verbannung der Dr-
leaus 462 ff.
— im Verfall 578, 580 ff.,
620, 630.

Girondismus 280.
Giroust 526.
Girtanner 295, 523.
Gisors 197.
Givet 351.
Glasbläser, adelige 285.
Glockeneinschmelzung 103, 127.
Gobeaux 563.
Goboy, Mamel 351.
Goethe 237, 293, 294, 297,
307, 608.
Göttingen 119, 326.
Goquelas 562.
Gohier 428.
Gouchon 394.
Gorani 78, 79 f., 521.
Gorjas 2, 215, 227, 321, 466,
527, 573.
Goffin 288.
Goffin 353, 370.
Goupilleau 529.
Gouvon Saint-Cyr 294.
Graechus, Tiberius 497.
Grammont, Schauspieler 63.
Grand-pré 234, 285, 289,
290, 311, 312.
Grande disette 592.
Grange-neuve 26, 93, 135, 207,
404, 460, 532.
Granier de Cassagnac 154.
Granville, Lord 587.
Gravilliers, Section 28, 494,
521, 530.
Grégoire 241, 246, 344, 345,
437, 632.
Gregorovius 600.
Grenadiere von Gilles Saint-
Thomas 58.
Grénoible 196.
Grèveplatz 189, 235.
Grey 118, 516.
Griechenlands Unabhängigkeit
79.
Grisons, Lucien 12.
Großhändler 588.
Grouvelle, Secretär 73, 552.
Grußon 353.
Guadet 15, 18, 59, 60, 65,
67, 78, 134, 146, 236,
269, 271, 274, 394, 393,
438, 443, 446, 491, 504,
505, 523, 524, 529, 532,
539, 548.
Guatemala 289.
Gubulafirche 370.
Guérin 89, 194.
Guerneur 143.
Guernsey 221.
Güter des Clerus 322; vgl.
Kirchenvermögen.
Guffroy 545.

Guicher, Lieutenant 181.
Guido, Cardinal 600.
Guillaume, Professor in Caen
2, 457.
Guillon, Abbé 103, 581.
Guillotine 100, 180.
— von Mahagoniholz 215.
Guirault 230, 231.
Guitar 493.
Guzman, André Marie 630.
Guyer, Claude 191.
Gymnich 326.

G.

Gaag 370, 632.
Habitanten 335, 336.
Halle 208.
Ham 116.
Hamburg 117, 208.
Hamburger Zeitung 207.
Hamilton 78, 79, 622.
Hamma, Orgelspieler 11.
Hampden 492.
Handelsvertrag von 1786
635, 636.
Hansestädte 208.
Harnand 532.
Harnoncourt, Graf 111.
Harville 357, 360.
Hassenrath 358, 630.
Hastings, Lord 639.
Hausdurchsuchungen 129, 181,
215, 579, 580, 583.
Hausmann 525.
Haute-Loire 533.
Hautes-Pyrénées, Departement
535.
Havre 184, 438.
Hindostan 635.
Hébert, Franz, der Weicht-
vater Ludwigs XVI. 47,
160.
— Jacques René 42, 139,
144, 176, 334, 462, 563,
570.
Hef 133.
Heinrich IV. 91, 92, 299, 533,
565, 599.
— Prinz 120.
Helena, Insel 64, 598.
Henutte 442.
Hérault de Séchelles 95, 98,
153, 228, 344, 413.
— Departement 532.
Herbert, Gouverneur 622.
Hercules-Volk 217.
Herodot 607.
Héron von der Bretagne 12,
13.
D'Herbilly 37, 48, 50, 60.

Hessen 305, 306, 327, 328,
353.
Hessen, Landgraf von 438.
— Rheinfeld = Rothenburg,
Karl von 196.
Heymann 298.
Hoff 121.
Hofmann, Arzt 119.
— in Mainz, Professor 324.
Hohenlohe, Fürst von 291.
Holländer 309.
Holland 547, 584, 593, 631,
633—635, 638.
— Lord 118.
Holzmann, Kapellmeister 11.
Honduras 622.
Hood, Lord 621, 623.
Hobson, Madame 76.
Hôtel-Dieu 70, 86.
Houehard, Oberst 123 f., 325,
326, 328, 329.
Hua 5.
Hüttingen 123, 194.
Hué 380.
Huet 457.
Huger 118, 121, 122.
Hugo, der große Graf 600.
Huguenin 42, 43, 65, 138,
147, 343.
F' Guillier 176.
Humanität 49.
Hydraulik 75.
Hymne auf die Freiheit 10.

J.

Jacobins vivants, Diction-
naires des 216.
Jagdrecht 376.
Jakob II. 221.
Jakobi 208 f.
Jakobiner am 10. August 1 ff.,
14, 41, 54, 56, 84, 100,
106 f., 280, 409.
— September-Mörder 145,
168, 178—180, 187, 195
bis 197, 205—207, 215,
251 f., 280, 404, 415,
420, 497, 530, 540, 566.
— und Girondisten 16, 205
bis 208, 224, 232, 261,
264, 266, 270 f., 275 ff.,
331, 355, 399, 407, 414 ff.,
465, 487, 504, 513, 575,
580 ff., 639; vgl. Giron-
disten.
— bei den Conventswahlen
223 f., 226, 228.
— und die Commune 124,
237, 266, 280, 409; vgl.
Commune.

Jacobiner im Convent 261.
— und Dumouriez 112—115,
312, 316 f., 321, 356 f.,
359, 364, 369, 574, 629 f.;
vgl. Dumouriez.
— in Prozeß des Königs 92,
379, 424, 427—429, 435,
437 ff., 442, 444, 450,
467, 484, 486 f., 493, 504,
512 ff., 518, 528, 530,
540, 566, 579.
— gegen Conventswache 270,
405 f., 420 f., 523.
— am Rhein 324.
— in Belgien 367, 369, 371,
374.
— in Chambery 342.
— in England 633.
— in Savoyen 331 ff.
— und Napoleon 620.
Jakobiner-Rundschreiben 277.
Jarbin-des-Plantes 590.
— des-Plantes, Section 103.
Jaucourt 188.
Jean Débray 68, 227, 353,
363, 531, 595.
Jemappes, Schlacht bei 207,
360, 361 f., 512, 635.
Jérôme Bonaparte 600.
— König von Westfalen 601.
Jersley 221.
Jffland 323.
Jle-et-Willaine, Departement
532.
Jlluminaten 324.
Jndre, Departement de 106
533.
Jndre-et-Loire 533.
Jury 32.
Jugraud 581.
Jnquisition 343.
Johnson 621.
Jolivet 82.
Joseph II., Kaiser 290, 360,
367, 368, 633, 634.
— Bonaparte. König von
Spanien 600, 601, 607,
609.
Joumneau 207.
Jourdan, Aimé, der Köpf-
abschneider 154, 162, 166,
200, 204, 529.
Jourdeuil 193.
„Journal de la République“
198.
„Journal du Soir“ 385.
Journalisten-Gesetze 273 f.
Journiac 163, 169, 170, 172.
Joyeuse Entrée 368.
Jrland 338, 635—637.
Jallettes 234, 285, 291, 297.

Isnard 25, 33, 68, 110, 206, 280, 281, 527.
Italien 220, 351, 593, 596, 631.
Jucherau, Oberst 196.
Judas-Bétion 45.
Juden 594.
Julia, Gens 599.
Julie Talma 320.
Julien II, 146, 482, 524.
Julienne 168.
Julius Cäsar 599, 605.
Jung, Arthur 605.
„Juvénal“ 166.

J.

Janone, silberne 133, 135.
Karl I. von England 93, 388, 463, 477, 499, 502, 551, 637.
— IV. von Spanien 351, 488, 489.
— Erzherzog 115.
— Emanuel III. von Savoyen 331.
Karlsschule 208.
Karmeliter 143, 156, 159, 163.
Karmeliterkirche in Paris 103.
— Kloster in Paris 47.
Karoline Bonaparte 600.
— Königin von Neapel, (s. h) Maria Karolina.
Karrer, Hauptmann 37.
Kasten, bevorrechtete 372, 375.
Katharina II. 290, 299, 637.
Kauzig, Kanzler 116.
Kellermann 123, 124, 283, 286, 291—293, 295—297, 301, 312, 315, 322, 331, 333, 354, 359, 420.
Kensington 120.
Keraglio, Madame 435.
Kerner, Johann Georg 207 f.
— Justinus 208.
Kervaint 32, 107, 109, 224, 225, 228, 250, 321, 393, 397, 432, 433, 505, 519, 522, 537, 540, 582.
Kienlin 2.
Kirche in Frankreich 556.
Kirchengut in Savoyen 345.
Kirchenvermögen in Frankreich 103, 369, 377, 591, 627.
Klöster 136.
Klopp, Dnno 80.
Kloppfod 78.
Klosterfrauen 24, 220.
Koblentz 16, 324, 328, 354, 359, 465.

Köln, Erzbischof von 26.
Konnenten 599.
Konanama 222.
Königs, Brüder des 511.
— Einrichtung des 217, 225.
Königsmord, Urtheile über den 573.
Königsmordes, Folgen des 577 ff.
Königthum in Frankreich 1 ff., 52, 64, 86, 226, 236, 242, 244, 246, 293, 304, 335, 342, 344, 384, 429, 434, 436, 440, 443, 472, 484, 497, 502, 509, 519, 547.
Konstanz 338.
Kornjuden 584.
Kosciuszko 78.
Krieg, der amerikanische 322, 635.
— der ersten Coalition 126, 185, 281 ff., 498, 547, 576, 584, 593, 631, 638.
— Englands mit Frankreich 626 ff.
— im Spätjahre 1792 282 ff.
Kriegs-Ausschuß 372.
Kriegsgesetz 3.
Kriegsministerium 582.
Kriegsrecht 433.
Krim 290.
Kronschah 133, 135, 212, 214, 256.
Kunrad von Ledig 600.
Kunstdenkmäler in der Revolution 91.

K.

Labourdonnaye 353, 359, 367.
Lacrouche 152, 153.
Lacaze 532.
Lachsnahe 43, 48, 175, 179, 180.
Lacombe = Saint-Michel 123, 596, 621.
Lacretelle 31, 414.
Lacroix 34, 90, 137, 197, 213, 259, 268 f., 334, 370, 371, 401, 405, 420, 424, 515, 529, 541.
Lävinfanone 240.
Lätitia Ramolini 600, 601.
Lafayette und Ludwig XVI. 17 f., 24 f., 31—33, 45, 95, 442, 474, 612.
— von den Jakobinern gehast 29, 43, 208, 224, 259 f., 314, 316, 322, 333, 340, 409, 442.

Lafayette gegen den 10. August 95, 102, 106, 107, 108, 110, 113.
— und Dumouriez 112 ff., 371, 513.
— geächtet 15, 111, 596.
— seine Flucht 111 f., 282.
— als Gefangener 115 f., 120 f.
— seine Empörung 311.
Lafotte 350.
Lafon 526.
Lafont-Ladabat 158, 159.
La Force 164, 165, 175, 176, 178, 179, 187, 191, 235.
Lager vor Paris 127, 392, 393, 406; vgl. Föderierte.
Lagrange 75.
Lagrevolle 33.
Laignelot 225, 534.
Lajard, Kriegsminister 616.
Lakanal 537.
Lalande 526.
Lally-Tolendal 117, 118, 188, 453, 516.
Lamarque 59, 569, 581, 585.
Lamartine 5, 8, 87, 206, 463, 548, 566.
Lamballe, Prinzessin 50, 53, 88, 94, 175 f., 189, 205, 229, 382 f., 390, 412, 418.
Lameth, Alexander 111, 262.
Lamotte, Gut 23.
Lamourette 102.
Landra 322, 323, 354.
„Landbote“ 215, 321.
Lanfrey 621.
Langwerth von Simmern 304.
Lanjuinais 207, 247, 250, 393, 414, 481—483, 505, 527, 530—532, 541, 585, 587.
Lanthenas 271, 414.
La Peyrouse 572.
Laporte 100, 441, 445.
Larveville 227, 541.
Larivière, Etienne 199, 333, 526.
La Rochefoucauld 103, 160, 174, 197.
La Roche-Guyon, Herzog 197.
Lafourc 90, 104, 112, 243, 245, 252, 269, 363, 393, 404, 419, 545.
Latour-Tréville 597.
Latour-Maubourg 111.
Lauhay, Joseph de 267.
Lavent 152, 194.
Laujanne 11.
Lauterburg 123.
Lauth 639.

Lauzun 123.
Lavau 99, 101.
Lavergue 127, 128.
Lavicomterie 225, 534.
Laya 517, 518.
Lazaristen 103.
Lazarus-Büden 342.
Lazuski 2, 200.
Lazzaroni 350.
Lebas 530.
Lebensmittelfrage 419, 421 f., 534.
Lebon, Joseph 425.
Lebrun 10, 76, 126, 127, 333, 353, 460, 488, 552, 632, 637.
Leccarpentier 529, 541.
Leclerc 143, 149, 387.
Leconte-Buytravaux 33, 353.
Lejort 439.
Lefranc 160.
Legendre 263, 406, 424, 448, 483, 487, 530, 534, 542, 581.
Legion von Tyrannenmördern 227, 353.
Legislative und der 10. August 2, 4, 13, 14, 24, 43, 48, 51, 53, 54, 56, 64, 83.
— terrorifiziert 31.
— beim Sturz des Königthums 87 ff., 93, 110 ff., 508.
— und Commune 85, 94 ff., 93, 103, 124, 127, 128, 132, 134—138, 147, 401; vgl. Commune.
— in den Septembertagen 165, 199 ff., 230 ff.
— und Convent 228—241, 243, 280.
— Verschiedenes von der 332, 347, 388, 400, 496, 618.
Leguë 160.
Lehardy 527, 589.
Lehensrechte 376.
Lebenswesen 373.
Leibenschaft 450, 475.
Leibwache des Königs 165, 249.
Lejeune 589.
Lesosne 59.
Lefant 102, 148, 193.
Leo, Heinrich 602.
Leopold II., Kaiser 635.
Leopold 603.
Lepelletier Saint-Fargeau 405, 574, 575, 580.
Lequinto 230, 423, 487.
Lesage 573.
Lesaire 178.

Lespinasse, René de 578.
Lefourneur 421.
Lettres de cachet 125.
Levante 596.
Leveneur, General 109.
„Liaisons dangereuses, les“ 226.
Liamone 601.
Liancourt, Herzog von 22 f., 37.
Lilvi 606, 608, 610.
Lidon 422.
Liederwesen 378.
Lichtenstein, Fürstin 290.
Ligne, Fürst von 289, 290, 296.
Ligue sainte du salut publique 281.
Liguier 346.
Lille 194, 351, 358.
Limburg 369.
Lindet, Robert 445.
— Thomas 425.
Liquidations-Ausschuß 442.
Lissabon 488.
„Literary Found“ 80.
— Society 79.
Livins, Titus 609.
Livorno 221.
Lobowitz 414.
Loben 369.
Loiseau 100.
Lombard 297.
Lombarden 348.
Lombarden, Stadtviertel der 319.
Lombards, Section des 132.
Lomont 526.
London 184, 221, 257, 511, 516, 556, 576, 610, 625.
Longuyon 232.
Longwy 127, 129, 282, 301, 302, 306, 311, 416, 451, 452.
Lonsjumeau 200.
Loriet 277.
Loth, Arthur 12.
Lotbringen 284.
Louis Blanc 141, 167, 186.
Louis XV. Platz 3.
— Philippe, König 293, 361.
Louisiana 79.
Loudet 45, 46, 271, 277, 334, 398—400, 402—404, 411, 413, 414, 418, 419, 463, 465, 467, 527, 585, 587.
Louvain 640.
Louve 64, 73, 75, 84.
Louzère 533.
Lubin 384.
Lucchesini 303, 304.

Lucian Bonaparte, Archidiaconus zu Ajaccio 600, 602, 607, 614, 618.
Lucille 45, 46.
Luchner 10, 106, 110, 112 bis 114, 123, 127, 283, 284.
Ludolph, Wilhelm 350.
Ludwig der Heilige (IX.) 516.
„Ludwigs des Heiligen Leben“ 143.
Ludwigs XIII. von Frankreich Bildsäulen 91.
— XIV. Standbild 86, 91, 94.
Ludwig XIV. 133, 339, 429, 529, 599.
— XV. 104, 569.
— XV., seine Statue 61, 91.
„Ludwig der Verräther“ 91.
Ludwig XVI., verhaftet 1, 17, 27, 28, 91, 97, 102, 165, 274.
— schwach 21, 23.
— am 10. August 36, 37, 45 f., 49, 52, 55, 57, 59 bis 61, 66, 71, 82, 84, 136, 165, 208.
— in der Schreiberloge 87 ff.
— im Temple 94, 215, 330 ff.
— und die Armee 115, 286.
— und der Coalitionskrieg 286, 296, 298—302, 304, 332, 351, 632.
— seine Brüder 272, 288, 331.
— seine Verurtheilung 278.
— sein Prozeß 379 ff., 423, 429 ff., 435—438, 441 bis 444, 453, 486, 488, 492, 495, 502, 504, 525 ff., 543 f.
— vor dem Convent 446, 449 ff.
— sein Testament 477—480.
— seine Leistungen 515 f.
— seine letzten Stunden 549 f., 560.
— sein Abschied von der Familie 557.
— sein Todesgang 564 ff.
— seine Einrichtung 80, 564 ff., 636.
— Capet 387, 439, 484, 548.
— als Schloffer 441 ff.
— und Paoli 612.
— Verschiedenes von 106, 196, 199, 224, 234, 236, 317, 326, 388, 406, 572, 574, 578.
— XVII. 502.

Ludwig XVIII. 562.
— XVIII., Brief von 450.
— Bonaparte, König von Holland 600, 601.
Ludwigsburg 208.
Ludwigskreuz 172, 316.
Lübbeck 208.
Lütlich 306, 359, 371.
Lütlicher 309.
Lullier 100.
Lune, Höhen von la 292, 305.
Luxembourg, Section 103.
— Viertel 149.
Luxemburg 305, 357.
— Citadelle von 116.
— Palais 67, 92.
Luzern 72.
Lyon 116, 196, 332, 333, 397, 578, 581, 607, 620, 623.

M.

Macaufay 80, 506, 639.
Macinajo 613.
Machtloß 78, 79.
Madame Neohale 53, 390.
— Veto 143.
Madrid 511.
„Männer des 10. August“ 194.
„Märtyrer der Freiheit“ 440.
Magdalena, Stadt 593.
Magdeburg 117.
— Casematten von 116.
Mahl auf den Chylaischen Felsen 14.
Maignet 82.
Mailand 81.
Maille 340, 429, 431, 432, 531, 533, 540.
Mailiard 150, 159, 162, 164 bis 166, 168.
Mailiards Bänden 154, 161, 163.
Mailly, Marschall von 37, 39.
Mainz 119, 322, 324—326, 328, 329.
Maitre 134, 240, 522.
Mairie 39.
Malesherbes 20, 21, 456 bis 458, 468, 480, 483, 532, 539, 549—551, 554.
Malou-Niga 367.
Malteser-Orden 342, 627.
Mandar, Theophrate 213.
Mandat 3, 37, 39, 43—45, 48, 53, 54, 59, 73, 175, 179.
Manifest des Herzogs von Braunschweig 311.
Mann mit der eisernen Maske 599.

Mannheim 324.
Manstein 300, 301, 304.
Manuel 40, 45, 53, 65, 84, 92, 93, 94, 127, 136, 137, 141, 143, 147, 143, 152, 156, 160, 176, 179, 186 bis 190, 213, 224, 243, 244, 316, 334, 381, 385, 415, 424, 425, 440, 443, 446, 448, 467, 481, 483, 484, 527, 533, 536, 537, 542, 548.
Marat am 10. August 37, 84.
— für Diktatur 29 f., 213, 229, 253, 256 ff., 275, 401, 403 f., 416.
— Conventsmittglied 224 f., 239, 257—263, 268 f., 273, 317, 323, 398 f., 401—406, 408 f., 424, 446, 433, 503, 505, 582 bis 584, 587—589.
— vorkonstitutisch 81, 314, 418.
— im Überwachungs-Ausschuss 148 f.
— und die Septembermorde 139, 141, 144 f., 193 bis 195, 197 f., 214, 402 f.
— sein Rundschreiben 237.
— als Jakobiner 277, 279 f., 465 f., 518, 530.
— und Dumouriez 317—321, 357, 363, 371.
— im Prozeß des Königs 456, 519—521, 527, 530, 534, 541 f., 545, 569.
— u. die Conventswache 523.
Maratisten 413, 465.
Maret 632.
Marboeuf, General de 603, 605, 608.
Marbot 135.
Maria Theresia, Kaiserin 134.
— Theresien-Orden 290.
Marie Antoinette am 10. Aug. 39, 46, 47, 49, 55.
— Antoin. in der Schreibergasse 88.
— Antoin. im Temple 97, 175 f., 337, 553, 564.
— Antoin. verhaftet 97, 175 f., 216, 570.
— Antoin. Verschiedenes von 326, 603.
Maria Christina, Großherzogin 185, 318, 343, 368 f.
— Karolina 349, 601.
Maribon-Montaut 581.
Marine, französische 74.
— holländische 634.

Marivaux, Martin de 153.
Marveillaire 5 ff., 9, 11, 81, 335, 361.
Marville 81, 91, 116, 253, 255, 277, 346, 587, 618, 520.
Marveiller in Paris 4, 5, 12 f., 20, 30, 200, 254, 255 f., 394, 420.
— am 10. August 35, 38, 57, 58, 59, 62, 70.
— in den Septembermorden 127, 153, 181—184, 193.
— gegen Gardinen 597, 617.
Marsfeld 138, 144, 148, 150.
Marslaage 394.
Massenbach 301.
Mastricht 631.
Mathey 563.
Mathon de la Varenne 154.
Matthieu 99, 244, 380.
Maubeuge 351.
Mauconseil, Section 27, 34, 43, 112.
Maulde, Lager bei 113, 114.
— Oberst 632.
Maurice, Barthélemy 190.
Mauritius-Orden 342.
Maurym, Abbé 614.
Magnum von 1793 423, 585, 592.
Magwell 571.
Maguyer 237, 585.
Maigu 193, 211, 256, 273.
Méhée 163, 203.
Meinung, öffentliche 32.
Melin 193.
„Memoires der Septembertage“ 190.
— von Charles Barbaroux 223.
— vgl. Denkwürdigkeiten.
„Mémories du roi Joseph“ 601.
Mena 195.
Menschenfresser in Paris 63.
Menschenhandel d. Landgrafen von Hessen 433.
Menschenrechte 27, 80, 232, 250, 349, 387, 450, 471, 491, 511, 619, 633.
— in Genf 336, 338.
— in Nizza 343.
Merceveau 459.
Mercier 2, 64, 150, 175, 204, 208, 227, 241, 275, 535, 577, 592.
„Mercure National“ 436.
Merchy d'Argenteau 116, 309 f.
Merlin von Douay 227, 244, 252, 371, 442, 534, 539.

Merlin von Thionville 112, 130, 199, 227, 404, 415, 426, 443, 509, 525.
Metternich, Fürst 122, 185.
— Professor 326.
Mez 106, 107, 110, 113, 114, 128, 234, 286.
Meunier 354, 358.
Meusnier 354.
Meynard 526.
Mezières 31, 75, 195, 283.
Miaczynski 124.
Michaux 343.
Michelangelo 212.
Michelet 193, 601.
Militär-Ausschuss 420, 421.
Millicens 279.
Millon 160.
Minister in den Septembertagen 230.
Ministerium vom 10. August 67, 72, 73, 77.
Ministerwechsel 356.
Minto, Lord 625.
Mirabeau 408, 450, 452, 474, 610, 611, 614.
— Briefe von 188, 442.
— sein Standbild 442, 576.
„— der Vorkämpfe“ 46.
Miranda 239, 292, 367.
Mireur 10.
Moleville, Verwand de 19, 20, 22, 29, 515.
Molière 529.
Monoro 145.
Monarchie in Frankreich 67.
Monge 74—76, 354, 617, 630, 636.
„Moniteur“ 81, 99, 159, 217, 343, 461, 523, 599.
Monnot 155, 159, 230.
Mous 357, 360, 362, 364, 371.
Monjarray 172.
Montaigne 609.
Montalban 346.
Montant 404.
Montargis 143.
Montblanc, Département 345.
Monte Rotondo 601.
Montesquien 382, 435, 609.
Montesquion, Abbé 183.
— General 17, 106, 123, 124, 196, 331—334, 335, 338 bis 340, 342, 345, 346, 353, 372.
Montesson, Frau von 11.
Montjoie 516.
Montlosier 194.
Montmartre 69.
Montmédy 286, 297.

Montmelian 334.
Montmorin 21, 22, 24, 34, 101, 165, 269, 332, 412.
Montpellier 607.
— Professor 361.
Montrouge 162.
Mooze 39, 90, 217, 230, 306, 403, 454, 484, 528.
Morande 278.
Morlaume 239.
Moreau von Chalons 464, 502.
Morisson 493, 493.
Morris 23.
Mortimer-Ternaux 5, 45 97, 100, 124, 174, 190 f., 214, 266, 343, 405, 461.
Morv 178.
Mottet, Madame 122.
— (Safayette) 262.
Mouffe, Banquier 594.
Mouzon 311.
Münze, rothe 364.
Mulggrave, Lord 622.
Mullebo 620.
Municipalbeamte 248, 385, 390, 391, 401, 411, 447, 551.
Municipalität 5, 26, 32, 34, 52, 59, 66, 127 f., 134, 135, 198, 233.
— vgl. Commune.
Muratori 600.

N.

„Nachfolge Christi“ 383.
Nacht vom 4. August 373.
Nancy 111, 115, 116, 357.
Nancy 106.
Nantes 277.
„Napoleon Bonaparte und das französ. Volk unter seinem Consulate“ 209.
Napoleon am 10. August 59, 64.
— der Name 602.
— Bonapartes Jugend 593 f., 620.
— in Corsica 611—613.
— Bataillonschef zu Ajaccio 615 f.
— gekühtet 620.
Narbonne 23, 119, 188, 196 f., 251, 460, 474, 516.
Nasica 603.
Nassau 344.
Natis 335—338.
National-Archiv 432.
— Bibliothek 226.
— Cocarde 91.
— Cocarden in Mainz 326.

National-Commissäre 247, 374, 377.
— -Convent 66, 78, 86, 96, 127, 145, 147.
Nationalgarde am 10. August 3, 13 f., 23, 33, 37, 40, 43, 47, 50 f., 53, 57, 61, 92—95.
— und Marveiller 13 f., 515.
— in den Septembermorden 174, 181, 183, 190, 193 f., 197, 229 f., 239, 411, 515.
— Verschiedenes von der 100, 113, 382, 467, 529 f., 612, 628.
— in Corsica 613, 615—617.
— vgl. Bürgerwehr.
National-Gerichtshof 198 f., 488.
— Güter 378, 627.
— -Versammlung, allobrogische 314.
— -Berf. in Chambéry 342.
— -Berf. und Corsica 610 ff.
Naturrecht 370.
Nebarre, Madame de 176 f., 551.
Nevoigle 11.
Neander 79.
Neapel 349, 350, 594, 597.
Necker 195, 336, 515, 516.
Negativs 335—337.
Negerclaverei 79, 272.
Neisse 117.
Nelson 621, 622.
Nemours 197.
Neuschätel 338.
Neuwinger, General 323, 328 ff.
Nevegers 438.
Neyon, Oberst 287.
Nebelung 602.
Nicole 533.
Niebuhr 602.
Niederlande 282, 284, 286, 290, 309, 314.
Nizza 332, 343, 345, 347, 385, 595, 620.
— Grafschaft 333, 346.
Noël 526.
Nordamerika 375, 387, 433, 545.
Nordamerikaner 393.
Nordpol, Entdeckungsfahrt nach dem 622.
„Nordstern“ 208.
Normandie 37, 111.
North, Lord 639.
Notablen 216.
Nott in Paris 533.
Noton 338.
Nützlichkeits-Philosophie 78.

D.

Oberrhein, Departement 106.
 Obyer 94.
 Ocariz 547.
 Och3 in Basel, Bürgermstr. 8.
 Octavianus Augustus 602.
 „Odyffens“ der Revolution“ 112.
 Obereitung aus Leichen 581.
 Oelzner 207, 208.
 Osterreich 293—301, 314, 347, 385.
 — und Sardinien 351.
 Osterreich in Belgien 358, 360, 362, 364, 367, 368, 371, 514.
 — in der Champagne 285, 289, 290, 298, 300, 305 ff., 327, 392.
 — am Rhein 322, 323, 325, 328, 328.
 — vor Lille 352.
 Osterreichisch-Ausschuß 4, 272.
 Othvaut, Vincent 97.
 Osmüg 118, 120, 121.
 Olympia de Gouches 457.
 Oueglia, Fürstenthum 347.
 Oratorianer 142.
 Oratoristen 75.
 Oratorium 160.
 Ordenszeichen 385.
 Orense 220.
 Orizza, Kloster 613, 614.
 Orleans, Familie 462—464.
 — Herzog Philipp von, in der Armee 112 f.
 — dessen Söhne 112 f., 301, 544.
 — in d. Septembertagen 176 f.
 — im Convent 226, 272, 465 f., 543 f.
 — im Prozeß des Königs 528, 534, 536, 550, 556, 575.
 — und Marat 263.
 — Verschiedenes von ihm 11, 54, 548.
 — Verbannung der 581.
 Orleansische Partei 226, 528.
 Orleans, Stadt 200 f., 228, 247.
 — Staatsgefangene von 198.
 Olfetin 99, 448, 534.
 Olfian 605.
 Olfende 359, 367.
 Olfindien 80, 572, 622, 634, 635.
 Olftracismus 404, 446.
 Otto, Kaiser 324.
 Ovid 387.
 Oxford 78.

P.

Pache, Kriegsminister 354 f., 358, 365, 370, 407, 420, 464, 582, 630.
 — wird Maire 588.
 Pafsiologen 599.
 Palais Royal 10, 31, 177, 200, 583.
 Palfly, Graf von 290.
 Palfziger 360.
 Palmaz, Rhode von 597.
 Paloy 319.
 Panis 30, 139, 144, 145, 163, 192, 211, 224, 236, 239, 255, 256, 262, 398, 401, 534.
 Pannonie, Abbe de 160.
 „Panopticon“, von Bentham 78.
 Pantheon 443, 575, 576.
 Paoli 596, 600, 601, 603, 604, 610—625.
 Papiere des eifernen Wand- fchranks 441 ff.
 Papiergeld 580, 591.
 Papst und Frankreich 348, 593.
 Paquot, Abbe 194.
 Paris 1, 40, 98, 113, 126, 130, 146, 149, 174, 208, 211, 213, 214, 223, 235, 237, 240, 250, 252, 256, 276, 281, 282, 286, 292, 342, 350, 353, 364, 378, 380, 397, 405, 406, 418, 419, 421, 438, 447, 465, 467, 487, 497, 500—503, 513, 517, 518, 522, 533, 543, 549, 565, 582, 584, 585, 587, 588, 597, 614, 615, 617.
 — Departement von 535.
 — und die Departements 249, 585.
 — Kriegsschule in 605 f.
 Parifer Demagogen 395.
 — Lager 474.
 Paris, Leibwächter 575, 576, 580.
 Parliament, englifches 118, 499, 516, 587, 633.
 — in Corfica 623.
 — in Paris 574.
 Pas-de-Calais, Departement 535.
 Pastoret 159.
 „Patriote françois“ 4, 134, 217, 231, 263, 272, 426.
 Patrioten des 10. August 400.
 — am 2. September 400.
 Pauline Bonaparte 600 f.

Pavia '531.

Pavue, Thomas 78, 80, 226, 438, 525, 535, 541, 545, 633.
 Pelfene 427.
 Peltier 79, 93, 131, 169, 190.
 Penthievre, Herzog von 176, 177.
 Pepin-Desgrouettes 99.
 Peraldi 107, 109, 596, 615.
 „Père Duchesne, le“ 144, 563.
 Peretti 610, 614.
 Pereyra, Jacques 630.
 Permanenz der Sectionen 521.
 Perpignan 199, 277.
 Perrier 184.
 Perugia 220.
 Pestalozzi 78.
 Petersburg 290.
 Pétition am 10. August 1, 3 ff., 12 ff., 14, 24, 25, 27, 31, 33, 34, 37—44, 53, 65, 66, 72, 92, 94, 99, 109.
 — u Dictatur 19, 30, 213 f., 416 ff.
 — „König“ 132, 224, 244, 444, 484.
 — seine Zweideutigkeit 39, 136.
 — in den Septembertagen 147, 168, 174 f., 179, 186, 191, 197, 391, 401.
 — im Convent 224, 238 bis 240.
 — Präsident 243, 252.
 — im Verfassungsveränderung 265.
 — im Jakobinerclub 271, 404, 417.
 — im Prozeß des Königs 433, 445 f., 456, 483 f., 514.
 — Verschiedenes von 197 f., 253, 256, 289, 421, 423, 465, 467, 513, 529, 564, 575 f., 580.
 Pfaffengasse 522.
 Pfalz 322.
 Ponte 332, 350.
 Porphyr 57, 58, 71 f.
 Philadelphia 122.
 Philanthropie 343.
 „Philinte de Molière, le“ 142.
 Philipp von Orleans 29.
 Philippe Egalité 247, 484.
 Philppeaux 443.
 Philppeville 351.
 Philosophen 459, 484.
 Philojophie 551.
 Premerier, Abbe 103.

Biemont 331, 346, 617.
 Pifenplatz 576.
 Pifanis, Ubereinkunft von 301, 445, 452, 474.
 „— Verchwörung von“ 26.
 Pifa 600, 609, 614.
 Piftoja 600.
 Pift 118, 222, 502, 511, 516, 593, 623, 632, 636 bis 640.
 Pius VI., Papst 220, 593, 595.
 Place de la Révolution 566.
 Place-Vendôme 85.
 Plato 607, 609.
 Plefel 10.
 Plünderung am 25. Februar 1793 586 f.
 Plutarch 605, 609.
 Plutarchs „Alcemenes“ 378.
 Pöbel 187.
 Pöbel der Hauptstadt 585.
 Pöbelherrschaft 41, 378.
 Poiffonniers 149.
 Poitiers 640.
 Poix, Prinz 132, 135, 144, 180.
 Polen 296, 299, 309.
 Polizei 521, 522, 580.
 Polytechnifche Schule in Paris 74.
 Pont au Change 192.
 — de Beyle 2.
 — l'Abbe 37.
 Pontecoulan 341.
 Pont-Nenf 91.
 — sur-Sambre 114.
 Ponte Nuovo 601, 613.
 Pontius Pilatus u. Pétition 45.
 Portugal 221, 635, 637.
 Poutier 440.
 Pozzo di Borgo 614 f., 617, 618, 620.
 Prätendenten 543.
 Prengarten 341.
 Presse, Freiheit der 214, 264, 277 f., 329, 405, 623.
 — und die Septembertage 214.
 Preußen 282, 286, 288, 289, 292, 293, 296, 327, 347, 353, 354, 357, 593, 631, 634, 635, 637, 638.
 — am Rhein 328.
 — in der Champagne 283, 322, 392.
 — in Verdun 286, 287.
 — Rückzug der 353.
 Priester, abgefaltene 142.
 — in Couches 211.

Priester in Frankreich 92, 451, 506, 510, 517.
 — in Nizza 347.
 — in Savoyen 344, 345.
 — Chefe 429.
 — Gehalt 425.
 — Nord 137, 159.
 — verbannte 218.
 — Verfolgung 143, 149, 157, 166, 173, 219.
 — vgl. Clerus, Eidweigerer und Geiftlichkeit.
 Priestley 73, 225, 226, 402.
 Brieur de la Marne 122, 302, 425, 446.
 Prince de Poix 132, 135, 144, 180.
 Prinz von Weftm 464.
 Proclamation des Dumouriez 378.
 Procureur der Commune 134, 143, 265.
 Profy 629.
 Proscriptionslisten 237.
 Proff 440, 493.
 Proteftanten in Frankreich 516.
 Provence 332.
 — Graf von 560.
 Provinzen 516.
 Prozeß des Königs 379, 380 ff., 420, 423, 426, 427, 432, 443, 446, 467, 493, 513, 514, 523, 593.
 Brudhomme 84, 141, 142, 213, 215—217, 263, 246, 272, 425, 590.
 Bruntrutt 353.
 Buder 590.
 Buy-de-Drôme, Departement 535.
 Buyjégar 37.
 Pyrenäen, Niedere 533.

D.

Quäfer 545.
 Quaraiguon 360, 361.
 Quatremère 31.
 Quenza 615.
 Quernes 360.
 Quiberon 7.
 Quinette 110, 246, 444.
 Quirant 159.

R.

Rabant-Saint-Étienne 243, 488, 524, 582.
 Racine 381, 609.
 Räumungsvertrag 302, 305.
 Raffron 534.

Ramillies 640.
 Raffignac, Abbe Chapt de 186.
 Rath, der Große, in Genf 335, 338.
 — der Kleine, in Genf 336, 338.
 Rattibor 121.
 Ratter 348.
 Raynal 606, 607, 609, 610.
 Réal 100, 466, 524.
 Rebecqui 12, 30, 81, 223, 253, 254, 256, 398.
 Recht des Aufftandes 274, 472.
 Rechtsbeftände für den König 455 f., 551.
 Rebing, Major 164, 169.
 „Regent“, Diamant 212.
 Regiment La Fère 606.
 Regnault-Beaucaron 31.
 Reichsarchiv in Mainz 324.
 Reichsstände 516.
 Reinhard 208.
 „Reife über den Sund“ 208.
 Reinius, heil. 194.
 Renard, Baptift 361—363.
 Republik in Frankreich 2, 242 f.
 — der Tugend“ 265.
 „Republikaner, der“ 570.
 Repräsentanten in Genf 335, 336, 338.
 Réthel 319, 321.
 Rettungsarten in den Septembertagen 141.
 Revolutionen, drei 273.
 — von Paris“ 216.
 Revolutionieren eines Landes 374.
 Revolutions-Ausschuß 36.
 „Revolutionsgarten“ 226.
 Revolutions-Gericht 330.
 — Münze 375.
 — Programme, von Cambon 376 ff.
 — Propaganda 323 f., 330, 348.
 — Recht 373.
 Rebwell 227, 396, 465, 525.
 Reynolds 621.
 Rheims 193, 194, 211, 283 bis 285, 292, 296, 303.
 Rheinfels 328.
 Rheinfreis 221.
 Rheinsberg 120.
 Rheinfürtheim 325.
 Rhétel 285, 286, 292.
 Rhul 445.
 Richardt 209.
 Richard, Hippolyte 202, 203.
 Richtung 521.

- Richelieu 571, 640.
— d'Alquillon Oberst 123.
Richter 247, 248.
Riel, Feldwebel 325.
Rilly 194.
Ringard, Abbé 102.
Riff 207.
Ritter 123.
Roanne, Gefängnis 197.
Robert, François 225, 435 f., 584.
— Madame 46.
Robespierre, Maximilian, am 10. August 27, 29, 35 ff., 54, 84, 400.
— M., Feld der Jakobiner u. der Commune 86, 95, 97, 99, 136, 147, 189, 236, 251, 277, 410, 415, 458, 467, 521.
— M., seine Adresse 136.
— M., in den Septembermorden 139—144, 147, 180, 189, 205.
— M., bei den Conventswahlen 223—225.
— M., will Dictator werden 30, 213, 228, 253—255, 258, 262, 393, 500.
— M., Briefe an die Wähler 265, 417.
— M., sein Sturz 7, 80, 81, 209, 227, 457, 519.
— M., sein Tod 122.
— M., und Dumouriez 316.
— M., und Girondisten 16, 270, 273—275, 400—406, 412—414, 418, 503 f., 575 f., 580.
— M., für Religion 425.
— M., für Verbannung der Orleans 465.
— M., im Prozeß des Königs 424, 440, 444, 489—492, 505 f., 514, 528, 533, 539, 541 f., 552, 566, 570.
— Augustin 225, 280, 404, 405, 534.
Rochefort 111, 596.
Rocher, Gâtéin du 103.
Roches 333, 391.
Roch-Marcandier 144, 145, 190, 204.
Röderer 16, 33, 39, 43, 48 bis 52, 55, 59, 92, 174, 179.
„Römer“ in Frankfurt 329.
Röremonde 358.
Rohan, Cardinal 2.
Roland de Matière, Minister 20, 68, 72, 76, 133, 200, 202, 204, 213, 226, 237, 240, 248, 264, 268, 348, 354 f., 357, 365, 395, 397, 417, 422, 441, 460, 464 f.
- Roland de Matière, seine „Dictatur“ 19, 213.
— sein Sendschreiben 233.
— in den Septembertagen 146, 149, 198, 200, 204, 230, 237, 262—264, 401, 411.
— gegen die Jakobiner 262 bis 264, 270 f., 277—279, 395, 397 ff., 404, 413, 415, 575, 587.
— und Dumouriez 313, 357.
— und Pache 354—356.
— im Prozeß des Königs 441 f., 505, 513, 529.
— seine Schriften 530.
— seine Rechnungen 580, 581.
— Madame 2, 68, 73, 76, 80, 138, 198, 200, 212, 225, 231, 233, 249, 263, 264, 313, 348, 354—356, 460, 461, 466, 581.
Rolandisten 261, 280.
Rom 220, 347, 348, 600.
Romme 535.
Roffignol 42, 44, 85.
Rossini 613.
Rouen 106, 517.
Rouget de Lisle, Claude Joseph 6, 8—11.
Rouillé 123.
Roussin 336, 473, 606, 607, 609.
Roux 203, 563, 568, 587 f.
Rouyer 406, 482, 530, 532.
Rouzet 436, 437, 485.
Roveray 340.
Rovère 581.
Royalismus 421.
Royalisten 199, 418, 423, 424, 427, 435, 443, 462, 513, 529, 542, 575, 591.
Ruamps 207, 581.
Rudolf von Habsburg 600.
Rulhières 175, 180.
Rundschreiben von Padua 310.
Rußland 126, 221, 635.
- S.
- Saarbrück 344.
Sabatsch, Sturm von 290.
Sachsenhausen 329.
Sachsen-Weichen, Herzog von 111, 116, 297, 351, 353, 357, 360, 362, 371, 595.

- Säkularisation 369.
Saint-Mand 115.
— André 346, 424, 466.
— Antoine, Vorstadt 2, 3,, 12, 57, 144, 392.
— Beauve 11.
— Brie, Madame de 176, 187.
— Calais 226.
— Cyr, Mädchenschule zu 603, 617.
— Denis 21.
— Etig, Fort 597.
— Etienne 598.
— Far, Abbé 102.
— Firmin, Seminar 103.
— Germain, Faubourg 188.
— Honore, Rue 35.
— Jouvain 289.
— Just 139, 140, 404, 423, 433, 440, 464, 485, 506, 528.
Sainte-Madeleine 569.
Saint-Marc, Graf 166 f.
— Marceau, Vorstadt 3 f., 12, 35.
— Martin de Paris 569.
— Ménéhould 284, 288, 291, 312, 313, 352.
— Roche, Kirche 40, 212.
— Sulpice 103, 162.
— Victor, Abtei 103.
Salicetti 596, 610, 611, 614, 616—618, 620.
Salins, Abbé 160.
Salis, Freiherr von 58, 61.
Salles 433, 436, 509, 521, 573, 582, 587, 588.
Salpêtrière 174.
Sampiero 610.
Samson, Scharfrichter 570, 571.
San Fiorenzo 621.
— Miniato 600.
Sausculotten 225, 244, 373, 405, 504, 530, 563.
„Sausculotterie, der Groß-Sultan der“ 140.
Sausculottes, Section des 103.
Santerre am 10. August 2, 12, 13, 14, 35, 38, 57, 65.
— Commandant d. Nationalgarde 44, 57, 95, 239, 316, 447, 518, 529 f., 542, 587—590.
— in den Septembertagen 190, 230, 235, 239.
— und Dumouriez 316, 320.
— als Wächter des Königs 382, 419, 447—449, 467 f., 552, 563, 568 f., 571.
- Santerre, Verschiedenes von 144, 200, 404, 424, 462.
Saone, Bischof von 32.
Saorgio 346.
Sardinien 126, 339, 341, 347, 350, 351, 595, 596, 599, 617, 637, 661.
Sartines, Seeminister 572.
Sarzana 600.
Saumur, Schloß von 200.
Savoyen 331, 333, 334, 339 bis 343, 345, 353, 374, 385, 439, 595.
— seine Eroberung 10.
— Carignan, Maria Theresia Louise von 175.
Scheide, Eröffnung der 369, 593, 632, 633.
Scherr 11.
Schiller 78.
Schlabendorf, Gustav, Graf von 208, 209.
Schlesien 120.
Schottland 635, 636.
Schredenszeit 205, 216, 227.
Schweden 208.
Schweiz 203, 309, 332, 333, 338, 340, 353, 631.
Schweizer, die, am 10. August 13, 37, 50, 53, 57, 58, 60, 61, 69, 70, 90, 92, 139, 164, 340, 453.
— von Chateaubriant 429, 445.
Sclavenhandel 79.
Sebastian Bonaparte 600.
Section der Piken 461.
— des Théâtre Français 41.
— Dünze-Wings 41.
— Robespierre 461.
Sectionen 180, 554.
— von Paris, als „Volk“ 27 ff., 41, 396.
Sedan 107—109, 111, 112, 115, 224, 282, 283, 285, 297, 311, 596.
Gemeisen in Frankreich 451.
Seine-et-Oise 227.
Sémonville 332, 350, 596.
Sendschreiben an Buttastuoco 614.
— an Joseph II. 274.
Sens 569.
Septembermorde, in Vorbereitung 5, 13, 126 ff.
— Plan und Urheber der 138 ff.
— in Paris 5, 13, 91, 103, 107, 126 ff., 138, 150, 187, 190, 192, 194, 195, 202, 205, 208, 210, 214, 220, 223, 229, 230, 234,

- 237, 240, 253, 262, 263, 267, 269, 273, 274, 276, 278, 280, 343, 381, 390, 397, 400 f., 402, 404, 411, 415, 417—419, 435, 497, 500, 502, 504, 515, 516, 528, 530, 540, 583, 593, 633.
Septembermorde, Zahl der Opfer 190.
— in anderen Städten Frankreichs 192.
Septembermörder 203, 206, 207, 211, 227, 250 f., 519, 529, 532, 566, 583.
Septeuil 445, 450, 453.
Sergent 30, 139, 144, 145, 163, 186, 193, 210, 224, 236, 250, 401, 534.
„Sergent d'Agathe“ 144.
Serres 487.
Sers 91.
Servan 19, 20, 68, 95, 213, 230, 261, 297, 300, 335, 339, 355, 392, 617.
Serre, Procurator 166.
Setimo 600.
Sheridan 118, 516, 625, 633.
Siann, König von 133.
Sicard, Abbé 151, 152, 154, 155, 158, 163, 230.
Sicherheits-Ausschuß 171, 266 bis 268, 403, 407, 418, 428, 445, 460, 505, 521, 522, 580, 581, 583.
— Ausschuß in Genf 337.
Sicard, Abbé 349, 596, 637.
Sidney 492.
Siéghès 227, 513, 528, 537.
Silburne 221.
Sillery 302, 303, 465.
Simon 35, 42, 345, 386.
— Journalist a. Straßburg 2.
Sinamary 222.
Sitzungsberichte, jakobinische 280.
Smith, Adam 607.
Smünering, Anatom 119.
Soissons 2, 33, 34, 234.
— Lager zu 32.
Sokrates 492.
Solminiac 54.
Sombrenil, Fräulein 136 f., 191.
Soret 31.
Sospello 347.
Sourdat von Troyes 457.
Souveränität der Nation 437.
— des Volkes, (s. Volkssouveränität.)
Span 371.
- Spanien 126, 220, 351, 488, 498, 511, 537, 547, 584, 593, 631, 637.
Speyer 322, 323, 385.
Spindler, Oberlieutenant 196.
Spiegel, Freiherr von 290.
— Grossenfloniar von 632.
Spitälcr 516.
Sta 367.
Staaten, Vereinigte 546.
Staatsbankrott 378.
Staatsforste 591.
Staatsgefängene von Orleans 198.
Staatsrath 72.
Stadthaus 124.
Stael, Frau von 23, 119, 188 f., 235, 290, 478.
Stafford 173.
Stamm, Professor 325.
Stanhope 640.
Stankaus, König 225.
Staray 352.
Statuen des Geistes und der Freiheit 34.
Stein, Freiherr von 208.
Steinguerlet 9.
Stenay 305.
Stengel 289.
Stercotypie 209.
Sternberg 121.
Stettin 208.
Steuern 246, 248, 377, 585, 627.
Strabo 607.
Strafford 639.
Straßburg 6, 9, 106, 110, 208, 322.
Straßentrab in Paris 212.
Stuarts, die 463.
Sturm vom 3. August 35.
Sturmstode 240.
Stuttgart 324.
Sudking 622.
Sulcau 46, 53, 54, 57.
Sulla, Proscriptionen des 402.
Sumpf 261.
Sylvester 295, 304.
Sylvia, Gens 599.
Synodics 335, 336, 341.
- T.
- „Tableaux de la révolution“ 103.
Tacitus 609.
Tagebuch Napoleons 608.
Taine 49.
Talleyrand 119.
Tallien 7, 37, 42, 127, 136, 135, 190, 204, 210, 224,

225, 227, 230, 231, 244, 247, 250, 255, 259, 267, 333, 541, 581.
 Talma, Julie 320.
 Target 397, 456.
 Tarnowik 121.
 Tarquintier 508.
 „Tartiffe“ Molières 529.
 — in der Politik 354.
 Taubstumme 151, 152.
 „Tebeum der Franzosen“ 335.
 Temple 92—94, 105, 176, 217, 235, 380, 382, 387, 432, 448, 455, 457, 549, 552, 555, 564.
 Teinda, Col von 346.
 Ternaux 288.
 Terrasse der Feuillants 60.
 Testament Ludwigs XVI. 477 bis 481, 556.
 Teuffier 172.
 Théâtre des Variétés 144.
 — Français 518, 519.
 — Français, Section des 521.
 Theater während der Revolution 119.
 Theaterstreik im Convent 493.
 Thermes de Julien, Section 31.
 „Thermomètre des Tags“ 217.
 „Thermomètre“ 570.
 Thermopylen Frankreichs 284, 315, 482, 512.
 Théroigne de Méricourt 54, 529.
 Theristes der Revolution 216.
 Thiebault 8, 13, 52, 54.
 Thibaut 176.
 Thierry, Kammerdiener 18, 165, 476, 504.
 Thiers 167, 451.
 Thionville 127, 128, 227, 282, 322, 353, 354.
 Thomas 534.
 Thoranne 160.
 Thorwaldsen 72.
 Thouvenot, Oberflüchtenant 283, 284, 300, 302, 361, 362.
 Thugot, Minister 122.
 Thuriot 26, 59, 91, 95, 98, 127, 147, 148, 213, 462, 489, 517, 540, 581, 587.
 Tieck's „Aufstand d. Geveuen“ 205.
 Tiroler Jäger 361.
 Tison 381.
 Tochtergesellschaften 276, 277.
 Toesnos, Don 630.
 „Tod des César“, v. Voltaire 119.
 Todtenfeier am 27. August 82.

Todtengerichte 581.
 Toledo 221.
 Tolendal 120.
 Toscana 350.
 Touche-Tréville, de la 349.
 Toulon 116, 596, 597, 618, 322, 623.
 — Flotte in 595.
 Toulouse 436.
 Tournay 352, 367, 371.
 Tourzel, Madame 50, 86, 89, 94, 176, 187, 217, 382, 558.
 Trajan 599.
 Tréfontaine 183.
 Treilhavd 371, 456, 524, 541.
 Trémouille, Madame la 187.
 Trennung der Gewalten 473.
 Tribunal vom 17. August 94, 99, 102, 146, 168, 193, 213, 214, 398.
 Tribunal 394, 408.
 Tricolore 517.
 Trier 354.
 Trio-Cordelier 227.
 Triumvirat 245, 252, 254, 256, 258, 275, 408.
 Tronchet 456, 457, 459, 468, 477, 480, 539.
 Tronchin 336.
 Truchon 229, 230, 231.
 Truguet, Admiral 346, 347, 597, 598.
 Tullerien 3, 5, 13, 33, 34, 36, 38, 39, 43, 47, 56, 60—62, 64, 66, 81, 90, 92, 97, 100, 110, 124, 129, 144, 181, 195, 240, 319, 441, 442, 554.
 Turgot 21, 75, 551.
 Turin 331—333.
 Tyrannenmörder, Legion der 227, 353.
 — zwölftundert“ 595.
 Tyrtäus der Revolution 9 f.

U.

Überwachungs-Ausschuß 84 f., 132, 139, 144, 145, 148, 150, 179, 191, 195, 197, 198, 204, 237, 239, 251, 257, 259, 266, 267, 268, 269, 273, 275, 426.
 Ubalricus, Bischof 324.
 Uhrenfabrication 338.
 Ulpia, Gens 599.
 Universal-Republic 418, 503.
 Universität Göttingen 79.
 — Göttingen 119.
 — zu Mainz 324.

Universität Oxford 78.
 — Pavia 331.
 — Pisa 609.
 — Straßburg 208.
 Unterricht = Ausschuß 159, 518.
 Untersuchungs-Ausschuß 272.
 Unverletzlichkeit des Königs 115, 429, 430, 433, 436 bis 438, 440, 470, 496, 501, 507, 508.
 — der Gesetzgeber 517.
 Urfröche 425.
 „Ursprung der Gulte“ 227.
 Urversammlungen 42, 374, 376, 408, 427, 429, 431, 439, 440, 443, 446, 486, 491, 493, 496, 503, 510, 512, 523, 526, 527, 537.
 Utrecht, Vertrag von 633.

V.

Vasagé, Dufliche 428, 429, 445, 458, 542.
 Valence 354, 357, 359, 615.
 Valencia 220.
 Valenciennes 112, 113, 115, 351.
 Valéze 453.
 Valmy, Herzog von 124.
 — Kanonade bei 289, 292, 305, 312, 331.
 Vampyr der Republik 517.
 Vanina 610.
 Varennes 100, 176.
 — George 298.
 Varnhagen 208, 209.
 „Vaterland in Gefahr“ 25, 41, 144, 147, 150, 181, 509, 541, 542, 595.
 Vau 283.
 Vauban 75.
 Vaublanc 32, 33.
 Vaugois 2.
 Vaugirard 146.
 Venaisin 594.
 Vendée 13, 397, 433, 576, 576.
 Vendôme, Platz 69, 91, 94, 576.
 Venedig 126, 350.
 Verbrüderung der Völker 345
 Verdun 148, 194, 282, 283, 285, 286, 298, 301, 302, 305, 306, 416, 451, 452.
 „Verein der Vertheidiger der Republik“ 585.
 — von Föderierten 585.
 Vereinigte Staaten 118.
 Verfassung von 1789 (1791) 16, 19, 25, 26, 29, 41,

49, 55, 56, 66, 78, 96, 105, 107, 108, 123, 124, 197, 199, 206, 208, 226, 241, 247, 280, 429, 430, 436, 450, 452, 456, 468, 472, 492, 496, 505, 507, 515.
 Verfassung des Convents 245, 260, 270, 437, 467, 497, 510, 544, 548, 580.
 — von Brabant 369.
 Verfassungs = Ausschuß 265, 513.
 — Streit in Genf 335.
 Verzeines 337, 457.
 Vergniaud 18, 28, 34, 37, 53, 56, 60, 66, 69, 73, 90, 105, 110, 135, 137, 149, 202, 236, 237, 245, 250, 259, 263, 265, 269, 271, 274, 313, 316, 363, 368, 404, 414, 495, 497, 504, 505, 505—511, 522, 524, 525, 527, 531—533, 538, 540, 542, 548, 573—575, 581, 585.
 Vernis 81.
 Véron 386.
 Verpflegungsamt 535.
 Versailles 3, 37, 202, 290, 587.
 Verschwörung in Grenoble 146.
 „Vertheidiger der Verfassung“ 265.
 — des Königs 537—539.
 Vertheidigungs-Ausschuß der Nation = Verammig. 149, 513, 522, 596, 636.
 — Ausschuß v. Verdun 287.
 Vertheilung aller Bomben 542.
 Vertreter der Sectionen 584.
 Vertrag zu Leoben 122.
 Verwoitte 12.
 Verwaltungs = Behörden 247, 248.
 Verwundete des 10. August 493.
 Veto wegen der Priester 474.
 Viard, Achille 460.
 Victoire, Platz 91.
 Victor Amadeus III. von Savoyen 331, 332.
 — Hugo 667.
 Videt 196.

Vienet 532.
 Vierundzwanzig, Ausschuß der 445.
 Vigier 54, 57.
 Vilain-Daubigny 99.
 Villafrauca 346.
 Villantroy 123.
 Villemur 167.
 Villette, Charles 517.
 Vilvorde 369.
 Vincennes 3.
 Vincenz von Paula, heil. 219.
 Violet 161.
 Vion 156.
 Viozesnil 37, CO.
 Virgil 215.
 Vitry 292, 296.
 Vlies, goldenes 385.
 Voibel, Karl 272.
 Volk, das souveräne 85, 193, 223.
 „— das, zieht seine Rechte an sich“ 180.
 „— im Aufstande“ 44.
 — von Paris 587.
 Volkes, Majestät des 241.
 „Volkfreund“ 588.
 Volksregierung 373.
 Volks-Souveränität 2 ff., 27 bis 29, 40, 42, 44, 46, 54, 65, 96, 100, 180, 245, 251, 265, 269, 271, 273, 332, 340, 364, 376, 394, 398, 430, 439, 444, 491, 495, 501, 503, 509, 522.
 Volkswille 228, 473.
 „Volkzeitung“ 225.
 Volkziehungs = Ausschuß 151, 163, 549, 565.
 Volkziehungs-rath 73, 212, 550.
 Voltaire 119, 220, 225, 336, 517, 609.
 Vouzier 290, 314.

W.

Waadtland 338.
 Waddison 78.
 Wälder von Corsica 596.
 Wassermangel in Frankreich 127.
 Waschl für den Convent 193, 194.
 Waslrecht, erweitert 69.
 Waldungen in Frankreich 629.
 Wames 360.

Wandjhrank, der eiserne 453.
 Wappen 86.
 Washington 78, 79, 118.
 Waffner 154.
 Weber 47, 51, 56, 59, 176, 178, 179, 180, 183.
 Webefind 325.
 Wehr-Ausschuß 146.
 Weiber in den Septembertagen 162, 166.
 Weiß, Oberst von 631.
 Weihenburg 123, 322.
 Wellesley 640.
 Wellington 640.
 Weltalter des Geistes 344.
 Westreligion 227.
 Westrepublik 323.
 Weisel, Festung 116.
 Westermann 2, 3, 35, 38, 57, 58, 282, 298.
 Westindien 622.
 Wien 152.
 Wiener Congress 118.
 Wiesbaden 325.
 — von Paris 587.
 Wilberforce 78, 79.
 Williams, David 78, 80.
 Wimpfen 322.
 Winkelmann 322.
 Wittberg, Herzog von 26.
 Wittbread 118.
 Wittgenstein, Graf 166.
 Wolf, Friedrich M. 208.
 Wolsfahrts = Ausschuß 337, 405.
 Worms 323, 325.
 Wucherer 588.
 Würger von Wignion 529.

Y.

Yonne 533.
 Ypern 367.
 Ysara-Walady 536.

Z.

Zehn in Venedig 583.
 Zehnten 373, 376.
 Zeitungen 382, 391.
 Zellengefängnisse 78.
 Zürich 324, 335, 336, 338 bis 341.
 Zustand des Aufstufes 238.
 Zweibrücken, Herzogthum 344.
 Zwölf, Commission der 445.
 Zwölfer-Ausschuß 26.

Berichtigungen.

С. 63, З. 6 von unten, lies „Grammont“, statt Gramont.

С. 168, З. 12 von oben, lies „Gegensätze“, statt Gegenstände.

С. 338, З. 11 von unten, lies „Nyon“, statt Noyon.

С. 341, Marginale, lies „Montesquieu“, statt quion.

С. 353, З. 21 von oben lies „Decointre“, statt Decointe.

С. 567, Überschrift, lies „Ende des Königs von maßloser Güte“, statt
Ende von des Königs maßloser Güte.

Einigemale ist „Barère“, statt Barrère gedruckt. Erstere ist die neuere, die zweite ist die ältere und im großen Quellentwerke, der „Histoire parlementaire“, beharrlich festgehaltene Schreibweise.

С. 63, З. 6
von unten



С. 168, З. 12
von oben